Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Monatsschrift

für das

gesamte Leben der Gegenwart

Begründet von

JULIUS LOHMEYER

Band X

April 1906 bis September 1906

BERLIN
Verlag von Alexander Duncker
1906

...cherei Tuchatsch.

Digitized by Google

LOAN STACKS

Digitized by Google

AP30
D37
v.10

Inhalts-Verzeichnis.

Erzählungen und Novellen.

Seite

Utis, Der falsche Baurat. Novelle 1, 145, 289, 433
Gertrud Freiin le Fort, „Es war ein Markgraf über dem Rhein —." Novelle . 577
Fritz Philippi, Das Borntier. Erzählung aus dem Westerwälder Volksleben . 721

Dichtungen.

W. S., Zwei Träume 26
Carl Bulcke, Die schöne Hannalee 27
C. Eysell-Kilburger, Wunsch 93
Bruno Baumgarten, Am Zaun 156
Paul Ilg, Sommernachtgedanken 197
Karl Ernst Knodt, Poet und Prophet 225
Felicia Hemans, Der Sonnenstrahl. Aus dem Englischen übersetzt von Fritz Friedrich 250
Friedrich Wiegershaus, Rheinzauber 257
A. K. T. Tielo, Durch die Dämmerung 299
Louis Engelbrecht, Späte Wanderung 312
Gertrud Freiin le Fort, Die Schwermutblume 321
Wilhelm Langewiesche, Heimat 376
Bruno Baumgarten, Die Rose 473
W. Schrobsdorff, Am Königsgrab 495
Karl Ernst Knodt, Sprüche 520, 528
Hedwig Höpfner, Aus einem Cyklus: „Die Marienburg" 533
Reinhold Fuchs, In heiliger Frühe 618
Reinhold Fuchs, Wald auf der Düne 654
C. Eysell-Kilburger, Luzifer 735
A. K. T. Tielo, Ruhe 750
Karl Ernst Knodt, Spruch 777
Gertrud Freiin le Fort, Die Herbstfrau 762
E. Müller-Kämpf, Das Mädchen und der Kuckuck 814

Literatur.

Hermann Hillner, Aus den Memoiren eines russischen Landgeistlichen . . . 60
Victor Blüthgen, Vom Verein für Massenverbreitung guter Volksliteratur . 100
Konrad Falke, Literarische Monatsberichte 129, 265, 561, 702, 855
Arthur Sewett, Das Erlebnis und die Dichtung 345
Arthur Bonus, Selma Lagerlöf und die Saga II. Stück 359

Digitized by Google

Seite

Hermann Tardel, Die neuplattdeutsche Literatur und die Zukunft des Plattdeutschen . . . 386
Arthur Sewett, Literargeschichtliche Berichte . . . 408
Erich Adickes, Chamberlains Kantwerk. Wissenschaft gegen Dilettantismus . 604
Bruno Baumgarten, Lienhards Lyrik . . . 633
Hermann von Blomberg, Goetheschriften . . . 682
Rudolf Krauß, Schiller-Jubiläums-Literatur . . . 828

Biographisches.

Erich Marcks, Heinrich von Treitschke. Ein Gedenkblatt zu seinem 10jährigen Todestage (28. April) . . . 157
Vier unveröffentlichte Briefe Heinrich von Treitschkes . . . 190
Justus Hashagen, Vier Charaktere aus dem älteren Liberalismus . . . 625, 763

Musik und Kunst.

Karl Simon, Die Stellung der Provinz Posen in der allgemeinen Kunstgeschichte 226
Gustav Manz, Die Kunst der Rede . . . 474
Paul Warncke, Ein Rückblick auf die deutsche Jahrhundertausstellung in Berlin 529
Paul Schubring, Kunstgeschichtliches . . . 568
Paul Schubring, Die Dresdener Kunstgewerbeausstellung . . . 772
Gustav Manz, Dreißig Jahre Bayreuth . . . 797

Staats- und Völkerleben.

Wilhelm von Massow, Auswärtige Politik und öffentliche Meinung 16
Paul Samassa, Das liberale Ministerium in England und die südafrikanische Politik . . . 94
Theodor Schiemann, Monatsschau über auswärtige Politik . 115, 251, 401, 536, 831
Wilhelm von Massow, Monatsschau über innere deutsche Politik . 123, 258, 544, 685, 839
Karl Freiherr von Stengel, Der russisch-japanische Krieg, das Völkerrecht und die Weltpolitik . . . 210
Georg v. Below, Die ältere deutsche Stadtverfassung . . . 313
George Cleinow, Das Unterhaus des russischen Parlaments . . . 351
W. Matthaei, Die Strafprozeßreform . . . 496
v. Zepelin, Aus dem Zarenreiche . . . 507
Wilhelm von Massow, Eine Englandfahrt deutscher Journalisten . . . 596
Wilhelm Dibelius, Die Posener Akademie und die Frage einer Universität in Posen . . . 641
Franz Wugk, Das neueste Frankreich . . . 673
Hans Plehn, Der englische Parlamentarismus, wie er heute ist . . . 736

Religion, Ethik und Erziehung.

Wilhelm Münch, Höhere Schulen und öffentliche Stimmung sonst und jetzt . 80
H. Raydt, Wanderfahrten . . . 236, 322
Wilhelm Münch, Über Entfaltungsfreiheit und Individualitätsrechte. Ein pädagogisches Fragment . . . 246

Digitized by Google

Seite

Karl Budde, Die Beziehungen der alttestamentlichen Wissenschaft zu den Nachbargebieten und zur Wissenschaft im allgemeinen 331
Max Christlieb, Das Christentum in seinem Verhältnis zum Staat 393
Julius Smend, Die politische Predigt Schleiermachers von 1806 bis 1808 und die Gegenwart 445
Otto Siebert, Neue philosophische Literatur 711

Deutschtum im Auslande.

Johannes Zemmrich, Das Deutschtum im Auslande 416, 846
Johannes Zemmrich, Die deutsch-böhmische Ausstellung in Reichenberg . . 521

Koloniales.

Alfred v. François, Die Lage im südwestafrikanischen Schutzgebiet 198
E. v. Liebert, Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke 277, 692
v. Rheinbaben, Vom werdenden „Größer-Frankreich" in Afrika 300, 485
Joachim Graf von Pfeil, Die Siedelungsfrage in Deutsch-Ostafrika 462

Heer und Flotte.

v. Duvernoy, Zur Unteroffizierfrage 105
Rogalla von Bieberstein, Die Tagespresse als Informationsquelle in den Kriegen der Neuzeit 377
v. Duvernoy, Die Zukunft unserer Kavallerie im kommenden Kriege . . 655, 801
v. Pelet-Narbonne, Die Umgestaltung des chinesischen Heeres 751

Volkswirtschaft und Sozialreform.

Gustav Cohn, Die Steuerreform im Reichstage 45
Elisabeth v. Oertzen, Die Landflucht 72
F. v. Pritzbuer, Weltwirtschaftliche Umschau 137, 554
Fritz Bley, Das Weinparlament 619
Veit Valentin, Die Verfassungsentwicklung in den englischen Gewerkvereinen 815

Naturwissenschaft und Technik.

Hans Dragendorff, Archäologische Forschungen in Westdeutschland 30
Paul Hopfer, Technische Umschau 426
Helmut Sarwey, Die Simplonbahn 667
Friedrich Seesselberg, Die technischen Hochschulen gegenüber den großen Kulturfragen 778

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Seite

Adickes, Erich, Charakter und Weltanschauung (Otto Siebert) . . . 719
Baumeister, August, Ausgewählte Reden des Fürsten Bismarck (Alfred Biese) . . . 425
Baumgarten, Fritz u. a., Die Hellenische Kultur (Paul Cauer) . . . 575
Bernoulli, Karl Albrecht, Zum Gesundgarten (Konrad Falke) . . . 563
Bettelheim, Anton, Briefwechsel C. F. Meyers mit Luise von Francois (Arthur Sewett) . . . 414
Bielschowsky, Albert, Friederike und Lilli (Arthur Sewett) . . . 411
Boerschel, Ernst, Joseph Viktor von Scheffel und Emma Heim (A. Sewett) . . . 413
Bossert, A., Schopenhauer als Mensch und Philosoph (Otto Siebert) . . . 716
Brandenburg, Hans, Einsamkeiten (Konrad Falke) . . . 861
Busse, Carl, Im polnischen Wind (Konrad Falke) . . . 567
Chamberlain, H. St., Immanuel Kant (E. Adickes) . . . 604
—, —, Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (Rudolf Krauß) . . . 829
Chledowsky, Casimir, Geschichte und Kunst Sienas (Paul Schubring) . . . 573
Dennert, E., Bibel und Naturwissenschaft (Otto Siebert) . . . 717
—, —, Christus und die Naturwissenschaft (Otto Siebert) . . . 717
Devrient, Therese, Jugenderinnerungen (Arthur Sewett) . . . 412
Dilthey, W., Erlebnis und Dichtung (Arthur Sewett) . . . 346
Dohrn, Aktenbuch für die Matthaeusstatue Ghibertis (Paul Schubring) . . . 573
Elster, Ludwig, Wörterbuch der Volkswirtschaft (O. H.) . . . 415
Erler, Otto, Zar Peter (Konrad Falke) . . . 703
Eucken, Rudolf, Lebensanschauungen der großen Denker (Otto Siebert) . . . 711
Falckenberg, Richard, Geschichte der neueren Philosophie (Otto Siebert) . . . 711
Fischer, Wilhelm, Lebensmorgen (Konrad Falke) . . . 567
Floerke, Hans, Der niederländische Kunsthandel des 15.—18. Jahrhunderts (Paul Schubring) . . . 572
Fogazzaro, Antonio, Der Heilige (Konrad Falke) . . . 856
Frenssen, Gustav, Hilligenlei (Konrad Falke) . . . 129
Fries, Wissen, Glaube und Ahndung (herausg. von L. Nelson) (O. Siebert) . . . 715
Fröhlich, J. A., Wille zur höheren Einheit (Otto Siebert) . . . 718
Geiger, Albert, Tristan (Konrad Falke) . . . 709
Geiger, Ludwig, Ludwig Börnes Briefe an Jeanette Wohl (A. Sewett) . . . 415
Gille, A., Philosophisches Lesebuch in systematischer Anordnung (Otto Siebert) . . . 716
Gräbert, Karl, Schillers Familienleben (Rud. Krauß) . . . 828
Gräf, H. G., Goethe über seine Dichtungen (H. v. Blomberg) . . . 862
Hamann, R., Rembrandts Radierungen (Paul Schubring) . . . 571
Handel-Mazzetti, E. v., Jesse und Maria (Konrad Falke) . . . 133
Hegeler, Wilhelm, Pietro der Korsar und die Jüdin Cheirinca (Konrad Falke) . . . 565
Heilborn, Ernst, Novalis der Romantiker (Arthur Sewett) . . . 349
Heinemann, Karl, Goethebrevier (H. v. Blomberg) . . . 682
Hessenberg, G., u. a., Abhandlungen der Fries'schen Schule (Otto Siebert) . . . 715
Huber, R. W., Die Wolke (Konrad Falke) . . . 861
Janitschek, Maria, Esclarmonde (Konrad Falke) . . . 565
Kellermann, Bernhard, Ingeborg (Konrad Falke) . . . 561
Knodt, Karl Ernst, Ein Ton vom Tode und ein Lied vom Leben (Bruno Baumgarten) . . . 44
Kohl, Horst, Reden und Ansprachen des Fürsten von Bismarck (Alfred Biese) . . . 425
Kollmann, J., Der Großstadtverkehr (P. Hopfer) . . . 427
Könnecke, Gustav, Schiller. Eine Biographie in Bildern (Rudolf Krauß) . . . 828
Kristeller, Paul, Kupferstich und Holzschnitt in vier Jahrhunderten (Paul Schubring) . . . 571
Langmesser, August, Conrad Ferdinand Meyer (Arthur Sewett) . . . 409
Lienhard, Fritz, Gedichte (Bruno Baumgarten) . . . 633
—, —, Wege nach Weimar (H. v. Blomberg) . . . 683
Lublinski, Samuel, Peter von Rußland (Konrad Falke) . . . 707
Ludwig, Gustav, Italienische Forschungen (Paul Schubring) . . . 573
Mann, Thomas, Fiorenza (Konrad Falke) . . . 709
Medicus, Fritz, J. G. Fichte (Otto Siebert) . . . 716
Meyers Kleines Konversationslexikon (O. H.) . . . 684
Michel, André, Histoire de l'art depuis les premiers temps chrétiens jusqu'a nos jours (Paul Schubring) . . . 570

Digitized by Google

Seite

Nietzsche, Friedrich, Briefwechsel mit Malvida von Meysenbug (Arthur Sewett) 414
Opitz, H. G., Grundriß einer Seinswissenschaft (Otto Siebert) 719
Palleske, Emil, Schillerrede (Rudolf Krauß) . 829
Paquet, Alfons, Auf Erden (Konrad Falke) . 710
Portig, Gustav, Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes (Otto Siebert) 717
Reiner, J., Aus der modernen Weltanschauung (Otto Siebert) 714
Romanische Meistererzähler (Konrad Falke) 136
Runze, Georg, Metaphysik (Otto Siebert) . . 719
Schiemann, Theodor, Deutschland und die große Politik 1905 (O. H.) 99
Schmidt, Wilhelm, Kampf der Weltanschauungen im 19. Jahrhundert (Otto Siebert) . . 714
Schriften des Neuen Testamentes, Die, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Baumgarten u. a. Herausg. v. Joh. Weiß (Paul Luther) 484
Schulze-Berghof, Paul, Schiller und die Kunsterzieher (R. Krauß) 830
Siebert, Otto, Was jeder Gebildete aus der Geschichte der Philosophie wissen muß (O. Siebert) 712
Singer, H. W., und M. Osborn, Kupferstich und Holzschnitt (Paul Schubring) 572
Sperl, August, Kinder ihrer Zeit (Konrad Falke) 566

Seite

Spitteler, Carl, Glockenlieder (Konrad Falke) 862
—, —, Olympischer Frühling (Konrad Falke) . . 270
Stunden mit Goethe. Herausg. v. Wilhelm Bode (H. v. Blomberg) 683
Tönnies, Ferdinand, Schiller als Zeitbürger und Politiker (Rudolf Krauß) 830
Valeri, Francesco Malaguzzi, Giovanni, Guiniforte, Pietro und Cristoforo Solari (Paul Schubring) 574
Vetter, Ferdinand, Schillers Flucht aus Stuttgart (R. Krauß) 829
Viebig, Clara, Einer Mutter Sohn (Konrad Falke) 859
Voll, Karl, Die altniederländische Malerei von J. van Eyck bis Memling (Paul Schubring) 574
Weigand, Wilhelm, Der Messiaszüchter und andere Novellen (Konrad Falke) 566
Widmann, J. V., Der Heilige und die Tiere (Konrad Falke) 265
Windelband, Die Philosophie im Beginne des 20. Jahrhunderts (Otto Siebert) 713
Windscheid, Käthe, Schillers Bedeutung für die deutsche Nation (Rud. Krauß) 828
Wölfflin, H., Dürer (Paul Schubring) . . . 568
Woermann, Karl, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker (Paul Schubring) . . . 569
Wustmann, Rudolf, Dürer (Paul Schubring) 569
Ziegler, Theobald, Schiller (Rudolf Krauß) . 828

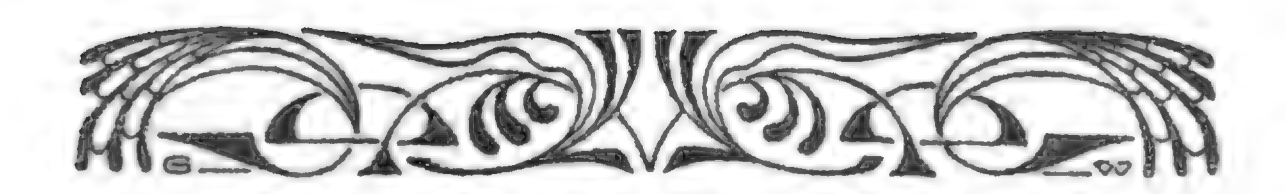
Digitized by Google

Verzeichnis der Mitarbeiter
am
zehnten Bande
der
Deutschen Monatsschrift.

Seite

Abickes, E., in Tübingen 604
Baumgarten, Bruno, in Magdeburg 44, 156, 473, [illegible]
Below, G. v., in Freiburg 318
Bieberstein, Rogalla von, in Breslau . . 377
Biese, Alfred, in Neuwied 425
Bley, Fritz, in Berlin 619
Blomberg, H. von, in Weimar 682
Blüthgen, Victor, in Berlin 100
Bonus, Arthur, in Dresden 359
Budde, Karl, in Marburg 331
Bulcke, Carl, in Naumburg a. S. 27
Cauer, Paul, in Münster 575
Christlieb, Max, in Marburg 393
Cleinow, George, in St. Petersburg . . . 351
Cohn, Gustav, in Göttingen 45
Dibelius, Wilhelm, in Posen 641
Dragendorff, Hans, in Frankfurt a. M. . . 30
Duvernoy, M. von, in Berlin . . 105, 655, 801
Engelbrecht, Louis, in Braunschweig . . . 312
Eysell-Kilburger, Clara, in Berlin . 93, 735
Falke, Konrad, in Zürich 129, 265, 561, 702, 855
Fort, Gertrud Freiin le, in Ludwigslust 321, 577, 762
François, Alfred von, in Thorn 198
Friedrich, Fritz, in Kiel 250
Fuchs, Reinhold, in Dresden 618, 654
Hashagen, Justus, in Bonn 626, 763
Hemans, Felicia 250
Hillner, Hermann, in Groß-Lichterfelde . . 60
Hopfer, Paul, in Leipzig 426
Höpfner, Hedwig 583
Hötzsch, Otto, in Berlin . . . 99, 415, 666, 684
Ilg, Paul, in St. Légier 197
Knodt, Karl Ernst, in Bensheim 225, 520, 528, 777
Krauß, Rudolf, in Stuttgart 828
Langewiesche, Wilhelm 276
Liebert, von, in Berlin 277, 692
Luther, Paul, in Charlottenburg 484

Manz, Gustav, in Berlin 474, 797
Marcks, Erich, in Heidelberg 157
Massow, Wilhelm von, in Berlin 16, 123, 258, 544, 596, 685, 839
Matthaei, W., in Hamburg 496
Müller-Kämpf, Else, in Hamburg 814
Münch, Wilhelm, in Berlin 80, 246
Oertzen, Elisabeth v., in Dorow 72
Pelet-Narbonne, v., in Charlottenburg . . 751
Pfeil, Joachim Friedrich Graf v., in Friedersdorf 462
Philippi, Fritz, in Diez a. Lahn 721
Plehn, Hans, in London 756
Pritzbuer, F. von, in Berlin 137, 564
Raydt, H., in Leipzig 236, 322
Rheinbaben, v., in Kiel 300, 485
S., W. 26
Samassa, Paul, in Grunewald b. Berlin . . 94
Sarwey, Helmut, in Berlin 667
Schiemann, Theodor, in Charlottenburg 115, 251, 401, 536, 881
Schrobsdorff, W., in Schleswig 495
Schubring, Paul, in Charlottenburg . 568, 772
Seesselberg, Friedrich, in Friedenau . . . 778
Sewett, Arthur, in Danzig 345, 408
Siebert, Otto, in Fermersleben 711
Simon, Karl, in Posen 226
Smend, Julius, in Straßburg i. E. 445
Stengel, Karl Freiherr von, in München . . 210
Tardel, Hermann, in Bremen 386
Tielo, A. K. T. 299, 750
Utis 1, 145, 289, 433
Valentin, Veit, in Heidelberg 815
Warncke, Paul, in Charlottenburg 629
Wiegershaus, Friedrich, in Elberfeld . . . 257
Wugk, Franz, in Paris 673
Zemmrich, Johannes, in Plauen i. V. 416, 521, 846
Zepelin, C. von, in Eberswalde 507



Alle Friedensschlüsse in dieser Welt sind Provisorien und gelten nur bis auf weiteres; die politischen Beziehungen zwischen unabhängigen Mächten bilden sich in ununterbrochenem Flusse, entweder durch Kampf oder durch die Abneigung der einen oder der anderen Seite vor Erneuerung des Kampfes. Bismarck.

* * *

Jedes deutsche Kriegsschiff, das den Helgen verläßt, ist eine Gewähr mehr für den Frieden auf der Erde. Kaiser Wilhelm II.
(22. März 1905 in Bremen.)

* * *

Dem Deutschen fängt mehrenteils die Politik immer erst da an, wo die Opposition anfängt, darum ist eine erhaltende und aufbauende Politik für viele geradezu das klassische „hölzerne Eisen" der logischen Lehrbücher. W. H. Riehl.

Der falsche Baurat.*)

Eine Novelle für Kunst- und Altertumsfreunde.

Von

Otis.

„Da seht einmal, welch' eine originelle alte Dorfkirche," sagte Meister Radulf der Maler zu seinen beiden jungen Wandergenossen. Sie traten eben aus dem Wald hervor, der die eine Talwand bedeckte und ihnen den Überblick des Tales bisher entzogen hatte.

„Herrlich," entgegnete Reinold, und Siegbert gleich darauf: „Nein, das ist doch das feinste, das wir noch gesehen haben."

*) Diese Novelle ist schon im Jahre 1877 erschienen. Durch einen Freund unserer Zeitschrift auf sie aufmerksam gemacht, erbaten und erhielten wir vom Verlag (E. Ungleich in Leipzig) die Erlaubnis zum Abdruck. Unsere Leser werden, denken wir, uns dafür dankbar sein und unserem Empfinden zustimmen, daß diese reizvolle Novelle in den bald 30 Jahren nichts von ihrer anmutigen Frische und auch „Aktualität" eingebüßt hat.

Mitten in die Wiesen der Talsohle sprang ein Hügel vor, an dessen Fuß sich der erlenbewachsene Bach hart vorbeidrängte. Die hochgegiebelten Häuser und Scheuern des Dorfes bauten sich an seinem Südabhange malerisch über einander auf; weiter oben bildete er eine Terrasse, die eine Gruppe stattlicher Linden einnahm, und auf der Höhe trug er, am Eingang des ummauerten Gottesackers, die Kirche. Das Ganze war ein völlig komponiertes Bild, die Kirche selbst, sein Mittelpunkt, mußte alsbald eine besondere Aufmerksamkeit fesseln. Von einem alten Bau im derben Rundbogenstil war die östliche Giebelmauer mit der Apsis allein stehen geblieben; an diese Teile anlehnend hatte das siebenzehnte oder achtzehnte Jahrhundert seltsamer Weise ein Schiff aus dem landesüblichen Fachwerk hergestellt, nicht etwa zu kümmerlichem Notbehelf, sondern mit alle dem Aufwand an trefflichem Werkholz, mit dem Sinn für gute Verhältnisse und mit dem Reichtum an derbstilisierter Dekoration, der einem Zimmermeister jenes verachteten Zeitalters zu Gebote stand. Ein kecker Dachreiter mit einem Gockelhahn auf der Spitze vollendete den Eindruck des Gebäudes, der sich aus kirchlichem Ernst und bäuerlicher Flottheit seltsam mischte.

Es war am dritten Pfingsttag und das Dorf war noch nicht wieder zu seinem werktäglichen Ansehen zurückgekehrt. Die Straße prangte menschenleer in gefegter Sauberkeit und die Wanderer hätten Gelegenheit gehabt, recht ungestört die phantastisch ausgehauenen Eckpfosten, die schmuckreiche Umrahmung der gekuppelten Fenster, die zierlich ausgeschnittenen Füllungen über den Hoftüren und andere Schönheiten der alten Holzbauten zu bewundern, sowie die Haussprüche, die häufig in die Balken eingehauen waren, zu buchstabieren; aber gespannt auf die nähere Betrachtung der wunderlichen Kirche schritten sie rascher an dem allem vorüber, als sie bis dahin in den durchwanderten Dörfern getan hatten. Unter den Linden vor dem Westgiebel der Kirche sah es bunt und lebendig aus. Da stand oder saß Alt und Jung in behaglicher Ruhe und im schönsten Feiertagsstaate gruppenweise beisammen: stattliche Männer in blauen Kitteln mit hagern, verwetterten Gesichtern, gelbe Lockenköpfe von Buben, große und kleine Mädchen in der Tracht des berühmten Rotkäppchens, mit bunten Halstüchern und mächtigen Waden in den weißen Strümpfen, deren zierlich gestickte Bänder der kurze Rock gerade noch frei ließ. Auch an diesem Anblick schritt man diesmal rascher vorbei und wurde nun zuerst von der äußeren Wandverzierung der Kirche gefesselt. Sie hatte, seit sie stand, noch keine neue Tünche erlebt, schien sich aber auch bis dahin nach keiner zu sehnen. Zwischen den vom

Alter geschwärzten eichenen Balken hatte auch der helle Verputz der Fächer eine Wetterfarbe angenommen, die sie nicht zu grell abstechen ließ; und in diesen Verputz waren überall die Umrisse von Ranken und Blumen hinein punktiert, mit einem so feinen Sinn für Raumausfüllung, mit einem so sichern und geläuterten Stilgefühl, daß die Wanderer in eine wahre Andacht davor fielen. „Erinnert Euch doch," sagte Siegbert, „wie diese Verzierungen in dem Dorf überm Walde drüben, wo wir sie zuerst beachteten, im Vergleich mit dem was wir hier sehen, roh naturalistisch waren." „Das will ich glauben," erwiderte Meister Radulf, „die mögen auch ihre guten 150 Jahre jünger sein. Sie stammen schon aus der Zeit, wo man so viel lernt, weil man nichts mehr kann. Man machte dergleichen noch vor 20 Jahren, aber es war freilich danach." Reinold warf dazwischen: „Immer besser als das absolute Nichts, womit der Bauer sein modernes Steinhaus zu schmücken weiß. Ob wohl unsere Kunstgewerbeschulen der vertrockneten Volksphantasie wieder aufhelfen werden?" „Sie werden einzelne tüchtige Leute liefern, den Kunstsinn im Volke werden sie nicht wieder beleben. Einzelne werden in allerlei Stilen recht gut stilisieren lernen, aber wir werden nie wieder einen Stil haben. Wißt Ihr eigentlich was das heißt, einen Stil haben?" Siegbert sagte: „Ich denke, Einwurzelung der Kunst im Volksgemüt." „Nicht übel," meinte Radulf. „Ohne herrschenden Stil also keine volksmäßige Kunst und kein künstlerisches Volk. Gerade unser vieles Wissen um die Kunst läßt aber keinen mehr aufkommen. Wir sind Eklektiker und können es nur noch zu Moden bringen." „Die Türe steht offen," erinnerte Reinold, „laßt uns doch eintreten."

Die Kirche zeigte außen zwei Reihen Fenster übereinander; dem entsprach im Innern eine Emporbühne, die an drei Seiten herumgeführt war. „Moderne, wissenschaftliche Kirchenerbauer," sagte Meister Radulf, „pflegen durch eine Reihe mächtig hoher Fenster nach außen einen würdigen Eindruck zu erzielen, der, wenn man eintritt und die Fenster von der Emporbühne durchschnitten sieht, allerdings nicht gesteigert wird; denn die Emporbühne wirkt nicht als Bauteil, sondern wie ein permanentes Weißbindergerüste, und sollte sie auch auf jenen zierlichen Eisensäulen ruhen, mit welchen jetzt so viele Fabriken der Architektur zu billigen Preisen unter die Arme greifen." In dieser alten Dorfkirche ruhte sie dagegen auf derben, lebhaft und wirkungsvoll gegliederten Holzpfeilern, von denen barbarischer Weise kaum zwei einander völlig gleich waren. Nicht als ob sie einander widersprochen hätten oder ihre Verschiedenheit grob ins Auge gefallen wäre; man bemerkte sie im ersten

Augenblicke gar nicht und folgte ihr dann mit Vergnügen. Wiederum sprach der Meister: „So ein alter Zimmermann wäre sich wie ein Esel vorgekommen, hätte er nur ein Modell erfunden und dies in einer Anzahl Exemplare ausgeführt; aber seine Pfeiler sind verschieden wie Geschwister oder wie Leute aus demselben Dorfe, die das gleiche Nationalgesicht in mehrerlei Varietät zeigen." „Seht nur auch die Decke an, lieben Leute," sagte Siegbert, „darüber steht einem ja der Verstand still." Sie war mit einer Stuckaturarbeit geschmückt, die feiner hätte ausgeführt, aber kaum besser gedacht sein können. Mit großer Zurückhaltung nur hatte sich der ländliche Künstler auf den Barockstil seines Zeitalters eingelassen; es wirkte in seinen Formen sichtlich eine Tradition der guten Renaissance nach, wie denn der bäuerliche Holzbau selbst, während in Schlössern und Städten das Barokko herrscht, vielfach mehr eine verbauerte Renaissance, als ein Bauernzopf zu heißen verdient. „Sogar die schwebenden Engel sind mit Verständnis modelliert," sagte der Meister, „es sind allerliebste pausbackige Schlingel. Ich sage Euch, hier wollte ich eine ganze Predigt unseres Herrn Konsistorialrats Dünnseiler ausstehn, ohne einzuschlafen, und da sieht man, welchen guten Zweck die kirchliche Kunst erfüllen kann, wenn sie nicht selber langweilig ist. Welchen Schatz von kindlicher Heiterkeit trugen doch diese Menschen unter ihren Perrücken!" „Und hielten," fügte Reinold hinzu, „ihre Heiterkeit obenein noch wohl für feierlichen Ernst, sowie umgekehrt die Tänze des Vaters Bach das moderne Ohr wie Kirchenmusik anmuten." Radulf packte das Zeichenbuch aus: „Ob unsere Zeit ein solches Bauwerk noch lange dulden kann! laßt mich geschwind ein paar Striche machen." Er saß in einen Kirchenstuhl, die anderen sahen ihm über die Schulter. Sie bemerkten nicht, wie zwei oder drei blaue Kittel durch die Türe herein lugten. „Er schreibt weiß Gott alles in ein Buch," sagte der vorderste; „er hat einen goldnen Brill auf der Nase," der zweite, und sie sahen sich ratlos in die sorgvollen Gesichter, ohne die Fremden aus den Augen zu lassen. Es währte nicht lange, so hatte der Maler einige Pfeilerprofile und eine Skizze der Decke schwarz auf weiß und schickte sich an zu gehn. Da trat ihm einer der Blaukittel, ein würdig aussehender Graukopf, von der Türe her entgegen und reichte ihm ohne weitere Umstände die Hand, indem er sprach: „Wir haben schon seit gestern auf Sie gewartet." „Das ist mehr als ich erwarten konnte," antwortete Meister Radulf und sah ihm fragend ins Gesicht. Aber der Bauer, ohne auf die Frage, die in seinem Blicke lag, im mindesten einzugehen, fuhr selbst mit der Frage fort: „Nun was sagen Sie zu der Kirche?" „Ei das ist ein schönes Stück

Arbeit, wie ich noch selten eins gesehen habe. Das war ein tüchtiger Zimmermann, der sie gebaut hat, und der Weißbinder verstand auch Dinge, die ihm heute keiner nachmacht." „Kommt sie Ihnen denn auch baufällig vor?" „Baufällig? wenn die ordentlich im Dach erhalten wird, hält sie Kinder und Kindeskinder aus. Aber seht einmal dort oben in der Ecke, da kommt ja der Regen herein." An einer Stelle war in der Tat ein Stück des Kalkbelegs der Decke herabgefallen, und um die Lücke herum schien er aufgeweicht. „Ja, das wissen wir auch," sagte der Bauer. „Wir hätten auch die Kirche schon neu decken lassen, wenn wir nur dürften." „Dürften? woran hängt es denn?" „Ich habe gemeint, das müßte der Herr Baurat wissen. Der Herr Landbaumeister sagt, es sei der Kosten nicht wert bei einer so alten Gebäulichkeit, wir müßten doch bald eine neue Kirche haben und da sollten wir lieber gleich eine bauen. Das meint denn natürlich der Herr Landrat auch, und da haben wir uns beschwert und dachten, wenn einmal der Herr Baurat selbst herkäme, würde er ein Einsehen haben." „Das kenn ich," polterte nun der Maler und sah grimmig aus, „der will was an einem neuen Bau verdienen, und da ist es ihm einerlei wers bezahlt. Was abgerissen wird um seinem Dreck Platz zu machen, fragt er noch weniger. Fragt Ihr nichts nach ihm, laßt den Leiendecker kommen und sagt ihm, er solle sich eilen."

„Ja, wenns der Herr Baurat sagt," sprach der Bauer mit einem ganz glücklichen Gesicht, das sich auf den Mienen seiner Genossen im selben Augenblick reflektierte. „Der Landbaumeister soll sich heim geigen lassen," fuhr Radulf im hellen Zorne fort. „Man sollt' es nicht glauben! solch ein Prachtbau wie dieser! nein, daraus wird nichts. Ich werds ihm weisen. Macht, verliert keine Zeit, heute schon, fürcht ich, wird es wieder da herein regnen. Nun Gott befohlen, Schultheiß, denn das seid Ihr doch?" „Das bin ich," sagte der Mann; „und das sind zwei Gemeinderäte. Aber wie ist es denn mit der Chaussee?" „Ach so, Ihr sollt auch eine Chaussee bauen. Nun warum wollt Ihr denn nicht?" „Ja sehen Sie, Herr Baurat, wir fahren hier zu Lande bloß mit Ochsen, und die harten Wege tun dem Vieh gar zu weh, und wenn sie frisch überschüttet sind, geht es sich allemal lahm." „Unbegreiflich," sagte Radulf, „daß man ein Rindvieh sein kann und mit seines Gleichen so wenig Mitleid haben. Sieben Klauenseuchen über ein solches Ungeheuer!" „Schlecht ist der Weg, das muß man sagen, man muß sich eben Zeit nehmen; aber es fährt ihn auch kein Mensch als wir Bauern. Das schlimme ist, es möchte eine Aktiengesellschaft eine Fabrik anlegen, wenn der Weg chaussiert würde." „Nun, wäre das nicht ein Vorteil für die Gemeinde?" „Ein schöner Vorteil!

daß man gar keine Knechte mehr bekäme, wo schon so viel junge Leute in die Stadt laufen. Lieber Gott, der Bauer ist, mein ich, geschoren genug heutzutage." „Glaub es Euch, Leute. Ihr habt Recht, behaltet das Geld für die Chaussee in der Tasche. Will das Gründerpack sie haben, so mag es sie selbst bauen und Euch Pferde kaufen statt der Ochsen. Jetzt aber müssen wir machen, daß wir fortkommen, sonst kommt uns das Wetter über den Hals, das dort aufsteigt." Sie waren bereits ins Freie getreten. „Wie weit ist es nach Rappelstein?" „In zwei Stunden können Sie's gehn; in das Wetter kommen Sie aber, eh eine Stunde herum ist." „Tut nichts, man wird schon wo unterstehen können." Und man schied eiligen Schrittes nach herzlichen Händedrücken.

Kaum waren die Wanderer in sicherer Entfernung, so platzten die zwei jungen Leute heraus. Sie wollten sich vor Lachen ausschütten. „Nein, was alte Leute unverschämt sind!" sagte Siegbert. „Und das ohne alle Schonung unserer jugendlichen Unschuld!" unterbrach ihn Reinold: „denn es ist klar, wir müssen mit ins Loch, wenn er dafür eingespunden wird. Die Wahrheit zu gestehen, der Streich war doch etwas zu riskiert." Radulf aber war nicht geneigt, sich von Gelbschnäbeln ins Bockshorn jagen zu lassen. „Was fällt Euch ein? habe ich gesagt, ich wäre der Baurat? was kann ich dafür, wenn ich wie ein Baurat aussehe? ich hätt es mir selbst nicht zugetraut." Meister Radulf war ein untersetzter Mann; er trug einen grauen Reiseanzug und grauen Filzhut, von dem die Farbe seines Haares und Bartes nur unmerklich abstach; ein Paar graue Brauen überbuschten die grauen Augen, die nur bei besonderem Anlaß durch die Gläser der obgedachten Brille blitzten; die Freunde nannten ihn daher auch in gemütlichen Augenblicken Meister Grau in Grau, oder ärgerten ihn mit der Behauptung, die Theorie sei nicht grauer als er. Warum er aber bei alle dem einem Baurat gleichen sollte, war nicht wohl zu ersehen. „Glaubts oder glaubts nicht, es ist mein Verhängnis, wie ein Baurat auszusehen, damit ich mit mir selbst ins Gericht gehn lerne; und Ihr müßt nun die Folgen mit mir tragen. Ihr könnt Euch übrigens gratulieren, wenn ein alter Kerl Euch zu Genossen eines dummen Streiches macht, da Ihr selbst keinen zu produzieren fähig seid." „Hier," sagte Reinold, „sind wir an der Wegscheide: wie wäre es bei alle dem, wenn wir nach Rumpelberg statt nach Rappelstein gingen? Vom Dorfe aus hätte man uns nicht mehr im Gesicht, und wenn man uns suchen sollte, wird man dort falsch beschieden werden. Nebenbei ist in Rumpelberg ein Wirtshaus von bekannter Gediegenheit." „Und wir wollen darin auf die Carriere, die Deine Schlauheit verspricht, eins trinken,"

sagte der alte Herr, indem er ohne weiteres die angeratene Richtung einschlug.

Unter dem Marschieren kamen die von der Kirchenbesichtigung angeregten Gedanken wieder in eine ernstere Bahn. Reinold sagte nach einer Weile: „Trotz Berliner Gerichtslaube und Nürnberger Stadtmauer hat man vor ansehnlicheren Steinbauten aus alter Zeit immerhin einigen Respekt. In unserem Falle handelt es sich nur um einen späten Holzbau, und die scheinen eben noch immer vogelfrei zu sein, da sie meines Wissens keine rechte Nummer in der Kunstgeschichte haben.“ „So ist es leider,“ versetzte Meister Radulf, „das Verdienst, sie zu Ehren zu bringen, ist noch übrig. Zugegeben auch, daß sie in der Kunstgeschichte am Ende nur ein bescheidenes Kapitel bilden können, so steckt doch ein gewaltiges Stück Kulturgeschichte darin, und eine Zeit, die sich auf die Ausbildung dieser Wissenschaft so viel zu gute tut, müßte ihnen eine exaktere Aufmerksamkeit zuwenden, als wir Maler zu leisten vermögen. Aber sprecht von etwas anderem, mir fällt sonst eine Jammergeschichte nach der andern ein und verdirbt mir alle Laune. Nur eben muß ich an eine denken, die mir altem Knaben ihrer Zeit die bittern Tränen erpreßt hat.“ „Erleichtere Dein Gemüt, lieber Meister,“ sagte Siegbert, „und teile sie uns mit, dann wollen wirs gut sein lassen.“

„Nun, Du sollst Deinen Willen haben. Vor zehn Jahren kam ich nach langer, langer Zeit wieder einmal in das liebe Dorf, in dessen Pfarrhaus ich die vier Wände angeschrieen und bei weitem die seligste Zeit meines Lebens, nämlich seine ersten neun Jahre zugebracht habe. Das Haus war selbst ein ganz hübscher alter Holzbau, und ich kleiner Kerl hatte damals schon so viel Verstand davon, daß mir der Vater, wenn er mir aus dem umrahmten Kuppelfenster seiner Studierstube zupfiff, ganz besonders schreckenerregend vorkam. Nun, das Haus stand wirklich noch, wenn auch durch Reparaturen entstellt und vom Weißbinder verkleckst, aber es war schon lange nicht mehr Pfarrhaus. Der Hof stößt an die Kirchhofmauer und wir hatten durch ein Seitenpförtchen nur wenige Schritte zur Kirche; diese schickliche Nachbarschaft war nach unserer Zeit offenbar nicht mehr angeschlagen worden. Jetzt hatte man nach dem vom Oberbauamt entworfenen kastenartigen Modell für Pfarrhäuser, das man in zahllosen Repliken in jenem Lande vorfindet, ein neues gebaut, von dem aus der Pfarrer einen langen Weg nach der Kirche zurücklegen muß. Habeat sibi, dachte ich und ging weiter, um mir das alte Rathaus wieder einmal anzusehen. Es war zu meiner Zeit der Stolz des Dorfes gewesen, an dem auch ich schon meinen Teil genommen hatte; denn weit

und breit fand man einen solchen Bau nicht wieder. Es stand ganz frei auf dem Platze, wo die drei Dorfgassen zusammenliefen, und demgemäß hatte der alte Baumeister seinen Grundriß aus dem Dreieck entworfen. Im Erdgeschoß wurde die vor Alters übliche offene Halle durch drei mächtige Eckpfeiler und einen Mittelpfeiler gebildet, die durch Schwibbögen unter einander verbunden waren. Hierüber erhob sich ein Holzbau, der die Ratsstube enthielt, mit drei Erkern über den drei Eckpfeilern, deren jeder in eine der drei Gassen hineinsah. Jeder war mit einer Turmspitze überdacht und dazwischen erhob sich das mächtige Hauptdach. Nach dem oberen Geschoß führte eine vorgelegte gedeckte Holzstiege gar malerisch empor. Ich will nicht von den Einzelheiten der Dekoration reden; Ihr könnt Euch denken, wie das Ganze stolz und lustig aussah. Da oben wurde denn manche in Wein abgeleistete Buße in Ehren vertrunken, mancher ehrbare Hochzeitstanz getan und vieles sonst zu Nutz und Frommen der Gemeinde veranstaltet. Ach Gott! wie ich hinkam, war da kein Rathaus mehr zu sehen, sondern ein sauberer freier Platz mit einem zugeschnittenen Lindenbäumchen in der Mitte. Den Tod im Herzen ging ich zu unserm alten Schultheißen, der jetzt seine 86 Jahre auf dem Rücken hatte, längst vom Amte war und neben dem Ofen im Großvaterstuhle saß. Da ich mich zu erkennen gab, wußte er gleich alles und hatte seinen klaren Kopf wie je. „Schultheiß," sagte ich, „wo ist das Rathaus hingekommen?" „Ja, wo ist das Rathaus hingekommen?" antwortete er. „Wo ist die alte Welt hingekommen? wo ist Zucht und Ehrbarkeit hingekommen? wo ist der Glaube hingekommen, den Ihr Vater selig gepredigt hat? wo kommt alles hin? der alte Schultheiß ist allein noch da. Nun, der liebe Gott wirds nicht mehr lange mit ihm machen." So starrte er lange ins Leere hinaus, hatte einen alten Tröster vor sich liegen mit seiner riesenhaften Hornbrille darauf, und ich wagte ihn nicht aufs neue anzureden. Endlich hub er wieder an und erzählte die Geschichte. Sie war sehr einfach. Die Gemeinde hatte ein neues Schulhaus nötig gehabt, und da hatten die Herren gedacht, es wäre besser, das gleich auch zum Rathaus einzurichten, wie es auf den Dörfern nun allgemein geschah, und das alte, das nun gerade 311 Jahre alt war, auf den Abbruch zu versteigern. Die Gemeinde hatte lange nicht daran gewollt, endlich aber nachgeben müssen, und man hatte etwas Erkleckliches für altes Eichenholz gelöst. „Es war dazumal," fügte der alte Mann hinzu, „wie auch die Almenden geteilt wurden, wodurch viele Leute zu Lumpen wurden, weil sie zu Geld kamen und es dann versoffen." Er sprach noch manches in Worten der Schrift. „Die Heiligen haben abgenommen," sagte er, „aber es steht auch geschrieben: ich will mir lassen sieben Tausend

überbleiben, die ihre Knie nicht vor Baal gebeugt haben." Wie ich fortging, sagte er: „Beten Sie, daß der Herr mir bald ein sanftes Stündlein schenke." Ich tat es auch, und drei Wochen später ist er ruhig entschlafen. Den neuen Schul- und Ratkasten hab' ich von weitem stehn sehen." Nach dieser Erzählung wurde eine ganze Weile nichts gesprochen.

Der Weg führte über einen sanft gewölbten mit Hochwald bestandenen Höhenzug. Der Donner grollte hinter den Wanderern her, Blitze zerrissen das schwarze Gewölk, das sie bald überholt hatte, sich immer tiefer senkte und den Wald zur Linken plötzlich mit einem undurchsichtigen, unheimlichen Grau erfüllte. Und nun brach ein Regenguß über die armen Kunstfreunde los, der in wenigen Minuten den Weg, auf dem sie gingen, in einen Bach verwandelte. Da sprach Meister Radulf: „der Klügste gibt nach," und trat seitwärts in den Wald, wo er am dichtesten war; die anderen folgten nach einigem Hin- und Herreden, ob es nicht besser sei, so rasch wie möglich weiter zu streben. „Der Himmel hat wahrlich Eile mit seiner Strafe," sagte Reinold; „das ist nun das erste Pech, das der falsche Baurat über seine Getreuen bringt." „Sei still und zieh einmal deinen Nordhäuser Kornbranntwein vom Leder, den Du bei Dir hast." Die mitgenommenen Reste des Frühstücks — von Mittagessen war in dieser höchst ursprünglichen Gegend keine Rede gewesen — wurden bei der unfreiwilligen Wanderpause hervorgelangt, und man fühlte sich so behaglich, wie man es mit nassen Beinen und unter allmählich durchlassendem Regenschirm nur immer kann. Nach einer guten halben Stunde hatte das Wetter ausgetobt, und der Weg zeigte zwischen einzelnen Rinnsalen hervorragende Dämme von Steingeröll. Man stieg munter ins jenseitige Tal hinab und hatte bald den reizenden Anblick der Burg und des ihr zu Füßen lagernden Städtchens Rumpelberg in der Glorie eines goldenen Abendhimmels. Man ging über die Brücke, unter der der angeschwollene Strom sich tobend durchdrängte, und eine gewundene enge steile Straße hinauf nach dem altertümlichen Marktplatze, wo das gediegene Wirtshaus zum Hirschen von weitem schon das Geweih reckte.

In der gewölbten Einfahrt wurde man von der Frau Wirtin nebst Tochter und zwei Söhnen mit großen Komplimenten empfangen. „Ei, was haben der Herr Baurat sich für ein Wetter zu Ihrer Reise bestellt? Aber daß auch der Herr Baurat zu Fuße kommen! Nun ich weiß, die studierten Herren tun das zum Vergnügen. Belieben Sie nur gleich hinauf zu steigen; Philipp, Du führst die Herren in ihre Zimmer. Aber die Herren müssen sich anders anziehen, vor allen Dingen die Stiefel aus. Haben die Herren Pantoffeln bei sich? Die Ranzen sehen mir nicht danach aus.

Philipp, Du holst Deine Schlappschuhe und Deine Sonntagshosen, Heinrich, Du holst Deine auch, und für den Herrn Baurat holst Du dem Vater seine, der Schrankschlüssel ist in meinem Korb, wenn Du ihn nicht kennst, bring mir den Korb. Nein, was sind die Herren so naß, aber das ist auch ein Wetter gewesen." Unter diesen zahlreichen, wohlgesinnten Worten war die Frau Wirtin hinter den Gästen die Stiege hinauf gegangen, obwohl bereits Philipp vor ihnen herging, und da sie keine magere Frau war, mußte Jedermann ihren Überfluß an Atem bewundern. „Das Zimmer mit dem Erker ist für den Herrn Baurat, das nebenan für die zwei jungen Herren; die wilde Katze da oben hat mein Seliger geschossen, Herr Baurat, und den Birkhahn auch. Ich habe das Zimmer heute die ganze Nacht gelüftet. Nun wann belieben Sie zu Nacht zu speisen? Wir haben Forellen und Rehziemer gerüstet, Sie wollen die Forellen doch blau gesotten? Sie können auch sehr zarten Schinken haben. Ist Ihnen nicht eine warme Suppe gefällig auf den Regenpatsch? Gretchen," rief sie die Stiege hinunter, „es gibt auch eine Rahmsuppe." „Nein, nein, Frau Wirtin," protestierte eifrig der falsche Baurat, „machen Sie Gretchen keine Mühe mehr, wir heizen mit Wein ein; wenn uns Gretchen den einschenken will, wird er noch einmal so gut schmecken." Hier brachte Philipp, der bisher noch keinen Versuch gemacht hatte sich zu äußern, mit großer Verlegenheit die Worte hervor: „Wir haben auch Maikräuter." Das wurde denn mit Freude begrüßt, und endlich befanden sich die Gäste mit den drei Paar Hosen und Pantoffeln allein in ihren Zimmern, die den Vorteil hatten, sich in einander zu öffnen. Nun hatte der Jubel der jungen Leute keine Grenzen mehr. An dem Verhängnis des armen Malers und Kunstkenners, für ein Exemplar derjenigen Spezies zu gelten, die er von allen Unterabteilungen der Menschheit am grimmigsten mit Sarkasmen zu verfolgen pflegte, ließ sich offenbar nicht mehr zweifeln. Der Frau Wirtin den Baurat auszureden, war bis dahin physisch unmöglich gewesen, darüber war man einig; „es jetzt noch zu tun wäre geschmacklos," sagte Radulf; „und nun widerruft doch, wenns Euch gefällig ist, Eure schlechten Gespräche, als brächte Euch der Baurat in die Strafe des Himmels; naß wäret Ihr auch ohne ihn geworden, aber nicht ohne ihn hättet Ihr jetzt ein schönes Zimmer und das beste Essen: ja ohne ihn wäret Ihr gar nicht in dieses biedere Haus geraten, da Ihr bekanntlich nur aus Angst über ihn hierher nach Rumpelberg gegangen seid." „Ein wirklicher Baurat, der selbdritt auf der Reise ist," sagte Reinold, „hat Quartier und Essen bestellt, so viel ist sicher: wenn er nun mit seiner Gesellschaft heute noch ankommt?" „O Du Kleingläubiger," erwiderte Siegbert, in dessen Ausdrucksweise

sich mitunter der Theologe verriet: „siehst Du denn nicht, daß es eine wahre Wonne wäre, ihn zuerst durch kulante Einräumung der Zimmer und des Essens zu obligieren und dann bei einem Glase Wein so recht gründlich dazwischen zu nehmen, daß er auf hundert nicht eins antworten könnte.“ „Wenn er aber ankommt, nachdem wir zu Bette gegangen sind?“ begann wieder der unverbesserlich vorsichtige Reinold. „Dummes Zeug,“ sagte Radulf, „so spät wie der Behälter deiner Finanzweisheit heute aufs Kissen sinken wird, reisen Bauräte nicht.“

Und es wurde recht spät. Nachdem man sich die baurätlichen Leckerbissen trefflich munden und auch den Fisch hatte schwimmen lassen, brachte das schmucke Gretchen eine mächtige Bowle herein, in der sie die Maikräuter sachverständig angesetzt hatte. Sie mußte kredenzen und Bescheid tun; auch die Frau Wirtin, die sich erkundigte, ob der Herr Baurat und die andern Herrn — sie galten wohl für Baugehilfen — zufrieden wären, mußte den Trank prüfen und ihre Zunge wurde aufs neue davon beflügelt; aber beide hatten sich schon lange zurückgezogen, als Reinold und Siegbert noch immer die Gesundheit des Herrn Baurats tranken und es für eine Gewissenssache erklärten, daß der Bowle auf den Grund gekommen würde; worauf denn der Meister von neuem zu erzählen begann, mit was für herrlichen Menschen er in der berühmten Palombella am Marcellustheater Montefiascone getrunken habe, und dazwischen mit großem Ernste bewies, die Rechnung müßte der wirkliche Baurat bezahlen, da man von einem scheinbaren etwas so wirkliches wie bares Geld nicht erwarten dürfte.

Gleichwohl erschien er am Morgen ziemlich frühe in elementarstem Kostüm im Nebenzimmer und zog den beiden Schläfern ohne Umstände die Decken vom Leibe. „Macht, daß Ihr auf die Beine kommt. Gretchen singt schon unten im Haus herum und wird uns auf Verlangen gleich einen Kaffee brauen. Es wird gut sein, wenn wir bald ein paar Stunden Wegs zwischen uns und dieses Nest bringen; es ist mir so ahnungsvoll zu Mute, als ginge es heute mit dem Baurat zu bösen Häusern. Ich habe mich mit dem wirklichen im Traume geprügelt, und als er mich untergekriegt hatte, wurde ich mit Aktenfaszikeln eingemauert, bis ich keine Luft mehr hatte.“ „Ja,“ sagte Siegbert, „ich habe Dich brüllen gehört, aber ich träumte, drunten wäre eine Kuh im Kalben, ich müßte sie akkouchieren und wüßte es nicht anzufangen.“ „O asperula odorata,“ rief Reinold aus, „was treibst Du für Spuk in unserm Blute! Ich fürchte, es ist ein Kater, den die Kuh geboren hat, und er reitet nun unsern Baurat, daß ihm der Humor ausgeht.“ „Recht wäre mirs geschehen,“ sagte

der Alte; „was ziehe ich auch mit Euresgleichen herum und glaube mich verpflichtet, die dummen Streiche zu machen, die Ihr der Welt schuldig bleibt. Aber seht, welch' ein Maimorgen! ich fühle schon, wie ich neuen Leichtsinn aus ihm einatme." Unter diesen und ähnlichen Gesprächen hatte man inzwischen nach dem Kaffee gerufen und sich reisefertig gemacht; man frühstückte, verabschiedete sich von Gretchen mit großer Herzlichkeit und vielen Grüßen an die Mutter, und stand eine halbe Stunde später droben auf der alten Burg, wo die Welt in einer solchen lachenden Frühlingspracht vor den Augen der drei fröhlichen Menschen lag, als wäre sie der neugepflanzte Garten Eden und der Mensch mit seinen sieben Sachen nicht ihr Herr und ihr Zerstörer, sondern ihre harmlose Staffage. Die Landkarte wurde auf einer Mauer ausgebreitet. „Wir haben also," sagte Reinold, „auf diesem bewaldeten Höhenzug ungefähr drei Stunden entlang zu gehen bis zu der Einsattelung, wo das römische Castrum ist; von Rappelstein hätten wir nur eine gute Stunde gehabt, aber der Umweg ist doch reich belohnt. Dann müssen wir im Forsthaus einkehren, das ganz in der Nähe ist, denn auf dem langen Wege von dem Heunenhaus bis zur Eisenbahnstation wird schwerlich etwas zu bekommen sein." „Es ist ganz gut so," sagte Radulf; „die Mittagsstunden werden dann im Walde verschlafen; d. h. Ihr schlaft und ich lese in Werthers Leiden, die Euch nur ein Mythus sind." „Was ein so hartherziger Mensch wie Du nur mit Werther zu tun hat," meinte Siegbert. „Werther ist ein Hasenfuß, der mich nur pathologisch interessiert; aber wie der Dichter die Natur empfindet, damit hat er mirs angetan. Ich habe das Buch gern, und wäre es nur wegen der Geschichte von den Nußbäumen im Pfarrhofe." Reinold begann noch einmal: „Meint Ihr nicht, wir sollten das Castrum lieber lassen, und von hier einen andern Weg nach der Eisenbahn einschlagen? Wir haben gestern das Castrum so öffentlich verhandelt, und, wenn ich an Deinen Traum denke, Meister Radulf" — „Träume sind Schäume," sagte dieser. Und Siegbert: „Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde. Die gute Mutter wird uns eher in Ameisen verwandeln und in ihre Rockfalten setzen, ehe sie die Philister über uns kommen läßt." Und sie gingen am hohen Talrand hin, dann durch stolze alte Wälder vergnüglich nach dem Castrum.

Sie waren schon eine gute Weile unterwegs, da rumpelte, indem der Postillon das mächtig geblasene Horn absetzte, eine Postkalesche in die gewölbte Einfahrt des Hirschen. Dem geöffneten Schlag entstieg zuerst ein junger Herr von strammer Eleganz der Erscheinung, der alsbald einer behäbigen Dame mittleren Alters und demnächst einem zier-

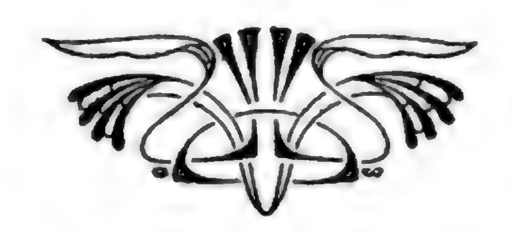
lichen brünetten Stumpfnäschen um die achtzehn herum die bei dieser Gelegenheit erforderlichen Ritterdienste leistete. Der letzte, der sich aus dem altmodischen Kasten herausarbeitete, war ein untersetzter, bereits ergrauter Herr in einem grauen Reiseanzug, mit grauem Filzhut und goldener Brille. Die Frau Wirtin mit Gretchen, Philipp und Heinrich im Hintergrund, stand knicksend, aber mit einer gewissen fragenden Überraschungsmiene vor der Haustüre. In der ersten verbindlichen Redensart unterbrach sie bereits der ältliche Herr mit den Worten: „Es ist nicht meine Schuld, Frau Wirtin, daß ich das bestellte Nachtquartier und Nachtessen im Stich gelassen habe. Durch den schweren Regenguß ist gestern die Brücke zu Maulaffenburg beschädigt worden, und wir konnten den Fluß erst heute Morgen auf einer Fähre passieren." „Bitte sehr, bitte sehr, hat gar nichts zu sagen. Ach lieber Gott, die Brücke beschädigt. Aber ich bitte die Herrschaften, sich herein zu bemühen. Philipp, Heinrich, nehmt die Sachen ab, Ihr Stockfische." „Sagen Sie mir vor allem, ob wir das bestellte Abendessen um 11 Uhr als Frühstück verzehren können." Auf dem Gesichte der Frau Wirtin malte sich wachsende Aufregung. „Aber du liebe Zeit, hatten denn die Herrschaften wirklich auch ein Abendessen bestellt? Davon ist mir ja gar nichts bekannt geworden, da liegt am Ende der Brief noch auf der Post. Heinrich, spring geschwind auf die Post, ob kein Brief an mich da sei. Es ist eine Sackermentswirtschaft auf der Post, mit Ihrer Ehre zu vermelden. Eine schöne Geschichte meiner Seel! Nein, es ist nur e i n Abendessen für drei Personen bestellt gewesen, und das haben der Herr Baurat und die zwei jungen Herren wirklich zu sich genommen." „Der Herr Baurat? Aber liebe Frau, das bin ich ja, das war ja eben meine Bestellung, und ich komme, wie Sie zugeben werden, eben erst an." „Himmlische Barmherzigkeit!" sagte die arme Frau, „geht das mit rechten Dingen zu? Ich kann es auf Ehr und Seligkeit versichern, daß gestern schon ein Herr Baurat da waren und sahen ungefähr aus wie der gegenwärtige Herr Baurat und hatten zwei junge Herren bei sich in Juppen und aßen Forellen und Rehziemer zu Nacht und tranken Maiwein bis 12 Uhr, und heute Morgen um 6 Uhr sind sie schon wieder fort." „Meine Liebe," sagte der Baurat zu der behäbigen Dame mittleren Alters, „sieh mich einmal an, ob ichs wirklich bin. Oder hast Du je schon bemerkt, daß ich bei lebendigem Leibe umgehe?" „Hu, Papa, ich fürchte mich vor Dir," sagte die zierliche Brünette. „Ich habe mich im Verdacht," fuhr der Papa fort, „daß ich eben gar nicht wirklich existiere, sondern in einer Novelle von E. T. A. Hoffmann vorkomme. Lieber Landbaumeister, was denken Sie davon?" „Ich denke, daß ein

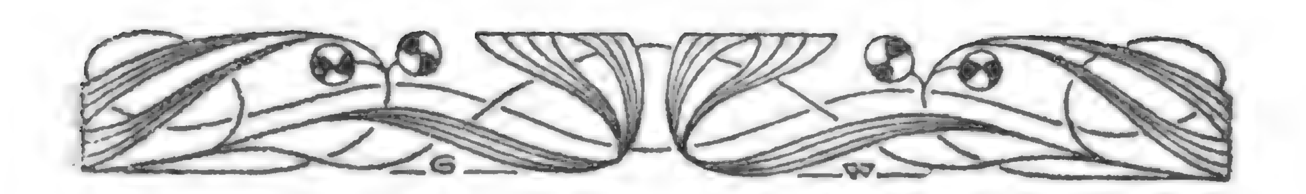
Schwindler Ihren Namen usurpiert hat, um sich und seinen Spießgesellen hier auf Staatsunkosten gütlich zu tun. Ich bitte um Erlaubnis, gleich die Polizei benachrichtigen zu dürfen." „Die Polizei, Herr?" sagte die Frau Wirtin, die in diesem Augenblick ihre ganze Energie wieder fand. „In meinem Hause gehen keine Schwindler aus und ein, und wenn der gestrige Herr Baurat kein wirklicher gewesen ist, so möchte ich doch wissen, wie einer beschaffen sein soll, denn er sah ungefähr aus wie dieser Herr Baurat und war ein feiner gelehrter Herr, und sprach beständig von Bausachen, und bediente sich Wörter und Redensarten dabei, wie sie noch nie in Rumpelberg gehört worden sind, und die zwei anderen Herren auch, und waren scharmante Jungens, und sie haben ihre Rechnung bezahlt und dem Hausknecht ein schönes Trinkgeld gegeben. Nein, Herr, geschwindelt ist da nichts worden, das muß ich mir ausbitten." Der Landbaumeister warf mit vornehmem Unwillen den Kopf auf die Seite, und die anderen sahen einander fragend an. Philipp, der mit aufgerissenen Augen und offenem Munde bisher dabei gestanden hatte, nahm jetzt das Wort: „Mit Verlaub zu sagen, es ist auch heute morgen ein Mann von Eilertshausen dagewesen, der sagte, daß gestern der Herr Baurat dort gewesen wäre mit zwei jungen Herrn und hätten die Kirche inwendig und auswendig aufgeschrieben und hätten gesagt, sie würde noch Kinder und Kindeskinder aushalten, und der Mann wollte den Leiendecker bestellen, daß er gleich an die Arbeit ginge. Er hat auch gesagt, das ganze Dorf täte heute einstimmig den Dr. Ohrwurm zum Abgeordneten wählen, den der Herr Landrat vorgeschlagen hat; noch gestern hätten sie den schmierigen Zigarrenmacher von Maulaffenburg wählen wollen, der neulich die Rede getan hat, bloß um die Regierung zu ärgern von wegen der Kirche und der Chaussee." Auf diese Mitteilung wurde der Baurat ernsthaft. „Herr Landbaumeister," sagte er leise, „nun tun Sie die geeigneten Schritte, um polizeiliche Recherchen zu veranlassen. Da heute die Landtagswahl ist, wird jedenfalls Gensdarmerie zur Stelle sein." Der Angeredete empfahl sich den Damen und ging mit dem Ausdruck gefährlicher Entschlossenheit quer über den Markt. Mit gewinnender Bonhommie wandte sich dagegen der Baurat zu der Wirtin: „Nun sagen Sie mir, die Forellen und der Rehziemer sind also gegessen, aber ein Frühstück werden Sie uns doch wohl vorsetzen?" „O gewiß, belieben Sie Koteletten? Es ist auch sehr zarter Schinken da." „Nun das ist ja schön, halten Sie sich darüber an meine Frau. Eine Flasche Ihres bekannten guten Rotweins gehört jedenfalls dazu. Aber wo ist denn wohl mein Herr Kollege mit seinen Begleitern von hier hingegangen, liebe Frau?"

„Ei, sie sagten zu einander, sie wollten die Römerburg sehen, die droben im Walde bei Rappelstein liegt; da gehn öfters Herrschaften hin.“ „Ei, ei,“ sagte der Baurat, „der Herr Kollege wird immer interessanter. Und dann wollten die Herren wohl nach Rappelstein?“ „Erlauben Sie, hernach wollten sie auf dem kürzesten Wege nach der Eisenbahn; sie fragten Philipp, ob er den Weg schon gegangen wäre.“ „So, das ist in ihrem Fall freilich das gescheiteste; aber,“ fügte er gegen seine Frau gewandt hinzu, „es ist doch naiv, sich darüber gegen Philipp auszusprechen. Ob das ganze nicht eine Finte ist?“

Es dauerte nicht lange, so kam der Landbaumeister eiligen Schrittes zurück und meldete den glücklichen Erfolg seiner Mission, der sich alsbald durch die Erscheinung zweier berittener Gensdarmen bestätigte. Diese wußten, daß die so fragwürdigen Wanderer morgens früh nach dem Schloß hinauf gegangen waren, und das stimmte zu dem Reiseziel, das aus der Angabe der Wirtin hervorging; für Fußgänger war das der angezeigte Weg. Reiter aber konnten auf der Landstraße im Tal das Forsthaus in weit kürzerer Zeit erreichen; „und dort werden sie abgefaßt,“ sagte der eine dieser erfahrenen Männer, „denn sie müssen bis dahin zu viel Durst haben, um vorbeizugehen.“ Somit ritten die Diener der öffentlichen Sicherheit, nach einem Trunk aus dem Sattel, davon und setzten ihre Pferde in scharfen Trab, sobald sie die ebene Talsohle erreicht hatten.

(Fortsetzung folgt.)





Auswärtige Politik und öffentliche Meinung.

Von

W. v. Massow.

Die Bedeutung der öffentlichen Meinung in allen Beziehungen genau und klar abzugrenzen, ist gewiß ein schwieriges Unterfangen. Die öffentliche Meinung bleibt immer ein vielköpfiges Ungeheuer, an dem die mit dem Schwert der Vernunft geführten Streiche meist wirkungslos abgleiten. Der Parlamentarismus hat dafür gesorgt, daß auf dem Gebiet der inneren Politik dem vielgebrauchten Begriff ein bestimmter Platz angewiesen wird, wenigstens in der Theorie. In einer ihrem Begriff einigermaßen entsprechenden Volksvertretung können die wesentlichen Grundanschauungen, die einen gewissen Anspruch darauf haben, als öffentliche Meinung zu gelten, sich sämtlich Gehör verschaffen, wenn auch nur diejenige Meinung, die eine Mehrheit findet, zuletzt den Sieg davonträgt. Damit kann und muß sich jeder abfinden. Der Niederschlag dieser Tätigkeit der inneren Politik ist die Gesetzgebung; sie schafft die Richtschnuren, die so lange wie irgend möglich als Grundlagen des ganzen öffentlichen Lebens dienen sollen. Diese Grundlagen berühren unmittelbar das Tun und Treiben des einzelnen Staatsbürgers, und darum kann im modernen Staat auch von dem einzelnen Bürger gefordert werden, daß er sich wenigstens mittelbar an der Gestaltung der Gesetzgebung beteiligt und daran geistigen Anteil nimmt. Je ausgiebiger und gewissenhafter er das tut, um so besser für den Staat, wobei freilich vorausgesetzt wird, daß die Teilnahme des einzelnen Bürgers an den Angelegenheiten des Staates sich streng innerhalb der gesetzlichen Grenzen hält. In der inneren Politik ist also die Mitwirkung der öffentlichen Meinung ein erwünschtes Zeichen gesunden Staatslebens.

Ist es nun in der auswärtigen Politik ebenso? Hier hat der Staat nicht mit sich selbst und der eigenen Gesundheitspflege zu tun, sondern er tritt als ein Ganzes anderen ähnlichen Gemeinschaften gegenüber. Die Staaten sind gewissermaßen Persönlichkeiten, die miteinander in Beziehung treten, ohne durch ein anderes Gesetz gebunden zu sein als jenes, das sie sich um ihres Vorteils willen selbst auferlegen. Daher müssen in dem

Verkehr der Staaten untereinander alle Momente der Überlegenheit wahrgenommen werden, und zu diesen gehört nicht an letzter Stelle die Einheit, Sicherheit und Entschlossenheit des Handelns, die Möglichkeit, jedem günstigen Augenblick gerecht zu werden. Das kann nur geschehen, wenn Einer der Herr ist, der für dieses Handeln die Verantwortung trägt. Eine Vielheit kann dabei nur Verwirrung stiften, und von Mehrheitsbeschlüssen gilt auf dem Gebiet der auswärtigen Politik in vollem Umfange das Wort: „Mehrheit ist der Unsinn." Und selbst wenn Zeit genug wäre, die Mitwirkung der öffentlichen Meinung in Anspruch zu nehmen, so würde gerade hier die Unbestimmtheit des Begriffs störend in den Weg treten.

Man tritt wohl keinem verständigen Menschen zu nahe, wenn man feststellt, daß der Kreis der Urteilsfähigen in Fragen der auswärtigen Politik jedenfalls enger zu ziehen ist, als bei anderen Fragen des öffentlichen Wohls. Die Voraussetzung eines Urteils über auswärtige Politik ist nicht damit erschöpft, daß man einen Standpunkt wählt, der zum Vergleichen geeignet ist, d. h. daß man durch Kenntnis der Weltgeschichte und der Verhältnisse in anderen Ländern sich die Möglichkeit einer räumlich und zeitlich freieren Beobachtung schafft. Über solche Kenntnisse verfügt gegenwärtig — im Zeitalter der Reisen und einer vertieften und erweiterten Geschichtsforschung — ein sehr erheblicher Bruchteil unserer Gebildeten; darin brauchte also kein Hindernis zu liegen. Es fehlt aber dann immer noch die Hauptsache, nämlich die Kenntnis einer ganzen Reihe von Tatsachen und Umständen, die für die Führung einer auswärtigen Aktion von Wichtigkeit sind, die aber zeitweilig im Dunkel bleiben müssen, weil ihr Bekanntwerden die Erreichung des Zweckes verhindern müßte.

Dem modernen Staatsbürger leuchtet das häufig schwer ein. Die Forderung erinnert ihn an das Zeitalter der Kabinettspolitik, an die Zeit, in der die Völker noch nicht mündig gesprochen waren und bei der Leitung ihrer Geschicke nicht mitreden durften. Jetzt ist die Anteilnahme des Volkes an der Regierung durch die Grundgesetze der Staaten gesichert, und doch soll diese Anteilnahme gerade da aufhören, wo es sich eigentlich um die höchsten Lebensfragen des Staates handelt, wo unter Umständen für die Geltendmachung wichtiger Interessen und für die Wahrung der nationalen Ehre die Existenz des Staates selbst eingesetzt werden muß. In diesen wichtigsten Fragen wird über den Kopf des Bürgers hinweg verfügt; hier soll er sich der unbedingten Autorität des Herrschers und der von ihm bestimmten Organe genau so fügen wie zur Zeit des Absolutismus. Dagegen sträubt sich das Selbstbewußtsein des modernen Staatsbürgers, und er wird geneigt sein, alle die sachlichen Notwendig-

keiten, durch die eine persönliche Leitung der auswärtigen Politik bedingt ist, nicht als solche anzuerkennen, sondern sie für höchst überflüssig zu halten. Es schweben ihm dabei die Fälle vor, in denen vor allem Fürst Bismarck — ganz im Gegensatz zu den Winkelzügen der alten Diplomatie — sein Ziel durch rücksichtslose Offenheit erreichte. Vergessen wird nur, daß Bismarck dieses Mittel keineswegs immer anwandte, sondern erstens nur da, wo es angebracht war, und zweitens, weil er in den Anfängen seiner Ministertätigkeit bei der damaligen rein gewohnheitsmäßigen, kleinlichen Geheimniskrämerei und Hinterhaltigkeit der diplomatischen Welt darauf rechnen konnte, daß die Offenheit, die er für die Durchführung seiner großzügigen Pläne brauchte, von seinen Gegnern falsch eingeschätzt werden würde und das beste Mittel sei, die Gegner irrezuführen, ohne sie zu belügen. Es ist aber eine sehr kindliche Auffassung, wenn man meint, daß Bismarck immer mit offenen Karten gespielt habe. Kein auswärtiger Minister der Welt würde das vermögen. Denn auf Schritt und Tritt würde er seinem Handeln Hindernisse bereitet finden. Um ein einfaches Beispiel aus der jüngsten Zeit anzuführen, so hat die englische Regierung, als sie in Voraussicht des nahen Friedensschlusses zwischen Rußland und Japan ihr Bündnis mit dem letztgenannten Staate erneuerte, die Verhandlungen sorgfältig geheim gehalten und auch nach dem Abschluß vor der Öffentlichkeit zu hüten versucht, bis der Friede in Portsmouth wirklich gesichert war. Daß dies vom englischen Standpunkt dringend notwendig war, liegt auf der Hand. Derartige Beispiele ließen sich beliebig häufen; es bedarf jedoch dessen kaum, da es ohnedies klar ist, daß auswärtige Politik nicht im vollen Lichte der Öffentlichkeit geführt werden kann. Nicht einmal im „Zukunfsstaate“ wäre das möglich.

Nun ist es aber andererseits richtig, daß bei der Auffassung, die unserem ganzen Staatsleben hinsichtlich der Volksrechte eigen ist, die vollständige Fernhaltung der öffentlichen Meinung von der auswärtigen Politik zu den Unmöglichkeiten gehört. Es wäre auch geradezu traurig, wenn unser Volk seine Stellung unter den anderen Völkern, die Entscheidung über seine Beziehungen und Interessen und die Lenkung seiner Geschicke in Existenzfragen mit Gleichgültigkeit betrachtete. Aber das, womit sich die öffentliche Meinung zu befassen hat, ist doch etwas anderes, als die Führung der Geschäfte, die der Diplomatie obliegt. Für das Volk handelt es sich nicht um die Mittel und Wege, sondern um die Ziele. Welche Interessen ein Volk einem anderen gegenüber geltend zu machen hat, welche Bedürfnisse es zu befriedigen wünscht und auf welche es zu

verzichten bereit ist, das ist in der Tat eine gemeinsame Angelegenheit oder wenigstens eine Angelegenheit, über die sich die verschiedensten Volkskreise und Parteien verständigen können und müssen. Aber es ist allerdings eine besondere Forderung dabei, die in auswärtigen Fragen durchaus erfüllt werden muß. Die nach außen gerichteten Meinungen und Bestrebungen eines Volkes müssen eine ethische Grundlage haben, die nicht entbehrt werden kann, das sichere Gefühl für die Unantastbarkeit der eigenen Volkspersönlichkeit, ein Gefühl, das sich in dem Verständnis für die Ehre, Freiheit, Würde und Einheit der Nation bekundet.

Es ist die wichtige Frage: Besitzt das deutsche Volk in seiner Gesamtheit den politischen Takt, der eine solche auf sittlicher Grundlage ruhende öffentliche Meinung in Fragen der auswärtigen Politik bei der rechten Gelegenheit und in der rechten Art zu betätigen weiß? Pessimisten werden schnell mit der Antwort bei der Hand sein und den Deutschen in ihrer Gesamtheit den politischen Takt absprechen; denn gerade hieran scheint es allerdings oft genug zu fehlen. Wir bedürfen darin zweifellos noch der Schulung und Erfahrung. Aber wir dürfen doch auch nicht ungerecht gegen unser eigenes Volk sein und müssen uns klar machen, daß es an der sittlichen Gesundheit des Volksganzen verzweifeln heißt, wenn wir den Mangel an politischem Takt als eine uns dauernd anhaftende Charaktereigenschaft ansehen. Wenn das Verhalten unserer öffentlichen Meinung darin nicht ganz so ist, wie man es wünschen sollte, so muß das wohl daran liegen, daß wir noch nicht die geeigneten Formen gefunden haben, in denen sich die öffentliche Meinung wirklich dem Nationalcharakter gemäß betätigen kann.

Man hat auf England hingewiesen als auf das Land, in dem auch die auswärtige Politik auf Grund der öffentlichen Meinung gemacht wird und in dem diese öffentliche Meinung so vortrefflich diszipliniert erscheint wie kaum irgendwo sonst. Nun haben es aber freilich die Engländer auch leichter gehabt, zu dieser politischen Disziplin zu gelangen. Die insulare Lage des Landes hat es dem englischen Volk ermöglicht, seine inneren Kämpfe ganz mit sich selbst auszumachen und seine auswärtige Politik durch die Interessen seines Welthandels in einer allen Kreisen der Nation verständlichen Weise zu bestimmen; eine mehrhundertjährige Erfahrung legte darin gewisse Richtlinien fest, die sich ungestört dem Volksbewußtsein einprägen konnten. Zu solcher instinktmäßigen, brutalen Sicherheit in der Erkenntnis des nationalen Vorteils werden wir Deutschen es wohl nie bringen, weil schon die geographische Lage unseres Landes uns ein solch einheitliches Empfinden erschwert und versagt.

Ferner haben in England die nationalen Staatseinrichtungen die öffentliche Meinung erzogen. Die uralten Grundlagen der Selbstverwaltung aus der Zeit der Angelsachsen sind niemals ganz zerstört, vielmehr nach kurzer Unterdrückung sorgfältig ausgebaut und gepflegt worden. Wo der Boden in solcher Weise vorbereitet war, konnte auch der Parlamentarismus in seiner klassischen Form gedeihen, d. h. die in einem gesunden Gemeingeist geschulten Volksmassen fügten sich willig der Herrschaft einer führenden Oberschicht, die wirklich als die legitime Vertretung einer öffentlichen Meinung gelten konnte. In dem Parlament wechselten sich viele Menschenalter hindurch zwei einander gegenüberstehende Parteien ab. Der Führer der Opposition, der heute die Regierung kritisierte, war vielleicht selbst Mitglied der Regierung gewesen und wußte, daß er es unter Umständen wieder sein würde. So waren die parlamentarischen Verhandlungen einerseits ein Ventil der öffentlichen Meinung, andererseits wurden sie reguliert durch den Einfluß wirklicher politischer Verantwortung.

Auch das können wir den Engländern nicht nachmachen. Übrigens sind ja auch in England selbst die Verhältnisse anders geworden. Der alte historische Parlamentarismus ist längst dahin, obwohl sich seine Formen noch erhalten haben. Auch die Beziehungen der öffentlichen Meinung zu den herrschenden Gewalten sind jetzt verwickelter und mannigfach verändert. Unsere konstitutionellen Formen sind aber überhaupt nicht auf irgend eine beträchtliche Mitwirkung der öffentlichen Meinung an der auswärtigen Politik zugeschnitten. Gerade die Abgeordneten, die wohl das Zeug dazu hätten, über auswärtige Politik verständig zu urteilen, halten sich begreiflicherweise zurück. Die Opposition aber genießt sorglos die Freuden der gänzlichen Verantwortungslosigkeit; sie trägt das Bierbankgeschwätz auf die Sitze der Volksvertreter und benutzt die großen Fragen, bei denen es sich um Ansehen, Würde und Ehre der Nation handelt, nur als Mittel, um sich ohne Unkosten populär zu machen und dadurch, daß sie dem nichtsnutzigen Philistergeist nach dem Munde redet, ihre Parteizwecke zu fördern. Seit die Sozialdemokratie im Reichstage das Wort führt, ist das Niveau der Debatten über auswärtige Fragen noch tiefer gesunken; Bebels Reden, die sich auf diesem Gebiet bewegen, sind so jämmerliche Leistungen, daß sie den Mann dem Kinderspott preisgeben müßten, wenn nicht das beständige Hetzen und Agitieren unter den Massen den von Hause aus gesunden Menschenverstand des einfachen Mannes aus dem Volk verwirrt hätte.

Trotzdem darf die Hoffnung nicht aufgegeben werden, daß auch bei uns mit der Zeit eine Disziplinierung und Organisierung der öffentlichen

Meinung eintritt, die der auswärtigen Politik, die in der Hand geschulter und verantwortlicher Staatsmänner bleiben muß, nützliche Dienste leistet. Allerdings werden sich die nationalgesinnten Kreise eine gewisse Entsagung auferlegen müssen. Eine Entsagung nämlich insofern, als sie das übliche Besserwissen in Einzelheiten aufgeben müssen. Es ist das gute Recht des deutschen Volkes, allgemeine Stellung zu nehmen zu einer auswärtigen Frage, die in seinen Gesichtskreis getreten ist, z. B. zu der Marokkofrage. Es kann dabei die ganze Skala der Möglichkeiten erörtert werden, von der Politik gänzlicher Enthaltung bis zu der gewaltsamen Annexion von Marokko. Hat aber die Regierung ihre Stellung dazu genommen, dann ist es gewiß nicht zu viel verlangt, daß das eigene Programm so weit zurückgestellt wird, daß die Regierung nicht in ihrer Aktion behindert wird. Eine ernsthafte und besonnene Kritik braucht darum noch nicht aufzuhören, vor allem nicht von Seiten der Leute, die durch eigene wirkliche Sachkenntnis dem gemeinsamen Interesse nützlich werden können. Aber auch einer solchen Kritik entziehen sich in der Regel Einzelheiten der Mittel und Methoden, mit denen die Regierung arbeiten muß. Eine üble Angewohnheit ist es darum jedenfalls, daß man das Ziel der Regierung zwar anerkennt, trotzdem aber während der noch schwebenden Sache bald hier bald da eine bekanntwerdende Maßregel bemängelt und bekrittelt. Da ist hier eine Note nicht grob genug und dort eine Äußerung anscheinend nicht konsequent, hier dauert dem deutschen Philister die Sache zu lange, dort ist der Reichskanzler zu vorsichtig und wieder ein andermal zu wagehalsig. Dergleichen haben wir auch im ersten Stadium der Marokkofrage erlebt. Und dabei haben sich doch wenigstens nachträglich die Kritiker überzeugen können, daß sie den Schlüssel zu der Situation, die feindseligen Spekulationen des früheren französischen auswärtigen Ministers, gar nicht einmal kannten. Nun sind zwar diese Kritiker dreist genug, sich mit der Behauptung aus der Affäre zu ziehen, auch unsere Diplomatie habe nichts davon gewußt. Das mag insoweit richtig sein, als die innersten und letzten Herzgedanken des Herrn Delcassé und ihre positive Formulierung, wie er sie zuletzt im Ministerrat vorbrachte, nicht bekannt waren. In der Hauptsache aber ist das Ziel Delcassés und die Rolle, die die entente cordiale mit England in seinen Plänen spielte, unsern Staatsmännern bekannt gewesen. Hätte man jedoch die Sache an die Öffentlichkeit gebracht, bevor sie von französischer Seite enthüllt wurde, so hätte es allerdings an überzeugendem Beweismaterial gefehlt, und die Lage wäre zu Ungunsten Deutschlands verschoben worden. Es wäre Delcassé ein leichtes gewesen, die Empfindlichkeit des französischen Temperaments für sich nutzbar zu machen und eine

Lage zu schaffen, die sich jeder Berechnung entzog. Dann war der Weltbrand entzündet, während das kluge Schweigen und Abwarten unserer Regierung es ermöglicht hat, daß wir unsere Auffassung zur Geltung bringen konnten und daß die Franzosen selbst den politischen Brandstifter entfernen konnten, ohne daß von außen her dem berechtigten Selbstgefühl Frankreichs zu nahe getreten wurde. Man sieht aus alledem: es ist ganz ausgeschlossen, daß ein Außenstehender während dieser Aktion ein Urteil darüber haben konnte, ob etwa Herr Delcassé von der deutschen Regierung zu schroff oder Herr Rouvier zu entgegenkommend behandelt worden ist. Die öffentliche Meinung gibt daher auch von den Rechten eines freien Volkes nichts auf, wenn sie sich in den Fragen dieser Art Zurückhaltung auferlegt.

Es ist richtig, daß die Zeitströmung einem solchen Verhalten nicht günstig ist. Das scheint den Pessimisten recht zu geben. Indessen legt doch eine ruhige Betrachtung, die nicht ausschließlich die Gegenwart ins Auge faßt, den Gedanken nahe, daß die Nervosität und Nörgelsucht, die auch national gesinnte Kreise erfaßt hat, eine vorübergehende Erscheinung ist. Wer nämlich die letzten vierzig Jahre seit dem Beginn unseres nationalen Aufschwungs unbefangen überblickt, wird erkennen, daß das heute grassierende krankhafte Mißtrauen in die Führung unserer auswärtigen Politik — krankhaft insofern, als es mit offenkundigen Tatsachen in Widerspruch steht und mit hypochondrischer Selbstquälerei die Dinge so lange dreht und wendet, bis ein Nachteil oder Mißerfolg für Deutschland herausgefunden ist, — daß dieses Mißtrauen nur die natürliche Reaktion gegen jenes unbegrenzte Vertrauen ist, das uns bis zum Jahre 1890 trotz gleicher Gefahren von außen ruhig schlafen ließ in dem Gedanken: „Bismarck wird das alles schon machen!" Verschärft wurde diese Gegenwirkung durch manche Erfahrungen nach der Entlassung Bismarcks, aber zuletzt werden wir uns doch darein finden müssen, daß wir an die Vorsehung nicht den Anspruch erheben dürfen, allezeit einen staatsmännischen Genius allerersten Ranges zu unserer Verfügung zu halten. Daraus ergibt sich klar unsere Verpflichtung gegen die Gegenwart. Indem wir sie erfüllen und aus der Vergangenheit lernen, aber ihr nicht nachtrauern, tragen wir zugleich einen Teil der ungeheuren Dankesschuld ab, die wir gegenüber dem Andenken Bismarcks übernommen haben. Denn Bismarck ist in dem Vertrauen von uns geschieden, daß Frau Germania, die er in den Sattel gesetzt hat, nun auch werde reiten können. Und dieses Vertrauen werden wir auch nicht täuschen, denn es ist undenkbar, daß ein gesundes Volk an der selbstquälerischen Einbildung zu Grunde

geht, als machten seine Fürsten und deren Ratgeber alles schlechter als die des Auslandes.

Eine weitere Bestärkung unserer Meinung, daß das Übermaß kritischer Neigungen und Stimmungen gegenüber der auswärtigen Politik in absehbarer Zeit auch einmal wieder eine Ebbe erleben wird, läßt sich darin erkennen, daß Kaiser und Volk sich allmählich immer besser verstehen lernen. Wir brauchen bei aller Ehrerbietung vor unserm Kaiser nicht wie der Vogel Strauß den Kopf in den Sand zu stecken, sondern können ehrlich sagen, daß ein wesentlicher Teil des Unbehagens der öffentlichen Meinung in Fragen der auswärtigen Politik nach der Entlassung Bismarcks darauf zurückzuführen ist, daß sich weite Kreise — und gerade ausgeprägt nationale und monarchisch gesinnte — in gewisse persönliche Eigenheiten des Kaisers nicht finden konnten. Es ist ja klar, daß das „Impulsive“ — dieses vor 1888 kaum gekannte und kaum zu verdeutschende Fremdwort ist jetzt in aller Munde — mit seinen Nebenerscheinungen, der Neigung zum Pomphaften und zu Superlativen, dem deutschen Volkscharakter fern liegt und an sich Unbehagen erzeugt. Es gibt aber zwei Gedankenlinien, die solchem Unbehagen entgegenwirken. Einmal die Erwägung, daß der Gedanke der Monarchie mit ihren Segnungen gerade für ein Volk von der Art des deutschen in jedem Falle höher steht, als die menschliche Eigenart des jeweiligen Trägers der Krone, und daß in einem festgefügten monarchischen Rechtsstaat, der wir doch sein wollen, Fürst und Volk sich gegenseitig tragen müssen. Ferner aber — und darauf ist der stärkere Ton zu legen — hat auch der Kaiser wie jeder Mensch das Recht auf die Schwächen seiner Vorzüge, und das ist die Erkenntnis, die sich schon jetzt immer mehr sichtbar durchringt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Verständnis für die außerordentlichen Herrschereigenschaften unseres Kaisers an Umfang gewinnt, sowie auch die Erfahrung in weitere Kreise dringt, daß diese bedeutende Persönlichkeit auf das Ausland einen tiefen Eindruck ausübt. Je mehr erkannt wird, daß die von der Person des Kaisers ausgehende Wirkung nach außen sich immer enger den in nationalen Kreisen erwünschten Wirkungen anschließt, desto mehr wird auch die Neigung zu jener verärgerten, mißmutigen Kritik verschwinden, die vor zehn bis fünfzehn Jahren einen fast besorgniserregenden Charakter angenommen hatte. Dann wird auch diese Kritik ganz von selbst zurückhaltender werden; denn so gern der Deutsche auch alles besser weiß, so wenig liebt er doch im Grunde unnötige Aufregung.

Der Vorteil, der daraus entspringt, liegt besonders darin, daß die öffentliche Meinung geschlossener wird. Wir werden ohnehin darauf ver-

zichten müssen, in der Einheitlichkeit unserer öffentlichen Meinung etwa mit England zu wetteifern. Das Herumnörgeln an Einzelfragen, die der Beurteiler in den allerseltensten Fällen übersehen kann, entzweit uns immer mehr. Wenn aber die Nation sich daran gewöhnt, zu den großen Interessen- und Machtfragen unserer internationalen Stellung dem nationalen Charakter und unseren ethischen Anschauungen gemäß ihre Stimme zu erheben, und alle die Quengeleien ablehnt, die nur aus der Sucht politischer Klatschmäuler, tief eingeweiht zu erscheinen, entspringen, so müßte es mit merkwürdigen Dingen zugehen, wenn wir nicht auch in der Einheit politischen Fühlens Fortschritte machten.

Diese Äußerungen der öffentlichen Meinung sollen kräftig und bestimmt sein; sie werden sich auch fast immer auf praktische Bedürfnisse und Erfahrungen von sachkundigen Leuten stützen können. Die Gelegenheit zu den Äußerungen ist gegeben, wenn die Regierung selbst Mitteilungen über abgeschlossene auswärtige Aktionen macht, wie es ja doch von Zeit zu Zeit geschehen muß. Man wende nicht ein, daß ja solche Beurteilungen post festum kommen und keinen Wert mehr haben. So schnell veralten die Nachwirkungen des Geschehenen doch nicht, und es ergeben sich aus diesen auf einem festen, von der Regierung selbst vermittelten Tatsachengrunde aufgebauten Meinungen bestimmte Richtungen des allgemeinen Empfindens, die einer geschickten und tüchtigen Regierung nur willkommen sein können. Es ist der Strom — dieses Bild gebrauchte einmal Fürst Bülow —, auf dem die verantwortliche Regierung ihr Schiff lenkt. Sie kann sich von dieser Strömung nicht willenlos treiben lassen, sie wird die Ruder kunstgerecht gebrauchen müssen, will sie ihr Ziel erreichen. Aber sie wird die Strömung als Mittel dazu nicht entbehren wollen.

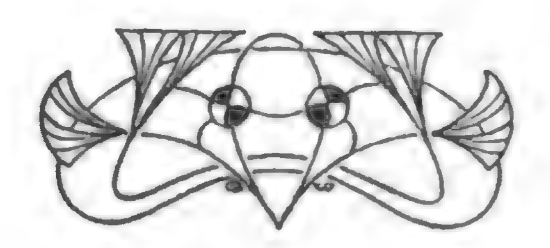
Wir können das Vertrauen haben, daß eine solche aus der Volksseele und dem wirklichen Bedürfnis quellende öffentliche Meinung, die zugleich ihre Grenzen gegenüber der verantwortlichen Regierung erkennt, mit der Zeit auch bei uns eine Erscheinung werden wird, mit der die Regierung nicht ungern rechnet, wenn sie sich auch nicht von ihr abhängig machen kann. Bis jetzt fehlt noch mancherlei daran, und daran hat auch die Regierung einen Anteil der Schuld durch ihre Stellung zur Presse. Nicht als ob es an Verbindungen fehlt. Dergleichen werden Behörden, an deren Spitze ein so modern empfindender, erfahrener und weitblickender Staatsmann steht, wie es der jetzige Reichskanzler für alle diejenigen ist, die ihr Urteil nicht aus Witzblättern, Hofklatsch und Gesellschaftstratsch schöpfen, gewiß nicht verabsäumen. Im allgemeinen neigt aber unsere

Beamtenwelt dazu, in einseitiger Weise anzunehmen, daß die Presse die öffentliche Meinung „macht“. Die Ansicht ist: der Zeitungsleser spricht nach, was in seinem Leibblatt steht. Wenn also etwas Unrichtiges oder Unbequemes darin steht, so ist der „Zeitungsschreiber“ daran schuld.

Richtig ist ja, daß der Einfluß des „Leibblatts“ auf den Leser oft sehr groß ist. Aber dieses „Leibblatt“ ist entweder von dem Leser selbst oder unter Einflüssen, denen er ohnehin unterliegen würde, gewählt worden. Wenn der Leser irgendwie Veranlassung hat, seine Meinung zu ändern, so schafft er das „Leibblatt“ ab und nimmt ein anderes. Die Autorität eines Blattes für den Leser beruht nicht darauf, daß gerade Herr X. oder Herr Y., die die Artikel schreiben, für die Leser Autoritäten sind — das ist höchstens eine zufällige oder abgeleitete Wirkung in bestimmten Fällen —, sondern darauf, daß jedes Blatt eine bestimmte Tradition und einen bestimmten Ideenkreis vertritt, dementsprechend seine Redakteure anwirbt und so die Färbungen der öffentlichen Meinung wirklich zum Ausdruck bringt, die in seinem Abonnentenkreis herrschen. Erst dadurch, daß es einen gewissen Bruchteil der öffentlichen Meinung vertritt, erwirbt es die Autorität, diesen nämlichen Kreis auch in Einzelfragen zu leiten und somit in gewissem Umfange auch öffentliche Meinung zu machen. Es beruht also nicht bloß auf Einbildung, daß die Presse der Ausdruck der öffentlichen Meinung ist, freilich ein bunt zusammengesetztes, oft dissonierendes Orchester, in dem allerlei Stimmen mittönen und in dem auch die Stimme der Dummheit ein Recht auf Duldung hat, wie das an sich blechern klingende Becken in der Janitscharenmusik. Für das von weitem zuhörende Ausland ergibt sich aber doch ein ganz hübscher Zusammenhang, wenn der Kapellmeister — der Staatsmann — der rechte Mann ist. Der Vergleich hinkt allerdings insofern, als dieses Orchester in jedem Falle auch gegen den Willen des Kapellmeisters seine Stimmen spielt. Eine Leitung ist trotzdem nicht unmöglich. Nur darf die Regierung nicht glauben, daß unbequeme Stimmungen dadurch beseitigt werden, daß sich einige Zeitungen finden, die durchweg das Gegenteil von dem behaupten, was der allgemeinen Stimmung entspricht. Diese Stimmung muß vielmehr in ihrer Stärke und ihren Motiven richtig erkannt und gewürdigt und von ihr ausgehend die politische Notwendigkeit abweichender Wege ruhig begründet werden. Dann bleibt die Regierung unabhängig von der öffentlichen Meinung und gewinnt doch für ihr Handeln eine Form, die den berechtigten Empfindungen des Volks entspricht. Das erzeugt Vertrauen und bildet die Grundlage für die weitere Lenkbarkeit der Volksstimmung. Hätte die Regierung z. B.

bei Beginn des Burenkrieges mehr Verständnis für die Vorgänge in der deutschen Volksseele bekundet, so hätte sie sich manchen Verdruß erspart. Schwerlich hätte der wilde Taumel des Englandhasses einen solchen Umfang gewonnen, wenn nicht die höhnischen und hochfahrenden Abfertigungen eines im Grunde gesunden und dem Volkscharakter gemäßen Empfindens, wie man sie damals in Blättern las, die in näheren Beziehungen zur Regierung standen, die besten Kreise tief erbittert und für weitere besonnene Vorstellungen der politischen Notwendigkeit unempfänglich gemacht hätten. Vor solchen Erscheinungen wird man erst geschützt sein, wenn die amtlichen Kreise den wirklichen Pulsschlag des Volks deutlicher fühlen und die Einbildung fahren lassen, als könnten der gute Wille und die Feder einiger Redakteure eine Lage ändern, die ihre Gestalt dem Nationalcharakter selbst verdankt.

Es besteht also die Möglichkeit, daß von beiden Seiten, von Regierung und Volk, darauf hingearbeitet wird, daß die öffentliche Meinung zur Stütze statt zum Hindernis auch der auswärtigen Politik wird. Wir werden hoffentlich den Weg zur Erfüllung dieser Erwartung finden.



Zwei Träume.

Wie oft ich deinen Namen rief
In stiller Nacht, wenn alles schlief,
Zurück kam nur der leere Schall
Und immer blieb dieselbe Qual.

Doch heute sah im Traum ich dich:
Du lächeltest, du küßtest mich —
Die Sonne schien, die Heide sang;
Wir schritten still den Weg entlang.

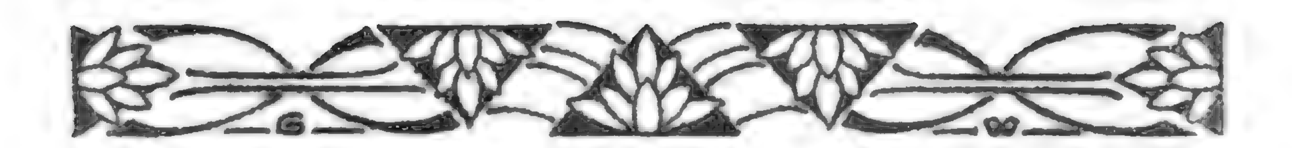
Mit uns das Glück. — Wir sprachen nicht,
Wir gingen aneinander dicht
Geschmiegt und wollten nur allein
Mit uns und unserm Glücke sein.

Die Sonne schien, die Heide sang,
Still schritten wir den Weg entlang.

Doch dann sah ich ein ander Bild:
Der Himmel grau, die Wolken wild
In Wirbeln jagend, und das Laub,
Das letzte, drehte sich im Staub; —
Kein Sonnenschein, kein Heidesang,
Schwarzdrossels Lied allein noch klang.

Und einen Menschen sah ich stehn
Am Wegekreuz im Windeswehn,
Der war allein.

W. S.



Die schöne Hannalee.

Von

Carl Bulcke.

„Ach Wassermann, nun hör mich an, die sieben Jahre sind um,
Ich diente dir sieben Jahre und war wie ein Fischlein stumm,
Sieben Jahre war ich dein Weib und ich liebe dich heute wie eh,
Aber heute ist sie traurig, deine schöne Hannalee.
Sieben Jahre war ich dein Weib, sieben Kindlein schenkte ich dir,
Sie haben Froschmäulchen und Schuppen und keines ist gleich mir,
Sie schießen wie die Hechte, sie fliegen aus zur Jagd,
Hat keines meiner Kinderlein auf seine Mutter Acht . . .
Schön bist du, mein Geliebter, und schön ist dein gläsernes Schloß,
Das Spiel der sieben Jahre wie ein einziger Tag verfloß,
Und immer noch denk ich der Stunde, da mir das Wunder geschah,
Da ich zum ersten Mal den Glanz der Tiefe sah . .

Ich stand heut früh an der Wiege und wiegte dein jüngstes Kind,
Ich sah hinauf durch das Wasser, das kräuselte der Wind,
Da hörte ich hier tief unten einen vollen Glockenklang,
Ach Wassermann, nun hör mich an, mir ist so bang . .

Noch einmal laß mich schauen das Land, darein ich gewohnt,
Das Schloß und den alten Garten und des Nachts darüber den Mond,
Noch einmal laß mich grüßen, die ich vor Zeiten geliebt,
Die alten Hände küssen, die ich so sehr betrübt,
Laß mich die Glocken hören, die einst mich riefen als Kind,
Laß mich zu den Menschen gehen, die meines Blutes sind:
Auch hatte ich, als ich ging, zwei kleine Schwesterlein,
Sie werden nun große, schlanke und schöne Jungfrauen sein.
Ich will nur niederknieen in der Kirche altem Gestühl,
Will nur die Stirne pressen auf die Kirchenfliesen kühl,
Und wenn der Priester spricht und jedem das Herze schlägt,
Ich will nur einmal spüren, ob noch mein Herz sich regt, —
Dann komm ich zu dir wieder, so wahr ich vor dir steh,
Dann wird sie dich nie mehr quälen, deine schöne Hannalee . .“

Der Wassermann nickte traurig, da sprang sie jubelnd auf,
Da stiegen helle Perlen zum Spiegel des Wassers hinauf,
Da tauchte sie blankgebadet, triefend empor ins Licht.
Sie trug einen tropfenden Schleier über dem schönen Gesicht.

Und als sie schritt des Weges durch Wiesen und roten Klee,
Alle Bäume und Blumen neigten sich vor der schönen Hannalee,
Alle Glocken klangen und klagten und es war Maienzeit,
Und als sie vor die Kirche trat, sprang auf die Türe weit.
Und als sie in die Kirche trat, da schaute sich alles um,
Da neigte sich Graf und Edelmann vor der Wasserfraue stumm,
Da neigte sich ihr Vater und hat zuerst sie erkannt,
Er öffnete die Tür der Bank und reichte ihr die Hand,
Die Mutter begann zu weinen und bückte sich auf ihr Buch,
Der älteste Bruder knurrte und sprach einen raschen Fluch,
Sie aber schlug drei Kreuze und sank hinab in die Knie,
Da knieten die beiden Schwestern neben sie.
Und dröhnend rauschte die Orgel und brausend scholl der Choral,
Die schöne Hannalee weinte wieder zum erstenmal.

Dann sprach der Priester den Segen und aus dem Gotteshaus
Schritt mitten in der Gemeinde die Wasserfrau hinaus.
Ihre Perlenketten klirrten, ihre Augen starrten im Traum,
Naß auf den Fliesen lag ein Streif von ihres Kleides Saum.
Sie schaute einen jeden an, so flehend und so verzagt,
Da hat auch nicht ein einziger ein Wort zu sagen gewagt.
Und Vater und Mutter nahmen die Tochter bei der Hand:
„Nun sei uns wieder willkommen, willkommen im Heimatland."

Drei Tage und Nächte bliesen Trompeten im Grafenschloß,
Und nachts um des Schlosses Türme das blasse Mondlicht floß,
Des Schlosses Fenster glühten landein im Kerzenglanz,
Und edle Frauen und Herren schwangen den Reigentanz,
Doch stumm saß in der Mitte und war so weiß wie Schnee
Die schönste von ihnen allen, die schöne Hannalee.

* * *

Durchs Land frohlockte der Frühling. Aber am dritten Tag
Sausten über die Lande Blitze und Wetterschlag,
Und als die Sonne gesunken, begann zu toben der See,
Da war den Eltern Angst um die schöne Hannalee.

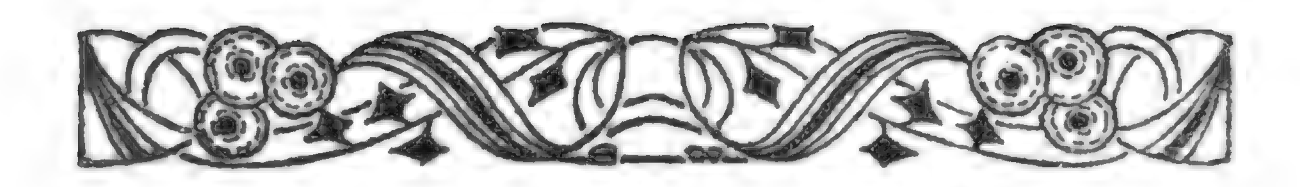
Des Schlosses Pforten sprangen im heulenden Sturmwind auf,
Gewaltig polterte ein Schritt des Schlosses Stiegen hinauf,
Und Vater und Mutter schlichen zu der Tochter Kammertür,
Da klangen dunkle Worte aus der Kammer herfür:

„Mein gläsernes Schloß steht leer, meine Kindlein weinen so sehr;
Nun bist du von uns gegangen, du kommst wohl nimmermehr.
Und kamst doch einst so freudig und tatest doch einst einen Schwur,
Meine sieben Kindlein weinen und suchen deine Spur.
So höre du, die ich liebe, die Kindlein sind dein und mein,
Wir wollen die Kindlein teilen zu drein und drein,
Drei sollen dir gehören und drei gehören mir,
Und auch das siebente Kindlein teilen wir:
Mit einem scharfen Messer teile ichs aus einand,
Dir bring ich ein Bein, einen Arm, ein Auge und eine Hand,
Die andre Hälfte behalt ich, behalt ich unten im See,
Lebewohl, du Immergeliebte, lebwohl schöne Hannalee . ."

Die Eltern hörtens und grausten, da scholl ein langer Schrei,
Da fuhr ein langer Blitzschlag über dem Haus vorbei,
Die Tür sprang auf und finster und riesengroß von Leib
Trug auf den Armen hinunter der Wassermann sein Weib.

* * *

Still schläft des Wassers Spiegel und manch Jahrhundert floß
Noch immer steht auf dem Berge das alte Grafenschloß;
Und singt am Sonntag im Frühling der helle Kirchenchor,
So tauchen sieben Gesichter aus dem Wasser empor,
Sieben Gesichter schauen traurig über den See,
Das sind die sieben Kindlein der schönen Hannalee.



Archäologische Forschungen in Westdeutschland.

Von

Hans Dragendorff.

III.

Für das Volk stehen stets die Persönlichkeiten und Einzelereignisse im Vordergrunde des geschichtlichen Interesses. Sie vermag es zu fassen, an sie vermag die Phantasie anzuknüpfen und die Fäden weiterzuspinnen, wo die Quellen kärglich fließen. Deshalb wird die Geschichte der Okkupation des südlichen Deutschland, wie sie im Märzheft kurz skizziert ist, nie volkstümlich werden; denn sie entbehrt der persönlichen Züge. Ganz anders die Geschichte der Zeit, da die Römer zuerst den Rhein überschritten und ins Innere Germaniens vordrangen. Hier steht uns eine verhältnismäßig reiche literarische Überlieferung zu Gebote, die eine Reihe bedeutsamer Momente, eine Reihe scharf umrissener Persönlichkeiten hervortreten läßt. Ein farbenreiches Bild ist es, mögen wir die antiken Berichte studieren oder ein modernes Geschichtswerk zur Hand nehmen. Kein Wunder, daß die Aufmerksamkeit, das Interesse viel weiterer Kreise sich von jeher dieser Zeit zugewandt hat.

Es ist aber auch eine Zeit, welche dieses Interesse verdient. Zum ersten Male taucht hier rechtsrheinisches Germanenland aus dem Dunkel der Vorgeschichte auf, um sofort eine entscheidende Rolle zu spielen. Es ist der erste Akt des großen, Jahrhunderte währenden Ringens zwischen Germanentum und Romanentum, zu dem die Kämpfe mit den Cimbern und Teutonen, zwischen Caesar und Ariovist nur Vorspiele waren. Auf Jahrhunderte hinaus wird über das politische Geschick des ganzen nördlichen Teiles unseres Vaterlandes und wohl weit darüber hinaus entschieden. Die Ereignisse, die sich in der kurzen Spanne von kaum 30 Jahren um die Wende unserer Zeitrechnung abspielen, bestimmen die Kulturentwicklung von drei Vierteln unseres Vaterlandes für Jahrhunderte, man kann wohl sagen bis auf den heutigen Tag. So wetteifern Volk und Forscher, Künstler und Dichter,

uns die Geschichte jener 27 Jahre zu schildern, in denen römische Scharen durch Nordwestdeutschlands Tiefebenen zogen, jene Jahre, in deren Mittelpunkt für uns die Katastrophe am Teutoburger Walde und die Heldengestalt des Arminius steht. Die Literatur, die sich an diese Zeit knüpft, ist endlos.

Gerade, wo das Interesse ein so reges ist, da ist es Pflicht ernster Forschung, hin und wieder ernüchternd Halt zu gebieten, und die peinliche Frage zu stellen, was wir denn nun wirklich sicher wissen, was als geschichtliche Wahrheit erwiesen ist. Und stellen wir sie bei dieser Zeit vaterländischer Geschichte, da verschwimmt das scheinbar so klare Bild. Der scheinbar so einfache Zusammenhang der Ereignisse birgt Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, Unklarheiten, Unmöglichkeiten. Wir sehen bald, daß auch hier nur ein ganz kleiner Ausschnitt aus dem Geschehenen uns aufbewahrt ist, in dem die Ereignisse den Hauptplatz einnehmen, welche das Interesse weiterer Kreise zu erregen imstande waren und auch schon zur Zeit ihres Geschehens Eindruck machten. Daß dagegen der schrittmäßige Gang der Geschichte selbst, die allmähliche Entwicklung eines Ereignisses aus dem anderen, die großen Linien, die einen markanten Punkt mit dem anderen verbinden, in der antiken Literatur, so weit sie uns erhalten ist, fast vollkommen fehlen. Eine Geschichte der Kriegszüge unter Drusus, Tiberius, Germanicus können wir allein nach den Schriftquellen nicht schreiben. Ja, wir vermögen nicht einmal das wenige, was uns überliefert ist, ins Terrain zu übertragen und in einen klaren Zusammenhang zu rücken. Wir kennen die Ausgangspunkte der Operationen am Rhein, Mainz, von wo aus man in nordöstlicher Richtung vordrang, und Castra Vetera, beim heutigen Xanten, von wo aus die Römer, dem Laufe der Lippe folgend, ostwärts vordrangen. Aber schon das mehrfach genannte Castellum in monte Tauno ist seiner Lage nach unbekannt, und weiterhin wissen wir von der südlichen Operationslinie überhaupt sehr wenig. Und im Norden? Ob das Kastell Aliso, das als Hauptstützpunkt der Operationen am Zusammenfluß der Lippe und des Elison angelegt wurde, 40 Kilometer von Vetera beim heutigen Haltern, oder weiter aufwärts bei Hamm, oder ganz nahe der Quelle bei dem Dorfe Elsen, um von weiteren Ansetzungen zu schweigen, angenommen werden müsse, darüber sind die Forscher noch heute nicht einig. Wo die pontes longi des Caecina lagen, wissen wir auch nicht. Jeder Bohlweg im Morast wurde damit in Zusammenhang gebracht, und heute wissen wir nur, daß Caecina sich bei Anlage seiner pontes

longi an einheimischen Brauch anschloß, daß die Germanen schon lange vor Caecina solche Bohlwege durch ihre Sümpfe bauten und daß sie sie im Mittelalter noch bauten; daß mithin erst nachgewiesen werden muß, daß ein solcher Bohlweg gerade der Römerzeit entstammt, ehe man die weitere Frage erwägen kann, ob er nun auch gerade der von Caecina angelegte ist.

Endlich die Schlacht am Teutoburger Walde! Wo soll die nicht alles geschlagen sein! Manche Ansetzungen erledigen sich leicht als ganz unhaltbar und wurden von wenigen außer ihrem Urheber geglaubt und verteidigt. Aber auch die ernsthaft begründeten und von besonnenen Forschern verteidigten, bei denen ein falscher Lokalpatriotismus, der das Ereignis für seine engere Heimat retten will, nicht mitspielt, gehen noch weit auseinander. Ob der Schlachtort bei Detmold oder 100 Kilometer weiter nördlich am Nordende des Teutoburger Waldes zwischen Hunte und Hase liegt, darüber streiten noch die meisten Bearbeiter der Frage.

Daß monumentale Forschung auch hier helfen und die literarische ergänzen mußte, war klar, und seit langem hat man im Lande, namentlich in Westfalen nach Römerresten gesucht. Das Prinzip war richtig, in der Praxis aber hat man Fehler über Fehler gemacht und die Forschung hat viel Lehrgeld zahlen müssen. Bald hier bald dort tauchten „Römerlager" auf, den ganzen Etappenweg der Römer von Castra Vetera Lippe-aufwärts glaubte man durch Kastelle festlegen zu können. Aber die Forschung war noch ungenügend ausgebildet. Noch vermochte man nicht mit genügender Sicherheit wirklich römisches von unrömischem zu unterscheiden. So mußte eines von den vermeintlichen Römerlagern nach dem anderen wieder von der Liste gestrichen werden. Bald stellte es sich als ein vorrömisches Werk, bald als ein frühmittelalterliches oder gar noch späteres heraus. Sogar natürliche Dünenbildungen haben eine zeitlang als römische Lagerwälle in unserer Literatur eine Rolle gespielt. Strenge Kritik, die verlangte, daß ein römisches Lager nicht nur eine entfernte Ähnlichkeit mit einem solchen haben müsse, sondern vor allem auch durch die darin zu Tage geförderten Einzelfunde sich als römisch ausweise; die sich nicht damit begnügte, daß ein Erdwall gerade an einer Stelle lag, wo angeblich aus strategischen, oder historischen oder lokalpatriotischen Gründen ein Römerlager gelegen haben mußte, hat eines nach dem anderen wieder von der Liste abgesetzt. Und schließlich mußte man zugestehen, daß in Wirklichkeit in Westfalen noch kein einziges sicheres Römerlager gefunden sei. Ein scheinbares

jämmerliches Fiasko der archäologischen Forschung und doch ein Erfolg. Denn der klare negative Erfolg ist auch schon ein Fortschritt.

Das Schicksal — oder besser gesagt: systematisch und zielbewußt durchgeführte Arbeit hat es gefügt, daß in demselben Jahre, in dem die letzten angeblichen Römerlager in Westfalen als unrömisch erwiesen wurden, und von denselben Gelehrten, die ihnen den Garaus gemacht, in Westfalen das erste unbestrittene und unbestreitbare Römerlager endgültig festgestellt wurde.

Im Jahre 1838 war ein wissenschaftlich interessierter preußischer Generalstabsoffizier, der Major Schmidt, auf einer seiner Reisen nach Haltern in Westfalen gekommen. Aufmerksam gemacht durch Fundstücke, die er als sicher römisch erkannte, Schleuderbleie, Waffen, Tongefäße, die ihm von Arbeitern gezeigt wurden, untersuchte er den St. Annaberg, auf dem sie gefunden sein sollten, und glaubte daselbst auch noch Wall und Graben eines römischen Lagers feststellen zu können, die er aufnahm und über die sein Bericht später auch veröffentlicht worden ist. Aber trotz dieser Veröffentlichung und trotzdem eine Anzahl römischer Fundstücke aus Haltern seit lange im Museum in Münster aufbewahrt wurden, sind weitere Forschungen nicht unternommen worden. Viel trug dazu bei, daß mittlerweile die Kuppe des Berges mehr und mehr durchwühlt war, da man in dem Sande nach Steinen suchte, und so auch die letzten äußeren Spuren, die Major Schmidt noch gesehen hatte, vollkommen verwischt waren.

Da beschloß im Jahre 1899 die neugegründete Westfälische Altertumskommission, diesen einzigen Punkt an der Lippe, der bisher römische Funde in größerer Menge geliefert hatte, genauer zu untersuchen und bald darauf wurde von den Herren Philippi und Schuchhardt eine kleine Versuchsgrabung gemacht, durch die nicht nur zahlreiche römische Scherben, sondern auch in Terrainschnitten der Rest eines Spitzgrabens gefunden wurde, der die Befestigung umzog. Damit war das erste sichere Römerlager an der Lippe und in Westfalen überhaupt festgestellt, der erste feste Punkt auf dem Wege der Römer vom Rhein ins freie Germanien hinein.

Schon in diesen ersten Arbeitstagen aber zeigte sich auch, daß es sich nicht etwa nur um eine vorübergehend besetzte Anlage handeln konnte. Auch in den Feldern am alten Lippeufer, etwa eine Viertelstunde vom Annaberge entfernt, fanden sich römische Kulturreste, die bewiesen, daß sich hier, vor den Toren des Lagers, auch eine Niederlassung befunden hatte. In dem gleichen Sommer war von dem

Kaiserl. Archäologischen Institut aus, das sich gerade damals tatkräftig auch der heimatlichen Forschung zuwandte, eine Rekognoszierungsreise an die Lippe unternommen. Die einzigartige Wichtigkeit der in Haltern gemachten Funde war einleuchtend. Und so verband sich das archäologische Institut mit der Westfälischen Kommission, um gemeinsam mit genügenden Mitteln umfassende Nachforschungen anzustellen. Die Waffenbrüderschaft, die da geschlossen wurde, hat sich seitdem vortrefflich bewährt bei den nun Jahr für Jahr in bedeutendem Umfange fortgesetzten Ausgrabungen. Noch sind die Arbeiten lange nicht abgeschlossen. Aber es ist zu hoffen, daß die Kräfte reichen werden, um die große Aufgabe der vollständigen Erforschung und Aufklärung zu lösen.

Es darf hier einmal auf die Schwierigkeiten hingewiesen werden, welche dem Ausgrabenden in Haltern entgegentreten, sei es auch nur, um dadurch die zahlreichen Mißerfolge, Irrtümer und Unsicherheiten zu entschuldigen, die schon in der Geschichte der Ausgrabungen von Haltern eine Rolle spielen. Wir haben uns dort schon oft geirrt und werden uns noch oft irren; manche schöne Kombination ist zu Schanden geworden, und viele schöne Hypothesen werden noch auftauchen und zu Grabe getragen werden. Nur die strengste Kritik der eigenen Arbeit, die immer wieder prüft und wägt, kann hier zum Ziele führen. In Haltern kann man nicht an einer schönen Mauerecke den Spaten ansetzen, an den Quadern entlang graben und so den Grundriß der Gebäude freilegen. In Haltern ist kein Stein verbaut worden. Wenn in dieser Frühzeit römischer Okkupation schon am Rhein noch keine steinernen Kastelle, noch keine Stadtmauern und feste Gebäude standen, so darf man sie noch weniger jenseits des Rheins in Germanien erwarten. Alles was hier stand, war Erd- und Holzwerk.

Aus dem Sande wurden die Spitzgräben ausgehoben; der ausgehobene Sand bildete den Wall, hinter dem Hütten aus Holz, Reisig und Lehm sich erhoben. Das Holz ist verwest, der Sand auseinandergeweht. Keine Spur zeigt sich mehr an der Oberfläche, über die der Pflug weggeht, ohne auf ein Hindernis zu stoßen. Was heute noch gefunden werden kann, kann lediglich durch genaueste Beobachtung des Bodens, seiner Festigkeit, seiner Farbe usw. erkannt werden. Wo einmal in den Boden ein Loch gegraben war, da kann man es nicht wieder fortschaffen. Wenn es auch sofort bis oben wieder gefüllt wurde, bleibt es sorgfältiger Beobachtung doch kenntlich. In wechselnder Tiefe trifft man unter der Humusschicht den sogenannten gewachsenen, d. h. unberührten, reinen Boden. Jeder Graben, jedes Loch, das bis in

diese Schicht hinabreicht, bleibt erkennbar. Mit der eingefüllten Erde gelangen organische Bestandteile hinein, welche verwesen und bewirken, daß diese Füllung sich von dem umgebenden gewachsenen Boden durch die Farbe unterscheidet. Und selbst wo einmal bei einem sofort wieder geschlossenen Loch gar keine fremden Bestandteile in die Füllung geraten sind, ist diese immer noch an ihrer geringeren Festigkeit kenntlich; denn so fest, wie der gewachsene Boden sich abgelagert hat, wird die Füllung nie wieder. Es gehört freilich schon einige Übung hierzu, um dieser feinen Kennzeichen gewahr zu werden. An jedem neuen Orte muß sich der Ausgräber auch erst wieder ganz genau mit den Bodenverhältnissen vertraut machen, muß seine Eigenart kennen lernen, ehe er sicher urteilen kann. Aber die Technik ist so weit ausgebildet, daß man im Boden die Reste von vollkommen mauerlosen Erdwerken nachweisen und aus ihnen das ursprüngliche Bild gewinnen kann. So sind alle die Erdwerke von Haltern festgestellt. Aber immerhin — leicht ist diese Art der Ausgrabung nicht, und es hat lange gedauert, ehe die Methode so fein ausgebildet war, wie sie jetzt ist. Als ein weiterer erschwerender Umstand kommt die Unbeständigkeit dieser Erdwerke und Holzbauten hinzu, die zu häufigen Um- und Neubauten führten, so daß wir gerade auch in Haltern fast nirgend einheitliche Spuren finden, sondern in der Regel Spuren mehrerer auf einander folgender Anlagen, welche sich in verwirrender Weise durchkreuzen und durchschneiden.

Die Lage von Haltern ist recht markant. Hier trifft heute die Bahnlinie Köln—Bremen mit der Linie, die von Holland über Xanten—Wesel lippeaufwärts führt, zusammen, um dann die Lippe zu verlassen und in nordöstlicher Richtung Ems und Weser zu erreichen. Ähnlich wird hier auch schon in alter Zeit der Weg zur Ems das Lippethal verlassen haben. Durch eine enge Pforte zwischen den letzten Ausläufern der Haardt und der hohen Mark bricht die Lippe etwa 3 Kilometer unterhalb der Stadt hindurch, um nach einem weiteren Lauf von etwa 40 Kilometer in den Rhein zu münden. Auf dem markantesten Punkte der Gegend von Haltern, dem St. Annaberg, der sich nach drei Seiten steil abfallend gegen die Lippe vorschiebt und gleichsam den Riegel des Tales bildet, beherrscht das Auge in prächtiger Fernsicht das weite Tal. Hier liegen die Reste des Kastelles, welches, als erstes Glied der Befestigungsreihe bei Haltern und als erstes römisches Kastell Westfalens 1899 entdeckt wurde.

Dieses Kastell überrascht durch seine äußere Form. Abweichend von der am Limes immer und immer wiederholten rechteckigen Lager-

form hat es die Form eines unregelmäßigen Dreiecks, indem es sich aufs engste der Form des Gipfels anschmiegt. Hinter dem Graben erhob sich, von einer Palissade gehalten, der Wall, der noch durch zahlreiche, in regelmäßigen Abständen von 100 Fuß angebrachte stark vorspringende Türme verstärkt wurde. An der Ost- und Nordseite konnten auch bereits zwei starke Tore nachgewiesen werden, welche von je zwei ebenfalls weit vorspringenden Türmen flankiert waren. Das Innere des Kastells ist noch unerforscht, und die Hoffnung, hier bedeutendere Funde zu machen, ist leider sehr gering bei der starken Durchwühlung des Waldbodens.

An die Entdeckung des Kastells auf dem Annaberge schloß sich sofort eine zweite. An einem alten Lippelauf neben der nach Wesel führenden Chaussee, der noch heute durch einen steilen Uferabfall und feuchte Wiesen bezeichnet wird, fand man römische Scherben und Brandschutt. Die Nachforschungen stellten am alten Ufer entlang Reste von Gebäuden, Palissaden, Brunnen, endlich ein von einem tiefen Graben umgebenes Dreieck fest, dessen Deutung noch nicht zweifellos gegeben ist, in dessen Nähe sich aber ein Getreidemagazin befunden haben muß, wie Millionen von verkohlten Weizenkörnern, die in der Füllung des Grabens gefunden wurden, zeigen. Aus den Gräben zog man Scherben der feinsten aus Italien eingeführten Ton- und Glaswaren. Massenhaft fanden sich Bruchstücke der großen Vorratsgefäße, in denen Getreide, Wein, Öl usw. verhandelt wurde. Am Ufer der Lippe ein derartiger Raum mit solchen Funden — der Gedanke an einen Anlage- und Stapelplatz war zu naheliegend, als daß man nicht darauf hätte verfallen müssen. Für das in Westfalen operierende römische Heer müssen ungeheure Transporte nötig gewesen sein. Denn das Land selbst wird nicht imstande gewesen sein, ein solches Heer zu ernähren, und außerdem war gerade das Fouragieren einem beweglichen Gegner wie den Germanen gegenüber mit den größten Gefahren verbunden. Da kam alles auf eine geregelte Nachfuhr von Lebensmitteln usw. an. Es ist zweifellos ein Hauptgrund, weshalb die Römer in diesen Kriegen stets von den Flüssen aus operieren und dort ihre Hauptstützpunkte haben, und weshalb sie lieber zur See an die Weser und Ems fahren, daß auf dem Wasserwege die Nachfuhr des Nötigen sich verhältnismäßig leicht bewerkstelligen ließ, während der Landtransport in dem ungebahnten Lande den größten Schwierigkeiten begegnete, ja stellenweise sicher ganz unmöglich war.

Ohne weiteres war nun aber auch klar, daß dieser Stapelplatz nicht zu dem entfernten Annaberg-Kastell gehören konnte, da dieses

nicht imstande gewesen wäre, die dort aufgespeicherten Vorräte wirksam zu schützen. Aus dem Vorhandensein des Landungsplatzes allein mußte der Schluß gezogen werden, daß noch eine zweite Befestigung bei Haltern zu suchen sei. Der gegebene Platz für eine solche war der von allen Seiten sanft ansteigende breite Rücken, der sich unmittelbar hinter dem Anlegeplatz auf der anderen Seite der Chaussee hinzieht, ein Ort, der jeden, der hinaufsteigt, durch seine beherrschende Lage überrascht. Dieser Höhe wandte sich die Aufmerksamkeit zu, sobald man begann, nach einer zweiten Kastellanlage bei Haltern zu suchen. Ein Zufall führte zur Entdeckung. An der Nordseite des Plateaus fanden Kinder aus Haltern an dem alten Weseler Weg eines Tages römische Scherben. Eine Probegrabung förderte sofort den Doppelgraben eines Kastells zu Tage, dessen gradliniger Verlauf sich durch einige weitere Schnitte ergab.

Im folgenden Jahre unternahm es Herr Oberstleutnant Dahm, den Umfang dieser Befestigung genau festzulegen. Ihm gelang dabei auch bereits der Nachweis, daß die Befestigung einmal durch Verschiebung der Ostfront eine Änderung erlitten habe, daß also mit zwei Bauperioden zu rechnen sei. Hier auf dem breiten Plateau hatte man Raum genug, um an dem üblichen Lagerschema festhalten zu können. So stellt sich dieses Kastell als ein wenigstens annähernd regelmäßiges Rechteck mit abgerundeten Ecken dar. Die dem Feinde zugekehrte Ostfront wurde im Verlaufe der Benutzung, wohl um Raum zu gewinnen, um etwa 50 Meter weiter vorgeschoben, sodaß das Lager eine Längenausdehnung von fast 600 Meter bei 300—350 Meter Breite erreichte. Zwei tiefe Spitzgräben umzogen das Lager. Das Gerippe des aus ihrem Aushub gebildeten Walles wurde durch zwei Reihen Pfähle gebildet, welche etwa 3 Meter (10 römische Fuß) von einander in den Boden gesetzt, untereinander durch wagerechte Hölzer verbunden und mit dem entsprechenden Pfosten der inneren Reihe verankert waren. So traf der Feind, wenn er die Gräben durchklettert hatte, auf eine hohe senkrechte Holzwand, hinter der ein fast 3 Meter breiter Erdwall aufgeschüttet war. An der Nordostecke des Lagers ist der Versuch gemacht, die Stärke dieser Befestigung durch eine Rekonstruktion zu veranschaulichen. Dabei muß die Art der Brustwehr, von der natürlich keine Spuren erhalten sein können, hypothetisch bleiben. Das übrige aber darf jetzt als gesichert gelten und gibt ein gutes Bild, wie ein solcher römischer Festungswall ausgesehen hat. Es ist in der Tat ein ansehnliches Hindernis, von dem aus die Verteidiger ihren Feinden

übel mitspielen konnten. Zu den Handwaffen, namentlich dem gefürchteten Pilum trat dabei auch noch die „Artillerie," Geschütze, welche dem Angreifer lange schwere Pfeile auf weite Entfernung entgegenschossen. In einer Grube im Inneren des Lagers, dem Keller eines durch Brand zerstörten Gebäudes fanden sich etwa 6000 Spitzen solcher Geschützpfeile, deren Holzteile, durch den Rost konserviert, zum ersten Male eine Rekonstruktion zuließen. Angeregt dadurch hat jetzt Herr Oberstleutnant Schramm in Metz auch eine neue Rekonstruktion der Geschütze nach den Angaben der antiken Mechaniker versucht, die als vorzüglich gelungen bezeichnet werden muß. Die jetzt auf der Saalburg aufgestellten Geschütze erzielten mit den Halterner Pfeilen Schußweiten von 369,5 Meter!

Festgestellt sind auch bereits die Tore des großen Lagers. Ihre unregelmäßige Lage, bei der das Nordtor bis an die Nordwest-Ecke verschoben ist, zeigt wieder, wie viel freier die Feldherren der Frühzeit mit den überkommenen Formen arbeiteten, als die Offiziere, denen der Ausbau der Grenzwehr im 2. Jahrhundert übertragen war. Die Tore zeigen regelmäßig zwei ins Innere des Lagers zurückspringende Türme, die in ihrer hinteren Hälfte durch ein Doppeltor verbunden waren. Der Feind, der das Tor erbrechen wollte, wurde so gleichsam in eine Falle hineingezogen, wo man ihn von allen Seiten fassen konnte. In ihrem Grundriß sind diese Holztore die unmittelbaren Vorläufer der späteren römischen Steintore. Ein Tor, wie die berühmte Porta Nigra in Trier, ist im letzten Grunde nichts anderes, als eine kunstvolle Durchbildung der einfachen hier vorliegenden Anlage.

Sehr gespannt darf man auf die Erforschung des Innern dieses Lagers sein, das nicht nur interessante Aufschlüsse über den Lagerbau überhaupt, sondern auch über den Charakter dieser Befestigung, die Dauer der Benutzung und ähnliches bringen wird. Schon jetzt weist die Fülle der römischen Kulturreste, die überall zu Tage treten, wo die Ausgrabung den Innenraum berührt, auf eine dauernde Besetzung des Platzes, nicht nur auf ein kurzes Lagern hin. Ein temporäres Lager, das dieser Anlage vorausging, haben wir vielleicht in einem Graben zu erkennen, der schon 1902 zu Tage trat und nach den Feststellungen des letzten Sommers (1905) das Lagerterrain in weitem Umfange einschloß, sodaß wohl mindestens die doppelte Truppenzahl darin Unterkunft finden konnte. Das Fehlen des zweiten Grabens, noch mehr aber Spuren des Wallgerüstes legen den Gedanken an eine für vorübergehende Benutzung erbaute Befestigung nahe.

Mit den Kastellen auf dem St. Annaberge und dem großen Lager ist aber die Frage der römischen Befestigungen bei Haltern noch keineswegs erschöpft. Die in gewisser Hinsicht interessanteste Anlage haben wir noch nicht berührt. Sie wurde im Herbst 1901 von Prof. Koepp entdeckt, als er, von dem Landeplatz ausgehend, am alten Lippe-Ufer entlang grub, um nach weiteren Anlegeplätzen zu suchen. Solche fanden sich nicht, dagegen stießen die Arbeiter auf zwei Befestigungsgräben, die ein kleines, etwa halbrundes Lager am Ufer umschlossen. Im folgenden Jahre stellte sich heraus, daß hier nicht weniger als fünf Anlagen auf einander gefolgt sind, die alle immer wieder dieselbe Stelle am alten Ufer einschlossen.

Die Örtlichkeit, die den Römern so wichtig erschienen sein muß, ist hinreichend markant. Der alte Lippelauf bildet unmittelbar vor den letzten Häusern von Haltern eine flache, sumpfige Bucht. Zwischen dieser im Osten und der früher erwähnten Hafenbucht im Westen liegt, im Süden vom Flußbett selbst begrenzt, eine etwa rechteckige Halbinsel von 450 Meter Breite, die mit steiler Böschung aus dem Wasser aufsteigt. Hier haben die Römer zuerst eine kleine, etwa halbrunde Umwallung angelegt, die nicht viel mehr als einen Wachtturm umschlossen haben kann. Dann schlossen sie diese durch eine größere Befestigungslinie ein, die aus einem Graben mit dahinter liegendem Wall bestand. Ein Tor führt genau auf die Stelle der alten Rundschanze. Aber auch diese Befestigung wurde kassiert. Es folgte wieder eine kleinere, aber bedeutend verstärkte, wo dem Walle zwei Gräben vorgelagert sind. Das Tor aber blieb auch hier fast an der alten Stelle. Endlich vergrößerte man auch dieses Werk wieder, indem man es nach Westen zu bedeutend ausdehnte, die Ostseite mit dem Tor dagegen beibehielt. Zwischen diesen beiden letzten Phasen liegt noch eine, wo man eine sehr starke Vergrößerung nach Osten vorzunehmen begann. Begann — denn diese schnurgerade Linie, die das ganze östliche Dreieck der Halbinsel abschneiden sollte, ist, wie die Spuren deutlich zeigen, nie fertig geworden. Der vordere Graben ist ausgehoben, und zwar zu ganz besonderer Tiefe und Steilheit der Wandungen. Auch der Wall wurde aufgeschüttet, wie die Pfosten, die ihn halten sollten, beweisen. Dagegen ist der zweite Graben nicht ausgeführt, sondern nur an einzelnen Stellen begonnen. Hier muß durch irgend welche Ereignisse die Arbeit plötzlich unterbrochen worden sein.

Fünf verschiedene Werke, die sich mit ihren Gräben, ihren Palissaden und Pfostenlochreihen berührten und überschnitten, dabei alles nur durch

Erdbeobachtung zu erkennen — es war keine leichte Aufgabe, diesen Knäuel zu entwirren, in dessen wirrsten Punkt mit der üblichen Tücke die Versuchsgräben auch gleich am Anfang hineinschnitten. Es war technisch sicherlich eine der schwierigsten Ausgrabungen, die je gemacht sind. Aber mit desto größerer Genugtuung erfüllte es auch die Ausgräber, als sich langsam, Schritt für Schritt, Klarheit einstellte, als das anfangs erschreckende Wirrwarr von Gräben und Pfostenlöchern sich langsam löste und gerade von dem Hauptknotenpunkt aus die Linien sich aus einander legen ließen, die zeitliche Aufeinanderfolge der einzelnen festgestellt werden konnte und bereits als Resultat des ersten Ausgrabungsjahres ein Plan der fünf Befestigungen hergestellt werden konnte, der die Perioden klar durch Farben auseinanderhält.

Im Jahre 1904 gelang es denn auch, den Abschluß dieser Befestigungen gegen das Ufer hin festzustellen. Der ausnahmsweise trockene Sommer erlaubte es, in das alte Flußbett der Lippe selbst hinabzugehen. An seinem Rande fanden sich, im Moor konserviert, die Eichenpfähle und Hölzer, welche hier der Uferbefestigung gedient haben. Daß sie wirklich römischer Zeit angehörten, beweist allein schon der Umstand, daß die Ausdehnung dieses Holzwerkes sich vollkommen mit der der Befestigungen deckt. Damit war zugleich der Beweis geliefert, daß dieser jetzt verlassene Arm der Lippe gerade zur Römerzeit offen lag, und die Befestigungen am Ufer nie erheblich größer waren, als ihre Reste es noch jetzt sind, und daß sie nicht etwa Reste von größeren Anlagen sind, die teilweise vom Fluß verschlungen sind.

Was war nun der Zweck dieser aufeinander folgenden Anlagen am Lippeufer? Der erste Gedanke war der an eine Übergangsstelle über den Fluß, dessen Bett hier gerade besonders schmal ist. Mancherlei Bedenken sind gegen diese Deutung laut geworden, die gewiß zum Teil Berechtigung haben. Eine neue Deutung ist aber noch nicht beigebracht, die besser wäre, als jene erste. Zweifellos handelt es sich um eine Bewachung des Flußlaufes, sei es, um den Verkehr auf demselben zu schützen, sei es, um den Übergang über ihn zu verteidigen. Wir müssen uns einstweilen mit der Hoffnung bescheiden, daß der weitere Verlauf der Forschungen bei Haltern die Lösung dieser Frage bringen wird.

In Haltern ist — und das ist im letzten Grunde die Hauptsache — der erste feste Punkt für die Lokalisierung der Züge der Feldherrn des Augustus gewonnen. Zugleich aber ist es nicht ein beliebiges römisches Lager, deren es viele im nordwestlichen Deutschland gegeben haben

muß, sondern, wie die Ausdehnung der Reste zeigt, einer der wichtigsten Römerplätze Deutschlands. Eine Frage schwebt allen auf den Lippen, seit die Bedeutung Halterns immer mehr hervortritt: Kann Haltern Aliso sein, das vielgesuchte, der Hauptstützpunkt der Operationen der Römer in dieser Gegend? Die Entdecker der Römerreste bei Haltern sind mit Entschiedenheit für diese Gleichsetzung eingetreten, und zahlreiche Forscher folgen ihnen. Auf der anderen Seite sind ihr auch energische Gegner erwachsen; und es wäre ja auch ein Wunder, wenn auf einmal alle die Hypothesen, die über die Lage von Aliso schon geäußert sind, zu Grabe getragen sein sollten. Denn darüber ist fast so viel geschrieben worden, wie über die Örtlichkeit der Varusschlacht. Die Nachrichten, die wir aus dem Altertum über die Lage von Aliso haben oder für ihre Bestimmung verwerten können, reichen — das glaube ich kann man als das Fazit all des Hin und Her der Meinungen hinstellen —, eben einfach nicht aus, um die Lage zu bestimmen, und während die einen mit genau der gleichen Sicherheit aus ihnen heraus interpretieren, daß Aliso am oberen Laufe der Lippe gelegen haben müsse, so geht aus denselben Zeugnissen für andere ebenso unwiderleglich hervor, daß es am unteren Laufe zu suchen ist. Und der monumentale Befund — nun, die Funde bei Haltern waren zweifellos ein schweres Gewicht, das in die Wagschale derer geworfen wurde, welche Aliso am unteren Lippelauf suchten; aber entscheiden konnten sie die Frage auch nicht. Mein persönlicher Standpunkt in der Frage ist der: die Identität von Haltern mit Aliso ist für mich nicht bewiesen; ich sehe aber auch nicht, was von vornherein diese Gleichsetzung unmöglich machte. Und darum meine ich, sollten wir abwarten und ruhig weiter forschen; sollen uns des kleinen Stückchen festen Bodens, das wir endlich nach all den Irrwegen gewonnen haben, freuen und es durch systematische besonnene Arbeit zu vergrößern suchen, in der bestimmten Hoffnung, daß wir so auch eines Tages zu der wirklich sicheren Entscheidung darüber gelangen werden, wo Aliso gelegen hat. Der Wert der Funde von Haltern hängt nicht davon ab, ob Haltern Aliso ist oder nicht. Wenn beim Beginn der dortigen Entdeckungen geäußert worden ist, daß die Römerreste von Haltern noch an Bedeutung gewinnen würden, wenn Aliso an einer anderen Stelle gefunden würde, weil wir dann hier einen weiteren Stützpunkt der Römer gefunden hätten, von dem unsere literarische Überlieferung kein Wort bewahrt hat, so ist das ganz richtig. Haltern wird den Ruhm behalten, der erste sichere Römerplatz Nordwestdeutschlands zu sein, von dem aus

wir weiter arbeiten können und an dem wir gelernt haben, welcher Art Funde wir von einem Römer-Kastell in dieser Gegend zu fordern haben. So wird Haltern der Ausgangspunkt neuer systematischer römisch-germanischer Forschungen im nordwestlichen Deutschland sein, an denen sich hoffentlich zahlreiche Gelehrte, Vereine, Museen beteiligen werden. An der Weser, an der Ems müssen Hauptstützpunkte der Römer gelegen haben, bis zu denen ihre Flotten mit Truppen und Vorräten vom Meere aus ins Innere des Landes vordrangen. Sie müssen gesucht werden. Die Straßen müssen gesucht werden, auf denen die Römer vordrangen. Sie müssen durch eine Menge römischer Lager bezeichnet sein. Auch diese sind noch zu finden.

Schon ist ein zweiter Schritt auf dem Wege die Lippe aufwärts getan. Im Herbst 1905 wurden bei dem Dorfe Oberraden, etwa 32 Kilometer Luftlinie östlich von Haltern, bei Versuchsgrabungen, welche Herr Pfarrer Prein aus Methler und Herr Oberlehrer Hartmann aus Rüthen dort unternahmen, eine große Menge römischer Scherben gefunden. In dem schweren Boden ist auch noch streckenweise der Rest eines Walles zu erkennen, vor dem ein Graben festgestellt werden konnte. Bereits dürfte es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß wir hier, in dem gleichen Abstande von Haltern wie dieses von Castra Vetera, ein zweites westfälisches Römerlager haben, dessen wissenschaftliche Erforschung dringend geboten ist und demnächst in Angriff genommen werden wird. Ob Oberraden mehr Anspruch auf den Namen Aliso hat, als Haltern, wie sein Entdecker vermutet, mag einstweilen dahingestellt bleiben.

Nicht so sicher ist eine andere Entdeckung auf westfälischem Boden, die bereits 4 Jahre zurückliegt: 5 Kilometer östlich des alten Städtchens Rüthen, 22 Kilometer südwestlich von Lippstadt, liegt auf der freien Hochfläche der Wasserscheide zwischen der oberen Alme und Möhne bei dem Dorfe Kneblinghausen eine Erdbefestigung, die dort unter dem Namen „Römerlager" bekannt ist. Die Höhe (410 Meter Meereshöhe) gewährt einen weiten Umblick über Tal, Gebirge und Ebene und hat von 2 Seiten Deckung durch den steilen Abfall des Terrains. Im Walde und auf Heideboden gelegen, hat sich die Befestigung trefflich erhalten, sodaß der Wall noch jetzt rund herum als deutliche Schwellung des Bodens kenntlich ist, freilich von knietiefem Heidekraut überwuchert. Herr Oberlehrer Hartmann in Rüthen hat das Verdienst, zuerst den genauen Umfang der Befestigung ermittelt und dann im Auftrage der Westfälischen Kommission mit Mitteln des Sauerländischen Gebirgs-

vereins und der Römisch-germanischen Kommission untersucht zu haben. Es stellte sich ein regelmäßiges Erdlager von 326 × 245 Meter Seitenlänge mit abgerundeten Ecken und vier Toren heraus. Diese vier Tore waren noch dadurch geschützt, daß der Wall hier jedesmal in einem Viertelkreisbogen einwärts gezogen war, sodaß der eindringende Feind den Verteidigern seine rechte unbeschildete Seite zuzukehren gezwungen war — auch das entsprechend römischem Brauch, wie Hygin ihn in seiner Beschreibung des römischen Lagers schildert. Die Weiterführung der Ausgrabung zeigte, daß vor dem Wall ein tiefer Spitzgraben ausgehoben war, dessen Spitze bis in den felsigen Boden geführt war. Weitere Untersuchungen ergaben auch Holzkonstruktionen im Wall, ähnlich denen von Haltern.

Jeder, der den Plan dieses Erdwerkes sieht, wird ohne Skrupel die Anlage für römisch erklären. Von welcher Wichtigkeit ein römisches Lager in dieser Gegend, so weit nach Osten zu wäre, wird sofort einleuchten. Und die genauere Besichtigung der Lage macht diese noch interessanter. Denn das Lager liegt an uralten Wegen, die hier die Flußgebiete, im letzten Grunde das Main- und Rheingebiet mit der norddeutschen Ebene verbinden. Aber wir wollen nicht in den Fehler der früheren Forschung in Westfalen zurückverfallen, Monumente für römisch erklären und daran weitgehende Kombinationen anknüpfen, ehe der strikte Beweis geführt ist. Da müssen wir leider gestehen, daß das Lager von Kneblinghausen bisher noch kein sicher römisches Fundstück augusteischer Zeit geliefert hat, vor allem keine römischen Scherben. Alle Scherben, die bisher im Bereiche des Lagers gesammelt sind, können in frührömische Zeit gehören, aber ihrer Technik nach sind sie unrömisch, germanisch. Und der la tène-Zeit, d. h. der der Römerzeit unmittelbar voraufgehenden Eisenzeit, gehören auch Reste gläserner Armbänder an, die dort gefunden sind. Freilich ist die Möglichkeit vorhanden, sie für älter als das Lager zu halten. Zum Teil sind sie es sogar sicher, denn sie steckten zum Teil in der Erde des Walles und unter demselben, lagen also schon umher, als der Wall aufgeworfen wurde. Aber ehe wir nicht einen sicheren römischen Fund aus dem Lager haben, wollen wir dem „Römerlager" ruhig seine Gänsefüßchen lassen, um nicht Unheil anzurichten.

Sollte sich aber das Lager bei Kneblinghausen schließlich als unrömisch, d. h. germanisch erweisen, so würde es an Interesse nichts einbüßen. Denn dann würde es zu einem schlagenden Beispiel werden, wie die Germanen sich die Errungenschaften ihrer Feinde zu eigen

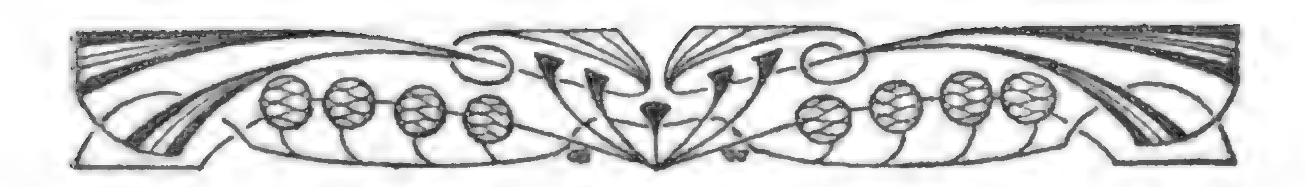
gemacht, ein Beispiel für die Beeinflussung des freien Germanien durch die römischen Nachbarn, denn dann kann es nur nach römischem Muster gebaut sein. Ein großer Fortschritt ist es ja gerade, daß in immer weiteren archäologischen Kreisen das Interesse nicht mit dem Augenblick aufhört, wo ein Fund sich als unrömisch herausstellt. Die römisch-germanische Forschung ist keine römische Forschung mehr, welche das germanische nur insoweit beachtet, als es mit römischem sich verknüpft. Und auch die Römisch-Germanische Kommission will das Germanische nicht dem Römischen subordinieren, sondern koordinieren. Vaterländische Forschung ist es im letzten Grunde doch, die wir da treiben, ob nun die aufgedeckten Reste römisch oder vorrömisch oder nachrömisch, germanisch oder keltisch sind. Sie zu beleben, immer weitere Kreise für römisch-germanische Forschung in diesem Sinne zu gewinnen, dazu möge auch die neue Römisch-Germanische Kommission das ihrige beitragen.

Bücherschau.

Karl Ernst Knodt. Ein Ton vom Tode und ein Lied vom Leben. Verlag von Emil Roth in Gießen.

Knodt ist der Dichter der Sehnsucht. Freilich nicht der einzige. Er selber hat ja in seiner schönen Liederlese: „Wir sind die Sehnsucht . .“ gezeigt, in wie vollen Akkorden diese Sehnsucht durch den deutschen Dichterwald zieht. Aber vielleicht keiner verdient diesen Namen so ganz und gar wie er. Es ist nun weder das titanische Drängen und Ringen der ungestümen Jugendleidenschaft noch das metaphysische Spiel abstrakter Ideale, was wir bei ihm finden. „Mein Wald — meine Welt“ ist sein Losungswort. Seine Sehnsucht ist wie das Rauschen eines Waldes — oder wie der Ton einer Windharfe, die er an einem Zweige aufgehängt hat, um jeden leisen, jeden starken Klang einzufangen, der von oben her vom ewigen Sabbath her in den Alltag des Lebens hinein klingt. Die Eichen strecken sich verlangend in die Breite und Höhe, aber dabei wurzeln sie doch erdefroh in die Tiefe. So sein Lied. Er fängt einen sehnsüchtigen „Ton vom Tode“ auf — aber nach einem bangen Traum der Nacht schreit er ins Morgenrot: „Ich will leben!“ Aber dieses Leben, an dem er hängt, ist zuletzt doch wieder nicht das bloß Irdische, das Schlürfen der Schuhe im Staube der Tiefe, sondern ein Leben in Gott, von beständiger Sehnsucht stark und doch leise gehoben und getragen. „Leise nur lehne dich an das Leben! Leise, ganz leise!“

Daß mit so wenigen Worten die Fülle dieses starken Bandes nicht erschöpft, höchstens die Grundstimmung angedeutet ist, braucht kaum betont zu werden. Vielleicht sollte Knodt ein wenig mehr wählen und sichten. Seine Lieder wachsen selber wie ein Wald — unübersehbar. Aber wer mit seinem Ohr den Ton seiner Sehnsucht versteht, wird doch gern in diesem Walde weilen. Bruno Baumgarten.



Die Steuerreform im Reichstage.

Von

Gustav Cohn.

I.

Über Steuerreformen kann derjenige, dessen Wissenschaft die Lehre von den Steuern ist, aus verschiedenen Standpunkten schreiben — verschieden je nach dem Grade der Annäherung seiner allgemeinen wissenschaftlichen Anschauungen an den zeitweiligen Stand der Dinge. Er kann gewisse ideale Ziele aufstecken, die sich zunächst weit von erreichbaren Fortschritten der vorhandenen Steuergesetzgebung entfernen, weil sie aus den allgemeinen Gründen der Gerechtigkeit in der Verteilung der öffentlichen Lasten entnommen sind oder aus einer Vergleichung der bestehenden Steuersysteme in den wichtigsten Kulturstaaten, ohne im übrigen danach zu fragen, welche Aussichten für die Erreichung dieser Ziele in den tatsächlichen Zuständen des Augenblickes sich eröffnen mögen. Dieses ist in Wahrheit der herkömmliche Standpunkt des wissenschaftlichen Mannes: so redet er, so schreibt er, wenn er sein Auge nicht auf die schwebenden Ereignisse des öffentlichen Lebens richtet, in denen er vielmehr nur den ruhelos wachsenden Stoff für seine theoretischen Betrachtungen sieht.

Es ist charakteristisch für unsere Tage und für deren politisches Leben, daß heute bei den Äußerungen der Gelehrten dieser Standpunkt eher die Ausnahme als die Regel ist, daß die anregende Kraft des öffentlichen Wesens uns öfter dazu verlockt, die Studierstube zu verlassen und ein paar Worte in die Debatten des Tages zu werfen. Allerdings setzt diese Annäherung der von der Wissenschaft gewünschten Ziele an das Maß des augenblicklich Erreichbaren eine Art von Resignation voraus. Die großen Ziele, die aus allgemeineren Gesichtspunkten gewonnen werden, ändern sich nicht so bald; sie trotzen dem Wandel der Zeit und der Umstände durch so manche Jahre. Die kleinen Ziele aber, die von heute auf morgen zu erreichen sind, hängen von den Ereignissen des Tages ab und von dem launenhaften Wechsel, dem sie unterworfen sind. Eben dieses habe ich neuerdings an mir selber erfahren und dieses ist es, was mir hier die Feder in die Hand gibt.

Die Berliner „Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung", welche neben ihren ständigen Unterrichtskursen Einzelvorträge zu veranstalten pflegt, lud mich im letzten Juni ein, einen solchen Vortrag im Laufe des Winters zu halten, und ich wählte dafür das Thema der Reichssteuerreform. Neben dem näheren Interesse, das ich dem Gegenstande seit manchen Jahren gewidmet, war mir dafür entscheidend die begründete Aussicht auf Reformvorlagen des Bundesrates, die bereits seit den Anfängen des vorigen Jahres angekündigt waren und dann auch am 6. Dezember dem Reichstage — mit den Reden des Reichskanzlers und des Staatssekretärs im Reichsschatzamte — vorgelegt wurden. Nicht nur diese Reden und Reformvorschläge der Reichsregierung, sondern namentlich auch die Äußerungen der verschiedenen Parteiführer in den Etatsreden des Reichstags sowie bei anderen Gelegenheiten, boten mir den Stoff, eine ungefähre Vorstellung von der Gestalt der dieses Mal zu erwartenden Reichssteuerreform zu gewinnen. Freilich behauptete das ideelle Stück in der Mischung von Erstrebtem und Erreichbarem das Recht der Erstgeburt.

Was auf diese Weise zustande gekommen, ist bereits um Mitte des vorigen Dezember niedergeschrieben und im wesentlichen gleichen Inhalts am 9. Februar d. J. in der Berliner Universität vorgetragen worden. Die Niederschrift ist am Tage nach dem Vortrage in Conrads Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik (1906 S. 1—22) erschienen. Erst seitdem aber haben sich die voraufgegangenen Reden der Reichstagsmitglieder zu bestimmten Beschlüssen verdichtet, zunächst in der zur Beratung der bundesrätlichen Vorlagen niedergesetzten Kommission des Reichstags. Dabei hat sich gezeigt, daß zwischen jenen Reden, die man innerhalb und außerhalb des Reichstags im Dezember und Januar gehört, und den Kommissionsbeschlüssen in sehr erheblichen Punkten Unterschiede sich herausstellten, welche das ganze Bild der Situation verschieben müssen. Sie sind so wichtig, daß es angemessen erscheint, angesichts des neuen Bildes die Frage der schwebenden Reichssteuerreform einer erneuten Betrachtung zu würdigen.

II.

Ich muß hierbei dasjenige voraussetzen, was ich am genannten Orte bereits einmal gesagt habe und manches auch dort nicht zum ersten Mal. Jedoch wenigstens in gedrängten Zügen mag einiges Notwendige hier wiederholt werden.

Die Reichssteuerreform ist ein Bedürfnis, welches gerade so alt ist wie das Reich selber. Die finanzielle Ausstattung, die ihm zuteil wurde,

litt unter der unzureichenden Erkenntnis von der Unvermeidlichkeit wachsender großer und immer größer werdender Ausgaben, für den Hauptzweck, für welchen das Reich begründet wurde — die einheitliche Machtentfaltung der deutschen Nation — und unter der unzureichenden Ansicht von Art und Umfang der Finanzmittel, welche dafür erforderlich seien. Der Artikel 70 der Reichsverfassung ist ein Denkmal dafür. Neben seiner unglaublichen Redaktion (welche erst im Jahre 1904 anläßlich der lex Stengel verbessert worden) ist er materiell ein echtes Kind der finanziellen Temperenzbewegung, die zur Zeit der Reichsgründung obenauf war. Die Zölle und inneren Verbrauchssteuern, welche das Reich aus dem Norddeutschen Bunde und dem Zollverein übernahm, werden nicht als die selbstverständliche Grundlage für weitere finanzielle Fortbildung angesehen, sondern die weiterhin erforderlichen Einkünfte des Reiches werden auf eine bisher (und wahrscheinlich auch noch lange in der Zukunft) utopische Form verwiesen, der man in dem Art. 70 die seltsame Ehre erweist, sie als „Reichssteuern“ schlechthin zu bezeichnen. In dem Vorgefühl von diesem utopischen Charakter wird zum Ersatze dafür eine provisorische Form der Einkünfte gewählt, die man als kopfsteuerähnlich, daher als einen rohen Notbehelf von vornherein im Norddeutschen Reichstage (Miquel 1867) erklärt — die Matrikularbeiträge. Sie treffen ärmere und reichere Landesteile des Reiches mit gleicher Belastung, allein nach der Ziffer der Bevölkerung; sie verlegen die Sorge für einen Teil des Reichsbedarfs aus dem Reiche selber in die Einzelstaaten; sie verwandeln den Schein und die leere Form, daß durch sie das Reich niemals ein Defizit haben könne, in die bittere Wahrheit, daß der Anspruch darauf niemals ohne das größte Mißbehagen der Einzelstaaten geltend gemacht werden kann. So ändern sie allmählich ihre Natur. Sie erhalten eine politischstaatsrechtliche Funktion, an die man bei dem Erlaß der Reichsverfassung nicht gedacht hat. Sie setzen an die Stelle einer finanziellen Aushilfe ein teils parlamentarisches, teils föderatives Machtmittel, welches als solches materiell unfruchtbar ist.

Die Finanznöte des Reiches sorgen aber dafür, daß die ursprüngliche Natur der Matrikularbeiträge nicht ganz sich verleugnet. Jede auf große Ergebnisse gerichtete Steuerreform, welche seit einem Menschenalter versucht wird, mißlingt, und es ist lehrreich, daß die Riesenkraft des Fürsten Bismarck auf keinem Felde so viele Niederlagen erleidet, wie auf diesem, daß ihm hier nichts erhebliches gelingt, außer der Revision des Reichszolltarifs von 1879, die wiederum in erster Reihe eine wirtschaftspolitische Maßregel war und aus diesem ihrem Charakter die Kraft zu ihrem

finanzpolitischen Erfolge schöpfte. So kann es geschehen, daß der Hauptposten jener Reichsfinanzreform die Einnahme aus den Kornzöllen wird, ja daß diese für sich allein (im Durchschnitt der Jahre 1901—1904: 156½ Mill. Mark) jetzt und seit lange mehr als den sechsten Teil aller Reichssteuern aufbringen (1901—1904 durchschnittlich: 912 Mill. Mark).

So oft die bloß formellen Matrikularbeiträge, die sich mit Überweisungen des Reiches an die Einzelstaaten kompensieren, sich in reelle Beiträge verwandeln, erneuert sich das Gefühl tiefen Mißbehagens, welches dem Art. 70 entspringt. Und die hierdurch immer wieder entstehenden Reibungen zwischen Reich und Einzelstaaten bringen immer wieder die Notwendigkeit einer Steuerreform auf die Tagesordnung. Die Finanzminister der Einzelstaaten halten Konferenzen und besprechen sich über neue Pläne; die Vertreter der Reichsregierung machen Anregungen im Reichstage; die Stimmführer der Reichstagsfraktionen äußern ihre Wünsche und Projekte. Am schweigsamsten ist man an jenen Orten, wo zuletzt die entscheidende Instanz für neue Steuern und deren Bewilligung zu suchen sein sollte — in den Wahlversammlungen, in den Volksversammlungen, es sei denn, daß man sich für solche Steuern hier begeistert, welche von anderen bezahlt werden sollen als von den Mitgliedern der Versammlungen. Ein ernstes offenes Wort der Volksvertreter, der Wahlkandidaten, der Parteiführer über die staatsbürgerliche Pflicht zum Einstehen für die finanziellen Forderungen des Reiches, eine Weckung des Gewissens und eine Aufklärung über den Inhalt dieser Forderungen, die doch nichts mehr erreichen wollen, als den billigsten Preis zu zahlen für die Aufrechterhaltung des Friedens mit anderen Nationen — alles das ist eben so selten gewesen und heute noch selten zu hören, wie es vielmehr die Regel sein sollte.

Das chronische Mißverhältnis zwischen Ausgaben und Einnahmen hat diejenige Folge gehabt, die solcher Zustand immer hat — ein fortschreitendes Wachstum der Schulden. Die fließende Grenze zwischen ordentlichem und außerordentlichem Bedarf ist herkömmlich möglichst ausgiebig im Sinne der Entscheidung für die zweite Hälfte der Alternative benutzt worden, um durch den „außerordentlichen“ Charakter der jährlichen Ausgaben das Schuldenmachen zu entschuldigen.

So ist jetzt die Reichsschuld auf 3½ Milliarden Mark und die Zinslast auf 114 Millionen gestiegen. Es ist eine irrige Ansicht, wenn man meint, der Reichskredit sei erschüttert durch diese Schuldenwirtschaft — dazu ist er zu stark —, aber die Strafe ist die jährlich zu deckende Zinslast. Hätte das Reich von Anfang an 114 Mill. M. mehr Steuer-

einnahmen gehabt, so würde es die $3^1/_2$ Milliarden Schulden nicht gemacht haben. Jetzt hat es die Schulden, die Zinslast und die Lücke in seinen Einnahmen obenein. Schulden haben nun die anderen Staaten, auf welche wir zum Vergleich zu blicken gewohnt sind, ebenfalls und in weit größerem Umfange. England hat (zum großen Teil freilich als einen Rest aus älteren Zeiten) etwa fünfmal so viel jährlich zur Deckung der Zinslast aufzubringen, Frankreich fast siebenmal, und beide trotz niedrigeren Zinsfußes als Deutschland. Aber dem stehen doch weit stärkere Anstrengungen der Steuerkraft dieser Staaten gegenüber, deren Bedingungen ihrerseits lehrreich für unsere Verhältnisse sind. Die Steuersysteme Englands und Frankreichs sind reiche Erben, verglichen mit dem deutschen Steuersystem. Sie haben von jenen fiskalisch ergiebigen Bestandteilen weit mehr, welche in der alten Zeit leichter zu gewinnen waren als in dem neuen Zeitalter, welche durch lange Gewohnheit ein selbstverständliches Stück des Finanzwesens geworden sind, dem man längst vergessen hat seine Schattenseiten und Härten vorzurechnen. So ist es ja bei allen menschlichen Einrichtungen, so ist es namentlich bei den Steuerformen und zumal den ergiebigen Formen der indirekten Besteuerung.

Das Tabakmonopol, der finanzielle Lieblingsplan Bismarcks, hat keine Mehrheit im Reichstage erobern können; man hat ihm alles denkbare entgegengehalten, um ihn zu Falle zu bringen. Nur eines hat man nicht wirksam geltend gemacht zu seinen Gunsten — die Hauptsache. Wenn nämlich einige Jahrzehnte vergangen sein würden, dann würde alles vergessen sein, was zu den Härten des Überganges gehörte, und wir hätten dafür ein dauerndes großes Stück zur Verbesserung der Reichsfinanzen eingetauscht — so gut wie Frankreich, in welchem man es längst aufgegeben hat, selbst die Doktrinäre des Manchestertums nicht daran denken, dieses realistische Mittel der Besteuerung aus ihren abstrakten Gesichtspunkten zu beurteilen und zu verurteilen. Ähnlich die alten Traditionen des Oktroiwesens für Staat und Gemeinden. Es ist so lehrreich, daß die Revolution von 1789 auch an diesen Punkten zwar das Alte zertrümmert hat, daß aber aus den Trümmern das Alte bald wieder und stärker neu auferstanden ist. Dieses nicht durch bloße Velleitäten der Restauration, sondern aus der wohlerkannten Zweckmäßigkeit der Sache.

Ähnlich in England die zähen Überlieferungen fiskalischer Verbrauchsbesteuerung. Sie überdauern die modernen Reformen des Freihandels, wie sie in Frankreich die große Revolution überdauern. Die völlig bereinigte Freihandelsliste des Zolltarifs läßt doch die schwere Belastung

von Tabak, Branntwein, Bier, Wein usw. fortbestehen oder sich weiter entfalten. Gegen die Höhe dieser Besteuerung erscheinen unsere deutschen Steuersätze und Steuererträge für dieselben Artikel wie dürftige Anfänge.

Ein anderes kommt — namentlich in England — hinzu. Die Gewohnheiten des Verfassungslebens geben der jeweilen am Ruder stehenden Staatsregierung eine Macht über die Mehrheit des Parlaments, der zufolge sie nahezu frei über die Bewilligung neuer Steuern oder erhöhter Sätze für die alten Steuern verfügt. Ihre Schranke liegt in der Mehrheit der Wählerschaften, die sich unterwirft, so lange sie ihr folgt, die aber, wenn sie sich von ihr abwendet, sich der neuen Regierung, der bisherigen Opposition, ebenso unterwirft wie zuvor der alten. Der Kontrast dieses Zustandes gegen unsere deutschen Verhältnisse leuchtet unmittelbar ein. Bei jedem neuen Anlauf zu einer Steuerreform weiß man niemals, welche Parteien im Reichstage für oder gegen den Entwurf des Bundesrates stimmen werden, was die eine oder die andere Fraktion aus den Vorschlägen der Regierung annehmen oder ablehnen wird, und oft weiß es bis zuletzt die einzelne Fraktion selber nicht. Vollends hüllt sich der Verlauf im Sinne einer zu gewinnenden Mehrheit für den Entwurf der Regierung ins Dunkel. Meistens freilich haben bisher diejenigen Recht behalten, welche am wenigsten auf eine zustimmende Mehrheit gerechnet haben.

Hiezu kommen nun die eigentümlichen Schwierigkeiten, die aus der Doppelschichtigkeit von Einzelstaaten und Reich entspringen. In England beschließt dieselbe Staatsregierung, dieselbe Parlamentsmehrheit, welche jene ergiebigen Verbrauchssteuern auferlegt hat, auch über die anderweitigen Steuern, welche nach den heutigen Ideen der Gerechtigkeit im Steuerwesen gesitteter Völker nicht entbehrt werden können, welche dazu da sind, die einseitige Belastung der Volksmehrheit vermöge der indirekten Steuern auszugleichen durch eine angemessene Belastung der wohlhabenden Minderzahl — Einkommensteuern, Erbschaftssteuern und ähnliches. In unseren deutschen Verhältnissen spaltet sich dieses harmonische Ganze in doppeltem Sinne. Einmal in die Zweiheit von Reich und Einzelstaaten, dann in die Zweiheit der verschiedenen sozialen Grundlagen der Parlamente von beiden, zufolge der verschiedenen Wahlsysteme. Das Ganze der deutschen Besteuerung muß sich aus zwei Hälften zusammensetzen, die teils durch Bundesrat und Reichstag, teils durch Einzelstaat und Landtag auferlegt werden. Der Reichstag ruht auf dem allgemeinen gleichen Wahlrecht, der Landtag — zumal der preußische — auf dem bevorzugten Rechte der besitzenden Klassen, zum Teil der großbesitzenden Klassen. Weil nun aber

die finanztechnischen Gründe das Reich auf die indirekten Steuern überwiegend hinweisen, die Einzelstaaten auf die direkten Steuern, entsteht ein Widerspruch zwischen den finanztechnischen Bedingungen und den sozialen Unterlagen (oder deren treibenden Kräften) jeder der beiden Hälften. Die aus dem allgemeinen gleichen Wahlrecht hervorgegangene Körperschaft sträubt sich gegen das, was dem Reiche am nächsten liegt, gegen die indirekten Steuern; die Vertretung der besitzenden Klassen sträubt sich gegen die Steuern auf den Besitz, die doch dem Einzelstaate am zweckmäßigsten vorbehalten werden. Statt der Herstellung der Gerechtigkeit durch angemessene Ausbildung beider Hälften des Steuersystems, stellt sich eine Gleichartigkeit in der Negation heraus — beide Hälften verkümmern durch den Widerstand der für jede derselben ausschlaggebenden Art der Volksvertretung. Wenn kürzlich der preußische Finanzminister dem preußischen Landtage die Opferwilligkeit des Landtags und der besitzenden Klassen ins Angesicht gerühmt hat, so hat er (neben der Opportunität dieses Rühmens, über das man verschiedener Meinung sein kann) nicht erwogen, daß nur durch den Glücksgewinn der Staatsbahnüberschüsse die preußischen Finanzen die große Lücke verhüllen, welche die Opferwilligkeit der besitzenden Klassen in der Zahlung ausreichender Personalsteuern offen läßt. Preußen müßte etwa doppelt so hohe Einkommens- und Vermögenssteuern haben, als es ohnehin hat, wenn die — immerhin abnorme — Form der Eisenbahnüberschüsse nicht, gleichsam über Nacht, zu Hilfe gekommen wäre. Weil jene Opferwilligkeit fehlt, begnügt man sich mit dieser Form, hat aber eben darum nicht viel Rühmens davon zu machen. Wie würde es heute um die preußischen Finanzen stehen, wenn das Reich so gescheit gewesen wäre, Bismarcks Reichsbahnprojekt anzunehmen? Das Reich würde heute die Eisenbahnüberschüsse statt der Schulden haben, und Preußen hätte die Schulden, oder aber es wäre in seiner ganzen Entfaltung behufs Befriedigung dringender Staatsaufgaben verkrüppelt, wenn ihm nicht etwa die Opferwilligkeit seiner besitzenden Klassen durch entsprechende Personalsteuern geholfen hätte, welches letztere eben zu bezweifeln ist.

III.

Diese wenigen Sätze waren notwendig, um ein ungefähres Bild des Hintergrundes zu erhalten, von dem sich die gegenwärtigen Verhandlungen über eine neue Reichssteuerreform abheben.

Nach einer Reihe von Mißerfolgen an älteren Versuchen, aus denen sich bescheidene Ausnahmen als bescheidene Erfolge abheben — wie die

Schaumweinsteuer oder die Börsensteuer — schien endlich ein stärkeres Empfinden von der Unumgänglichkeit der Reichssteuerreform über alle beteiligten Instanzen gekommen zu sein. Indessen es zeigte sich sehr bald und je länger je mehr, daß jene auf dem Grunde liegenden Schwierigkeiten in der Hauptsache die alten geblieben waren. Im Bundesrate, als der Vertretung der Staatsregierungen, war der natürliche Wunsch obenauf, dauernd von der Last der (reellen) Matrikularbeiträge befreit zu werden, daneben aber das Bestreben, jene eigentümlichen Steuerarten für die Finanzen der Einzelstaaten festzuhalten, auf welche diese durch die historische Gestalt der Gesetzgebung und durch die nächste Zweckmäßigkeit angewiesen sind. Ein Bestreben, welches gesteigert wird durch den Druck des Landtages (wie namentlich in Preußen), welcher nicht einmal für den Einzelstaat, geschweige denn für das Reich solche Steuern genehmigen will, was sich im Munde der Finanzminister zu der prinzipiellen, d. h. zunächst unfruchtbaren Forderung kristallisiert: „Die direkten Steuern gehören den Einzelstaaten."

Der Bundesrat wird so in erster Reihe auf die indirekten Steuern verwiesen, also auf diejenigen Formen, welche vom Zollverein her die Ausstattung der Reichsfinanzen bilden. Nun ist aber aus früheren Mißerfolgen und vielfältigen Bekundungen des Willens der Reichstagsmehrheit zur Genüge bekannt, daß eine Steuerreform in dieser Richtung von letzterem wenig zu erwarten hat. In der Tat ist eine Volksvertretung, welche auf dem allgemeinen gleichen Wahlrecht ruht, keine sonderlich glückliche Instanz für Bewilligung fernerer ausgiebiger Belastungen der Volksmehrheit angesichts der längst bestehenden starken Besteuerung von Brot, Salz, Kaffee, Petroleum usw. Ihre Sprödigkeit ist ebenso begreiflich, wie die Leichtherzigkeit der preußischen Landtagsmehrheit, welche diese Steuerarten vorzugsweise wünscht.

In der Reichstagsmehrheit sind eher — und desto mehr, je entschiedener die Reichstagsmitglieder die „zielbewußten" Erwählten des allgemeinen Wahlrechts sind — die entgegengesetzten Steuerideale vorherrschend. Keine neuen indirekten Steuern, sondern direkte Steuern! Sie können sich auf die ursprüngliche Gestalt des Artikels 70 der Reichsverfassung berufen, der selber dieses Ideal zum Ausdrucke bringt, wenn seine Urheber sich auch nicht eine Vorstellung von dem Umfange des wachsenden Reichsbedarfs gemacht haben. Am vollendetsten wird das Ideal vertreten von der sozialdemokratischen Partei: sie will Reichseinkommensteuer, Reichserbschaftssteuer usw., und zwar nicht bloß ausreichend zur Deckung des heutigen Mehrbedarfs, sondern darüber hinaus

zur Deckung eines Erlasses bestehender indirekter Steuern, wie der Steuern auf Salz und Petroleum oder der meisten Verbrauchssteuern. Am fernsten dem Ideale steht die Rechte des Reichstags, die Gesinnungsgenossenschaft der preußischen Landtagsmehrheit, welche verschieden von der Reichstagsmehrheit überhaupt nur indirekte Steuern will. In der Mitte zwischen den beiden Extremen steht die zahlreichste Partei des Reichstages, das Zentrum. Durch seine Mittelstellung, oder was auf dasselbe hinauskommt, was seiner Mittelstellung zugrunde liegt, durch das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Gelingen einer Steuerreform, begegnet sie sich mit den Intentionen des Bundesrates. Beide suchen das Erreichbare zwischen den Klippen der Extreme. Aber im einzelnen ist das wiederum ein schwankendes, schwankend mehr nach rechts oder nach links hinüber.

Der bundesrätliche Entwurf vom Dezember 1905 verlangt eine Vermehrung der indirekten Steuern auf Bier und Tabak in mäßigem Umfange, zur Höhe von 110 Mill. Mark zusammen. Das ist angesichts der Tatsache, daß England aus denselben beiden Artikeln das 5—7fache an Steuern zieht (das 7fache aus der Biersteuer, das 5fache aus der Tabaksteuer, und das letztere von nur der Hälfte des deutschen Konsums), und ähnlich Bayern, Frankreich usw. — das ist angesichts solcher Vergleiche ein sehr bescheidenes Verlangen. Dafür macht die bundesrätliche Vorlage nach der anderen Seite die Verbeugung, ein mäßiges Stück von der alten Forderung der Linken aufzunehmen, das seinerseits mühsam den Einzelregierungen abgerungen ist — eine Reichserbschaftssteuer, oder vielmehr der Embryo einer Reichserbschaftssteuer. Ihr geringer Ertrag wird auf 72 Mill. Mark berechnet, wovon ein Drittel an die Einzelstaaten fallen soll zur Entschädigung für die künftig fortfallenden einzelstaatlichen Erbschaftssteuern.

Zwischen beiden liegt eine Gruppe von beantragten „Verkehrssteuern", welche ihrem finanziellen und sozialpolitischen Charakter nach nicht so weit nach links neigen wie die Erbschaftssteuer und nicht so weit nach rechts wie die Verbrauchssteuern auf Bier und Tabak.

Wir übergehen hier die selbstverständliche Entrüstung aller derer, welche sich durch die neuen Steuern getroffen fühlen. Bemerkenswert ist darunter nur etwa gewesen die imposante Macht der heutigen Industrie, welche sofort gerüstet auf dem Kampfplatze erschien, um durch den Mund ihrer beredten Verteidiger und Parteimänner die „Kulturmission" des Bieres, den Ruin des Tabakgewerbes, die Notlage seiner Arbeiter, die Zigarette des armen Mannes usw. ins Gefecht zu führen.

Wichtiger ist, was in den Kreisen des Reichstages sich regte. Hier zeigte sich bald, daß selbst die bescheidene Zumutung des Bundesrates in der Richtung der Verbrauchssteuern keine Mehrheit finden würde. Dafür eröffnete sich aber eine desto erfreulichere Aussicht — und zwar die auf die Fortbildung der Reichserbschaftssteuer in den Händen der Reichstagsmehrheit aus der embryonischen Vorlage hinauf zu den Vorbildern der westeuropäischen Staaten, die übrigens auf dem Boden des Reiches bereits im einzelnen ihre Nachfolge gefunden haben, so in den Hansestädten, so in Elsaß-Lothringen (als Folge von dessen mit herüber genommener französischer Gesetzgebung).

Zwar hatte Miquel bereits den Gedanken, gelegentlich der preußischen Einkommensteuerreform (1890—91) die Ausdehnung der Erbschaftssteuer auf die Gesamtheit der Erbfälle (mit ½ % für Deszendenten und Ehegatten) herbeizuführen. Er war aber mit diesem Gedanken, der in solchem Zusammenhange nur als ein wichtiges Werkzeug zur nachträglichen Kontrolle der Einkommensteuererklärungen empfohlen wurde, vor dem verbreiteten Unwillen des Abgeordnetenhauses zurückgewichen. Die Welt ist trotzdem ihren Weg weiter gegangen, wenn auch nicht in Preußen und im preußischen Landtage. An diesem Punkte, wie an so vielen anderen beobachtet unsere Wissenschaft, nicht gehemmt durch die Enge des Philistertums und seines kleinen Eigennutzes, seiner großen Abneigung gegen die Pflichterfüllung für den Staat, den historischen Entwicklungsgang des Staatswesens und seiner modernen Formen, seiner zeitgemäßen Fortschritte im Dienste der sozialen Gerechtigkeit. An diesen wie an so vielen Punkten beobachtet sie die vorangeschrittene Entwicklung der westeuropäischen Staaten, die langsame, aber dennoch unwiderstehliche Nachfolge unseres eigenen Staatswesens in deren Fußspuren. Es hilft nichts, daß man diese Vorbilder durch grobe Unwissenheit abschüttelt (wie denn letzthin im „Tag" ein Mann, der sich mit langem Titel als „Mitglied des Reichstages und Landtages" vorführt, das Vorbild der englischen Erbschaftssteuer dadurch abweist, daß er behauptet, England habe ja keine Einkommensteuer neben der Erbschaftssteuer) oder durch nichtige Argumente von jener Art, wie man vor hundert Jahren in Preußen die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bekämpfte, „das sei wieder so ein französischer Schwindel von Freiheit und Gleichheit". Nein — so leicht wird man die Sache nicht los. Hier liegen große Aufgaben unserer Steuerreform. Hier ist (neben anderen Mitteln der sozialen Reform und der Steuerreform) einzusetzen, um zumal die kolossalen Vermögensanhäufungen der neuen Volkswirtschaft durch progressive Tarife zu er-

fassen und einigermaßen in Einklang mit dem öffentlichen Gewissen zu bringen.

Es schien wirklich eine Zeitlang, als ob in einer Mehrheit des Reichstages für etwas der Art eine Stimmung vorhanden sei, und die Schwierigkeit des gesetzgeberischen Gelingens schien vielmehr auf der Seite der Einzelstaaten und des Bundesrates zu liegen. Als finanzpolitisches Vehikel erschien eine weitgehende Entlastung kleiner und mittlerer Vermögen bei Erbfällen an Deszendenten und Ehegatten zur Hand zu liegen; desto plausibler schien diese Maßregel, weil sie den vorherrschenden mittelständischen Neigungen der Reichstagsmehrheit sympathisch sein mußte. Indessen es ist anders gekommen. Es ist auch dieses Mal die Sache in dem embryonischen Stadium stecken geblieben.

Die Widerstände gegen eine Fortbildung der Erbschaftssteuer, welche gesiegt haben, welche dazu geführt haben, daß es im wesentlichen beim Alten bleibt (mit verhältnismäßig geringfügigen Modifikationen) — sind nicht die Schranken, welche die „Heiligkeit der Familie“, das „alte deutsche Familienrecht“, oder wie diese Dinge sich sonst nennen mögen, gegen die Befolgung der ausländischen Vorbilder gezogen haben; nein, es ist die Unheiligkeit des Egoismus, der seine Verpflichtungen gegen den Staat nicht begreifen will. Vor anderthalb Jahrhunderten hat Montesquieu (in seinem Esprit des Lois) gesagt: „en naissant on contracte envers la patrie une dette immense dont on ne peut jamais s'acquitter“. Diese einfache, ewige, unumstößliche Wahrheit wird nicht begriffen, wenn es sich um die finanziellen Pflichten gegen das Vaterland handelt. Man begreift sie nur, wenn man Feste feiert, oder wenn der Feind an der Grenze steht.

Nun ist das ja, wie es scheint, und anders als es noch vor wenigen Wochen oder Monaten geschienen hat, abermals der Zukunft anheimgestellt. Eben darum aber ist die Mehrheit der Reichstagskommission, welche sich mit der Beratung der Steuerreformvorlage des Bundesrates beschäftigt hat und anscheinend die Verantwortlichkeit fühlt, eine ähnliche Summe an neuen Steuern und in ähnlich annehmbarer Beschaffenheit dem Bundesrate anzubieten, wie dieser dem Reichstage vorgelegt hat — die Kommissionsmehrheit hat für die Lücken, die sie in dem bundesrätlichen Entwurf gerissen oder die sie an dem einen Ende desselben übrig gelassen hat, Ergänzungen gefunden in anderen Arten von Steuern. Und zwar Ergänzungen in einer qualitativ ziemlich leicht erkennbaren Richtung. Man hat einmal zu vermeiden oder zu vermindern gesucht diejenige Belastung, welche den Massenkonsum trifft (oder stärker trifft

als bisher) — die beantragte Erhöhung der Steuern auf Bier und Tabak. Man hat statt dessen Objekte gesucht oder stärker herangezogen als der Entwurf, welche ein Stück höher hinaufreichen in der sozialen Pyramide, also weniger die Massen der Konsumenten und mehr die wohlhabenderen Klassen angehen. Man hat ferner Nachgiebigkeit gezeigt gegen die Beschwerden oder Befürchtungen der Gewerbetreibenden, welche von der neuen Steuerlast eine Schädigung ihres Gewerbes erwarteten. Beide Gesichtspunkte haben sich bei Artikeln wie Bier und Tabak vereinigt, um sie in den Hintergrund zu drängen. Der positive Erfolg der neuen Entdeckungen oder Ergänzungen zum Ersatze für die fortgefallenen Stücke der Steuerreform, ist die Wiederherstellung der Gesamtsumme von 200 Mill. Mark neuer Steuern.

IV.

Betrachten wir die Mittel dieses Ersatzes etwas genauer, so fällt weitaus der größte Teil auf die Besteuerung von Transportmitteln; ja nahezu die Hälfte der ganzen Summe neuer Steuern von 200 Mill. Mark fällt auf sie allein. Der Bundesrat hat durch seine Vorlage in rückhaltvoller Weise den Weg dazu gewiesen; die Reichstagskommission ist herzhaft auf diesem Wege weiter gegangen. Nebenbei die Bemerkung, daß die Bezeichnung „Verkehrssteuern", welche die bundesrätliche Vorlage braucht, etwas ungenau ist: sie vermischt zweierlei verschiedene Bedeutungen des Wortes „Verkehr" — nämlich einmal die Bedeutung von „Umsatz" (Umsatzsteuern), dann die Bedeutung von „Transportmittel". Was hier für uns in Frage steht, sind Transportmittelsteuern, und zwar auf Eisenbahnfahrkarten, auf Eisenbahn- und Schiffsfrachtbriefe, auf Ansichtspostkarten, auf Automobile, endlich die Wiedererhöhung des Portos für Stadtpostkarten.

Ich habe im Laufe der Jahre manches herbe Wort hören müssen, wenn ich aus allgemeinen Gesichtspunkten in ähnlicher Richtung mich geäußert habe. Nur habe ich es nicht gewagt, mit Vorschlägen so weit zu gehen, wie es jetzt die Reichstagskommission tut. Es ist dennoch meine Ansicht, daß, wenn in der Tat jene Vorschläge Gesetz werden sollten, keine sonderlichen Störungen in der Entwicklung des Transportwesens oder seiner Dienste für Erwerb und Genuß eintreten werden. Seit einem Menschenalter habe ich das Dogma der öffentlichen Meinung bekämpft, welches seit der englischen Pennyportoreform (1840) die Macht einer unerschütterlichen Wahrheit für sich in Anspruch genommen hat, daß irgendwelche extreme Wohlfeilheit der Verkehrsanstalten (Porto, Eisenbahn,

Telegraph usw.) die Bedingung des Gedeihens der modernen Volkswirtschaft sei, daß auf diesem Wege rücksichtslos vorangegangen werden müsse ohne Zusammenhang mit den Erwägungen finanzieller Gerechtigkeit und finanzieller Zweckmäßigkeit, daß aber jede Hemmung oder gar Umkehr auf diesem Wege ein Rückschritt schlechthin, eine „reaktionäre" Maßregel sei. Es ist vielmehr, wie so oft, wo vom Staate finanzielle Opfer gefordert oder finanzielle Opfer ihm verweigert werden, eine Verwechselung des Interessenstandpunktes der Privaten mit dem Staatsinteresse, derzufolge oft das angebliche Interesse der Gesamtheit in Wahrheit das Interesse einer Minderzahl auf Kosten der Gesamtheit ist. Am wenigsten sind solche Opfer am Platze, wenn man ohnehin um die Deckung des Finanzbedarfs in Verlegenheit ist. Daß das Reich an seiner Telegraphenverwaltung eine jährliche Einbuße von 17 Mill. Mark erleidet, ist weder gerecht noch politisch. Durch die sogenannten „mittelbaren" Vorteile eines solchen Verlustes kann man alles und jedes rechtfertigen. Aber alle denkbaren mittelbaren Vorteile decken den Ausfall der Einnahme nicht, und auf die Deckung kommt es eben an in einer Finanzlage wie der gegenwärtigen und herkömmlichen Finanzlage unseres Reiches.

Die Herabsetzung des Portos für den Ortsverkehr der Postkarten hatte ja gewisse Gründe für sich. Dennoch war die Maßregel eine Übereilung, und die Reichstagskommission sucht sie rückgängig zu machen mit dem Erfolge der Wiedereroberung von 15 Mill. Mark für die Reichskasse. Sie läßt fortbestehen den Verlust von 20 Mill. Mark an der Beförderung der Zeitungen. Der ganze finanzielle Aufbau der Reichspostverwaltung ist ein sehr verwickelter: auf der einen Seite ein großer Posten für unentgeltliche Benutzung der Staatsbahnen, dann eine in den jährlichen Rechnungen nicht klar zutage tretende Auseinandersetzung über die Verzinsung und Tilgung des Anlagekapitals — auf der anderen Seite die unentgeltlichen Dienste der Reichspost für den Reichsdienst und für die privilegierten Fürstlichkeiten. Aber so viel ist gewiß: der Reinüberschuß ist so bescheiden (wenn überhaupt vorhanden), daß die Post bei der Finanzlage des Reiches nichts zu verschenken hat. Anders die englische Post, welche 95 Mill. Mark reinen Überschuß für den englischen Staatshaushalt abwirft und sich den Luxus des „ocean postage" (Pennyporto für die Kolonien) neuerdings hat gestatten können.

Die Besteuerung der Ansichtspostkarten muß unter ganz denselben Gesichtspunkten oder doch aus ähnlichen Erwägungen beurteilt werden. Hier sind finanztechnische Schwierigkeiten im Wege, die man vielleicht überwinden wird, aber der eigentliche Gedanke dieser Steuer ist vollauf

berechtigt. Bei diesem wie bei so vielen verwandten Anlässen liegen handgreifliche Manifestationen des Wohlstandes vor, der sich in dieser wie in den mannigfaltigen anderen Formen des Lebensgenusses heutzutage kundgibt. Das stets zur Hand befindliche Rüstzeug der „Kulturmission" der Ansichtskarte, die tief gekränkten Interessen der Industrie, welche sie herstellt — es sind keine ernsthaften Einwände. Ein Jahr der Geltung für die neue Auflage — und all der Lärm der Opposition ist vergessen. Dagegen droht in der Zukunft eine andere Gefahr, mit oder ohne Steuer, die Gefahr, daß die ganze Herrlichkeit aus der Mode kommt, wie sie in die Mode gekommen ist. Für diese Gefahr der Kulturmission und ihrer Industrie ist kein Kraut gewachsen. Es werden andere Moden an die Stelle treten und man wird der alten Mode keine Träne nachweinen.

Sehr eingreifend ist die Fortbildung, welche die Reichstagskommission an der Vorlage des Bundesrates für die Besteuerung der Eisenbahnfahrkarten vorgenommen hat. Jedoch nicht bloß in der Höhe des erwarteten Ertrages (50 Mill.), sondern namentlich in dem progressiven Charakter der Belastung, d. h. vorzugsweise der ersten, dann der zweiten Fahrklasse. Ist diese überwiegende Besteuerung der wohlhabenden Schichten durchaus gerechtfertigt, so spricht im ganzen für die Maßregel der andere Umstand, daß die geltenden Fahrsätze nicht mehr als die Kosten aufbringen (während die Überschüsse unserer Staatsbahnen dem Güterverkehr entspringen). Es kommt nur bei dieser Zumutung wie bei jeder anderen der Art darauf an, daß man die Steuer, die Reich und Staat verlangen, nicht als einen Einbruch in ein geheiligtes Recht ansieht, sondern als eine der möglichen Formen für die unvermeidliche Erfüllung der öffentlichen Verpflichtungen für den Finanzbedarf.

Die Gefahr für die „Tarifhoheit" der einzelstaatlichen Staatsbahnverwaltungen (insbesondere Preußens) scheint durch die bundesrätliche Vorlage selber widerlegt, da diese ja den Weg der Personenfahrkarten-Besteuerung gezeigt hat. Die Reichstagskommission ist auf diesem nur fortgefahren. Der Druck der progressiven Belastung der Fahrkarten für die erste Klasse, welcher behauptet wird in der Richtung einer Vermeidung dieser Klasse zu Gunsten der zweiten Klasse, scheint mir nicht wahrscheinlich; dazu ist die Steuer angesichts der Leistungskraft derer, welche die erste Klasse benutzen, nicht hoch genug. Eher ist etwas ähnliches bei der zweiten Klasse zu erwarten. Immer werden die finanztechnischen Details der Steuererhebung durch Verständigung mit den einzelstaatlichen Verwaltungsinstanzen, also mit dem Bundesrate, ohne unüberwindliche Mühe sich in angemessener Weise gestalten lassen. Man muß nur auf

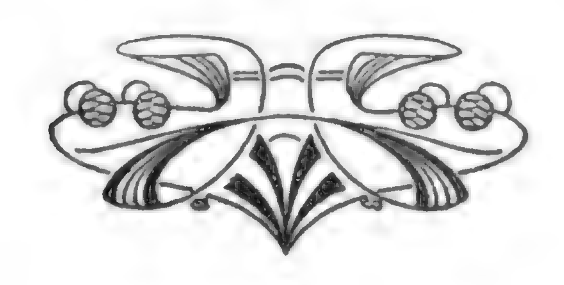
allen Seiten den guten Willen haben, dafür zu sorgen, daß etwas zustande kommt.

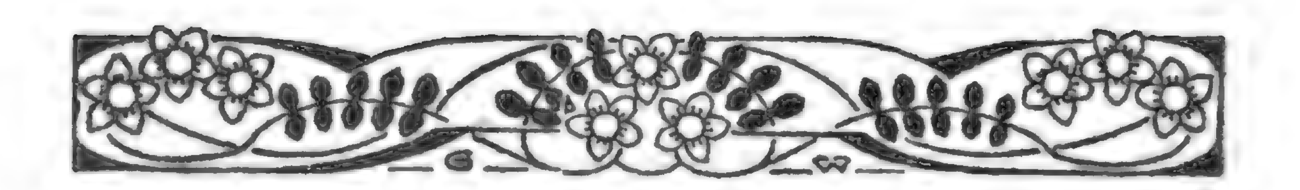
Die Kommissionsvorschläge betreten vollends das Gebiet der Luxusbesteuerung, wenn sie die Automobile — im Sinne der bundesrätlichen Vorlage — belasten, wobei es freilich auf eine Ausscheidung des gewerblichen und beruflichen Gebrauches dieser Fahrzeuge ankommen wird, von dem sich der eigentliche Luxusgebrauch sehr vernehmlich abhebt.

* * *

Soweit die bis jetzt (15. März) vorliegenden Beschlüsse der Kommission. Welche fernere Wendung eintritt, sei es innerhalb der Kommission selber, sei es im Plenum des Reichstages, sei es im Bundesrate und dessen Einwirkungen auf die Beschlüsse des Reichstages — das läßt sich heute noch nicht sagen, und man wird auch wenig geneigt sein, nach den Schwankungen, welche die Angelegenheit im Laufe der letzten Monate (nach den an die Öffentlichkeit gelangten Kundgebungen) durchgemacht hat, irgend einen bestimmten Verlauf heute voraussagen zu wollen.

Nur eins ist heute schon zu sagen. Wer diese bunte Vielfältigkeit von indirekten Steuern auf Produktion und Konsumtion unerträglich findet, wer in das bekannte Klagelied einstimmen will, daß man von „Allem" Steuern zahlen soll, der gehe hin und mache Propaganda für die Durchführung der Reichserbschaftssteuer im Geiste der heutigen deutschen Wissenschaft und des Beispiels der westeuropäischen Gesetzgebungen. Ist er bereit dazu, und hat er Erfolg damit, dann wird es möglich sein, ihm den Schmerz zu ersparen, daß er von „Allem" Steuern zahlen soll. Er kann es bequemer haben und braucht, statt von Allem, nur von Einem zu zahlen. Indessen — entweder das Eine oder das Andere.





Aus den Memoiren eines russischen Landgeistlichen.

Von

Hermann Hillner.

Die russische Geistlichkeit hat in der letzten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Tatsache, daß der Priester Gapon sich an die Spitze der Arbeiter gestellt hat, sowie die andere Tatsache, daß mitten aus der Geistlichkeit heraus Stimmen laut geworden sind, die eine Änderung der bestehenden Verhältnisse verlangen, läßt tief blicken. Das neuerdings proklamierte Toleranzedikt rückt die Frage nach der Stellung der fremden Konfessionen in den Vordergrund. Nicht minder zeitgemäß aber wäre eine Reform der Staatskirche, und zwar namentlich eine Reform der Stellung, in der die russische Landgeistlichkeit sich befindet. Die Lage der russischen Popen auf dem Lande ist nämlich eine unendlich traurige.

In den folgenden Blättern sollen dem deutschen Publikum diese Verhältnisse geschildert werden, und zwar auf Grund eines Materials, das sich in mehreren Bänden der Zeitschrift „Russisches Altertum" (in einer langen Reihe von Artikeln) findet. Das Ganze hat den gemeinsamen Titel „Memoiren eines russischen Landgeistlichen".*) Um den wiederholten Angriffen der Presse gegen die Geistlichkeit auf dem Lande entgegenzutreten, bespricht der Verfasser — im Anschluß an seine Lebensbeschreibung — die entsetzliche Lage der genannten Geistlichkeit. Die Memoiren sind freilich schon vor 25 Jahren geschrieben worden, haben ihren Wert aber durchaus noch nicht eingebüßt, da die geschilderten Verhältnisse sich nur zum geringsten Teil geändert haben und ungemein charakteristisch sind für die russischen Zustände.

Der Verfasser bleibt zwar ungenannt, wir nennen ihn aber der Bequemlichkeit wegen Vater Iwan.

* * *

Vater Iwan und seine Geschwister waren die Kinder eines Popen in einer armen Landgemeinde; er ist also unter ähnlichen Verhältnissen aufgewachsen, wie er sie uns geschildert hat.

---

*) Erst lange nachdem der Verfasser diesen nur das wesentlichste hervorhebenden und gruppierenden Aufsatz aus dem russischen Material herausgearbeitet hatte, erfuhr er, daß eine vollständige deutsche Übersetzung (von A. v. Öttingen, in der von Th. Schiemann herausgegebenen Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten, Bd. 5, bei Cotta) existiert, auf die er nun diejenigen Leser hinweisen möchte, deren Interesse durch die obigen Schilderungen erweckt worden ist.

Lesen und Schreiben, sowie ein wenig Rechnen, Französisch und Lateinisch lernte er bei seinen Eltern; er spielte unaufhörlich die Laute, und an den großen Feiertagen las er laut aus der Bibel. Als der kleine Iwan 8 Jahre geworden war und nach Saratow in die Schule sollte, vergoß die Mutter so manche Träne, und sie hatte Grund zu weinen; waren doch in den Ferien so viele Saratower Seminaristen durchs Dorf gezogen, die einen bejammernswerten Anblick geboten hatten. Wie oft hatte die Mutter schon geweint, wenn die Seminaristen ihr erzählten, wie schwer sie es hatten, und nun sollte der eigene Sohn ... doch ich will die Abschiedsszene oder doch wenigstens einen Teil davon mit Vater Iwans eignen Worten schildern: „Das ganze Dorf, sagt er, „hatte sich um mich versammelt. Jeder einzelne umarmte und küßte mich, daß es weit hin schallte. Heut noch, nach 40 Jahren steht das ganze Bild lebendig vor meiner Seele. Während alle stöhnten und seufzten, erinnerte ich mich plötzlich daran, daß ich mich ja noch gar nicht von der alten Pfefferkuchenfrau verabschiedet hatte, und flugs eilte ich in ihr Haus, um das Versäumte nachzuholen. Die alte Frau — die mir so manchen Pfefferkuchen geschenkt hatte — war nämlich krank, sonst wäre sie sicherlich herausgekommen, um Abschied von mir zu nehmen". — Das ganze Dorf geleitete das Gefährt noch eine weite Strecke. Als alle Dorfbewohner schon wieder ins Dorf zurückkehrten, stellte sich die Mutter noch auf einen Baumstumpf und wartete, bis die letzte Spur des Wagens verschwunden war.

Die Sitten und Gebräuche, sowie die Einrichtungen im Saratowschen Seminar sind so merkwürdig und so verschieden von den westeuropäischen, daß es sich wohl lohnt, sie ein wenig zu betrachten.

Als der kleine Iwan zum ersten Male in die Schule kam, standen die Neulinge längs den Wänden aufgereiht und lernten ihren Namen auswendig, was ihnen große Mühe zu verursachen schien. Die meisten Russen hatten nämlich in den vierziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts noch keine Familiennamen. Wenn aber die Väter ihre Söhne in die Schule schickten, so mußten sie einen Familiennamen für ihre Sprößlinge wählen. Da dieses nun augenscheinlich über den Horizont der unglücklichen Väter ging, so pflegten sie die ältesten Seminaristen zu konsultieren. Es waren das die Schüler der obersten Klassen des Seminars, die sogenannten Syntaktisten — sie trieben nämlich schon die lateinische Syntax —, die oft bereits mit stattlichen Bärten versehen waren. Diese respektabeln Herren — die gewöhnlich in einer größeren Pension wohnten, wo sie unter den kleineren Schülern eine herrschende Stellung einnahmen — erschienen nun den ratlosen Vätern gegenüber wirklich als Retter in der Not. „Geehrter Herr", sagte dann wohl so mancher schüchterne Vater zu solch einem würdevoll dareinschauenden Syntaktisten, „was meinen Sie wohl, wie sollte ich meinen Jungen nennen?" Der geehrte Herr, der schon 10 Jahre Latein und

Griechisch getrieben und vielleicht eben sein tipto, tipteis, tiptei repetierte, meinte wohlwollend: „Na, so nennen Sie ihn doch einfach Tiptow".

Ein anderer, der gerade Geographie lernte, proponierte den Namen Amsterdamow. Die beglückten Väter griffen begierig zu, und so kamen die seltsamsten Namen zu Stande. Manche hatten eine so stattliche Länge, daß die kleinen Schüler oft Monate brauchten, um ihn auszulernen.

In den vierziger Jahren durfte man in den geistlichen Schulen so lange sitzen bleiben, als man wollte. Manche traten erst mit 17 Jahren in die unterste Klasse ein und verließen dieselbe nicht vor sechs Jahren. In der zweiten Klasse saß neben Vater Iwan, der neun Jahre alt war, ein junger Mann, der einen größeren Bart hatte als der Lehrer. Doch mußte dieser Schüler zuweilen wie die Jungen zur Strafe im Winkel stehen oder auf den Knieen liegen.

Die Lektionen wurden bloß hergeleiert: Erklärungen gabs unter keinen Umständen. Es gab nur zwei Methoden: entweder wurde zuerst abgefragt und dann gehauen, oder es wurde zuerst gehauen und dann abgefragt. Im letzteren Falle mußte der Primus von vornherein angeben, wer zu heute gelernt hatte und wer nicht, und dann wurde sofort geprügelt. Wehe aber dem Primus, der sich versehen hatte, denn dann wurde er selber unbarmherzig gehauen! Dem Primus standen noch zwei Henkersknechte zu Gebote, und auf einen Wink des Lehrers stürzten sich alle drei auf den zu Bestrafenden. Oft entspann sich eine regelrechte Prügelei zwischen den Henkern und dem Delinquenten. Die Klasse nahm Partei für diesen oder für jene und gab ihre Teilnahme durch laute Zurufe während der Exekution kund: bravo, Apfelsinow, immer stramm gehalten, bravissimo! Und der Lehrer? Der hält sich den Bauch vor Lachen. „Nun kehrt ihn einmal um," ruft er dazwischen, „und haut ihn auf den Bauch, so ist's gut, na bis morgen wirds genug sein."

Im Winter war es entsetzlich kalt. Die Türen waren fast immer eingeschlagen, die meisten Fenster waren zerbrochen, die Öfen in der Regel verdorben. So zog es denn in der Klasse beständig, und es kam sogar vor, daß die Lehrstunde stattfand, während durch die zerbrochenen Fenster und Türen Sturm und Schneegestöber drang. In solchen Fällen hatten es nur diejenigen warm, die eben gehauen wurden. Wenn es sehr kalt war, durften die Schüler übrigens die Mäntel in der Klasse anbehalten, die Mütze aber durfte in der Stunde unter keinen Umständen auf dem Kopfe behalten werden.

In den oberen Klassen wurden alle Unterrichtsgegenstände vom Lateinischen und Griechischen verschlungen. Auch russische Literatur, Geschichte usw. wurden in lateinischer Sprache traktiert. Lehrmittel waren fast gar nicht vorhanden; um die Drehungen der Erdkugel zu veranschaulichen z. B., drehte der Lehrer eine Wachskugel über seinem Kopfe hin und her.

Das Austrittsexamen fand unter persönlicher Leitung des Kirchenfürsten Athanasius statt. Das Prüfungszimmer war eine Art Kirche, mit einem Altar, zu dem ein paar Stufen führten. Wenn der Kirchenfürst eintrat, fiel alles auf die Kniee. Nun nahm er auf einem Lehnstuhl am Altare Platz, und das Examen begann. Wer eine Frage gut beantwortet hatte, rückte im wörtlichen Sinne eine Stufe höher, wer eine Frage schlecht beantwortete, mußte eine Stufe hinunterrücken. Wer durchfiel, wurde öffentlich beschimpft, und wer durchkam, erhielt das Prädikat „würdig" (axios).

Iwan bestand sein Examen ausgezeichnet, da er aber eine außergewöhnlich gute Stimme hatte, verlangte der Kirchenfürst, daß er zum Psalmensänger ausgebildet würde. Iwans Vater freute sich darüber, daß sein Sohn nun weiter auf Kronskosten erzogen werden sollte. Wenn Iwans Vater nicht so unwissend gewesen wäre, so hätte er sich darüber nicht gefreut, denn die Erziehung, die sein Sohn von nun an genießen sollte, war noch viel dürftiger als die bisher genossene. Die ganze Bande der Chorschüler wuchs so ziemlich ohne Aufsicht auf. Sie wurden hauptsächlich dazu benutzt, kirchliche oder private Festlichkeiten sowie die Revisionsfahrten des Kirchenfürsten durch ihren Gesang zu beleben und zu verherrlichen. Während der Festlichkeiten trieben sich die jungen Leute die ganze Nacht längs den Wänden umher, aßen Delikatessen und tranken Alkohol, statt zu schlafen. Außerhalb der Festlichkeiten bestand die Nahrung der Chorschüler hauptsächlich aus Brei (Fleisch nur einmal oder zweimal im Jahr). Die oberste Klasse dieser Schule hatte zwar eine Art theologischer Fakultät, die Studien waren aber natürlich in der ganzen Schule keine tiefgehenden, da sie oft unterbrochen wurden. Was die speziell erzieherische Seite der Anstalt anbetrifft, so genügt, um dieselbe zu kennzeichnen, ein Beispiel aus der daselbst üblichen Praxis: wer falsch sang, bekam eins ins Gesicht oder mit dem Fuß unters Kinn.

Iwan sann nun begreiflicherweise sehr bald auf ein Mittel, von dieser Schule loszukommen. Da es ein anderes Mittel nicht gab, so stellte er sich, als habe er seine Stimme verloren. Die List gelang, und Iwan wurde bald aus der Chorschule genommen.

Vater Iwan war 21 Jahre alt, als er seine Pfarrstelle auf dem Lande antrat, 150 Werst von Saratow entfernt. Er hatte kurz vorher geheiratet und zwar eine Waise von 16 Jahren, die 30 Rubel Mitgift bekam. Diese ganze Mitgift verbrauchte er gelegentlich seiner Priesterweihe als Trinkgeld. Das ganze Vermögen, mit dem der junge Priester sich auf den Weg machte, bestand aus drei Rubeln, seinem mütterlichen Erbteil.

Eine ganze Woche suchten Vater Iwan und seine Frau eine Reisegesellschaft nach ihrem Bestimmungsorte; schließlich wurde das junge Paar von einigen mitleidigen Bauern, die Heu in dieselbe Gegend zu bringen hatten, aufgenommen. So fuhr denn der neue Seelsorger, mit seiner Gattin oben auf einem Heufuder sitzend, feierlich in seinen zukünftigen Wirkungskreis ein.

Die Mordwinendörfer, in denen unterwegs Rast gemacht wurde, boten keine nennenswerte Erholung. In diesen Dörfern mußte man sich nämlich in einem Raume aufhalten, wo die Eiszapfen von der Decke herabhingen; sobald geheizt wurde, füllte sich der Raum vollständig mit Rauch an, denn er hatte keinen Schornstein. Deshalb mußten die Türen stets offen gehalten werden; zugleich mit dem Rauch zog aber auch die Wärme fort. Unter dem Tisch lagen Hunde, und in den Ecken des Raumes hielten sich Kälber und Schweine mit Ferkeln auf. Vollständig beschmutzt und noch mehr erfroren als vorher fuhren die Reisenden weiter.

Als die jungen Pfarrersleute ihr Ziel schließlich erreicht hatten, da wollte niemand sie bei sich aufnehmen. Eine Amtswohnung gabs nicht, und so mußte das junge Paar sich dazu bequemen, in das alte, verfaulte Wächterhäuschen zu ziehen, das neben der zerfallenen Kirche stand und dem alten Kirchenwächter zum Aufenthaltsort diente. Der Raum bestand aus zwei winzigen Abteilungen, die den Namen eines Zimmers gar nicht verdienten. Eine Diele gabs nicht, man mußte auf dem nackten Erdboden wohnen; die Wände waren feucht, die Ecken mit Unkraut bewachsen, Möbel waren nicht vorhanden, usw.

Kaum ist es bekannt geworden, daß die jungen Pfarrersleute angekommen sind, als sich die kleinen Räume sofort mit allerlei Volk anfüllen. Der junge Pope und seine Frau werden von allen Seiten betastet wie die Wundertiere; besonders der Zopf der Frau erregte allgemeines Erstaunen. Schließlich treibt der Kirchendiener alle hinaus, denn sie hatten mit ihren schmutzigen Stiefeln den Raum vollständig besudelt.

Der Raum erinnerte in seiner Einrichtung an die Mordwinenhütten, in denen der Pope unterwegs Rast gemacht hatte. Einige Möbelstücke wurden ja schließlich beschafft, aber sonst auch nichts. Statt des Lichtes mußte man ein Stück Holz brennen, zu essen gabs nichts als Schwarzbrot, Kohl und Brei usw.

Da entschloß Vater Iwan sich dazu, ein Unterkommen bei einem Bauern zu suchen und leitete die erforderlichen Schritte beim Gemeindeältesten ein; doch eine endlose Zeit verging, ohne daß irgend eine Antwort eintraf. Da erklärte der alte Wächter, der Gemeindeälteste sei ungehalten, weil ihm der Pope noch keinen Schnaps habe zukommen lassen; deshalb dauere die Angelegenheit so lange. Der unaufmerksame Seelenhirt muß also das Versäumte nachholen und außerdem dem hohen Gemeindebeamten seinen Kratzfuß machen. Dieser sitzt wie ein Klotz und hört den Popen kaum an. „Du bist noch jung", sagt der Bauer endlich mit Gönnermiene, „du verstehst es noch nicht in der Welt zu leben." Noch viermal mußte der Pope seinen Besuch wiederholen, bis er es erreichte, daß sein Freund ihm versprach, die Sache vor die Gemeindeversammlung zu bringen. Unterdessen war die Popenfrau krank geworden; kein Arzt zu haben, kein Teller Suppe,

nichts, gar nichts. Da erlangt es der Pope endlich — nach vielen Erniedrigungen —, daß ihm durch die Gemeindeversammlung die eine Hälfte einer bereits bewohnten Bauernhütte bewilligt wird. Nun wurde die Lage ein wenig erträglicher, denn Vater Iwan und Frau bekamen wenigstens ein eigenes Bett; freilich mußten sie es dulden, daß über ihrem Bett ein altes Ehepaar schlief. Von vier Uhr morgens an herrschte ein derartiger Lärm im Hause, daß an Schlafen gar nicht zu denken war. Die Kinder lachten und quiekten nicht nur im Nebenzimmer, sondern sie kamen auch in das Zimmer des Popenpaares; zuweilen krochen sie sogar ins Ehebett hinein. So war Vater Iwans Zimmer den ganzen Morgen voller Menschen; er konnte es kaum erreichen, daß er allein gelassen wurde, wenn er sich anziehen wollte. Niemand sah nämlich etwas darin, sich in Gegenwart anderer anzuziehen; ging doch die ganze Familie gemeinsam in die Badstube.

Der tägliche Speisegenosse Vater Iwans war der Kirchendiener; freilich war er beständig betrunken, und wenn er sich seinem Seelsorger näherte, um den Segen zu empfangen, so fiel er ihm in den meisten Fällen in den Schoß. Mit seiner Frau hatte Vater Iwan sich bald ausgesprochen, und zu lesen gabs nichts; es waren also recht öde Freistunden, die Vater Iwan beschieden waren. Die erste Krankenfahrt nahm Vater Iwan den ganzen Tag in Anspruch. Die alte Frau, der der Priester das Abendmahl gereicht hatte, zog ein altes, zerrissenes Tuch hervor, band mit vieler Mühe einen Knoten los, nahm ein paar kleine Münzen heraus und gab sie Vater Iwan. Da dieser bemerkte, daß nichts mehr im Tuche blieb, so eilte er schnell zur Tür. Die kranke Frau aber stieg aus dem Bett und nötigte Vater Iwan die kleinen Münzen auf. Schließlich nahm der Priester das Geld, aber kaum war er aus der Hütte heraus, als er sich wie ein Verbrecher vorkam und sich vornahm, nie mehr von armen Leuten Geld zu nehmen. Seine Gage war freilich so lächerlich klein, daß er auf die freiwilligen Gaben der Gemeinde angewiesen war. Da niemand zur Zahlung verpflichtet war, so kam die Sache darauf heraus, daß diejenigen, die es reichlich hatten, wenig oder gar nichts zahlten, diejenigen aber, die wenig oder so gut wie nichts hatten, ihr Letztes hingaben, was aber dem Priester nicht viel zu helfen pflegte. So geschah es, daß Vater Iwan in der ersten Woche an freiwilligen Beiträgen zirka zwei Rubel eingenommen hat. Besonders anstrengend waren Prozessionen durchs Dorf, namentlich zur Zeit der großen Fasten. Den ganzen Tag mußte Vater Iwan im schweren Pelz durch den tiefen Schnee waten, hinter ihm her das oft schwer betrunkene Kirchenpersonal. In den meisten Häusern wurde eingekehrt und gesungen. Der Gesang wurde meist akkompagniert vom Geheul der Kinder, vom Geblök der Schafe und vom Gequiek der Schweine. Sich hinsetzen oder sich erwärmen konnte Vater Iwan den ganzen Tag nicht. Abgehetzt, müde, erfroren, zerschlagen (oft im Fieber) warf Vater Iwan sich abends ins Bett. Und das pekuniäre

Resultat von alledem war höchstens dreißig Kopeken täglich. Die schwerste Arbeit war in der Osterzeit. Da hatte Vater Iwan oft (mit einer kleinen Mittagspause) 14 Stunden hintereinander im Zugwinde in der kalten Kirche zu stehen. Sieben Wochen lang wurde täglich Abendmahl gereicht, und es waren oft 800 Kommunikanten zu bedienen. Dafür verdiente Vater Iwan in der Regel etwa 5 bis 6 Mark. Bald fing er an, Predigten in den Gottesdienst einzuführen; damit traf er aber durchaus nicht den Geschmack der Gemeinde. Der vorige Priester, meinten die Honoratioren, las einfach aus der Bibel vor, was schwatzest du denn da noch für ein dummes Zeug, das ist ja gar nichts Göttliches, das steht ja nirgendwo in der heiligen Schrift. „Die versteht ihr nicht," meinte Vater Iwan, „wenn ich sie euch nicht erkläre. „I, was," lautete die Antwort, „wir wissen doch, daß es Gottes Wort ist, und das ist ganz genug."

Um seine Hütte oder vielmehr seinen Platz in der Hütte des Bauern zu behalten, mußte Vater Iwan die Dorfhonoratioren von Zeit zu Zeit bewirten. Zu Neujahr meldeten sich zirka dreißig Mann bei Vater Iwan als Gäste an. Die können ja in meiner Stube nicht einmal stehen, meinte er. Das macht nichts, lautete die Antwort, bis du die ersten bewirtest, warten die andern draußen. „Aber ich habe kein Geld," entgegnete Vater Iwan schließlich, „wie soll ich euch aufnehmen."? Als Antwort erscholl ein erstauntes Lachen: Was, der Pfarrer kein Geld? wer soll denn sonst Geld haben? Und die Herren vertranken Vater Iwans ganzen Wochenverdienst. Bei der nächsten Gelegenheit kamen die Honoratioren wieder als ungebetene Gäste, und ein ganzer Haufe Bauern kam in ihrem Gefolge. Es war ein Festtag, und Vater Iwan mußte für alle Essen und Schnaps holen lassen. Er selbst trank prinzipiell nicht, was die Bauern von vornherein ärgerte. Da mußte er denn wenigstens jedem einschenken und kredenzen, und dafür erhielt er von jedem eine Ermahnung aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung. Zuletzt wurden die Gäste recht munter, setzten sich auf ihres Seelsorgers Bett und unterhielten sich stundenlang leutselig mit ihm. Nach mehreren Serien Schnaps begannen sie freigebig zu werden und versprachen sogar, ihrem Pfarrer was zu schenken. Der Pope selbst bekam den ganzen Tag über nichts zu essen und zu trinken. Als alle Gäste fort waren, warf Vater Iwan sich auf sein Bett und weinte bitterlich.

Ich bin ein Priester, dachte er, und lade meine Gemeindeglieder zu mir zum Trinken ein. So gehts nicht weiter, ich muß mir eine eigene Hütte zu erwerben suchen. Ohne Mittel? . . . Und wenn auch . . . ich lasse die Bauern das nächste Mal nicht mehr zu mir herein, auch auf die Gefahr hin, mein jetziges Unterkommen zu verlieren. Was auch kommen möge, ich wills tragen; Gott legt niemand mehr auf, als er zu tragen imstande ist. Gott kann mich auch ernähren, wenn ich ein anständiger Mensch bleibe. Viele haben noch mehr gelitten als ich, was bin ich besser als meine Brüder?

Am andern Tage kamen vier Bauern zu Vater Jwan und brachten ihm wirklich ein Geschenk für seine Bewirtung: ein Stück Hammelfleisch, ein paar Gänse und eine Partie Mehl. Dafür erwarteten die Bauern natürlich Schnaps; sie machten mehrmals diesbezügliche Andeutungen. Was blieb Vater Jwan übrig, als wieder Schnaps holen zu lassen. Alsdann wurde so energisch gefrühstückt, daß von dem hochherzigen Geschenke nur schäbige Reste nachblieben. Schließlich verließen die Bauern schwerbetrunken die Wohnung des Priesters. Nachträglich erfuhr er, daß die Geschenke zum Teil gestohlen waren. Und Vater Jwan schwieg. Wo blieben seine guten Vorsätze? Er schwieg auch weiterhin, und die Verhältnisse gingen in derselben Weise fort. Sie waren mächtiger als er. Wollte er seine Wohnung und seine Stellung behalten, — und er hatte absolut keine andern Existenzmittel —, so mußte er schweigen und dulden. Er wußte außerdem um so manche Unehrlichkeit seiner Gemeindeglieder, aber er mußte dulden und schweigen. Und so sollte er für das Seelenheil seiner Gemeinde sorgen? Vater Jwan kämpfte lange mit sich selbst, doch ohne Erfolg. Seine Gewissensbisse verstummten allmählich, er wurde immer stumpfer und stumpfer. Immer weniger und weniger fühlte er sich dazu imstande, sich zu einer heroischen Tat aufzuraffen. So beschloß er denn, sich zunächst ins Unvermeidliche zu fügen. So mancher Priester, der in Vater Jwans Lage war, fing in solchem Falle an, ein Trinker zu werden, und man mußte in der Tat einen starken Charakter haben, um dieser Versuchung zu widerstehen. „Wozu," fragte Vater Jwan sich oft, „habe ich alle diese gelehrten Dinge lernen müssen, ich kann ja nichts davon anwenden? Ganz andere Dinge sind es, die ich hätte lernen sollen. Niemand hört mich, niemand versteht mich, niemand hat Mitgefühl mit mir. Wie selten bekomme ich überhaupt einen Amtsbruder zu sehn! Und wenn ich ihn auch sehe . . . er wird allmählich ebenso dumm und stumpf wie ich. Wir werden hier alle unrettbar zu Bauern." Endlich, endlich gelang es Vater Jwan, aus dem Besitz eines früheren Popen ein kleines Häuschen zu erwerben, freilich auf Schulden (200 Rubel). Aber Vater Jwan war doch unendlich glücklich, wenigstens fürs erste ein eigenes Dach über dem Haupte zu fühlen.

Bald darauf beglückte der allerheiligste Oberpriester (Archierei) Vater Jwans Gemeinde mit seinem hohen Besuch. Das bedeutete für den armen Popen wiederum eine riesenhafte Ausgabe, nachdem er soeben 200 Rubel aufgenommen hatte. Ein erkleckliches Sümmchen verschlang bereits die Bewirtung des hohen Gefolges. Die Beamten des Archiereis waren außerdem an bedeutende Trinkgelder gewöhnt. Wer das nicht mitmachte, hatte von vornherein ein verlorenes Spiel. Danach kann man eine ungefähre Vorstellung von dem gewinnen, was die Bewirtung des Unnahbaren selber gekostet hat. Unter anderm beschloß der Archierei, die alte Kirche restaurieren zu lassen. Das Geld dazu sollte durch freiwillige Beiträge aufgebracht

werden. Da durfte Vater Iwan natürlich nicht mit einer kleinen Summe verzeichnet stehen. Außerdem erhielt er die ehrenvolle Aufgabe, die übrigen freiwilligen Beiträge einzukassieren. Ein Weigern war gleichbedeutend mit dem Verzicht auf seine Stellung. Um zu allen umherfahren zu können, brauchte Vater Iwan aber ein Pferd und einen Wagen. Die mußten beschafft werden, und das konnte natürlich nicht anders geschehen, als durch erneutes Schuldenmachen.

Und das Äquivalent für alles das? Ein paar beglückende Worte des obersten Seelenhirten. Der Archierei fragte Vater Iwan, warum er so schlecht wohne, ob in seiner Gemeinde viele Säufer seien usw. Dabei brauchte er beständig das Wort Schafskopf. Zuletzt ermahnte er Vater Iwan, er möge mit seiner Gemeinde möglichst in Frieden leben, als ob das nicht schon so wie so der sehnlichste Wunsch des jungen Priesters gewesen wäre. Wie er das anstellen solle, erfuhr er aber leider von seinem Oberhirten nicht. Zum Schluß fiel alles Volk auf die Knie und empfing den Segen. Die Besuche Vater Iwans bei den Gutsbesitzern hatten manches Charakteristische. Bei einem der reichsten unter ihnen mußte Vater Iwan zunächst eine halbe Ewigkeit warten, bis er überhaupt empfangen wurde. Endlich erschien seine Herrlichkeit in Schlafrock und Pantoffeln und mit einer großen Pfeife im Munde. Anfangs war er sehr herablassend und leutselig, als er aber darauf zu sprechen kam, daß Vater Iwans Vorgänger so kolossal unverschämt gewesen war, für eine Hochzeit einen ganzen Rubel zu verlangen, da wurde er ernstlich böse. „Für eine Rede von kaum zehn Minuten," rief er, und kam dabei vor Erregung ganz aus dem Häuschen, „einen ganzen Rubel, das ist ja ein Sündengeld" und zu Vater Iwan gewandt, fuhr er, sich ein wenig beruhigend, fort: „Nicht wahr, Sie nehmen doch höchstens fünfzig Kopeken?"

Ein Jahr lang bekleidete Vater Iwan die Landpfarre, darauf fand er eine Anstellung in einem von Moskau aus gegründeten Erziehungsheim, das sich ebenfalls im Saratowschen befand; er war zugleich Pfarrer der dortigen Landgemeinde und Lehrer, und zwar sowohl am Erziehungsheim als auch in der Gemeindeschule. Hier ging es Vater Iwan besser; da aber nach 4 Jahren das Erziehungsheim infolge einer Bauernrevolte geschlossen wurde, so war es bald aus mit all der Herrlichkeit. Vater Iwan war wieder dem Elend eines Landgeistlichen ausgeliefert; er hatte um so schwerer darunter zu tragen, als er nun eine große Familie zu ernähren hatte. Nach 4 Jahren gewann Vater Iwan seine Stelle freilich wieder, seine Gage reichte aber nun lange nicht mehr zur Erziehung seiner Kinder aus; er mußte Schulden auf Schulden machen. Schließlich verlor er seine Stelle zum zweiten Male, nachdem er dem Staat und der Kirche 24 Jahre treu gedient hatte. Die Entlassung erfolgte infolge eines persönlichen Zerwürfnisses mit dem Direktor der Anstalt, nach dessen Pfeife Vater Iwan nicht hatte tanzen wollen.

Pension erhielt Vater Iwan nicht; das einzige, was er erreichen konnte, war eine einmalige Auszahlung von 150 Rubeln zur Vollendung der Erziehung seiner Kinder.

Woher kommt es nun aber, daß in Rußland eine derartige Behandlung der Landgeistlichkeit überhaupt möglich war und zum Teil noch heute möglich ist? Der Hauptgrund der jammervollen Lage der russischen Landgeistlichkeit ist wohl darin zu suchen, daß der Staat es nicht für nötig befunden hat, die Seelsorger des Volkes einigermaßen standesgemäß zu stellen. Die Gage eines Landgeistlichen bestand in den vierziger und fünfziger Jahren in zirka elf Rubeln monatlich; dabei hatte er nichts frei. Die niedere Geistlichkeit, Psalmensänger usw. stand sich auf zirka zwei Rubel monatlich. Auf diese spärliche Gage mußten die Empfänger zudem oft Monate lang warten. Vater Iwan erzählt von einem Fall, wo der Kassierer seinem eigenen Vater, der Pope war, sein Gehalt unter allerlei Vorwänden zurückbehielt, um ihm ein Trinkgeld auszupressen.

Trotz der freiwilligen Beiträge der Gemeindeglieder können die Popen also jederzeit darauf angewiesen werden, sich ihren Unterhalt zu erbetteln. Dadurch geraten sie aber in eine unwürdige Abhängigkeit von den Bauern, die ein gedeihliches seelsorgerisches Wirken in der Gemeinde unmöglich macht. Unter diesen Umständen ist es den Popen natürlich unmöglich, stets so sauber gekleidet zu gehen, wie es sich für ihren Stand ziemt; dadurch setzen sie sich aber dem Gelächter ihrer Mitmenschen aus. Wer ist schuld daran? Eine Abänderung dieser Zustände zu bewirken, dazu hat der Landgeistliche absolut keine Möglichkeit. Zu den Landschaftsversammlungen hatten die Popen in älterer Zeit überhaupt keinen Zutritt, sie mußten sich vertreten lassen. „Als einmal," erzählt Vater Iwan, „ein Pope um Erhöhung der Gage für Religionsstunden bitten ließ, rief ein reicher Gutsbesitzer in der Landschaftsversammlung entrüstet aus: „Mit Gottes Wort soll man nicht schachern; solche Schweine, diese Popen, saufen tun sie schon und fressen wollen sie auch noch." Damit war die Angelegenheit erledigt. Später hatten die Popen zwar das Recht, in der Landschaftsversammlung zu erscheinen, aber die Gutsbesitzer durften jeden einzelnen Priester, ohne Angabe eines Grundes, herausballotieren.

Ferner befindet sich der Landgeistliche in einer geradezu sklavischen Abhängigkeit von seiner geistlichen Obrigkeit. Alle seine Handlungen, auch die geringsten Kleinigkeiten des häuslichen Lebens, unterstehen der beständigen Kontrolle eines Zensors, gewöhnlich des Propstes. Von diesem Argus wird der Unglückliche Tag und Nacht bewacht. Der Zensor berichtet, wieviel Schnaps jeder Amtsbruder trinkt usw. usw. Jede Predigt mußte dem Zensor zur Korrektur eingereicht werden. Geschah das überhaupt nicht oder zu spät, so erfolgte eine empfindliche Geldstrafe, die freilich zuweilen dadurch abgewandt wurde, daß dem gestrengen Herrn Zensor ein Pfund Tee oder

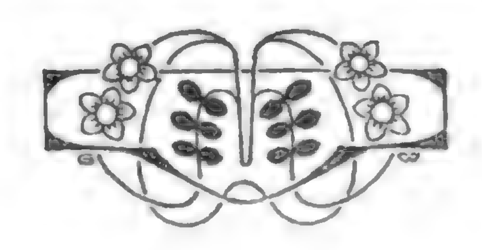
drei Rubel zugeschickt wurden. Einst hatte Vater Iwan eine Predigt eingereicht und bekam sie alsbald, mit einer Unmasse Korrekturen versehen, zurückgeschickt. Die nächste Predigt mit demselben Text verarbeitete Vater Iwan genau nach den Angaben des Zensors, wie sie aus der Korrektur der ersten Arbeit hervorgingen. Doch siehe da, Vater Iwan bekam auch diese Predigt mit einer Unmasse Korrekturen versehen zurückgeschickt. Es fanden sich da Bemerkungen wie: unklar, Wiederholung und ähnliche. Der gestrenge Herr Zensor hatte sein eigenes Werk verurteilt. Was hatte das alles überhaupt für einen Zweck? Die Predigten werden kontrolliert, im Leben aber können die Popen den Bauern alles sagen.

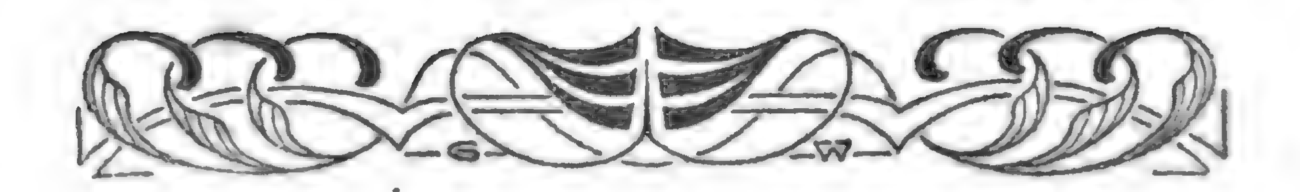
Eine Quelle unsäglichen Verdrusses für die Landgeistlichkeit war das Konsistorium. Es mußten beständig allerlei unnütze Formalitäten erfüllt werden. So mußten die Priester unter anderem eine gewisse Anzahl Bücher unters Volk verteilen und zwar im Auftrage des Konsistoriums. Wenn sie nicht alles verkauft hatten, mußten sie den Rest bezahlen. So wurde den Priestern eine Arbeit nach der anderen aufgelegt, die nichts mit ihrem Berufe zu tun hatte. Ferner wurde eine Unmenge ungerechtfertigter Ausgaben von ihnen verlangt; und schließlich wurden sie noch für jede Kleinigkeit mit einer hohen Summe in Strafe genommen. Der Landgeistliche muß Doktor sein, Tierarzt, Apotheker, Advokat, Friedensrichter, Kaufmann, Landwirt, Statistiker und anderes mehr. Außerdem verlangt jeder Stand, daß der Priester alles nach seinen speziellen Wünschen einrichte. Was man sich einem Popen gegenüber glaubt herausnehmen zu dürfen, zeigt folgende Episode: Zwei mit Orden besäete Herren forderten Vater Iwan auf, eine Arbeit über die ökonomische Lage der Bauern für sie zu schreiben. Wer war froher als er? Endlich einmal winkt ihm ein reicher Gewinn. Die Arbeit war groß und mühsam, und Vater Iwan opferte ein ganzes Jahr hindurch dafür seine Zeit und seine Kraft. Und das Resultat? Eines Tages erhält Vater Iwan einen unfrankierten Brief, wofür er 14 Kopeken Strafporto bezahlen muß. Der Brief ist von den Ordensrittern und enthält eine wohlwollende Kritik und viele Worte der Anerkennung für Vater Iwans Arbeit. Damit war die Sache erledigt. Dieselben Priester aber werden dafür verantwortlich gemacht, was Volk und Gesellschaft Böses tun, für Roheit, Unbildung, Unsittlichkeit, für Unzufriedenheit, Aufruhr usw. Man verlangt das Schwierigste von den Landgeistlichen und dabei hat man beständig zu klagen über ihre Unbildung, ihre Trunksucht usw. Unbildung! Wir haben, sagt Vater Iwan, eine mittlere Lehranstalt durchgemacht, die freilich manches zu wünschen übrig ließ. Wir würden uns daher selbstverständlich freuen, wenn Leute mit Universitätsbildung an unsere Stelle treten würden. Niemand wills? Ja, ja, unser Leben ist nicht besonders beneidenswert. Säufer sollen wir sein? Mag sein! Aber saufen denn nicht alle, bis zum Minister hinauf, entsprechend ihrer

Gage! Wo alles trinkt, da sollen die Priester allein jeden Trunk ausschlagen, wo er ihnen beständig angeboten wird? Und wenn unter diesen Umständen wirklich mal ein Pope ein Säufer wird, so wird ein riesiges Geschrei gemacht. Und das Resultat von alledem ist ein zerlumpter, abgehetzter, von allen verachteter Priester, der in keiner Weise im Stande ist, seinen himmlischen Beruf auch nur annähernd zu erfüllen.

Und ist denn der russische Landgeistliche wirklich so wenig wert? Tut er wahrhaftig so wenig Nützliches auf dieser Welt, daß es gerechtfertigt erscheinen könnte, ihn zu behandeln wie einen Hund? Zum Ausgenutztwerden ist er jedenfalls nicht zu schlecht, dieser verachtete Priester! Wendet sich doch der Staat oft in den wichtigsten Dingen an ihn. Zur Zeit von Mißernten, Epidemien und Notständen aller Art werden die Landpfarrer beauftragt, das Volk zu beruhigen, zu trösten, vom Aberglauben abzuhalten usw. In unruhigen Zeiten müssen die Priester die Manifeste verlesen und sie dem Volke verständlich machen, in Kriegszeiten müssen sie das Volk begeistern, es mit Haß gegen den Feind des Vaterlandes erfüllen, zur Treue gegen das Herrscherhaus mahnen usw. Vor Nihilismus soll der Pope das Land bewahren, vor Mord und Totschlag, vor Revolution . . . . . Staat und Gesellschaft brauchen ihn, und doch zwingen sie ihn, ein Hundeleben zu führen; und wenn er es nun auch wirklich führt, weil ihm nichts anderes übrig bleibt, dann behandeln sie ihn auch wie einen Hund und machen ihn verantwortlich für alle Not des Vaterlandes und für die Finsternis im Herzen des Volks.

Als der Graf Schuwalow die „Memoiren eines Landgeistlichen“ gelesen hatte, schickte er sofort einem armen Priester, der unter haarsträubenden Verhältnissen in einer Erdhütte wohnen mußte, ein Geschenk von hundert Rubeln zur Linderung der ärgsten Not. Das war der erste Schritt, den russischen Landgeistlichen zu einem menschenwürdigeren Dasein zu verhelfen. Wann folgen die anderen notwendigen Schritte? Vater Iwan selbst schlägt am Ende seiner Memoiren eine ganze Reihe von Verbesserungen vor. Diese und jene Änderung zum Besseren ist ja auch schon geschehen, aber es geht langsam, unendlich langsam vorwärts, und es bleibt noch ungeheuer viel zu tun übrig. Das Übel muß mit der Wurzel ausgerottet werden. Das Priesteramt muß wieder erhoben werden aus dem Staube, in den es gesunken ist, damit es erfüllen könne, wozu es berufen ist.





Die Landflucht.

Von

Elisabeth v. Oertzen.

Die Handelsverträge sind abgeschlossen und damit manche schwere Sorge von der Landwirtschaft genommen. Eine aber bleibt unvermindert: die Arbeiterfrage. Über die Tatsache der Landflucht gibt es keinen Zweifel, und die staatserhaltenden Parteien sind sich darin einig, daß die Folgen dieser Erscheinung: der Mangel an Arbeitskräften auf dem Lande, die Arbeitslosigkeit in den großen Städten, die Zunahme der Sozialdemokratie, der geringere Prozentsatz von zum Militärdienst Tauglichen, die große Kindersterblichkeit und vieles andere mehr Gefahren bedeuten, die teilweise der allerernstesten Art sind.

Über den Grund der Landflucht wie über die mögliche Abhilfe ist man sehr im Streit. Während von der einen Seite behauptet wird, der höhere Lohn, die bessere Lebenshaltung zögen die Leute in die Stadt, versichern die anderen und führen es in eingehender Einzelberechnung aus, daß die Landarbeiter bei richtiger Veranschlagung der Naturallöhne nachweislich eben so gut, wenn nicht besser bezahlt würden, als die städtischen Arbeiter, und dem Hinweis auf die zwar billigen, aber oft auch unvollkommenen Landarbeiter-Wohnungen wird mit Recht erwidert, daß die Wohnungsnot der Städte viel schlimmere Mißstände böte.

Die Vergnügungssucht sei es, welche die Leute in die Großstadt zöge wie das Licht die Motte, in das sie nur stürzt, um zu verbrennen.

Darf eine Frau, welche ihr ganzes Leben auf dem Lande zubrachte, sich gestatten, aus unausgesetzter intensiver Beobachtung heraus ein Wort zu dieser Sache zu äußern?

Daß bei der Jugend das Sichstürzen „in das Rauschen der Zeit, in das Rollen der Begebenheit" mitspielt, ist wohl ohne Zweifel, aber warum zieht, nachdem die Militärzeit die Welt kennen lehrte, so Viele nichts in die Heimat zurück? — und sollte auch der Familienvater, der für alle um die Existenz kämpft, sein auf dem Lande immerhin sicheres Brot um solcher nichtiger Gründe willen aufgeben?

Nein, er tut es, um seine Lage zu verbessern, oft nur im dunklen Drang, oft in klarer Absicht. Der Schuh drückt und schmerzt, er weiß selbst oft nicht wo und wie, aber seine unartikulierten, unverstandenen Beschwerden lassen sich etwa in Folgendem zusammenfassen:

Auf dem Dorfe ist der Landarbeiter die unterste Stufe der Bevölkerung, er ist es jahraus, jahrein, Sonntag wie Alltag. Im Gefühl der Dienstbarkeit zieht er den Hut vor der Herrschaft, grüßt er den Inspektor; in ruhiger Würde blickt der Bauer auf ihn herab, derselbe, mit dem er eine Schulbank drückte, der damals vielleicht für einfältiger galt als er und der seither auch nichts dazu gelernt hat. In der Kirche haben die Herrschaft, die Pastor- und Lehrerfamilie ihren besonderen „Stand", die ersten Bänke nehmen die Bauersleute ein und das eben eingesegnete Bauernmädchen, das gestern noch mit aufs allgemeine Kinderchor gehörte, rauscht heute an der alten Tagelöhnermutter vorbei und zieht den Mund gar schief, wenn diese sich wegen Platzmangels in einen der vorderen Sitze drängen muß.

„Hübsch hinten, ihr Tagelöhner, immer hübsch hinten! Da gehört ihr hin!"

Derselbe schroffe Kastengeist drückt sich überall und fortwährend aus, bei Tanzvergnügen, Familienfesten, Schützenfesten, im Gasthausleben und in der Gemeindeverwaltung. Kein öffentliches Amt wird vom Tagelöhner bekleidet, keinem Verein gehört er an außer hier und da dem Kriegerverein, keine wesentliche Veränderung und Verbesserung ist weder für ihn noch für seine Kinder in Aussicht, wenn er sie dasselbe werden läßt, was er ist. Wenn er es zum mitarbeitenden Aufseher über die Anderen, zum Hofmeister oder Vorknecht bringt, so hat er das Äußerste erreicht, was sich erreichen läßt und das weiß er von vornherein. Der Lauf seines Lebens liegt gleich aufgezeichnet vor ihm, ängstlich warten die Eltern darauf, daß er eingesegnet werde, um mitverdienen zu können, dann kommen einige Jahre als Hofgänger oder Knecht, eine meist frühe Heirat, kleine Kinder, nun seinerseits ein ängstliches Warten auf ihr Heranwachsen, — dann fühlt auch er schon die eigenen Kräfte sinken, — er gehört bald zu den Alten, die mit einer Rente als Zugabe und, soweit sie sich nützlich machen können, ganz gern in der Familie gesehen werden, im übrigen zum alten Eisen rechnen, das besser aus dem Wege geräumt ist. Wie oft hört man: „Hei is all ult, veel kann hei nich mihr daun, da lohnt kein Doktern." So geht das Leben dahin, unter Arbeit, „Sorgen und Särgen," wie Frenssen sagt, unter dem stets gleichbleibenden Einerlei, — wie ermüdend das wirkt, das zeigt die gleichmütige, ja stumpfe Ergebung dem Tode gegenüber, die oft etwas schmerzlich Ergreifendes hat.

Auch unter stets gleicher Beobachtung bringt der Tagelöhner sein Dasein zu. Selbst das beliebte Wechseln und Herumziehen von einem Dorf zum andern ändert daran nichts. Jedermann kennt Jedermann, überall Bekannte und Verwandte, der Mann, der gesessen hat, die Frau, die in ihrer Jugend liederlich war, — sie werden ihre Vergangenheit nie wieder los. Denn jedes interessante Detail in dem Leben jedes Einzelnen bildet anregenden Gesprächsstoff weit in der Runde und nie wird das alles so gänzlich vergessen, daß es nicht gelegentlich wieder in Erinnerung gebracht würde, auch wenn Jahre und Jahrzehnte darüber hingingen und alles sich geändert hat, was damit zusammenhing.

Und nicht allein die eigenen Arbeits- und Standesgenossen sind gut orientiert, auch der Gutsherr, der Pastor usw. wissen genau Bescheid. Das ganze Verhalten des Tagelöhners ist einer strengen Kritik unterworfen, und wenn er bei der Arbeit nüchtern ist, sich aber Sonntags betrinkt, sich im Dienst fleißig und tüchtig zeigt, in seinen eigenen Verhältnissen aber nicht vorwärts kommt, so entgeht das dem Arbeitgeber nicht, und er bildet sich sein Urteil danach, das er natürlich weiter gibt, wenn die Gelegenheit es mit sich bringt. Überall Kontrolle, nie wird das Dienstverhältnis völlig abgeschüttelt.

Eine ganze Gedankenreihe erweckte mir neulich ein kleiner Vorgang. Im Hause eines außerordentlich wohlwollenden, allgemein beliebten Gutsbesitzers wartete ich auf einen Tagelöhner namens Böder, mit dem ich etwas zu besprechen hatte. Schritte auf der Treppe —, der Hausherr im Nebenzimmer öffnet die Tür nach dem Flur. „Wer ist da?“ — dann in jovialem Ton: „Ach Sie, Böder, — na, wie geht's Ihnen? Was bringen Sie Guts? Kommen Sie doch herein.“ — Fußtritte nebenan. — „Hier, — setzen Sie sich.“ Ich hatte erst aufstehen und auch in das Nebenzimmer gehen wollen, aber: „Das ist nicht der Böder, den ich erwarte,“ sagte ich mir ganz instinktiv.

Ich hatte recht, es war kein Tagelöhner, ein Bauer wars, der mit Sie angeredet, eilfertig ins Zimmer genötigt, nach seinem Ergehen befragt, zum Sitzen aufgefordert wurde. Der bloße Ton der Stimme sagte mir das.

Sogar auf der Lokalbahn und in der kleinen Stadt, die der Tagelöhner zu Besorgungen aufsucht, sind die Landarbeiter als solche bekannt, selbst wenn ihre Kleidung sie nicht auszeichnet, auch hier werden sie mit dem etwas geringschätzigen, patronisierenden Wohlwollen behandelt, das sich schon beim Sprechen in der Klangfarbe kundgibt.

Welch Unterschied im Leben des städtischen Arbeiters! Wenn in seinem vielleicht erbärmlichen Heim die ganze Woche gedarbt, wohl gar

gehungert wurde, so verläßt er es Sonntags — ein guter Familienvater mit den Seinen, im städtischen Aufputz, der alle gleich macht, nimmt seinen Platz ein neben dem Offizier, neben der eleganten Modedame, ohne sich dadurch im mindesten bedrückt zu fühlen, wird in der Destille genau so prompt bedient, wie jeder andere, — wie sollte er da nicht das Bewußtsein seiner Abhängigkeit, der Gedrücktheit seiner Lebenslage verlieren: „Hier bin ich Mensch, hier darf ichs sein!"

Es wird oft ausgesprochen: Auf dem Lande habe das einstige patriarchalische Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter ein Ende, es sei unwiederbringlich für alle Zeiten dahin.

Das ist nur teilweise wahr.

Übrig geblieben ist alles Drückende des engen Zusammenlebens, des familienhaften Verbandes, die Fesseln, die Belästigungen, die Demütigungen. Die Äquivalente dafür aber fehlen mehr und mehr, und hierin liegt es, daß das Leben auf dem Lande so unbefriedigend wirkt.

Hier muß wieder eingesetzt werden, hier sind Versäumnisse nachzuholen und neue Werte zu schaffen.

Also fort mit der verhängnisvollen, bequemen Autosuggestion der Besitzer: „Da ist nichts mehr zu machen."

Immer, so lange es Menschen gibt, werden sie dazu neigen, sich in Gruppen zusammen zu tun, um bald ein kriegerisches, bald ein friedliches Schutz- und Trutzbündnis mit einander zu schließen, immer wird das *wahrhaft* Familienhafte seine hohe Anziehungskraft, — ja, die höchste Anziehungskraft behalten. Man hat es, als Neuerungen und Schwierigkeiten eintraten, zu leichten Kaufs aufgegeben und erst wenn es in zeitgemäßen Formen wieder hergestellt ist, werden die Verhältnisse auf dem Lande für die abhängigen Arbeiter erfreulich werden.

Diesen Stand zu heben, ihm ein bescheidenes *Standes*bewußtsein zu verleihen, des Einzelnen *Selbst*bewußtsein zu erhöhen, die ganze Lebenshaltung in Wohnung, Kleidung, Nahrung, Vergnügen, Bildung zu bessern, muß vom Arbeitgeber nicht nur nicht verhindert, sondern angestrebt werden.

Leider ist oft das Gegenteil der Fall.

Die nähmen noch mehr Lohn und dabei haben sie schon Geld auf der Sparkasse. — Was wollen die mit einem Sofa! — Was brauchen die einen Kinderwagen! — So was fiel den Leuten früher gar nicht ein!, das sind Redewendungen, die man oft hört.

Unsern Ahnen fiel auch manches „nicht ein," was uns jetzt unentbehrlich scheint. Es ist das gute Recht aller Stände, höher zu streben, der vierte Stand aber, als der besitzloseste, hat das meiste Recht dazu.

Daß dies Recht in seinem vollen Umfang anerkannt wird, ist die erste Grundlage zu einem neuen, ersprießlichen Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter auf dem Lande.

Die Anerkennung der daraus erwachsenden Pflichten, die mannigfaltigsten Fürsorgebestrebungen und Wohlfahrtseinrichtungen ergeben sich bei wohlmeinenden Arbeitgebern dann von selbst.

Doch davon sind wir noch weit entfernt.

Unter den 926 persönlichen Mitgliedern, welche der „Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege" (Heinrich Sohnrey) zählt, sind nur 202 Landwirte, — ich weiß nicht wie viel Großgrundbesitzer. — Zur diesjährigen Hauptversammlung des Vereins waren 304 Teilnehmer erschienen, darunter Lehrer, Beamte, Juristen, Buchhändler usw. und 52 Landwirte, von welchen etwa die Hälfte Großgrundbesitzer.

Lokale Bauernvereine, von Großgrundbesitzern gegründet und geleitet, sind eine häufige Erscheinung. Die Gemeinsamkeit der Interessen, die hervorzuheben schon mit Rücksicht auf die Wahlen zweckmäßig ist, wird hier gepflegt. Nie aber hört man, daß ein Besitzer etwa einem „Landarbeiter-Verein" oder etwas dem Ähnlichen angehöre, nie wird einer gegründet oder an seine Gründung gedacht. Und doch — sollten nicht auch hier gemeinsame Interessen verbindend wirken können? Hat es nicht etwas Kränkendes für den „gemeinen Mann," daß sein Arbeitgeber es nicht für wert hält, auch mit ihm einige dienstfreie Stunden zuzubringen, sondern sie lieber den Bauern widmet, die ihm verhältnismäßig fern stehen sollten?

Die landwirtschaftlichen Vereine, die nach Hunderten zählen, führen die Großgrundbesitzer, Administratoren usw. zusammen. An der Hand eines Programms werden durch Vorträge und Debatten Berufsfragen aller Art, Getreidebau und Viehzucht, Neuerungen, Erfindungen, Technisches, Theorie und Praxis erörtert. Die Landarbeiter und ihre Behandlung spielen dabei gar keine oder eine verschwindend kleine Rolle. Vorträge etwa des Inhalts: „Was können wir tun, um unsern Arbeitern die nötigen Zerstreuungen und würdigen Vergnügungen zu schaffen?" oder: „Wie kann der Arbeitgeber auf Gesittung und Gesinnung der ländlichen Jugend einwirken?" halte ich in unsern landwirtschaftlichen Vereinen, so weit ich sie kenne, für ausgeschlossen.

Eine ungeheure Rückständigkeit tritt in der Absetzung dieser Fragen aus dem Bereich der allgemeinen Berufsinteressen zu Tage.

Rein materialistisch aufgefaßt ist ein kräftiger, denkfähiger, seßhafter, zufriedener Arbeiter dem Arbeitgeber doch nützlicher als einer, der diese Eigenschaften in geringerem Maße besitzt, ebenso wie das zugkräftige Arbeitspferd in gesunder Stallung gewinnbringender ist wie ein minderwertiges. Der Fabrikbesitzer vermag vielleicht aus dem Angebot der Arbeitskräfte das zu wählen, was ihm am vorteilhaftesten erscheint, der Landbesitzer aber ist durch den bekannten Leutemangel gezwungen, zu nehmen was kommt, und darum scheint es für ihn doppelt geboten, daß er sein Arbeitermaterial mit aller Kraft zu heben, zu verbessern sucht.

Und das kann er sehr wohl; da stehen noch zahllose Wege offen, deren Betretung viel und warm empfohlen wird und die im allgemeinen doch unbenutzt bleiben.

Ja, man kann sagen: Auf dem großen sozialen Arbeitsgebiet Deutschlands ist kein Feld so wenig bebaut und bietet keins zugleich die Möglichkeit so lockender, lohnender und freudebringender Tätigkeit, wie die Wohlfahrtspflege auf dem Lande.

Wie viele Dorfbewohner gibt es noch, an die kein geistiges Interesse außerhalb des religiösen, kein edles, anregendes Vergnügen, keine Ahnung eines Kunstgenusses, keine Gelegenheit der Fortbildung über den dürftigen Massenunterricht der einklassigen Schule hinaus herantreten, so lange er lebt! Und doch fängt auch im schwerfälligen hinterpommerschen Hofgänger, im schweigsamen ostpreußischen Scharwerker, im einfältigen mecklenburgischen Tagelöhner der moderne Mensch an sich zu regen, dem der fast tierisch stumpfe Wechsel zwischen mehr oder minder auskömmlichem Broterwerb und mehr oder minder befriedigendem Familienleben nicht mehr genügt. Die wenigen Gebildeten auf den Dörfern haben deshalb die unabweisbare Pflicht, das Empfangene weiterzugeben, mit jeder Gabe, jedem Talent zu wuchern, die Träger des gesamten geistigen Lebens in ihrem Bereich zu sein.

Unter den Landgeistlichen fassen verhältnismäßig wenige ihren Beruf in diesem weitherzigen Sinne auf, immerhin sind Hunderte bei der Verwaltung von Darlehnskassen, an Gemeindeabenden, in Jünglings-, Jungfrauen-, Gesangvereinen usw. tätig. Die Zahl aber der ähnlich gemeinnützig, in erster Linie für ihre Arbeiter wirkenden Gutsbesitzer ist so verschwindend gering, daß man nur von Ausnahmen von der Regel sprechen kann. Es bedarf jedoch gemeinsamer Arbeit, des Zusammenschlusses aller Gebildeten auf dem Lande, mehr wie sonst irgendwo. Auch die weiblichen Kräfte müssen in ganz anderem Umfang in den Dienst der Allgemeinheit treten.

Ich weiß nicht, ob Prof. Zimmers Plan: die Ausbildung von Landpflegerinnen, sich schon in nennenswerter Weise verwirklichte, ob gebildete Frauen und Mädchen sich diesem Beruf bereits widmen. Es wäre dringend zu wünschen, denn noch auf Jahrzehnte hinaus wird der Bedarf an Landpflegerinnen kaum zu decken sein, die in sachgemäßem Verfahren den Kranken und Siechen Hilfe leisten, Kinder hüten und pflegen, die Frauen wirtschaftlich unterweisen zu Hausindustrieen, Gartenpflege, Geflügelzucht anleiten, Ausbildungskurse verschiedener Art einrichten, zu edler Geselligkeit anregen und in noch vielen anderen Richtungen tätig sind.

Das Dasein im öden Häusergewirr der Stadt, herausgerissen aus dem belebenden Zusammenhang mit der freien herrlichen Gottesschöpfung draußen wird auch im besten Fall etwas ermüdendes, naturwidriges, gezwungenes behalten.

Vom Landleben aber sagt Gustav Freytag wahr und schön: Alles, was den Menschen stark und gesund macht, das ist dem Landwirt zu teil geworden. Ihm stählt die reine Gottesluft die Muskeln des Leibes, ihm zwingt die uralte Ordnung der Natur auch die Gedanken zu geordnetem Lauf. Er ist der Priester, welcher Beständigkeit, Zucht und Sitte, die ersten Tugenden eines Volkes, zu hüten hat. Wenn andere nützliche Tätigkeiten veralten, die seine ist so ewig wie das Leben der Erde; wenn andere Arbeiten den Menschen in enge Mauern einschließen, in die Tiefen der Erde, oder zwischen die Holzplanken eines Schiffes — sein Blick hat nur zwei Grenzen, oben den blauen Himmel, unten den festen Grund. Ihm wird die höchste Freude des Schaffens, denn was sein Befehl von der Natur fordert, Pflanze und Tier, das wächst unter seiner Hand zum eignen frohen Leben auf: die tägliche Arbeit ist sein Genuß und in diesem Genuß wächst seine Kraft.

Auf dieser Grundlage gesunder Lebensbedingungen, deren köstlicher Früchte auch der teilhaftig werden kann, der eine fremde Scholle bebaut, lassen sich trotz des einschränkenden Rahmens irdischer Unzulänglichkeiten bescheidene Idealexistenzen schaffen, durch den Ring gemeinsamer Interessen und froh verlebter Mußestunden, gemeinsamen Vorwärtsstrebens zu einem harmonischen Ganzen vereint, in dessen Dienst jeder freudig seine Kräfte stellt.

Ist dies der Grundton der Gesinnung, so werden sich die einzelnen Stimmführungen bald von selbst finden. Neue Bahnen werden sich öffnen, ungeahnte Gaben hervortreten in beglückendem Wettbewerb. Es heißt nur die Brücken betreten, die den Menschen mit dem Menschen verbinden, dann tritt die Wandlung ein; der enge äußere Zusammenhang

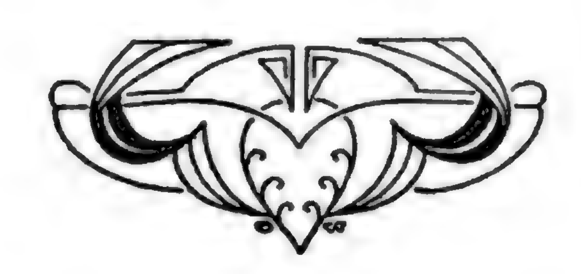
verliert das drückende, er wird zum segensreichen Halt, die genaue Kenntnis der gegenseitigen Lebensumstände macht es leicht, den Hebel recht einzusetzen, um sie günstig zu gestalten, der kleine Kreis, auf den wir uns zu beschränken haben, ermöglicht es, unsere kurz gesteckten Ziele auch wirklich zu erreichen.

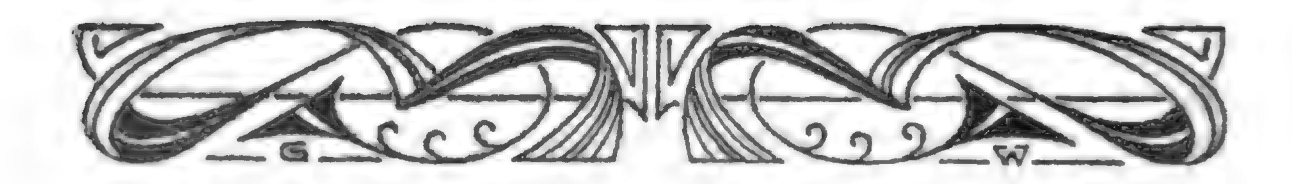
Für die Großgrundbesitzer bleibt die Lage nach wie vor ernst. Nur eine befriedigende Lösung der Arbeiterfrage kann ihnen die Zukunft sichern, findet sich diese Lösung nicht, so geht die Zeitwoge erbarmungslos über den Großgrundbesitz hinweg, zum schweren Schaden für unser Volksleben. Denn mit diesem Stand verschwindet historisch Gewordenes, das auf lange unersetzbar bleibt.

Möchten uns aus der großen Zahl der wohlwollenden, ernst denkenden Gutsherren organisatorische Persönlichkeiten erwachsen, nicht „Konservative, die sich nur selbst konservieren wollen" (Adolf v. Thadden-Triglaff), sondern erhaltende Neuerer, kraftvolle Söhne einer andern, viel fordernden Zeit.

Suchen sie die ungeheure Bevorzugung vor Hunderttausenden, das hohe genußreiche Glück auf eigenem Grund und Boden, Könige in ihrem Reich zu sein, durch rastlose hingebende Tätigkeit für ihre Untergebenen zu verdienen, so wird sich auch das Wort bewahrheiten, das Moltke an seinen Kreisauer Gutsinspektor geschrieben:

„In gegenwärtiger Zeit muß es jedem Gutsbesitzer darum zu tun sein, die Arbeitskräfte zu erhalten, die Arbeiter seßhaft zu machen und die Leute für den Wirtschaftsbetrieb zu interessieren; geschieht etwas für das Wohlergehen der Leute, so kann man nicht fehlen, sie an die Heimat zu fesseln; — sie muß ihnen nur lieb und wert gemacht werden."





Höhere Schulen und öffentliche Stimmung sonst und jetzt.*)

Von

Wilhelm Münch.

Es ist nicht gesagt, daß da, wo die lautesten Klagen ertönen, das meiste Leid sei, oder die größten Mißstände dort, wo man die reichlichsten Beschwerden erhebt. Das gilt für menschliche Gemeinschaften wie für einzelne Menschen. Es gibt Zeiten, die mit sich selbst zufrieden erscheinen, oder mindestens gab es solche Zeiten, nicht etwa nur kurze Unterbrechungen von Kampf und Klage, sondern lang sich dehnende Perioden. Sie waren darum nicht die zweifellos bevorzugten. Vielleicht war nur das Bewußtsein weniger wach für die wirklichen Gebrechen und Nöte; man war gestimmt, den gegebenen Zustand hinzunehmen: es regte sich weniger individuelles Fühlen gegenüber der allgemeinen Strömung des Lebens; oder es war weniger lebendige Strömung vorhanden als innerer Stillstand. Wir jedenfalls, die so viel später Lebenden und so viel bequemer das Vergangene Überblickenden, wir wüßten endlos viel zu sagen, was auch damals die Menschen hätten vermissen können, was sie hätten anfechten und was erstreiten sollen. Und zu anderen Zeiten schwirren unaufhörlich die Stimmen durch einander über das, was in der Gegenwart ganz und gar vom Übel sei, verkehrt und verdorben, unheilvoll oder unerträglich — ohne daß darum die Rechnung über Soll und Haben, über Gebrechen und Werte gerade dieser Zeit im ganzen Ungünstiges zu ergeben brauchte, ohne daß zu erwarten wäre, es werde ein Geschichtschreiber in ferner Zukunft diese Periode in düsterer Farbe schildern. Man mag sagen: eine solche Zeit ist eben zu hellerem Bewußtsein ihrer selbst gelangt, und mag das in Zusammenhang bringen mit einem Zustand größerer Reife in der Gesamtentwicklung. Oder auch: die Generation ist dahin gelangt, sich bestimmter über sich selbst, ihre Lage und ihre Bedürfnisse Rechenschaft zu geben. Und vielleicht kann

*) Bruchstück einer demnächst im Verlage gegenwärtiger Zeitschrift erscheinenden Schrift: „Eltern, Lehrer und Schulen in der Gegenwart."

dann gerade, wenn eine gewisse Freiheit von der gemeinsten, schwersten, äußeren Not eingetreten ist, wenn es, ganz oberflächlich angesehen, den Zeitgenossen wohl geht, kann dann erst das Gefühl für innere Gebrechen und Bedürfnisse recht lebendig werden.

Aber doch wechseln auch unabhängig von solchen Verhältnissen Perioden einer vorherrschenden Zufriedenheit mit sich selbst und solche der bitteren Selbstkritik. Und ganz wohl mag der lauteste Jubel über den Geist und die Errungenschaften der gegenwärtigen Zeit zusammenschallen mit den bangsten Klagen. Da ist denn am Ende nur ein erhöhter Reizzustand, ein empfindlicheres Nervenleben im Spiel? Hinzu kommt doch noch, wenn wir eben an unsere Gegenwart denken, von der das Gesagte zweifellos besonders gilt, daß die rasche Folge tiefgreifender Veränderungen des äußeren Kulturlebens eine Fülle neuer Fragen fast auf einmal hat hervorgehen lassen und an altgewohnten Einrichtungen und Verhältnissen solche Seiten hat fühlbar werden lassen, die ehedem sich dem Blick nicht darboten. Neben alledem spielt indessen auch etwas wie Zufall seine Rolle. Ein zunächst nur in diesem oder jenem Individuum erwachendes Gefühl, beredt zum Ausdruck gebracht, zündet in anderen, überträgt sich, weckt auch lautes Echo; und ein lange nur schwach empfundener Druck kann das Gefühl des Unerträglichen bringen, wenn die Aufmerksamkeit stark darauf gerichtet wird. Eine nur still und dunkel geahnte Unvollkommenheit kann sich rasch als tiefe Verkehrtheit vor das Auge stellen, wenn die Gedanken oft dazu zurückgekehrt sind, oft vielleicht von außen her dahin gelenkt wurden, und wenn die Gesamtstimmung keine glückliche ist. Und noch ein Ferneres kommt hinzu: es kann in der Zeit ein besonderer Drang liegen, die alten Dinge gewissermaßen mit neuen Augen zu sehen, Gesichtspunkte aufzufinden, die noch nicht eingenommen worden sind, Wege zu eröffnen, die noch nicht beschritten wurden, Ausblicke zu tun in neue Weiten, und darum auch Übelstände aufzudecken, die nie als solche galten. Es kann ein so stürmisches Voranstreben auf den verschiedensten Gebieten der äußeren Kultur da sein, daß auch das Innere der Menschen sich beständig fortgerissen fühlt, daß man nichts stärker fürchtet, als irgendwo hinter dem Tempo der Zeit zurückzubleiben.

Klagen über den Zustand unserer höheren Schulen gehören gegenwärtig zu den allgemeinsten. Wie sind sie zu verstehen, zu beurteilen? Seit es Schulen gibt, Schulen auch der einfachsten Konstruktion, darin bestehend, daß ein Lehrer eine Anzahl Kinder verschiedener Familien irgendwo gemeinsam unterrichtet, haben die Äußerungen der Unzufriedenheit auf beiden Seiten,

der Eltern über den Lehrer und des Lehrers über die Eltern nicht gefehlt. Dies ist nicht etwa bloße Wahrscheinlichkeit, nicht bloß erschlossen aus der Analogie der Bedingungen: es ist z. B. aus dem griechischen Altertum uns bestimmt genug bezeugt. Daß die Eltern der einzelnen für ihre Sprößlinge eine praktisch unmögliche Rücksicht verlangen und eine unzulässige Nachsicht, daß sie regelmäßig für diese Partei nehmen gegenüber den Maßnahmen des Lehrers (nebenbei auch, daß sie für die mühselige Arbeit des letzteren nur möglichst kümmerlich zahlen wollen und bei beliebigem Anlaß ihre Kinder ihm entziehen, um es bei einem seiner Konkurrenten zu versuchen), diese Beschwerden der alten Schulmeister können uns nicht überraschen. Und welches die Beschwerden der Eltern ihnen gegenüber gewesen sind, ist daraus schon mit zu entnehmen. Durchaus nicht im Vordergrunde steht dabei eine, die nach unserm Gefühl leicht die lauteste hätte sein können: nämlich über die vom Lehrer ausgeteilten Schläge. Etwa weil sie nicht vorkamen, weil das von der edlen Bildung und hohen Humanität des Griechenvolkes überhaupt weit ablag? Sie galten im Gegenteil für ein innerhalb der Jugenderziehung unentbehrliches und im Schulbetrieb selbstverständliches Mittel, nicht bloß bei den rauhen Spartanern oder den rückständigen Böotiern, sondern auch im feinen Kulturland der Athener. Man dachte über diesen Punkt offenbar so, wie auch heute bei uns das Volk noch denkt: die Jugend müsse bestimmt in Schranken gehalten werden, ihren Unarten müsse gewehrt werden, und dazu sei etwas körperliche Züchtigung das beste Mittel; werde sie über Gebühr reichlich erteilt, so sei weiter doch kein Recht verletzt, und der Erfolg desto wahrscheinlicher. Man war weiterhin, wenn es mehr als den elementaren Unterricht galt, auch sehr darauf bedacht, diejenigen Lehrer ausfindig zu machen, die am tiefsten in Weisheit und Wissen einführten, und es entstand mit der Zeit ein Verhältnis etwa wie bei uns gegenwärtig zwischen den gewöhnlichen und den berühmten Ärzten und dem Publikum: den berühmten eilte man zu, aber um doch zugleich über die anschwellende Höhe ihrer Honorarforderung zu schelten — wofern man sich nicht als Protz etwas darauf zu gute tat, so hohe Beträge zu spenden. Öffentliche Einrichtung, mit fest normiertem Einkommen der Lehrer, wurden höhere Schulen erst während des römischen Kaisertums.

Wenn im Mittelalter bekanntlich so ziemlich alles Schulwesen Sache der Kirche war, der Klöster zuerst und dann auch städtischer Pfarreien, so ergab sich daraus ja eine ganz andere Grundlage für das Verhältnis der Eltern zu den Unterrichtenden. Diese wurden als

die großen Wohltäter empfunden; was sie an der Jugend taten, war frommes Werk; in Demut blickte die Laienwelt zu ihnen auf. Über den Inhalt des Unterrichts eine Ansicht sich zu bilden fiel niemanden ein; er war mit der kirchlichen Kultur selbst gegeben, er genoß das Ansehen unbedingten Wertes, so ärmlich, kümmerlich und in gewissem Sinne unfruchtbar er auch nach unseren Begriffen war; und gar die Methode, auch ihrerseits höchst primitiv und psychologisch anfechtbar, blieb selbstverständlich von aller Kritik der Draußenstehenden unberührt. Was aber die Disziplin betrifft, so lag zwar den Klosterleuten und sonstigen Klerikern ein freundliches Verhalten gegen ihre jungen Zöglinge großenteils nicht fern: vielleicht war das die Art, wie sie das Leben lieben durften, wie sie ewig menschlichen Gefühlen ohne Verletzung ihrer Gelübde Raum gönnen durften; und von einigen der besten wissen wir, wieviel Freude sie gerade an der lehrenden Tätigkeit ihr Leben lang fanden, wie sie ein Maß von Fröhlichkeit der Jugend um sich her doch gestatteten und wie viel Anhänglichkeit diese Jugend ihnen dauernd bewies. Aber das alles schloß nicht aus, daß die Rute eine stetig große Rolle spielte; unser Begriff der Inhumanität konnte nicht aufkommen in einer Zeit, wo das natürlich Menschliche das schlechthin Sündhafte war und Askese, Abtötung des Fleisches, ein Verdienst. Übrigens waren ja auch die meisten Zöglinge selber für den geistlichen Beruf vorausbestimmt. Denn auch von Rechten der jugendlichen Individuen gegenüber dem Willen der Eltern lag nichts im Bewußtsein der Zeit: wurden doch die Söhne im frühen Kindesalter durch diesen elterlichen Willen endgültig für Kirche und Kloster bestimmt, als eine Art Opfer, das die Eltern aus ihrem Eigentum dem Himmel brachten. Und pries man doch zugleich diejenigen glücklich, die durch geweihtes Wissen zu einer höheren Stufe des Daseins aufstiegen.

Denn eine derartige Hochschätzung gelehrten Wissens überhaupt (und als solches erschien auch schon ein für unsere Begriffe sehr elementares) erfüllte die Menschen dieser Zeit und dieser neuen Nationen, in denen man gewissermaßen in kindlicher Unbewußtheit hingelebt und nun eine Ahnung gewonnen hatte von der möglichen Bedeutung geistigen Lebens. Aber man unterschied darum noch nicht zwischen übermitteltem Wissen und wirklichem Erkennen, oder zwischen wertvollem, belebendem und unfruchtbar zierendem Wissen. Alles Schulwissen verlieh eine Art von Adel, und daß es durch viel Schmerzen hindurch erworben ward, machte niemanden irre. Am schwersten hatten es wohl die Fürstenkinder oder die sonstigen Sprößlinge der Vornehmsten, denen ein breiter Umfang von

Wissen neben dem fürstlich-ritterlichen Können zugemutet ward. Eins mochte immerhin der Jugend jener Zeit über alle Ungunst der allzu naiven Unterrichtsmethode verhältnismäßig hinweghelfen: das Gedächtnis der Menschen, die bisher ein freies Naturleben geführt haben, erweist sich, wenn es nun einmal für ernstere, zusammenhängende Arbeit in Anspruch genommen wird, überraschend (für uns überraschend) leistungsfähig; man kann diese Beobachtuug auch gelegentlich innerhalb unserer Kulturverhältnisse noch machen. Dort handelte es sich um eine ererbte, noch unverbrauchte Nervenkraft, die wohl etwas wie Überbürdung mit Lernen nicht so leicht entstehen ließ.

Diesen Eindruck erhält man namentlich von der das Mittelalter ablösenden Zeit des Humanismus. Hier hat zunächst das Wissen der Wissenden selbst an Umfang und belebendem Inhalt außerordentlich gewonnen, und die humanistisch Gebildeten galten als die Oberschicht unter den Menschen jener Zeit; damals galt es als selbstverständlich, daß der Gelehrte „mit dem König gehe", und die Könige und Prinzen waren ihrerseits kaum auf etwas emsiger bedacht, als an dem vornehmen Wissen möglichsten Anteil zu haben. Kaum begreiflich ist es für uns, welches Maß von Zeit und Kraft von den für die Studien Gewonnenen und Begeisterten auf dieselben verwendet wurde, wie viel Stunden des Tages und der Nacht man studierend zubrachte, welche Fülle fremdsprachlicher Autoren man wieder und wieder durcharbeitete, wie viel Stoff man oft in jungen Jahren mit glänzender Sicherheit beherrschte. Und wie es die Freude der geistig Führenden war, möglichst viel jungen Nachwuchs in ihre Studien hineinzuziehen, so drängten sich die Söhne des Volkes, wirklich vielfach auch aus der bescheidensten sozialen Schicht, herbei; es war kein Schimpf, auch verhältnismäßig alt die Schulbank zu drücken, es war Vorzug, Ehre, Glück und tiefste Befriedigung, an dem stolzen humanistischen Wissen (oder auch Können, das aber dort doch nur ein in Fluß gebrachtes Wissen war) lernend teilnehmen zu dürfen. Es war denn allerdings auch die Zeit weitgehender Verleugnung der Rechte der Natur, die Zeit des endlosen Hinhockens über den Büchern, nebst obligater Verachtung der sonstigen Beschäftigungen. Aber rührend ist es, mit welchen Mühen und Opfern, mit welcher Sehnsucht und Ausdauer damals die neue Bildung gesucht ward, wie man weithin durch das Land pilgerte, um irgendwo die rechte Schule, d. h. den rechten Lehrmeister und das heißt wiederum wesentlich den möglichst viel Wissenden zu finden, glücklich über jedes erhebliche Maß von auszeichnendem Wissen, das man für seine Person erreichte. Und dabei war es doch großenteils nur ein

Wortwissen oder ein Wissen um Ausdrucksformen oder um die Gedanken einer weit zurückliegenden Kulturperiode, was so zufrieden, so hingebungsvoll ausdauernd, so stolz und glücklich machte.

Nur allmählich — nachdem denn doch der Lehrbetrieb über die Maßen trocken und öde geworden und bei den meisten Lernenden das Mißverhältnis zwischen aufgewandter Zeit und lebendigem Ergebnis ein fast ungeheures geworden war — wurden kritische Stimmen laut, zunächst sehr vereinzelt, aber dann auch weiterhin Widerhall findend. Da kam es denn auch wohl schon zu leidenschaftlichem Schelten auf die Schulen und ihre Methoden und ihren Lehrstoff, und es tauchte hier und da die Anschauung auf, man müsse durch geschickte methodische Erfindung das zum leichten Spiel machen können, was so schwere Mühe und Bürde war. Neben der Auffindung von allerlei Geheimmitteln des Lebens und Geheimnissen der Natur ward nun im 17. Jahrhundert auch diejenige von unfehlbar wirkenden Lehrmethoden das Lebensziel etlicher Zeitgenossen, und es wurde darauf viel ehrlicher — zum Teil auch leidenschaftlicher und mitunter etwas charlatanistischer — Eifer verwandt. Aber es waren doch immer nur besondere, unabhängige Denker, die am Wert des Üblichen irre geworden waren. Weitere Kreise wurden für die Schulfrage erst interessiert, als die vornehme Welt sich, zum teil in bewunderndem Blick auf ausländische Lebensformen, eine weltmännische Bildung wünschte, statt der üblichen schulmäßigen. Nun fragte man achselzuckend, was denn dem für die Welt bestimmten jungen Manne der unpraktische, nicht zu fruktifizierende Lehr-Inhalt der Lateinschule solle, und forderte für ihn modernes Sprachkönnen, Bekanntschaft mit der gegenwärtigen Kultur, praktische Mathematik, Länderkunde, Kenntnis der Politik, ritterliche Übungen, Konversationsfähigkeit, feine Manieren, und auch gewisse Wissenschaften, deren Pflege zu den noblen Passionen zählte. Das alles bildete nun den Lehrplan der sogenannten Ritterakademien und verwandter Anstalten. Aber weder haben diese Schulen, die im Inneren an Flüchtigkeit des Betriebs, Zusammenhangslosigkeit der Bildungsstoffe, äußerlicher Zielsetzung krankten, ein rechtes äußeres Gedeihen gehabt, noch hätten sie für ein großes Bruchteil der nationalen Jugend Bedeutung gewinnen können. Und wenn von ihrem reicheren Lehrplan immerhin die gewöhnlichen höheren Schulen allmählich etwas annahmen, in ihnen blieb doch auch durch den größten Teil des achtzehnten Jahrhunderts vieles, was wir als unerträglich rückständig empfinden müßten, und zwar abgesehen vom Unterrichtsbetrieb meist elende äußere Ausstattung, mit Räumen wie mit Lehrmitteln, auch reichliche und vielfach psychologisch ungerechtfertigte

Strafen. Die Elternwelt aber nahm daran im allgemeinen keinen Anstoß. Die Zucht in den Familien ruhte ja nicht minder als die der Schulen auf der Überzeugung von der Verderbtheit der menschlichen Natur, mindestens von der Notwendigkeit einer steten energischen Gegenwirkung gegen die natürliche Art der Jugend, von der Verdienstlichkeit reichlicher Züchtigung. Nur in gewissen Ständen neigte man im Gegensatz dazu zur Verzärtelung, aber in ihnen ließ man sich auch mit öffentlichen Schulen meist gar nicht ein: die Hauslehrer oder Hofmeister waren als Domestiken ersten Ranges abhängig genug von den jeweiligen Wünschen und Ideen der Eltern. Was jedoch die öffentlichen Schulen betrifft, so ward offenbar etwaige gelegentliche Verstimmung ihnen gegenüber überwogen durch das Ansehen, das Gelehrsamkeit genoß und verlieh, und allerlei Einengung und Kümmerlichkeit des Lebens galt als selbstverständliche Eigentümlichkeit dieses Erdendaseins. Daß Schulräume eng und öde oder kahl und unwohnlich seien, ward als so natürlich hingenommen wie bei Armenhäusern, Gefängnissen, Klöstern: und das auch nicht zufällig, denn in Klöstern waren die ersten Schulen des Mittelalters eingerichtet worden, und wenn sie sich statt dessen auch am fürstlichen Hoflager fanden oder bei bischöflichen Kathedralen, so waren sie selbstverständlich immer irgendwo in Nebenräumen untergebracht — wie übrigens auch lange Zeit irgend ein scheunenartiger oder sonst kümmerlicher Raum für die Vorlesungen einer Hochschule als völlig befriedigend betrachtet wurde.

In geistlichen Händen war ja aber ein großer Teil des höheren Unterrichts alle die Jahrhunderte hindurch geblieben, auch nach der Reformation, oder wieder in geistliche Hände gelangt: die Tätigkeit namentlich des Jesuitenordens nach dieser Seite ist allbekannt. Und wie viel wir heute von unserem Standpunkt aus an dem einst hochgepriesenen didaktisch-pädagogischen Verfahren der Jesuitenschulen auszusetzen haben, wie bestimmt wir ihnen Mechanisierung und jedenfalls das Gegenteil von frei anregender Entwicklung der Geister vorwerfen (um von ihren für die Charakterbildung höchst bedenklichen Mitteln gar nicht zu reden): das Vertrauen in ihre sichere erzieherische Weisheit und die Unanfechtbarkeit aller ihrer Einrichtungen war in weiten Landen und bei einer umfassenden vornehmen Elternschaft unbedingt. Auch daß diese geistlichen Erzieher die ihnen übergebenen Zöglinge möglichst gar nicht aus ihren Händen ließen und deshalb ihnen lange Zeit überhaupt keine Ferien bewilligten oder doch nur allmählich und spärlich die Berührung mit ihren Familien gestatteten, nahm man als überlegene

Weisheit und gute Lebensordnung hin, wie übrigens eine ähnliche Ablehnung der Ferien auch in Schulen von viel freierem Geist stattfand, weil man da von dem Werte konsequenter Denkbildung, von dem Vorteil ununterbrochener Lehre zu sehr überzeugt war. Welcher ungeheure Protest würde sich heute gegen eine solche Anschauung und Einrichtung erheben!

Nun war ja freilich zwischendurch die leidenschaftlich erhobene Stimme Rousseaus erschollen. Aber wenn seine Ideen wirklich so durchführbar gewesen wären, wie sie auf viele Zeitgenossen faszinierend wirkten: Vorschläge von so radikalem Charakter vermöchten sich niemals dem Bestehenden gegenüber mit einem Male durchzusetzen. Immerhin hat gerade auf Deutschland und seine Schulen (im Unterschied von Frankreich) Rousseaus Geist, mehr allmählich und mittelbar, erhebliche Wirkung getan; und zunächst spürte man ihn in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts an den von Basedow und seinen Gesinnungsgenossen errichteten sogen. Philantropinen, in Dessau und anderswo. Die Gründer dieser Erziehungsanstalten haben in der Tat gegen das ganze bestehende Schulwesen und Schulleben so leidenschaftlich bittere Anklagen erhoben und so schöne Hoffnungen geweckt, wie sie in der Gegenwart kaum überboten werden. Das mühselige Lernen all der vergangenen Zeiten soll nun sich in ein spielendes verwandeln, Methoden sollen zur Anwendung kommen, durch die in kürzester Zeit die gleichen Ziele erreicht werden wie bisher kaum in sehr langer, all das peinliche gedächtnismäßige Einprägen soll aufhören und die denkende Erfassung an die Stelle treten, statt des einseitig vorwiegenden Sprachlernens soll ein mannigfaltiges Sachlernen getrieben werden, statt des nur überlieferungsgemäß Wertvollen allerlei unleugbar Nützliches, zu dem Lernen überhaupt soll reichliches Spiel ein Gegengewicht oder eine Ergänzung bilden, aber Spiel und Lernen sollen auch vielfach zusammenfallen, körperliche Übungen erhalten ihr Recht im Lehr- und Erziehungsplan, heitere Gemütsstimmung soll durch das gesamte Schulleben erweckt und gesichert werden, die persönlichen Beziehungen zwischen Erziehern und Zöglingen sollen durchaus freundliche bleiben, Strafen fast entbehrlich werden, und statt ihrer wesentlich nur Lob und Auszeichnung zur Anwendung kommen. Erkennt man nicht in diesen Programmen ungefähr alle die Forderungen wieder, die gegenwärtig an allerlei Stellen erhoben zu werden pflegen? In der Tat, ohne daß man heute viel von jenen Anschauungen der „Philanthropen“ Kenntnis genommen oder behalten hätte, ist man weithin wieder bei ihren Wünschen angelangt. Und allerdings fanden diese damals

den Beifall einer Anzahl der selbständigsten Geister; aber die Zahl derjenigen, die den neuen Erziehungsanstalten ihre Kinder übergaben, blieb ganz gering, und die auf ihr System gesetzten Hoffnungen verwirklichten sich im ganzen durchaus nicht. Die so erfreulich abkürzende Methode führte zu keinem rechten Ergebnis, das Vielerlei tat keine recht bildende Wirkung, der spielerische Charakter des Lernens erzeugte keinen rechten Ernst und auch die Verwendung von allerlei äußerlichen Auszeichnungen konnte der wirklichen Charakterbildung nicht dienlich sein. Pflicht ist doch schon für die Jugend ein heilsameres Wort als Ehre und Ehrenzeichen. Das schließt nicht aus, daß den Philanthropen doch teilweise richtige Ziele vorschwebten und daß von ihren Grundsätzen manches immerhin wirksam blieb.

Wieder ward dann die gebildete Welt auf das lebendigste angeregt durch das Hervortreten der eigentümlichen, zugleich so einfachen und so tiefen Persönlichkeit Pestalozzis; wieder hatte man weithin das Gefühl, daß nun erst Erziehung verwirklicht werden solle, die diesen Namen verdiene, bei der rechtes Verständnis der jugendlichen Entwicklungsfähigkeit mit praktischem Sinn und voller Humanität zusammengehe. Trotz der Unvollkommenheit der damaligen Verkehrsmittel war der Name des edlen Schweizers sogleich in den ersten Jahren seines Auftretens in allen europäischen Ländern bekannt und gefeiert: man hatte das Gefühl, daß nun ein neuer Tag aufgehe. Die Stimme schöner Hoffnung eben war es, die in den Herzen sprach, nicht die des Ärgers und der Ungeduld und der fressenden Unzufriedenheit, wie heutigen Tages. Und während diesem großen Volks- und Jugendfreund, der wirklich nach innen, auf Geist und Stimmung der öffentlichen Erzieher, tiefe Wirkung getan hat, eine lange Reihe eifriger Denker über die große Angelegenheit der Erziehung namentlich bei uns in Deutschland gefolgt ist, wurde zugleich die Organisation der öffentlichen Erziehung immer bestimmter als staatliche Aufgabe erfaßt und behandelt, so daß die Familien ihrerseits nun einer neuen — hilfreichen oder hemmenden — Macht gegenüber zu stehen kamen.

Im ganzen war übrigens bis auf die Zeit vor ungefähr hundert Jahren weit allgemeiner die Klage und Sorge um unzureichende Gelegenheiten zum Lernen überhaupt, als die um organisatorische oder methodische Unvollkommenheit. Die höheren Schulen, und namentlich die von Ruf, fanden sich immer nur in beträchtlicher Entfernung von einander; ihr Klassensystem war oft sehr unvollständig, ihre Lehrerzahl beschränkt, ihre Räume meist nach wie vor ein Notbehelf, ihre sonstigen Hilfsmittel

kümmerlich — auch wenn man nicht den Maßstab heutiger Wohlhäbigkeit anlegen will. Die möglichste Vermehrung der Lerngelegenheiten schien ebenso gewiß ein wichtiges Ziel der Regierung oder öffentlichen Verwaltung, wie es herrschende volkstümliche Anschauung blieb, daß höhere Schulbildung, eben auch in der überlieferten Form, dem, der sie erwerbe, ein Plus von menschlichem Wert verleihe. Glücklich also jeder Sohn einer bescheiden situierten Familie, dem sich dieser Weg öffnete, was ja auch der Weg zu Ehren, Ansehen, Einfluß war. Denn in Deutschland hat man im ganzen den Weg durch Bildung zu befriedigender äußerer Lebenslage genommen, sehr im Unterschied von England, wo man im ganzen erst Wohlstand erstrebt und auf dieser guten Grundlage dann geistige Kultur.

Und die Fürsorge der Regierungen, die zuerst der möglichst allgemeinen Einrichtung befriedigender Elementarschulen und der Durchführung allgemeiner Schulpflicht gegolten hatte, wandte sich nun auch den höheren Schulen in dem Sinne zu, daß nicht nur ihr äußerer Bestand gesichert und vermehrt, auch nicht bloß etwas recht Gutes hier oder dort ermöglicht würde, sondern daß zu der gebotenen Gelegenheit die Verantwortung käme, daß von den Schulen eine regelmäßige, eindringende Arbeit zuverlässig geleistet, ein bestimmtes und ansehnliches Ergebnis sicher erzielt würde. Man kann darin den Gedanken an die Verpflichtung aller Mitglieder der staatlichen Gemeinschaft zur Bewährung möglichster Tüchtigkeit auf ihrem Gebiete erkennen. Daß der Staat taugliche Beamte brauche, war die einfachste Formel, die zum Ausdruck kam. Und man erwartete denn als Ergebnis der Schulzeit eine moralische Tüchtigkeit ebenso wohl wie eine intellektuelle, wie man andererseits vom Besuch der Volksschule neben der einfachsten bürgerlichen Brauchbarkeit vor allem Sicherung der religiösen Korrektheit und von da aus auch der moralischen Bravheit erwartete. In diesem Sinne lehrte man dort Lesen, Schreiben, Rechnen und „Christentum“. Für die höheren Schulen gab es nun allmählich festere Aufnahmebedingungen, bestimmte Regelung des Aufsteigens von Klasse zu Klasse, festere und bestimmtere Lehrpläne, regelmäßige Kontrolle der Leistungen durch staatliche Beamte, und vor allem (wenigstens trat dies wohl für das Gefühl der Beteiligten vor alles andere) Prüfungen, insbesondere am Schluß zum Erweis des befriedigenden Erfolges. Man empfand das nicht bloß damals als eine große Verbesserung der öffentlichen Verhältnisse, als gesunden und bedeutungsvollen Schritt, sondern wir dürfen auch heute noch auf diese Veränderung als eine heilsame zurückblicken: es war ein neues Stück der Zusammenfassung der

Nation, gewissermaßen ihrer Selbstschulung, und man darf sicher die unserem Volke weiterhin beschiedenen äußeren Erfolge mit den ernsten Zumutungen an seine sich bildende Jugend in einen gewissen Zusammenhang bringen. In die preußischen höheren Schulen ging etwas über von dem Geiste des Schulmeisters unter den Königen, Friedrich Wilhelms I.; karge Anerkennung bei herben Zumutungen war auch hier die Losung, der Gedanke an die „verdammte Pflicht und Schuldigkeit", an das Wort von den unnützen Knechten spielte mit.

Nun aber war in derselben Zeit ein neuerer, vollerer Begriff der Bildung aufgekommen. Über sogenanntes gelehrtes Wissen und rhetorisches Können (wie dies zusammen frühere Geschlechter befriedigt hatte) ging er sehr bestimmt hinaus, auch über die im 18. Jahrhundert wohl hinzugekommene popularphilosophische Orientierung: die Entwicklung persönlicher Kräfte, vielseitige Empfänglichkeit für Hohes und Wahres, Verständnis des Menschlichen in Ferne und Nähe, harmonischer Zusammenklang zwischen den verschiedenen Seiten des Wesens, freie Entfaltung des Individuums, das etwa schwebt nun als Ziel vor. In die höheren Schulen aber hat sich dieses Ideal gewissermaßen projiziert in Gestalt vielseitiger Lehrpläne! So schloß sich auf den Gymnasien an das keineswegs zurückgestellte, sondern mit neuer Energie erfaßte Hauptgebiet der alten Sprachen mit großem Gewicht Mathematik an (die vordem nur etwas spielerisch mit betrieben wurde) und mit abgestuftem Gewicht all das andere. Die jetzigen Schüler würden erschrecken und erliegen, wenn man von ihnen fordern wollte, was durch die Gymnasiallehrpläne von 1816 auferlegt ward. Es hat denn auch ein gewisses Schwanken der amtlichen Bestimmungen stattgefunden, gewisse Abzüge wechselten mit Zusätzen, und durch Differenzierung der Schularten suchte man die Lehrpläne der einzelnen derselben einigermaßen zu vereinfachen. Im ganzen aber ist die tägliche Arbeitszeit, die man dem Schüler eines Gymnasiums und weiterhin der damit konkurrierenden Anstalten (Realschulen erster Ordnung) zumutete, während des größten Teiles des abgelaufenen Jahrhunderts eine sehr viel höhere gewesen, als man sie gegenwärtig noch zu fordern wagt oder für erträglich halten würde. Und wenn auch schon damals gewisse Stimmen gegen den Umfang der Zumutungen sich erhoben, so betrachtete man doch im ganzen das geforderte Maß als unerläßlich und im Grunde heilsam. Es wirkte eben noch immer die Vorstellung, daß nur das geistige Leben das eigentliche, des Menschen würdige Leben sei, und daß man anderen Bedürfnissen kein wirkliches Recht zugestehen müsse, daß die Fülle der intellektuellen Bereicherung

den Gesamtwert der Person entsprechend erhöhe; und zwischendurch ward es auch ausdrücklich ausgesprochen, daß diejenigen, die nicht dem vollen Maß der Lernanforderungen zu genügen vermöchten, als minderwertige Elemente der Nation ihrem Schicksal überlassen werden müßten.

Noch etwas ganz Besonderes aber war hinzugekommen, um die Lage der Schulen zu beeinflussen. Während der Befreiungskriege, oder auch in der vorhergehenden Zeit der politischen Bedrückung, war die Würdigung rechten persönlichen Wertes an Stelle überlieferter Standesbevorzugung getreten, und vieles wirkte überhaupt zusammen, um der Bildung als solcher den Preis unter den menschlichen Vorzügen zu sichern. So ward damals, zusammen mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen, das Vorrecht einer abgekürzten Dienstzeit samt der Aussicht auf rasches Aufsteigen im Range ausdrücklich an ein bestimmtes Maß höherer Schulbildung geknüpft. Man muß sich den edlen Grundgedanken dieser Bestimmung, die idealistische Kühnheit der Neuerung klar machen: keine Befreiung mehr durch Loskauf, durch die Vorzüge des Besitzes, keine Befreiung durch Stand oder irgend etwas, aber eine verhältnismäßige Befreiung und gewissermaßen Erhöhung durch das rein ideale Gut der Bildung. Diese Maßnahme war eine von denjenigen, durch welche Preußen groß geworden ist, und Nachahmung hat sie ja nach und nach in anderen, nicht bloß deutschen Staaten gefunden. Indessen wie viele kleine Nachteile haben sich doch dem großen Vorteil angehängt! Wie viel Verstimmendes ist daraus erwachsen, nicht bloß für solche, die nun bei unzulänglicher Begabung um jene Stufe zu ringen hatten und sich anderenfalls gewissermaßen sozial geächtet fühlten, sondern auch für diejenigen, welchen die Echtheit der Bildung — die nicht ohne Freiheit erworben wird — am Herzen lag. Und dieser ersten und bis auf den heutigen Tag im Vordergrunde stehenden „Berechtigung“ ist dann allmählich eine ganze Reihe von anderen gefolgt, bestimmte Berufslinien öffnend und an bestimmte Stufen des Schulwissens angeknüpft. Erst die neueste Zeit hat wohl empfinden gelehrt, wie viel dumpfen Druck das alles auf die Schularbeit, wie viel Unfreude in das Schulleben, wie viel Gefährdung für rechtes Bildungsstreben es bringt — um von der Sorge in den Familien zu schweigen, denen diese freilich auch dann nicht erspart würde, wenn die Befähigung für die erstrebte Laufbahn auf eine andere Weise nachgewiesen werden müßte, es sei denn, daß man (wie dieser Zustand ja weder in der Vergangenheit gefehlt hat, noch gegenwärtig anderswo fehlt) auf persönliche Verbindungen, Empfehlungen,

Fürsprache, Bitten oder Glück des Zufalls bauen wollte. Immerhin ist, wie hundertmal ausgesprochen worden, diese Verbindung von äußeren Ansprüchen mit den inneren Zielen des Schullebens und Bildungsstrebens eine der Grundlagen für die Unzufriedenheit, die den Schulen gegenüber und innerhalb ihrer gegenwärtig so fühlbar wird.

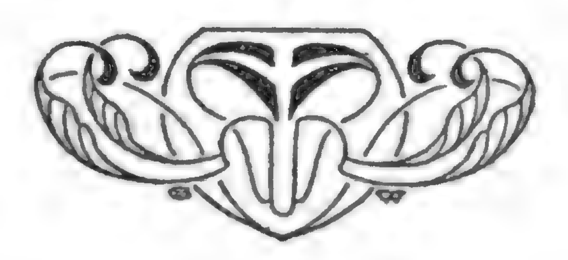
Naturgemäß ist die hier berührte Not sehr gewachsen mit der Zunahme der Schülerzahl und der gesamten Maße des organisierten Schullebens. Aber nicht bloß die große Zahl der Schüler in den einzelnen Klassen, die notwendigerweise eine gewisse Mechanisierung in der Behandlung zur Folge hat (in der Behandlung der Zöglinge und auch der Lehr- und Lernarbeit), und nicht die Höhe der Gesamtschülerzahl einer Anstalt, die wiederum ein entsprechendes Anwachsen des Lehrkörpers nach sich zieht und die innere Einheit desselben gefährdet, nicht bloß das alles kommt in Betracht: sondern daneben auch die zweifelhafte persönliche Begabung vieler unter den Schülern. Denn während in früheren Zeiten aus den mittleren Ständen wesentlich nur diejenigen höhere Schulbildung suchten, für die das nach dem Maße ihrer hervortretenden Begabung natürlich schien, so ist es jetzt vielmehr eine Frage des sozialen Anstandes, daß man seinen Kindern den Besuch höherer Schulen gewährt, und es werden diesen Zielen von zahllosen Familien angesichts beschränkter wirtschaftlicher Lage an sich höchst rühmenswerte Opfer gebracht. Aber auch aus den Kreisen der ihrerseits gebildeten Eltern, die übrigens unseren höheren Schulen keineswegs die Mehrzahl der Zöglinge liefern, fehlen ja Sprößlinge von unzulänglicher Begabung ganz und gar nicht, und dem Vorteil, daß der Hintergrund einer gebildeten häuslichen Sphäre überhaupt unterstützend zu wirken vermag, stehen hier doch auch bestimmte Nachteile gegenüber.

Das Los der menschlichen Dinge ist es, daß nach einer gewissen Dauer eines Verhältnisses die im kleinen und einzelnen wirksam gewordenen Schattenseiten so stark empfunden werden, sich gleichsam im Bewußtsein so stark zusammenballen und verdichten, daß das ganze Verhältnis unerträglich scheinen will. Bekanntlich stellt sich, nachdem man lange auf einer Körperseite gelegen hat, da eine Art von Schmerzgefühl ein, und man fühlt das Bedürfnis, sich umzuwenden. Im politischen Leben geht es ja auch nicht anders: eine Partei, ein Ministerium, eine Regierung hat nach einer gewissen Zeit, so viel Gutes sie auch ehrlich erstrebt und geleistet hat, „abgewirtschaftet“: das ihr im einzelnen Mißlungene oder auch geradezu Verfehlte verdichtet sich zu einem Bilde der Untauglichkeit, die entgegengesetzten Tendenzen versprechen in diesem

Augenblicke Besseres. Darüber kann der gerechte Beurteiler nicht übersehen, was wirklich Gutes auf jener Linie geleistet worden ist, oder auch welche Vorteile doch dauernd auf ihr erwachsen und mit ihrem Verlassen aufgegeben werden würden.*)

---

*) Die bestimmtere Abwägung von Gewinn und Verlust, sowie die nähere Beleuchtung der gegenwärtigen Krisis bleibt der oben angekündigten Schrift vorbehalten.

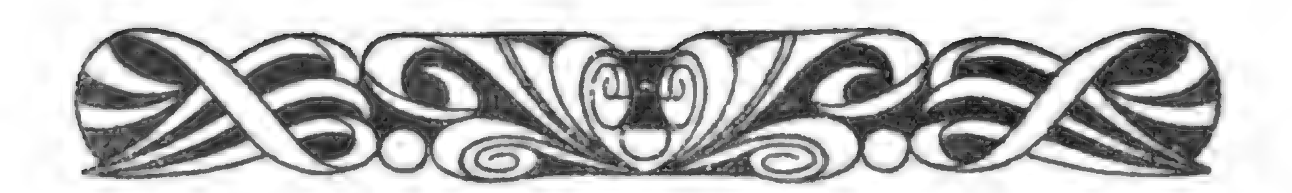


Wunsch.

Ich möchte um dich gehn auf leisen Sohlen,
Ein sanfter, dufterfüllter Frühlingswind.
Ich möchte, wie ein frohgenügsam Kind,
An deiner Schulter lehnen, und verstohlen
Mit dir im gleichen, tiefen Atemholen
Die Hand dir drücken, dir ins Auge schaun,
Und fröhlich ros'ge Wolkenschlösser baun,
Die kaum gezimmert, schon zerstoben sind — —
So reich die Stunde! — Doch die Sanduhr rinnt — — —

Ich möchte mit dir stehn am Waldeshag,
An einem blauen, sommerschwülen Tag.
Die Kiefern träufeln schwer ihr Herzensblut,
Und ihre Stämme sprühn in roter Glut.
Die Mittagsgöttin schleift ihr Strahlenkleid,
Es taumeln rings die blauen Sommerfliegen — —
So groß die Stille, und die Welt so weit — —
So laß uns stehn im seligen Genügen,
Im seelentiefen Ineinanderschauern.
Laß dieser Stunde reinen Glanz so dauern —
Nein — rede nicht! Zerstöre nicht den Traum,
Damit der schöne Augenblick nicht ende.
Nur du und ich allein im weiten Raum,
Und über uns des lieben Gottes Hände!

C. Eysell-Kilburger.



Das liberale Ministerium in England und die südafrikanische Politik.

Von

Paul Samassa.

Es sind noch nicht 4 Jahre her, daß das konservative Ministerium in England im Triumphgefühl des eben beendeten südafrikanischen Krieges Neuwahlen ausschrieb. Es schien, als sollte es diesmal eine sichere Mehrheit für 7 Jahre geben, der Imperialismus stand auf der Höhe seiner Macht, Chamberlain konnte schon von dieser Legislaturperiode die Verwirklichung seiner Pläne hoffen. Die wenigen Stimmen, die sich offen gegen den Burenkrieg ausgesprochen hatten, waren mundtot gemacht, die ganze Nation schien hinter ihren Helden, Chamberlain, Roberts, Kitchener, Milner, zu stehen. Wenn dem nach kaum 4 Jahren eine der größten Niederlagen der konservativen Partei folgte, die die englische Parlamentsgeschichte kennt, so war Südafrika auch diesmal nicht unschuldig daran, ebenso wie es bei den Wahlen vorher die Konservativen zum Siege geführt hatte. Damals hing der Himmel voller Geigen, der Krieg hatte viel gekostet an Geld und Menschenleben, aber nun sollte sichs bezahlt machen. Südafrika war endgültig englisch geworden, Hunderttausende, wenn nicht Millionen Engländer sollten in das reiche Goldland strömen und die Männer preisen, die es ihnen endgültig geschenkt hatten. Es war anders gekommen, und der Groll der Enttäuschten wandte sich gegen die falschen Propheten, die den Weg in das gelobte Land nicht zu weisen vermochten. Etwa am Tage des Friedensschlusses hatte der Kurs der südafrikanischen Minenshares den höchsten Stand seit Jahren erreicht; seitdem war er heruntergegangen, um jetzt auf einem Tiefstand anzukommen, wie er zur Zeit, als das englische Publikum alle Beschwerden über die Unterdrückung englischer Interessen in Transvaal unter dem Namen „Krügerismus" zusammenfaßte, nicht erlebt worden war. Diese Kurskurve ist die Kurve englischer Hoffnungen.

Man hatte das dumpfe Gefühl, betrogen zu sein, die großen Opfer hatten doch nicht gelohnt. Betrogen von wem? Die Masse hat ihre eigene Psychologie und ihre eigene Logik. Ich will versuchen, den Gedankengängen nachzugehen, die sich schließlich an die Chinesenfrage festhalten und diese zu einer zugkräftigen Wahlparole machten. In der Zeit des Burenkrieges mußte die Regierung und die sie unterstützende Presse bemüht sein,

Südafrika als ein Land darzustellen, wo Milch und Honig fließt, um ihre Anhänger bei der Stange zu halten und die gebrachten Opfer verständlich zu machen. Als der Krieg zu Ende war, lag es im Interesse der englischen Regierung, eine starke englische Einwanderung nach Südafrika zu leiten, um so das Übergewicht der englischen Nationalität dort dauernd festzulegen. Das ziffernmäßige Ergebnis dieser Politik ist, daß Transvaal im Jahre 1895 226000 weiße Bewohner hatte, 1904 300000, der Freistaat 1890 77000, 1904 143000; da die Buren sich während des Krieges mindestens nicht vermehrt hatten, bestand wohl der größte Teil der neu hinzugekommenen aus eingewanderten Engländern. An sich war dies ja nicht so übel. Aber während früher unter der viel befeindeten Krügerschen Herrschaft jeder dort den freien Ellbogenraum des hoffnungsvollen Koloniallandes fand und niemand daran zu verzweifeln brauchte, daß auch ihn ein Glücksfall über Nacht zum reichen Manne machen würde, war jetzt das Land weitaus übervölkert. Die Zahl der Geschäfte in Transvaal hatte sich verdoppelt; das aber, was das Land hervorbrachte, steigerte sich nur wenig, es waren im wesentlichen die Mineralien, vor allem das Gold am Witwatersrand. Während nun der kleine Mann seine Not hatte, sich von Tag zu Tag durchzuschlagen, fand das Großkapital doch immer noch seine Rechnung, förderte Gold, zahlte Dividenden. Es war also klar, daß offenbar von diesen Landesprodukten nicht genug im Lande blieb, zu wenig unter die angesessene Bevölkerung kam. Man entdeckte, daß die Randmagnaten meist wenig englische Namen trugen: Eckstein, Wernher, Beit, Albu, Ochs, Neumann, zwei andere, die schon tot sind, aber bestimmten Gruppen ihre Namen gegeben haben: Barnato, Goerz, alles zum Teil Deutsche, zum Teil Juden deutscher oder russischer Herkunft. Für diese Leute hatte sich also England aufgeopfert, für diese Leute, die in ihrer maßlosen Profitgier nun den weißen Mann durch farbige Arbeitskräfte verdrängten, die sich Kulis aus China holten, nur um ihren Gewinn zu steigern! Dann kam die englische Sentimentalität dazu, deren Grenzen zur Heuchelei nie sicher festzustellen sind; „Keine Sklaverei!" schloß sich so schön den besten Phrasen und Schlagworten an, die die englische Politik jemals gekannt hatte.

Es wird sich gewiß manches gegen die Gebarung der Finanzhäuser am Rande sagen lassen; ob sie im übrigen so sehr von den Gepflogenheiten der Großfinanz im Verhältnis zu dem Papiere kaufenden Publikum abweicht, bleibe hier unerörtert. Wenn man indes lediglich die volkswirtschaftliche Seite der Sache in Betracht zieht, so sind die Vorwürfe, die sich an die fremde Herkunft der Mehrzahl dieser Randmagnaten knüpfen, doch kaum gerechtfertigt. Fast alle haben sich mit großer Behendigkeit anglisiert. So weit sie nicht in Johannesburg ihren Wohnsitz haben, leben sie im Millionärsviertel zu London, und wenn sie vielleicht auch ihre Köche aus Paris beziehen, so doch sicherlich nicht ihre Kleider aus Hamburg oder

wo sie sonst das Licht der Welt erblickt haben mögen. Andererseits wird das französische und deutsche Kapital, das sie in die Goldmineninbustrie hineingezogen haben, völlig unter englischen Gesichtspunkten kontrolliert. An der Londoner Börse bleiben große Zwischengewinne hängen. Wie immer man über die Persönlichkeiten selbst denken mag, vom Standpunkt der englischen Volkswirtschaft bedeuten sie sicherlich keine Schädigung Englands. Was nun die Frage der Chinesenarbeit betrifft, so würde diese bei einer geeigneten Eingeborenenpolitik, die auf die Arbeitslust der Eingeborenen einen gelinden Druck ausübt, wie es seinerzeit durch die Steuergesetzgebung in Transvaal der Fall war, wohl überflüssig sein. Die 6 Millionen Schwarzen im englischen Südafrika, wozu noch die sehr ausgedehnte und volkreiche portugiesische Kolonie in Südostafrika als Rekrutierungsgebiet kommt, könnten sehr wohl die vorläufig nötige Zahl von 200000 schwarzen Arbeitern stellen, und volkswirtschaftlich wäre dies zweifellos für Südafrika selbst ein Gewinn. Indes ist gerade unter einem liberalen Ministerium an eine verständige Eingeborenenpolitik weniger denn je zu denken. Die Minen mit Weißen zu bearbeiten, schließt die Art des Goldvorkommens so ziemlich aus, es sei denn, man wollte zu einer Art von weißer Kuliarbeit greifen und die Tore weit für die Einwanderung jeder Art öffnen. Dann könnte man wohl vielleicht genügend beispielsweise italienische Arbeiter bekommen, die auch mit einem Tageslohn von 5 Schilling völlig zufrieden wären. Die Vorwürfe, die man im übrigen über die „Sklaverei" der Chinesen erhebt, sind völlig lächerlich. Die Leute wohnen und essen so, wie sie es sicherlich vorher in ihrem Leben nie getan haben. Sie bekommen außerdem einen Lohn von etwa $2^1/_2$ Mark pro Tag. Daß sie sich dabei für die Zeit von 3 Jahren binden müssen, ist doch ein Verhältnis, das anderweitig auch vorkommt und mit Sklaverei nicht das geringste zu tun hat. Im übrigen brauchte man sich englischerseits doch wirklich nicht den Kopf der Chinesen zu zerbrechen, die doch einigermaßen wissen, was ihnen bevorsteht, wenn sie sich anwerben lassen und durch besondere Chinesen-Kommissare und die Vorschriften über die Anwerbung in ihrer Freiheit genügend geschützt sind. Auch am Rande besitzen sie mehr persönliche Freiheit, als den Umwohnern sogenannter Chinesenminen lieb ist.

Würden die Hoffnungen der radikalsten Antichinesenschreier in England erfüllt und würden die jetzt dort arbeitenden Chinesen nach China zurückgesandt werden, so wäre ein vollkommener wirtschaftlicher Zusammenbruch in Südafrika die unmittelbare Folge davon. Man würde dann mit der vorhandenen Zahl schwarzer Arbeiter nur die lohnendsten Minen weiter bearbeiten, alle Aufschließungsarbeiten würden eingestellt werden, Tausende von weißen Angestellten entlassen. Und weil man diese Folgen in Transvaal sehr gut kennt, so kann man sagen, daß dort nur ein verschwindend kleiner Teil der Bevölkerung für die Rücksendung der Chinesen zu haben wäre. Die progressive, d. i. die Magnatenpartei, ist es natürlich nicht; die „Partei für

verantwortliche Regierung", die ausschließlich aus Engländern besteht, hat bereits erklärt, die Chinesenfrage vorläufig zurückzustellen; wenn sie sich nicht ganz offen für die Chinesen erklärt, so ist es deshalb, weil sie ihre Stellung gegenüber der Arbeiterpartei nicht zu sehr verschlechtern möchte. Selbst die Arbeiterpartei, die nach englischem Muster gewerkschaftlich organisiert ist, aber bei dem Mangel einer breiten Proletarierschicht weitaus nicht den Einfluß hat wie in England, ist nicht so sehr für die völlige Abschaffung als nur für eine erhebliche Einschränkung der Farbigenarbeit. Die ganze Bewegung ist von Australien nach Transvaal hereingetragen, ihre Leiter sind hauptsächlich Australier — und es ist mehr als fraglich, ob sie je in Südafrika feste Wurzel schlagen wird. Am lautesten gegen die Chinesen nimmt die Burenpartei Stellung. Wer aber zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der findet leicht heraus, daß die Buren darin lediglich ein Pressionsmittel sehen, um Zugeständnisse von den anderen Parteien auf nationalem und wirtschaftlichem Gebiet zu erlangen. Durchaus ernst ist es ihnen nur mit der Forderung geeigneter Maßnahmen, um das Herumstrolchen von Chinesen zu verhindern, wozu vor allem gehören würde, daß man den Buren das Führen von Waffen wieder erlaubte.

Aus dieser Sachlage entsteht nun für die liberale Regierung eine besondere Schwierigkeit. Es läge an sich nahe, daß sie ihren Liberalismus dadurch bekundet, daß sie einfach sowohl Transvaal wie der Oranjefluß-Kolonie volle Selbstverwaltung gibt und die Entscheidung über alle [illegible] Fragen den neu gewählten Vertretungskörpern dieser Kolonien [illegible] Ob sie nun dabei das Verlangen der englischen Parteien berücksichtigt, daß die Wahlkreise so gestaltet werden, daß jeder Abgeordnete von einer gleichen Zahl von Wählern gewählt wird, ob sie den Forderungen der Buren nachgibt, die Bevölkerungszahl zu berücksichtigen, oder endlich, ob sie einen Mittelweg zwischen den beiden Forderungen einschlägt, das alles hat höchstens auf den Preis Einfluß, den die Randmagnaten für die Chinesenarbeit politisch oder wirtschaftlich den Buren zu zahlen haben. Daß auf jeden Fall eine Verständigung zustande kommt, steht für mich außer Zweifel. Die Buren werden der Chinesenarbeit zustimmen unter der Voraussetzung geeigneter Sicherheitseinrichtungen, die die Farmer vor Belästigungen durch die „Himmlischen" schützen; die englischen Parteien werden dafür den Buren holländische Volksschulen und Maßregeln zur Förderung der Landwirtschaft zugestehen müssen. Die Arbeiterpartei hat, wie immer auch die Wahlordnung gemacht werden mag, kaum Aussicht, mehr als allerhöchstens ein halbes Dutzend Vertreter in das neue Parlament zu bringen.

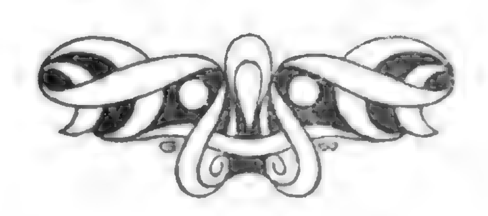
Das wäre also wohl ein gangbarer Ausweg, aber es gibt in England unter den Liberalen eben auch Leute, die die Stimmung in Südafrika einigermaßen kennen, und denen ihr doktrinäres Steckenpferd höher steht, als die Fragen praktischer Politik, die sich ja wohl auch ihren Wählern gegen-

über ehrlich verpflichtet glauben. Und deshalb zieht sich durch die Verhandlungen über die südafrikanische Frage im Ober- und Unterhaus der eine rote Faden, daß nun die Liberalen ihrerseits Verwahrung dagegen einlegen, daß man den Kolonien in diesen Fragen völlige Freiheit gebe. Es ist sehr bezeichnend, daß im englischen Oberhause der Lordkanzler Lord Loreburne (früher Sir Robert Reid) erklärte, daß zu den großen Fehlern, die England in Südafrika begangen habe, die Politik des Lord Milner gehöre, die zum letzten Burenkriege geführt habe; der allergrößte Fehler aber, der begangen worden sei seit dem Abfall der Vereinigten Staaten, sei das Versprechen im Friedenstraktat von Vereeniging gewesen, den Kolonien sobald als möglich Selbstverwaltung zu gewähren, denn der Einfluß des Mutterlandes würde dadurch geringer, als es durch die geschlossenen Verträge im alten unabhängigen Transvaal der Fall gewesen wäre. Und nun regnet es Vorschläge von allen Seiten, denen die Minister nach Möglichkeit entgegenkommen. Die Volksvertretung von Transvaal sollte keinesfalls das Recht haben, endgültige Entscheidungen in der Chinesenfrage zu treffen, alle Beschlüsse in dieser Beziehung müßten stets von der heimischen Regierung bestätigt werden. Die Regelung der Eingeborenenpolitik müßte gleichfalls der englischen Regierung und dem englischen Parlament vorbehalten bleiben, und sachte wird auch schon die Ehrenpflicht angedeutet, den Untertanen der englischen Krone aus Indien auch in Südafrika die dieser Stellung entsprechende Rechte zu verschaffen.

Hier liegt für das englische Reich eine ganz außerordentliche Gefahr. Es ist aus früheren Beispielen her bekannt, eine wie wenig glückliche Hand liberale Regierungen in England in der auswärtigen Politik und in der Kolonialpolitik zu haben pflegen. Entscheidend ist hierbei die Halbheit ihrer Maßregeln. Es ließe sich vielleicht manches dafür anführen, daß England seinen weißen Siedelungskolonien überhaupt volle Freiheit gewährt; ich glaube nicht, daß es dabei sehr schlecht fahren würde. Aber nie hat eine liberale Regierung auch zu den Zeiten, wo sich ihr Anhang viel geschlossener zum Ideal des Klein-Engländertums bekannte, den Mut zu solcher Konsequenz gehabt. Und auch in der südafrikanischen Politik war seinerzeit das Zurückweichen Gladstones nach der Schlacht von Majuba zweifellos eine Halbheit. War man damals entschlossen, die Politik des konservativen Ministeriums nicht fortzusetzen, dann mußte man mindestens das Verhältnis mit Transvaal in einer Weise regeln, die weitere Reibungen ausschloß. So aber hat gerade der Londoner Vertrag die Grundlagen zum letzten, so opferreichen Krieg gelegt. Wenn man die Summe von Querköpfigkeit betrachtet, die sich in England meist unter dem Banner der Liberalen sammelt, dann möchte man oft erleichtert aufatmen im Hinblick auf unsere eigenen Verhältnisse in Deutschland; aber leider ist ja das englische Reich zu fest gefügt, seine Kolonial- und Weltpolitik steht zu sehr unter der Herrschaft alter Traditionen, als daß

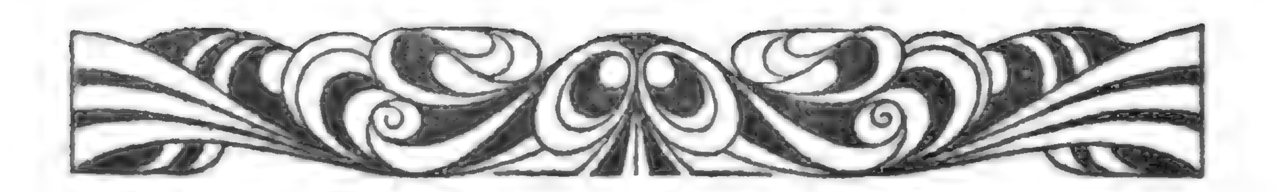
diese Perioden liberaler Herrschaft mehr als vorübergehend Unheil stiften könnten. So gefährlich wie diesmal lag die Sache aber kaum je. Will man Südafrika nach den Rezepten der jetzt an der Herrschaft befindlichen liberalen Partei beglücken, so bedeutet das eine noch weit größere Einmischung in seine inneren Verhältnisse, als die des früheren konservativen Kabinetts, über die in Südafrika schon genug geklagt wurde. Insbesondere auf dem Boden des Widerstandes gegen eine Eingeborenenpolitik, die ohne Sachkenntnis von weit her unter der Leitung philanthropischer Ideen und Exeter-Hall geleitet werden soll, wird sich sehr bald die ganze weiße Bevölkerung Südafrikas geeinigt haben.

Zunächst tritt diese Zukunftsaussicht ja recht wenig hervor. Man wartet ruhig ab und erwartet vom neuen Ministerium alle möglichen Segnungen. In der Kapkolonie wird sich nun wohl das Ministerium Jameson, dessen Bestand so wie so außerordentlich unterhöhlt ist, nicht länger halten können; dann wird dort ein Ministerium des Afrikander-Bonds und der dort vorhandenen englisch-liberalen Partei ans Ruder kommen. Und in der Kapkolonie, wo die verfassungsmäßigen Freiheiten doch einigermaßen festgelegt sind, wird der Widerstand gegen Eingriffe von England aus nun seinen Hauptrückhalt finden. Die Behauptung der Macht, deren Eroberung den Liberalen so leicht wurde, wird ihren Führern wohl manches Kopfzerbrechen machen; die schlaflosesten Nächte wird ihnen aber sicherlich Südafrika bereiten.



Bücherschau.

Von Theodor Schiemanns Werk „Deutschland und die große Politik" ist pünktlich der Band 1905 erschienen (G. Reimer, 418 S., 6 Mk.). Es ist bereits der 5. Band dieser Wochenumschauen über die auswärtige Politik, die gesammelt und durch ein Register vermehrt so von neuem erscheinen. Einer Empfehlung bedürfen die Bände nicht, denn sie sind jedem, der auch nur etwas tiefer in das Gewirr der auswärtigen Politik eindringen will, längst völlig unentbehrlich geworden. Deshalb genügt an dieser Stelle der Hinweis für unsere Leser, daß ein neuer Band erschienen ist. D. H.



Vom Verein für Massenverbreitung guter Volksliteratur.

Von

Victor Blüthgen.

Der Aufschwung unseres Kunstlebens und Kunstschaffens in den letzten fünfundzwanzig Jahren hat reichlich Bestrebungen zur Folge gehabt, erziehlich auf den Kunstgeschmack des Publikums zu wirken. Sie sind zunächst aus dem sehr begreiflichen Wunsch hervorgegangen, die Aufnahmefähigkeit des Publikums für die neue Kunst zu fördern, haben indessen dann über den praktischen Gesichtspunkt hinaus einen idealen, ganz allgemein volkspädagogischen Charakter angenommen, besonders die unteren Schichten ins Auge fassend.

Man kann da positiv und negativ vorgehen: einerseits gute volkstümliche Kunst verbreiten, andererseits die Verbreitung schlechter Kunst verhindern.

Was die literarische Kunst betrifft, so ist dies Gebiet weitaus das schwierigste. Kein anderes ist dem Dilettantismus auch nur annähernd so zugänglich wie dieses, auf keinem anderen übersteigt der Bedarf in gleichem Maße die wirklich wertvolle Produktion. Auf keinem anderen verwischen sich die Grenzen zwischen Können und Nichtkönnen so wie hier. Die Literatur ist das Eldorado der Mittelmäßigkeiten. Man kann das leidlich Gute nicht mit jenem Nachdruck, mit jener Überzeugungskraft zu Gunsten des Besten bekämpfen, wie das ausgesprochen Wertlose oder gar Schlechte. Nur zu leicht wird man dahin kommen, die Wertmängel des nicht Hochwertigen zu übertreiben und sich damit am berechtigten Widerspruch die Waffen abzustumpfen.

Ohnehin tritt auf keinem Kunstgebiet der persönliche Geschmack selbstüberzeugter auf, als auf dichterischem, auf keinem glaubt der einzelne urteilsfähiger zu sein und gleich zuversichtlich mit seinem Privatgeschmack sich im Recht. Die Anteilnahme an der dichterischen Produktion ist eben eine sehr viel persönlichere, als an der jeder anderen Kunst.

So einfach es daher hier ist, positiv zu verfahren, nachdrücklich das künstlerisch Beste herauszustellen und zu verbreiten, so vorsichtig muß in der Bekämpfung des Minderwertigen vorgegangen werden, so weitherzig müssen die Grenzen des Zulässigen gesteckt werden und so überlegt pädagogisch gebietet sich's, nicht drauf und drein zu stürmen, sondern schrittweise in der Geschmackserziehung vorzugehen.

In ersterer Beziehung ist bisher recht viel Gutes geschehen, in der zweiten viel gefehlt worden.

Der Gedanke, im Gegensatz zu den ganz unverhältnismäßigen Bücherpreisen des Buchhandels gute Literatur spottbillig herauszubringen, ist schon reichlich alt. Als verdienstvoller Veteran steht da der Reclam-Verlag noch heute in blühendem

Leben. Neben ihn haben sich andere gestellt, fast durchweg mit der Tendenz, der Aufbesserung der Volksliteratur zu dienen, am ausgesprochensten die Wiesbadener Volksbücher und ihre schweizerische Konkurrenz. Eben dieser Tendenz dient auch die Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung in Hamburg, obwohl sie die Absicht voranstellt, den Dichtern dienen zu wollen; sie hat neuerlich auch eine „Volksbibliothek" zu gründen begonnen. Leider ist der Erfolg bisher ein recht mäßiger gewesen. Die Hamburger haben mit ihrer dauerhaften Ausstattung, die ihre Veröffentlichungen von den anderen unterscheidet, wenigstens in den Volksbibliotheken sich einen größeren Leserkreis gesichert, die übrigen gehen die Wege Reclams, die Verbreitung besorgt der Sortimentsbuchhandel, die Käufer gehören den besseren Schichten des Publikums an, von einer Massenverbreitung im Volk ist da keine Rede. Dessen Bezugsquelle ist der Buchbinder, und ein paar Unternehmer, die diesen für bessere billige Volksliteratur in Anspruch genommen, haben reichlichen Absatz erzielt — nur ist selbst das Beste, was da in Frage kommt, der Kürschner-Hillgersche Bücherschatz, eine was den Geschmackswert betrifft recht gemischte Sache. Immerhin ist auf diesem Wege manches Gute ins Volk gedrungen, freilich mindestens ebensoviel Schund, ja direkt Gift.

Am segensreichsten haben im ganzen die Volksbibliotheken gewirkt. Sie stehen unter der Kontrolle von Personen, die über dem Wertgehalt der Bestände tunlichst wachen, wenn sichs auch fügt, daß minderwertiges Füllsel zunächst die Bibliothek begründen hilft, was sich nachher aussieben läßt. Die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" in Berlin hat sich um Gründung und Versorgung von Volksbibliotheken die größten Verdienste erworben, und diese haben ohne Frage eine große Zukunft: es wird die Zeit kommen, wo keine Örtlichkeit in Deutschland ohne Volksbibliothek ist.

Direkter der großen Masse des Volks auf den Leib rücken die Tageszeitungen und die Familienblätter. Hier fängt die Verbreitung von Volkslektüre im großen Maßstabe an. Und was auf diesem Gebiete in die Unterschichten dringt, ist fast ausnahmslos dürftige Mittelmäßigkeit.

Die kleinsten Tagesblätter und die tiefststehenden Familienblätter. Die Belletristik darin durchweg auf den niedrigen Geschmack zugeschnitten, kaum mit verschämten Versuchen, Besseres einzustreuen. Immerhin gegen das Schlimmste, Gefährlichste, was in das Volk getragen wird, noch erträgliche Lektüre.

Hier setzt, bei der Verbreitung dieser Familienblätter, die Kolportage ein, und ihr mit ihrer rücksichtslosen Geldmacherei ist es vorbehalten, zugleich jene gemeingefährliche Volksliteratur zu verbreiten, die auf die allerniedrigsten Geschmacksinstinkte im Volk spekuliert: die im engeren Sinne sogenannte Hintertreppenliteratur. Jene in endlosen Lieferungen erscheinenden Romane, die an Roheit der erzählerischen Mache wie der Erfindung und an moralischer Nichtsnutzigkeit nicht zu übertreffen sind.

Wer die Kolportage in der Hand hat, hat den Volksgeschmack und seine Zukunft in der Hand. Ohne die Kolportage kein nennenswerter Einfluß auf

die große Masse. Mag man die beste Volksliteratur von der Welt zu noch so billigen Preisen herausstellen: ohne die Kolportage tropft sie nur in das Volk, diese wird immer und ewig fortfahren, allen Bemühungen das Wasser abzugraben.

Ist sie zu gewinnen?

Ja. Der Kolportagevertrieb ist eine organisierte Sache. Die treibenden Kräfte sind Leute, denen bei der allgemeinen Mißachtung, der ihr Geschäft unterliegt, nicht wohl in ihrer Haut ist. Sie haben ausgesprochen den Wunsch, sich zu reinigen — wenn sich das mit ihrem Geschäft vereinigen läßt.

Die Bemühung, dies Problem zu lösen und damit die Kolportage, die alte ästhetische und moralische Volksverderberin, der ästhetischen und moralischen Volkserziehung dienstbar zu machen, hat zuerst ein agitatorisch hervorragend begabter Mann angeregt: Dr. Heinrich Fränkel.

Sein erster Vorstoß mißlang: eine vor Jahren von ihm zustande gebrachte Vereinsbildung mit dem Sitze in Weimar. Sie scheiterte ziemlich kläglich durch zwei Dinge: erstlich reichten die zusammengebrachten Mittel nicht, um Fehlgriffe zu vertragen, zweitens glaubte man — Dr. Fränkel hatte sich schon vom Verein zurückgezogen — den gesuchten guten Kolportageroman zu gewinnen, indem man Max Kretzer mit der Abfassung eines solchen betraute, und erlebte eine große Enttäuschung, da sich plötzlich die Kolportage weigerte, ihn zu verteilen.

Indes ließ Dr. Fränkel die Hand nicht sinken. Zunächst ein Zwischenspiel. Er faßte die Sammlung von Mitteln in größerem Stil an, interessierte eine weit größere Zahl einflußreicher und bemittelter Personen für die Idee der Aufbesserung der Volkslektüre und bewirkte die Massenausgabe zweier volkstümlicher Anthologien, in Verbindung mit dem Charlottenburger Verleger und Druckereibesitzer Münch, die den Titel „Münchs Hausschatz“ trugen: einer lyrischen und einer novellistischen Sammlung, wobei die Auswahl den in Anspruch genommenen Autoren selbst überlassen wurde. Jedoch begriff er bald, daß er damit neben seine eigentliche Aufgabe gefaßt hatte, und kam wieder auf die Bildung eines Vereins zurück, der Ersatz für die überlieferten Formen der Kolportageliteratur zu schaffen sich als Ziel setzte.

Seinen unermüdlichen Anstrengungen gelang es, den „Verein für Massenverbreitung guter Volksliteratur“ zustande zu bringen. Zu Hunderten gewann er Mitglieder, den Spitzen der Aristokratie, der Intelligenz und der Hochfinanz angehörig; eine Vereinigung, wie sie so imposant kaum je zuvor ins Leben getreten. Den Vorsitz übernahm der braunschweigische Gesandte Freiherr von Cramm-Burgdorf, an dessen Stelle jüngst der designierte sächsische Gesandte Graf Vitzthum von Eckstädt getreten ist. Um einen durchschlagenden Volksroman zu gewinnen, wählte man den Weg eines öffentlichen Preisausschreibens und konstituierte ein Preisgericht, an dessen Spitze Graf Hochberg trat.

Das Ergebnis war einmal, daß keine der eingegangenen Arbeiten preiswürdig war, ferner, daß auf dem Wege der freiwilligen Sammlung die erforderlichen Mittel keinesfalls zusammenzubringen waren. Die Kolportage rechnet eben mit einem Millionenbedarf an Agitationsmaterial.

Das schreckte die zähe Energie Dr. Fränkels nicht. Er faßte, was den zweiten Punkt betrifft, den kühnen Plan, das Geld mit einem Lotterieunternehmen zu beschaffen. Heute steht die Sache so: sämtliche deutsche Regierungen haben die Zustimmung zu einer „Allgemeinen deutschen Bücher- und Bilderlotterie“ in die Hand des Vereins gelegt, die 1½ Millionen Lotterielose zu 1 Mark durch 3 Jahre — in jedem ein Drittel — absetzen darf. Das würde bestenfalls für den Verein abzüglich aller Unkosten einen Gewinn von etlichen hunderttausend Mark ergeben.

Die Ziehung für das erste Jahr, die vom 1. Juni des laufenden Jahres ab erfolgen soll, ist vorbereitet, der Vertrieb der Lose im Gange, zum Teil durch den Sortimentsbuchhandel, im übrigen auch auf anderem Wege, in letzter Instanz durch den Kassenführer des Vereins Herrn H. Klassenbach, Berlin SW. 13, Alexandrinenstraße 110. Auf 11 Lose kommen 2 Gewinne. Die veröffentlichte Gewinnliste der fast 90000 Gewinne, von denen der Hauptgewinn einen Wert von 5000 Mark darstellt, weist ausgewählt gute Bücher auf im Wert von zusammen über 500000 Mark.

Der Durchführung hat sich leider gleich ein ganz unerwartetes, für die Zustände im deutschen Buchhandel charakteristisches Hindernis in den Weg gestellt. Der Verlagsbuchhandel wie das Sortiment waren dem Unternehmen zu Anfang mit Verständnis und freundlicher Bereitwilligkeit entgegengekommen, jener gute Literatur zu anerkennenswert billigen Preisen anbietend, dieses geneigt, den gesamten Losvertrieb zu übernehmen. Auf einmal kam Herr Brockhaus, der Vorsitzende des Buchhändlerbörsenvereins, auf den sonderbaren Einfall, daß diese Lotterie dem Geldbeutel und der Würde des deutschen Buchhandels Abtrag täte, und sofort setzte eine Agitation ein, die mit allen Mitteln arbeitete, um der ganzen Lotterie den Boden zu entziehen. Für den ersten Moment war der deutsche Buchhandel kopflos, geneigt, sich von der Autorität seines Vorstandes bestimmen zu lassen. Aber dann wachte rasch die gesunde Vernunft auf und erwies sich in der Folge stark genug, um den ungeheuerlichen Schlag ins Gesicht des Vereins und — sämtlicher deutschen Bundesregierungen wenigstens seiner vollen Wirkung zu berauben.

Scheint es hiernach, daß die Geldmittelfrage für den Verein sich erledigen wird, so bleibt freilich die andere nicht minder schwierige Frage der Beschaffung des zunächst für Gewinnung der Kolportage erforderlichen Vertriebsmaterials übrig.

Diese vertreibt, wie bemerkt, zwei Arten von Literatur: erstlich längere wirksame Romane in Lieferungen, zweitens Zeitschriften, Familienblätter. Ihr geschäftlicher Erfolg, und damit die Möglichkeit, sie zu gewinnen, ist im letzten Grunde bedingt dadurch, daß ihre Darbietungen ihrem Publikum gefallen. Es ist daher ganz unmöglich für den Verein, zum Ziele zu kommen, wenn man nicht für den Anfang dem Geschmack dieses Publikums soweit entgegenkommt, als sich das irgend mit Anstand tun läßt. Das aber hat, was den erforderten Kolportage-Roman betrifft, seine großen Schwierigkeiten.

Die Beschaffung guter Volksromane, die zugleich wirksam genug sind, um die Reize der schlechten nicht allzu sehr vermissen zu lassen, muß heute geradezu

erkämpft werden. Denn die herrschende literarische Strömung der letzten Jahrzehnte hat die eigentliche Erzählerkunst geradezu ausgerottet. Die Kunst der Moderne ist ausgesprochene Ich-Kunst, ihre Interessen sind lyrische und psychologische. Das Wertvolle sind ihr ausschließlich Stimmung und intime seelische Vorgänge, die äußeren Geschehnisse völlig Nebensache. Damit ist unsere Kunst geistig-aristokratisch geworden, dem Volke entfremdet. Alle populären Wirkungen sind als minderwertig gestempelt und werden grundsätzlich gemieden. Die fabulierende Phantasie wird kritisch gewaltsam niedergehalten. Die einst von Scott gewiesene Bahn, auf der im vorigen Jahrhundert unsere Romanliteratur entstanden, ist gesperrt und dafür an den Goetheschen psychologischen Roman, der gar kein Roman im herkömmlichen Sinne ist, angeknüpft worden — daran ändert auch nichts, daß ihn die Heimatkunst zum Milieu-Roman erweitert hat.

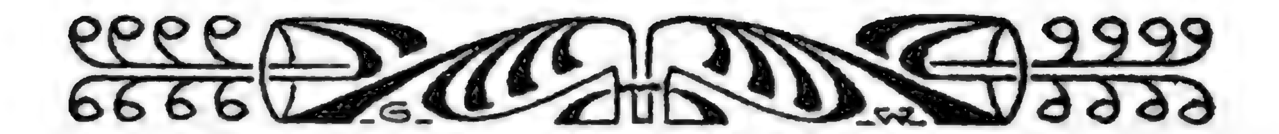
So kommt es, daß unsere besten Schriftsteller heute einen Volksroman, wie ihn die Kolportage brauchen kann, entweder nicht schreiben können oder nicht schreiben wollen. Das hat dem Verein sein erstes und ebenso ein zweites Preisausschreiben mit sehr hohen Honorarsätzen bewiesen, die ergebnislos verliefen; ein dritter engerer Wettbewerb, zu dem eine größere Zahl der besten aus den zeitgenössischen Romanschriftstellern eingeladen worden sind, hat wenigstens erwachenden guten Willen gezeigt, bis zum Herbst wird sich zeigen, ob ein paar aussichtsvolle Entwürfe den ersehnten brauchbaren Originalroman zeitigen. Anderenfalls wird man genötigt sein, sich mit älteren Romanen zu behelfen, für die das Hintertreppen-Publikum inzwischen reif geworden ist.

Indessen weisen diese Schwierigkeiten doch dringend darauf hin, für alle Fälle auch die zweite Art Kolportagematerial baldigst in Betracht zu ziehen: eine populäre Zeitschrift auf dem Grunde der Vereinstendenz. Es schweben da bereits Verhandlungen mit großen Buchhändlerfirmen, die das Schaffen einer solchen in nahe Aussicht stellen, sogar ohne das Budget des Vereins zu belasten. Die Zeitschrift hat den Vorzug, durch ihre Mannigfaltigkeit des Erfolges sicherer zu sein, da sie nicht wie der Roman auf nur eine Karte setzt: die ersten Lieferungen entscheiden hier sofort über Sein oder Nichtsein.

Man sieht, es ist hier etwas im Werden, dessen Gelingen von der werktätigen Teilnahme des gebildeten Publikums in hohem Maße abhängig ist. Sie ist dem Unternehmen dringend zu gönnen. Die moralische wie ästhetische Säuberung des Augiasstalls, Hintertreppenliteratur genannt, bedeutet für die Volksgesundheit in geistiger Hinsicht dasselbe, wie die eingreifenden modernen Hilfen im Punkt der körperlichen Hygiene. Außerdem wird die Lotterie eine Menge guter Literatur unter die Gebildeten streuen, die sie sonst — — nicht kaufen! Die eine Mark für ein Los ist für recht viele erschwinglich und die Niete schlimmstenfalls nicht sehr schmerzhaft.

Es wäre schwer bedauerlich, wenn man schließlich auch dieser zweiten großen Anstrengung ein Grabkreuz setzen müßte.

Lose! Lose! Wer kauft?



Zur Unteroffizierfrage.

Von

v. Duvernoy.

Wir dürfen wahrhaftig mit Stolz auf die tapferen Taten und die großen Mühen und Entbehrungen unserer Krieger in den Kolonien und besonders in Südwestafrika blicken, denn der dort von unseren Soldaten bewiesene Heldenmut zeigt, daß wir noch immer über ein vorzügliches, mit allen kriegerischen Tugenden ausgerüstetes Menschenmaterial verfügen und wir müßten sehr töricht sein, wollten wir nicht alle Mittel aufbieten, dieses Material zum Schutze unseres Vaterlandes möglichst vollkommen auszubilden. Daß zu einer derartigen Ausbildung neben unserem vorzüglichen Offizierkorps auch ein ebenso tüchtiges Unteroffizierkorps gehört, unterliegt wohl keinem Zweifel.

In einem vor einigen Monaten in den „Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine" unter dem Titel: „Militäranwärter und Kapitulantenbildung" erschienenen Aufsatze bespricht Gustav Adolf Erdmann diese Frage zwar eingehend, erörtert sie aber doch nur von einem einzigen Gesichtspunkte aus, während deren eine ganze Reihe sind. Er sucht die Ursachen der Kapitulantennot fast nur in den Schwierigkeiten, die die Unteroffiziere bei ihrem Übergange zur Zivilversorgung haben, wobei die Kenntnisse, die sie sich im Kapitulanten-Unterricht erwarben, häufig nicht ausreichten und sie sich dann einer Abweisung von seiten der Zivilbehörden aussetzten. Obgleich das erwähnte Übel schon seit einer Reihe von Jahren bestünde, habe man bisher vergebens nach Abhilfe ausgeschaut; nur einmal 1901 habe das preußische Kriegsministerium, durch die Klagen verschiedener Behörden über mangelhafte Vorbildung der Kapitulanten aufmerksam geworden, den Anlauf dazu genommen, den völlig in der Luft schwebenden Kapitulanten-Unterricht auf eine feste, den neuzeitlichen Grundsätzen entsprechende Grundlage zu stellen. Jedoch bei diesem schönen Vorsatze sei es auch geblieben. Die Kostenfrage käme, selbst beim Reichstage, nicht in Betracht, und die seiner Zeit in der Presse gemachte Andeutung, daß die Kapitulanten bei besserer Ausbildung den Offizieren als Zivilanwärter Konkurrenz machen würden, sei ganz unhaltbar. Dagegen sei die Tatsache höchst befremdlich, daß der Reichstag, obgleich er sich schon wiederholt eingehend mit der Frage beschäftigte, die Bildungsfrage niemals angeschnitten habe und es wäre in der Tat wünschenswert, endlich einmal einen Teil der Zeit, die alljährlich mit den unaufhörlichen Mißhandlungsdebatten vergeudet würde, auf dieses Thema zu verwenden.

Zunächst werden die materiellen Ursachen, d. h. die Besoldungsfrage ganz in Abrede gestellt. Es falle in Wirklichkeit keinem unverheirateten

Unteroffizier ein, mit einem scheinbar besser bezahlten Arbeiter tauschen zu wollen, denn für alle notwendigen Dinge sei bei ihm gut und reichlich vorgesorgt und eine Erhöhung der Löhnung würde voraussichtlich nur dazu dienen, die Lebensansprüche unnütz zu steigern und in den meisten Fällen lediglich für Bier und Zigarren Verwendung finden. Die Tatsache, daß weder die Dienstprämie noch die Einkommenserhöhung im Jahre 1904 einen auch nur merkbar günstigen Einfluß auf die Kapitulantenfrage ausgeübt hätten, beweise, daß mit Geld allein die Frage nicht zu lösen sei. Gewiß ist dies unbedingt zuzugeben, aber daß die Gehaltsfrage so ganz und gar keine Rolle spielen soll, diesen Satz möchte ich doch nicht unterschreiben. Beim jüngeren Unteroffizier genügt die Bezahlung zweifellos; sie ist sogar reichlich, wenn man in Betracht zieht, daß er für Kleidung und Wohnung nicht zu sorgen braucht. Aber der ältere Mann will doch auch auf sein Vergnügen etwas verwenden, abgesehen vom Bier- und Tabaksgenusse, und dafür reicht die Löhnung nur knapp, wenn er keine Zulage von Hause hat. Diese noch anzunehmen, wird aber gerade dem älteren Unteroffizier oft recht schwer. Auch dem noch immer grassierenden Übel, daß sich die Unteroffiziere von Untergebenen freihalten lassen, würde eine Verbesserung der Gehaltsverhältnisse am wirksamsten steuern. Darum würde ich es für wünschenswert halten, daß die Höhe des Einkommens innerhalb der Charge in Gestalt von Alterszulagen zunähme. Die Denkschrift betreffend die Besserstellung der Unteroffiziere vom 1. Oktober 1906 ab, die dieses Jahr dem Reichstage unterbreitet worden ist, faßt eine solche Aufbesserung der Besoldung auch ins Auge. Sie will das durch den Etat von 1904 den etatsmäßigen Schreibern und Zeichnern bewilligte Einkommen der Vizefeldwebel sämtlichen Unteroffizieren gewähren, die eine aktive Dienstzeit von 9 Jahren haben. Ebenso sollen die 5½ Jahre dienenden Unteroffiziere die Löhnung als Sergeanten erhalten, auch wenn für sie noch keine solche Stelle frei ist. Damit soll dem vorzeitigen Ausscheiden tüchtiger und brauchbarer Unteroffiziere vorgebeugt werden, das meist lediglich aus dem Grunde geschieht, weil sie in anderen Berufen ein den allgemeinen Lebensbedürfnissen und ihrem eigenen Lebensalter angemesseneres Auskommen zu finden hoffen. Gewiß wird diese Maßregel gute Früchte zeitigen und erfahrene und bewährte Persönlichkeiten bei der Truppe festhalten, deren wir bei den gesteigerten Anforderungen, die die kriegsmäßige Ausbildung aller Waffen stellt, so dringend bedürfen.

Ein anderer recht wesentlicher Faktor ist die dienstliche Stellung der Unteroffiziere. Der Nichtsoldat läßt es sich ja gar nicht träumen, wie schwer und aufreibend dieser Dienst mit seiner bei Tag und Nacht auf ihm lastenden Verantwortlichkeit und in Anbetracht der strengen militärischen Disziplin ist. Hier erzeugt eben erfahrungsmäßig ein Übel das andere. Die Kapitulantennot zwingt dazu, verhältnismäßig junge Unteroffiziere frühzeitig zu befördern, ehe sie die für ihren Dienst so nötige Erfahrung haben können. Aus diesem bedauerlichen Mangel an Diensterfahrung ent-

springt leider nur zu oft für den Vorgesetzten die Veranlassung, den Unteroffizier vor der Front zu tadeln und, auch das sei zugegeben, zuweilen in wenig taktvoller Art. Wenn auch der einsichtsvolle Soldat ein im Dienste rasch hingeworfenes Wort nicht auf die Goldwage zu legen gewohnt ist, so schaden öftere Rügen dennoch dem Ansehen des Vorgesetzten in den Augen der Untergebenen und untergraben zu guter Letzt seine Autorität. Bei alledem ist in Betracht zu ziehen, daß heutzutage die Mannschaften bedeutend schwieriger zu behandeln sind, als vor 30—40 Jahren. Daß die vorbestraften Leute sich mit jeder neuen Rekruten-Einstellung vermehren, weist eine Statistik nach, die der Geheime Justizrat Schmölder, Oberlandesgerichtsrat in Hamm, im Novemberheft der Deutschen Juristenzeitung veröffentlicht, und wobei er für eine Änderung der Bestimmungen über die Wehrpflicht der Verbrecher eintritt. Er führt dabei nachstehende Beispiele als Belege dafür auf, daß es sich der allgemeinen Kenntnis völlig entzieht, wie groß die Zahl der vorbestraften Rekruten ist. Nur gelegentliche Gerichtsverhandlungen, bei denen die Vorstrafen der Angeschuldigten bekannt werden, zeigen, was für schwere Verbrecher oft zum ehrenvollen Waffendienste ausgehoben, was für vorbestrafte Subjekte der Truppe zur Ausbildung und Erziehung übergeben werden. So wurde im Sommer 1903 bei einer Gerichtsverhandlung in Hannover festgestellt, daß ein des Mordes angeklagter Soldat vor seiner Einstellung schon zweimal wegen Diebstahls und einmal wegen Straßenraubes vorbestraft war. Die Kreuzzeitung berichtete im Februar 1904, daß in den Jahren 1900—1902 in einem brandenburgischen Regiment 12 schwere Verbrecher eingestellt worden waren, von denen der eine bereits 7 mal wegen Diebstahls mit im ganzen 46 Monaten Gefängnis bestraft war. Ein anderer war schon 9 mal gerichtlich wegen Bettelns, Landstreichens, Führens eines falschen Namens, Hehlerei und Unterschlagung bestraft. Daß solche Leute rückfällig werden, sei mit Sicherheit anzunehmen. Sie verdürben durch ihre unverbesserliche Neigung zum Verbrechen den guten Ruf des Heeres.

Schmölder sagt, daß nach der „Kriminalstatistik für das deutsche Reich" die verbrecherische Gewalttätigkeit im Alter von 18—21 Jahren beim männlichen Geschlechte in jähem Sprunge ihre höchste Zahl erreiche. Er führt diese Erscheinung darauf zurück, daß in unseren großen Städten die jugendlichen Zuhälter und Rowdys in ihrer Zügellosigkeit nichts auf der Welt so sehr fürchten, wie die eiserne Disziplin, die ihrer beim Militär harrt. Die schweren Strafen erwecken bei ihnen keine Hemmungsvorstellungen, weil sie den Ausschluß aus Heer und Marine zur Folge haben. Mitunter macht ihnen allerdings der Richter einen Strich durch die Rechnung, indem er mildernde Umstände annimmt und anstatt auf Zuchthaus auf Gefängnis erkennt, um so den Ausschluß vom Heeresdienst zu vermeiden. Diese Maßregel des Richters bezeichnet Schmölder selbst als bedenklich, da jene Rowdys und Zuhälter, wenn sie in die Armee eingestellt werden, ihr noch oft dadurch allen Wert nehmen, daß sie als Soldaten oder Deserteure vielfach Ver-

brechen begehen, die mit Zuchthaus oder Entfernung aus dem Heere bestraft werden müssen.

Daß dann solche Gewohnheitsverbrecher selbstverständlich lauter „waschechte Genossen“ abgeben oder sich zum wenigsten als solche aufspielen, ist ja ohne weiteres klar. Ebenso selbstverständlich aber ist, daß gerade derartige Leute sich mit besonderer Vorliebe den Unteroffizier aussuchen werden, um ihn mit Absicht aufzubringen, der infolge eines oder mehrerer erhaltener Verweise zuvor gereizt worden ist. Das ist erfahrungsmäßig gar keine Seltenheit.

Gott sei Dank, hat der Unteroffizier bei uns keine Strafgewalt, wie in Frankreich, wo in Bezug auf Disziplinwidrigkeiten viel mehr Ausschreitungen vorkommen, als in unserer Armee. Aber die recht segensreiche Einrichtung der regelmäßigen Strafbücherrevision durch die höheren Vorgesetzten hat, wie alle menschlichen Einrichtungen, auch ihre Schattenseiten. Eine davon ist unstreitig die, daß von falschem Ehrgeiz beseelte Hauptleute oder Rittmeister zuweilen nicht gerne strafen, weil sie in der letzten Zeit viel Strafen eingetragen haben und befürchten, Ausstellungen zu erhalten. Manche höhere Vorgesetzte pflegen ja auch die Disziplin lediglich und ganz unrichtigerweise nach der Anzahl der verhängten Strafen zu beurteilen.

Infolge der erwähnten Praxis mancher Kompagnie- usw. Chefs wird der Unteroffizier zuweilen dem Untergebenen gegenüber in eine ganz schiefe Lage gebracht, die ihm die Freudigkeit an seinem Berufe rauben muß, denn sein Ansehen leidet unter solchen Einwirkungen ebenso sehr wie sein Ehrgefühl. Wenn er sich dann aber in berechtigter Erregtheit zu einer Mißhandlung des Untergebenen hinreißen läßt, so wird er nicht nur hart bestraft, sondern in den weitaus meisten Fällen ist auch die Frucht jahrelanger treuer Pflichterfüllung verscherzt, denn der Truppenteil wird nicht mehr mit ihm kapitulieren und ein fremder Truppenteil wird dies noch viel weniger tun. Nicht selten enden gerade die sonst brauchbarsten und energischsten Unteroffiziere, durch die Unverschämtheit eines Mannes gereizt, auf diese Weise. Was wird dann aus einem solchen Manne? Wenn es gut geht, eine verkommene Existenz oder vielleicht mit der Zeit ebenfalls ein Sozialdemokrat. Zweifellos müssen systematische Mißhandlungen strenge bestraft und ihre Urheber aus dem Unteroffizierstande entfernt werden, aber umgekehrt müßte eine solche Tat, die durch die Unverschämtheit eines Untergebenen provoziert wurde, mit der gerichtlichen Strafe ein für allemal abgetan sein und dürfte keine weiteren nachteiligen Folgen mehr nach sich ziehen. Die Aushändigung des Zivilversorgungsscheines dürfte von einer solchen im Affekt begangenen Mißhandlung niemals abhängig gemacht werden.

Eine weitere Frage von gar nicht so untergeordneter Bedeutung, wie es auf den ersten oberflächlichen Blick den Anschein haben mag, ist der Umstand, daß die älteren Unteroffiziere nur in dem Falle ständigen Urlaub haben, wenn sie das Offizierseitengewehr tragen, d. h. den Rang eines Feldwebels oder Vizefeldwebels bekleiden. Die anderen haben nur eine

Stunde länger Urlaub als die Mannschaften. Nun kann der Kompagniechef zwar dauernden Urlaub erteilen, aber die Folge der erwähnten Maßregel ist, daß die Sache zum mindesten sehr verschieden gehandhabt wird. Wie häufig kommt der Fall, besonders in größeren Standorten vor, daß einem älteren Unteroffizier ein längerer Urlaub dringend erwünscht wäre, aber nun mit Rücksicht auf die zurückzulegende Entfernung oder andere Verhältnisse schlechterdings nicht mehr zu erhalten ist. Es muß deshalb der Unteroffizier entweder die Spöttereien der Gesellschaft, in der er sich befindet, über sich ergehen lassen, oder er läßt sich eine Urlaubsüberschreitung zu schulden kommen, die ihm eine Bestrafung einträgt. Auch solche Bestrafungen können das Ansehen des Vorgesetzten beeinträchtigen, denn nur zu häufig erfahren die Untergebenen davon. Darum müßten sämtliche älteren Unteroffiziere ständigen Urlaub bis zum Wecken haben. Sollte ausnahmsweise einmal der Fall vorkommen, daß ein solcher sich dieser Vergünstigung nicht würdig erzeigte, so hat die Disziplinarstrafgewalt genügende Mittel, sie ihm zu entziehen.

Im Interesse des Dienstes galt es bisher in allen Garnisonen als Regel, daß die jüngeren Unteroffiziere zur Beaufsichtigung ihrer Untergebenen mit diesen zusammen in demselben Raum wohnten. Um sie nun aber der fortgesetzten Beobachtung der Mannschaften zu entziehen, wurden durch Mannschaftsschränke oder leichte Tapetenwände in Schrankhöhe sogenannte Abschläge hergestellt. Diese Einrichtung ist z. B. bei sämtlichen württembergischen Truppenteilen schon seit vielen Jahren üblich. Sie hat aber unstreitig den großen Nachteil, daß sie die Aufstellung der Mannschaftsgeräte ungünstig beeinflußt, indem sie den Zutritt von Licht und Luft hindert und andererseits den beabsichtigten Zweck doch nur sehr unvollkommen erfüllt. Das Zusammenwohnen von Unteroffizieren und Mannschaften bedingt nicht allein unliebsame Störungen beider Teile in den dienstfreien Stunden, es hat vor allem auch disziplinare Schäden im Gefolge. Der Entwurf zum diesjährigen Militäretat sieht darum eine grundsätzliche Trennung der Unteroffiziere von den Mannschaften vor. Bei der Garde, sowie bei einzelnen Armeekorps in den Provinzen ist diese Trennung, so viel mir bekannt ist, teilweise schon durchgeführt. Sie bezweckt die Hebung des Ansehens des ganzen Standes, auch hofft man den günstigen erzieherischen Einfluß der älteren Unteroffiziere auf die jüngeren, sowie die Möglichkeit eines ungestörten Arbeitens für den Kapitulantenunterricht. Auf den Mannschaftsstuben würden dann durchweg Gefreite als Stubenälteste funktionieren. Die Anordnung der Unteroffizierstuben ist indessen derart geplant, daß sie immer zwischen zwei Mannschaftsstuben liegen würden und durch in den Türen angebrachte Scheiben die stete Beaufsichtigung der Mannschaften zuließen für Fälle, in denen die Gefreiten ihre Autorität als Stubenälteste nicht aufrecht zu halten vermöchten.

Ferner beabsichtigt man, die Anzahl der Familienwohnungen zu vermehren, sie besser auszustatten und die Gebührnisse an Feuerungsmaterial zu erhöhen. In fast allen größeren Standorten ist ein großer Teil der verheirateten Unteroffiziere genötigt, außerhalb der Kaserne zu wohnen.

Die ortsüblichen Mieten übersteigen aber das Servis meistens recht bedeutend. Die Folge ist, daß die gemieteten Wohnungen entweder räumlich ungenügend sind oder in Stadtgegenden gewählt werden, die in unangenehmer und bedenklicher Nachbarschaft liegen. Sodann nimmt der Entwurf eine Erweiterung der Unteroffizierspeiseanstalten in Aussicht, namentlich die Angliederung eines Lese- und eines Spielzimmers, so daß die Unteroffiziere sich darin wohl fühlen und weniger nötig haben, Wirtshäuser aufzusuchen, wo sie entweder zweifelhafte Gesellschaft treffen, oder für ihre Beköstigung Preise bezahlen müssen, die ihre Einkommensverhältnisse übersteigen.

Nun sind, um alle Seiten der Frage gewissenhaft zu beleuchten, die guten Zivilversorgungen für Militäranwärter gar nicht so dünn gesäet, wie mancher glaubt. Zum Beispiel im Bereiche des Gardekorps gehören die Küsterstellen, die Stellen als Friedhofsinspektoren in Berlin und viele andere, deren Einkommen das Gehalt eines Stabsoffiziers erreicht, wenn nicht übersteigt, durchaus nicht zu den Seltenheiten. In der Provinz mag dies anders sein, zum Teil müssen aber auch dort derartige Stellen zu haben sein. Selbstverständlich setzen sie auch eine besondere Tüchtigkeit des betreffenden Anwärters voraus. Immerhin sind dies Ausnahmen; die Regel läßt den einigermaßen Tüchtigen doch eine recht einkömmliche Anstellung finden. Andererseits sind einzelne Unteroffiziere auch wieder gar zu wählerisch, indem sie sich z. B. durchaus auf eine Stelle in einem Ministerium oder dergleichen versteifen. Manch einen hält auch die oft ganz unbegründete Furcht vor der Prüfung, besonders vor der für das Postfach zurück. Daß jedoch der Zivilversorgungsschein in seiner heutigen Form nur ein Zugeständnis von bedingtem Werte ist, soll ohne weiteres zugestanden werden, verleiht er doch dem Kapitulanten nur das Recht, sich um eine für Militäranwärter vorbehaltene Stelle zu bewerben, mit Erfolg wird er dies aber nur dann können, wenn seine Kenntnisse und Fähigkeiten für diese gewünschte Stelle auch ausreichen. Ich will auch ohne weiteres zugeben, daß es im letztgenannten Falle ungefähr dasselbe sei, wie wenn man jemandem, der nicht reiten kann und keine Zeit hat, es zu erlernen, ein schönes Reitpferd schenkt.

Zugegeben ferner, daß die Bildungsnot der Kapitulanten im Hinblick auf die immer höher steigenden Anforderungen, die das gegenwärtige Leben an jeden Menschen, nicht zuletzt an den Beamten stellt, sehr groß ist. Ich kann in dieser Hinsicht ebenfalls nur wieder von meinen Erfahrungen, die ich als Kompagniechef in einem württembergischen Regimente gemacht habe und die allerdings um zwölf Jahre zurückliegen, sprechen. In jener Zeit habe ich allgemeine Klagen über diese Bildungsnot nicht oder nur in Ausnahmefällen vernommen. Es mag ja sein, daß sich die Verhältnisse innerhalb dieses Zeitraumes bei unserem raschen Leben zum Nachteile für die Kapitulanten verändert haben, aber so sehr doch wohl nicht. Die Volksschulbildung ist im Durchschnitt wohl etwas besser in Südwestdeutschland, als in den östlichen Provinzen. Doch auch im Betriebe des Kapitulantenunterrichtes muß ein ganz wesentlicher Unterschied bestehen, je nachdem sich die höheren Vor-

gesetzten dafür interessieren. Wenn aber dieser Unterricht, zu dem die Truppenteile über reichliche Mittel verfügen, richtig geleitet wird, so kann es doch nur selten vorkommen, daß ein Militäranwärter nach etwa neunjähriger Dauer dieses Unterrichtes seine Fähigkeiten selbst noch so wenig richtig beurteilt, daß er erst kurz vor der Bewerbung um eine Anstellung an der Hand mehr oder weniger geeigneter Lehrmittel sich selbst vorzubereiten sucht. Dabei muß ich allerdings wieder von meinen in Württemberg gemachten Erfahrungen ausgehen, wo den ganzen Winter hindurch sämtliche den Kapitulantenunterricht besuchenden Unteroffiziere alle Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittage für diesen Unterricht frei von jedem Dienste in der Kompagnie waren.

Freilich hat die zweijährige Dienstzeit der Fußtruppen auch den Dienst des Unteroffiziers bedeutend erschwert und die Funktionsunteroffiziere, wenigstens der Kammer- und Schießunteroffizier werden kaum mehr die Zeit finden, den Kapitulantenunterricht mit Erfolg zu besuchen, wenigstens die dafür notwendigen Arbeiten stets rechtzeitig anzufertigen.

Wenn der Anwärter sich jedoch erst unmittelbar vor Bewerbung um eine Anstellung, noch dazu an der Hand zweifelhafter Lehrmittel vorbereitet, so kann allerdings nichts anderes dabei herauskommen, als daß der Unglückliche schließlich das Lernen als etwas für ihn ganz unmögliches aufgibt, oder sich in einem Privatunterricht, der lediglich mit Rücksicht auf Billigkeit ausgesucht ist, vorzubereiten sucht. Aber Stellen mit 1000 oder 1200 Mark Anfangsgehalt hat er deshalb doch nicht nötig anzunehmen, wenn er den Kapitulantenunterricht jahrelang mit nur einigem Erfolge besucht hat. Es sind bei Provinzial- wie Zentralbehörden ja eine Menge besser dotierter Stellen vorhanden, die ihm offen stehen, und im Notfalle kann er doch noch eine Zeit lang bei der Truppe bleiben, wenn sich nicht sofort eine passende Stelle für ihn finden sollte.

Die Lehrmittel und die darauf bezügliche Literatur sind allerdings zum großen Teile minderwertige Spekulationsware. Aber wer heißt denn den Anwärter sie wahllos kaufen? Jeder Kompagniechef wird ihm zweifellos in dieser Beziehung gerne mit seinem Rate zu Hilfe sein. Außerdem wäre auf diesem Gebiete die im Verlage der Liebelschen Buchhandlung zu Berlin erscheinende Unteroffizier-Zeitung zu nennen, deren Kosten nach einem Erlasse des Königlich preußischen Kriegsministeriums aus Kompagniemitteln bestritten werden dürfen. Sie bringt eine Menge interessanten Lesestoffes für den Kapitulanten und ist in Bezug auf die Lehrmittel, die sie empfiehlt, unbedingt zuverlässig.

Aber die Verschiedenheit, mit der der Unterricht bei den Truppen betrieben wird, berechtigt zweifellos zu der Forderung, daß er auf den beiden höheren der drei dafür vorgeschlagenen Stufen einer Zentralisation bedarf. Es müßte ihm ein pädagogischer Fachmann vorstehen, und er müßte durchweg von Berufslehrern erteilt werden. Einzig die niedrigste Stufe dürfte der Aufsicht des Truppenteiles selbst unterstehen. Denn der Unterricht der höheren

Stufen hat mit dem Militärwesen durchaus nichts zu tun; er wäre demnach auch am besten ganz von ihm loszulösen. Die Zahl der Schüler für diese höheren Stufen auf 40 Mann per Klasse zu bemessen, erscheint mir dagegen zu hoch. Ich würde als Maximum 30 vorschlagen. Die übrigen technisch-pädagogischen Einzelheiten übergehe ich als überflüssiges Beiwerk. Wer sich für sie interessiert, mag den Aufsatz in den Jahrbüchern selbst nachlesen.

Ich möchte nur noch die Erfolge kurz erwähnen, die sich der Herr Verfasser jenes Aufsatzes von einem in dieser Art geregelten Unterrichte verspricht. Selbstverständlich erklärt er die Zahl von etwa neun Unterrichtsstunden in der Woche, also im Jahre etwa 300 Stunden für zu kurz, um damit bei den meisten Teilnehmern eine ganz tadellose Bildung zu erreichen. Man werde sich mit dem Erreichbaren begnügen müssen. Die Zweifler möchten bedenken, daß vielfach doch nur verstaubte Kenntnisse und Fähigkeiten wieder aufzufrischen und nicht völlig neu zu übermitteln seien. Jedenfalls höre infolge eines solchen zielbewußten Unterrichtes das planlose Herumprobieren des Autodidakten auf, mit dem soviel Zeit vergeudet und nichts erreicht werde, als daß sich bei dem Lernenden bald Niedergeschlagenheit oder Zerfahrenheit einstelle. Die Hauptsache aber sei, daß sich die Anwärter wieder an dauernde geistige Arbeit gewöhnen und so in gewissem Grade geistig gewandt würden. Sie ersparten den Behörden, bei denen sie sich zum Eintritt meldeten, vielen Verdruß und sich selbst sicher manche peinliche Lage. Jedenfalls würden die Militäranwärter wenigstens nicht mehr unter der durchschnittlichen Volksbildung stehen und kein Gegenstand bedauerlichen Achselzuckens mehr sein. Vor allem aber sei es strebsamen Naturen ermöglicht, auf der Grundlage der so aufgefrischten Allgemeinbildung mit Erfolg weiter zu bauen, da durch die Ergebnisse des Unterrichtes die Lust am Weiterstreben und das Vertrauen auf die eigenen Geistesfähigkeiten gewachsen sein würden. Der Staat aber habe nach allen Richtungen den größten Vorteil, den er sich mit verhältnismäßig geringen Aufwendungen sichern könne.

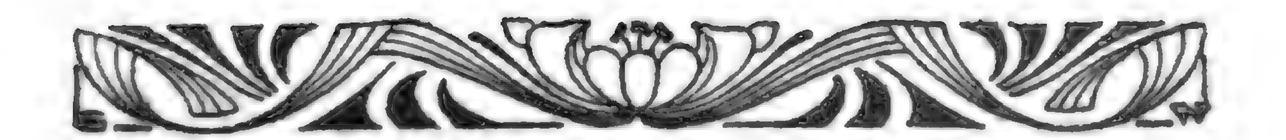
Ein weiterer großer Übelstand, der meines Wissens in der Presse noch niemals besprochen wurde, ist der, daß den Unteroffizieren das Heiraten viel zu leicht gemacht wird. Die Festsetzung der zu stellenden Heiratskaution von 300 Mark stammt, obgleich erst am 25. Mai 1902 erneuert, dennoch aus einer Zeit, in der die allgemeinen Lebensbedingungen sehr viel billiger waren und darum die Ansprüche an das Leben bei weitem bescheidener gewesen sind. Gewiß, es ist etwas wunderschönes um die Selbstzucht, aber kein Mensch kann ganz aus seiner Haut heraus. Wir dürfen also auch vom Unteroffizier nicht verlangen, daß er sich stets nur den Mund mit dem Ärmel abwische, wenn er sieht, daß andere Familien besser leben, als er mit den Seinen. Heute müßte die zu stellende Kaution mindestens 2000 Mark betragen. Das wäre ein nicht zu unterschätzendes Mittel, um die gesellschaftliche Stellung des Unteroffiziers ganz wesentlich zu heben und dem sogenannten „Sichverplempern“ vorzubeugen, das dem gesamten Stande so sehr schadet. Es soll damit durchaus nicht behauptet werden, daß ein armes

Mädchen nicht ebenso ehrenhaft sein könne wie ein reiches. Aber in unserer materiell veranlagten Zeit ist der Mangel der größte Feind des häuslichen Friedens, und die trotzdem zufrieden zu leben im stande sind, sind eben Ausnahmenaturen, mit denen man nicht rechnen darf. Die 300 Mark sind sehr leicht von den beiden Brautleuten zusammenzubringen, wenn sie einigermaßen sparsam sind. Aber mit dieser verhältnismäßig kurzen Prüfungszeit ist das Schwerste längst nicht überwunden. So lange die Leutchen jung und gesund sind, geht es ja zur Not ohne allzugroße Entbehrungen; ja die Frau kann sogar noch etwas zuverdienen. Stellen sich aber erst Kinder ein, oder wird die Frau sonst leidend, dann hört dieser Nebenverdienst nicht allein auf, sondern die Ausgaben wachsen und stehen mit den Einnahmen in genau umgekehrtem Verhältnis. Wenn dann Schulden gemacht werden müssen, so geht es reißend bergab und die wenigsten haben Selbstbeherrschung genug, solchen Verhältnissen gegenüber in treuer Liebe beieinander auszuhalten. Der Regimentskommandeur darf die Erlaubnis zur Verheiratung nicht verweigern, wenn nicht zwingende dienstliche Gründe dazu vorliegen. Derartige Hindernisse werden bei älteren Unteroffizieren sich nur in seltenen Fällen finden lassen. Man wende nicht ein, daß die höhere Kaution den Unteroffizier, der einmal entschlossen ist, sich zu verheiraten, nicht abhalten werden, dies dennoch zu tun. Ist einmal die unumstößliche Bestimmung gegeben, so wird er auf vernünftige Vorstellungen seines Vorgesetzten schon hören. Wenn nicht, dann müßte er eben den Rock ausziehen und auf den Zivilversorgungsschein verzichten. Das wird die Mehrzahl zur Einsicht bringen, und mit einzelnen verschwindenden Ausnahmen können wir nicht rechnen.

Zum Schluß möchte ich noch eine Mobilmachungsfrage streifen. Der Mangel an Offizieren, an dem die gesamte Infanterie krankt, läßt sie immer brennender werden: wie kommen wir im Falle eines Krieges mit der Besetzung der Zugführerstellen aus? Es fehlen fast bei jedem Infanterieregiment, gleichgültig, ob es einen bevorzugten Standort hat oder nicht, ungefähr 6—8 Offiziere. Demnach wird eine Kompagnie, nach allen Abgaben an Reserve- und Landwehrformationen nicht mehr als 2 Stellen mit Berufsoffizieren besetzen können. Die Leistungen der Reserve- und Landwehroffiziere in allen Ehren, aber ich möchte den sehen, der behaupten wollte, daß ein solcher Offizier unter den heutigen auf die Nerven gehenden Verhältnissen seine Kompagnie in den ersten Tagen eines Feldzuges ebensogut führen werde, wie ein Linienoffizier. Gewiß, wenn er erst Gelegenheit gehabt hat, sich einzuüben, also nach Verlauf einiger Wochen wird dies ebenfalls gehen. Bei fast allen Regimentern wird diese Aufgabe aber an mehrere Offiziere des Beurlaubtenstandes gleich in den ersten Tagen eines Krieges herantreten. Dann werden ihm, wenn er besonderes Glück hat, zwei blutjunge Linienoffiziere zur Seite stehen, deren Erfahrung gleichfalls auf recht schwachen Füßen ruht. Da wären alte erfahrene Zugführer in Gestalt erprobter Unteroffiziere recht wohl am Platze. Warum greifen wir also bei

der Infanterie nicht zu demselben Mittel, um uns solche Kräfte für den Mobilmachungsfall im voraus zu sichern, indem wir von einer Einrichtung Gebrauch machen, die es bei der Marine in Gestalt der Deckoffiziere längst gibt? Diese stehen als besondere Klasse zwischen dem Offizier und dem Unteroffizier. Mag man diese Klasse dann „Feldwebelleutnants" nennen, oder einen anderen Namen für sie erfinden; die Hauptsache wäre, daß sie eine besondere Klasse bilden würde, die über den Feldwebeln und Vizefeldwebeln stünde. Sie müßte eine vom Offizier nur wenig abweichende Uniform tragen und im Gehalt den Leutnants etwa gleichgestellt sein. Für derartige Stellen würden sich gewiß Persönlichkeiten finden, die unter den heutigen Verhältnissen überhaupt nicht kapitulieren, weil sie sich in anderen Stellungen wohler fühlen. Diese Leute müßten etwa zwei Jahre als Vizefeldwebel praktischen Dienst getan haben, dann auf einer besonderen Schule, ähnlich der Oberfeuerwerkerschule, einen etwa einjährigen Lehrkursus absolvieren und könnten dann zu Feldwebelleutnants befördert werden. Ihre Dienstzeit bei der Truppe müßte aber mindestens 16—18 Jahre dauern und dann müßte sie eine entsprechend bessere Zivilanstellung schadlos halten oder sie müßten im Falle der Invalidität die Einkünfte des Leutnants als Ruhegehalt beziehen. Ich bin fest überzeugt, daß sich eine genügend große Anzahl solcher Feldwebelleutnants binnen einiger Jahre für die Infanterie heranbilden ließe, um für jede Kompagnie wenigstens zwei zur Verfügung zu haben. Im Frieden könnten diese Feldwebelleutnants die wenigen Offiziere wirksam von einem Teil des Frontdienstes entlasten, der diese jetzt über Gebühr in Anspruch nimmt. Hierdurch hätten die älteren Subalternoffiziere Gelegenheit, sich durch entsprechendes Fachstudium wissenschaftlich weiterzubilden, ein Punkt, der jetzt, wollen wir ehrlich sein, ebenfalls sehr im Argen liegt. Denn woher soll ein Offizier hierzu noch Zeit und Lust nehmen, wenn er Tag für Tag totmüde vom praktischen Dienste nach Hause kommt? Darüber ließe sich ein besonderes Kapitel schreiben.

Ich schließe diese Betrachtungen mit dem lebhaften Wunsche, daß der deutsche Reichstag sich demnächst einmal intensiv mit dieser brennenden Frage beschäftigen und wie schon bemerkt, lieber auf das längst ausgedroschene Stroh der Mißhandlungsdebatte ganz oder zum Teil verzichten möge, um endlich diese wichtige Materie einmal erschöpfend zu beraten. Dies hieße allerdings für die „zielbewußten Genossen" auf ein bevorzugtes Lieblingsthema und Steckenpferd verzichten, und sich einmal tatsächlich an der Beratung des Wohles der Armee beteiligen und dafür werden sie wohl schwerlich zu haben sein. Aber wenn sämtliche national gesinnten Parteien einig zusammenstünden, so müßte der Zweck doch auch zu erreichen sein. Zeigte es sich bei den Verhandlungen über den Zolltarif und verschiedenen anderen Gelegenheiten deutlich genug, daß, wenn nur diese Parteien einig sind, die Sozialdemokraten allein nichts durchzusetzen vermögen.



Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

18. März 1906.

Der Monat, der hinter uns liegt, hat an keiner Stelle zu großen Entscheidungen geführt. Noch tagt die Konferenz in Algeciras und über die beiden vornehmsten Fragen, die zur Verhandlung stehen, die Polizeireform und die Bankfrage, ist eine Verständigung nicht erzielt worden. Deutschland ist, indem es sich einem österreichischen Vermittelungsantrage anschloß, unserer Meinung nach bis an die äußerste Grenze der möglichen Zugeständnisse gegangen. Man wartet des Erfolges, und wenn diese Zeilen dem Leser vor Augen kommen, wird er das Ergebnis kennen. „Kein Sieger und keine Besiegte", so hat Fürst Bülow seinerzeit sein Programm formuliert, und so hoffen wir, wird der Ausgang sein. Im wesentlichen ist es, trotz des internationalen Charakters der Konferenz, eine Streitfrage zwischen Deutschland und Frankreich, und wir verkennen nicht, daß derartige Probleme sich stets bei üblem Willen bis zum Konflikt zuspitzen lassen. Diesen üblen Willen erkennen wir in einem Teil der französischen Presse, die sich offenbar das Ziel setzt, eine Revanche für den Fall Delcassés zu holen. Sie ist in ihrer Zuversicht wohl sicher bestärkt worden durch die auffallende Auszeichnung, die König Eduard VII. bei seinem Besuch in Paris dem gefallenen Minister zu Teil werden ließ, aber wir glauben trotzdem nicht, daß sie mit ihrem intransigenten Treiben recht behalten wird. Die ungeheure Masse der Franzosen fürchtet nichts mehr, als einen Konflikt mit Deutschland und weiß sehr wohl, daß, wenn wir ihn nur gezwungen auf uns nehmen, denn bei uns gibt es die Kriegspartei nicht, welche die französische Phantasie erfunden hat, wir ihn doch mit bitterem Ernst durchfechten würden. Deshalb scheint es uns auch mindestens sehr unklug, wenn jene Presse unter stetem Hinweis auf die angeblich sichere militärische Unterstützung von seiten Englands sich in fast drohendem Ton zu reden herausnimmt. Das geschriebene Wort bleibt haften, und erfahrungsmäßig werden die Entschlüsse der französischen Regierung unter dem Druck dieser künstlich überhitzten Pariser öffentlichen Meinung gefaßt. Aber, wie wir oben anführten, wir hoffen, daß das alles politische Gespenster bleiben und daß schließlich der gesunde Verstand zu einem Abkommen führt, das dem Programm des Fürsten Bülow entspricht.

Seit dem 8. März gibt es kein Ministerium Rouvier mehr. Es ist an der leidigen Frage der Aufnahme der Kircheninventare gestürzt, die als unerläßliche Konsequenz der vollzogenen Trennung von Kirche und Staat in

Frankreich nicht zu umgehen war. Aber die Art und Weise, wie diese Inventaraufnahme erfolgte, erbitterte. Wir haben mehr als einmal darauf hingewiesen, daß trotz der kirchenfeindlichen Tendenz der französischen „Intellektuellen“ die Nation als solche eminent katholisch, und der französische Bauer und Kleinbürger nicht gebildet genug ist, um zwischen Inventarisierung und Konfiskation zu unterscheiden. Dazu kommt, daß die antirepublikanischen Gruppen, namentlich in den Kreisen des trotz allem noch monarchistischen Adels, die Erregung der kleinen Leute benutzen und sie zum Widerstande ermuntern. Auch der Klerus macht zum Teil die Bewegung mit, und an einer langen Reihe von Beispielen hat sich gezeigt, daß es Offiziere gibt, die lieber ihre Stellung opfern, als daß sie Kirchentüren sprengen lassen. Kurz, die Opposition ist überaus heftig, und wirkt in einzelnen Provinzen (im alten historischen Sinn) wie in der Bretagne und Vendée erregend, als handele es sich darum, Religion und ewige Seligkeit zu retten. Man mag über die Unwissenheit lächeln und über Fanatismus klagen, die Tatsache bleibt, daß es ein Fehler der Regierung war, diese Gewalten durch ihr Vorgehen zu mobilisieren, und so erklärt es sich, daß ein unglücklicher Zwischenfall — ein Schuß in einer Kirche — das Ministerium Rouvier zerbrach. Die Niederlage in der Kammer, die ihm eine Koalition heterogener Parteien bereitet hat, erfolgte am 7., am 8. hatte der neue Präsident die Demission seines ersten kurzlebigen Ministeriums angenommen, am 9. bereits konstituierte sich das neue Ministerium Sarrien, dem die Franzosen nur eine kurze Lebensdauer ankündigen. Über die Zusammensetzung dieses Kabinetts ist viel gespottet worden. Namentlich weisen die Franzosen darauf hin, daß der Ministerpräsident höchstens eine Mittelmäßigkeit sei, während sowohl der Minister des Auswärtigen Bourgeois, wie der Minister des Innern Clemenceau, große Fähigkeiten und einen hohen Ehrgeiz mitbringen. Bourgeois war von November 1895 bis März 1896 Ministerpräsident, danach 1898 Minister des Unterrichts, zeitweilig Kammerpräsident und wie unsere Leser sich erinnern, der vielbesprochene und vielredende Vertreter Frankreichs auf der Haager Friedenskonferenz, die als eine der Vorstadien des russisch-japanischen Krieges zu betrachten sein wird. Clemenceau hat seine Laufbahn im Pariser Kommunaldienst, im Parlament und in der Presse gemacht ein streitbarer Doktor der Medizin, der in der Justice und Aurore alle Regierungen bekämpft hat und nun zum erstenmal selbst seinen Sessel in einem Ministerium findet. Ehemalige Minister sind noch Poincaré, der jetzt wie schon 1894, die Finanzen übernommen hat, Leygues, der Kolonialminister, Dumergues, der Handelsminister, Barthou (öffentliche Arbeiten, Post und Telegraphen) und die Drei aus dem gefallenen Kabinett übernommenen (Etienne), Krieg, Thomsen (Marine), Ruau (Landwirtschaft). Von diesen Ministern sind nur Ruau und Bourgeois Pariser, Kriegs- und Marineminister stammen aus Algier, Clemenceau und Briand sind Bretonen. Alle Minister mit Ausnahme von dreien sind ehemalige Advokaten: Clemenceau und Thomson Journalisten, Etienne früherer Eisenbahninspektor. In Summa bedeutet diese Komposition des Ministeriums eine weitere Schwenkung nach

links. Vor der Kammer hat es sich zur Politik Rouviers in den auswärtigen Angelegenheiten bekannt, im Innern will es mit „Vorsicht und Festigkeit" die Frage der Kircheninventarisierung fortführen. Ob beides möglich sein wird, darüber läßt sich streiten. Bis zur Stunde ist noch nichts geschehen, was nach der einen oder nach der anderen Seite hin zu einem sicheren Urteil berechtigen könnte. Aber auf einen wesentlichen Unterschied zwischen der Komposition deutscher und französischer Ministerien sei doch hingewiesen. In Frankreich wird das hohe Beamtentum von diesem Gipfel der politischen Carriere, wenn nicht prinzipiell, so doch faktisch ausgeschlossen. Daß diese, mit der dritten Republik aufgekommene Praxis sich auch auf die Besetzung der Ministerien des Krieges, der Marine und der Kolonien erstreckt, kommt uns wunderlich vor und bedarf der Feuerprobe, um sich zu rechtfertigen. In England haben gelegentlich ähnliche Experimente stattgefunden, die Regel ist dort aber doch, daß man den erprobten Fachmann in die ihm gebührende Stelle setzt und wo Ausnahmen stattfinden, rechtfertigen sie sich meist durch den besonderen Bildungsgang des Ministerkandidaten. Auch scheint uns die allgemeine politische Schulung der gebildeten Engländer höher zu stehen als die der Franzosen, ganz abgesehen davon, daß in England die politische Tradition in der Aristokratie fortlebt und von ihr auch auf die Neulinge des politischen Lebens übertragen wird. Das heutige Frankreich aber hat seine Aristokratie — wie wir nicht bestreiten wollen, zum Teil durch deren eigene Schuld — so gut wie ganz von der Mitarbeit an der Regierung des Staates ferngehalten. Daß die Tendenz dahin geht, jetzt auch aus der Armee, oder doch mindestens aus den höheren Kommandos die Aristokratie ebenfalls zu verdrängen, ist nicht zu verkennen und steht in merkwürdigem Widerspruch zu den Anschauungen des 1. Napoleon, der es für notwendig hielt, seine Generale zu Grafen und Herzogen zu machen, und gewiß hat er dabei das französische Naturell richtig in Anschlag gebracht. Wir kommen auf diesem Wege zum Schluß, daß das heutige republikanische Frankreich uns in gewissem Sinne eine Kulisse zeigt, hinter welcher ein anderes Frankreich steht, das katholisch, autoritativ und in seinen Spitzen auch sehr aristokratisch gesinnt ist. Wer aber wollte behaupten, daß das die schlechtesten Franzosen sind?

Das liberale Parlament Campbell Bannermans ist nun einen vollen Monat in Tätigkeit. Es hat ohne anerkannte Führer der Opposition beginnen müssen. Erst eine Nachwahl führte Mr. Balfour nach Westminster zurück, dann erkrankte er, und da gleichzeitig auch Campbell Bannerman und Chamberlain das Bett hüten mußten, haben die Gegner erst in den letzten Tagen die Klingen kreuzen können. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß von vornherein eine gewisse Gereiztheit in die Diskussion hineingetragen wurde. Balfour war ironisch, der Chef des Kabinetts schroff abweisend. Auch Austin Chamberlain mußte sich eine „Abfuhr" gefallen lassen. Die Verhältnisse liegen durchaus so, daß das Kabinett in der Lage ist, unbehindert zu tun, was ihm richtig erscheint, und da mag es sich durch Diskussionen und Sarkasmen nicht stören lassen. Gebunden ist es, wie wir schon in

unseren früheren Betrachtungen ausführten, durch die Erbschaft, die es übernommen hat. In Südafrika ist es ernstlich bemüht, sie abzustreifen: die Erhebung von Transvaal und Orangekolonie zu Kolonien mit eigener verantwortlicher Regierung, die Schwenkung in der Chinesenfrage, die scharfen Angriffe auf die Verwaltung Lord Milners lassen darüber keinen Zweifel. Ebenso will das neue Kabinett am Kriegsbudget sparen. Der Staatssekretär für den Krieg, Mr. Haldane, will nicht mehr als 240000 Mann in Waffen halten, im übrigen aber behält er sich vor, in Bezug auf die Minderung der Rüstungen etwa nach Jahresfrist mit seinen neuen Ideen hervorzutreten. Unsere Leser wissen, daß wir dem Gedanken einer Verstärkung der englischen Armee, die dem Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht näher trat, sympathisch gegenüberstanden, weil wir erwarteten, daß bei Durchführung dieses Gedankens die künstlich genährte Furcht vor einer Invasion schwinden werde. Aber, wie es scheint, will die Majorität der Nation von den Opfern, die mit der Durchführung dieser Pläne untrennbar verbunden sind, nichts wissen, dagegen wird der Bau der Dreadnought-Klasse der Schlachtschiffe rüstig fortgeführt. Da Japan zu demselben Typus (19000 Tons) übergeht, rechnet man in England darauf, mit Hilfe dieses Bundesgenossen erst recht die Herrschaft der Meere zu behaupten. Ein Artikel des Standard meint, die Welt sei damit in die Ära der großen Schlachtschiffe getreten und notiert, daß Deutschland 2 solcher Schlachtschiffe von 18000 Tons baue, Frankreich 6, Italien und Amerika je eines. Wir fügen hinzu, daß auch Rußland sich wie stets dem „Allerneusten" anschließen wird und daß dort der Gedanke, die zerstörte Flotte durch eine neue, bessere zu ersetzen, sehr lebendig ist.

Das japanische Bündnis, ein weiteres Erbstück des neuen Kabinetts, aber hat bekanntlich seine zwei Seiten. Wir haben gleich bei Veröffentlichung des Vertragstextes darauf hingewiesen, daß die Rückwirkung auf die indigene Bevölkerung Indiens und der übrigen englischen Dependenzen in Asien eine für Großbritannien nicht günstige sein werde. Das Selbstgefühl und die Erfolge der Japaner wirken auf die Phantasie der Inder zurück. Das zeigte sich zunächst in Anlaß der Agitation, welche die Zweiteilung der Provinz Bengalen hervorrief. Jetzt scheinen ernstere Symptome sich merklich zu machen. So schreibt die in Lahore erscheinende „Civil- and Military Gazette": „Wir wünschen nicht eine Frage wachzurufen, welche wir selbst einzuschläfern behilflich waren, aber wir können es nicht länger unterlassen, die Aufmerksamkeit der Regierung darauf zu lenken, daß die Angriffe der Eingeborenen auf britische Soldaten sich häufen. So überraschend es scheinen mag, gehen wir über glaubwürdige Meldungen nicht hinaus, wenn wir berichten, daß diese bedauernswerten Zwischenfälle allein im Nordkommando wöchentlich einmal vorkommen und die Tendenz zeigen, zuzunehmen."

Parallel damit gehen Widersetzlichkeiten der Masurd Waziri, wie das Bureau Reuter meldet. Die in Bombay erscheinende Zeitung „Pioneer"

bemerkt dazu: „Wenn die Häuptlinge der Waziri für die lange Reihe von gesetzwidrigen Handlungen, die sie begangen haben, nicht Satisfaktion geben, wird, wie jeder, der die Grenzverhältnisse kennt, einsehen muß, eine Strafexpedition nicht genügen. Zeitweilige gewaltsame Okkupation ist die einzige Lösung. Man wird die Hauptdörfer nehmen und behaupten müssen, und die Flucht westlich, nach Afghanistan, durch eine starke Besatzung des Shawal-Tales abschneiden müssen. Die zu verwendende Truppe müßte stark genug sein, jeden bewaffneten Widerstand sofort niederzuwerfen, und die Truppen wären in Lagern unterzubringen, mit dem bestimmten Befehl, dort zu bleiben, bis der Volksstamm ganz unterworfen ist. Man sollte Militärstraßen bauen, die zu den strategisch wichtigen Punkten führen und die Entwaffnung der Waziri in Angriff nehmen." Aber diese Himalaya-Völker sind zähe Gegner. England hat von 1897—1902 fast ununterbrochen mit ihnen zu kämpfen gehabt, ehe es gelang, sie zu leiblichem Ruhehalten zu nötigen, und wenn sich auch voraussehen läßt, daß der Ausgang jetzt die völlige Unterwerfung des kriegerischen Stammes sein wird, so lassen sich die Dinge doch nicht als irrelevant bezeichnen. Das wesentlichste ist, daß die Bewegung nicht in den mohamedanischen Teil der Bevölkerung hinüberschlägt, die immer den wehrhaftesten Teil der indischen Untertanen Englands darstellt. Wir möchten bei dieser Gelegenheit auf eine überaus lehrreiche und reizvolle Artikelserie von Sidney Low im Standard hinweisen. Sie führt die Überschrift: „A vision of India" und bringt bereits die 24. Folge. Sidney Low ist dabei auf merkwürdige Gedanken gekommen. Um seinen Lesern eine Vorstellung von der Art der Verwaltung Indiens zu geben, fordert er sie auf, sich in Gedanken in das Jahr 2106 zu versetzen und anzunehmen, daß dann ganz Europa, England mit eingeschlossen, von den Japanern erobert sei.

In England werde nach wie vor Sprache, Justiz und Lokalverwaltung die alte geblieben sein. Aber ein japanisches Regiment werde in Chester stehen, und ein Kreuzer mit der Chrysanthenum-Flagge im Severn liegen. Außer einigen Kaufleuten aber gebe es keine Japaner im Lande, abgesehen von einem Herrn Hayashi oder Inaga, der mit ein paar jungen Japanern die Verwaltung besorge, dazu ein japanischer Oberpolizeimeister, und ein japanischer Oberrichter. Kein Parlament stehe ihnen zur Seite und ihre Befehle gingen ihnen direkt vom Kabinett des Mikado in Tokio zu oder von dem japanischen Gouvernement für Europa mit dem Sitz in Wien. Stelle man sich das vor, so habe man ein Bild von der wunderbaren Lage, in der sich in diesem Augenblick Britisch-Indien befinde. Die Parallele ist geistreich und wird sehr anschaulich dadurch exemplifiziert, daß 1200 englische Beamte die Zivilverwaltung der 232 Millionen direkter und der 62 Millionen indirekter Untertanen besorgen, die England auf indischem Boden in Gehorsam hält. Auf das phantastisch Unmögliche der „Vision" brauchen wir nicht erst hinzuweisen. Wir wünschen den Engländern, daß sie fester auf indischer Erde stehen, als die Japaner je außerhalb Asiens

stehen können. Um so interessanter sind alle tatsächlichen Angaben Sidney Lows, der uns hoffentlich seine Skizzen einmal in Buchform vorlegen wird.

Auch in der Algecirasfrage hat das neue Kabinett gebundene Route. Das war nicht anders zu erwarten, wird aber von den Organen des gefallenen Kabinetts mit besonderer Gehässigkeit gegen uns ausgebeutet. Sie möchten Sir Edward Grey gern zum Werkzeug ihrer weitergehenden deutschfeindlichen Pläne machen. Wir müßten aber sehr irren, wenn das englische Kabinett alle Kaprizen Frankreichs mitmachen sollte. Es kann schon heute sagen, daß es mehr getan hat, als der Wortlaut des englisch-französischen Abkommens verlangt.

Auch das neue italienische Ministerium Sonnino geht in der Algecirasfrage gebotene und überkommene Wege. Visconti-Venosta ist uns auf der Konferenz kein Helfer, sondern ein halber Gegner gewesen, wenn, was durch die italienischen und französischen Zeitungen geht, auf Wahrheit beruht. Wir würden es noch mehr im Interesse Italiens als in unserem Interesse bedauern, denn ein erschüttertes Vertrauen ist schwer zurückzuerwerben. Im übrigen können die Anfänge des Ministeriums Sonnino nur günstig beurteilt werden. Der ernste Wille, die Finanzen zu sanieren und mit den Mißständen der Verwaltung aufzuräumen, liegt ohne Zweifel vor, und man darf mit gutem Grund hoffen, daß Einsicht und Tatkraft dem Willen entsprechen.

Wir übergehen die noch immer in der Krisis stehenden Verhältnisse in Österreich-Ungarn und ebenso gehen wir weder auf den Ministerwechsel in Serbien — das immer noch unter dem Alb des ungesühnten Königsmordes steht — noch auf die nicht zur Ruhe kommende makedonische Frage ein. Man ist nachgerade gewohnt, nur unerfreuliches von dort her zu vernehmen und begnügt sich mit einer Art politischer Quarantäne. Leider läßt sich Rußland gegenüber eine solche Quarantäne nicht behaupten. Dazu haben die Ereignisse des russisch-japanischen Krieges, wie der russischen Revolution, zu weite Kreise in Mitleidenschaft gezogen. Aber nur als Kuriosum notieren wir, daß ein Petersburger Korrespondent des Journal des Débats die lächerliche Nachricht bringt, Rußland werde für den Fall eines französisch-deutschen Konfliktes nicht untätig bleiben. In dieser Beziehung habe Rouvier von der russischen Regierung formelle Zusicherungen erhalten. Das ist freilich zum Lachen, und wir fürchten auch, Herr Rouvier hat mitgelacht. Wie und womit sollte denn Rußland dann die Franzosen unterstützen? Etwa durch eine Anleihe, oder was noch schwieriger wäre, durch einige Armeekorps? Daran ist so wenig zu denken, daß nur ein Export an Anarchisten und Sozialdemokraten übrig bleibt, und wie weit damit den Franzosen gedient wäre, ist uns zweifelhaft, da sie mit den einen wie mit den andern wohl versehen sind! Aber freilich, jener Débats-Korrespondent meint: eine große auswärtige Krisis könnte Rußland retten! Es muß schlimm stehen, wenn diese Politik der Verzweiflung russischen Patrioten als die einzige Rettung erscheint. Und in der Tat, es steht schlimm, aber es würde noch zehnmal schlimmer stehen, wenn der Versuch gemacht würde, das Heil auf diesem Wege zu suchen.

Äußerlich kann im Augenblick — denn wer kann für den nächsten Augenblick bürgen — die bewaffnete Revolution als niedergeworfen betrachtet werden. Was von ihr übrig geblieben ist, sind Räuberbanden, Diebsgenossenschaften und Anarchisten. Aber die Revolution der Geister ist geblieben und die Regierung hat die moralische Autorität nicht gewonnen, deren sie bedarf, um sich zu behaupten. Die „Gesellschaft" und eine Presse von maßloser Dreistigkeit wendet sich mit ihren Angriffen gegen alles, was eine Autorität darstellt. Gegen die beiden wirklich regierenden Minister, Graf Witte und Durnowo, gegen alle Gouverneure, jeden Polizeimeister, jeden General. Sie feiert jeden Attentäter als einen Helden, sieht in jedem Gehängten einen heiligen Märtyrer, in jedem Soldaten, der seine Pflicht tut und in jedem Beamten, der sich nicht zur Revolution bekennt, einen Feind und ist eben jetzt beschäftigt, Kuropatkin, Linewitsch, Stössel, Roschestwenski und wie sie alle heißen, zu beschimpfen und zu verdächtigen. Die von der Regierung verliehene neue Verfassung der Duma und des Reichsrats hat nur bittere Kritik, kein Wort des Dankes hervorgerufen. Sogar die Monarchisten haben nur zu tadeln. Ihnen ist die Duma ein Greuel, weil sie die Unbeschränktheit des Zaren aufhebt — so daß der Demagogie von links eine Demagogie von rechts zur Seite tritt. Die Organe der Regierung aber verstehen es nicht, dem Gesetz Geltung zu erzwingen, ohne sich selbst gröblich über Gesetz und Recht hinwegzusetzen. So ist es begreiflich, daß der auf den 10. Mai angesetzten Eröffnung der Duma mit Sorge entgegengesehen wird. Man fürchtet damit in ein neues Stadium der Revolution einzutreten, ja es gibt viele, die den Ausbruch schon früher erwarten. Am größten ist die Sorge vor der Agrarrevolution. Nach den letzten Berichten herrscht schon jetzt in 25 Gouvernements nicht Mangel, sondern wirkliche Hungersnot. Der Bauer könne es vielleicht noch einige Wochen tragen, dann aber würde er sich erheben, eine endlose Schaar, von der das Schlimmste zu erwarten sei, das kann man aus jedem russischen Munde hören.

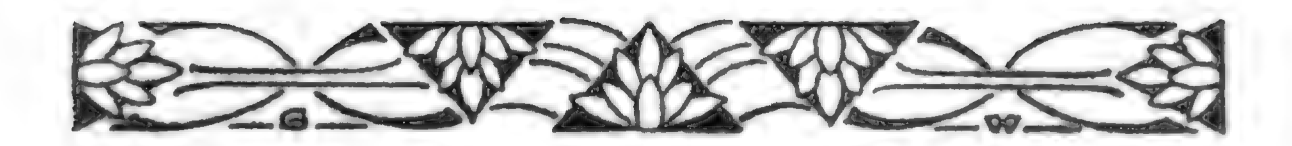
In Polen hat sich eine Sekte, die Mariaviten gebildet, welche sich für die Ankunft des Antichrist vorbereiten will — und wer kann sich wundern, wenn die Not und die allgemeine Auflösung zur Vorstellung führt, daß das Ende aller Tage nahe sei.

Es ist unmöglich, eine irgend erschöpfende Darstellung der russischen Verhältnisse zu geben, aber an einem Beispiele wollen wir zeigen, in welcher Weise die Bemühungen der Regierung um Herstellung der staatlichen Autorität in das bürgerliche Leben eingreifen. Nach der in ihren sachlichen Angaben stets zuverlässigen juristischen Zeitschrift Prawo sind in der letzten Februarwoche des Dienstes entlassen worden: Alle Studenten, die an der Petersburger Eisenbahn beschäftigt sind, an der Weichseleisenbahn 119 Personen, an der Moskauer-Brest-Eisenbahn 7 Beamte, an der Kursk-Sewastopoler 181 Personen, bei den Eisenbahnen von Transkaukasien und Wladiwostok 2400 Personen, bei der Verwaltung des Petersburger Hafens 400 Arbeiter unter 16 Jahren, in Sewastopol 11 Marineoffiziere, in

Moskau massenhaft Stadtpolizisten, 2 Gymnasialprofessoren und 18 Lehrer an Mittelschulen, in Nowgorod gegen 80 Lehrer, im geistlichen Seminar zu Oral 90 Zöglinge, in der Marineingenieurschule zu Kronstadt 14 Zöglinge, 2 Feldwebel und einige Unteroffiziere.

In demselben Zeitraum wurde das Erscheinen folgender Zeitungen und Zeitschriften verboten: „Aufzeichnungen von Zeitgenossen", die Moskauer Zeitung „Wek", die Zeitung „Neu-Rußland" in Jelisawetgrad für die Dauer des Belagerungszustandes, ebenso „Das Dneprgebiet". Bis zu weiterer gerichtlicher Entscheidung die Petersburger Witzblätter „Bojazzi" und „Nagel", konfisziert die „Witebsker Zeitung", der Redakteur unter Anklage gestellt, ebenso die „Kursker Stimme", „Die Stimme des Pharmaceuten", die Broschüre des Grafen Leo Tolstoi: „Soldaten-Notizbuch", alle Editionen der Firma Iskra. Vom 1. November 1905 bis zum 15. Februar 1906 wurden im ganzen 42 Journale und Zeitungen teils zeitweilig verboten, teils ganz unterdrückt. Wenn man nun bedenkt, was täglich in Rußland ohne jede Belästigung durch die Zensur (z. B. in der Zeitung „Ruß") gedruckt wird, so kann man sich ungefähr vorstellen, gegen welche Angriffe die Regierung sich durch dieses gewaltsame Eingreifen zu wehren sucht, während die zahlreichen Dienstentlassungen zeigen, wie groß namentlich an den Eisenbahnen die Sorge vor neuen revolutionären Bewegungen ist. Alle diese Dinge erbittern aber, sie greifen in die Gewohnheiten, und bei den häufigen Haussuchungen, Arresten usw. auch in die Sicherheit des täglichen Lebens ein. Vielfach tragen sie, auch da, wo es sich um notwendige Maßregeln der Regierung handelt, den Charakter der Willkür, und die Rohheit der Ausführung steigert den Grimm. Man zählt jetzt in Rußland, wie die „Prawo" in einer früheren Nummer schreibt, 72000 politische Gefangene, eine wahrhaft furchtbare Zahl, die bei dem allgemeinen Taumel, der die lernende Jugend ergriff, zahlreiche achtbare Familien in Trauer und Aufregung versetzt hat.

Wo der Kriegszustand herrscht, kommt die Gewaltsamkeit der durch die häufigen Attentate furchtbar erbitterten Soldaten hinzu, die oft blind in ihrer Rache dreinschlagen und sie an jedem Nächsten zu kühlen bereit sind. Und dabei stehen Schulen und Universitäten, Akademieen und Polytechniken leer — während nebenher in den zahllosen politischen Versammlungen Reden gehalten werden, die ebenso schwungvoll wie inhaltslos zu sein pflegen und das eine gemein haben, daß sie zu nichts führen. Alle dem aber soll die am 10. Mai im Palais Potemkin zusammentretende Duma ein Ende setzen. Von da ab soll alles gut werden — so wird in allen Tönen von den Blättern aller Farben gepredigt und schließlich scheint nicht nur der große Haufe es wirklich zu glauben. Auch die Regierung meint, die Sorgen, die sie am schwersten drücken, auf diese Duma abwälzen zu können. Es wäre ein Glück, wenn sie recht behielte, aber es kann auch eine furchtbare Enttäuschung geben.



Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

März 1906.

Am 27. Februar hat unser Kaiserpaar seine silberne Hochzeit gefeiert, und an dem nämlichen Tage schloß der zweite Sohn des Kaiserhauses, Prinz Eitel Friedrich von Preußen, den Ehebund mit einer deutschen Fürstentochter, Sophie Charlotte von Oldenburg. Die schöne Doppelfeier zeigte, wie eng die Hohenzollerndynastie mit ihrem Volke verbunden ist, trotz zeitlicher Mißverständnisse und trotz aller Bemühungen der Umsturzpartei, die Wurzeln dieses geschichtlichen Verhältnisses zu untergraben. Mag der naive und kindliche Monarchismus früherer Zeiten hier und da verschüttet sein, mag sich gelegentlich ein geschmackloser Byzantinismus breit machen, oder mag manches, was sich für monarchische Gesinnung ausgibt, in Wirklichkeit nur der Deckmantel für Egoismus, gewöhnliche Schaulust und ähnliches sein, so bleibt im Volke doch immer noch ein reicher Schatz von echtem Monarchismus, einem tief im Innersten wurzelnden natürlichen Verständnis für das Segensreiche einer angestammten Monarchie. Und das drängt sich bei solchen Gelegenheiten spontan an die Oberfläche, wo durch die Erlebnisse der Dynastie das Volk in seinem Gemüt berührt wird. In dem Familienleben unseres Kaiserhauses zeigt sich der echt deutsche Charakter der Dynastie am reinsten; in der herzlichen Anteilnahme an ihren Familienfesten versagt darum der sichere Instinkt des Volkes niemals. Hoffentlich gelingt es, diese feste Grundlage monarchischen Gefühls unserm Volke unerschüttert zu erhalten.

Am 1. März ist das Deutsche Reich in die neue handelspolitische Ära eingetreten. Die Wirkungen der neuen Handelsverträge lassen sich natürlich noch nicht abschätzen, obwohl wir hoffen dürfen, daß wir uns in den allgemeinen Erwartungen nicht getäuscht haben. Diese Erwartungen bestehen darin, daß die Industrie Zeit und Mittel gefunden haben wird, um sich in die neuen Verhältnisse ohne Schaden hineinzuleben, und daß das neugefestigte Vertrauen der Landwirtschaft nicht nur der allgemeinen Wirtschaftslage, sondern auch der politischen und sozialen Entwicklung zugute kommen wird. Der Parteigeist ist schon jetzt eifrig am Werk, um die Lage für sich auszunutzen. Von den Gegnern der neuen Handelspolitik wird jede Erscheinung der Übergangszeit, jede Schwierigkeit, die sich aus der allgemeinen politischen Lage ergibt, mit den ungeheuerlichsten Übertreibungen als eine natürliche Folge der „agrarischen" Politik des Reichs und als ein großer Mißerfolg geschildert. Von einer Seite wurde schon herausgerechnet, daß die neuen Handelsverträge einen Tribut von fünf Milliarden bedeuten sollen, den das deutsche Volk der Landwirtschaft opfert. Daß solche Über-

treibungen völlig ihren Zweck verfehlen, braucht natürlich kaum besonders hervorgehoben zu werden. Daß es vielen Industriezweigen lieber gewesen wäre, wenn sie ihre Wirksamkeit in den Bahnen der Caprivischen Handelsverträge hätten weiterführen können, wird man ohne weiteres als eine Tatsache anerkennen müssen, die ihre gute Berechtigung hat. Aber es wäre schlimm um Industrie und Handel bei uns bestellt, wenn sie nicht die Elastizität hätten, um sich veränderten Verhältnissen anzupassen. Die Landwirtschaft kann ihrer Natur nach niemals die Anpassungsfähigkeit haben, die für Industrie und Handel Lebensbedingung ist. Wenn die neue Handelspolitik im Interesse der Gesamtheit das durch die Caprivischen Verträge gestörte Gleichgewicht wiederhergestellt hat, so kann das vorübergehend für die Industrie unbequem sein; zuletzt wird doch die Überzeugung durchdringen, daß die großen Erwerbsgruppen unseres Wirtschaftslebens in gesundere Beziehungen zu einander gesetzt worden sind. Der schädliche Antagonismus der großen Erwerbsgruppen darf in der alten Schärfe nicht länger fortbestehen. Ganz wird er sich freilich nicht beseitigen lassen; denn wenn man sich auch heutzutage wieder mehr als früher auf die großen rein politischen Prinzipienfragen, die in der Parteibildung ihren Ausdruck finden, besinnt, so werden doch die besonderen wirtschaftlichen Interessen bis auf weiteres immer ein wesentlich ausschlaggebendes Moment bei der Wahl der Parteistellung sein. Aber es ist nicht nötig, daß die Momente, die die Parteistellung bedingen, zu einer übermäßigen Verschärfung der Gegensätze beitragen. Auch vor der Ära Caprivi sind Handel und Industrie im wesentlichen Träger des Liberalismus gewesen, haben sie in der Zurückdrängung der landwirtschaftlichen Interessen hauptsächlich ein Mittel gesehen, um der konservativen Partei ihre Stützen zu entziehen. Und doch war das Bewußtsein der Solidität aller wirtschaftlichen Interessen so stark, daß damit zugleich auch die Grenze der Partei-Eigensucht gegeben war. Es ist die höchste Zeit, daß diese Auffassungen uns wieder geläufig werden. Lange genug hat der Riß bestanden, der die erwerbtätige Nation in zwei feindliche Lager spaltete. Der 1. März 1906 bezeichnete den Zeitpunkt, wo uns die Aufgabe zugefallen ist, jenen Riß auszufüllen oder wenigstens zu überbrücken.

Das hat auch der Reichskanzler Fürst Bülow als ein deutlich erkennbares Ziel seiner Politik aufgesteckt. Es ist dies der Sinn der Reden, die er zuerst beim Festmahl des deutschen Landwirtschaftsrats, dann wenige Tage später bei der entsprechenden Veranstaltung des deutschen Handelstages gehalten hat. Besonders in der letzten Rede, die am 19. Februar gehalten wurde, hat der Reichskanzler gezeigt, daß es ihm nicht lediglich darum zu tun war, der Erwerbsgruppe, deren Vertreter er gerade vor sich sah, etwas Angenehmes zu sagen, sondern daß er ein wirtschaftspolitisches Glaubensbekenntnis aufstellen wollte. Dieses Bekenntnis erschien wohl den Vertretern der alten Handelspolitik reichlich agrarisch; in Wirklichkeit bedeutete es doch nur die Anstellung von Landwirtschaft, Industrie und Handel auf einer gemeinsam zu verteidigenden Frontlinie.

Schwierig bleibt vor allem unser **handelspolitisches Verhältnis zu den Vereinigten Staaten von Amerika.** Es sind mit beiderseitigem Einverständnis Vorschläge für einen Handelsvertrag mit Amerika gemacht worden.

Aber obgleich diese Vorschläge sich der kräftigen Unterstützung des Präsidenten Roosevelt und des Staatssekretärs Root erfreuten, so waren doch bisher alle Bemühungen an der Haltung des Senats in Washington gescheitert. Erst kurz vor dem März kamen die Gegenvorschläge, die darauf hinausliefen, zunächst nur den Zollkrieg zu verhüten und Zeit zu weiteren Verhandlungen zu gewinnen. Die deutsche Regierung glaubte sich diesen Vorschlägen nicht ganz entziehen zu können, da sie von einer Seite kamen, die den ernsten Willen bekundet hatte, den Widerstand der den Senat beherrschenden Hochschutzzöllner zu bekämpfen. Man wählte zuletzt den Ausweg, daß der Bundesrat durch Gesetz gewisse Vollmachten erteilen lassen solle, die ihm die Möglichkeit gaben, innerhalb einer genau begrenzten Zeit den Vereinigten Staaten dieselben Vorteile zuzugestehen, die den Vertragsstaaten in den neuen Handelsverträgen zugebilligt worden waren, — das alles aber nur unter der Voraussetzung, daß Amerika gleichfalls gewisse Erleichterungen gewähre.

Etwas unvermittelt und überraschend traten die verbündeten Regierungen mit diesem Vorschlag an den Reichstag heran, der ihn dann auch ohne wesentlichen Aufenthalt nach den Wünschen des Bundesrats erledigte, freilich nicht ohne lebhafte Klage über die Methode dieser Überrumpelung zu führen. Man erkannte aber an, daß die Regierung diesen letzten Versuch, einen Zollkrieg mit Amerika zu vermeiden, nicht ganz von der Hand weisen konnte. Das Vorgehen der Regierung wurde daher zum Teil auch von solchen gebilligt, die ganz und gar davon überzeugt sind, daß ein Zollkrieg doch über kurz oder lang kommen wird. Aber die Frist von 16 Monaten bis zu dem als äußerste Grenze in Aussicht genommenen Termin (30. Juni 1907) schien eine nicht so lange Zeit zu sein, daß man sie nicht dem deutschen Handel hätte bewilligen mögen, um sich auf das Kommende vorzubereiten. Zwei für die Beurteilung der Lage wichtige Punkte schienen im Reichstag weniger Verständnis zu finden; wenigstens trat in einzelnen Reden ein offenes Mißverständnis hervor, das auch durch die vom Bundesratstisch gegebenen Aufklärungen nicht in der wünschenswerten Weise beseitigt schien. Viele Mitglieder des Reichstags standen nämlich offenbar unter dem Eindruck, als habe der Reichstag zu einem staatsrechtlichen Abkommen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten seine Zustimmung zu geben. Es handelt sich aber keineswegs um einen förmlichen Vertrag, sondern, wie schon erwähnt, um eine Vollmacht für den Bundesrat. Eine gegenseitige Verpflichtung, die erwähnten Vergünstigungen im Handelsverkehr zu gewähren, besteht nicht. Genau dem entsprechend, was von amerikanischer Seite tatsächlich gewährt wird, ist der Bundesrat jetzt imstande, ohne besonderes Gesetz und ohne Befragung des Reichstags anzuordnen, was von unserer Seite zur Verhütung des Zollkrieges zu geschehen hat. Eine falsche Auffassung ist es also, wenn in dem neuen Handelsprovisorium mit Amerika ein verkappter Handelsvertrag vermutet wird, den die schlauen Amerikaner uns mit wenig Unkosten aufgeschwatzt haben, in der Hoffnung, daß er sich beliebig verlängern lassen werde. Ein Vertrag ist dieses Provisorium überhaupt nicht, und der Bundesrat kann Zug um Zug gewähren, was je nach dem Verhalten der anderen Seite notwendig und wünschenswert ist. Mit dem

30. Juni 1907 erlischt aber diese Befugnis des Bundesrats, falls bis dahin kein Handelsvertrag mit Amerika zustande gekommen ist.

Ein zweites Mißverständnis schien anzunehmen, daß den Amerikanern die bisherigen Vertragszollsätze weiter zugestanden werden sollten. Das fand man ungerechtfertigt im Hinblick auf die geringfügigen Zugeständnisse, die uns von der anderen Seite gemacht wurden. Da es sich aber um die neuen Vertragszollsätze handelt, so bringt dieser neue Tarif den Amerikanern nicht unbeträchtliche Erhöhungen der bisher gezahlten Zölle. Immerhin sind also auch die Amerikaner bei dem Provisorium nicht so gut weggekommen, wie es für viele unserer Landsleute den Anschein hatte.

Die Frage nach den Aussichten eines Handelsvertrages mit Amerika ist von der eigentlich nur taktisch wichtigen Frage des Handelsprovisoriums völlig zu trennen. Die Meinungen darüber sind auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans sehr geteilt, und es würde jetzt zu nichts führen, wenn man in eine gründliche Erörterung dieser Frage eintreten wollte, bei der zuletzt doch nicht vorauszusehen ist, welche praktischen Erwägungen und Interessen schließlich den Ausschlag geben werden.

Der Reichstag ist in diesem Winter so stark mit Arbeitsstoff überlastet, daß man sich nicht wundern darf, wenn es fraglich wird, ob er in der zur Verfügung stehenden Zeit auch nur das Notwendigste bewältigen kann. In den Kommissionen wird fleißig gearbeitet, aber ein so großes Werk, wie die Reichsfinanzreform, zweimal durchzuberaten, erfordert Zeit, und den Budgetkommissionen sind außer dem Etat noch andere Vorlagen zugeschoben worden, in erster Linie die Militärpensionsgesetze. An die Beratung dieser wichtigen Vorlagen ist man noch gar nicht gekommen, und wenn es geschehen wäre, so hätte man den Etat zurückstellen müssen. Es liegen also viele und große Schwierigkeiten vor, die die Geschäftslage des Reichstags so verwickelt gestalten, wie wir es seit langer Zeit nicht gekannt haben.

Um so notwendiger wäre es gewesen, daß der Reichstag sich da Beschränkungen auferlegte, wo er es mit gutem Gewissen tun konnte, nämlich bei der Etatsberatung. Wenn Zeit vorhanden ist, läßt sich ja nicht viel dagegen sagen, daß der Etat als Anknüpfungspunkt benutzt wird, um allerlei Vorgänge und Zustände zur Sprache zu bringen, die den Abgeordneten am Herzen liegen. Jetzt aber wird es beinahe schon als eine durch die Sitte geheiligte Notwendigkeit empfunden, daß man die Beratung des Etats benutzt, um bei den nebensächlichsten Dingen jedesmal sein ganzes politisches Glaubensbekenntnis von A bis Z aufzusagen und den Inhalt ganzer Lehrbücher volkswirtschaftlicher, sozialpolitischer oder anderer Art vorzutragen. Nicht eine Besserung, sondern eine Verschlimmerung dieses doch von den Abgeordneten selbst schwer empfundenen Übelstandes ist eingetreten. Mit jedem neuen Jahre kann man die Beobachtung machen, daß sich die Redner immer rücksichtsloser in der Debatte gehen lassen und scheinbar überhaupt nicht mehr daran denken, daß für den Reichstag mindestens die eine Verpflichtung besteht, den Etat bis zum 1. April fertig zu stellen. Es kann zugegeben werden, daß der neue Etat für 1906 ohne die Ent-

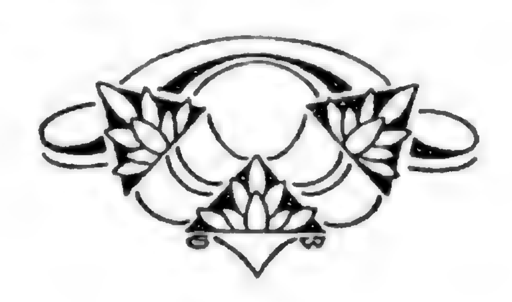
scheidung über die neuen Finanzverhältnisse des Reichs schwer zu erledigen ist, aber als volle Entschuldigung für das frevelhafte Zeitvertrödeln, das der Reichstag in letzter Zeit betrieben hat, kann auch das nicht gelten. Man ist schon daran gewöhnt, daß der Etat des Reichsamts des Innern zu einer endlosen sozialpolitischen Debatte gemißbraucht wird. Diesmal erfuhr aber auch der Justizetat eine so weitschweifige Behandlung, daß man diese Art des Debattierens bei der herrschenden Geschäftslage als skandalös zu bezeichnen geneigt ist. Dabei harren noch so wichtige Teile des Etats, wie der Militär- und Marine-Etat, ein Teil des Etats der Schutzgebiete und des Auswärtigen Amts, der Erledigung. Es ist also gänzlich ausgeschlossen, daß man bis zum 1. April fertig wird, und so wird man sich mit einem Notgesetz behelfen müssen, das gestattet, die endgültige Regelung des neuen Etats erst nach Ostern vorzunehmen.

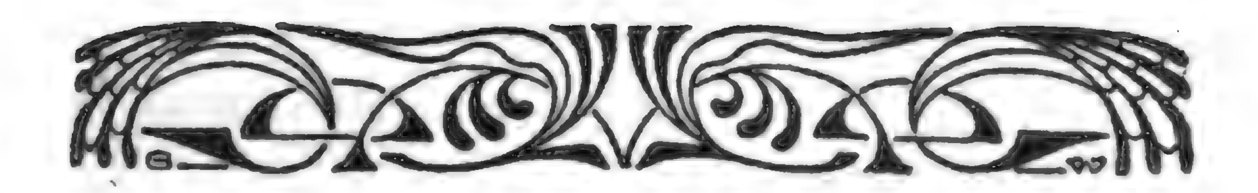
Der 10. März hat dem Reichstage den Verlust eines seiner ältesten und bedeutendsten Mitglieder gebracht. Der Abgeordnete Eugen Richter, der schon sehr lange den parlamentarischen Geschäften wegen zunehmender Krankheit hatte fern bleiben müssen und der deshalb auch sein Mandat zum preußischen Abgeordnetenhause kürzlich niedergelegt hatte, wurde von seinen schweren körperlichen Leiden, die dem geistesfrischen, an rastlose Arbeit gewöhnten Mann doppelte Qual verursachten und ihn seelisch tief niederdrückten, durch den Tod erlöst. Eugen Richter war bekanntlich einer der Senioren des Reichstages, dem er seit 1871 ununterbrochen angehört hat. Der älteren Generation steht er in Erinnerung als der Widersacher des Fürsten Bismarck, der allezeit kampfbereite Mann der Kritik und der Verneinung, der neben den hochbedeutenden Parlamentariern des positiven Schaffens die undankbarste Rolle gewählt hatte und dem von hohem nationalen Schwung erfüllten Geschlecht der ersten Jahrzehnte des neuen Reichs durch die Rücksichtslosigkeit seiner Angriffe und durch den schonungslosen Spötterton seines nüchternen und einseitigen Tadels vielerlei Ärgernis bot. Ja, er galt geradezu als die Personifikation einer durchaus unfruchtbaren Opposition.

Jetzt sind dem alten Parteiführer vom Regierungstische und aus den Reihen seiner erbittertsten Gegner — mit Ausnahme der Sozialdemokratie — die ehrenvollsten Nachrufe gewidmet worden, so daß es nachdenklichen Leuten, die nicht an dem kurzen Gedächtnis leiden, mit dem heute oft Politik gemacht wird, schier zu viel des Guten geworden ist und sie sich bestürzt gefragt haben, ob es denn wirklich Pflicht sei, an der Bahre einer politisch anerkannten Persönlichkeit sich nur von einer gedankenlosen Sentimentalität beherrschen zu lassen, oder ob etwa unser politisches Leben ganz und gar unter die Herrschaft der Heuchelei und Lüge geraten sei.

Ich glaube, daß diese Bedenken nicht gerechtfertigt sind und daß in den Nachrufen und Sympathiekundgebungen der Gegner mehr Aufrichtigkeit steckte, als einem den Erscheinungen der Politik Fernerstehenden auf den ersten Blick glaubhaft erscheinen wird. Einmal hatte das Alter der Persönlichkeit Richters doch allmählich etwas Ehrwürdiges verliehen und mildernd auf manche Eigenschaften gewirkt, die früher die Gegner zu bitterm Zorn zu reizen pflegten. War erst einmal das Urteil über ihn ruhiger und unbefangener geworden, so war

man auch in größerem Umfange geneigt, den guten Seiten seines Charakters Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, vor allem seiner Ehrlichkeit, seiner unbestechlichen Sachlichkeit und der Festigkeit seines Charakters. Sodann aber war es das immer deutlicher empfundene Herabsinken des Parlamentarismus, das Eugen Richter emporhob. Das klingt vielleicht seltsam, aber man muß die Wirkungen der geistigen Öde, die heute im Reichstag ihr Wesen treibt, gesehen haben, um zu verstehen, wie befreiend und wohltuend das Auftreten einer bedeutenden Persönlichkeit wirkt, die — wie sie sich sonst auch zu Fragen des Staatslebens stellen mag — jedenfalls den Parlamentarismus in seinem innersten Wesen begriffen hat und, ausgestattet mit Kenntnissen, Charakter und ungewöhnlicher Redegabe, sich kraftvoll für ihr Prinzip einsetzt. Wer vermag heute noch Geschäftsordnungsfragen mit Richters feiner Ironie und zugleich zweckmäßiger Sachlichkeit zu behandeln? Wer vermag heute noch überhaupt eine Etatsrede zu halten, wie Eugen Richter, der niemals von dem festen Gerüst der Etatspositionen abirrte und doch immer die gesamte politische Lage umfaßte? Niemals hielt er jene trockenen Auseinandersetzungen, die planlos in allen Ecken der Politik mit der Parteilaterne herumfahren und bei denen man nie weiß, was sie eigentlich mit dem Etat zu tun haben, — Auseinandersetzungen, wie sie heute gewöhnlich sind. Richter war für keine Art von Windbeuteleien zu haben. Als bei der Zolltarifberatung die Freisinnige Vereinigung sich der Obstruktion der Sozialdemokratie anschloß, war für den Führer der Freisinnigen Volkspartei die Versuchung groß genug, sein Prinzip zugunsten der Solidarität der Linken zu opfern. Aber der erfahrene Parlamentarier sah zu klar darin, daß hier ein wirtschaftlicher Interessenstandpunkt in unverantwortlicher Weise den Grundgedanken des Parlamentarismus gefährdete. Und da gab es für ihn kein Besinnen mehr. Sein Prinzip forderte, daß die Minderheit sich der Mehrheit fügte. So trat er gegen die Obstruktion auf den Plan, mit der alten Ehrlichkeit und Prinzipientreue, ungeachtet der Erfahrungen, die er in dem Zusammenschmelzen seiner Partei gemacht hatte. Das konnte auch auf seine Gegner die Wirkung nicht verfehlen, die längst gelernt hatten, die Erfahrung und Arbeitskraft Richters und seine Kenntnis des Rechnungswesens hoch einzuschätzen! Es ist also keine Übertreibung, wenn Eugen Richter von allen Seiten im Reichstag schmerzlich vermißt werden wird. Ein Veteran des Reichstags aus seiner besten Zeit ist mit ihm dahingegangen, einer, der durch die Bedeutung seiner Persönlichkeit immer eine ganze Anzahl von Epigonengeistern aufwog. Der Ersatz für solche Persönlichkeiten wird im modernen Parlament immer schwieriger.





Literarische Monatsberichte.

Von

Konrad Falke.

III.

Gustav Frenssen, Hilligenlei (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung). — E. von Handel-Mazzetti, Jesse und Maria (Kempten und München, Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung). — Anhang: Romanische Meistererzähler, Band II—V (Leipzig, Deutsche Verlagsaktiengesellschaft).

Es gab eine Zeit, in der jedermann den „Jörn Uhl" gelesen haben mußte, und an einem schönen Sommerabend saß ich auf meiner Veranda und begann. Aber schon nach den ersten fünfzig Seiten warf ich das Buch unmutig weg, denn diese abgerissenen Sätze, hinter denen ich impressionistische Absichten vermutete und die ich, um sie zu verstehen, doch immer dreimal lesen mußte, bereiteten meinem Stilgefühl unerträgliche Qualen: ich nahm einen Band Gottfried Keller zur Hand, und mir schien auf einmal, als wäre in diesen ruhig und schlicht und mit geheimem Leuchten dahinfließenden Perioden etwas von dem Sonnengold, das hinter den Tannen des Parkes dem weiten Tor eines lichten, reifen Abends entstrahlte. So kam es, daß ich das „Fähnlein der sieben Aufrechten" und nicht den „Jörn Uhl" las und mich wohl dabei befand . . .

Aber ich habe jetzt Gustav Frenssens neuen und vielumstrittenen Roman „Hilligenlei" gelesen. Ich schlug das Buch als ein Saulus auf und legte es als ein Paulus aus der Hand; ich hatte Zeit zu dieser Bekehrung, denn die Reise nach Damaskus ging durch sechshundert Seiten. Da ich die Heimat Frenssens, in der sein neuestes Werk spielt, nicht kenne, so fallen für mich alle müßigen Fragen nach dem Vorbild von Menschen und Dingen weg, und ich sage einfach: Hilligenlei ist der Name eines Städtchens an der Nordsee, bedeutet „heiliges Land", und der Held der Geschichte, Kai Jans, möchte, daß der Ort auch würde, wie er heißt.

In dem Roman werden die verschiedensten Fragen angetönt: die Lokalblättchenmisere, die Frauenfrage, das Großstadtelend, der Gründungsschwindel usw. Aber nichts wird in die Tiefe verfolgt, und wie könnte es auch, da Kai Jans sich gar nicht mit diesen Einzelheiten abgeben mag, sondern sie bloß auf seinem Wege streift und von ihnen nur soviel sieht, als ihn nach seinem Ziele weist? Dieses Ziel ist eben „Hilligenlei", aber nicht nur der Grund und Boden seiner Stadt: er sucht jenes „heilige Land", das in den unbegrenzten Fernen und Möglichkeiten unserer Seele liegt, und er möchte jeden Gleichgültigen aufwecken

und antreiben, seinerseits nach „seinem Hilligenlei“ zu pilgern. Kai Jans ist also ein Träumer, wie sie noch in jedem Jahrhundert in ein paar seltenen Exemplaren durchs Leben getaumelt sind. Er möchte in allen Dingen zur Erdscholle und zur Natur zurück und vergißt darob, daß die Natur bei aller Güte für den einzelnen doch in ihrem Gesamtreich unerbittlich das Gesetz der Pyramide aufstellt: unten immer und überall die große Masse, in aufsteigender Auslese die Besseren und ganz oben die wenigen Tüchtigsten. Auf der Suche nach seinem Hilligenlei durchwandert und durchsegelt Kai Jans die Welt, und ein paar äußerlich mit ihm verbundene, innerlich aber verschiedene Kameraden tauchen abwechselnd neben ihm auf; dann durchkreuzt er, wieder in der Heimat angelangt, als Universitätsstudent alle Zonen des Geistes, aber auch hier findet er nichts, was ihn befriedigte. Eines nur fesselt seine Aufmerksamkeit: die Gestalt und das Leben des Erlösers, der allein in all den Jahrtausenden den Weg nach dem Hilligenlei der Seele gefunden und gewiesen hat. Aber die Spur ist unter dem Schutt der Geschichte verschüttet, und sie wieder aufzusuchen, wird Kai Jans nach dem Goetheschen Wort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“ Lebensaufgabe und Lebenshoffnung. Bei dieser Arbeit kommt er einigermaßen mit sich ins Klare, nur muß er und leider zu spät entdecken, daß er in seinen Träumen selber den Anschluß an das nun in reinerm Lichte vor ihm liegende Leben verpaßt hat. Wie er eine neben ihm zur Jungfrau erblühte Jugendgespielin endlich sich für immer verbinden will, hat das Mädchen, das bei aller Zuneigung an ihm irre geworden, ihr Jawort bereits einem Andern gegeben. Da hinterläßt ihr Kai Jans im Manuskript sein „Leben Jesu“, geht abermals in die Welt hinaus, nach Afrika, und sieht erst als Sterbender den väterlichen Boden wieder. Der einzige Gewinn seines Dasein — und des Romans, dessen Held er ist — besteht in seinem aus innerstem Fühlen herausgeborenen, neugeschaffenen Bild des Erlösers. Wie Christus für die Menschheit starb, so Kai Jans an dem Leib und Seele aufreibenden Bemühen, die Lehre Christi dem Leben und den Menschen von heute zurückzuerobern . . .

Es erhellt ohne weiteres, daß Kai Jans als mit seinem geistigen Schöpfer identisch aufgefaßt sein will, und das stempelt „Hilligenlei“ zum Bekenntnisbuch. Der Ansturm der Theologen und Philologen ist nicht ausgeblieben, denn heute wird es auch einem Gustav Frenssen nicht mehr so leicht erlaubt, auf eigene Fasson selig zu werden. Aber zu jenen, die sich berufen glauben, hat Frenssen auch gar nicht gesprochen, und möglicherweise findet er bei den Andern, bei den „Heiden“, weit mehr Anklang. Ich z. B. bin ein Mensch, der überzeugt ist, daß einem Pfarrer den von Not und Tod Bedrückten gegenüber all seine theologische Weisheit nichts hilft; der es bei sich selber wie einen geistigen Anachronismus empfände, wenn er noch das Räsonnement über Dinge anhörte, die nun einmal unaussprechlich sind — und mir hat Frenssen die Gestalt Christi, womit ich mich in Gedanken schon oft als Künstler beschäftigte, aufs neue nahegebracht und lieb gemacht! Was mir an dem Buch imponiert, ist die große Ehrlichkeit, die ich aus jeder Zeile herausfühle, eine Ehrlichkeit, die in künstlerischer Hinsicht oft bis

zur komisch wirkenden Unbeholfenheit geht. „Hilligenlei“ ist als Roman so schlecht komponiert als nur möglich, und sein Stil besteht aus einer höchst merkwürdigen Vermengung, der ein einheitliches individuelles Gepräge fehlt. Ungeteilt und ganz ist Frenssen nur als Mensch, als Seelsorger, der sein Amt deswegen niederlegte, weil er es ernster als viele andere, weil er es zu ernst nahm. Als Dichter ist dieser Mensch — Eklektiker!

Über dem Beginn des Romans liegt die Stimmung und der Stil der alten Ballade. Liese Dusenschön hat bei der Hebamme Rieke Thomsen geboren, die mit der Mutter der Wöchnerin beim Kaffee schwatzt und ein kleines Mädchen, das an der Tür des Krankenzimmers aufpassen soll, zuweilen fragt: „Will Liese etwas?“ Das erste Mal antwortet die Kleine: „Nein, sie sieht rot aus wie'n Apfel am Baume!“ Das zweite Mal: „Nein, aber sie ist weiß wie der Kalk an der Wand!“ Und das dritte Mal: „Nein, sie liegt ganz still und ist so gelb wie Wachs!“ Da ist Liese Dusenschön während des Kaffeeklatsches der Hebamme heimlich gestorben . . . Erweisen sich hier nur die Stimmung und der Refrain als balladesk, so schiebt Frenssen dafür im 15. Kapitel, das die Eroberung Helgolands durch Wieben Peter erzählt, eine vollständige Ballade in Prosa ein; sie ist um ihrer selbst willen da, nicht im Gefüge des Ganzen berechtigt, sondern nur durch die Vorliebe des Autors für solche Stoffe entschuldigt. Ferner: Frenssen greift im Anfang des Romans ganz nach Art der mittelhochdeutschen Epiker im Stammbaum seines Helden ein bis zwei Generationen zurück. An dieselben Vorbilder lehnt er sich an, wenn er in der unverhältnismäßig breiten Ausführung von Einzelabenteuern seiner Phantasie die Zügel schießen läßt; so im 9. und 10. Kapitel, wo er Kai Jans' große Seefahrt dermaßen ausmalt, daß sich der Leser der Tage erinnert, da er mit roten Backen über romantischen Jugendgeschichten saß. Ja, ich glaube sogar bestimmt, daß Gustav Frenssen nicht nur bei den altdeutschen Meistern des Epos, sondern auch bei Homer mit der bewußten Absicht zu lernen in die Schule gegangen ist! In der „Ilias“ wird uns der Schild des Achilleus dadurch lebhaft vergegenwärtigt, daß der Dichter ihn vor unseren Augen noch einmal erstehen läßt — in „Hilligenlei“ läßt Frenssen die Anna Boje sich Glied für Glied unter allerlei Gedanken waschen und sich nachher, ein Kleidungsstück nach dem andern, wieder fein sauber ankleiden. Eine gar bis in die syntaktische Konstruktion hinein sich erstreckende Ähnlichkeit mit Homers Gleichnissen zeigt folgender Satz:

> „Wie wenn in der Herbstnacht ein Sturm losbricht vom westlichen Meer und braust ins Land hinein und stürmt gegen die hohen, dichten Buchen, die den tiefen, tiefen Waldsee umstehen, und kann sie nicht brechen und hält in wildem Zorn den Atem an und . . . plötzlich, mit geschwellten Muskeln und wildem Willen . . . stürzt er sich wieder auf die starken, festen Bäume, und nun krachen und brechen sie, und durch sie hin stürzt er auf den Waldsee und schlägt ihn und quält ihn: So stürzte die Unruhe in seine stille, tiefe Seele hinein.“

Die spezifische Eigentümlichkeit von Frenssens Stil läßt sich nur allgemein und dann vielleicht so ausdrücken: Frenssen schreibt nicht, sondern er spricht.

Ihm ist die kurze, abgerissene Phrase geläufig, gleichzeitig aber auch ein von der Kanzel her bewahrtes Kunstmittel: die rethorische Frage. Dieses Pfarrherrliche des Stils mißfällt mir am meisten, und zweifellos steht auch im Menschen Frenssen der Pfarrer hindernd dem Künstler entgegen. Ein unausrottbarer pädagogischer Zug rückt seine Meinung namentlich dort, wo er als Natürlichkeitsapostel für die Berechtigung des sexuellen Momentes eintritt, in ein bedenklich falsches Licht. Statt daß er einfach kraftvolle Gestalten mit jenem aller gesunden Sinnlichkeit eigenen Humor schafft, läßt er sie über ihr Tun und Lassen erst des Langen und Breiten nachdenken. Direkt komisch, wenn nicht gar widerlich, wirkt der Anfang des Romans, demzufolge man glauben möchte, es gäbe in Hilligenlei mehr uneheliche Kinder als Mäuse, und zum Lachen reizt es auch, wenn der im Feuerschiff stationierte Thoms Jans auf die Ermunterung eines Sozialdemokraten hin mit den Worten „Ich will's riskieren" ans Land rudert und mit seinem Weib den Helden der Geschichte, Kai Jans, zeugt. In solche und ähnliche Geschmacklosigkeiten verfällt Frenssen öfter und verrät dabei, daß er nicht nur hinsichtlich der Komposition, sondern auch im sprachlichen Ausdruck als Künstler immer noch in einem gewissen Urzustand geblieben ist. Wie es sich in der modernen Literatur allenthalben, auch im Drama, zeigt, so ist es beim Dichter von „Hilligenlei": ein ehrlicher Woller trägt menschlich wertvolles Material zusammen. Aber ihm fehlt das Form- und Stilgefühl, um die rohen Blöcke zu behauen und zu einem architektonisch gegliederten Bau aufzutürmen.

Und jetzt komme ich wieder auf meine Erinnerung an den „Jörn Uhl" zurück. Was mich von jenem berühmten book of the season abschreckte, hat mir auch die Lektüre von „Hilligenlei" erschwert: es ist Nebel darin. Ein Querkopf, im Kleinen pessimistisch, im Großen idealistisch gestimmt, rührt an allerlei Lebensfragen und sieht sich von ihnen immer mehr auf ein ideales Ziel hingewiesen. Aber wenn er uns in gutem Glauben zuruft, auch nach dem Hilligenlei der Seele aufzubrechen und uns dort anzusiedeln, so sagt er doch nirgends, wie das geschehen wird, d. h. wie sich unser vielgestaltiges Dasein dem wiedererweckten Naturchristentum anpassen soll. Freilich, das zu schildern, liegt überhaupt jenseits der Grenzen eines literarischen Kunstwerkes, darüber ließen sich ganze Bibliotheken schreiben und das Thema würde nicht erschöpft: hier nimmt dem Dichter wie dem Schriftsteller das große, allmächtige Leben den Griffel aus der Hand. So bleibt in Frenssens „Hilligenlei" das selbstlose Suchen nach der Wahrheit, das schon ein Lessing dem Besitze der Wahrheit vorgezogen hat und über das gerade unsere besten Bestrebungen nie hinauskommen werden, der einzige positive Gewinn. Er liegt im Wie und nicht im Was, im Charakter und nicht in Taten und Werken.

Bei Frenssen spricht ein Mensch, und das ist das Wohltuende. Zwar, wenn man bedenkt, daß sich hier ein Geist um die allgemeine Lösung von Fragen bemüht, die immer nur in Einzelfällen gelöst werden können und von großen Männern in ihrer Weise auch gelöst worden sind, so wird man auch wieder trübe gestimmt. Wir lernen einsehen, wie gering der bleibende Wert erzieherischer Direktiven ist, den gerade jene Auserwählten, die sich durchkämpften, zu hoch

anschlagen: die Menschheit muß in ihren Individuen immer wieder von vorn anfangen. Kai Jans und sein Autor befinden sich geistig in jenem Zustande, den Goethe mit seinem Lieblingsworte „Dumpfheit“ bezeichnete und der als der spezifische, sich stets wiederholende Seelenzustand der germanischen Parzival-Natur angesprochen werden darf. Die Wanderlust, das „Durch die Täler dringen“ und durch die Welt stürmen, lebt in physischer, wie in seelischer Beziehung in Frenssens „Hilligenlei“, und wenn wir auch kein endliches Ziel sehen, so mangelt es doch nicht an schönen Blumen, die uns am Wege erfreuen. Das 25. Kapitel, in dem Kai Jans und die jungverlobte Heinke auf einem Spätsommergang sich ihrer innersten Zuneigung bewußt werden, enthält eine ganz wundervolle Liebesszene. Aber auch sonst sind durchs Buch hin echt dichterische Stellen verstreut, Stellen, die eine große, an Homer und die Bibel erinnernde und wohl durch sie geweckte Kraft der Personifizierung bekunden.

„Und sie lösten sich voneinander und sahen schweigend über das Feld nach der fernen, schmalen Waldlinie, über der eine breite, dunkelblaue Wolkenbank stand. Und die Sonne, noch nicht sichtbar, hob ihre Hände und legte ihre Waffen auf die Bank, ein langes, blitzendes Schwert und einen Speer, noch einmal so lang. Überweltlich feierlich lagen die schimmernden Waffen auf der dunkelblauen Bank. Nun kletterte sie höher; nun erschien der Rand ihres goldenen Schildes. Machtvoll stand er über dem Wald. Licht schoß von ihm aus, goldrot durch blaues Gewölk, bis zur Himmelshöhe. Darunter lag still und weit das Land im Gottesfrieden. Sie standen und sahen hinüber.“

Bücher wie Frenssens „Hilligenlei“ werden in Frankreich niemals geschrieben und würden dort auch nie gelesen; das ist das Vorrecht von uns Deutschen, die es als Autoren einem nicht immer leicht machen und als Leser — wenigstens die Bessern unter ihnen — es nicht immer leicht haben wollen. Uns eignet der Hang zum Grübeln, und wer erst einmal damit angefangen hat, der wundert sich über die alltäglichsten Dinge und umspinnt sie mit den seltsamsten Gedanken: es gefällt ihm nicht mehr in seiner Haut, und er will von dem Hilligenlei an der Nordsee nach dem Hilligenlei seines Herzens auswandern. Darin steckt viel Einfalt und Güte und etwas Spleen oder sonstige Verrücktheit — aber es gibt eine Mischung ab, die man so schnell nicht wieder vergißt.

Gustav Frenssens „Hilligenlei“ mag vielen einen Spiegel vorhalten und sie in jener stillen, unterirdischen Sehnsucht begleiten, die nie im Menschen ausstirbt. Auch wer sich mit den angeschnittenen Fragen in irgend einer Weise abgefunden hat oder an anderen herumlaboriert, wird sich doch warm und stark berührt fühlen. Wenn ich das Buch, das in seiner Formlosigkeit lähmend wirkt, schwerlich noch einmal zur Hand nehme, so möchte ich doch nicht, daß ich es nicht dieses erste Mal gelesen!

* *
*

Wenn Frenssens „Hilligenlei“ für die Gegenwart zeigt, wie innerhalb einer Konfession die Auffassung der höchsten und letzten Dinge immer wieder von neuem vertieft und von innen heraus geboren werden muß, so entrollt Enrica v. Handel-Mazzetti in ihrem „Jesse und Maria“ betitelten „Roman aus

dem Donaulande" ein aus der Mitte des 17. Jahrhunderts geschöpftes Bild vom Kampf der Konfessionen miteinander. Das Buch ist nicht nur äußerlich weit besser und vornehmer ausgestattet, es steht auch in der Technik der Erzählung sehr viel höher als die protestantische Gottsucher-Geschichte: „Jesse und Maria", ihr katholisches Gegenstück, wird in den zwei Bänden von zusammen 750 Seiten durch eine dermaßen markant hervortretende und gut komponierte Fabel getragen, daß den Leser nie Langeweile ankommt und er bei aller psychologischen Vertiefung stets mit Vergnügen die Handlung vom Fleck rücken sieht. Die Verfasserin, die schon manches veröffentlicht hat, wohl aber erst mit diesem ihrem Hauptwerk die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wird, benutzte nach ihrer eigenen Schlußanmerkung historische Quellen, sodaß der zwischen den beiden im Titel genannten Hauptpersonen sich abspielende Glaubensstreit überall in einem echten Milieu und interessanten Hintergrund sein Echo findet.

Örtlicher Zentralpunkt der Handlung ist Pechlarn. Der junge, heißblütige Graf Jesse von Velderndorff will den lutherischen Glauben einführen und hat, unterstützt durch den alle Herzen gewinnenden Zauber seiner Persönlichkeit, anfänglich auch Glück damit, bis er an Maria Schinnagel gerät. Maria ist das Eheweib des Regensburgischen Revierförsters und Richters von Kleinkrumnußbaum, Alexander Schinnagel, den Jesse durch Luthers Bibelübersetzung von seinem Glauben abspenstig macht und gleichzeitig, da er ihn zu einem teuren Hausbau überredet, in unerschwingliche Schulden hineinreitet. Wie da der gequälte, durch ein Unglücksjahr vollends ruinierte Mann zu seinem vermeintlichen Gönner Geld borgen kommt, ergreift der Junker die Gelegenheit, um gegen den von ihm fanatisch gehaßten Katholizismus wenigstens für die nächste Umgegend einen entscheidenden Schlag zu führen. Er will Schinnagel die benötigte Summe und noch mehr geben, wenn er ihm das allgemein verehrte Marienbild vom Taferlberg zur Vernichtung herbeischafft — und der Ärmste, der dem Gnadenbild doch Gesundung nach jahrelangem Siechtum verdankt, schaut auf Weib und Kinder, die er nicht verhungern lassen kann, und geht auf den Berg und holt das Bild herunter. Aber noch vor der Auslieferung errät Maria, die gegen Jesse immer einen geheimen Abscheu hatte, den ruchlosen Handel und reist eilig nach Krems, wo sie sich das Geld verschafft und die Ketzerei beim Jesuitenkollegium anzeigt. Auf diese Meldung hin zieht eine Reformationskommission in die verlutherte Gegend, und Jesse wird mit der gesamten, bereits aus Angst von ihm abfallenden Bevölkerung vor das heilige Kollegium geladen. Er redet sich im Laufe des Verhörs in solchen Zorn, daß er einem der Inquisitoren coram publico eine Kugel in den Kopf schießt, worauf er nach St. Pölten abgeführt und daselbst zum Tode verurteilt wird. Maria, obschon jetzt von ihrem Feinde befreit, ist darüber nicht glücklich, sie sagt sich immer, daß sie an seinem Unglück schuld sei, und so sucht sie ihn noch in letzter Stunde auf. Er aber bleibt seinem lutherischen Glauben treu, und in ihr siegt die Barmherzigkeit soweit, daß sie sogar nach seinem schwangern Weibe ausgeht und ihm die Kunde von der Geburt eines Sohnes bringt, den sie an Stelle einer Amme selbst ein Stündchen lang gestillt

hat. Da erkennt auch Jesse sein ungeheures Unrecht, daß er dieser Frau ihren Glauben und das Symbol ihres Glaubens, das Marienbild, rauben wollte, und als Sühne für diesen Frevel faßt er den über ihn verhängten Tod auf. Er erleidet ihn mannhaft, während Maria um ihn trauert wie um einen ihr entrissenen Sohn und all ihren Schmerz der Gebenedeiten zu Füßen legt.

Wie diese Geschichte auf kirchliche Gemüter wirkt, kann ich nicht beurteilen, denn für mich liegen alle konfessionellen Unterschiede und Gegensätze in historischer Ferne. Um so reiner dürfte der künstlerische Eindruck sein, den ich empfangen, und da erblicke ich denn als einen Hauptvorzug des Werkes, daß Licht und Schatten auf die beiden kämpfenden Parteien gleichmäßig und mit bewunderungswürdiger Gerechtigkeit verteilt sind. Ja, in den ersten dreihundert Seiten merkt der unbefangene Leser kaum, auf wessen Seite eigentlich das Herz der mit einem so klar abwägenden Verstande begabten Dichterin fühlt. Erst in der zweiten Hälfte des Romans klingt aus dem Leid der Heldin ein leises Loblied auf das als schmerzloses Ideal hingestellte Klosterleben durch. Aber selbst das katholische Dogma par excellence, der Marienkultus, ist in einer Weise behandelt, die auch einem erklärten Skeptiker in Dogmendingen das Weiterlesen nicht verleidet. Jesse von Velderndorff wütet gegen das Marienbild, weil es häßlich ist und Gott doch die Schönheit sei, bis ihm unmittelbar vor seinem Tode eine bessere Erleuchtung kommt.

„Jesse hob seine magern, gefesselten Hände ins Mondlicht und sah sie an. Es war einmal der schönste Ritter, er weiß es wohl. Die Frauen wurden rot vor Liebe, wenn er nur eine ansah. Jetzt ist er ein Schatten dessen, was er war, und morgen wird er entsetzlich sein. Dennoch würde sein Lieb, wenn sie ja könnte, hinknien und seine blutigen Reste küssen ... Sie würde nicht den Tod, nur den Geliebten sehen. So auch hat die Liebe eines armen Mannes, eines armen Volkes aus dem kläglichen Bilde eine liebe und schöne Heilige gemacht, das Symbol der lieben Frau im Himmel, ... wie hier sein armes Kreuzlein ein Symbol des sterbenden Erlösers ist ... Wenn jetzt die Hüter kämen und würden ihm sein Kreuz entreißen wollen, er würde sich darum wie ein Löwe wehren; das Weib auch wehrte sich um ihr und ihres Volkes Heiltum, sie war im Recht."

Eine solche Auffassung der Dinge, die die lebendige Verknüpfung zwischen der Forderung und Sehnsucht der Seele und dem in der Erscheinungswelt ihr objektiv entsprechenden Gegenstand klarlegt, wird man auch vom psychologischen Standpunkt aus gelten lassen müssen. Noch mehr: die Verfasserin weiß einen mit stiller Bewunderung für die seelische Kraft dieser einfachen Menschen zu erfüllen, die sich im Gebet auf ein Äußerliches, der Materie nach willkürlich Angenommenes zu konzentrieren vermögen. Diesem Kult wie allen Kulten gegenüber möchte man ein bekanntes Wort Hamlets also variieren: „An sich ist nichts bedeutungsvoll oder bedeutungslos — das Fühlen erst macht es dazu!"

Von allen Tendenzromanen sind mir die religiösen die unerträglichsten. Aber mag „Jesse und Maria" auf viele auch tendenziös wirken, ich kann ihm doch nicht den Vorwurf machen, daß er es ist. Eine große Objektivität, die lebendige, bärenstarke wie rührendzarte Gestalten zu schaffen und uns für sie zu interessieren weiß, läßt die Autorin nirgends weder ins Didaktische noch ins

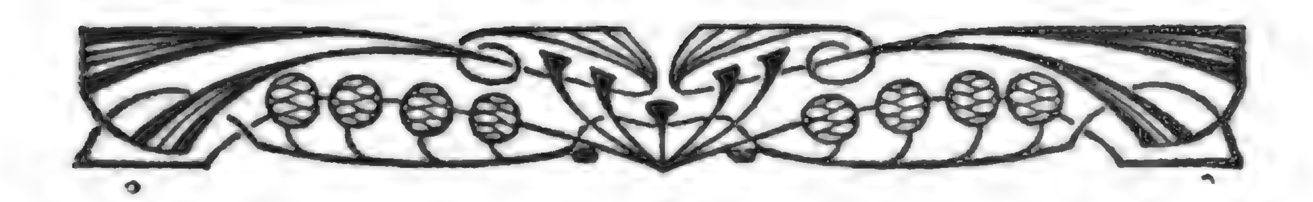
Sentimentale verfallen. Im Gegenteil, wir fühlen uns, mögen auch zum Schluß viele Fäden etwas unvermittelt abreißen, doch immer und in erster Linie einem Künstler gegenüber. Szenen wie das Verhör der jesuitischen Reformationskommission oder die Schilderung von Jesses letzter Nacht und Todesgang sind ein Beweis reifen Könnens. Auch der Stil, der wie bei Frenssen dem Gesprochenen ähnelt und alle Augenblicke den Autor neben seinen Geschöpfen zu Wort kommen läßt, ist originell und frisch. Nicht nur im Dialog, sondern in der gesamten Diktion ist die Färbung mit österreichischem Dialekt konsequent und zugleich taktvoll durchgeführt. Die verschiedensten Stimmen und Tonarten erklingen, und doch hat man immer jenes Gefühl des Natürlichen, Selbstverständlichen, das des Dichters schönstes Lob bedeutet.

„Jesse und Maria" ist ein historischer Roman, der volle Beachtung auch in nichtkatholischen und selbst in außerkonfessionellen Kreisen verdient. Er beschwört eine entlegene Vergangenheit herauf und weiß sie dadurch glaubhaft zu machen, daß uns aus den abgelebten Masken überall das Menschliche sowohl mit seiner Schwäche als seiner Stärke entgegenblickt und so zwischen Einst und Jetzt die seelische Brücke schlägt. Wer aber für die vorgeführten Gestalten Interesse selbst in demjenigen zu erwecken vermag, für den ihre Konflikte nicht mehr seine Konflikte sind und vielleicht nie waren, der ist ein Dichter.

Die Baronin E. v. Handel-Mazzetti hat mit diesem ihrem neuesten Buch ein literarisches Werk geschaffen, das bei seiner spannenden Handlung eine treffliche Unterhaltungslektüre bilden, mit dem darin behandelten Problem Manchem Stoff zum Nachdenken geben und durch den in ihm lebenden echt-christlichen Geist der Versöhnung den Besten gute und starke Ausblicke eröffnen wird.

* * *

Unter dem Obertitel „Romanische Meistererzähler" erscheint bei der Deutschen Verlagsaktiengesellschaft in Leipzig ein Sammelwerk, von dem jährlich sechs bis acht Bände herauskommen sollen. Eine Anzahl bedeutender Romanisten Deutschlands haben sich zusammengetan, um durch wissenschaftlich korrekte und zugleich künstlerisch wertvolle Übertragungen die interessantesten von den schwerer zugänglichen Dokumenten der romanischen Literatur dem Verständnis der Gebildeten nahe zu bringen. Es liegen uns vor Band II (Romanische Schelmennovellen, deutsch von Jakob Ulrich), Band III (Crébillon der Jüngere, Das Spiel des Zufalls am Kaminfeuer, deutsch von K. Brandt), Band IV (Die Schwänke und Schnurren des Florentiners Gian-Francesco Poggio Bracciolini, Übersetzung, Einleitung und Anmerkungen von Alfred Semerau) und Band V (Unsere biedern Stadtleut von Antoine Furetière, deutsch von Erich Meyer). Hiervon sind Band II, III und IV ihres oft ausgelassenen Inhalts wegen nummerierte Privatdrucke, „nur für Gelehrte, nicht für den Buchhandel bestimmt". Das Unternehmen, in dem die Philologen ihre Kenntnisse einmal nicht bloß zu ewigem Widerkäuen weitergeben, sondern künstlerischen Zwecken dienend unterordnen, verdient die Sympathie und Förderung aller Literaturfreunde.



Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

F. v. Pritzbuer.

Wer einen Vergleich ziehen will zwischen dem ersten Vierteljahr 1905 und dem jetzt fast hinter uns liegenden ersten Quartal 1906, der wird vor allem auf einen Unterschied aufmerksam machen müssen, der allerdings auch dem oberflächlichen Beobachter sogleich entgegentritt. Das ist der Unterschied zwischen der heutigen und der damaligen Verfassung des internationalen Geldmarkts, die auf das gesamte Wirtschaftsleben Europas und der Vereinigten Staaten nicht ohne tiefgehende Wirkungen bleiben kann. Im vorigen Jahr herrschte während des ganzen Frühjahrs und Sommers bis spät in den Herbst hinein an allen in Betracht kommenden Märkten eine förmliche Geldplethora, die neben einer Reihe anderer Momente in höchst nachdrücklicher Weise dazu beitrug, das Wirtschaftsleben der großen Handels- und Industriestaaten zu befruchten, und eine neue wirtschaftliche Konjunktur herbeizuführen, die ziemlich gleichmäßig in allen Gebieten der Weltwirtschaft ihre Herrschaft etablierte und zu hoher Blüte getrieben werden konnte. Aber man wird leider vielleicht auch sagen dürfen, daß die besondere Gunst der Verhältnisse, in erster Linie die Leichtigkeit, sich für jedes wirtschaftliche Unternehmen, für jede Erweiterung bestehender Anlagen, für jede Börsenspekulation die nötigen Mittel zu beschaffen, eine gewisse treibhausartige Entwicklung beförderte und namentlich an verschiedenen Börsen zu recht ungesunden Zuständen, zu einer Überspekulation führte, die selbst heute nach so mancher Abschwächung des Kursniveaus noch immer nicht vollständig überwunden ist. Diese Entwicklung war um so gefährlicher, als es für keinen nüchternen Beobachter ein Geheimnis war, daß die Ursache des Geldüberflusses vornehmlich an verschiedenen europäischen Plätzen nur ephemerer Natur war. Sie beruhte, wie gerade auch in der „Deutschen Monatsschrift" wiederholt ausgeführt wurde, auf den großen russischen und japanischen Guthaben, die die beiden kriegführenden Mächte aus gewaltigen Anleiheoperationen angesammelt und zur Begleichung ihrer in Europa kontrahierten Verpflichtungen, zur Einlösung von Koupons, eventuell zur Stützung der Valuta bei ihren Geschäftsfreunden in Paris, Berlin und London stehen gelassen hatten. Diese Guthaben mußten zur Zurückziehung gelangen, sobald der Friede geschlossen war, sobald also ein Teil der Zwecke, deretwegen die Guthaben gehalten wurden, wegfiel und die an den internationalen Börsen domizilierenden Summen in Rußland und Japan selbst benötigt wurden. Diese oft vorausgesagte Tatsache ist dann auch mit Beginn des Herbstes eingetreten, während gleichzeitig in Europa und Amerika die Bedürfnisse des Wirtschaftslebens sich ständig vergrößerten

und daneben verschiedene andere Momente sich geltend machten, die weiter versteifend auf den Geldmarkt einwirkten. Dahin gehört einmal die schon oben gestreifte Überspekulation, die jetzt besonders an den Börsen von New-York und Berlin zu Tage trat, dahin gehört ferner der starke Kurssturz der russischen Werte an den Börsen von Paris und Berlin, dahin gehört auch der Rückgang der Minenwerte auf dem Londoner „Kaffernmarkt", wo Zwangsregulierungen und Zusammenbrüche an der Tagesordnung waren. Die Ursachen des erneuten Aufschwungs des Wirtschaftslebens brauchen nur kurz gestreift zu werden. In England waren die Folgen des Burenkrieges, in Deutschland die Folgen der Krisis, die mit Beginn des Jahrhunderts eingesetzt hatte, nunmehr vollständig überwunden, und in Amerika sah man sich von neuem einer wirtschaftlichen Blüte gegenüber, die wiederum, wie schon mehrmals in den letzten zehn Jahren, durch eine gute Ernte zur Reife gebracht wurde. Die Folge war, daß einmal in den Vereinigten Staaten, wo sich die Folgen des Mangels einer den Geldmarkt regulierenden Zentralnotenbank in den Zeiten des Aufschwungs immer besonders stark geltend machen, ganz ungeheuer hohe Geldsätze bezahlt wurden, daß ebenfalls in London der Geldmarkt sich erheblich versteifte, was in verschiedenen Diskonterhöhungen der Bank von England zu Tage trat, daß dann in Berlin eine intensive Verknappung der vorhandenen Mittel eintrat, die die Reichsbank nötigte, zur Erhaltung ihrer Goldbestände mit ihrer Rate auf 6% zu gehen, ein Schritt, der ein ungeheures Aufsehen erregte und im Zentralausschuß zu recht unerfreulichen Debatten führte. Die haute banque, die am festesten zur Reichsbankverwaltung zu stehen pflegt, kritisierte die erwähnte Maßregel in äußerst scharfer Weise, und erst der weitere Verlauf der Dinge in den ersten Monaten 1906 hat auch ihr die Berechtigung des Vorgehens der Reichsbankverwaltung bewiesen.

Wenn nämlich speziell in denjenigen Kreisen, die im Zentralausschuß der Reichsbank vertreten sind, die Hoffnung gehegt wurde, das laufende Jahr werde eine wesentliche Erleichterung des Geldmarktes bringen, so ist diese Erwartung vollständig getäuscht worden. Zwar hat sich die Verwaltung des deutschen Zentralnoteninstituts bestimmen lassen, am 18. Januar von dem ungewöhnlich hohen Satze von 6% herabzugehen und ihre Rate auf 5% zu ermäßigen, aber eine weitere Reduktion ist ausgeblieben, und niemand ist im Stande anzugeben, wann eine neue Herabsetzung des Diskonts erfolgen wird. Ist sonst wohl der Februar in Bezug auf den Geldmarkt der leichteste Monat, was in der Regel bei der Reichsbank in einem stark verminderten Notenumlauf und in einer bedeutenden Notenreserve, in einer Herabsetzung des offiziellen Diskonts zu Tage tritt und auch sonst in einem sehr niedrigen Stand der privaten Sätze seinen Ausdruck findet, so ist diesmal gar nichts derartiges zu spüren gewesen. Der offizielle Bankdiskont verharrt, wie erwähnt, in Berlin auf 5%, der Privatdiskont ist nur vorübergehend unter 4% gesunken, und es hat regelmäßig nur geringer Anstrengungen von seiten der Reichsbank bedurft, um ihn auf einer solchen Höhe zu halten, daß die Differenz zwischen ihm und der offiziellen Rate nicht allzu bedeutend wurde, ein Zeichen, daß die disponiblen Mittel des Marktes nicht sonderlich groß sind, und die Anfang des Jahres eingetretene schnelle Erleichterung des

Geldmarkts nicht in den natürlichen Verhältnissen begründet, sondern künstlich herbeigeführt war. Ähnliche Verhältnisse wie in Berlin beherrschen in London den Markt; auch dort hat die Bank von England eine Ermäßigung ihrer Rate nicht vornehmen können, und auch dort ist es zweifelhaft, ob schon demnächst eine Diskontermäßigung eintreten wird. Auch in London sind die Ressourcen des Geldmarkts stark erschöpft, auch dort hat die starke Beteiligung des Kapitals an exotischen Anleihen viel flüssige Mittel absorbiert, dazu kam bei Beginn des Jahres die Wahlbewegung, die verhinderte, daß das zu Weihnachten in die Provinz abgeflossene Gold so rasch wie gewöhnlich nach London zurückströmte, und endlich hat die bereits oben erwähnte unerfreuliche Gestaltung der Dinge auf dem Londoner Minenmarkte im Jahre 1906 bisher wenigstens angehalten, so daß die ständig zurückgehenden Kurse und die sonstigen Vorkommnisse fortgesetzt große Summen absorbieren. Dazu kommt die regelmäßige Inanspruchnahme des Londoner Geldmarktes im ersten Vierteljahr durch die Steuererhebungen, die in England sich auf das erste Quartal zusammendrängen. Die vorstehend wiederholt gestreiften unerfreulichen Verhältnisse des Minenmarktes sind, wie vielleicht noch ergänzend hervorgehoben werden darf, eine wesentliche Ursache für die gleichfalls nicht besonders erfreuliche Gestaltung der internationalen Börsenverhältnisse im verflossenen Vierteljahr. Bekanntlich ist keine der Prophezeiungen eingetroffen, mit denen die Faiseure des Minenmarkts die Kapitalisten aller Länder zur Beteiligung an den Spekulationen in Goldminenshares angelockt hatten. So manche mit großem Geschrei angepriesene Mine hat sich als reiner Schwindel entpuppt, aber selbst bei den unter dem Patronat deutscher Banken stehenden Unternehmungen sind große Enttäuschungen nicht ausgeblieben, indem sich die Gutachten sogenannter Sachverständiger als falsch erwiesen, oder die eben entflammten Hoffnungen durch Unglücksfälle aller Art wieder vernichtet wurden. Dazu kam noch insbesondere die leidige Arbeiterfrage. Das vor einigen Monaten abgetretene konservative englische Ministerium hatte bekanntlich die Einfuhr chinesischer Kulis freigegeben, was wiederum bei einem großen Teil des englischen Volkes einen Sturm der Entrüstung erregt hatte, der wenigstens teilweise dazu beigetragen hat, den Liberalen zu einem so glänzenden Siege bei den Wahlen zu verhelfen. Aber andererseits stand das neue Ministerium vor einer sehr schwierigen Entscheidung, da seine radikalen Anhänger ein sofortiges Verbot der Chineseneinfuhr verlangten, was mit dem Ruin der Goldmineindustrie ungefähr gleichbedeutend gewesen wäre. Darum entschloß sich das Ministerium, einen Mittelweg zu wählen, die bereits unter dem konservativen Ministerium ausgestellten Einwanderungsscheine sollen ihre Gültigkeit behalten, im übrigen wurde eine königliche Kommission nach Südafrika geschickt, die die Frage an Ort und Stelle untersuchen soll; bis diese ihren Bericht erstattet haben wird, werden Monate vergangen sein, in denen aller Wahrscheinlichkeit nach Transvaal eine eigene Verfassung und Verwaltung und damit das Recht erhalten wird, über die Arbeiterfrage selbständig, ohne Befragen des Mutterlandes, zu entscheiden. Im ganzen werden demnächst 62 000 Kulis in Südafrika beschäftigt sein, demgegenüber ist aber zu beachten, daß die Zahl der schwarzen Arbeiter ständig abnimmt, so daß Ende Januar nur

noch 127000 Schwarze beschäftigt waren gegen 136000 Ende Mai v. J. Andererseits entfällt noch immer der Hauptteil der Produktion auf die Kaffern; nach einer mir vorliegenden englischen Zusammenstellung wurden beispielsweise im Dezember 414000 Unzen Feingold gefördert, von denen 276000 Unzen auf die Kaffern, aber nur 138000 Unzen auf die Chinesen entfielen. Verschwiegen soll übrigens nicht werden, daß die Minenindustrie Transvaals trotz aller Schwierigkeiten ins Gewicht fallende Fortschritte macht; die Jahresproduktion an Gold betrug in Transvaal im verflossenen Jahre 20802074 Lstr. gegen 16054809 Lstr. im Jahre 1904, d. h. die durchschnittliche Wochenproduktion ist auf etwa 400000 Lstr. angewachsen. Auch hat man berechnet, daß im Jahre 1905 von den Randminengesellschaften 5033000 Lstr. an Dividenden ausgeschüttet wurden gegen 3995000 Lstr. im Jahre vorher, aber alle diese günstig zu deutenden Zahlen sind doch nicht imstande, eine andere als nur vorübergehende Beruhigung auf dem Londoner Minenmarkt hervorzurufen. Die Haltung bleibt wegen der seit Jahren bestehenden Überspekulation durchschnittlich recht matt, und die Schwankungen, denen Minenshares unterliegen, erinnern das Publikum aller europäischen Länder, vor allem Frankreichs, Hollands und Deutschlands immer von neuem an die Verluste, die es durch seine unüberlegte Beteiligung an der Londoner Goldminenspekulation erlitten hat.

Wenn ich noch einen Augenblick bei der am Eingang meines Berichtes charakterisierten Frage des Geldmarktes, wenigstens soweit Berlin in Betracht kommt, verweilen darf, so möchte ich noch hervorheben, daß, abgesehen von der wirtschaftlichen Konjunktur, auch die rege Emissionstätigkeit der großen Bankhäuser, die für die Bank- und Börsentätigkeit des letzten Jahres charakteristisch ist, große Summen disponiblen Kapitals absorbieren mußte. Die Summen, die im Jahre 1905 durch Neuemission von Börsenwerten beansprucht wurden, gehen sehr wesentlich über die Vergleichszahlen der Vorjahre hinaus, infolge der Creierung großer Mengen junger Aktien industrieller Unternehmungen, die in der Zulassung von fast 500 Mill. Mk. neuer Industrieaktien zum Börsenhandel ihren Ausdruck fand, während in den beiden Vorjahren nur 195 bezw. 267 Mill. Mk. Wertpapiere der gleichen Kategorie dem Publikum angeboten wurden. Andererseits aber muß die Aufmerksamkeit besonders darauf gerichtet werden, daß die in den ersten neun Monaten des Jahres 1905 so überaus günstige Lage des Geldmarkts dazu benutzt wurde, große Summen festverzinslicher Papiere an den Markt zu bringen, und zwar wurden neu ausgegeben an deutschen Staatsanleihen fast 455 Mill. Mk. gegen 284 Mill. Mk. bezw. 343 Mill. Mk. in den Jahren 1904 und 1903, daneben aber wurden nach der bekannten Zusammenstellung der „Frkf. Ztg." dem deutschen Publikum zugeführt aus ausländischen Staatsanleihen 676 Mill. Mk. gegen nur 87 bezw. 136 Mill. Mk. in den beiden vorhergehenden Jahren. Das ist eine Summe, die meines Wissens noch niemals in einem Jahr in Deutschland erreicht wurde, die einerseits erfreulich wirkt, weil sie die Bedeutung anzeigt, die Deutschland als Kapitalmarkt besitzt, andererseits aber in der Gegenwart bei den sonstigen Ansprüchen, die an den Geldmarkt von seiten der heimischen Volkswirtschaft gestellt werden, sehr erschwerend

ins Gewicht fallen mußte. In großen Summen haben sich die deutschen Kapitalisten an den Anleihen Rußlands und Japans beteiligt, ganz außerordentlich hohe Beträge an amerikanischen Eisenbahnpapieren sind im Jahre 1905 dem deutschen Publikum zugänglich gemacht worden. Die bedeutendste Emission auf diesem Gebiet war die Einführung von 400 Mill. Doll. Stammaktien und 100 Mill. Doll. 3½% in Aktien konvertierbare Goldbonds der Pennsylvania-Railroad-Company, über die ich bereits früher in der „Deutschen Monatsschrift" berichtet habe. Wenn auch schwer festzustellen ist, wieviel von diesen Beträgen dauernd in Deutschland geblieben ist, so bleibt doch die interessante Tatsache bestehen, daß bei jeder wirtschaftlichen Konjunktur Amerika von neuem sich an das alte Europa wenden muß, daß seine wirtschaftliche Blüte zu einem guten Teil immer noch von der Zufuhr europäischen Kapitals abhängt, daß Amerikas Verschuldung an Europa immer wieder anwächst und noch heute sehr bedeutend ist, wodurch die Zahlen seiner so oft gepriesenen aktiven Warenbilanz ein völlig anderes Aussehen erhalten.

Bei diesen Schwierigkeiten, die auf dem internationalen Geldmarkt nun schon seit Oktober v. J. sich geltend machen, erscheint es kaum verwunderlich, wenn in den von diesen Schwierigkeiten vorzugsweise betroffenen Ländern die mit der Regulierung des Geldumlaufs in Zusammenhang stehenden Fragen, deren Erledigung jetzt fast überall einer Zentralnotenbank obliegt, etwas mehr als sonst wohl in den Vordergrund gerückt werden. Dazu kommt noch im speziellen, daß gerade der russisch-japanische Krieg die Bedeutung eines großen Goldvorrats bei der Zentralbank in ein besonders helles Licht gerückt hat, weil der enorme Goldvorrat der russischen Reichsbank der russischen Regierung bei der finanziellen Mobilmachung sehr bedeutende Dienste geleistet hat. Erwägungen dieser Art haben zweifellos mitgespielt, als man sich entschloß, dem deutschen Reichstag einen Gesetzentwurf vorzulegen, der dahin geht, daß in Zukunft von der Reichsbank auch Noten, die auf 50 bezw. 20 Mk. lauten, ausgegeben werden dürfen, während bisher bekanntlich nur Noten gestattet waren, die auf 100, 200, 500, 1000 Mk. oder auf ein Vielfaches von 1000 Mk. ausgestellt waren. Der auf Abänderung des bestehenden Zustandes hinwirkende Entwurf ist dem Reichstag bereits im Frühjahr v. J. vorgelegt worden, hat aber damals infolge der vorzeitigen Schließung der Reichstagssession eine Erledigung nicht gefunden. Er ist jetzt zur Annahme gelangt, nachdem er im Plenum der Volksvertretung stellenweise, und zwar gerade bei Herren, die sich sonst in Währungs- und Bankfragen leidenschaftlich zu bekämpfen pflegen, einen hartnäckigen Widerspruch gefunden hatte. Ich gestehe, daß mir diese fast leidenschaftliche Opposition von einer Seite, die sonst als Verteidiger unserer leider so oft zu Unrecht angegriffenen Reichsbankverwaltung aufzutreten pflegt, immer unverständlich gewesen ist. Es ist doch zweifellos ein sehr erstrebenswertes Ziel, den Goldvorrat der Reichsbank, der unter den starken Ansprüchen des letzten Jahres erheblich gelitten hat, was dann wieder den hohen Diskont zur Folge hatte, nach Möglichkeit zu stärken, und eine solche Stärkung der Goldvorräte wird aller Wahrscheinlichkeit nach eintreten, da sich Wertzeichen von 50 und 20 Mk. im

Verkehre großer Beliebtheit erfreuen, infolge dessen die neuen Banknoten sich rasch einbürgern und einen Teil des umlaufenden Goldes in die Kassen der Reichsbank zurückströmen lassen werden. Hat man doch gerade in den Kreisen der Praxis den Mangel an Reichsbanknoten in kleinen Appoints sehr lebhaft empfunden und hat man doch ein stark ins Gewicht fallendes Vorbild an der Bank von Frankreich, die mehr als eine halbe Milliarde Frcs. in 50 Frcs.-Noten im Umlauf hat und wenigstens teilweise infolge dieses Umstandes einen ganz außerordentlich hohen Bestand an Gold aufweist. Eine Verschlechterung unserer Währung ist aus der Annahme des Gesetzentwurfes um so weniger zu befürchten, als die neuen Noten ebenso wie die alten gemäß den bisherigen gesetzlichen Bestimmungen gedeckt sein müssen.

Etwas anders als bei der Reichsbank lag der Fall bei der Bank von Frankreich, deren Lage ebenfalls die französischen gesetzgebenden Körperschaften beschäftigt hat. War bei der Reichsbank eine Stärkung ihres Goldvorrats notwendig, so wurde der Bank von Frankreich ihr starker Metallvorrat fast zur Last, und sie beschloß, Barrengold nur anzunehmen unter Abzug von 10 Tagen Zinsen in Höhe von 3%. Zu diesem Entschluß war das französische Noteninstitut deshalb gezwungen, weil es das ihm zugehende Barrengold nicht mehr durch Ausgabe von Noten bezahlen konnte. Während nämlich bei der deutschen Reichsbank die Möglichkeit, Noten auszugeben, praktisch so gut wie unbeschränkt ist, darf die Bank von Frankreich überhaupt nur 5 Milliarden Frcs. Noten in Umlauf setzen. Dieser Betrag war fast erreicht, und es war der Moment vorauszusehen, wo die französische Notenbank keine neue Noten mehr in Verkehr setzen konnte, also in Zukunft in Gold statt in Noten zahlen mußte. Unter diesen Umständen entschloß sich die Regierung, der Bank ihre Aktionsfreiheit wiederzugeben und einen Gesetzentwurf vorzulegen, der das Notenkontingent um 800 Mill. Frcs. erhöhte. Dabei wurde in der Begründung des Gesetzentwurfes ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß nur, wenn der Bank von Frankreich ihre Goldplethora erhalten bleibe, die Bank also auch in Zukunft in der Lage wäre, die an sie herantretenden Ansprüche mit Noten statt mit Gold zu befriedigen, die französische Volkswirtschaft auch fernerhin mit dem stabilen Zinsfuß rechnen könne, der ihr von so großem Nutzen ist, und der seine Stütze in der großen Ansammlung von Gold bei der Notenbank findet. So sehen wir bei dem deutschen und französischen Gesetzentwurf die gleiche Tendenz, Gold aus dem Verkehr zu ziehen und der Notenbank zuzuführen, damit diese im Besitz eines möglichst großen Goldschatzes gelange bezw. bleibe.

Von einer Reform der Bankgesetzgebung in England, die auch dort weitesten Kreisen auf Grund der Erfahrungen, die mit der Peel-Acte gemacht sind, sehr notwendig erscheint, ist es vollständig still geworden. Dagegen sind in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Bestrebungen auf Schaffung einer den Geldumlauf regelnden Zentralbank wieder aufgenommen worden, wobei es dahin gestellt bleiben muß, wie weit diese Bestrebungen diesmal von Erfolg gekrönt sein werden. Es erscheint uns fast unglaublich, daß die große amerikanische Volkswirtschaft eines solchen Instituts entbehrt, daß es dem praktischen Amerikaner nicht gelingt, der

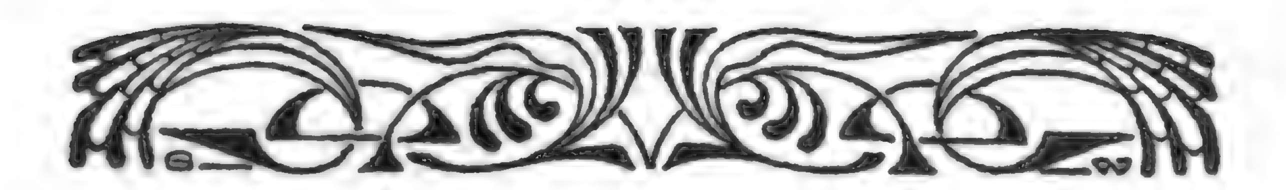
entgegenstehenden Schwierigkeiten Herr zu werden, daß er sich vielmehr in jeder Hochkonjunktur und speziell wieder im Herbst jedes Jahres infolge Fehlens einer den Geldmarkt regelnden Instanz Geldsätze in einer Höhe gefallen läßt, die uns Europäern geradezu märchenhaft erscheinen. Wie viele kritische Zeiten die New-Yorker Börse infolge dieser Verhältnisse durchleben muß, ist kaum zu sagen, und es ist deshalb nur allzu begreiflich, wenn der bekannte New-Yorker Bankier Schiff vor kurzem wiederum seine warnende Stimme zu Gunsten einer zentralen Notenbank erhoben hat. Tatsächlich hat denn auch der Schatzsekretär seine Aufmerksamkeit der Neuregelung des amerikanischen Notenbankwesens zugewendet und ein Projekt der Öffentlichkeit übergeben, in dem aber leider eine Zentralnotenbank nicht vorgesehen ist. Der Schatzsekretär will nämlich den Notenumlauf der Nationalbanken in der Art regeln, daß es den genannten Instituten gestattet sein soll, neben den jetzigen voll gedeckten Noten auch ungedeckte in Umlauf zu bringen, die aber einer hohen 5—6prozentigen Steuer unterworfen sein werden, und deren Umlauf dadurch eingeschränkt wird, daß sie nur bis zur Hälfte des Umlaufs der gedeckten Noten ausgestellt werden dürfen. Man hat nach diesen, allerdings etwas dürftigen Mitteilungen nicht den Eindruck, als ob durch die Annahme dieser Vorschläge der amerikanische Geldmarkt wesentlich elastischer würde; die gleiche Empfindung hat vielleicht auch in Amerika selbst geherrscht, denn man hat nicht gehört, daß sich die gesetzgebenden Körperschaften näher mit diesen Plänen des Schatzsekretärs beschäftigt haben. Erwähnt sei aber in diesem Zusammenhang, daß das, was den stolzen Amerikanern anscheinend nicht gelingen will, der kleinen Schweiz gelungen ist. Dort hat man es möglich gemacht, den Widerstand gegen eine Zentralbank, der dem Kantönligeist entsprang, zu brechen, so daß schon demnächst eine schweizerische Zentralbank ins Leben treten und die Schweiz von den Unzuträglichkeiten befreit sein wird, die das Nebeneinanderarbeiten einiger dreißig Notenbanken mit sich brachte.

Der letzte Grund der gespannten Verhältnisse auf dem Geldmarkt liegt, wie eingangs erwähnt wurde, in der internationalen Wirtschaftskonjunktur, die am deutlichsten wieder in Deutschland und den Vereinigten Staaten zu Tage tritt. Für beide Länder rechtfertigt sich die im letzten Geschäftsbericht der Deutschen Bank enthaltene Bemerkung, daß die Kapitalbildung mit der Fülle der Unternehmungen und neugeschaffenen Werte nicht Schritt gehalten habe. Schon aus diesem speziellen Grunde muß die Aufmerksamkeit der Geschäftswelt dauernd beiden Volkswirtschaften zugewandt bleiben, ganz abgesehen von dem Interesse, das die Fortdauer der Konjunktur in beiden Ländern für die Weltwirtschaft bietet. So ist es denn nicht weiter auffallend, daß alle Anzeichen, die auf eine Veränderung der wirtschaftlichen Lage hier oder in Amerika hindeuten, eifrig verfolgt werden. Was Deutschland anlangt, so hat man die hier und da gehegten Beunruhigungen fallen lassen angesichts der fortgesetzt günstigen Berichte aus den maßgebenden Industrierevieren, angesichts der Tatsache, daß das Kohlensyndikat seine 10prozentige Fördereinschränkung beseitigt hat, und angesichts des Umstandes, daß der Stahlwerksverband die Beteiligungsziffer für die Produkte a um 5% hat erhöhen müssen, ferner daß das Roh-

eisensyndikat seine Produktion bis Ende 1906 fast ausverkauft hat, und Verkäufe in das Ausland nur tätigt, wenn es gilt, alte Beziehungen aufrecht zu erhalten. Allerdings könnte das Nachlassen der Bautätigkeit mehr beachtet werden, indessen sind die Berichte der großen Industriegesellschaften, die jetzt zahlreich der Öffentlichkeit übergeben werden, so zuversichtlich in Betreff der nächsten Zukunft gestimmt, daß man hoffen darf, die Erscheinungen auf dem Baumarkt werden nur einen vorübergehenden Charakter tragen. Auch die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten geben zu Besorgnissen für die nächste Zukunft noch keine Veranlassung. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß die Berichte der amerikanischen Fachblätter nicht mehr auf den äußerst zuversichtlichen Ton wie früher gestimmt sind. Indessen handelt es sich allem Anschein nach um eine kleine Erholungspause nach dem enorm gestiegenen Konsum der letzten Monate. Zum Vergleich der Fortschritte, welche der Außenhandel der Vereinigten Staaten während des letzten Dezenniums gemacht hat, sei erwähnt, daß die amerikanische Warenausfuhr sich im Laufe dieser Zeit fast verdoppelt hat, und daß der Wert des gesamten Warenhandels mit dem Auslande eine Steigerung von 1626 Mill. Doll. auf 2806 Mill. Doll. erfuhr. Hervorgehoben sei aber vor allem, daß, obgleich der Überschuß der Doll. Warenausfuhr über die Einfuhr sich im verflossenen Jahre auf 447,6 Mill. stellte, also die Warenbilanz im hohen Grade aktiv war, die Goldeinfuhr abzüglich der Goldausfuhr nur einen Wert von 3,45 Mill. Doll. erreichte, was allerdings einen Fortschritt gegen 1902 bedeutet, wo die Goldausfuhr um 36,41 Mill. Doll. größer war als die Goldeinfuhr. Immerhin erscheint durch diese Zahlen die aktive Warenbilanz der Vereinigten Staaten in einem etwas anderen Lichte, und man darf vielleicht der kürzlich von einem ersten Kenner dieser Verhältnisse geäußerten Meinung beistimmen, daß mit dem Überschuß der amerikanischen Ausfuhr über die Einfuhr nicht Forderungen an das Ausland geschaffen, sondern Forderungen des Auslandes beglichen werden. Im letzten Grunde aber beruht, wie auch schon wiederholt angedeutet, die amerikanische Konjunktur auf der Ernte. Der Wert der letztjährigen Ernte wird vom landwirtschaftlichen Bureau auf 6425 Mill. Doll. angegeben, d. h. um 256 Mill. Doll. höher als in 1904. Berücksichtigt man nun, welche Vorteile die großen amerikanischen Eisenbahngesellschaften aus einer solchen Ernte ziehen, Vorteile, die ziffernmäßig in den ständig steigenden Eisenbahneinnahmen zu fassen sind, und welche Summen infolge dessen die großen Eisenbahnunternehmungen im laufenden Jahre für Neubestellungen und Investitionen aufwenden, so erscheint die Hoffnung berechtigt, daß die gegenwärtige wirtschaftliche Situation noch auf eine gewisse Dauer rechnen kann und noch keinesfalls ängstlich beurteilt zu werden braucht.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind **zu** richten an **Dr. Otto Hötzsch**, Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart“, alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den **Verlag Alexander Duncker**. Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.



Worte Heinrich v. Treitschkes.

„Kaum ist Deutschland wieder eingetreten in die Reihe der Großmächte, so müssen wir schon mit einer nahen Zukunft rechnen, da kein Staat, der bloß Europa angehört, sich in der Stellung einer Weltmacht wird behaupten können.“ (1886.)

„Da das Ziel der menschlichen Kultur doch die Aristokratie der weißen Rasse auf dem ganzen Erdball sein wird, so wird die Bedeutung eines Volkes am letzten Ende davon abhängen, welchen Anteil es an der Beherrschung der transatlantischen Welt besitzt. Darum ist die Wichtigkeit der Flotte in unseren Tagen wieder gewachsen.“ (Aus der ‚Politik‘.)

„Wir sind mit allen unseren Sünden doch ein herrliches Volk. Ich kann von der Hoffnung nicht lassen, daß uns endlich auch einmal das Glück lächeln wird, das bisher alle anderen Völker so unbillig bevorzugt hat. Nennen Sie das immerhin einen deutschen Trost — wenn ich ihn nicht hätte, böte mir das Leben in Deutschland keinen Reiz.“ (An R. v. Mohl.)

„An uns ist es, das Werk unserer Väter zu vollenden, und auf dem Boden, den ihr Heldenmut uns neu geschenkt hat, jenes einige Reich zu gründen, das nur als ein blasses Bild ihrer Sehnsucht vor ihrer Seele schwebte.“ (1863.)

Der falsche Baurat.

Eine Novelle für Kunst- und Altertumsfreunde.

Von

Utis.

(Fortsetzung.)

Die fernere Reiseanordnung des Baurates bestand darin, daß er selbst mit seinem Unterbeamten bei dem köstlich erfrischten Wetter den Waldweg nach Eilertshausen, den die drei Wanderer gestern in entgegengesetzter Richtung zurückgelegt hatten, und von da weiter nach Rappelstein zu Fuße gehen wollte, indes die Damen zu Wagen auf der Landstraße ebendahin gebracht würden und im dortigen Gasthaus einstweilen das bestellte Quartier einnähmen. Der Baurat verstand zu leben; er benutzte die Dienstreise in so schöner Jahreszeit zu seiner eigenen Erholung und war ein zu liebenswürdiger Gatte und Vater, um der Gattin und

Tochter keinen Anteil an diesem Vergnügen zu gönnen. Das Geschäft in Eilertshausen hielt voraussichtlich nicht lange auf; es handelte sich nur darum, der Form zu genügen, da einmal die Gemeinde an die höhere Behörde rekurriert hatte; in der Sache stand es vollkommen fest, daß der Landbaumeister Recht behalten würde. In Rappelstein hatte man ein weiteres Geschäft, das gleichfalls die Gegenwart des Landbaumeisters erforderte: es handelte sich dort um die Besichtigung des Bezirksgefängnisses. Es war für beide eine interessante Aussicht, den falschen Baurat als Insassen desselben anzutreffen. Nach einem behaglich ausgedehnten Frühstück nahmen demnach die beiden Parteien von einander Abschied und jede zog ihres Weges, indes die braven Leutchen im Hirschen ihrem Sinnen und Sorgen um den Ausgang der wunderlichen Geschichte überlassen wurden. „Und ich bleibe dabei," sagte die Frau Wirtin, „der erste Baurat war doch der eigentliche und ein viel gelehrterer Herr als der da, und gar als dieser schnauzbärtige eingebildete Landbaumeister mit seinem widrigen Geschnarre." „Ach, und die zwei schönen jungen Herren!" fügte Gretchen träumerisch hinzu.

In Eilertshausen, angekommen fragte man nach dem Schultheißen: er war auf dem Felde. Nach den Gemeinderäten: nur einer fand sich zu Hause, der ehemalige Schultheiß, ein alter Großvater, der auf dem Auszug saß. Man befahl ihm, sofort nach dem Schultheißen zu schicken, da der Herr Baurat da sei, um die Kirche zu besichtigen. Ein Pfarrer wohnte nicht am Orte, die Gemeinde war mit einer anderen Pfarrei verbunden. „Ei was?" sagte der Großvater, „der Herr Baurat ist gestern dagewesen und hat alles abgemacht." „Lieber Mann," sagte der wirkliche, „das war ein Schwindler, der sich einen schlechten Spaß mit Euch gemacht hat." „Ei was? hat er nicht alles aufgeschrieben und war ein vornehmer gelehrter Herr mit einem goldnen Brill auf der Nase, gerade wie Er?" Die Unterhaltung ging auf der Straße vor sich, wohin man den Großvater hatte herausrufen lassen, und es sammelten sich allmählich Leute um die Gruppe. „Stellt Euch nicht einfältig und macht fort," sagte der Landbaumeister, „Ihr werdet mir wohl glauben, daß dieser Herr der Herr Baurat ist." „Hat Ers schriftlich bei sich?" fragte der Bauer. „Diese Unverschämtheit übersteigt alles Maß. Ich, der Landbaumeister, sage Euch, daß ich den Herrn Baurat sehr gut kenne und daß dieser Herr es ist." „Das fragt sich eben, ob man es glaubt," versetzte der Bauer mit unerschütterlicher Ruhe. „Hannes, lauf zum Schulmeister, er soll gleich herkommen." Der Landbaumeister hatte etwas auf den Lippen, das etwa wie „frecher Mistfinke" lautete; aber sein Chef sagte gelassen:

„Beruhigen Sie sich, mein Bester, wir kommen hier mit Worten nicht weiter. Wir müssen uns an den Glöckner wenden, der den Schlüssel hat; das übrige kann dann schriftlich abgemacht werden.“ „Glöckner ist der Schulmeister,“ sagte hierauf der Bauer; „wenn er den Schlüssel hergeben will, kann ers tun. Helfen wirds nichts; morgen früh kommt der Leiendecker von Rumpelberg mit vier Gesellen.“ „Hoffentlich läßt der Schultheiß ihn nicht ohne höhere Genehmigung die Arbeit beginnen, lieber Freund; es könnte üble Folgen für ihn haben.“ „Das ist seine Sache; und Seine Freundschaft kann Er für sich behalten.“ „Auch gut; aber ich darf Euch wohl fragen, warum Ihr eigentlich dem Herrn Landbaumeister nicht glaubt.“ „Weil er eine neue Kirche bauen will und Geld an der Gemeinde verdienen. Wer steht uns dafür, daß er einen guten Freund mitbringt und sagt, es sei der Baurat, damit wir meinen, wir hättens verloren, und es aufgeben uns zu beschweren? Er hat uns oft genug dummes Bauernvolk geheißen; so dumm sind wir noch lang nicht, wie er meint.“ Der Mann hatte es mit erhobener Stimme gesagt, und alle Umstehenden, darunter handfeste Leute, sahen sich verständnisvoll an. Inzwischen war der Schulmeister und Glöckner — er war aber zugleich auch Schreiber und Stilist der Gemeinde — eiligen Schrittes erschienen, nicht ohne bereits von dem seltsamen Abenteuer unterrichtet zu sein. „Was meint Ihr, Schulmeister,“ sagte der Alte, „ist das der Baurat, oder der, der gestern da war?“ „In Anbetracht,“ antwortete Meister Bakel, „daß der Herr Baurat gestern bereits da waren und sich zum Besten der Gemeinde segensreich geäußert haben, weshalb die Gemeinde bei heutiger Landtagswahl ihre Dankbarkeit bezeigt und keinen schmierigen Zigarrenmacher gewählt hat, hingegen kann ich diesen Herrn für den wirklichen Baurat nicht erkennen, ungeachtet er dessen äußere Zeichen an sich trägt und eben deshalb für einen nachgemachten zu halten nicht unwahrscheinlich bedünken dürfte.“ „Ihr Burschen,“ rief jetzt eine rauhe Stimme aus dem Haufen, „soll es heißen, daß die Eilertshäuser des Morgens dem Landrat seinen Ohrwurm gewählt haben und Nachmittags vor einem nachgemachten Baurat ins Mausloch geschlupft seien? Werft ihn zum Dorf hinaus, den nachgemachten Lump, und den Landbaumeister hintennach! gebt ihm einen Denkzettel auf den Weg, daß er das Wiederkommen vergißt!“ Beifallsgeschrei übertäubte die letzten Worte, geballte Fäuste erhoben sich; die Nase des Baurats, die sonst ein schönes Inkarnat zeigte, wurde lang und weiß, und der Kreisbaumeister umklammerte mit nerviger Hand sein zierliches Stöckchen, dessen Knopf aus einem Totschläger bestand. In diesem Augenblicke trat der Schult-

heiß, der auf einem nahgelegnen Acker war benachrichtigt worden, mit seinem Büttel unter den Haufen und sprach, ohne sonderlich die Stimme zu erheben: „Keiner rührt die Leute an oder er hats mit mir zu tun.“ „S' ist ein nachgemachter Lump! er muß seine Schläge haben,“ rief dieselbe Stimme wie vorhin. „Michel,“ sagte der Schultheiß, „wenn du nicht still bist, laß ich dich in meine Scheuer führen und dir 25 aufzählen, wie selbiges Mal. Hier hat Niemand nichts zu sagen als der Schultheiß. Ich habe schon in Erfahrung gebracht, daß die Gendarmen auf einen Jagd machen, der sich für den Baurat ausgibt: der Hannese Kaspers Hannes über der Bach hats in Rumpelberg auf der Sparkasse gehört. Der Büttel liefert jetzt den Mann ins Bezirksgefängnis nach Rappelstein ab.“ „Das Schicksal,“ sagte der Baurat zu seinem Untergebenen, „bringt mich, wie Sie sehen, abermals um mein bestelltes Nachtlager. Ich werde dafür heute wenigstens freies Quartier haben; aber ich muß gestehen, die Aussicht auf das Zusammentreffen mit meinem Doppelgänger ist mir nun recht unangenehm geworden.“ „Sein Sie unbesorgt, Herr Baurat, ich werde Sie dort augenblicklich identifizieren.“ „Schultheiß, er will ihn dentifizieren,“ sagte ein ehrbar aussehender Bauer, „das hat was zu bedeuten.“ „Da wird nichts dentifiziert,“ rief der Hause in neuer Aufregung. „Still,“ nahm der Schultheiß das Wort; „Schulmeister, was heißt dentifizieren?“ „Was dentifizieren im eigentlichen Sinn zu bedeuten hat, könnte erst in der französischen Sprache vielleicht bewiesen werden; doch vermeine ich ganz unmaßgeblich, daß es eine schelmische Ausdrucksweise sei und unter sotanen Umständen nach Verhältnis eine ungesetzliche Bedeutung habe.“ Nach einem vergeblichen, in wildem Lärmen erstickten Versuche des Landbaumeisters, den Sinn des Wortes identifizieren' besser zu erklären, sagte der Schultheiß: „Der Herr Landbaumeister ist allerdings im Verdacht wegen der Kirche und wegen der Chaussee, daß es kein wirklicher Baurat sei, und muß das Dentifizieren durchaus verhindert werden. Peter, Du bist ein verständiger Mensch, nimm dir noch zwei Burschen und führt ihn nach Maulaffenburg, wo er hingehört. Trag ihm auch einer seinen Stecken, daß er kein Unglück damit anstellt.“ „Schultheiß, ich werde sofort meinen Bericht machen und es wird Euch übel bekommen.“ „Ganz recht,“ sagte jener, „machen Sie nur Ihren Bericht, so kommt die Wahrheit an den Tag; ich mache meinen auch. Der Ohrwurm wäre nie gewählt worden, wenn ich nicht wäre.“ Damit wurden beide Gefangene ohne weitere Umstände nach verschiedenen Richtungen abgeführt. Es ist nie ans Licht gekommen, was sich der Schultheiß in seinem innersten Busen bei der Geschichte eigentlich gedacht hat? wie es überhaupt oft schwer zu

ergründen ist, ob der Bauer nicht da am schlausten handelt, wo er am einfältigsten zu handeln scheint.

Rappelstein war ein kleines armseliges Städtchen, das von einem alten Schloß überragt wunderlich vom hohen Talrand herabschaute. Es gab hier nur ein Haus, in das man einkehren konnte, zu den drei Hasen genannt. Dieselben waren außen am Hause, in aufrechter Stellung, in einer lieblichen Gruppe plastisch dargestellt und sahen täuschend aus wie drei vollständige Hasen, während sich dem genaueren Beobachter ergab, daß für alle drei zusammen nur vier Hinterbeine da waren; das Bildwerk galt deshalb in der ganzen Gegend für eine große Merkwürdigkeit. In diesem Hause saßen desselben Abends zwei junge Männer in einem schlechten Stübchen und ließen die Köpfe hängen. „Es ist eine scheußliche Geschichte," unterbrach Siegbert das Schweigen; „hätten wir Dir nur gefolgt und das einfältige Castrum aufgegeben, so wären wir verschwunden und hätten zeitlebens zu lachen gehabt." „Ja, Ihr waret ganz toll vor Übermut." „Erinnere Dich aber gefälligst, daß wir in die ganze Tinte nur geraten sind, weil wir uns von Deiner Vorsicht bestimmen ließen, nach Rumpelberg, statt nach Rappelstein zu gehn. — Ob uns der Wirt nur so viel Kredit geben wird, daß wir dem armen Dulder ein ordentliches Essen und eine Flasche Wein in sein Hundeloch schicken können?" „O, wir müssen uns bei den Weibsleuten anschwindeln," beschloß der stets praktische Reinold, „die sind mitleidig." Die Gensdarmen hatten nämlich ganz gern darauf verzichtet, sie ebenfalls ins Gefängnis abzuliefern, aber sie Vorsicht halber um Uhren und baares Geld gepfändet, damit sie zur Hand blieben, wenn der Untersuchungsrichter käme. Reinold unterzog sich alsbald der Mission, die er vorgeschlagen hatte. Nach einer Weile kam er zurück: „Die Weibsleute sind traitabler als ich dachte, zumal der Wirt auswärts ist auf dem Viehhandel. Die Sache geht vor sich und wir werden auch was haben. „So manierliche Herren," sagte die Alte, „kann man doch nicht hungern und dursten lassen", und die Tochter wischte sich gar die Augen, als ich meine Rede hielt. Aber sage mir, hast Du des Baurats Töchterlein schon gesehen? Sie kam eben mit der Mutter von einm Spaziergang zurück. Sie ist zwar unsere Feindin, aber auf Ehre wundernett." „Laß mich mit Backfischen ungeschoren," sagte Siegbert, „es ist mir wahrhaftig nicht ums Süßholzraspeln zu tun." Nach einer Weile setzte er jedoch hinzu: „Speisen sie wohl unten oder auf ihrem Zimmer?" „O Heuchler, der Du bist! und das will eine geistliche Person sein! Ich habe unten einen gedeckten Tisch mit vier Kouverten gesehen. Davon sind zwei für den Baurat und den Landbaumeister, die kommen hernach zu Fuß an, wie der Postillon

sagt. Aber es wäre unangenehm, mit ihnen zusammenzutreffen." „Das ist mir ganz einerlei. Ich erzähle ihnen die ganze Geschichte mit Vergnügen ins Gesicht."

Eine Stiege tiefer, im guten Zimmer der drei Hasen, fand gleichzeitig eine recht bewegte Unterhaltung statt. „Leugne es nicht länger, Mama," sagte die hübsche Emma, „es ist wie ich sage. Der Papa hat mich hier arglistig in die Falle gelockt und Du bist mit im Komplott, oder doch neutral. Aber ihr mögt euch alle beide auf den Kopf stellen, ich nehme den Landbaumeister nicht." „Bist Du doch ein Närrchen," erwiderte die Mutter, „Du sollst keinen nehmen, den Du nicht magst. Aber Du brauchst Dich doch nicht gar so unfreundlich gegen den jungen Mann zu stellen. Du warst doch diesen Winter nicht so gegen ihn, als er in Geschäften in der Stadt war und öfter in unser Haus kam." „Weil ich noch nichts merkte. Da war er mir nur einerlei, jetzt hass' ich ihn." „Warum in aller Welt? Er ist ein hübscher anständiger Mensch und sehr tüchtig, der Papa hält große Stücke auf ihn." „So? der aufgeweichte Brückenpfeiler in Maulaffenburg scheint mir ein sehr tüchtiges Stück Arbeit gewesen zu sein. Du lieber Himmel! machte der Mensch nicht Augen wie ein gestochenes Kalb, als uns gesagt wurde, das wäre passiert. Und der Papa tröstete ihn auch noch in seiner Gutmütigkeit. Hatte er uns nicht vorher den ganzen Weg von seiner Gitterbrücke neuester Konstruktion vorschwadroniert, der Fratz!" „Nun, Du hast es ja gehört, so ein neugebauter Pfeiler kann sich in dem weichen Grunde gar leicht senken. Es ist eine Leimenschicht darunter." „Eine gute Ausrede ist drei Batzen wert. Liebes Mütterchen, gestehs, bin ich zur Belohnung seiner Tüchtigkeit auserkoren? gestehs, meine goldne kleine Mama." Die Schmeichlerin war dicht neben die gute Mutter herangerückt, hielt deren breites Gesicht zwischen beiden Händen gepackt, sah ihr lustig in die Augen und gab ihr einen Kuß um den andern. Die Baurätin pflegte in solchen Fällen nicht sehr lange zu widerstehn, und ihr Gemahl pflegte sich nur in Abwesenheit der Tochter, in Sachen, die sie betrafen, streng zu äußern; beider Verdienst war es nicht, wenn das Kind nicht ausgeartet war. „Wenn Du es durchaus wissen willst, naseweises Ding, er hat um Dich angehalten und der Papa hat ihm erlaubt, uns entgegenzureisen und sich anzuschließen, damit er sein Glück bei Dir versuchen könnte." Alle Zärtlichkeit war da zu Ende. Mit blitzenden Augen stand das Mädchen vor der Mutter aufgerichtet: „Und darum also ließ man mich allein mit ihm gehn, als wir gestern den Berg hinauf fuhren und alle ausstiegen, darum läßt man mich seine schnarrenden Fadheiten ausstehn, darum darf er mir Augen zuwerfen und mit mir anstoßen und mir be-

ständig Nachtisch anbieten? Nein Mama, wenn sich der Landbaumeister morgen nicht empfiehlt, gehe ich durch und lebe im Wald bei einem Köhler." „Wenn er sich morgen nicht empfiehlt, rechne ich darauf, daß Du ihn besser behandelst. Der arme Mensch muß einen ja dauern. Ist es denn eine Beleidigung, wenn er Dich liebt?" „Dauern, liebt? Mama, was bist Du noch so grün! kann einen dauern, wer sich so behandeln läßt? liebt einer, der nicht fühlt wenn er mißfällt? diesen Menschen umgibt das Selbstvertrauen wie eine Elephantenhaut." „Du wirst wohl wissen, was er fühlt und nicht fühlt! Solche Charaktere von ausgesprochener Männlichkeit zeigen ihre Gefühle nicht." „Haben keine, gute Mutter! für was hätte der wohl ein Herz als für sich und seine Karriere? sieh nur einmal, wie er mit Kindern und gemeinen Leuten umgeht." „Für Dich muß er doch wohl ein Herz haben. Warum hätte er sonst" — „Warum hätte er sonst? weil er denkt, ihr haltet es nicht aus, ohne euer einziges Kind in der Nähe zu haben, und er werde darum bald in die Hauptstadt versetzt."

Hier fragte die Wirtstochter, ob angerichtet werden sollte; das Essen wäre auf 8 Uhr bestellt und eben hätte es geschlagen. „Wo aber nur die Herren bleiben?" sagte die Baurätin, „der Vater läßt doch sonst nicht leicht das Essen warten." „Mama", sagte Emma leise, „ich habe Hunger, und wenn er dabei ist, schmeckt mir kein Bissen." „Gut, so lassen Sie für uns beide anrichten."

Als die Damen in das ziemlich enge Speisezimmer kamen, erhoben sich die beiden Freunde, denen an einem anderen Tische gedeckt war, mit schweigendem Gruße. Eine Weile führten beide Paare ihre Unterhaltung still für sich. „Ein reizendes Geschöpf," sagte Reinold. Siegbert antwortete: „Wenn ich das Zauberfädchen nicht kennte, an dem Du flatterst, so würd ich Dich in Gefahr glauben." „Verwegener, fürchte für Dich selbst." „Du weißt, ich frage nichts nach Weibern." „Desto mehr sie nach Dir und Du solltest Dich erkenntlich zeigen." „Ich will die üble Nachrede der evangelischen Theologen zu Schanden machen, daß auch die magerste Pfründe keinen unverlobten Bewerber finden könne. Warum verstehn die Kerls nicht einsam zu leben, wenn es für zwei bis neune nicht langt? In diesem Amte wenigstens sollte man mit der Braut des h. Franziskus fürlieb zu nehmen wissen." An dem andern Tische hatte sich die Unterhaltung um den auf morgen projektierten Ausflug gedreht, an welchem Emma unter einer gewissen Voraussetzung durch Kopfschmerz verhindert zu werden drohte. Die Baurätin fragte die Wirtsfrau, ob man bis zu dem römischen Castell, dem sogenannten Heunenhaus, fahren könnte oder wie weit man zu Fuß gehen müßte. Die Frau wußte es nicht,

sie war nie dort gewesen. Hier flüsterte Siegbert seinem Freunde zu: „nun gib Acht!“ und sagte gleich darauf laut: „Wenn Sie es erlauben, kann ich Ihnen hierin dienen. Wir sind heute Morgen droben gewesen und bezeugen das Dasein eines guten, ganz neu gebauten Fahrweges, der bis dicht vor das Kastell führt. Ich freue mich, wenn er morgen den Damen eine Bequemlichkeit verschafft; wir unsererseits haben seine Entstehung heute verwünscht.“ „Verwünscht und warum, wenn ich fragen darf?“ „Weil sie mit einer Untat des modernen Vandalismus zusammenhängt, die ergötzlich genug wäre, wenn sie einem nicht zu sehr die Galle aufregte. Aber die Erzählung wäre nicht ganz kurz und würde die Damen vielleicht nicht interessieren.“ „Wir bitten darum,“ sagte die Baurätin. Er stand auf und trat dem Tisch der Damen näher; ihnen gegenüberstehend fuhr er fort: „Das Heunenhaus, wie es die Bauern nennen, ist einer der merkwürdigsten uud ansehnlichsten Reste der Römerzeit, die wir auf deutschem Boden haben. Durch verständig geleitete Ausgrabungen von Seiten eines Altertumsvereins sind vor einigen Jahren die gesamten Grundmauern bloßgelegt worden, die, in sehr verschiedener Höhe erhalten, bald 8 und 10, bald nur 2 und 3 Fuß hoch, das unregelmäßige Bild einer Burgruine abgaben. Da ein löbliches Landbauamt seine Nase in alles steckt“ — hierbei warf Reinold dem Redner und Emma ihrer Mutter Blicke zu — „so konnten auch diese Trümmer seiner Aufmerksamkeit auf die Dauer nicht entgehen. Es überzeugte sich mit Vergnügen, daß hier etwas zu tun sei. Es war nicht ganz zu leugnen, daß die bloßgelegten Mauerreste unter den atmosphärischen Einwirkungen allmählich zu zerbröckeln drohten. Die Altertumsfreunde hatten die kindliche Idee, man müßte Stein um Stein, wie er los werde, herausnehmen und mit guter Speise wieder einsetzen; aber das war für unseren Staatsarchitekten zum Lachen. Er sann auf eine durchgreifende Abhilfe im großartigen Stil. Die ungleiche regellose Höhe des erhaltenen Mauerfußes stand hierbei als ein ganz unberechtigtes brutales Hindernis entgegen; und einer wissenschaftlich gebildeten Anschauung konnte es sich nicht bergen, daß es hier doch nur auf die von der Höhe der Mauer ganz unabhängige Deutlichkeit des Grundrisses ankommen könnte. Es lag klar vor, was man zu tun hatte: die Mauer wurde in der Höhe von 75 Zentimetern nivelliert, d. h. wo sie diese Höhe überstieg, abgebrochen, wo sie unter ihr blieb, ergänzt; sie wurde zugleich dachförmig zugespitzt und sauber mit Schiefern belegt. Der innere Raum des Castrums konnte nun nicht in seiner alten Rauheit belassen werden: er wurde geebnet und mit reinlichem Kies beschüttet. Ich versichere Sie, es sieht wunderhübich aus; es ladet unwillkürlich zu

kindlichen Spielen ein, und das Castrum würde sich in diesem Zustande als Ziel für Spaziergänge von Kleinkinderschulen bestens empfehlen, wenn dergleichen in dieser etwas verwahrlosten Gegend bestehn sollten; zumal durch die mit der Arbeit verbundenen Fuhren die Anlage des breiten, gesteinten, sanft ansteigenden Weges veranlaßt wurde, der selbst wieder zum Anlaß dieser Erzählung geworden ist." Hier fragte Emma, die mit vergnüglicher Miene an Siegberts Munde hing: „Nicht wahr, diese Gegend gehört doch zum Maulaffenburger Bauamt?" „So ist es, Fräulein." „Siehst Du, Mamachen? wie tüchtig!" Die Baurätin, die von dieser Erzählung weniger angenehm berührt schien, sprach, ohne auf ihre Tochter zu achten: „Aber sagen Sie mir, wenn dieses Verfahren, über das ich kein Urteil habe, den Spott verdient, mit dem Sie es darstellen, warum haben ihm denn die Altertumsfreunde in diesem Landesteil ruhig zugesehen?" „Sie haben es in der Tat nicht getan, sobald sie Kunde davon erhielten; aber da die ganze Sache nur das Domanium anging und die Anlage des Weges noch Niemand Verdacht eingeflößt hatte, so war es möglich gewesen, die Arbeiten ganz unbeschrien beginnen zu lassen. Dann freilich erschienen Artikel in den Lokalblättern, es wurden Sitzungen gehalten, Eingaben gemacht, persönliche Schritte bei der oberen Verwaltungsstelle versucht; aber alles wurde durch die Energie des strebsamen Baubeamten vereitelt, der auf die Kunde von jenen Regungen die Zahl der Arbeiter verdoppelte und sogar den eintretenden Vollmond benutzte, um bei Nacht arbeiten zu lassen. Seit wenigen Tagen lobt denn das vollendete Werk seinen Meister. Auf jeden Versuch, ihm Vorstellungen zu machen, hatte er nur die Worte gehabt: „das ist mir vollkommen egal," oder: „das gehört in meine Brangsche, und in meine Brangsche laß ich mir nicht hinein reden." „Ganz Er!" flüsterte Emma mit verklärtem Gesichte. „Woher wissen Sie aber alle diese Details?" fragte die noch immer mißtrauische Mutter. „Wir verdanken sie dem Förster, der droben wohnt," fiel jetzt der ebenfalls herzugetretene Reinold bestätigend ein. „Der Mann ist seiner Zeit bei der Ausgrabung sehr tätig gewesen und hatte Tränen in den Augen, als er die Zerstörung erzählte." Siegbert nahm wieder das Wort: „Es war rührend, wie in dem einfachen Manne der historische Sinn, den wir als ein Monopol der Bildung betrachten, sich gegen die Roheit von oben empörte: Sehen Sie, sagte er, hier haben sich doch die Römer den ganzen dreißigjährigen Krieg durch gehalten, bis sie endlich der Gustav Adolf vertrieb; und jetzt macht man da so ein albernes Gärtchen draus. Ich wagte ihm einzuwenden, ob denn nicht der Hermann vielmehr die Römer

vertrieben hätte; aber er meinte, dieser müßte wohl ein Untergeneral des Gustav Adolf gewesen sein." „Mama," sagte Emma, „den Mann muß ich kennen lernen. Er steht mit der Weltgeschichte offenbar auf demselben Fuß, wie Papa sagt, daß es bei mir der Fall sei." Siegbert wagte hierauf zum ersten Mal sie anzureden: „Da müßte es ein schönes Vergnügen sein, Sie und den Förster mit Jahrhunderten Fangball spielen zu sehen;" und er erhielt die muntere Antwort: „Ei, wenn Sie das sehen wollen, kommen Sie nur mit hin." Ein schneller scharfer Seitenblick der Mutter trieb dem arglosen Kinde das Blut ins Gesicht und senkte ihre Augen. „Es ist mir unbegreiflich," sagte hierauf die würdige Dame, „wo unsere Herren bleiben, und es beunruhigt mich ernstlich. Es ist schon ganz dunkel und der Mond geht spät auf. Wir müssen jemand mit einer Laterne auf dem Fußweg entgegenschicken."

Da trat die Wirtstochter ein und überreichte der Baurätin ein zusammengefaltetes, aber unverschlossenes, mit Bleistift adressiertes Blatt. „Von meinem Mann," sagte sie erstaunt, und welche Gefühle malten sich auf ihrem Antlitz, als sie nun las: „Mein teures Malchen. Durch Mißverständnis eines untergeordneten Polizeibeamten bin ich, hoffentlich nur auf kurze Stunden, unfreiwilliger Gast des Bezirksgefängnisses im hiesigen Schlosse geworden, das ich, wie Du weißt, technisch zu besichtigen mir vorgenommen hatte. Unser Freund und Reisegefährte hat sich in ebenso unfreiwilliger Weise nach seinem Wohnsitz Maulaffenburg begeben, und wir können vor morgen Nachmittag nicht darauf rechnen, ihn wieder bei uns zu sehen. Mein gegenwärtiger Aufenthalt wird mir dadurch wahrhaft angenehm gemacht, daß ich ihn mit meinem bereits mehrere Stunden vor mir eingebrachten Doppelgänger teile, der niemand anders ist als mein lieber alter Schulfreund Radulf, von dessen exzentrischer, aber interessanter Originalität ich Dir so oft erzählt habe. Zwei treffliche junge Männer, mit denen er gereist ist, logieren in den drei Hasen und werden, wie er mir sagt, Dir und Emma sich mit wahrem Vergnügen gefällig erweisen. Ihrem zuverlässigen Schutze muß ich Euch befehlen, bis ich wieder das Glück habe Euch umarmen zu können. Auch in Kerkernacht Dein vielgetreuer Reinhard. Nachschrift. Die Freunde meines Freundes hatten die treffliche Idee, ihm einen gebratenen Hahnen und eine Flasche recht trinkbaren Weines von dort aus zustellen zu lassen. Der Schließer ist bereit, eine ähnliche Sendung für mich in Empfang zu nehmen; und schon in dieser Art von Kommunikation würde ein Trost für unsere Trennung liegen, da uns jeder andere benommen ist — denn die Expedition

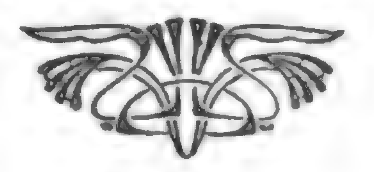
dieses Zettels ist bereits eine instruktionswidrige Gefälligkeit, die man nicht zum zweitenmal gewähren will."

Die behagliche Frau hatte keinen geringen Schrecken ausgestanden, so heiter ihr auch das ebenso seltsame als unangenehme Ereignis mitgeteilt war; vom Lesen der Nachschrift ging sie jedoch unmittelbar zur Tat über, indem sie, ihrer Tochter den Brief hinreichend, die Wirtin in der Küche aufsuchte, um das erforderliche mit ihr zu besprechen. Sie wäre keine deutsche Hausfrau gewesen, wenn sie nicht den Versuch gemacht hätte, mit der Viktualiensendung dem Gatten auch seine Nachtkleider und sein Reisenecessaire zuzustellen. Es hätte keinen Anstand gehabt, diese Gegenstände durch Emma holen und die Wirtin zu sich ins Gastzimmer kommen zu lassen; aber die meisten deutschen Frauen haben wohl die Eigenschaft, im Zustand der Aufregung des Befehlens zu vergessen und alles Erforderliche selbst zu tun. Erst als sie oben im Reisegepäck kramte, fiel es ihr bei, daß sie Emma mit den beiden jungen Männern allein gelassen hätte, und sie verdoppelte nun ihre Eile. Die Zeit reichte jedoch hin, daß das Mädchen, vom Inhalt des Briefes über die Maßen erheitert, ihn jenen mitteilte, soweit sie dies vor ihrem eigenen Lachen und vor der Heiterkeit der anderen vermochte. Sie tat es mit dem besten Gewissen, da der Vater sie ja feierlich in den Schutz der Herren befohlen hatte, und diese beeilten sich, sofort alle Aufklärungen zu geben, die ihnen zu Gebot standen. Die Baurätin fand die drei mitten im eifrigsten Gespräch und mußte nun gute Miene zum bösen Spiele machen. Die Herren wurden eingeladen, auf den leeren Plätzen des Baurats und des Landbaumeisters sich niederzulassen, und die ganze Geschichte wurde von neuem durchgesprochen, wobei Emma die Äußerungen Radulfs über den Landbaumeister und seine Projekte nicht oft und nicht genau genug hören konnte. Siegbert seinerseits tischte dessen Mangel an Mitleid für Rindvieh nach und nach wohl viermal auf, nur um des Mädchens helles Lachen von neuem zu hören. Endlich wandte sie sich wieder schmeichelnd zu ihrer Mutter: „Herzensmama, kannst Du noch immer traurig bleiben, während die Tochter eines Gefangenen so lustig ist? Sieh mich einmal recht an und versuche dann, nicht zu lachen. Siehst Du? Du mußt. Denke doch, was der gute Papa für einen herzigen Brief aus der Kerkernacht geschrieben hat, so ganz wie er leibt und lebt, niemals aufgeregt und alles von der heitern Seite angesehen. Was werden wir noch zusammen lachen über die Geschichte! Nein, ich nähme nicht die Krone Spaniens dafür, daß der Papa einmal gesessen hätte." Die Baurätin, die im Grund eine leichtlebige Frau war, gab sich völlig besiegt und wurde immer gemütlicher;

man erzählte und lachte, scherzte und trieb einander quer, bis die Damen sich erhoben und sehr freundschaftlich gute Nacht wünschten.

Siegbert zündete sich eine Zigarre an und sagte dann zu seinem Freund: „Ich kann Dir versichern, daß das Mädchen unter seiner ausgelassenen Laune einen sehr guten Kern hat. Sie ist nicht nur sehr gescheit, sie hat Charakter, und dieses frei hervortretende Vergnügen an der moralischen Niederlage des Landbaumeisters beweist, daß sie den rechten Maßstab an die Menschen legt." „Ich glaube noch mehr," sagte Reinold. „Ich glaube, daß sie im Fall ist, einen Korb für ihn feil zu halten, und daß sich die Mutter heute Abend mit dessen Erteilung versöhnt hat."

In dem guten Zimmer der drei Hasen sagte Emma beim Auskleiden: „Du mußt nicht glauben, Mama, daß der Herr Kandidat ein leichtsinniger Mensch sei, der seinem Stand keine Ehre mache. Er ist im Innern gar ernsthaft und hält es eben darum nicht für nötig, so eine festgepappte geistliche Miene einher zu tragen, wie die andern, die sich selbst nicht trauen können, wenn sie sich loslassen. Dr. Luther ist auch gar ein lustiger Mann gewesen und doch ein großer heiliger Lehrer." „Ich bewundere Deine Menschenkenntnis," erwiederte die Mutter, „sie scheint sich besonders an jungen Herren zu üben." Das Mädchen rief aus den Federn des Drei-Hasen-Bettes, in die es versunken war: „Und ich wollte Dich einmal hören, wenn ich ohne Menschenkenntnis mit ihnen umginge! Aber Du hast mir noch keinen Gutenachtkuß gegeben." (Fortsetzung folgt.)



Am Zaun.

Burschenhüte in Tal und Höhn,
Singen und Jauchzen — die Welt ist schön!

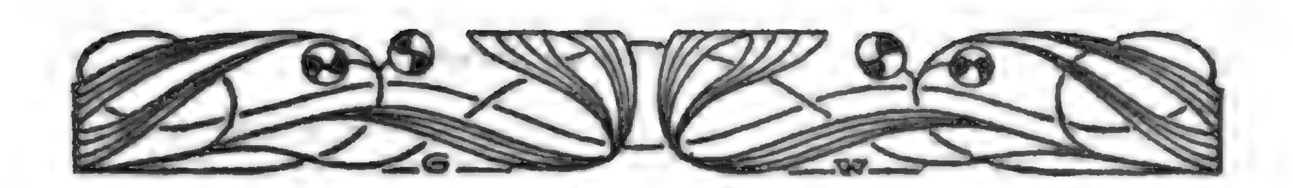
Zieht ein Trupp das Dorf entlang,
Scheiben klirren von Sang und Gang.

Hüte geschwenkt, Grüße verschenkt,
Rechts um die Kirche ins Tal geschwenkt . . .

Goß ein Mädchen Blumen am Zaun —
Stand — und mußte noch lange schaun.

Blumen — ach Blumen wandern nicht,
Warten, bis eine Hand sie bricht.

Br. Baumgarten.



Heinrich von Treitschke.

Ein Gedenkblatt zu seinem 10jährigen Todestage (28. April).

Von

Erich Marcks.

Als Heinrich von Treitschke starb, war es uns, die ihn gekannt hatten, lange unfaßbar, diese unvergleichlich lebensvoll wirkende Kraft erloschen denken zu müssen; und nun soll es bereits ein Jahrzehnt sein, daß er von uns geschieden ist. Für die Generationen, die von ihm, unmittelbar oder mittelbar, gelernt haben, ist Treitschke lebendig geblieben. Wenn es aber wahr ist, was man uns sagt, daß er den Jüngeren seither bereits fremder und fast fremd geworden ist, so haben wir wohl wirklich Anlaß, in diesen Tagen zu ihnen davon zu reden, wer er war, was er getan und bedeutet hat, was er bleibt. Mir selber würde der Gedenktag und seine Mahnung nicht eben not tun: der Fachgenosse, der Historiker steht ja mit Heinrich von Treitschke in unablässigem Verkehre. Er hat aus Treitschkes Dasein auch in diesen Jahren stets Neues erfahren; er zieht beinahe täglich mit ihm, wo nicht in seinen Geleisen, so doch durch seine Welt. Und wenn er von dem verstorbenen Großen sprechen will, so kommt die Schwierigkeit, die ihn bedrängt, nicht aus beginnender Entfremdung, sondern aus der Überfülle her, die das Zeichen dieses Lebens gewesen ist, das in seinen allzu kurzen 62 Jahren so weit auseinander liegendes umspannte, das seine Ausstrahlungen in der Reaktionszeit begann und erst endete unter Kaiser Wilhelm II., das wie dasjenige Bismarcks zwei Gipfel besessen hat, im Jahrzehnt der Reichsgründung und in den achtziger Jahren, und in dem so Vieles nebeneinander und zusammen ging: denn Treitschke war Dichter und Künstler, Historiker und Staatslehrer, Redner und Publizist. Und doch hält allen diesen Reichtum ein festes Band in strenger Einheit zusammen: die Stärke einer unendlich charakteristischen Persönlichkeit nicht nur, sondern einer ganz bestimmten historischen Eigenart. Wer heute Treitschkes Wesen zu verstehen und zu veranschaulichen wünscht, der wird ihn bereits als den Inbegriff einer bestimmten Generation aufzufassen haben, die heute fast schon aus unserer Umgebung verschwunden ist, in der er aber wurzelte, über die er

hinwegragte, deren Wesen sein Wesen durchdringt; einer Generation, die uns heute geschichtlich wird — und mit ihr auch er —, und deren Leben trotzdem in unserem Leben noch so stark ist, deren Arbeit uns trägt, deren Empfinden wir noch mitempfinden aus tiefem selbstverständlichem Begreifen heraus. Auch er hat uns allen noch gar viel zu sagen.

Ich erinnere an die Tatsachen seines Lebensganges.*) Er war der Sprößling einer protestantischen böhmischen Exulantenfamilie, die in Kursachsen heimisch geworden war: aus seinem Temperament wie aus seinen Jugendbildern scheint ein gut Teil czechischer Leidenschaft, hussitenpredigerhaften Feuers herauszusprühen. Aber seine Familie war längst deutsch und insbesondere sächsisch geworden. Der Vater war sächsischer Offizier und ist als solcher geadelt worden; aus sächsischem Adel stammte die zarte und gütige Mutter. Heinrich (geboren zu Dresden den 15. September 1834) schloß sich zumeist an die kräftige ehrenfeste Art des Vaters an: der wurde für lange Jahre sein bester Freund. Wir hören, daß der Knabe wild und gutartig war; wir finden ihn voll frühentwickelten Ernstes. Die große Tatsache seiner Kindheit war das Gehörleiden, das sie dem reich und glücklich Begabten als Lebensfluch in seine Zukunft mitgab: das Folgeleiden einer Masererkrankung, das, je mehr er heranwuchs, immer schlimmer und bald unheilbar wurde. Die große Tatsache seiner Entwicklung aber wurde die 48er Revolution. Er hat sie in Dresden miterlebt und heiß und ernsthaft an ihr seinen innerlichen Anteil genommen: gelegentlich vielleicht mit radikalen Anwandlungen, der Hauptsache nach mit liberaler, vor allem jedoch mit deutscher Stimmung. Sie pflanzte dem sächsischen Offizierssohne das Ideal der nationalen Einheit, der Kaiserpartei in die Seele; sie gab seinem ganzen Leben die Richtung. Unter unsern großen Historikern hat Schlosser seine entscheidenden Eindrücke durch den Universalismus der französischen Revolution, Dahlmann durch die Erhebung und den Freiheitskampf der Nationen, Ranke durch die reichen Keim- und Ruhetage des Restaurationszeitalters erhalten. Dann wurde, zwischen 1808 und 1818, das Geschlecht kämpfender Historiker

*) Ich schreibe diese Zeilen auf das freundlich inständige Dringen und ein wenig auf die Verantwortung des Herausgebers der „Deutschen Monatsschrift“ hin, im Auslande (Ajaccio, den 10. April), ohne irgendwelche andere Hilfsmittel als meine eigenen Vorstellungen und mein eigenes Gedächtnis. Herr Dr. Otto Hötzsch will die Güte haben, wenigstens Daten und Anführungen dieses Aufsatzes, den er hervorgerufen hat, bei der Drucklegung nachzuprüfen. Im übrigen verweise ich auf die vielfältige, darstellende und sammelnde Literatur von 1896/7, auf die seitdem veröffentlichten Briefe, auf Th. Schiemanns warme und stoffreiche Jugendbiographie, auf Ad. Hausraths liebevolle Erinnerungen; vor allem auf Treitschkes Werke selbst.

geboren, der Droysen, Duncker, Freytag, Sybel, Mommsen und Häußer, deren Jugend in die Zeiten des anbrechenden Verfassungsringens mit ihrer Unsicherheit und ihrem zukunftsvollen Empordrängen fiel: sie führten ihre Generation in den politischen Tagesstreit, in den Streit um das künftige Deutschland mit hinüber. Treitschke erbte ihn; als er zu bewußtem Dasein erwachte, schlug man bereits die politischen Schlachten, die verlorenen Schlachten des tollen Jahres: die politische Praxis hatte für Deutschland begonnen, der Realismus rang sich in dem idealistischen, ideologischen Lande mühsam und schmerzhaft durch. Treitschke, der einst der Historiker dieses Realismus werden sollte, hat ihm und hat jener politischen Praxis in seinen Wirkungszeiten doch wohl innerlicher und vollkommener zugehört als fast alle jene Vorgänger: er ist am weitesten und festesten von ihnen auf jenem Wege vorwärtsgeschritten, der zu Bismarck führte. Aber eins hatte er mit ihnen allen gemein: dieser Sohn des vollen 19. Jahrhunderts kam doch auch, wie sie alle, aus der Bildung des 18. her. Humanistisch-persönlich war seine Erziehung und blieb sein Bildungsideal; das politische Element schlug in seinem Wesen ganz anders durch als selbst etwa bei dem, mit dessen reicher und feuriger Art man ihn unwillkürlich am nächsten zusammenrückt, bei Theodor Mommsen; aber wie Mommsen ging auch er von Goethe aus. Das Bezeichnende für Treitschkes historische Stellung ist, daß sie von Goethe bis hinüber zu Bismarck reichte, und daß er diesen Anfangs- und diesen Endpunkt mit beinahe gleicher Stärke in sich festhielt. Die älteren standen dem alten, geistigen Deutschland zeitlich näher als er, der Politiker; die Spannung seiner Natur aber war weiter und mächtiger als die der ihrigen: er vermochte es, inmitten der neuen politischen Zeit, humanistische und politische Ideale durch jene Kraft des Genius in sich zu vereinigen, die das Auseinanderliegende zusammenschließt und bezwingt, und die in ihm tatsächlich größer war, als, abgesehen von dem so ganz anders gearteten Leopold Ranke, in irgend einem jener früheren. Die klassische Persönlichkeit und der nationale Staat: Treitschke hat für sie beide, mit dem gleichen sittlichen Schwunge, der sein Wesen war, gestritten und ihren Ausgleich lebendig in sich dargestellt. Eben darin ward er zum höchsten Ausdruck seiner Generation.

Aber dieser selbe Reichtum seiner Seelenkräfte hat seine Jugend lange widerspruchsvoll und unruhig gemacht. Er hatte zu verschiedenartiges in sich, um seine Lebensrichtung ohne harte innere Not herausfinden zu können. Das Suchen danach erfüllt seine Studentenzeit. Mit dem Vortrage eines historisch-patriotischen Gedichtes, das kriegerisch

in einem Preise der künftigen Einheit gipfelte, nahm er Ostern 1851 von seiner Dresdener Kreuzschule Abschied. Er hat dann freudig in Bonn, seufzend in Leipzig, wieder in Bonn, in Tübingen, Freiburg, Heidelberg, Göttingen gelebt und gearbeitet. Er war in Bonn Burschenschafter und atmete in heller Jugendlust die ganze Poesie des Rheins, die „Sonne unseres schönen Westens", die er noch im Alter geliebt hat — damals ein 20jähriger, der echte Jüngling, hoch, schlank, feurig, lebensfroh, zu allen guten Dingen aufgelegt, der Liebling seiner Genossen. Und doch verfolgte ihn durch diese hellen Jahre mit stets dunkleren Schatten sein Ohrenleiden; es zwang ihn zu qualvollen und nutzlosen Kuren, es schloß ihn stärker und stärker von der Welt der Klänge, von dem Austausche mit dem alltäglichen Dasein ab. Was ein heißblütiger Mensch wie er unter dieser Verödung leiden mußte, ist kaum auszudenken. Dennoch hat er es getragen und überwunden. Das schönste seiner Gedichte eröffnet in die Tiefen dieses Seelenkampfes einen erschütternden und großartigen Einblick: in Worten, die ganz erlebt sind, schildert es die Angst des allmählichen Verstummens, die Angst der Vereinsamung, der inneren Erkältung und Ertötung, und den Entschluß, sich nicht brechen zu lassen, sondern Sieger zu bleiben. Er wird seelisch zu hören lernen, das hören, was den andern stumm bleibt, „im Menschenbusen die geheimsten Töne"; und wo er nicht hören darf, da wird er reden, den andern sein innerliches Feuer, „des Mutes Flammentröstung" in die Herzen gießen; er wird froh und frei bleiben und seinen Beruf erfüllen, trotz alledem, und die Verzweiflung, die ihn umlauert, niederschlagen; er hebt die Augen zur Sonne: „all dein Gram ist Lüge". Er hat den Vorsatz verwirklicht, ein schweres Leben hindurch: ein sittlicher Kampf und Sieg von strahlender Größe. Er ist nie mißtrauisch, nie kleinlich, nie bitter geworden. Er hat wohl gemeint, seine Krankheit habe ihm sein eigentliches Arbeitsgebiet, das der politischen oder militärischen Taten, grausam verschlossen; jedenfalls ist er so zum großen Schriftsteller geworden, und die Selbstbezwingung hat sich ihm belohnt. Erstaunlich, wie sehr sie bereits diese unbefangenen Studienjahre beherrscht: sie sind voll unablenkbarer bewußter Arbeit des Jünglings, der zugleich so freudig herausstürmte, an sich selber. Er war, wie er es später, in einer Charakteristik, die viel vom Selbstbildnis an sich trägt, von Pufendorf gerühmt hat, „keines Mannes Schüler". Er begann in Bonn bei Dahlmann und Arndt; soweit er einen „Lehrer" hat, ist es doch wohl Dahlmann gewesen. Die strenge und reine Persönlichkeit des alten Kämpfers riß ihn hin; der Chorführer der gesamten kleindeutsch-politi-

schen Historikergruppe hat auch deren jüngstem und genialstem Mitgliede die Wege zuerst gewiesen. Bei Dahlmann hörte er Geschichte und Staatswissenschaften; dann traten ihm mehr die letzteren in den Vordergrund; er lernte von Roscher; zu hören wurde ihm bald so gut wie unmöglich, und ein einsamer Selbstunterricht, den nur hier und dort ein engerer persönlicher Austausch mit einem Dozenten unterbrach, wurde sein Schicksal. In Leipzig hat er mit einer national-ökonomischen Arbeit den Doktorgrad erworben. Dann aber war er plötzlich ganz der Poet: 1856 und 1857 hat er zwei Bändchen „Vaterländische Gedichte" und „Studien" erscheinen lassen, das erste mehr erzählenden, das zweite mehr unmittelbar lyrischen Inhalts — Gedichte voll Wärme, Klang und patriotischen Sinnes, einige unter ihnen von starker innerer Bewegung, von eigenster Erfahrung geschwellt, einige der Dauer wohl würdig und fähig: im Ganzen doch eben nur die Vorarbeit des Dichters für den werdenden Historiker. Er selber glaubte damals an die Poesie als seinen eigentlichen Beruf, er trug sich mit dramatischen Plänen. Aber dicht dabei stand der Drang zur Tageswirkung, er dachte Redakteur zu werden, verhandelte mit Zeitungen und Zeitschriften. Die Würfel fielen schließlich, so schien es, für ein Drittes: 1858 ließ er sich an der Landesuniversität zu Leipzig als Privatdozent der Staatswissenschaften nieder, seine Habilitationsschrift behandelte „die Gesellschaftswissenschaft". Also die methodologische Grundlegung einer werdenden Disziplin, eine logische Untersuchung? Die Schrift läuft auf das genaue Gegenteil hinaus. Sie weist vielmehr nach, daß es eine Gesellschaftswissenschaft nicht geben könne und dürfe; daß eine jede Loslösung der Gesellschaft vom Staate ein Mißgriff und eine Verdunkelung sei. Die Gesellschaft an sich ist Nichts, d. h. nichts Greifbares; nur der Staat ist dies, er, die einheitlich organisierte Gesellschaft, und auf den Staat geht Treitschkes ganze Anteilnahme hinaus. Also nichts von Soziologie; aber auch nichts von theoretischer Staatslehre: der greifbare Staat ist sein Ziel, und noch mehr: der nationale Staat. Den wirklich lebendigen Staat besitzen die Engländer, die Franzosen; wo ist der deutsche Staat, die einheitlich organisierte deutsche Gesellschaft? Er soll erst entstehen: in den Kampf der Gegenwart, in das Werden des nationalen deutschen Gesamtstaates mündet die Abhandlung ein — reich an geschichtlicher und an politischer Anschauung, schließlich mehr ein aktives Programm als eine wissenschaftstheoretische Analyse, in allem der ganze Treitschke bereits. Und wir sehen, was aus seinen sämtlichen Lebensäußerungen heraus durch die 50er Jahre hin genau zu verfolgen heute wohl noch nicht

möglich ist, was so zu verfolgen aber eine reizvolle Aufgabe sein müßte, daß er stets, in allem Lernen und Suchen und innerlichen Erleben seiner Werdezeit, dem höchsten Ideale seines gesamten Daseins getreu geblieben ist: dem deutschen Staate, und zwar mit preußischem Kern. Er hat in diesem Jahrzehnt Engländer und Polen in ihrem Ringen gegen den Despotismus des Zaren Nikolai dichterisch gepriesen, auch er ging durch die Anschauungen der Zeit hindurch, die sich nach der „Realpolitik" sehnte und doch noch keineswegs fähig war, sie zu erfassen: aber seine Richtung war fest und sein Ziel blieb jenes Deutschland, das sich bilden müßte durch und um den preußischen Staat.

Eine merkwürdig sichere und kraftvolle Staatsgesinnung ist Treitschkes bedeutsamste Eigenart. Das deutsche Leben schrie ja nach dem gestaltenden Staat und suchte ja mit schmerzlichem Verlangen seine staatliche Form; Verfassungsfragen im weitern Sinne waren seine nächsten und dringlichsten Anliegen. Dieser 24jährige ergriff mit klarer Wärme die Aufgaben und erfüllte jede staatswissenschaftliche Diskussion mit einem eigentümlichen Sinn für wirkliche Politik, für wirkliches Staats- und Machtleben, für geschichtliches Werden und lebendige Kräfte. Und dabei tritt von Anfang an jenes Doppelideal heraus, das ihn beseelt: mit dem nationalen Staate, den Treitschke forderte, verbündete sich ihm innerlichst die freie Persönlichkeit, die er in sich trug. Freiheit des Einzelnen — aber nicht vom Staate, sondern im Staate; Ausbildung, Selbstbehauptung, eigene Würde, Selbstbetätigung der Person — das alles ist nur möglich im lebendigen Staate. Dem früheren Deutschland hat diese Lebensluft gefehlt; der freie Einzelne kann nur wahrhaft gedeihen im weiten, starken, freien Staate, ohne den bleibt er heimatlos, ungesichert, ungehoben. Unmittelbar aus seinem Glauben an die Persönlichkeit und ihr Recht steigt für Treitschke der Anspruch auf die Zertrümmerung der deutschen Vielfältigkeit, Engigkeit und Dienstbarkeit, auf den Aufbau eines Wesens empor, an dem der lebendige Einzelne mitwirkt und das ihm erst freien Raum und gesunde Atmung gewähren wird. Geist und Staat, der Einzelne und die Gesamtheit sind ihm Eines.

Das war Treitsches Bekenntnis und Programm: er kämpfte dafür, seit er aus der Vorbereitung hinübergetreten war in die Selbständigkeit eigenen Wirkens. Und dasselbe Jahr 1859, das die deutschen Verhältnisse in neuen Fluß brachte, wurde auch für ihn das Anfangsjahr seines öffentlichen Kampfes. Seit 1859 lehrte er in Leipzig, und sehr bald war es die Geschichte, die neue und neueste zumal, die sein eigentliches Lehrgebiet, sein Kampfesmittel wurde. Er war von der ersten Stunde an

ein Lehrer sondergleichen. Ganz erfüllt von seiner Sache, voll jugendlicher Schönheit, hochaufgerichtet, frei, feurig, die schwarzen glatten Haare zurückgeworfen, das tiefe dunkle Auge voll starken und heißen Lebens, ein Redner wahrhaft von Gottes Gnaden, dem die Worte strömten in rauschender Fülle, in wundervoller Pracht, und dabei ein Sprecher ohne alle Absichtlichkeit, ohne einen Hauch von deklamatorischer Kunst, aus dem die Sache sprach, aber freilich stets eine leidenschaftlich empfundene Sache, stets die Herzenssache des Redenden und damals die noch kaum bewußte tiefste Herzenssehnsucht der Hörenden zugleich — so ist der jugendliche Treitschke vor seine Leipziger Studenten hingetreten, ganz etwas Eigenes und Neues, der rechte Mann des aufsteigenden Tages, ein Lehrer, der die Seelen entsiegelt, vom ersten Augenblick an ein Prediger, ein Prophet. „Dein Zauber ist das mutig freie Herz": sein Trostwort wurde ihm jetzt zur Wirklichkeit, und er goß nun, überall wohin er kam, mit Wort und Schrift, nicht als der Dichter, wie er es erträumt hatte, aber als Historiker, als Künder des Vaterlandes, seine „Flammentröstung" in die Seelen ringsum. Er wurde in Leipzig bald zum geliebten Führer seiner Studenten; er wurde gleichzeitig zum Schriftsteller von weitem Ruf. Er dachte damals eine Geschichte des Deutschen Bundes seit 1815 zu schreiben, als ein aufklärendes Kampfesbuch; 1861 begab er sich, um ruhig dafür zu arbeiten, auf eine Weile nach München und lernte so auch Bayern kennen, sein Buch aber wuchs ihm als Aufgabe bald weiter und höher empor; für den Augenblick konnte er es nur eben fernher vorbereiten. Und das tat er: er schrieb seine Aufsätze und wurde zu einem der ersten Meister des deutschen Essays. Deutlich ist dabei die Bahn seiner eigenen Entwicklung: er begann mit den Männern des Wortes, der Poesie. Freilich mit was für Poeten und Denkern? Milton, Lessing, Fichte, Kleist, Uhland, Byron, Hebbel, Ludwig, Dahlmann: das sind die Helden seiner ersten Bildnisse, vor und nach 1860; also Kämpfer, die das Wort, die Dichtung, den Gedanken mit der politischen Einwirkung verbunden haben, Kämpfer, die wie Lessing, Kleist, Fichte, Uhland sich einreihten in die Vorgeschichte des Ringens für die deutsche Nationalität und somit auch für den deutschen Staat. Dann kamen die Politiker der Bundeszeit wie Gagern und Wangenheim: da sprach in Treitschke schon unmittelbar der Politiker selbst. Und 1861 gestaltete er sein Ideal auch theoretisch aus: in jenem großen Aufsatze über „die Freiheit", der den edelsten Inhalt des deutschen Liberalismus seiner Tage glänzend zusammenfaßt, einen Liberalismus freilich von durchaus Treitschkescher Färbung. So wie es oben ausgeführt wurde: die freie Persönlichkeit, aber nur im freien Staat;

Geistiges, Sittliches, Politisches untrennbar verknüpft, religiöse und geistige Freiheit auf das Entschiedenste gewahrt, ein voller Glaube an die Heilkraft der Freiheit, aber über dem Persönlichen die Pflicht alles Einzelnen für das Ganze. Alles was Treitschke damals sprach und schrieb, diente den gleichen Gedanken, seine zahlreichen Bücherbesprechungen, seine ersten tagespolitischen Artikel, sein persönlicher Austausch mit literarisch-politischen Freunden am runden Tisch des Kitzingschen Wirtshauses in Leipzig, mit Gustav Freytag, Julian Schmidt, Karl Mathy. Die Zeit schien günstig. Der italienische Krieg von 1859 führte Treitschke nicht eben an die Seite des preußischen Gesandten in Petersburg, aber eine rücksichtslos deutsche Politik, einen nationalen Stoß gegen Österreich forderte der junge Feuerkopf damals von Preußen auch. Es folgte die Wiedererhebung der deutschen Bewegung: die neue Flut schien Treitschkes Hoffnung zu tragen. Dann freilich kam der preußische Militärkonflikt, der preußische Verfassungskonflikt: der Staat seiner Hoffnung brach mit dem Liberalismus und schien seiner deutschen Aufgabe ungetreu. Die Wolken zogen sich wieder düster zusammen. Treitschke griff in die preußischen Kämpfe leidenschaftlich ein, und wenn der Augenblick keine Erfolge mehr versprach, so klammerte er sich an die Zukunft. Mitten in der Schwüle des Hochsommers 1863, da soeben in Berlin Königtum und Abgeordnetenhaus in heillosem Zerfalle gegeneinander standen, ließ er, vor den deutschen Turnern am 5. August, seine Stimme zur 50jährigen Gedenkfeier der Leipziger Schlacht hell über den Leipziger Marktplatz hallen — aber sie hallte über Deutschland fort, und der hinreißende Hymnus auf den doch unausweichlichen Sieg der nationalen Sache, glaubensfreudig, kampflustig, ein wahres hohes Lied des Willens und des Triumphes, war in diesen schweren Tagen wie eine Tat: zum mindesten zeigte er weithinaus den Patrioten einen Führer, einen Herold.

Es war sein Abschiedsgruß für Leipzig. Die sächsische Regierung wollte von dem jungen Vorkämpfer der preußischen Einheit nichts wissen; Treitschke folgte im Herbst 1863 einem Ruf als außerordentlicher Professor der Staatswissenschaften nach Freiburg im Breisgau. Mit schönen Worten hat damals Gustav Freytag dem Max Piccolomini, der Poesie des Freundeskreises, die Liebe und die Wünsche der Kitzingschen Tafelrunde mit auf den Weg gegeben: lebenslang sind die beiden, der bürgerliche altpreußische Schlesier, der Poet und Kulturhistoriker, und der um 18 Jahre jüngere wahlpreußische Edelmann, getreue Freunde geblieben, über die Verschiedenheiten der Generationen, über so mancherlei Abweichungen des Temperaments und der Ansichten hinweg — eines jener innigen Ver-

hältnisse zwischen zwei reichen und männlich selbständigen Geistern, aus deren Anschauung Treitschke selber ein Stück seines besten Glaubens an den Adel deutschen Wesens zu schöpfen liebte.

Sein Weg aber führte ihn in den deutschen Süden. Freiburg war damals eine kleine Stadt mit einer kleinen Universität, der kriegerische Preuße sagte den Philistern nicht zu, und er selber nahm Anstoß an manchem, was dem Süden eigen und lieb war, aber er fand sich in seine neue Umgebung. Sie machte ihm den Ausflug über die Grenze leicht, Paris und Frankreich zumal lernte er jetzt kennen, und er lebte doch in Baden in dem deutschestregierten Staate des Jahrzehnts, damals gerade dem „Musterländle" des nationalen Liberalismus. Und hier brachen seine eigenen größten Tage an. Zwar, er mußte durch Staub und Hitze zur Höhe schreiten, wie sein Vaterland. Was der preußische Konflikt für die nationalen Anhänger Preußens in Deutschland bedeutete, wie unendlich schwer er sie bedrückte, wie anscheinend hoffnungslos er ihre Wünsche und ihre Bewegungen lähmen mußte, dafür gibt es gar kein deutlicheres Beispiel als das Treitschkes. Seit langem war er, im Widerstreite mit seiner Heimat, mit seiner Familie, mit seinem Vater, der Wortführer der preußischen Hegemonie: jetzt wandte sich Preußens Regierung von den fortschreitenden Kräften der Zeit ab und brach das Recht der Verfassung. Treitschke war von der Notwendigkeit der Verfassung, der Freiheit durchdrungen; von dem Ministerium Bismarck trennte ihn jedes seiner Ideale, und er nahm am Streite seinen vollen Anteil. Freilich, gegenüber Österreich blieb er auch damals preußisch-deutsch. Und nun trat im Winter 1863/64 das schleswig-holsteinische Problem hinzu; der Rückerwerb der Nordmarken für die Nation, die Lösung auch der deutschen Frage vom Norden her schien sich darzubieten. Auch Treitschke stellte sich auf die Seite des Augustenburgischen Erbanspruches, der diese Hoffnungen deckte, und zahlte, reichlicher als er eigentlich vermochte, sein Scherflein in die Kasse der Partei. Dann aber kam der Umschwung. Mit kalter Machtpolitik warf Bismarck die Wünsche der Patrioten über den Haufen und — befreite Schleswig-Holstein; allerdings, er wollte es haben für den preußischen Staat. Treitschke horchte auf; es mochte den Schlag führen wer wollte — und er verabscheute den Konfliktsminister noch —, indessen es war doch endlich der Schlag eines deutschen Schwertes, und die Fahnen Friedrichs des Großen flatterten nach langer Dumpfheit wieder durch stürmische Lüfte: deutsches Gebiet war zurückerobert worden durch preußisch-deutsche Siege. Alsbald gingen die Wege Bismarcks weiter: die gemeinsame Beute wurde zum Streitgegenstande der verbündeten beiden deutschen Großmächte, an den

dänischen Krieg schloß sich der preußisch-österreichische Zwist, und die Abrechnung der deutschen Gegensätze stieg herauf. Dem nationalen Liberalismus nahte seine Stunde — aber er verstand sie nicht; Bismarck und Deutschland schienen allzu unvereinbar. Wie viele haben damals grollend beiseite gestanden, wie wenige den vollen Sinn des Augenblickes anerkannt! Treitschke riß sich mit fester Klarheit aus dem Zorne empor und ging an die reichste Arbeit seines Lebens. Er schrieb 1864 seine große Abhandlung „Bundesstaat und Einheitsstaat“, in gewisser Beziehung die Krone seiner Werke. Er wollte sein Volk darauf hinweisen, daß die Entscheidung nahe, und ihm die Wege weisen, die sie nehmen solle. Er zertrümmerte mit mächtigen Keulenhieben „die Märchenwelt des Partikularismus“. Alles, was dieser für sich anführt, wird in eindringlicher populärer Beredsamkeit, die manchmal etwas Lutherisches an sich trägt, zerrissen und widerlegt. Er schildert in bitterer Anklage „die politische Entsittlichung der Nation“ als die Folge der alten Unwahrheit, Zerspaltenheit, Staatlosigkeit: denn der Kleinstaat ist kein Staat; sittlich-persönliche und politische Betrachtung gehen wieder Hand in Hand. Das Alte ist sichelreif: es muß beseitigt werden. Aber was wird an seiner Stelle entstehen? ein deutscher und in sich einheitlicher Staat — deshalb muß Österreich ausscheiden; nur Preußen kann das Rückgrat werden. Indessen: ein Staat von welchen Formen? ein Bundesstaat? Treitschke untersucht dessen Eigentümlichkeiten, indem er die bekannten Formen bundesstaatlicher Entwicklungen prüft, Nordamerika, die Schweiz, daneben die Niederlande; er folgert aus ihnen, daß wohl Republiken einen Bundesstaat bilden können, aber Monarchien schwerlich. Denn der Einzelstaat muß seine Souveränität, er muß sein eigenes staatliches Dasein tatsächlich an den Gesamtstaat abtreten: das, so meint er, vermag eine Monarchie nicht, ohne ihr Wesen einzubüßen. Vielmehr, die deutsche Geschichte weist auf anderes hin: auf den monarchischen Einheitsstaat; durch Annexion hat sie sich fortgebildet, Annexion an den größten Sonderstaat wird auch für die Zukunft der wahrscheinlichste Gang der Entwicklung sein. Ein in sich gereinigtes, wieder verfassungstreu gewordenes Preußen wird das übrige Deutschland in sich aufzunehmen, wird selber zu Deutschland zu werden berufen sein. Und kommt es nicht dahin, bleibt es bei einem Bundesstaate der deutschen Dynastien, das eine ist stets unumgänglich: die Ausstattung des neuen Staates mit allen Notwendigkeiten der Regierung, die volle Ein- und Unterordnung der Gliedstaaten in den Gesamtstaat, die Herstellung eines wirklich deutschen nationalen Staates. Der muß entstehen; er kann nur entstehen mit der Freiheit, aber nur durch die

Macht; die Deutschen müssen sich dieser Macht anschließen und hingeben, sie müssen endlich Maß und Zucht und wahre Politik lernen: ein heißes Herz, großer Leidenschaft voll, und einen kalten Kopf!

Der Mann, der diese flammende Schrift in die halbdunkle Verdrossenheit und Unsicherheit von 1864 und 1865 hineinwarf, war Unitarier von Herzens wegen. Er war zu sehr Staatsmann, um nur diesen einen Weg kennen zu wollen, aber er wünschte nur diesen einen und glaubte nur an ihn. Es ist bekannt, daß die Ereignisse andere Bahnen gewählt haben, genauer gesagt: daß Bismarck sie in andere Bahnen geschoben hat. Es ist doch zum Bundesstaate und nicht zum Einheitsstaate gekommen; die deutschen Dynastien sind erhalten geblieben, auf dem Bestande der Einzelstaaten ruht unser neues Reich. Bismarck und Treitschke kamen von verschiedenen Ausgangspunkten her: Treitschke, so preußisch er war, von Deutschland her; Preußen sollte die Herstellung der Nation vollstrecken, sie beherrschen, sie werden, aber um der Nation willen, nicht um Preußens willen. Bismarck kam von Preußen her: um der preußischen Staatsnotwendigkeiten willen hat er seinen Kampf gegen Österreich und seinen Kampf um Deutschland aufgenommen, er war der Staatsmann des Sonderstaates und ist erst auf dessen Wegen zum Staatsmanne der Nation geworden; stets aber hat er den Sonderstaat in den neuen Bau hinübergenommen und in diesem aufrecht erhalten. Der Abstand der beiden Männer darf nicht verwischt werden; Bismarck, nicht Treitschke hat sich durchgesetzt. Dennoch stand Treitschke von allen den Wortführern der in jenen Jahren so leidenschaftlich und unruhvoll bewegten öffentlichen Meinung dem großen Staatsmanne am nächsten. Er kam, auch er, von 1848 her, aber er war auf dem Wege nach 1866 hin. Er verstand und er liebte Preußen, unbefangen, realistisch, als Politiker, und war im Stande, seinem harten Staatsehrgeiz völlig gerecht zu werden; er war bereit, die Wirklichkeit überall und rückhaltlos anzuerkennen, und wahre Realpolitik zu unterstützen; er war entschlossen, jede ganze Arbeit mitzutun, und stellte die volle Wucht seines starken Willens hinter das endlich zu leistende Werk; er war vor allem ganz klar darüber, daß dieses Werk durch Gewalt zu leisten sei und durch nichts sonst. Der Fortschritt politischer Erkenntnis, die Annäherung an den großen Menschen der Tat, die Ergreifung der wirklich leistungsfähigen Kraft des deutschen Staatslebens — das alles ist bei Treitschke, wenn man ihn mit seinen Vorgängern und Nebenleuten vergleicht, außerordentlich; wirklich, er war Bismarck bereits nahe, obwohl er noch keineswegs genau dasselbe wie dieser wollte. Er wurde sein Vorarbeiter und

Helfer: es war das klassische Verhältnis eines freien und großen Publizisten zu einem größeren Staatsmanne. Treitschke wurde der Herold der kommenden Taten, der Sprecher, aber eben auch der Wegweiser der Jüngeren, die aus dem Konflikte wie aus der alten deutschen unpolitischen Befangenheit hinaus wollten; er hatte den Mut, in bösester Stunde das freieste und stärkste Wort zu sagen, und es ist vielbezeugt, wie ergreifend tief der Eindruck seines Wortes auf die Zeitgenossen war. Seine Feder sei eines der besten Schwerter gewesen, die in diesem Jahrzehnte für die deutsche Einheit gefochten, so hat ihm später, in bitterem Streite, Theodor Mommsen bezeugt; zur Klärung des Blicks, zur Hebung des Entschlusses muß Treitschke in dem Wirrsal dieser Tage Unendliches beigetragen haben; kein anderer, so viel wird man sagen dürfen, hat so klar die Zukunft ergriffen, kein anderer so mannhaft sein Alles für sie eingesetzt. Und mit welch einer überzeugend siegreichen Leidenschaft! Es ist wirklich eine der bedeutendsten staatspolitischen Schriften des 19. Jahrhunderts; wer Bismarcks Leistung in ihren Bedingungen, ihrer unaussprechlichen Schwierigkeit und zugleich in ihrer vollen Einzigartigkeit begreifen, wer andererseits die ganze Glut dieser Vorbereitungstage atmen, die ganze Verwirrtheit der Probleme, aber auch die innerliche Hingabe der Besten an diese Probleme ermessen will, der muß Heinrich von Treitschkes große Abhandlung kennen. Und auch staatswissenschaftlich ist sie bedeutend genug. Sie haftet an den Vorstellungen vom Bundesstaat, die aus den damals bekannten Formen dieses Staates hervorgingen; aber wie weit breitet sie überallhin ihre Flügel aus! nicht nur weltpolitisch (denn Treitschke weist bereits 1864 seine Nation über die Meere hinweg), sondern gerade auch in der eindringenden verfassungspolitischen Verwertung der die Welt überschauenden, vergleichenden Methode.

Ihr ist er treu geblieben durch alle diese Jahre hin, bis 1871. Überall vom praktischen Bedürfnis her, von der Frage nach den Möglichkeiten einer Gestaltung des werdenden deutschen Staatslebens ausgehend, gelangte er zu einer freien tiefen Ergründung der Erscheinungen in allen Nachbarländern: und weit über das praktische Bedürfnis hinaus versenkte sich dabei der Blick des Historikers in ihm in das innerlichste Leben dieser Nationen, ihres Geistes und ihrer Staaten. Da verfolgte er die Geschichte der „Republik der Vereinigten Niederlande", die aus dem lockersten Staatenbunde schließlich zum monarchischen Einheitsstaat wurde. Da ging er dem Lebenswege des Bildners des neuen italienischen Gesamtstaates nach, an dessen Taten die deutschen Patrioten sich aufrichteten, ehe Bismarck vor ihren Augen aufstieg, und erzählte in seinem

„Cavour", auf Grund einer eindringenden persönlichen Erforschung, den Einheitskampf des schicksalsverwandten italienischen Volkes, die Eroberung Italiens durch das italienische Preußen Piemont. Da entwickelte er in Aufsätzen, die ein Buch darstellen, die Durchbildung des zentralistischen und cäsaristischen Staates in Frankreich durch Napoleon I. und begleitete den Bonapartismus und sein Land vom ersten bis an das Ende des zweiten Kaiserreiches. Sein Deutschland sollte, in Selbstverwaltung und innerlicher Freiheit, das Gegenbild zu dem romanischen Nachbarstaate sein; aus Frankreich wollte er nur die negativen, aus England eine Reihe positiver Lehren entnehmen: die Parteigeschichte, die Selbstregierung Englands verglich er zuletzt („Parteien und Fraktionen", 1871; „Das konstitutionelle Königtum in Deutschland", 1869—71). Hier und überall war sein letztes Ziel nicht Nachahmung, sondern Selbständigkeit: Analogien, Lehren, aber als Ergebnis die Sonderart des einzelnen Landes, zumal seines deutschen Landes. Weder das Parteiregiment noch die Auslöschung der Krone wollte er aus England nach Deutschland herübernehmen; die deutsche Geschichte und Wirklichkeit (das entsprach seiner innersten Anschauungsweise wohl stets und wurde ihm von 1864—71 bereits zur stark vertretenen Erkenntnis) wies ihn auf die Monarchie, die preußische Monarchie, als eigentlich tragende Kraft und als selbständig machtvollen Eckpfeiler des deutschen Gesamtlebens hin.

Die Aufsätze dieser 7 Jahre bilden ein in sich zusammenhängendes System; sie enthalten den Aufbau seiner wesentlichen politischen Gedanken: genährt von Lor. Stein, von G. Waitz, von R. Gneist, sind diese doch völlig persönlich, völlig Treitschkisch geworden. Sie sind damals hell und lebensvoll, undogmatischer als später; sie begleiten mit strahlender Freude das Aufsteigen seines Vaterlandes, sie atmen den ganzen frühlinghaften Zauber der Werdejahre des Reichs. Sie bilden in gewissem Sinne den Gipfel aller seiner Schöpfungen — auch literarisch, auch im engeren historischen Sinne. Als Essays gefaßt, in freiem Flusse der Darstellung, in hellen leuchtenden Tönen, sind es doch sämtlich Leistungen von strenger wissenschaftlicher Begründung: weder der Cavour, noch der Bonapartismus, noch die Niederlande sind durch den Fortgang einer 40 jährigen Forschungsarbeit in der eigentlichen Hauptsache bis heute irgendwie veraltet. Es ist geradezu erstaunlich, mit welcher Vereinigung von tiefbohrender Kenntnis und von divinatorischer Sicherheit und Genialität des Blickes Treitschke diese weit auseinanderliegenden Gegenstände ergriffen und innerlich bemeistert hat. Überall kennt er Land und Leute; überall wandeln und leben die Dinge und Menschen vor seinen

Augen; überall strömt eine unerschöpfliche Fülle von Anschauung, von Wirklichkeit, farbig, atmend, tiefbeseelt dahin. Kultur und Staat, Zustände und Persönlichkeiten in inniger Durchdringung; unvergeßlich das Bildnis Cavours mit seinem die Einzelheiten malenden Realismus und seinem das ganze Wesen eines Genius umspannenden, hohen Zuge; unvergeßlich die Schilderung des niederländischen Daseins bis in seine seelischen Gipfel hinauf, der französischen Wandlungen von der großen Revolution zu Ludwig Philipp und Ludwig Napoleon! Überall scharfes Urteil, souveräne Führung, aber überall unbefangene Liebe zur historischen Erscheinung, eine weitgehende freie Gerechtigkeit, die sich mit der straffen Absicht von Lehre und Mahnung eigentümlich vereint: Treitschke ist niemals in so Rankischem Sinne Historiker gewesen, wie in diesen Aufsätzen, deren letzte Aufgabe ja doch immer Kampf war, wie in dem holländischen Aufsatze zumal. Ich halte sie alle für höchste Meisterwerke unserer historischen und unserer allgemeinen Literatur, für die Erzeugnisse eines großen Schriftstellers und eines wahren Geschichtschreibers; und man darf es wohl aussprechen: kein Deutscher sollte das Land Cavours oder gar das Land Rembrandts betreten, ohne seinen Blick erweitert und geschärft, seine Phantasie befruchtet zu haben durch diese Schilderungen Treitschkes. Es strömt überall, noch heute, Leben von ihnen aus.

Ich bin seinem eigenen Lebensgange vorausgeeilt. Diese Jahre der freien Schöpfungen waren ihm unmittelbar Jahre des persönlichsten Kampfes. Er sah den deutschen Krieg kommen und mahnte seine Gesinnungsgenossen, ihn auf Preußens Seite aufzunehmen; er führte gegen die innere Politik Bismarcks seinen Widerstand mit zweifellosem Ernste fort, aber die auswärtige unterstützte er völlig. Als der Krieg hereinbrechen wollte, suchte der preußische Minister den fähigsten und ihm nächsten der deutschen Publizisten für das gemeinsame Werk zu werben: er hatte dem Historiker Treitschke bereits mit unbefangener Vornehmheit die preußischen Archive für die Geschichte des 19. Jahrhunderts eröffnet, jetzt sollte der Publizist die Manifeste der preußischen Bundesreformpolitik entwerfen und dem preußischen Hauptquartiere folgen. Die Lockung war groß; der Eintritt in den Dienst Preußens, in die Berliner Universität längst Treitschkes Herzenswunsch; die Bundesgenossenschaft mit Bismarck in der deutschen Frage gewiß. Dennoch hat er abgelehnt: so lange die innere Politik in Berlin nicht umgewendet habe, vermöge er sich nicht in Bismarcks Abhängigkeit zu stellen; er würde seine eigene Wirkungskraft lähmen; nur als Freier könne er der Sache jetzt nützlich sein. Der Briefwechsel schloß aufrichtig und ohne Mißklang: eines der besten Zeug-

nisse für die beiden Männer, die hier nebeneinander traten, und ein Schatz für das Gedächtnis hoher Tage. Treitschkes Opfer war doppelt schwer, da er im gleichen Augenblick, wo er die preußische Sicherung von sich wies, seine badische Stellung aufgab und trotzdem seine Verlobung mit Emma von Bodman in Freiburg vollzog: den Abschluß einer längeren Herzensneigung, die ihn stärker überwältigte, als er, wie er schrieb, von einer persönlichen Leidenschaft je in sich für möglich gehalten hätte. Nach flüchtigem Glücke eilte er aus Baden, das auf die Seite von Preußens Feinden geglitten war, amtlos nach Berlin: in dieser Krise von 1866 in jedem Augenblick ein ganzer und aufrechter Mann. Der Krieg brachte ihm mit dem preußischen Siege die froheste Erfüllung und gleichzeitig den härtesten inneren Konflikt seines Lebens. Er hatte sich als Sachse, in der Anschauung der Dresdener Zustände und im Gegensatze gegen sie, zum Preußen gebildet; er glaubte die tiefe Abneigung des altsächsischen Wesens gegen ein preußisches Deutschland, die Unvereinbarkeit der Wettiner Dynastie mit den neuen Verhältnissen, für die er stritt, auf das Persönlichste zu kennen. Deshalb forderte er die Zerstörung des sächsischen Staates wie der übrigen norddeutschen Mittelstaaten, die volle Annexion durch Preußen, und deshalb wurde gerade diese Schrift („Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten") zur härtesten, bittersten, auch persönlich verletzendsten seines ganzen Lebens: die Dinge, die er hier anrührte, gingen ihn menschlich allzu nahe an. Er beleidigte das sächsische Königshaus; der Kampf riß ihn hin. Und im Schatten dieses Königshauses stand seine eigene Familie, sein Vater, der sächsische General. Vater und Sohn hatten seit anderthalb Jahrzehnten die Anschauungen des Jüngeren so manchesmal ernsthaft verhandelt und der Widerspruch des Vaters sich wenigstens persönlich immer wieder vor der warmen Herzlichkeit und Offenheit seines Sohnes zurückgezogen: daß sie zwei Generationen und zwei politische Weltansichten vertraten, wußten sie längst und nahmen es hin. Aber die Heftigkeit des Angriffes in dieser Stunde der Niederlage, der Verbannung seines Königs traf den alten General ins Herz; er erklärte öffentlich seine Entrüstung, und der Bruch lief eine Weile zwischen den beiden hin, so innerlich sie sich liebten. Das waren die Erfahrungen, die Heinrich von Treitschke den ganzen tragischen Spalt, der in diesem Jahre des so notwendigen und heilsamen und doch so grausamen „Bruderkrieges" (denn all dies war er doch einmal!) Deutschland durchzog, in tiefster eigener Seele spüren ließen: den tieftragischen Charakter dieser historischen Abrechnung von 1866, der die Häuser und die Herzen zerriß, hat er immer auf das lebhafteste betont, und an Sybels klarer

und scheinbar kühler Darstellung empörte es ihn, wie dieser tiefe Seelenjammer der Katastrophe und damit die volle seelische Größe des Hergangs gar nicht in ihr mitschwinge und zur Wirkung komme. Was diese Entscheidung deutschen Patrioten innerlich auferlegte, das klingt uns heute aus Zeugnissen wie dem Briefwechsel zwischen D. Fr. Strauß und Fr. Vischer entgegen: ergreifender als Treitschke hat es niemand in sich erlebt und ergreifend, wie er es getan hätte, wird kein Historiker es dem Gefühle der Nachwelt übermitteln. Er hat den Konflikt ganz durchgekostet, mit der heißen Unbedingtheit die einmal sein Wesen war. Er durfte seinem Vater die Braut nicht zuführen; doch ist, ehe der General 1867 starb, die Versöhnung der beiden noch sichtbar geworden. Und nun trat auch das persönliche Dasein Treitschkes in die Höhe seines Mittags. Er wurde im Herbst 1866 von der preußischen Regierung nach Kiel gesetzt, wo er für seinen Staat arbeitete; ein Jahr darauf berief ihn Baden in die Nachfolge Ludwig Häußers nach Heidelberg; in Kiel und Heidelberg verlebte er die ersten Jahre seines Eheglückes. Und wie reich waren ihm diese Zeiten überhaupt! Ich habe von seinen großen Aufsätzen gesprochen, deren Schwergewicht in die Heidelberger Tage (1867—71) fällt. Daneben war er in kräftiger Vorarbeit für die Deutsche Geschichte seit 1815, zu der die geplante Bundesgeschichte sich ihm erweitert hatte; sein Aufsatz über das konstitutionelle Königtum zog bereits die Grundlinien seiner neuen historischen Auffassung, und zwar heller, weniger tiefeingerissen als später sein Buch. Er arbeitete — seit 1866 Herausgeber der Zeitschrift, die längst die Wortführerin der ihm verwandtesten Richtung war, der Preußischen Jahrbücher — an der Fortbildung der deutschen Politik eifrig mit, begleitete die norddeutsche Bundesverfassung mit seinen Ratschlägen und seinen — freilich weitergehenden — Wünschen. Er trat in Baden, wo die Regierung sich mühsam und tapfer durch die Nöte ihrer Isolierung hindurchschlug, mit wirksamen Worten auf die Seite des Ministeriums Jolly und bekämpfte die Ungeduld und das Fraktionswesen des badischen Liberalismus scharf; er fügte sich — Ad. Hausrath hat es in anschaulichen kleinen Zügen lebensvoll beschrieben — dem Heidelberger Wesen ein, in manchem fremd, in der Hauptsache glücklich und freudig. Sein Blick jedoch war auch jetzt vornehmlich auf den Norden und dessen Zukunft gekehrt, er untersuchte die Lebensbedingungen des norddeutschen, des deutschen Staates und stellte ihm sein Programm in den Aufsätzen auf, er sah den neuen Krieg heraufkommen, er mahnte zur Selbstbescheidung, zur Anerkennung der monarchischen Führerschaft. Er schritt durch diese Jahre der Vorbereitung und des Abwartens stolz und

sicher dahin. Sein Wesen war denen, die ihn damals sahen, der leuchtende Spiegel des Siegesbewußtseins und der Hoffnung, die doch auch für die historische Erinnerung mit gutem Rechte das Bezeichnende dieser Zeiten bleiben, und einer seiner Zuhörer hat mir geschildert, wie er damals, in aller Kraft der Mannesblüte, froh, der Erfüllung seiner höchsten Ziele nah, auch auf die Heidelberger Jugend und auf ihn selber gewirkt habe „wie nie ein Mensch“.

Wieder sank Verdrossenheit und Kleinmut engerer Kämpfe vor der größten Wirklichkeit zu Boden, die Treitschke und seinem Geschlechte zu schauen gegönnt gewesen ist: der 70er Krieg brachte seiner Sehnsucht die Lösung. In Heidelberg hat das Gedächtnis an die reinen hohen Tage des Juli 1870 sich um seine Gestalt geschlungen wie um keine andere, als um den Redner, der den Studenten seinen zuversichtlichen Segensspruch feierlich in den Krieg mit hinaus gab: „nicht siegen oder sterben, wie es einst 1813 Fichte der deutschen Jugend zugerufen, sondern einfach: siegen um jeden Preis!“ Und aus Heidelberg ließ er das Lied vom schwarzen Adler in die deutschen Lande fliegen, den Aufruf an den Preußenadler zur Heimkehr in die Felsenhorste des deutschen Südens, zum Wiedergewinn des Straßburger Münsters, zur Schaffung der einigen Nation:

Gott der Herr in Einer Stunden
Heilte unsres Haders Wunden!

Er begleitete in tiefer Bewegung den Siegeslauf der Heere, traurig nur, daß er daheim zu sitzen verurteilt war; er formulierte bald den Siegespreis, dessen Deutschland bedürfe, und sann mit an den Problemen der Überführung des Norddeutschen Bundes in das Deutsche Reich. Die Sonderrechte, die Bismarck im November 1870 den Südstaaten, den Bayern, ließ, nahm er schwer und widerstrebend auf: schließlich aber erhob sich doch aus allen Mängeln und Halbheiten, die er ungeduldig empfand, das Kostbarste: das „deutsche Königtum“, Kaiser und Reich. Mit tieferem Jubel hat sicherlich keiner in Deutschland die Feiertage von Versailles mitbegangen. Sein Siegesgeschenk an sein Volk (1871) war eine neue, größere Ausgabe seiner „Historischen und politischen Aufsätze“: die letzten davon wiesen bereits der Friedensarbeit, die nun anzuheben hatte, maßvoll aber vertrauensvoll den Weg. In die ersten Reichstage des neuen Reiches wurde er hineingewählt; seine Stimme half dazu, ihnen Klang und Schwung zu verleihen. Bis 1874 blieb er noch in Heidelberg: man darf sagen, daß er dort, nach Erlebnis, Leistung und Glück, die hellsten seiner Tage verbracht hat — trotz mancher Schatten, die auch ihnen nicht gefehlt haben, kleinen akademischen Kämpfen,

in die sich seine feurige und naive Natur allzu sorglos hineingeworfen hatte. Dann aber rief ihn die Universität Berlin und die Reichshauptstadt: das letzte Drittel seines Lebensganges folgte nach, nicht so freudig wie die beiden Jahrzehnte der Jünglings- und frühen Manneszeit (1851—74), aber schwer an Wirksamkeit und gereifter Frucht. Ich habe die Periode der Reichsgründung die erste Höhe seines Daseins genannt: eine zweite stand ihm erst noch bevor; aber sie sollte andere Züge zeigen als jene.

Im Grunde war der Wandel bereits 1871 eingetreten — für Treitschke selber und für seine Generation. Das reichsgründende Geschlecht hatte sein Herrlichstes vollbracht; die Jugend, die, seit 1848 herangereift, ihr Alles an die Einheit gesetzt hatte, sah ihr nächstes und reichstes Werk getan. Treitschke selber hatte einen langen Abschnitt unablässigen Aufsteigens hinter sich. Er war der zweite und der eigentlich große „Kaiserherold" geworden; er war, wie unter den Männern des Wortes durchaus kein anderer, der Prediger der nationalen Idee. Sie hatte in glänzendem Anlaufe gesiegt; die nüchterne Arbeit des Ausbaues begann, und die bisher frei und hell aufstrebenden Kräfte stießen an die Grenzen der Wirklichkeit; sie erlebten, daß die Aufgaben nicht leichter, aber prosaischer und ermüdender wurden. Es galt, das glorreich Geschaffene allmählich auszugestalten, und es galt Kräften zu begegnen, die der nationalen Weltansicht grundsätzlich widerstrebten. Aus dem Erobern fiel man in das Verteidigen.

Wie konnte sich Treitschke zu dem neuen Reiche stellen? Es war — deutlicher noch 1871 als 1867 — nun doch nicht der Einheitsstaat geworden, den er 1864 gefordert oder doch gewünscht hatte. Es ruhte nun eben doch auf jenen Sonderstaaten, die mitsamt ihren Dynastien der Unitarier von 64 und 66 so gerne aufgehoben hätte. Natürlich, er stellte sich auf den Boden von Bismarcks Gründung, und nahm die einmal bestehende und beherrschende Tatsache hin; es sollten noch Tage kommen, da auch er den Wert der Dynastien ganz anders beurteilte als einst. Trotzdem ist Treitschke wohl lebenslang, bei manchen Konzessionen, nach seiner Art Unitarier geblieben, und als Bundesstaat wollte er das Reich auch künftighin nicht anerkennen. Als er 1886 seinen „Aufsätzen" den Nachtrag „Unser Reich" hinzufügte, hielt er an jener seiner alten Auffassung des Bundesstaates noch immer fest, die von den demokratischen Republiken abgeleitet auf das neue Gebilde in der Tat keine volle Anwendung vertrug. Er nannte dieses nun doch, wenn nicht einen Einheitsstaat, so eine nationale Monarchie, lediglich mit bündischen Formen, und meinte, der einzige „Staat" unter den Gliedern des Reiches sei, da nur sein Herrscher die Kriegshoheit in Wahrheit behalten habe, Preußen

alle anderen seien keine Staaten mehr, ihre Fürsten nur dem Ehrennamen nach noch „souverän“. So sei das neue Deutschland doch nur ein erweitertes Preußen. Die Bedeutung der Einzelstaaten hat er da wohl unterschätzt und um die staatsrechtliche Konstruktion wird man streiten: seine politische Auffassung aber ist sicherlich nicht nur äußerst charakteristisch für ihn, sondern, in ihren politischen Grundelementen, voll gesunden Realismus. Die Rolle Preußens ist nun doch einmal im Wesen anders als die aller übrigen Bundesstaaten, es ist Rückgrat und Seele des neuen Deutschlands geblieben, weit über alles Staatsrecht hinaus, und wie eine Monarchie wird das Reich einem jeden unbefangenen Betrachter zum mindesten in seiner Wirksamkeit erscheinen — Treitschke ging hier über Bismarck und über den bisher erreichten Grad der Einheit wohl um ein Stück hinaus; sich selber blieb er getreu, und er hoffte und vertraute, die fortgehende Entwicklung müsse in seinem Sinne weiterhelfen.

In dieser Verfassungsfrage nach Einheitsstaat oder Bundesstaat lag künftig nicht der Schwerpunkt seiner Sorgen. Er nahm an der liberalen Gesetzgebung der 70er Jahre, der Ausgestaltung der Institutionen und Inhalte des Gesamtstaates, dem Ausbau der Selbstverwaltung in Preußen, an dem Kulturkampfe teil; an diesem letzten mit starkem Eifer, der seinem nationalen wie seinem Bildungsideale entsprach. Anderes an der liberalen Ära war ihm sehr viel fremder: der Materialismus, der jetzt auf dem weiten Boden des Reiches aus dem siegreichen Bürgertume vollends breit und selbstgefällig heraufwuchs; schon 1873 sprach er mißfällig von der Amerikanisierung Deutschlands, und dem flachen Manchestertume war er längst feind. Aber nun erhob sich im Gefolge des dritten der vierte Stand, die Sozialdemokratie griff lärmend um sich, bedrohte sein Reich in den tiefsten Grundsätzen und mit revolutionärer Gewalt, dehnte sich unablässig aus. Treitschke war der Sohn der liberalen und bürgerlichen Epoche, er kam vom wirtschaftlichen Liberalismus her. Den Unternehmerstandpunkt nahm er niemals ein; bereits 1871 erkannte er die Möglichkeit ausdrücklich an, daß der Staat gezwungen sein könnte, in das wirtschaftliche Getriebe zu Gunsten des Arbeiters von oben her einzugreifen. Jedoch die Sozialdemokratie trieb ihn in die schärfste Gegenwehr. Er war dieser Bewegung der Massen gegenüber der Mann der Gesamtheit, der Nation, des Staates, der Autorität, der Krone; jedes dieser Gefühle wurde durch die ordnungslose Auflehnung der einen Klasse, durch ihr internationales und antinationales Feldgeschrei tief verletzt. Er stellte ja von jeher den Staat über die Gesellschaft, und hier wollte ein Teil der Gesellschaft den Staat im Eigeninteresse vergewaltigen.

Treitschke war Aristokrat der Persönlichkeit und der Geistesbildung: die Halbbildung und die Anmaßlichkeit des vierten Standes und seiner Agitationen schien ihm die Kultur seines Volkes zu gefährden, die dumpfe Masse der Freiheit des ausgeformten Einzelnen, in der jedes höhere Dasein wurzele, die Lebensluft zu versetzen. Diesen Ansturm wollte er zurückweisen helfen: er begann den Kampf gegen den Sozialismus und auch gegen diejenigen, die ihm dessen „Gönner" erschienen, die Befürworter weit entgegenkommender sozialer Reformen, die Kathedersozialisten. Er warf G. Schmoller 1874/5 eine Förderung der Begehrlichkeit der Massen vor; er bestritt hier die Ratsamkeit, ja die Möglichkeit eines unmittelbaren und starken staatlichen Eingriffes in das soziale Leben, behauptete die ewige Notwendigkeit der niederen und dienenden Arbeit im Interesse hoher geistiger Kultur; er pries den Segen der Genügsamkeit, die eigentümlichen sittlichen Tugenden und seelischen Vorzüge des kleinen Mannes, der in seinem Lebenskreise verharre, und verurteilte scharf die vergiftende und zerstörende Selbstsucht des Proletariats. Der literarische Streit der beiden hochstehenden Männer ist für die Atmosphäre der mittleren 70er Jahre unendlich bezeichnend und reich an Gedanken. Auch Treitschke schöpfte dabei aus der Fülle und dem Adel seiner historischen und kulturellen Anschauungen; auch hier blieb er sich getreu, in seiner Staatsgesinnung wie seinem Sozialaristokratismus — das Neue, das hier empordrängte, lag tatsächlich mit seinen besonderen Ansprüchen ein für alle Male außerhalb seiner Welt. Dennoch ist das, was er hier der Arbeiterbewegung entgegenwarf, nicht das letzte Wort seiner Sozialpolitik geblieben.

Auch für ihn kam, nach dem steigenden Unbehagen der Jahre nach 1873, noch einmal ein Neues und Positives: die große Wendung, in die Bismarck von 1878 ab alles deutsche Dasein hineinriß, gewann auch für Treitschke eine entscheidungsvolle Bedeutung. Es war jener Umschwung, der der einseitigen Vorherrschaft des bürgerlichen Liberalismus ein Ende machte, die konservativen Gewalten wieder stärker hervortrieb, die Monarchie wieder ganz unmittelbar an die Spitze hob, eine neue Wirtschafts-, eine neue Sozialpolitik heraufführte und durch alle Mittel, materielle wie im engern Sinne politische, das Reich noch einmal fester begründete, finanziell sicherte, wirtschaftlich zusammen- und abschloß — eine neue Periode nationaler Arbeit, realistischer gewendet als die verfassunggründende frühere, mit materiellem Inhalte genährt, aber in sich selber zugleich, unter Bismarcks Leitung, angefüllt von starken ideellen Kräften: diese zweite Höhenzeit und Schöpferzeit des Reichskanzlers hat ein nationales System des staatlichen Lebens und auch seiner Gesinnungen in Deutschland ausgestaltet, vielseitig

und kraftvoll, in welchem das Zeitalter der Reichsgründung sich erst ganz ausgelebt, sich durchgelebt hat bis zur Vollendung und zum Abschlusse.

Treitschke war durch seine Abneigung gegen manche Auswüchse des Bürgertums und des Liberalismus, durch seinen Krieg mit der Sozialdemokratie, für diesen Umschwung innerlich vorbereitet. Er stimmte 1878 für beide Sozialistengesetze; man kann verfolgen, wie er in diesem und dem folgenden Jahre schrittweise nach rechts hinüberrückte, bis sich ihm im Herbste 1879 die Erkenntnis der ganzen Tiefe der Wendung, ihrer ganzen Tragweite für sein Vaterland klar ergab. Er trat aus der nationalliberalen Partei aus, deren rechtem Flügel er freilich auch künftighin in vielem verwandt blieb; er unterstützte die Zollreform, er trat vom wirtschaftlich liberalen Boden auf den des Bismarckschen Systems hinüber. Es sei hier nur zusammenfassend angegeben, daß er bald dieses ganze System sich zu eigen machte: Schutzzoll zu Gunsten der „nationalen Arbeit"; Kampf gegen die Sozialdemokratie — deren Mitschuld an den Attentaten er in leidenschaftlicher Ergriffenheit anklagte, — aber Aufnahme der großen Versicherungspläne, der positiven monarchischen Sozialreform von oben her, in der nun auch er die Fortsetzung altpreußischer Königswirksamkeit erblickte; er hoffte auf die Einfügung des vierten Standes in die alte Gesellschafts- und Staatsordnung, die zu sprengen er dem Proletariate untersagte, in den nationalen Bau, an dem seine Seele hing. Er machte die Schwenkung der Parteipolitik mit, zu der sich Bismarck 1878 entschlossen: schweren Herzens den Abbruch des Kulturkampfes, den staatlichen Rückzug, dessen Art ihm keineswegs behaglich war; mit vollerer Hingabe den Kampf gegen den radikaleren Liberalismus, der ihm von jeher wesensfremd war. Leidenschaftlich ergriff und teilte er die Feindschaft Bismarcks gegen Fortschritt und Demokratie und gleichzeitig die nationale Tendenz seiner Polenpolitik, seiner auswärtigen Politik: den Beginn der Kolonialpolitik, die Wendung von 1884 gegen England. Darin gerade lag für ihn eine Aufnahme eigener alter Wünsche; der Groll gegen das einst geliebte und bewunderte England, dessen inneres Leben ihm früher so Reiches geboten hatte, trat ihm wie vielen der 1870er Generation, nach den Enttäuschungen, die sie von England in den dänischen Fragen, dann im französischen Kriege erlebt, recht eigentlich ins Blut: die Unterschätzung der englischen Kraft und der Haß gegen die englische Selbstsucht wurde ihm, vollends seit die deutsche Ausdehnung in Afrika und Polynesien auf britischen Widerstand stieß, zum Dogma und er hat viel getan, es auf die deutsche Meinung zu übertragen. Seine Anschauungen schlossen sich in diesen letzten 18 Jahren fester zusammen

und verengerten sich in manchem. Er wurde allen Lebensgebieten gegenüber konservativer. Der Freigeist von 1861 hatte längst bekannt, daß die Erlebnisse des großen Jahrzehnts ihn religiöser gestimmt hatten; das Walten ewiger Mächte, „eine erhabene Vernunft" hatte er in den menschlichen Entwicklungen wohl stets gespürt, in einer Art goethisch gerichteter weltlicher Gläubigkeit: allgemeine und besondere Erlebnisse führten ihn auch in diesem Empfinden weiter hinüber nach rechts. Jetzt erfüllte sich seine sozialpolitische Anschauung mit Elementen des „praktischen Christentums", seine verfassungspolitische mit einem Monarchismus, dem doch auch ein religiöser Anhauch nicht ganz fehlte. Sein persönliches Empfinden ist, wie ich glaube, stets seinem goethischen Ursprunge verwandt geblieben, stets von einer tiefmenschlichen Unbefangenheit, die ihm jede innerliche Einseitigkeit, jede Bigotterie fern und den freien Sinn für alles Irdische weit offen hielt. Aber dem Kirchlichen gestand er jetzt immer mehr, unendlich mehr als 1861, zu, und sein Verkehr mit dem Ewigen wurde doch wohl persönlicher und mystischer als einst. Die Färbungen waren tiefer und dunkler geworden, der Kern seines Wesens blieb. Er hatte bereits 1871 Auswüchse des deutschen Judentumes getadelt: 1879 schlug er die Töne eines nationalen und bei ihm idealistischen Antisemitismus stark an; er lud die deutschgesinnten Juden ein, ganz Deutsche zu werden, und glaubte, milde und zurückhaltend gesprochen zu haben. Aber es war einmal seine Art, daß er überall das Temperament, das seine Größe war, heiß ausströmen lassen mußte; er hat, der geborene Kämpfer, notwendig sein Lebenlang verletzen müssen, auch wo er es nicht zu tun vermeinte. Viele seiner Generation haben die Wendung von 1878 gar nicht oder anders mit vollzogen: er sprang, dem Gebote seines Wesens gemäß, an die Spitze und wurde neben Bismarck zum vollsten Ausdrucke der neuen Zeit. Daß er damit von den Bahnen seiner 60er Jahre in Vielem hinweggelenkt ist, steht außer Zweifel. Aber wie gesagt: sich selber blieb er auch da vollkommen getreu; nicht nur seiner persönlichen Art, auch seinen eigentlich grundlegenden sachlichen Überzeugungen. Es ist, so verschieden der Treitschke von 1885 dem von 1865 zu sehen scheint, nicht wahr, daß ein Sprung oder gar ein Riß in seiner Entwicklung gewesen wäre. Er blieb sich konsequent, er blieb dem führenden Zuge seines Wesens konsequent — eben bis zum Dogmatismus. Bereits der Verfasser von Bundesstaat und Einheitsstaat war der Bekenner der Macht des Staates, den er seinen Deutschen ersehnte, und im Grunde ein politischer Realist. Von 1867—1871 hat er dann vollends, im Gegensatz zum parlamentarischen Ideale, den

„Konstitutionalismus“, die Forderung der starken monarchischen Regierung, durchgebildet, das Ergebnis der preußischen Leistungen und Erfahrungen im Konflikt und im deutschen Kriege. Er pries damals den Segen des Krieges und die Notwendigkeit der zusammenhaltenden kriegsherrlichen Macht. Jetzt prägte sich das alles lediglich schärfer aus. Er war für alle die Maßregeln, die sein Reich verstärkten: deshalb ging er, wie Bismarck, zu neuer Wirtschaftspolitik über. Er glaubte mit dem Feuer seiner Natur an die Einheit, von ihr ging ihm alles aus, auf sie hin liefen alle Fäden seines Gedankensystems zusammen; was er da seit 1879 predigte, war doch nichts anderes als die Ausfüllung des Programmes, mit dem er im Jahre der Reichsgründung seine Aufsätze majestätisch geschlossen hatte. Ich kann mir nicht versagen, auch hier das gewaltige Pathos und die monumentale innere Kraft dieser Sätze zum Worte kommen zu lassen, die für die innere Einheitlichkeit von Treitschkes Entwicklung den lebendigsten Beweis erbringen und die zugleich den entscheidenden Inhalt unserer Verfassungsgeschichte seit 40 Jahren in einen Ausdruck von vollendeter Mächtigkeit fassen:

„Große politische Leidenschaft ist ein köstlicher Schatz; das matte Herz der Mehrzahl der Menschen bietet nur wenig Raum dafür. Glückselig das Geschlecht, welchem eine strenge Notwendigkeit einen erhabenen politischen Gedanken auferlegt, der groß und einfach, Allen verständlich, jede andere Idee der Zeit in seine Dienste zwingt! Ein solcher Gedanke ist unseren Tagen die Einheit Deutschlands; wer ihr nicht dient, lebt nicht mit seinem Volke. Wir stehen im Lager: jeden Augenblick kann uns des Feldherrn Gebot wieder unter die Waffen rufen. Uns ziemt nicht, den tausend und tausend glitzernden Freiheitswünschen, die dies Zeitalter der Revolutionen durchflattern, in blinder Begierde nachzujagen. Uns ziemt, zusammenzustehen in Mannszucht und Selbstbeschränkung, und den Hort unserer Einheit, das deutsche Königtum, treu bewahrt den Söhnen zu übergeben, welche — sorgenfreier vielleicht, nicht glücklicher als ihre hart ringenden Väter — den deutschen Staat dereinst ausschmücken werden.“

Das ist Treitschkes Glaubensbekenntnis; das ist der Leitstern seines ganzen Daseins gewesen: aus dieser Quelle strömte jede Auswirkung seines Wesens und Lebens hervor.

Er hat in den Preußischen Jahrbüchern, in heißen Kampfartikeln, in ruhigeren Übersichten, die er seinen „Aufsätzen“ 1886 beifügte, und die zeigen, daß er die Gegensätze wohl auch aus der Höhe zu überschauen im stande war, er hat in Reichstagsreden und jeder Äußerung seines Geistes, als Lehrer, als Geschichtschreiber, an dem großen Streite, in

den er hinübergetreten war, kriegerisch teilgenommen. Er wurde zum Rufer dieses Streites; er warf alle Wucht seines Namens, seiner Persönlichkeit hinein; er hat damals seine zweite Höhezeit, die des reifen und des alternden Mannes, erstiegen und sein Ideal bis zum Letzten auf das deutsche Dasein einwirken zu lassen getrachtet. „Die 50er und 60er regieren die Welt": das Wort führte er damals gern im Munde, und lebte danach. Er selbst war breit und stark geworden, die Gestalt mächtig, weniger hell als einst, aber wohl noch imposanter: Alles Kraft, Stolz, eine majestätisch reiche Entfaltung. Als Redner blieb er auch jetzt, so sehr der Gehörfehler, das Ringen mit der Atmung, den Hörer zuerst stören mochte, von vollendeter Wirkung: zu jeder Stunde kredenzte er den Seinen „den Feuertrank aus der tiefsten Brust". Einheitlich blieb alles an ihm, naturgewaltig, selbstverständlich. Milder war er nicht geworden; mit souveräner Selbstbetätigung und souveräner Verachtung ließ er sein Urteil über jede Erscheinung der Welt, über Dinge und Menschen richten; sicherlich den Andersgesinnten oft zur Qual, und dabei doch, bei aller seiner Leidenschaft und seinem Grimme, im Grunde jederzeit ohne den Willen zu kränken, mit jener Naivität des Genius, die er so oft gepriesen hat. Er blieb, wie es die leidenschaftlichen Vollnaturen pflegen, in vielem kindlich; abhängig von Kleinigkeiten der Umgebung, im schmerzlichen Kampfe mit der Bosheit der kleinen Objekte, ungeduldig, wild, wo ihm ein alltägliches Hindernis den Weg vertrat. Und dabei von einer so tiefen Ritterlichkeit, Güte und Einfalt des Herzens. Er kam, mit seinen Papierblocks, in die Gesellschaft und beteiligte sich, so gut und schlecht es beim Weiterspringen des Gespräches ging — auch jetzt noch niemals mißtrauisch, als sei es ganz undenkbar, daß man seine Taubheit mißbrauche, fast immer heiter, lächelnd, scherzend, voll goldenen und sprühenden Humors. Dann sprang wohl eine blitzartig scharfe Äußerung, eine Entladung politischen Zornes dazwischen; oder er erzählte von seinen Reisen, die ihn alljährlich einsam weit hinausführten durch die ganze europäische Welt und auf denen er sah und lernte und mit weit geöffneter Seele, schönheitsfroh bis an sein Ende, genoß; er erzählte von seiner Arbeit, von den Entdeckungen seiner Forschung, von den Gedanken, die seine Seele beherrschten. Das persönliche Glück war ihm nicht treu geblieben. Der männliche oder wie er zu sagen liebte „männische" Mann hatte seinen einzigen Sohn durch den Tod verloren, und die geliebte Frau wurde gemütskrank, er mußte sie einer Anstalt überlassen. Er lebte mit seinen Töchtern, seinen Freunden, gesellig, trunkfest wie ein alter Student; er überlastete seinen starken Körper mit ungeheurer Arbeit und gönnte

ihm nicht die Bewegung, die ihm so not tat. Er schritt durch ein innerlich zerstörtes Leben, er der Mensch der heißen Leidenschaft, nicht ohne Klage, aber ohne Gebrochenheit dahin; er hat Unendliches in seinem ungeduldigen Herzen zu überwinden gehabt und hat es überwunden: in allem täglichen Leid ein ehrwürdiger Sieger. Er hielt den mächtigen Nacken hoch und steif; wie er es von Stein gesagt hat: wer ihn zu ertragen vermochte, der ging stets getröstet von dem Glaubensstarken hinweg. Denn ungerecht, wie er oft war, hitzig und stark, in seinen Einseitigkeiten sicherlich durch die Taubheit gesteigert — er war doch in jedem Worte, in jedem Gefühle ein hoher, freier machtvoller und auch ein reiner und zarter Mensch. Man konnte nicht an ihm vorbei, man mußte ihn lieben oder hassen, und wer ihn kannte, wer ihn in der Kraft und der unschuldigen Fröhlichkeit und Freundlichkeit seines Wesens sah, der konnte ihn nur lieben und mußte ihn bewundern aus der Tiefe des Herzens.

Das war der Verfasser der „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“: der Treitschke von 1880 und 1890; und dieses Werk, die Schöpfung seiner späten Manneszeit, war doch das Größte, was er überhaupt geschaffen hat, obwohl es einseitiger war als die Essays und der hellere Glanz der früheren Tage nur noch dem ersten seiner Bände eigen blieb; es war das führende Buch der deutschen nationalen Literatur dieses Jahrzehntes überhaupt, der höchste und mächtigste Ausdruck jener späteren Bismarckzeit, jener Periode der alldurchdringenden nationalen Politik, deren Herold Treitschke jetzt geworden war — außer den Reden Bismarcks selber ist es schlechterdings das größte Erzeugnis dieser Epoche und als deren Zeugnis wird es fortleben, als das klassische Werk eines klassischen Zeitraumes deutscher Geschichte: leidenschaftlich, blutvoll, gedankenreich, eine Welt in sich selbst.

Nicht daß es nicht zugleich und zuerst eine Leistung wissenschaftlich-historischer Forschung gewesen wäre. 18 Jahre lang hat Treitschke gesammelt, vorgearbeitet, innerlich durchgearbeitet, ehe er den I. Band 1879 erscheinen ließ; in meistens dreijährigen Abständen sind dann die übrigen (Band V: 1894, bis an die Schwelle von 1848 heran) gefolgt. Der Meister des Essays war zum Geschichtschreiber großen Stiles geworden, auch in der stofflichen Ausbreitung seiner Arbeit. Es ist ehrwürdig, was er an Archivforschung geleistet hat — er, dessen Temperament ihr so fremd zu sein schien; ein ungeheures Wissen, eine ungeheure, alles Leben umfassende Belesenheit liegt seiner glänzenden Erzählung zu Grunde. Und was er darbot, war völlig neu. Aus den echten Quellen hat er den Gang der deutschen Entwicklung von 1815—48 durchaus zum ersten

Male dargelegt; er hat eine Flut von Licht über bisher dunkle Zeiten ausgegossen, er hat tief und breit gegraben und die im engeren Sinne wissenschaftlichen Ergebnisse sind überall staunenswert. Man vergißt das beinahe, weil er diesen riesigen Stoff so vollkommen vergeistigt. Er stellt dar und urteilt. Sein Buch war ursprünglich aus dem Wunsche erwachsen, erzieherisch, ja agitatorisch zu wirken, den Deutschen die Notwendigkeit des nationalen Staates aus der kläglichen Vergangenheit ihrer zwei letzten Menschenalter darzutun. Über der Arbeit erlebte er den Aufstieg und Abschluß dieses Staates; sein Buch wurde zum Siegeshymnus für 1866 und 1870: streitbar blieb es auch so, durch die Geschichte politisch zu wirken blieb ihm auch jetzt der oberste Zweck. Von der Höhe des neuen Reiches aus überschaut er das Alte und das Werden des Neuen. Nach der glanzvollen Einleitung, die von 1648 bis 1815 eilt, schildert er die stillen Zeiten der Restauration, den Ausbau Preußens und der süddeutschen Verfassungsstaaten, die Reaktion von 1819—30, die langsame schmerzensreiche Entfaltung bis 1840, die rascher zur Revolution hin vorwärtsdrängende bis 1848. Das Wesentliche, das eigentlich Lebendige ist ihm in allem der Träger der deutschen Zukunft, Preußen, und dessen stille Ausdehnung. Alles bezieht er auf das erreichte Ziel: die preußisch-deutsche Entwicklung zum Reiche hin ist sein Gegenstand; was in ihr positiv mitwirkt, feiert er, was ihr entgegengewirkt hat, bekämpft er, und die alten Gegensätze bleiben in seiner Seele und seiner Darstellung lebendig, unversöhnt, kriegerisch, unüberwunden — das große Drama vollzieht sich noch einmal, er erlebt es und die Leser mit ihm. Die Gegenwart mit ihrem politischen Willen herrscht über die Geschichte. Er sucht nicht die ängstlich gewissenhaft zuteilende historische Gerechtigkeit, die jede Erscheinung ganz aus sich selber würdigen will: ihm ist eine jede Erscheinung gewürdigt durch ihren Zusammenhang mit dem großen Kampfe, der sein eigener Lebenskampf war. So fällt helles Licht und starker Schatten in sein Bild. Aber der Kämpfer ist zugleich ein Künstler: die Deutsche Geschichte ist die eigentlich reife Frucht der Blüten, die seine poetische Phantasie einst in Gedichten angesetzt hatte. Der Aufbau des Ganzen ist breiter geworden, als er anfangs geplant hatte; der Stoff drohte gelegentlich die Schranken zu überströmen. Dennoch ist alles übersichtlich gegliedert, Band neben Band mit starken Einschnitten, in jedem Bande alles fest zusammengefaßt, durch europäische Rahmendarstellung eingefaßt, das Innere dem Äußeren eingefügt; man hat nirgends das Gefühl der Überfülle und Massigkeit. Treitschke erzählt und schildert; er stellt das Gesamtdeutsche neben das Sonderstaatliche, das Staatsleben neben das

allgemeine wirtschaftliche und geistige Leben der Nation; überall ist Wechsel und Form. Und auch das sachlich Trockene wird durch die Wärme seines inneren Anteils, durch den natürlich-rednerischen Fluß seiner Sprache, durch die unendliche Anschaulichkeit jedes Bildes, jedes Wortes belebt; merkwürdig, dieser alles bestrahlende rednerische Glanz ermüdet und verdrießt nicht. Wie haben wir, als die Bände erschienen, einen jeden von ihnen begrüßt, genossen, erlebt; heute mag hier und dort ein leiser Ansatz des Gefühles sich regen, daß die Form einen ersten Anhauch von Vergangenheit zeigt — in allen Hauptsachen hebt doch die Ehrlichkeit und Naturkraft des Darstellers über eine jede Klippe beginnender Entfremdung siegreich, ja selbstverständlich hinweg.

Und im Einzelnen: welche Kraft und Kunst der Beseelung! Treitschke kennt Deutschland. Es ist nicht wahr, daß er nur Preußen geliebt hätte; er ist überall zu Hause, er ist gereist und hat gesehen, und dem tauben Manne redet das deutsche Land, jeder Stamm, jede Landschaft für sich, in ihren eigensten Lauten. Wie hat er seine sächsische Heimat, wie die badische, die rheinische, die schwäbische Eigenart zum Sprechen gebracht! Wie liebevoll und fein sind die Einzelbilder aus den deutschen Sonderstaaten! Bei Preußen schwillt ihm das Herz — da hat er lichter und sicherlich manches Mal zu licht gemalt; aber zu künden hat er jedem unter uns etwas, in Süd wie Nord. Und neben dem Staatlichen das Geistige! Er hat die großen Entwicklungen des deutschen Geistes bis 1848 in ihre Stufen gegliedert und aus dem alten idealistischen Deutschland das neue, realistische, das wirtschaftliche und politische, heranwachsen lassen: alle Hauptlinien zieht er da fest und klar und neu. Aber daneben die Fülle des Einzelnen! Niemals redet er auch dort ohne Liebe und Haß; oft genug mit stark persönlichem Klange, der auch den Widerspruch aufrufen mag — aber mit welchem Reichtum des Mitgefühls, der Anschauung, des Lebens! Im Einzelnen, im Persönlichen gipfelt doch seine Teilnahme und seine Kraft. „Männer machen die Geschichte!“ Wie hat er sie, hier und überall, erfaßt und gemalt! Man sieht sie in leuchtenden Farben vor Augen; gern stattet er sie mit den kleinen Wirklichkeitszügen aus, die lebendig machen, aber überall drängt er sicher auf das geistig Beherrschende der Persönlichkeit hin. Ihr gilt, das sahen wir, von Jugend an sein bester Glaube; der hat sich in seinen Bildnissen entfaltet und strahlend bekannt. Der Schüler W. v. Humboldts und Goethes spricht mit Ehrfurcht von hohem und starkem wie von harmonischem Menschentume, er dringt mit Liebe in das Geheimnis der Einzelseele ein, auch der ihm fremdartigen, wie bei

Friedrich Wilhelm IV., und feiert ihr inneres Recht mit heiliger Scheu: Künstler und Gläubiger sind da untrennbar in ihm verknüpft.

Jedoch er ist politischer Historiker, er fügt alles Leben dem staatlichen Leben ein: die Wirkung staatlich-persönlicher Gewalten ist sein oberster Gegenstand. Er hat noch kurz vor seinem Tode über die Aufgabe des Historikers gehandelt — nicht ohne das Widerstreben des Praktikers, des schaffenden Künstlers gegen die theoretische Analyse des Schaffens. Ihm ist der politische Historiker nicht etwa auf das Äußerliche des politischen Lebens beschränkt: er faßt das nationale Dasein als Gesamtheit, alle seine Äußerungen gehen ihn an, das Staatliche wird mit dem Wirtschaftlichen, dem Geistigen, dem allgemein Kulturellen überall innig verbunden und durchdrungen. Aber ein Gebiet gehört ihm dennoch vorzugsweise und gehört ihm allein, sein eigentliches Herrschaftsgebiet: „die Welt der politischen Taten und der in ihr waltenden sittlichen Gesetze. Von dieser Warte aus betrachtet er das Völkerleben." Der Staat ist ihm — das hatte er 1858 bereits verkündigt — die eigentlich gestaltende Macht dieses Lebens; was lebendig wirken will, muß sich an ihn anlehnen, und im Staate wiederum entscheidet letztlich, die Verhältnisse, die allgemeinen Kräfte erst beseelend und bewegend, die Kraft des großen Einzelnen, des Genius. So ist Treitschkes Weltbild; und so hat er Geschichte geschrieben. Nie ohne jenen Glauben an eine erhabene Vernunft, die alles Menschliche geheimnisvoll leite: aber nur selten wird ihr Finger sichtbar. Nie ohne das Streben nach Aufdeckung weiter Zusammenhänge und gewisser Regeln, die alles Leben durchwalten: aber niemals werden sie ihm zum Schema, er will das Besondere fassen und sieht alles Lebendige individuell. Er ist „politischer Historiker" nach seinem Stoffe und auch nach seiner Tendenz: er will gar nichts wissen von Rankischer Objektivität; er hat, wo er von Dahlmann spricht, sich selber und seinen schriftstellerischen Willen geschildert: „in der starken Persönlichkeit des Erzählers liegt die ergreifende Macht eines Geschichtswerkes", und soll sie liegen. Der Historiker, so fordert er, soll richten, denn er schafft ja die Hergänge nicht frei wie der Dichter, der in seiner Fabel die Nemesis selber walten läßt, er gibt sie nur wieder, und muß um so mehr sein sittliches Urteil über sie fällen: „Aber so gewiß der Mensch nur versteht, was er liebt, ebenso gewiß kann nur ein starkes Herz, das die Geschicke des Vaterlandes wie selbsterlebtes Leid und Glück empfindet, der historischen Erzählung die innere Wahrheit geben. In dieser Macht des Gemüts, und nicht allein in der vollendeten Form, liegt die Größe der Geschichtschreiber des Altertums."

Das ist der Grundton seiner Geschichtserzählung: auch aus ihr blicken uns überall, wie bei seinem Lehrer Dahlmann, die „tiefen Augen" des Erzählers bezwingend entgegen, und das Lesen wird zu einer unmittelbaren Zwiesprache mit ihm. Es ist schon angedeutet worden: Fragen und Einwände hat da ein jeder ihm vorzutragen; Treitschkes starke Natur zwingt zur Auseinandersetzung. Es ist leicht, ihm, wo er souverän über alle Gebiete des Lebens und Wissens handelt, einen Irrtum, eine Willkürlichkeit vorzuwerfen; es ist leicht, ihm Gewaltsamkeiten der Anschauung, des Urteils nachzuweisen. Bereits als sein Werk erschien, hat nicht nur parteiische Böswilligkeit, sondern das ernste historische und politische Gewissen alter Wegegenossen Einwendungen erheben zu müssen geglaubt, die Treitschke nach seiner Art nicht begriff, die er für unberechtigt und feindselig hielt, auf die er gekränkt und kränkend erwiderte. Diese Anfechtungen haben seither mit ihrer Gegenwärtigkeit auch ihre Schärfe verloren, aber geringer sind sie nicht geworden; das historische Denken ist immer mehr in die Bahnen Rankes zurückgekehrt und viele der Einseitigkeiten Treitschkes schieben wir heute kurzerhand beiseite. Beklagenswert, wer damit meinen würde, Treitschke beseitigt oder überwunden zu haben. Im Gegenteil: seine Fehler sind unwirksamer geworden, seine Stärken aber unverringert geblieben. Die Kraft des Kunstwerkes, die Schöpfung des großen Schriftstellers strahlt in ungebrochenem Glanze; und auch wer gewohnt ist, kritisch zu lesen, darf dieses wundervolle, reiche und tiefe Buch wohl als eins der schönsten Erbauungsbücher, die unser Volk besitzt, als ein Erbauungsbuch des Deutschtums lieben und preisen.

In unserer Geschichtschreibung hat es seinen festen Platz: da ist es bereits so gut wie historisch geworden. Als den jüngsten und bedeutendsten der Historiker kleindeutsch-politischer Richtung habe ich Treitschke bezeichnet; sein Werk ist das schönste, das aus diesem Kreise der historischen Begleiter und Vorkämpfer der Reichsgründung hervorgegangen ist. Ich habe die Glieder der Kette früher genannt: Dahlmann, dann Droysen und Sybel und ihre Altersgenossen; sicherlich hat Macaulay, dessen ganze historische Stellung und Tätigkeit so mannigfach an Treitschke gemahnt, auf ihn eingewirkt; sicherlich auch G. Freytag durch seine „Bilder"; am stärksten vielleicht, bei aller Verschiedenheit der Naturen und Bestrebungen, dasjenige Werk, das mit Treitschkes Geschichte zusammen wohl die vollendetste Leistung der deutschen Geschichtschreibung seit der Jahrhundertmitte darstellt, Th. Mommsens Römische Geschichte — alle diese Zusammenhänge biographisch und literarhistorisch näher zu ergründen wird die Mühe lohnen. Überall wird solche Forschung in Treitschkes Werk

die Spuren seiner Generation stark hervorzuheben haben: sie drängen sich ja auf. Auch deren bestimmte Grenzen trägt es in sich. Treitschke betrachtet die Gesellschaft, sich selber konsequent, immer nur im Rahmen des Staates; wir sahen, wie er andere Betrachtungsweisen und wie er die sozialen Ansprüche neuer Schichten bewußt von sich wies. Er handelt vom Gesellschafts- und Wirtschaftsleben, aber doch wesentlich unter dem Gesichtspunkt der Staatspolitik und etwa des Geistes: von Nachfolgern, die von der Wirtschafts-, der Sozial- oder der Kulturgeschichte im besonderen Sinne ausgingen, hebt er sich ab und wollte er sich abheben. Gewiß verträgt seine Arbeitsweise von dort aus bestimmte Ergänzungen, aber zugleich: dem hypnotisierenden Einflusse, den das Wörtchen „sozial" oder den kulturgeschichtliche Konstruktionsgelüste seither so oft geübt haben, war er unzugänglich. Eben deshalb ist auch der Einfluß, die seine Staatsgeschichtschreibung — so wie er sie handhabte — der deutschen Geschichtschreibung hinterließ, klar und bestimmt und von unablässig positiver Wirkung geblieben; er hat stärkend, erweiternd und auftauend gewirkt: das ist allen Jüngeren zum Segen geworden. Erben seiner Einseitigkeiten hat er kaum hinterlassen — dazu war alles an ihm viel zu individuell ausgeprägt; nur Leben hat er ausgestreut, wohin sein Same fiel. Neben der monumentalen Weisheit der Rankischen Geschichtschreibung und ihren überwiegenden Nachwirkungen steht die seine — „des Schillers neben unserem historischen Goethe" — selbständig, eigen, eine heilsame Ergänzung der andern auch ihrem Einflusse nach, ein Wesen und eine Macht für sich.

Die Deutsche Geschichte ist seit dem Beginn der 70er Jahre durch eine Reihe anderer Schriften begleitet worden, durch wertvolle Charakteristiken und Gelegenheitsreden wie über Pufendorf, Luther, Gustav Adolf; mancherlei Neben- und Vorarbeiten erschienen in den Preußischen Jahrbüchern; einige große politische Zusammenfassungen, die ich erwähnte, gab er 1886 der neuen Ausgabe der Aufsätze mit. Nicht lange danach mußte er sich von der Zeitschrift trennen, die er einst groß gemacht hatte, politisch war er allmählich stummer geworden und verstummte er nun ganz; seine letzten politischen Äußerungen dienten dem Kampfe für sein Bildungsideal, das humanistische. Die Deutsche Geschichte war sein Lebensinhalt geworden. Noch eins freilich lag ihm auf der Seele: er sehnte sich danach, dereinst als die reifste Frucht seiner gesamten Geistesarbeit eine „Politik" zu schreiben. Er ist nicht dazu gekommen. Seine Schüler haben dann seine Vorlesungen über Politik zusammengestellt und herausgegeben. Es soll ihnen der Dank dafür nicht verkümmert werden. Vieles Entscheidende, das wir nicht auch sonst von ihm gehört hätten, enthalten die beiden

Bände vielleicht nicht, und was sie geben, tritt doch nicht im vollen Treitschkischen Gewande auf: Reden und Schreiben war eben doch selbst bei ihm zweierlei, und eine Vorlesung behält immer etwas Zufälliges. Seine Staatslehre war überdies weder im strengen Sinne philosophisch noch soziologisch noch juristisch: schwerlich wird sie einen der Fachverwandten, die heute auf diesen Gebieten tätig sind, befriedigen; die logische Systematik war jetzt so wenig wie in seinen Anfängen Treitschkes Stärke. Trotz allem ist auch dieses Buch durchaus etwas für sich, eben weil es ganz Treitschkisch ist, in dem was es enthält und was ihm fehlt. Es ist, wie einst seine Habilitationsschrift, das Werk eines Historikers und Politikers. Es streut die Fülle seines Wissens, seiner Vergleichungen, seiner zusammenfassenden Gedanken — vergleichend, aber nicht schematisierend auch hier! — mit verschwenderischer Hand aus, geschichtliche, insbesondere verfassungsgeschichtliche Anregungen, politische Überzeugungen und politische Diskussionen, kleinen wie großen Inhalts; es zeigt den Redner und Lehrer Treitschke inmitten des Tages, voll von Eindrücken, die er aufnahm, von Urteilen, die er um sich warf. Ohne Gewinn und Genuß wird es niemand lesen, der nicht vom Feigenbaum durchaus Datteln verlangt; und ich denke, daß noch die Nachwelt dasjenige gerne und dankbar daraus historisch lernen wird, was aus ihm vornehmlich zu lernen ist: nämlich die Art, wie der bedeutendste Publizist der Tage Bismarcks und des jungen Reiches den Staat ansah, lebensvoll, farbenreich, persönlich, und wie er ihn mit seiner starken Staatsgesinnung, mit seinem Sinne für Macht, Maß und Kraft durchdrang. Praktisch aber wird auch heute noch so mancher Heranwachsende sich daran erziehen können: auch hier lohnt Treitschke dem Zuhörenden durch vielerlei reiche und mannhafte Lehre.

Die eigentliche Politik ist ungeschrieben, die Deutsche Geschichte unvollendet geblieben: der Sterbende hat beides in weher Seele beklagt. Aber das Dasein ist hart mit ihm umgegangen bis zuletzt. Ich weiß nicht, ob Treitschke jemals ganz ohne Vorbehalte Bismarckisch geworden ist; seine Artikel, auch in der Zeit von 1878 ab, lassen solche Vorbehalte doch wohl erkennen. Schließlich war er dann doch, den Hauptsachen nach, der Prophet auch des greisen Kanzlers geworden; wie hätte auf den Prediger großen Menschentums nicht der einzige ganz Große ungeheuer wirken sollen, der seine Zeit mit seiner Persönlichkeit und seinem Einflusse so überragend und so unerschöpflich umspannte! Jedenfalls hat der Sturz Bismarcks Treitschke getroffen wie der persönlichste Schlag. Er hat die unsicheren Jahre, die nachfolgten, in tiefer Verstimmung und mit mancher Opposition durchlebt, die dann wohl in blitzenden Worten furchtlos auch

an die Öffentlichkeit brach. Er glaubte, mit seinem alten Herrn, den er innig liebte und verehrte, sei 1888 auch ihm die Sonne zur Rüste gegangen. Er schrieb 1894 an G. Freytag, natürlich verzweifle er an Preußen nicht, aber er selber erwarte die Besserung nicht mehr zu sehen. Die widerstrebenden, ruhelosen Bewegungen, die lange vorbereitet, nach dem Ausscheiden Wilhelms I. und seines Kanzlers das geistige und öffentliche Leben seiner Nation überschwemmten, Radikalismus, Sozialismus, Aesthetentum und Protzentum, blieben ihm fremd und verhaßt. Er hielt 1895 in der Gedenkrede für den großen Krieg der wirren Gegenwart das Bild reinerer und größerer Tage, die die Tage seiner Generation und seines Ideales gewesen waren, vor das Gesicht. Er wandte sich nicht ab und verbitterte sich nicht, aber er trauerte über vieles. Dazu die Sorgen seines Hauses; ein langes Augenleiden, das dem Tauben die Blindheit androhte — er hätte sie nicht lebend ertragen. Er erholte sich, schrieb in dem 5. Bande seiner Geschichte (1894) nächst dem ersten den schönsten der ganzen Reihe; er schritt zu neuer Arbeit schöpferisch fort. Da überfiel ihn im Winter 1895 das Nierenleiden, dem er erlag; er hatte mit seinen Kräften nicht haushalten mögen; die beiden Pläne, die er noch im Herzen hegte, nahm er mit sich in das Grab. —

Gewiß ist ein großes Stück Tragik in seinem Leben gewesen, und in seinem Sterben nur allzu gewiß. Er selber hat 1886 dem älteren Freunde Max Duncker die Abschiedsworte so gesprochen: „Max Duncker zählte noch zu dem alten Adel jenes begabten Geschlechtes, dem die deutsche Kalokagathia, die Universalität der Bildung in die Wiege gebunden schien. Er hat in seiner Jugend die Sonne der deutschen Philosophie versinken, im Alter den jungen Tag des deutschen Staates aufsteigen sehen. Er wußte, was dies sagen will. Die Schmerzen des Lebens blieben auch ihm nicht erspart; aber dankbar pries er immer das gütige Geschick, das ihn gewürdigt habe, in diesem deutschen Jahrhundert ein Deutscher zu sein.“ In diesem Schlußsatze liegt der volle Hauch des Hochgefühls, das gerade in Wilhelms und Bismarcks letzten Zeiten dem Deutschen in Treitschke die Brust schwellte und das später immerhin sank: aber für das Ganze seines Lebens hätte er ihn doch wohl auch auf sich selber anwenden mögen bis zuletzt. Er blieb der großen Zeiten froh, die er erlebt hatte und zu deren besten Kämpfern er gehörte.

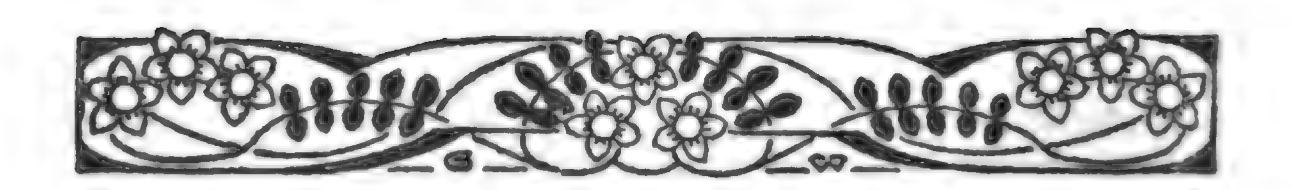
Er war kein Hegelianer gewesen wie der um 28 Jahre ältere Duncker. Er steht unmittelbarer in der Generation Bismarcks: wie vieles ihm mit diesem auch an staatlicher Lehre gemein ist, das hat H. v. Petersdorff einmal aus den „Gedanken und Erinnerungen“ des einen und der „Politik“

des anderen zusammengestellt. Zwar es war in Treitschke noch anderes: er war innerlich durch den Liberalismus hindurchgegangen, das geistige Element war immer stark und beinahe vorherrschend in ihm, er kam wo nicht von den großen idealistischen Philosophen, so doch von Goethe her. Dennoch: die Wege der beiden, des Staatsmannes und des Publizisten, haben sich vereinigt, und vereint wird auch ihr Gedächtnis der Geschichte bleiben.

Als Sohn und Träger einer bestimmten Zeit, ihrer Eigenart und ihrer Einseitigkeiten, wenn man will: so fanden wir Heinrich von Treitschke überall. Von dem Punkte aus, auf dem er stand, sind manche lebensvolle Richtungen unserer Gegenwart weitergegangen. Er ist kein Alldeutscher gewesen, so lebhaft er bereits in der Hohenwartkrise von 1871 das Unglück des Deutsch-Österreichertums mitempfand und sich — widerstrebend! — die Notwendigkeit vergegenwärtigte, die unser Reich im Falle ihrer Gefahr an unsere Landsleute in Österreich bindet. Er ist und er wäre noch weniger zum Nationalsozialen geworden, trotz seiner Aufnahme der Sozialreformen Bismarcks. Dennoch dürfen die Einen wie die Anderen Gemeinsamkeiten mit ihm suchen und finden und aus seinem Reichtum schöpfen.

Er war, das sahen wir, ein Held und Prediger der Persönlichkeit: mit souveränem Stolze hat er sie in sich selber, mit Überzeugung und Künstlerschaft in seinen Gestalten dargestellt und sie in ihrem Rechte begründet und verteidigt. Hier hat er unserer Welt, die wieder so eifrig um die Behauptung des Persönlichen ringt, aus seinem Glauben und seinem Sein heraus noch viel zu geben.

Das Beste, was er sie lehren kann, ist allerdings immer er selbst: er glaubte an sich und an die Kraft. Wir rufen ihn heute auf, von neuem durch unsere Mitte zu schreiten, ein Wahrzeichen und eine Beschämung für all den skeptischen und zersetzenden Kleinmut, für all das unsichere phantastische Tasten, für leere Blasiertheit und eitle Selbstbespiegelung — mit seinem dröhnenden Schritte, seinem gewaltigen Haupte, seiner siegesgewissen Mannheit. Was er war, das bleibt uns immer ein Trost und eine Erhebung; und was er vor allem verfocht, wie nötig haben wir es noch jeden Tag: jene eisernen und doch so lebensvollen Gedanken seines preußischen Deutschtums, seines politischen Willens und seines Macht- und Staatsgefühls. Er wird sie auch heute noch und lange noch verkünden: er hat das Recht auf eine Unsterblichkeit des Wirkens, weil er die stärksten Kräfte großer Tage rein und mächtig in seinem Wesen trug und deshalb hinübertragen darf in die Zukunft; weil er einer von denen ist, die ihrem Volke unversiegliche Quellen zuführen aus dessen eigenster und echtester Tiefe empor.



Vier unveröffentlichte Briefe Heinrich von Treitschkes.

(Nachdruck verboten.)

(Durch die Güte von Fräulein Maria von Treitschke dürfen wir zu unserer Freude hier unseren Lesern aus dem noch nicht veröffentlichten Briefwechsel Heinrich von Treitschkes vier Reisebriefe an seine Gattin aus verschiedenen Jahren mitteilen. Unsere Leser werden wie wir der Tochter des großen Toten für diese Gabe besonders dankbar sein.)

I.

Gent, 7. 9. 68.

Liebste Emma,

ich habe recht prophezeit: das schöne Antwerpen mit seiner Fülle von Sehenswürdigkeiten ließ mich gestern erst nach Mitternacht heimkehren, nachdem ich vom frühen Morgen an im Schweiße meines Angesichts meinen Reisepflichten obgelegen. Heute aber komme ich meinem Versprechen nach und antworte auf Dein liebes Briefchen, das pünktlich wie die beiden ersten eintraf. In einer Hinsicht hat mich die Ehe entschieden verdorben: das lange Stillschweigen, dem ich mich seit Amsterdam und Leyden ununterbrochen hingebe, fällt mir jetzt schwerer denn in meiner Junggesellenzeit, ich bin durch meine liebe Frau verwöhnt. Im übrigen gewährt mir die Reise so viel Belehrung, daß ich selbst die entsetzliche Hitze und die schlaflosen Nächte gern ertrage. Zum Schlusse meiner Hollandfahrt sah ich noch ein schönes Stück niederländischen Lebens: zwar Rotterdam ist nur ein schwacher Abklatsch von Amsterdam und bietet nur einen Genuß — den lang entbehrten Anblick eines mächtigen Stromes mit fließendem Wasser. Aber Delft ist wie Leyden ein wahres Schatzkästlein holländischer Nettigkeit und idyllischen Behagens, zudem reich an großen historischen Erinnerungen: in den Kirchen liegen Wilhelm v. Oranien, Tromp und Piet. Hein und Grotius. Auch durch diese Weise, die Helden und Staatsmänner im Leben kurz zu halten, und sie im Tode durch prächtige Denkmäler zu ehren, erinnert die Inselrepublik der Nordsee an ihre Schwester in der Adria. — Mit dem ersten Schritte in Belgien betritt man eine andere Welt; die Canäle verschwinden oder bestimmen doch nicht mehr das Bild der Landschaft; man kommt aus dem amphibischen Dasein heraus. Und nirgendwo auf der Welt habe

ich den Gegensatz zwischen Nord und Süd innerhalb eines Volksthums so grell gefunden; er wird verschärft durch den fanatischen Gegensatz der Confessionen. Hier trifft wirklich zu was katholische Pfaffen und sentimentale Romantiker behaupten: hier im Niederlande ist der Protestantismus prosaisch, nüchtern, in tausend Sekten zersplittert, der Katholizismus farbenreich, die Phantasie hinreißend. Man braucht nur die durchaus weltliche Malerei von Holland und die ebenso überwiegend religiöse Malerei von Belgien zu vergleichen. Hier in Belgien ist die katholische Kirche eine furchtbare Macht, dann und wann erscheint ihr Kultus wirklich ergreifend. Ich komme soeben aus der Beginenkirche; das ist ein wunderbarer Anblick, diese hunderte von Klosterfrauen mit ihren hohen weißen Hauben; dazwischen Arbeiter, die aus der Fabrik heimkehren, und vornehmes Publikum. Alle Welt aber, und auch ich, wird von den frommen Frauen gepfändet; hoffentlich war es kein Peterspfennig. So viel ist mir hier klarer geworden als aus historischer Betrachtung: die ultramontane Macht ist hier uralt, der Krieg gegen Holland wurde in der letzten Zeit nicht bloß von Spanien, sondern auch von den Belgiern mit Leidenschaft geführt; alle Kirchen zeigen Bilder von belgischen Malern aus dem 17. Jahrhundert, die den Triumph der katholischen Kirche darstellen: ihr Wagen rollt, von einer bekränzten Jugend gezogen, über Luther und Calvin dahin, die unter Götzenbildern und höllischen Ungethümen am Boden liegen. Und trotz alledem gestehe ich, daß ich an die Tiefe dieser Religiosität nicht glaube; die holländische Frömmigkeit erscheint mir sehr viel aufrichtiger. Van Dyck ist in seinen religiösen Bildern entschieden kleiner als in seinen Porträts, Rubens zum mindesten nicht größer als in seiner Löwenjagd und ähnlichen weltlichen Bildern. Die schlichte innerliche Frömmigkeit der mittelalterlichen Meister fehlt diesen modernen Menschen. Aber wenn man die heiligen Bilder kurzweg als historische Bilder auffaßt, dann freilich erscheinen Rubens Kreuzabnahme und Kreuzigung grandios; dazu die herrliche Umgebung der mächtigen Gemälde: der Dom mit seinen ganz vollendeten 7 Schiffen und seinem Thurme, der zu anmuthig und lieblich ist, als daß ich ihn mit den großartigeren Pyramiden unserer Dome vergleichen möchte. Antwerpen ist die Stadt des Rubens und wie ihr größter Sohn festlich heiter. In Gent kommt man schon in eine fernere Vergangenheit; hier ist der Boden der Van Eyck. Die Bilder der beiden Alten sind herrlich, aber ihre Stadt siecht dahin; über 120 000 Menschen leben noch in dem gewaltigen Gent, und doch scheint die Stadt öde und verkommen. — Eine sehr freudige Überraschung war mir die Macht des flämischen Elements. Alle Inschriften an den Kirchen

und den kleineren Läden sind flämisch; ich verständige mich mit dem gemeinen Mann besser durch schlechtes Holländisch als durch leidliches Französisch. — Ich bin sehr sparsam gewesen, was freilich nöthig war in dem furchtbar theuren Holland; auch Belgien ist nicht gerade wohlfeil. Nur gestern schweifte ich aus und kaufte mir die soirées d'Aix-les-Bains von Madame Rattazzi in der Hoffnung, Einiges über Cavour darin zu finden. Ich ward aber bitter enttäuscht! Gewöhnliche Sudel-Literatur des second empire, nicht geradezu schmutzig — am Schlusse erbricht sich das Laster immer — aber flach und leer. Diese napoleonischen Menschen sind selbst in ihrer Frivolität langweilig. Mir wird dieser flache Ton über die Liebe immer mehr widerlich, seit ich dich habe, Du liebes goldenes Herz. — Aus Brüssel am Donnerstag schreib' ich wieder. Nun küsse mir mein Clärchen und grüße die Eltern herzlich.

Von ganzem Herzen

Dein Heinrich.

* * *

II.

Rom, 24. 10. 79.

Liebes Herz,

der letzte Brief aus Rom, und er soll gut lauten wie alle früheren. Ich bin tief dankbar für alles genossene und kann mit dem Bewußtsein scheiden, daß ich viel gelernt und ohne wilde Hetzjagd alles wesentliche gesehen habe — nur die Farnosina und die Villa Ludovisi sind und bleiben leider geschlossen. Von der Umgegend hätt ich vielleicht etwas mehr sehen können, wenn das Wetter in den letzten 1½ Wochen nicht so unsicher gewesen wäre; aber ich habe doch alle Theile der Umgebung kennen gelernt, das Albaner, das Sabiner, das Volsker-Gebirge und die Maremmen; unmittelbar vor den Thoren weiß ich jetzt viel besser Bescheid als vor denen Berlins. Habe Dank für Deinen lieben letzten Brief; meine Vorwürfe von vor 10 Tagen erscheinen mir jetzt selbst sehr veraltet, da Du inzwischen so fleißig geschrieben. Ich scheide ungern, und wenn ich Dich hier hätte blieb' ich gern noch einen Monat; aber leben könnt' ich hier doch nicht und noch weniger möcht' ich ein Italiener sein. Mein deutscher Weltbürgersinn reicht nur so weit, daß ich überall unbefangen sehen und lernen kann; Deutschland zu vergessen fällt mir selbst hier gar nicht ein. Auch werd' ich hier, unter dem echten Lateinerblute, nirgends mehr für einen Italiener gehalten, sondern stets, noch bevor ich den Mund aufgethan, für einen Deutschen. Der entscheidende Unterschied liegt in den Augen — die italienischen Augen sind auch sehr

tief, aber mehr geistvoll als gemütlich — und in den Hüften; die bleiben das Vorrecht der germanischen Völker, Slawen und Romanen haben keine. Gestern war ich in Segni, oben in den Volskerbergen, noch 1½ Stunde Steigens von der Station. Der Weg ist unbedingt sicher — wirkliche Gefahr hab' ich auf der ganzen Reise, Deinetwegen und der Kinder wegen, niemals auf mich genommen, höchstens die Fahrt nach Pästum hätte, wie ich aber erst nachträglich erfuhr, möglicherweise durch einen Brigantenscherz gestört werden können. Doch unheimlich sind diese Bergstraßen in ihrer tiefen Einsamkeit, kein Haus und kein Quell auf dem ganzen Wege, nichts als die grauen kahlen Berge, dann und wann einige Ölbäume, die in solcher Umgebung sehr schwermütig aussehen, und tief unten die rodtbraune Hochebene, eine Kraft und Sattheit der Erdfarbe, wovon man im Norden keinen Begriff hat. Lyrisch-musikalisch wie die unsere wirkt diese Landschaft nie, und ich kann recht begreifen, daß sich Felix Mendelssohn hier nicht wohl fühlte; ihre Schönheit liegt in dem Adel der Formen und der Macht des Lichtes und der Farben. Von der Höhe von Segni sieht man weithin über ganz Latium, bis über Rom hinaus; aber welch ein trauriges Bild doch, die unendliche Wüste um eine Weltstadt, und dazu die vom Fieber abgezehrten Jammergestalten hier unten in der Campagna! Wäre ich Italiener, ich böte meine ganze Kraft, statt für das Narrengeschrei um Triest, vielmehr für die Besiedlung der Campagna auf: hier ist eine friedliche Eroberung von unermeßlichem Segen möglich. Droben in der frischen Luft der Volskerberge gedeiht freilich ein anderes Geschlecht, der kräftigste Stamm Mittelitaliens so viel ich gesehen: stolze stattliche Menschen, die nicht betteln, nur gelegentlich den Dolch brauchen. Sie redeten mich gleich auf Mommsen an und machten mir vor, wie er überall herumgeschnüffelt habe. Ich folgte denn auch seinen Spuren und beschaute mir andächtig die gewaltigen Kyklopenmauern aus der ältesten Zeit europäischer Geschichte. Heute bin ich gleich in allerhand Palazzi herumgezogen — die gewaltigsten bleiben doch die Cancellaria, aus der eigentlichen Blüthezeit Bramantes und Pal. Farnese, der den Stempel M. Angelos trägt. Nachmittags wieder mit Schelskes eine Campagnafahrt. Nun sollst Du morgen noch einen Zettel, keinen Brief erhalten. Am Montag beginnt die 50stündige Fahrt. Ich hoffe, sie soll glücklich verlaufen wie diese ganze gesegnete Reise, bei der ich wirklich nur den einen Kummer gehabt habe, daß Du nicht mit dabei warst, liebste Emma.

Küsse unser kleines Volk von Deinem treuen H.

* * *

III.

Stockholm, 16. 8. 86.

Liebes Herz,

Die heißen Sommertage des hohen Nordens verlocken nicht gerade zum Briefschreiben. Die Sonne brennt mit erstaunlicher Macht, fast wie in Italien, dafür ist es im Schatten sehr angenehm, und Abends nach der langen Dämmerung, die erst gegen 10 Uhr endet, tritt starke Abkühlung ein. Trotzdem will ich Dir noch ein paar Worte über diese eigenthümliche Stadt sagen. An der Stelle, wo die Schärensee mit dem Mälarsee, einem ebenfalls mit Schären bedeckten Landsee, zusammentrifft, liegt Stockholm auf einer Reihe von Schären, die hier ungewöhnlich hoch sind, also, mit Gebäuden bedeckt und an der rechten Stelle von Kuppeln gekrönt, den Eindruck von Bergen machen. Diese Verbindung von Höhen und breiten Wassermassen macht den Reiz der Stadt aus. Vieles erinnert an Genf. Breite Brücken führen über die Seearme. Mitten unter der schönen Nordbrücke liegt, ganz genau so wie die Rousseau-Insel, eine Insel mit Park, Abends glänzend erleuchtet und von tausenden kneipenden Menschen in einer beständigen Völkerwanderung besucht. Oben auf der Brücke stehen andere Scharen und schauen dem bunten Treiben auf dem Inselchen zu. Die Stadt ist nicht reich an schönen Gebäuden (d. h. nach deutschen Begriffen); der harte Granit scheint für Bauzwecke wenig geeignet, man baut meist in Backstein oder weiß angestrichenem Lügenputzbau. Aber die Hauptgebäude sind sehr glücklich ins Wasser oder auf beherrschende Höhen gestellt, so daß das Gesammtbild imponirt. Was mich anzieht sind die Spuren einer bewegten Geschichte. Die Verwaltung des Landes ist nach germanischer Weise dezentralisiert, aber alle Cultur, aller Glanz und alle großen Erinnerungen des Reichs finden sich hier und im nahen Upsala vereinigt. Königsdenkmäler in Scharen, die meisten schon aus dem 18. Jhdt., also nicht besonders; am schönsten ein Karl XII., dicht am Strande; die bekannte hagere aufgeregte Gestalt mit erhobenem Arm, als wollte sie den Weg zu einem neuen Abenteuer weisen; am Fußgestell einige alte Bekannte, sächsische, polnische Mörser, dem starken August abgenommen, mit Inschriften von dem berühmten Stückgießer Herold in Dresden, dessen Werke ich auf dem Königstein so oft betrachtet habe. Sehr merkwürdig ist der Togenpalast der alten Aristokratie, das Ritterhaus, ein Bau aus dem 17. Jahrh., würdig und glänzend; in dem Rittersaale, wo der Adel bis 1865 sich versammelte, bilden die Wappen des Adels die Tapeten. Heute tagen 1. und 2. Kammer zusammen in dem neuen Reichstagspalaste, einem schäbigen Privathause, wie du ihrer

in Berlin hunderte finden kannst. Der ganze Gegensatz der majestätischen alten Aristokratie und des leichtlebigen demokratischen neuen Jahrhunderts tritt Einem dabei vor die Augen. Nahe beim Ritterhaus liegt die Riddarholmkirche, Schwedens Westminster. Da hab' ich recht gefühlt, welches Glück für ein Volk die Staatseinheit ist; die Menschen besitzen dann so vieles, was sie gemeinsam lieben und bewundern können. Es war gerade der Tag des freien Eintritts; hunderte von Menschen füllten die Kirche und betrachteten sich die Gräber der Könige und Helden mit den dichten Büscheln erbeuteter Fahnen darüber. Auch eine preußische Trophäe ist mit dabei: ein Wimpel eines Stettiner Schiffs von 1759, das ist alles, was die Schweden, außer ungeheuren Prügeln, aus dem 7jähr. Kriege heimgebracht haben. Von Birger Jarl bis auf die Bernadottes ruhen da fast alle die Männer, welche das kleine Volk geziert haben; dort

der Sueriges aera sofver under marmor

wo Schwedens Ehre schlummert unterm Marmor.

Auch der Fremde kann diese Verse Tegnérs nachfühlen. Du siehst, ich habe mit Hilfe eines Bädekerschen Sprachbüchleins die schöne Sprache so weit gelernt, daß ich Zeitungen u. dgl. glatt weg lesen und einige Sätze radebrechen kann. Das ist nöthig, denn außerhalb Stockholms verstehen nur die eigentlich Gebildeten Deutsch. Die gerühmte Umgegend ist keineswegs großartig. Denke dir den Wannsee, aber statt des Sandes Granit, und dies Landschaftsbild auf unendliche Entfernungen ewig gleich, und dazu lauter ganz niedrige Fichten, hie und da ein häßliches weiß angestrichenes Schloß — es ist auf die Dauer sehr eintönig. Dieser verdammte abgerundete Fels wirkt ebenso prosaisch wie der Sand und kann nicht einmal wie dieser von der Cultur bezwungen werden. Gestern fuhr ich nach Upsala, dem Nordpol meiner Fahrt, 60° n. Br. Über 6 Stunden Dampfbootfahrt auf dem Mälar: Schären, nichts als Schären. Der Mittelpunkt der altnordischen Geschichte war mir historisch sehr merkwürdig, liegt aber keineswegs schön, an dem Flüßchen Fyris, und bietet außer dem alten Dome und einem scheußlichen Schlosse keine namhaften Bauwerke. Nahebei der alte Krönungshügel. Kurz, ich lerne hier viel und bin zufrieden. Aber Deutschland (auch sein Norden) ist, Alles in Allem, viel schöner und reicher. — Morgen will ich in einem Ritt nach Kristiania, von dort am Freitag über den Trollhättafall und Gothenburg die Rückreise antreten und am Sonntag abend nach einer fünften Seefahrt (!!) hoffentlich in Kiel eintreffen.

Von ganzem Herzen küss' ich Dich; grüße alle. Dein treuer H.

* * *

IV.

Braunschweig, 12. 8. 81.

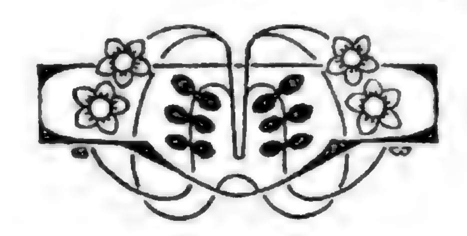
Liebste Emma,

auf viele Briefe darfst Du in diesen Tagen nicht rechnen; ich komme meist spät abends am Reiseziele an. Daß Deutschland überall schön ist, wenn man nur die Augen dafür hat, ist mir wieder einmal klar geworden. Wie viel Schönes hab ich in drei Tagen in fünf alten Sachsenstädten gesehen. Erst ein kurzer Aufenthalt in Magdeburg, wo mir Vieles neu war, nicht nur die eleganten neuen Straßen, die hier wie überall in unseren aufblühenden Städten entstanden sind, sondern auch einige alte Kirchen, die ich früher als Student nicht bemerkt habe. Quedlinburg würde dir gefallen — natürlich wenn du nicht in den scheußlichen Betten übernachten müßtest. Es ist eine Blumenstadt wie keine andere in Deutschland, selbst Erfurt nicht. Ganze Felder von Blumen; ich wußte zuerst gar nicht, was die rothen, gelben, blauen Streifen in der Ackerflur bedeuteten, der Duft der Nelkenfelder geradezu berauschend. In diesen Gärten liegt nun auf hohem Felsen die alte Königsburg mit dem Dome, worin die Gebeine Heinrichs I. ruhen, dicht darunter die Geburtshäuser von Klopstock und K. Ritter. Es sind herrliche Erinnerungen; auch die Landschaft sehr hübsch, auf jeder Höhe sieht man die ganze Kette des Harzes vom Brocken bis zum Stubenberge dicht vor sich. Lebendiger und reicher an schönen Bauten ist Halberstadt. Das Charakteristische des Landes sind die alten, schweren, buntbemalten romanischen Dome und an den Bürgerhäusern die schönste Holzarchitektur, die es auf der Welt giebt: oft an einem Hause mehr als hundert Sculpturen und Bilder, heilige und lustige, und das heutige Geschlecht gewinnt wieder einen Sinn dafür und baut in ähnlicher Weise. Halberstadt hat aber außerdem noch einen großen gothischen Dom, der gar nicht sächsisch ist, sondern an die rheinischen Prachtbauten erinnert. Am Altar ist auch eine Oppenische*) Kapelle; es geht immer abwechselnd: Brandenburg, Bismarck, Sachsen, Oppen, Anhalt, Bennigsen, der ganze hohe und niedere Adel der Sachsenlande ist dort vertreten. Ein Oppen war Bischof, aber der letzte Domherr des Namens war leider fanatischer Katholik und Österreicher, während das übrige Domkapitel schon evangelisch war. — Goslar, das ganz in den Harzbergen liegt, hat mir wieder, wie einst, einen mehr düsteren als schönen Eindruck gemacht. Inzwischen ist aber die alte Kaiserpfalz wieder aufgebaut, das älteste deutsche Schloß, und wird mit

*) Tr.s Mutter war eine geb. v. Oppen.

Freskenbildern geschmückt, wovon eines, der Einritt Kaiser Wilhelms, mich tief ergriffen hat. Deutsch ist hier alles — die Ottonen, die Heinriche und Kaiser Wilhelm sieht man überall, und wir wollen Gott danken, daß die Leitung Deutschlands wieder in die Hände dieser festen Niedersachsen gekommen ist, die doch immer die Kunst des Herrschens besser verstanden als wir Oberländer. Heute Hildesheim, das an Holzbauten und romanischen Domen wohl unter allen am reichsten ist. — Nächste Adresse: Geestemünde, Hotel Hannover, Freitag. Es ist 11 Uhr vorbei, und ich will Dir zu Liebe ausschlafen.

Von ganzem Herzen Dein H.



Sommernachtgedanken.

Erloschen ist das letzte Abendleuchten,
Ein leises Fächeln kühlt die Felsenwand,
Und wie von Augen, die sich träumend feuchten,
Entperlt der Tau dem sommerlichen Land.
Verstummt des Tages brausende Register,
Verblaßt, was in der Sonne prächtig ist,
Die Bäume sind sich nahe wie Geschwister,
Nun Seine Hand das Sternenbanner hißt.

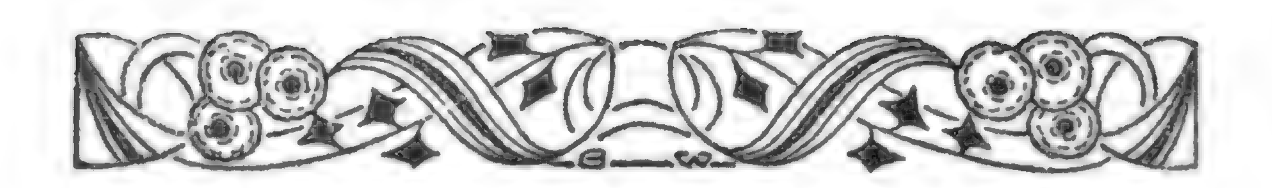
Vor meinem Fenster flüstert's in den Zweigen,
„Komm in die heilge Sommernacht hinaus!"
Allein mir bangt vor diesem dunklen Schweigen,
Dem Diebe gleich beschleicht es Hof und Haus.
In einem fort muß ich erschauernd lauschen,
Warum der Grillenchor auf einmal still
Und was des Stromes unermüdlich Rauschen
Der bangen Menschenseele sagen will.

Sonst war der Mond, der volle, mein Begleiter, —
Ein jeder Nachtlaut mir und Pfad vertraut,
Wie oft hab ich, du hoher Lichtverbreiter,
Am Teich im Wald ins Antlitz dir geschaut!
Die Bächlein schluchzten, Rehe flohn erschrocken,
Und Vögel schwirrten, — angstvoll aufgewacht,
Wohl stand mein Herz, doch war's ein freudig Stocken,
Nicht Ungeheuer, — Wunder schuf die Nacht.

Jetzt, — wüßt ich gleich im dunklen Wald da droben
Den reichsten Hort von funkelndem Gestein,
Ich ahne wohl, der Schatz blieb ungehoben,
Der Mut ist nicht, — die Unschuld nicht mehr mein.
Wer wagt in Heiligtümer einzudringen,
Der halb nur glaubt und halb des Glaubens bar?
— Und ist mir gleich, als hört ich Elfen singen,
In jedem Busch bedroht mich die Gefahr.

Du liebe Torheit, — kindlich reines Ahnen,
O kehrtest du noch einmal bei mir ein,
Ich zöge wieder meine alten Bahnen,
Die Brust verwirrt von holden Schwärmerein!
— — — — — — — — — — — — —
Vor meinem Fenster flüstert's in den Kronen,
Das Mondlicht rieselt auf das Blättergrün.
Ob wohl da oben wirklich Geister wohnen
Und ihren Reigen ziehn beim Sternenglühn?

Paul Ilg.



Die Lage im südwestafrikanischen Schutzgebiet.

Von

Alfred v. François.

Nirgends besteht wohl jetzt ein Zweifel darüber, daß wir die Kolonisation in Südwestafrika verkehrt angefangen haben. An der Einsicht einzelner für die Notwendigkeit einer kräftigen Eroberungspolitik hat es von vornherein nicht gefehlt. Es gelang ihnen aber nicht, ihre Ansichten zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Man wollte ihre unbequemen Vorschläge auch nicht verstehen und schob sie beiseite. Andere koloniale Persönlichkeiten streckten sich besser nach der Decke, fingen mit Frieden und wirtschaftlicher Entwicklung an, befriedigten Kolonialfreunde, Volksvertretung und öffentliche Meinung. Dadurch wurde die ganze Generation unseres Volkes, die zur Arbeit berufen war, Schuld an dem traurigen Zusammenbruch in Südwestafrika. Schuld tragen besonders unsere parlamentarischen Volkseinrichtungen, die für kraftvolle Vertretung kolonialer Interessen wenig praktisch sind. Das wird ziemlich allgemein anerkannt. Man sucht nicht mehr nach einzelnen Schuldigen. Einmütig werden die kostspieligen Folgen getragen. Die maßgebenden, wirklich national denkenden Teile des Volkes sind fest entschlossen, deutsche Herrschaft in Südwestafrika aufrecht zu erhalten und deutsche Kultur einzuführen. Ohne diesen starken Willen wäre Südwestafrika nicht zu halten gewesen. Immer neue Truppen und Beamte hat Seine Majestät der Kaiser hinausgesandt, der Reichstag bewilligte, das Volk zahlte die Mittel. Die Quelle unserer Kraftäußerung in Südwestafrika liegt also ganz in der Heimat. Den zweckmäßigsten Gebrauch davon zu machen, ist heilige Pflicht des Kolonialamtes und unserer Kolonialverwaltung in Südwestafrika. Dort sind aber die von Anfang an verfahrenen Verhältnisse so feindlich, daß die Heimat Geduld haben und Zeit zu ihrer Ordnung lassen muß. Mit dem schwierigen, verschlagenen Feinde wäre die überlegene Tapferkeit und Disziplin unserer Reiter schon längst fertig geworden. Wir kämpfen aber auch mit Naturgewalten, die mit dem Feinde im Bunde sind und sich nicht so leicht überwältigen lassen. Inwieweit die Schwierigkeiten überwunden sind, die Herstellung der Ordnung gediehen ist,

welche Unterlagen die wirtschaftliche Entwicklung und die Neuorganisation finden, will ich der Betrachtung unterziehen.

Wer gezwungen ist, ein wüstes Land zu kultivieren oder gar Krieg darin zu führen, muß zu allererst dafür sorgen, daß die Pioniere der Arbeit dort überall Verpflegung und Arbeitsmaterial erhalten können, wo kolonisiert und der Feind bekämpft werden muß. Schon vor dem Aufstande war die Zufuhr für die schwache Zivilbevölkerung und kleine Truppe nicht immer sicher. Auf Zufuhren, wie sie der jetzige Krieg fordert, war man gar nicht vorbereitet. Dieser Mangel an Vorbereitung erschwert, verteuert und verlangsamt die Niederwerfung bis auf den heutigen Tag.

Die schwere Zugänglichkeit der Küste ist trotz des Aufwandes von 5 085 000 Mark im ersten Kriegsjahre und trotz der Arbeit von Hunderten von Menschen bis jetzt nicht behoben worden. Die Landungsstelle Swakopmund befindet sich infolge der Versandung in trauriger Verfassung. Die Mole und der Hafen sind verloren: ob Mittel für ihre Verbesserung bewilligt werden, ist zweifelhaft. Auf einer hölzernen Brücke vollzieht sich das ganze Landungsgeschäft. Aber ein einziges Regenjahr wie 1904 würde genügen, sie ganz auf den Sand zu setzen. So unsicher noch Swakopmund ist, so zuverlässig sind die Landungsverhältnisse in dem 480 km entfernten, vortrefflichen Hafen Lüderitzbucht. Trotzdem ist er wegen des Mangels an Süßwasser und der schwierigen Verbindung nach dem Innern nicht viel wert. Bloß der aufopfernden Tätigkeit unserer beiden Eisenbahnbaukompagnien ist es zu danken, daß alle Zufuhren aus der Heimat an Land gebracht worden sind.

Von dem Inlandtransport kann man die gleiche Zuverlässigkeit nicht melden. Nur die wenig leistungsfähigen Bahnstrecken von Swakopmund nach Windhuk, 380 km, und von Swakopmund nach Omaruru, 200 km, stehen zur Verfügung. So gering ihre Leistungsfähigkeit ist, sie allein ermöglichten die Einrichtung eines in seiner Art einzigen Etappenverkehrs. Stabil sind in den 2300 km langen Etappenlinien nur wenige Hauptetappenorte und die Telegraphenleitungen. In Anlehnung an die Hauptetappenorte vermitteln 37 Offiziere, 1415 Mann durch Heliographen und Funkentelegraphen den Fernverkehr auf im ganzen etwa 3000 km langen Linien nach und zwischen den Feldtruppen mit großer Zuverlässigkeit. Leider können ihnen Verpflegung und Kriegsmaterial nicht mit derselben Sicherheit nachgeführt werden. Gebahnte Straßen sind nicht vorhanden, nur elende Spurwege, die durch häufiges Befahren noch schlechter geworden sind. An den Wegen liegen, tageweit von einander entfernt, schlechte,

trotz der Verbesserung wenig ergiebige Wasserstellen. Die dürftige Weide ist meilenweit seitwärts der Wege kahl gefressen und verseucht. Tausende von gefallenen Transporttieren bezeichnen die Wegerichtung. Von 21 655 eingeführten Pferden sind 15 673 eingegangen. Ähnlich hoch wird die Zahl der gefallenen Ochsen sein; erst im November 1905 mußten 1150 rinderpestverdächtige Ochsen am Wege nach Kubub getötet werden. Maulesel und Kamele sterben zu hunderten an Entkräftung. Ungeachtet aller dieser Opfer sind die Feldtruppen nicht ausreichend verpflegt. Wenn es gut geht, bekommen sie nur $^2/_3$ der Portion, meist aber weniger und vielfach nur das Fleisch entkräfteter Tiere. Bekleidung und Ausrüstung sind bedenklich abgerissen, fast in allen schweren Gefechten fehlte es an Munition und nachher war sie nicht schnell genug heranzuschaffen.

Trotz möglichster Herabsetzung erforderte die Sicherung der Etappen, des Fuhr- und Fernverkehrs etwa 8000 Mann Etappentruppen. Dadurch gehen zwei Drittel unserer Kräfte den Feldtruppen verloren, die deswegen meist mit Minderheiten gegen stärkere Eingeborenenbanden kämpfen mußten.

Indes! Deutsche Beharrlichkeit hat alle Widrigkeiten überwunden, langsam allerdings, aber anders ist es nicht möglich. Fast zwei Jahre nach Beginn des Aufstandes am 30. November 1905 meldete Gouverneur v. Lindequist, daß der Widerstand der Herero gänzlich gebrochen sei. Er habe daher angeordnet, daß vom 20. Dezember 1905 an bis auf weiteres die militärischen Operationen im Hererolande, insbesondere die Aufhebung von Hererowerften durch Patrouillen einzustellen sei. Die gutgelegenen Ortschaften Omburo und Otjihaënena wurden als Missionssammelstellen für die noch im Felde befindlichen Herero bestimmt. Seine Proklamation fußt auf derselben Ansicht, die auch die ruhebedürftigen Herero betätigen: „Ich tue dir nichts, tu mir auch nichts.“ Bis zum 2. März haben sich 4250 Herero auf die Proklamation hin gestellt. Ob sie allein aber genügen wird, den Frieden herbeizuführen, ist zweifelhaft. Vorher hat sich nur gezeigt, daß die Missionare seit Dezember 1904 mit ihrer Friedensvermittlung keine Erfolge hatten. Dagegen bewirkte jeder Streifzug unserer Truppen, daß sich die Herero haufenweise stellten. Daß den Truppen jetzt die Operationen untersagt sind, kann sie in gefährliche Lagen bringen. Einem Gegner gegenüber, der Schonung für Schwäche hält, ist es nicht richtig, sich auf Abwehr zu beschränken, sondern besser zuerst zu schlagen. Beträchtliche Truppenabteilungen im Hererolande haben augenblicklich also nichts zu tun, als gelegentlich Viehräuber zu verfolgen.

Befehlshaber dort ist Oberstleutnant v. Mühlenfels. Mit 6 Kompagnien des 1. Feldregiments, 2 Geschützen der 5. Batterie und

2 Maschinengewehren hält er Outjo, Grootfontein, Ottjosondu, Waterberg und Otjihangwe besetzt. Jede der 5 Offiziere, 150 Mann starken Kompagnien hat in einem Landteil, so groß wie etwa die Provinz Hessen-Nassau, auf Ruhe und Ordnung zu halten. Um zu sehen, wie weit dies möglich ist, wird es nötig, auf die Lage des Hererovolkes einzugehen.

Die Missionare schätzten 1890 das Volk der Herero auf 100000 Seelen. Die Ergebnisse des Krieges scheinen mehr für die Schätzung des Majors C. v. Francois und die meine zu sprechen, die 30000—40000 Menschen und 4000—6000 Krieger annahm. Ein Teil der Herero ist jetzt tot, ein Teil außer Landes, ein Teil gefangen, und der Rest führt ein freies Nomaden-, Jäger- und Räuberleben. Für die Beurteilung der Lage ist es wesentlich, die Stärke der einzelnen Teile annähernd zu kennen.

Nach meiner Zählung sind vom 13. Januar 1904 bis 1. Januar 1906 gefallen: 1151 Herero. Über die Verluste in der Omaheke liegen nur unsichere Nachrichten vor. Die Herero selbst erzählen, daß sie sehr viel Leute verloren haben, besonders aber die Salatiel-Herero und zwar 300 Menschen. Daß die Masse der Herero in der Omaheke umgekommen ist, wie z. B. im „Militär-Wochenblatt“ Nr. 96 von 1905 angenommen wird, glaube ich nicht auf Grund der amtlichen Bekanntmachungen. Man kann vielleicht annehmen, daß etwa ein Drittel des Volkes umgekommen ist.

Etwas sicherer sind die Angaben über die Zahl der außer Landes Gegangenen. Nach britischen amtlichen Mitteilungen befanden sich 2114 Herero auf britischem Gebiet. Bei Nechale sollen 150 im Januar 1905 angekommen sein. Daß die außer Land befindlichen Herero nicht festgehalten werden können, ist bekannt. Zugesichert ist dem Gouverneur von der englischen Regierung, daß die Führer so weit von unserer Grenze entfernt angesiedelt werden, daß ihre Rückkehr ausgeschlossen erscheint. Das übrige Volk, ein zweifelhafter Gewinn, sind wir bereit wieder aufzunehmen.

Im Schutzgebiet befanden sich am 5. Februar 1906 gefangen: 10077 Herero. Die Männer arbeiten an den Bahnen, auf den Militärstationen und einzelnen Farmen, die arbeitsunfähige Masse in Gefangenenlagern auf den Militärstationen oder unter Aufsicht der Missionare in Omburo und Otjihaënena. Äußerlich sind die Gefangenen sehr unterwürfig, reden höflichst nach dem Munde und sagen zu allem Ja. Bedenklich scheint, daß im ganzen nur 497 Gewehre in Gefechten genommen und abgegeben worden sind. Die Frage muß getan werden: Wo sind die 2586 Gewehre geblieben, die 1882—1893 eingeführt worden sind? Wo sind ferner die 3297 Gewehre, die von 1898—1902 eingeführt wurden? Da von der Entwaffnung der Eingeborenen die Lebensfähigkeit des

Schutzgebietes abhängt, muß dem Verbleib ernste Bedeutung beigemessen werden. Um so mehr als die Bewachung der Gefangenen nirgends so streng sein kann wie in einem Gefängnis. Hunderte sind schon dorthin entlaufen, wo sie Gewehre und Munition versteckt hatten. Dann waren sie wieder freie Räuber, bis ihr Geschick sie ereilte oder sie sich vom Hunger getrieben wieder ergaben.

Die wichtigste Frage ist die: Wie viele Herero leben frei in unserem Schutzgebiet? Einigermaßen zutreffende Angaben sind unmöglich. Tatsache ist aber, daß im September 1905 unsere Truppen überall im Hererolande und an seinen Grenzen im Kaokofeld, in der Omaheke, den Onjati-, Awas-, Khomas- und Kuisebbergen, also auf Räumen von 180000 qkm Ausdehnung, Werfte trafen. Mit Leichtigkeit können 10000—20000 Herero auch jetzt noch in diesen abgelegenen Gegenden sich versteckt halten. Treibt sie der Hunger, ziehen sie auf Raub aus in die Farmgebiete und an die Etappenlinien. Unseren Truppen weichen sie scheu aus und setzen sich wie feige Raubtiere nur zur Wehr, wenn sie keinen anderen Ausweg sehen. Da aber jetzt unsere Truppen sie in Frieden lassen, werden sie nach einiger Zeit sich näher an die Farmgebiete heranziehen, um das Stehlen bequemer zu haben. Diese Frechheit liegt im Kaffernblut und ist durch alte Erfahrung festgestellt. Viele einzelne Räuber und kleine Räuberbanden können die Herero noch auf Jahre stellen. Die Unsicherheit, die sie verbreiten, bindet die Ansiedler an die Nähe der Bahn, der Truppenstationen und militärischen Schutz. Von der Notwendigkeit der Erhaltung der Volkskraft der noch freien Hereroräuber sollte man gar nicht reden. Sie sind ein Hemmnis für jede wirtschaftliche Entwicklung und müssen beseitigt werden.

Noch trauriger wird die Lage sich bei den Hottentotten gestalten. Zunächst ist die Niederwerfung ihres Aufstandes noch zu beenden.

Furchtbar räumten Hunger und Durst unter der Witboigruppe auf. Am 16. Oktober schrieb Witboi dem Major v. Lengerke: „Meine Weiber und Kinder verdursten". Ein Teil derselben lief den Absperrungsabteilungen Lengerkes zu, Witboi mit den Kriegern zog nach Gibeon und fiel am 29. Oktober bei Fahlgras. Sein Anhang lief auseinander und begann sich zu ergeben. Bis zum 5. Februar 1906 hatten sich 730 Männer und 1623 Weiber und Kinder gestellt aus den Stämmen der Witboi, Kopperleute, Veldschoendräger, roten Nation und Bethanier. 162 Gewehre sind abgegeben. Aber einzelne Banden dieser Stämme stehen noch bei Aminuis, Koes, östlich Hoachanas gegen uns im Felde.

Etwa 500 Bethanier unter Kornelius entzogen sich bis Ende 1905 gewandt der Verfolgung unserer Truppen, erlitten aber doch viele kleinere

Verluste. Schließlich wurden sie am 9. Januar 1906 an der Aribansas-Pforte ordentlich gefaßt, und am 3. März nahm Hauptmann Volkmann den größten Teil der Bande gefangen.

Aufgehalten durch die großen Verpflegungsschwierigkeiten, das wüste Gelände, den Wassermangel, sind die Fortschritte den 5000 Köpfe starken Bondelsstämmen gegenüber geringer wie im Norden. Schwere Verluste hat uns Morenga bei Kosis, 10. März, Narus, 17. Juni, und Hartebeestmund, 24. Oktober 1905, beigebracht. Aber er selbst hat auch erheblich gelitten, zuletzt vom 8. bis 13. März in schweren Kämpfen bei Peltadrift und Hartebeestmund. Seine Bande zerstreute sich in den Oranjebergen, auf den Inseln des Oranje und an der Ostgrenze bis zu den Karasbergen. Einige Monate kann der Kleinkrieg gegen ihn bloß noch dauern.

Welche Zeit die Herstellung sicherer Zustände im Namalande dann beanspruchen wird, ist schwer zu sagen. In der Kapkolonie hat es von 1652—1804 gedauert, bis Buschmänner und Hottentotten so verdrängt waren, daß leidliche Sicherheit bestand. Die geringe Zahl der abgegebenen Gewehre zeigt, daß die Hottentotten sich die Tür zur Freiheit offen halten wollen. Die Aussichten für den Wiederbeginn der wirtschaftlichen Tätigkeit sind also keineswegs günstig.

Leider werden die Folgen, die die unsicheren Zustände für die Zukunft haben müssen, nicht genug gewürdigt. Wo Ackerbau getrieben werden kann, kann immer nur ein Teil der Frucht geraubt oder zerstört werden. Der Boden bleibt und trägt bald wieder neue Frucht. Anders ist es in Viehzuchtsgebieten. Jeder kleine Verlust wirkt auf Jahre nach, und ein einziger Raub kann den Viehzüchter dauernd um alles bringen. Deswegen ist der Viehdieb der gefährlichste und gemeinste Räuber. Für ihn sind überall in Viehzuchtgegenden die härtesten Strafen erlassen und auch nötig. Wenige Viehdiebe genügen, große Landstriche unsicher zu machen. Dabei sind sie in Steppen, umgeben von Wüsten, schwer zu fassen. Menschenalter hindurch haben sich in Süd- und Südwestafrika einzelne Räuber und kleine Banden gehalten. Wie soll es aber werden, wenn nicht einige, sondern Hunderte von Räubern sich in Schlupfwinkeln des Herero- und Namalandes aufhalten?! Der Gouverneur übersieht den Einfluß dieser unsicheren Verhältnisse. Er weiß genau, daß die Farmwirtschaft nicht einsetzen kann, wenn die Züchter keine Sicherheit haben. Sein heißer Wunsch ist, baldigst Frieden herzustellen. Deshalb hat er in seinem Aufruf vom 2. Dezember 1905 an die Herero alle Künste der Überredung versucht und ihnen goldene Brücken gebaut. Ich glaube, daß seine überzeugenden Worte auf den teils furchtsamen, teils verbosten,

hartköpfigen und freiheitsliebenden Kaffern ebenso wie später auf den leichtsinnigen und nicht weniger freiheitsdurstigen Hottentotten keinen Eindruck machen werden, und die Unsicherheit auf Jahre hinaus bleibt. Solchen Verhältnissen ist nur eine sehr harte, zähe, wehrkräftige und gegen die Räuber organisierte Bevölkerung gewachsen. Diesen Ansprüchen genügt aber die jetzige weiße Bevölkerung nicht.

Vor dem Aufstande lebten nach der Denkschrift für 1903 4239 Weiße im Schutzgebiet. Im Verhältnis zur Einwohnerzahl war die Gesamtzahl von 121 Farmen im Hererolande gering. Ähnlich war das Verhältnis im Namalande, das nur 11 kleine Gemeinden und 70 Farmen aufwies. Der Unterhalt aller Bewohner hätte sich auf den Viehbestand stützen müssen. Dazu reichte derselbe aber bei weitem nicht aus. Nach der Zählung von 1902 befanden sich im Schutzgebiet nur 7108 Pferde, 91 330 Ochsen, 250 941 Stück Kleinvieh. Zur größeren Hälfte war dasselbe Eigentum der Eingeborenen. Hauptsächlich lebte die weiße Bevölkerung von dem, was die Regierung ins Land brachte, um das koloniale Kind auf eigene Füße zu stellen.

Nunmehr hat sich die weiße Bevölkerung erheblich vermehrt. Eine größere Zahl deutscher, meist aber südafrikanischer Geschäftsleute, Treiber und Frachtfahrer nützen den Goldregen aus, den der Krieg über das Schutzgebiet ergießt. Sie ziehen teils mit der Truppe umher, zum größeren Teil aber bevölkern sie die Landeplätze und die kleinen Orte an der Bahn. Swakopmund, 1903 ein Nest von 200 Einwohnern, zählte am 1. April 1905 bereits 4690 Menschen. Lüderitzbucht, in dem vor dem Kriege 20 Weiße lebten, hatte 1905 2500 Einwohner. Ähnlich sind Karibib, Okahandja, Windhuk und Omaruru gewachsen. Das Geschäft in Grundstücken, die Bautätigkeit, das Erwerbsleben blüht an allen Orten. Die Zwanzigmarkstücke rollen, und die Geschäftsstimmung ist günstig. Reges Kneipenleben herrscht. Konzerte, Vorstellungen, Ringkämpfe, Weihnachtsausstellungen, Preisschießen, Rennen finden statt. Gesang-, Turn-, Kegel-, Fußball-, Schützen-, Reiter-, Krieger-, Kolonial-, Bürger-, Distrikts- und verschiedene wirtschaftliche Vereine bestanden teils, teils haben sie sich neu gebildet, ebenso wie auf Anregung des Gouverneurs Schul- und Kirchengemeinden. Wie im tiefsten Frieden würden sich die Bewohner ganz sicher fühlen, wenn nicht weißes Gesindel eingedrungen wäre. Dadurch sind an den vor dem Aufstand so sicheren Orten Schießereien, Diebstahl, Raub und Mord beinahe ebenso an der Tagesordnung wie in Wildwestamerika.

Die Unsicherheit bringt aber die besseren Elemente zum Zusammenschluß. Der bürgerliche Ordnungs- und Gemeindesinn regt sich und würde

sich noch lebhafter betätigen, wenn die Gemeinden Lebensfähigkeit hätten. Lebensfähig sind sie indes nicht, denn es fehlen ihnen steuerkräftige Bewohner und Besitz an Land. Die Ortsgemeinden können also nichts aus eigener Kraft schaffen. Pflichten haben sie allerdings auch nicht; dafür beanspruchen sie Rechte und haben das lebhafte Bestreben, auf die Regierung Einfluß zu gewinnen und sie zur Schaffung der Ortseinrichtungen zu veranlassen, die deutsche Gemeinden sich selbst schaffen. Die Regierung hat auch den besten Willen, muß indes dem Umstande Rechnung tragen, daß die Orte Kriegsgeburten sind und wahrscheinlich wieder zurückgehen werden.

So wünschenswert die Zunahme der Bevölkerung für die Geschäfte gewesen ist, für die Niederwerfung des Aufstandes war sie eine Erschwerung. Nur am Verdienst, nicht am Kampf wollten sich die Ankömmlinge beteiligen, den meisten ging wohl auch die Fähigkeit dazu ab. Dagegen mußte nicht nur die Verpflegung für sie ins Land geschafft werden, sondern auch die vielen Waren und Gegenstände, die sie für ihren Geschäftsbetrieb brauchten. In kritischen Zeiten geschah dies auf Kosten des Fortganges der Operationen. Aber auch jetzt noch werden mehr Transportgelegenheiten gefordert, als sich mit der Versorgung der Truppe vereinbaren läßt.

Noch weniger lebensfähig wie die Gemeinden waren die Distriktsbeiräte, die ähnlich auftraten wie zur Unzufriedenheit neigende Stadtverordnete. Beschlußfassung über Verwendung von Reichsmitteln und Besetzung von Stellen konnte ihnen nicht zugebilligt werden. Verständigerweise legten daher die Beiräte in Swakopmund, Windhuk und Grootfontein ihre Ämter nieder. Ebenso wie ihr Rat in den Wind gesprochen war, stehen die Verordnungen des Gouverneurs vorläufig bloß auf dem Papier, und die zahlreichen Verordnungen*) der Distriktsamtmänner haben meist nur örtliche Bedeutung. Auf die Hoffnung hin, daß später sichere Zustände eintreten, lassen sich jetzt nur vorbereitende Maßnahmen treffen.

Die einschneidendste Maßnahme würde die Verminderung der Truppe sein. Sowie man sich zu einer Änderung in der Methode der Kriegführung entschließt, kann diese schon jetzt vorgenommen werden. Wo bleiben dann die durch den Krieg blühenden Geschäfte und Gewerbe? Woher kommen vor allen Dingen die Farmer und das Vieh?

Sehr schlechte Zeiten stehen nach der Verringerung der Truppen für die Kaufleute und Gewerbetreibenden in Aussicht.

*) Der „Windhuker Anzeiger“ Nr. 2 von 1906 enthält z. B. 11 Verordnungen und Bekanntmachungen über alle möglichen Dinge, deren Inserierung 82 Mk. kostete. In demselben Blatt inseriert das Bezirksgericht 116 Zeilen für 58 Mk.

Regierung und Gesellschaften geben nur einzelnen Verdienst. Die beste Einnahmequelle, der gewinnbringende Handel mit den Eingeborenen, ist vernichtet. Der Handel mit den eingeborenen Arbeitern wird sich nur in kleinsten Detailformen weiter schleppen können. Die neuen Farmer organisieren sich vielleicht genossenschaftlich, um sich von den Kaufleuten unabhängig zu machen. Es wird also nur eine beschränktere Zahl solider Kaufleute und Gastwirte bestehen können.

Dasselbe gilt für Handwerker! Ohne eine größere Zahl wirtschaftlich kräftiger Kaufleute und Farmer gibt es wenig Verdienst. Die Truppen sind ganz unabhängig von Handwerkern, und die Beamten brauchen nur wenige. Weiße Tagearbeiter werden von der Regierung, den Gesellschaften und der Bevölkerung nur in sehr beschränkter Zahl benötigt, die billigen farbigen Arbeiter sind vorzuziehen. Dadurch wird die Ansiedlung mittelloser Schutztruppler in größerer Zahl aussichtslos. Das einträgliche Transportfahren können jetzt nur bemittelte Leute übernehmen. Ein Spann Ochsen kostet 10000 und ein Wagen 2500 Mark.

Ein Teil der Kaufleute, Gewerbetreibenden und Arbeiter würde also gut tun, rechtzeitig die Kolonie zu verlassen. Die meisten werden aber den Anschluß verpassen, und nur wenige werden im stande sein, zum Farmbetrieb überzugehen.

Wo sollen nun die Farmerfamilien herkommen, die, wie der Ansiedlungskommissar verlangt, mit 20000—50000 Mark und mehr, als die geeigneten Pioniere angesehen werden können? Sehr wenige werden sich finden. Am meisten wird noch zu rechnen sein auf die im Lande befindlichen alten Farmer. Sie sind allerdings meist ruiniert. Ihre Erfahrung läßt sie indes als die geeignetsten Leute erscheinen, neue Werte zu schaffen. Aber ohne volle Entschädigung für ihre Verluste können sie nicht wieder anfangen, und wenn sie noch so genügsam sind. Dr. Rohrbach hält 50 Kühe für den Anfang erforderlich. Erst wenn der Farmer 90 Kühe hat, verdient er soviel wie ein Reiter der Truppe. Die Damarakuh kostet jetzt etwa 300, die Afrikanerkuh 400, die argentinische 300 und die deutsche 500 Mark. Von letzteren stirbt aber in der ersten Zeit etwa die Hälfte, also sind sie doppelt so teuer. Angesichts dieser Teuerung ist es klar, daß der Beschluß des Reichstages, keine volle Entschädigung zu gewähren, eine Weitersiedlung der ruinierten Ansiedler unmöglich macht. Große Kriegsentschädigungsgelder hat 1871 der Reichstag den Bewohnern der durch Gefechte geschädigten Orte bewilligt. Aus der Asche entstanden Fröschweiler und andere Orte zu schönerer Blüte wie zuvor. Deswegen ist nicht begreiflich, warum viele Herren im Reichstage

die in Südwestafrika durch Krieg entstandene Verwüstung nur der durch Elemente veranlaßten gleich erachtet haben. Hoffentlich findet die zu erwartende Nachtragsforderung auf Entschädigung wohlwollendes Verständnis, damit das wichtigste Bevölkerungselement, stark in der Liebe zur Heimat, der Kolonie erhalten bleibt.

Diesen traurigen Verhältnissen gegenüber hat die Kolonialverwaltung eine außerordentlich schwierige Aufgabe. Seit 2 Jahren bereitet sie den Neubau vor. Über die Art desselben lassen sich nur Schlüsse ziehen aus den Organisationsänderungen in der obersten Kolonialbehörde, der Kolonie, und den Forderungen im Haushaltsetat.

Das selbständige Kolonialamt hat für die wirtschaftliche Entwicklung Südwestafrikas nur insoweit Wert, als die nachdrücklichere Vertretung im Reichstage in Frage kommt. Sehr wichtig ist aber die Person des Kolonialstaatssekretärs. Möglicherweise wird er an Stelle des Reichskanzlers an die Spitze des Oberkommandos der Schutztruppe treten. Er hat also in Organisationsfragen das Kriegsministerium, in Landesverteidigungsangelegenheiten den großen Generalstab, in Personalfragen das Militärkabinett in Anspruch zu nehmen. Wegen des zeitraubenden Verkehrs mit den Ressorts scheint es nicht ausgeschlossen, daß das Oberkommando in militärischen Fragen mehr Selbständigkeit erhält und ihm vielleicht die noch zu schaffende Kolonialtruppe unterstellt wird. Das Vorwiegen der militärischen Fragen in unsicheren Kolonien fordert deswegen nach meinem Dafürhalten eine militärische Spitze. Der Hereroaufstand hat gezeigt, daß es nicht möglich ist, ohne das Kriegsministerium fertig zu werden. Bildet der Kriegsminister mit einer ihm unterstehenden Kolonialabteilung das Oberkommando der Schutztruppen, so würden Kommandoverhältnisse und Geschäftsverkehr sehr vereinfacht und die Landesverteidigung mit ganz anderer Sicherheit wie bisher behandelt werden. Die Verwaltung würde erheblich billiger und praktischer durch die hohe Erfahrung des Kriegsministeriums.

Trotz Krieg und Unsicherheit hat in der Kolonie mit der Ausgestaltung der Zivilverwaltung begonnen werden können. Von hier aus ist nicht sicher zu übersehen, ob wirklich schon der Zeitpunkt dazu gekommen war. Die Berichte aus der Kolonie lassen Zweifel zu. Vorläufig muß der Zivilgouverneur seine ganze Verwaltung den militärischen Maßnahmen anpassen, ist also abhängig von dem ihm unterstellten Truppenkommandeur oder von seinem militärischen Berater. Meinungsverschiedenheiten sind während des noch herrschenden Kriegszustandes, der nach Artikel 68 der Reichsverfassung eine Militärdiktatur fordert, sehr bedenklich. Für den Gouverneur ist sein Verhältnis zur Truppe sehr schwierig.

In seiner Zentralverwaltung sind beschäftigt 20 höhere, 25 niedere Beamte. Die große Zahl deutet auf eine starke Zentralisation, die bei den mangelhaften Verbindungen schwer durchzuführen ist.

Die Justizverwaltung, 4 höhere, 13 niedere Beamte, hat nach dem Reichsstrafgesetzbuch und dem Konsulargerichtsbarkeitsgesetz die Rechtspflege wahrzunehmen, da ein Strafgesetzbuch für die Kolonie leider noch fehlt. Die Lokalverwaltung hat 14 höhere und 71 untere Beamte. Es bestanden 7 Bezirks- und 5 Distriktsämter. 2 Bezirks- und 2 Distriktsämter sollen dazu kommen, werden aber wahrscheinlich nicht bewilligt werden. Die Lokalbeamten haben die Anordnungen der Zentralverwaltung auszuführen, schaffen ihr alle Unterlagen und üben die Polizei selbständig aus. Einsetzen konnte die Lokalverwaltung bis jetzt erst an den Bahnen und in Grootfontein Nord.

Außer den erwähnten 160 Beamten treten zur Zivilverwaltung 160 weiße, 160 eingeborene Polizisten und 400 eingeborene Arbeiter. Der Militärverwaltung unterstehen 814 Offiziere usw., 245 Militärbeamte, 13981 Mann und 4700 Eingeborene als Soldaten, Treiber, Wächter usw. Angesichts einer weißen Zivilbevölkerung von etwa 6000 Weißen und 30000—40000 Farbigen erscheint der Umfang des Verwaltungsapparates und die Stärke der Truppe unverhältnismäßig groß.

Für Landeskulturen, Vermessung, Kirchen- und Schulzwecke, Unterhaltung eines Gestüts und bakteriologischen Instituts sind 213000 Mark, für Einführung von Vieh 40000 Mark in den Etat für 1906 eingestellt. Es könnten also 80—100 Rinder eingeführt werden. Die geringen Summen zeigen, daß man bis jetzt noch nicht die Zeit gekommen glaubt, mit nachdrücklicher wirtschaftlicher Entwicklung zu beginnen. Die verwüsteten Regierungsgebäude werden erst wieder aufgebaut und 4 neue Regierungsgebäude errichtet.

Die wichtigste wirtschaftliche Aufgabe der Verwaltung ist die Schaffung eines ordentlichen Stockes von Muttervieh. Ihr Versuch, die Ansiedler zur Einführung von Muttervieh zn veranlassen, hat bis jetzt minimale Ergebnisse gehabt, da sie den Import wegen der Unsicherheit und Verseuchung für verfrüht halten. Es bleibt nichts übrig, als nach Maßgabe der zunehmenden Sicherheit allmählich mit der Einfuhr vorzugehen. Mit der langsamen Vermehrung des Viehs muß das Tempo der Besiedlung Schritt halten. Gewiß ist eine zahlreichere weiße Bevölkerung geeignet, die Eingeborenen in Schranken zu halten. Das Hereinziehen zahlreicher mittelloser Siedler könnte aber nur fortgesetzte Verluste, Enttäuschungen und Rückschläge herbeiführen. Von der Zunahme der

Farmer müßte die Zahl der übrigen Gewerbetreibenden abhängen. Die Menge der Bevölkerung und ihre Verteilung sollte die Zahl der Beamten und die Stärke der Truppe bedingen. Das Kolonialamt würde ein gutes Werk tun, wenn es die enormen Kosten, die die Kolonie verursacht, bald verringerte und der augenblicklichen Lage und ihrem zukünftigen Werte anpassen würde. Eine Anpassung an den Wert wird von allen Seiten gewünscht. Vor dem Aufstande waren Werte und eine Bevölkerung in der Kolonie, die es lohnte, zu verwalten und zu regieren. Jetzt sind diese Werte so gut wie fort. Zwei Verwaltungen sind neben einander gestellt worden. Die Zivilverwaltung kann eigentlich noch gar nichts machen, und das wird noch eine ganze Weile so bleiben. Die Militärverwaltung in der Kolonie ist unentbehrlich, denn die allerwichtigste Aufgabe der nächsten Jahre ist Herstellung der Sicherheit und Ordnung. Auch wenn nach Zerstreuung der Bande von Morenga die Truppen um 10000 Mann verringert werden, bleibt diese Aufgabe auf Jahre hinaus bestehen. Die Truppe wird in der wenig wehrkräftigen Bevölkerung und der Verwaltung die vorherrschende Rolle spielen müssen. Die nächsten Aufgaben fordern es. Die Eingeborenen müssen entwaffnet werden. Sie dürfen weder Gewehre und Knüppel tragen, noch Pferde und Großvieh halten. Verteilt in kleinen Lokationen auf Truppe, Ansiedler und Mission müssen sie unter Kontrolle bleiben. Das ist so lange nötig, bis sie zivilisiertere Menschen geworden sind und arbeiten gelernt haben. Im nächsten Vierteljahrhundert müßten die Farmer, die erst kommen sollen, einen neuen Stock Vieh heranziehen. Die Lebensbedingungen müssen billiger, die Wasseranlagen und Bahnen müssen geschaffen werden. Das sind einfache Aufgaben. Gewiß werden zwei Verwaltungen dieselben lösen. Aber eine würde auch genügen. Ich halte die Militärverwaltung für die geeignetere. Warum sollen nicht unsere Militärverwaltung und unsere südwestafrikanische Schutztruppe ebensogut wie österreichische Grenzer oder Kasaken diese Kulturaufgabe bewältigen? Die vielseitige Schulung unserer Offiziere und die zahlreichen Gewerbe, die von unseren Mannschaften betrieben werden, lassen keinen Zweifel zu, daß eine deutsche Militäransiedlung dauernde Werte, die Grundlagen für Viehzucht, Ackerbau, Gewerbe, Bergbau und Verkehr zu Land und übers Meer schaffen könnte. Solche Militärkolonie mit angegliederten Farmern, Gewerbetreibenden und Kaufleuten würde die billigste und sicherste Art sein, der Kolonie über die traurigen Zustände der nächsten Zukunft hinwegzuhelfen.

Der russisch-japanische Krieg, das Völkerrecht und die Weltpolitik.

Von
Karl v. Stengel.

I.

Das Völkerrecht ist die Rechtsordnung, welche die friedlichen wie kriegerischen Beziehungen der zu staatlichen Gemeinwesen organisierten Völker regelt.

Jede Rechtsgemeinschaft setzt als notwendige Grundlage eine gewisse Gemeinschaft der Zivilisation und Kultur und der sich daraus ergebenden ethischen Anschauungen voraus. Deshalb umfaßte die völkerrechtliche Gemeinschaft zunächst nur die auf europäisch-christlicher Kulturgrundlage beruhenden Völker und Staaten. Es war dies eine natürliche Folge der Tatsache, daß sich die christlichen Staaten beziehungsweise Völker in Europa vom Mittelalter bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts als eine geschlossene Einheit betrachteten, und sich namentlich in bewußtem Gegensatz zu den mohammedanischen Staaten, insbesondere der Türkei, fühlten. Selbstverständlich wurden zur völkerrechtlichen Gemeinschaft in diesem Sinne stets auch die amerikanischen Staaten gerechnet, welche sich im 18. und 19. Jahrhundert aus ehemaligen Kolonien europäischer Staaten zu selbständigen Staatswesen entwickelt hatten.

Durch Artikel 7 des Pariser Friedens vom 20. März 1856 fand eine Ausdehnung der völkerrechtlichen Gemeinschaft auf die Türkei statt, die, wie man sagte, „in das europäische Konzert" aufgenommen wurde. Später wurden noch andere nicht-christliche Staaten in die völkerrechtliche Gemeinschaft aufgenommen, wie Persien, Siam, Japan, China usw.

Trotz dieser Aufnahme nicht-christlicher Staaten in die völkerrechtliche Gemeinschaft bildeten und bilden auch jetzt noch die christlichen Staaten insofern den eigentlichen Kern dieser Gemeinschaft, als die nicht-christlichen Staaten nicht in jeder Hinsicht den christlichen gleich behandelt werden. Allerdings wird mit den nicht-christlichen Staaten in derselben Weise diplomatischer Verkehr gepflogen, wie mit den christlichen; ebenso wird bei völkerrechtlichen Verträgen kein Unterschied zwischen christlichen und

nicht-christlichen Staaten gemacht, endlich fällt auch ein Krieg zwischen einem christlichen und einem nicht-christlichen Staate in gleicher Weise unter den Begriff des dem europäischen Kriegsrechte unterliegenden sog. bellum solemne wie ein Krieg zwischen zwei christlichen Staaten.

Dagegen ist ein Unterschied insofern gegeben, als die christlichen Staaten ihre private und öffentliche Rechtsordnung gegenseitig als gleichwertig betrachten und infolgedessen grundsätzlich zugeben, daß ihre in einem anderen christlichen Staate sich aufhaltenden Angehörigen dem Rechte und der Gerichtsbarkeit des Aufenthaltsstaates in jeder Beziehung unterstehen, während die christlichen Staaten die Rechtsordnung nicht-christlicher Staaten keineswegs als eine der ihrigen völlig gleichwertige anerkennen und sie infolgedessen ihre in einem nicht-christlichen Staate befindlichen Angehörigen und deren Rechte möglichst der Rechtsordnung und der Gerichtsbarkeit des Aufenthaltsstaates zu entziehen suchen.

Die Einrichtung, durch welche dies vor allem erreicht wird, ist die Konsulargerichtsbarkeit, welche christliche Staaten durch ihre in nicht-christlichen Staaten — pays hors chrétienté — aufgestellten Konsuln über ihre daselbst sich aufhaltenden Angehörigen in Zivil- und Strafsachen ausüben lassen. Es ist klar, daß die Einrichtung der Konsulargerichtsbarkeit im Widerspruch steht mit der Souveränität der betreffenden Staaten und dem aus der Souveränität sich ergebenden Grundsatze der Territorialhoheit, kraft dessen alle im Gebiete eines Staates befindlichen Personen und Sachen ausschließlich seiner Gesetzgebung und Rechtsprechung unterliegen. Deshalb kann auch die Konsulargerichtsbarkeit seitens christlicher Staaten nur in denjenigen Staaten ausgeübt werden, die diese Ausübung vertragsmäßig zulassen. Freilich waren bei dem Übergewichte, welches die christlichen Staaten in der Regel den nicht-christlichen gegenüber geltend zu machen vermochten, die nicht-christlichen Staaten in der Regel gar nicht in der Lage, die Zulassung zu versagen. Andererseits haben diese Staaten das begreifliche Bestreben, die Konsulargerichtsbarkeit sobald als möglich wieder zu beseitigen, wie in Japan, oder doch zu beschränken wie in Egypten, wo der größte Teil der früher der Konsulargerichtsbarkeit unterliegenden Angelegenheiten den sogenannten gemischten Gerichtshöfen übertragen wurde. Außerhalb der die christlichen und auch nicht-christliche Staaten umfassenden völkerrechtlichen Gemeinschaft stehen die barbarischen oder auch halbzivilisierten Völker, welche es entweder überhaupt noch nicht zu einer staatlichen Organisation gebracht haben, wie verschiedene Negerstämme, die Papuas usw. oder zwar, wie manche innerafrikanische Völkerschaften, eine gewisse staatliche Organisation, aber nicht den Grad von

Zivilisation erreicht haben, um das nötige Verständnis für die Völkerrechtsordnung und den Willen zu haben, dieselbe zu befolgen. Insoweit daher zwischen den der völkerrechtlichen Gemeinschaft angehörigen Staaten und solchen Völkern friedliche oder kriegerische Beziehungen bestehen, fallen sie nicht unter die Vorschriften des Völkerrechts, bezw. es können auf solche Beziehungen die für die völkerrechtliche Gemeinschaft geltenden Normen nur analog zur Anwendung gebracht werden, soweit dabei überhaupt von rechtlichen Beziehungen die Rede sein kann.

Daß die völkerrechtliche Gemeinschaft zunächst auf die christlichen Staaten von Europa beschränkt war und daß diese Staaten auch gegenwärtig noch den Kern dieser Gemeinschaft darstellen, war darin begründet, daß die europäisch-christlichen Staaten vom Mittelalter bis zur Gegenwart den Mittelpunkt und Ausgangspunkt der Zivilisation und Kultur gebildet haben und bis zu einem gewissen Grade noch bilden. Gewiß wird niemand verkennen, daß Indien, China und Japan im Besitze uralter und hoher Kultur sind, aber die Expansivkraft, mit der die europäisch-christlichen Völker seit dem Mittelalter aufgetreten sind, haben diese asiatischen Völker nicht an den Tag gelegt. Europäische Völker haben Amerika und Australien entdeckt und kolonisiert und damit für die europäische Zivilisation gewonnen, wie auch durch die Wiederauffindung des Seewegs nach Indien die ostasiatischen Völker in Berührung mit der europäischen Zivilisation kamen und von derselben beeinflußt worden sind.

Wie die europäisch-christlichen Staaten den Kern der völkerrechtlichen Gemeinschaft bildeten, so stand auch Europa im Mittelpunkt der Weltwirtschaft und der Weltpolitik, soweit von einer solchen vor einem Menschenalter überhaupt gesprochen werden konnte. Alle Weltteile schienen dazu bestimmt zu sein, mit ihren Erzeugnissen den wirtschaftlichen Interessen und der Kolonisation der europäischen Völker zu dienen.

Was aber die Weltpolitik anlangt, so konnte von einer Weltpolitik im heutigen Sinne des Wortes in früheren Jahrhunderten und auch während des größten Teils des 19. Jahrhunderts überhaupt nicht gesprochen werden. Die mongolischen Staaten China und Japan kamen für die Politik ernstlich überhaupt nicht in Betracht. Von den aus ehemaligen Kolonien europäischer Staaten in Amerika entstandenen Staatswesen spielten die südamerikanischen Staaten und Republiken keine ins Gewicht fallende Rolle, während die erst in der Entwicklung begriffenen Vereinigten Staaten von Nordamerika sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fast gar nicht an politischen Fragen beteiligten, die sie nicht unmittelbar berührten und außerdem in den 60er Jahren des vorigen

Jahrhunderts infolge des Sezessionskriegs eine sie auf längere Zeit lähmende innere Krisis durchzumachen hatten.

Allerdings mußten diejenigen europäischen Staaten, die in anderen Weltteilen Kolonien besaßen, überseeische Politik treiben, das war aber keine Weltpolitik im heutigen Sinne des Wortes, so wenig es Weltpolitik war, wenn europäische Staaten überseeische Handelsbeziehungen anknüpften und pflegten. Ausschlaggebend waren vielmehr die politischen Ereignisse in Europa; um das Verhältnis der fünf Großmächte, Österreich, Preußen, England, Frankreich und Rußland zu einander und zu anderen Staaten und um den Einfluß, den sie auf diese Staaten ausübten und die Machtstellung, die durch diesen Einfluß die eine oder andere Großmacht erreichte, drehte sich die hohe Politik. Die wichtigsten Fragen der damaligen hohen Politik bildeten die heute noch nicht völlig gelöste türkische Frage, welche nahezu während des ganzen 19. Jahrhunderts im Vordergrund des Interesses stand, die italienische Frage und die deutsche Frage, welche beiden letzteren Fragen durch die vollzogene Einigung des italienischen und deutschen Volkes ihre Lösung gefunden haben.

Was sich in anderen Weltteilen zutrug, fiel entweder gar nicht ins Gewicht oder stellte sich lediglich als eine Reflexwirkung der politischen Ereignisse und Verhältnisse in Europa dar, wie dies z. B. bei den Vorgängen auf kolonialem Gebiete der Fall war. Selbst der große amerikanische Bürgerkrieg und dessen für die Nordstaaten der Union siegreiche Ausgang wurde nicht allenthalben in Europa in seiner Tragweite erkannt. Es wurde namentlich nicht hinreichend beachtet, daß die Aufrechterhaltung der Integrität der Union im Laufe der Zeit die Folge haben werde, daß die in Bevölkerung und Reichtum fortwährend wachsende große überseeische Republik nicht bloß die schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts verkündete Monroe-Doktrin energischer zur Geltung bringen, sondern auch bestrebt sein werde, in der Weltpolitik eine Rolle zu spielen und ihre Macht den europäischen Staaten fühlen zu lassen.

In den letzten 20 Jahren des vorigen Jahrhunderts haben sich aber die politischen Verhältnisse in Europa, Asien und Amerika in einer Weise verschoben, daß Europa nicht mehr in dem Maße wie früher im Mittelpunkt der hohen Politik steht und daß man erst von da an eine Ära der Weltpolitik im heutigen Sinne des Wortes rechnen kann.

Vor allem hat die Union nicht bloß im letzten Menschenalter einen riesigen Aufschwung in wirtschaftlicher Beziehung genommen, so daß sich Europa auf manchen Gebieten nur mit Mühe des amerikanischen Wettbewerbs erwehren kann; die Union ist auch nach dem so überraschend

leichten Sieg über Spanien auch politisch in die Reihe der Weltmächte eingetreten.

Die Union beansprucht nicht bloß für den amerikanischen Kontinent allein ausschlaggebend zu sein, sondern sie macht, namentlich gestützt auf den Besitz der Philippinen, wie insbesondere der russisch-japanische Krieg und die denselben beendigenden Friedensverhandlungen gezeigt haben, ihren Einfluß auch in Ostasien geltend und hat selbst schon versucht, sich in die Verhältnisse europäischer Staaten einzumischen. Jedenfalls ist es zweifellos, daß die Union jetzt ein bedeutsamer Faktor in der Weltpolitik geworden ist, dessen Gewicht sich immer mehr fühlbar machen wird.

Wie in der Union ein neuer Faktor für die allgemeine oder Weltpolitik aufgetreten ist, so trifft dies auch für Japan zu, das in unglaublich kurzer Zeit wenigstens bis zu einem gewissen Grade sich mit den Errungenschaften der europäischen Zivilisation vertraut gemacht hat, auf Grund dieser Tatsache sich volle Gleichberechtigung in der völkerrechtlichen Gemeinschaft errang und seinen Anspruch auf eine maßgebende Stellung in Ostasien in dem Kriege gegen Rußland zur Geltung gebracht hat.

Während in der Union und in Japan zwei neue Machtfaktoren aufgetreten sind, von denen Japan jedenfalls für die ostasiatischen Verhältnisse sehr ins Gewicht fällt, wenn sich auch sein Einfluß zunächst noch auf andere Weltteile nicht erstreckt, so sind andererseits in der Stellung und in der Bedeutung der europäischen Großmächte wesentliche Veränderungen eingetreten. In Betracht kommt hierbei, daß es sich nicht mehr bloß um die Stellung der betreffenden Staaten als europäischer Großmächte handelt, und daß ein Staat überseeische Handelsinteressen hat. Um sich an der Weltpolitik zu beteiligen, und als Weltmacht zu erscheinen, muß eine Großmacht außereuropäische Besitzungen haben, die sie an den Verhältnissen anderer Weltteile außerhalb Europa interessieren und ihr feste Stützpunkte in denselben gewähren. Außerdem muß der betreffende Staat eine Seemacht besitzen, die ihm gestattet, seine politischen und wirtschaftlichen Interessen in allen Weltteilen zu wahren und zur Geltung zu bringen.

Unter diesem Gesichtspunkte kommen von den europäischen Großmächten im wesentlichen nur England, Rußland, Frankreich und Deutschland als Weltmächte in Betracht, wobei England und Rußland, dieses auch noch nach dem unglücklichen Kriege mit Japan, an erster Stelle stehen.

An die Stelle der ehemaligen europäischen Pentarchie ist sonach jetzt eine Anzahl auf drei Weltteile verteilter Weltmächte getreten. Allerdings kann man bezweifeln, ob Japan jetzt schon als Weltmacht bezeichnet werden kann, da sich vorläufig sein Einfluß nur in Ostasien geltend macht.

Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß es Japan gelingen wird, die Vormacht der mongolischen Völker zu werden, und wenn es dieses Ziel erreicht hat, wird man ihm den Charakter einer Weltmacht nicht bestreiten können.

Ebenso ist jetzt die europäische Politik ersetzt durch eine alle Weltteile umspannende Weltpolitik und zwar in einem Maße, daß die Fragen der europäischen Politik gegenüber dem, was sich in Amerika und Ostasien und selbst in Afrika zuträgt, lange nicht mehr die Bedeutung haben, wie dies vor etwa fünfzig Jahren der Fall war.

Im Rahmen dieser im Laufe des letzten Menschenalters eingetretenen Verschiebungen muß man den russisch-japanischen Krieg und seine voraussichtlichen Wirkungen für die Weltpolitik und das Völkerrecht betrachten, wenn man zu einem zutreffenden Urteil über denselben kommen will.

II.

Anlaß zum russisch-japanischen Kriege gab bekanntlich der Streit zwischen Rußland und Japan über den Einfluß beider Staaten in Korea und über Rußlands Stellung in der Mandschurei und auf der Halbinsel Liaotung (Port Arthur und Dalny). In letzter Linie drehte sich aber der Streit darum, ob Rußland, ein Staat der weißen Rasse, oder Japan, ein Staat der gelben Rasse, in der Zukunft in Ostasien die herrschende Macht sein solle. In diesem nicht auszugleichenden Gegensatze lag der eigentliche Grund des Krieges, in welchem die Japaner in einer für viele überraschenden Weise über die Russen den Sieg davon trugen.

Infolge des für die Japaner siegreichen Ausgangs des Krieges mußte Rußland im Friedensvertrag von Portsmouth vom 5. September 1905 den südlichen Teil der Insel Sachalin an Japan abtreten, auf seine Stellung auf der Insel Liaotung, nämlich die von China erworbenen Pachtrechte auf Port Arthur, Dalny und die angrenzenden Gewässer und Landstrecken zu Gunsten von Japan verzichten, sich verpflichten, innerhalb bestimmter Frist die Mandschurei zu räumen und die mandschurische Eisenbahn in ihrem südlichen Teile an Japan abzutreten. Vor allem aber mußte Rußland Korea dem ausschließlichen politischen, militärischen und verwaltungsrechtlichen Einflusse von Japan überlassen.

Japan hat auf diese Weise sein Ziel, eine feste Stellung auf dem asiatischen Kontinente zu erlangen, erreicht; Korea ist nicht bloß seinem Einflusse, sondern auch seiner Herrschaft anheimgegeben; ebenso ist es durch

die Erwerbung von Port Arthur und Dalny vollständig in die beherrschende Stellung eingerückt, die bisher Rußland auf der Halbinsel Liaotung innehatte und die es Japan ermöglicht seinen auf Verstärkung seines Einflusses auf die chinesischen Verhältnisse abzielenden Bestrebungen entsprechenden Nachdruck zu verleihen.

Eine bedeutsame Folge der Abtretung des südlichen Teils der Insel Sachalin ist es endlich, daß Rußland von nun an der Zugang zum Stillen Ozean erheblich erschwert ist. Infolgedessen hat Wladiwostok jetzt für Rußland am Stillen Ozean kaum mehr Wert als Sebastopol am Schwarzen Meere, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß Rußland am Schwarzen Meere es mit der altersschwachen Türkei, im Stillen Ozean mit dem aufstrebenden Japan zu tun hat.

Wenn man nun fragt, welche Wirkungen der Sieg Japans über Rußland für die Weltpolitik und die Weltwirtschaft, wie für die Grundlagen des Völkerrechts gehabt hat, bezw. voraussichtlich haben wird, so ist bereits darauf hingewiesen, daß in den Verhältnissen der Weltpolitik seit kaum einem Menschenalter insofern sehr erhebliche Verschiebungen eingetreten sind, als zu den europäischen Weltmächten in Amerika und Japan zwei neue nichteuropäische Weltmächte getreten sind, und der Schwerpunkt der Weltpolitik nicht mehr in dem Maße in Europa liegt, wie es früher der Fall war.

Diese Verschiebung ist jetzt, auch was Japan anbelangt, als eine endgültige zu betrachten. Japan ist ein Machtfaktor in Ostasien geworden, mit welchem alle Staaten, insoweit sie daselbst wirtschaftliche und politische Interessen haben, zu rechnen haben. Die selbstverständliche Folge der von Japan durch den Sieg über Rußland errungenen Stellung in Ostasien wird nämlich zunächst sein, daß Japan als Vormacht der mongolischen Völker erscheinen und als ihr Lehrmeister in politischer, militärischer und wirtschaftlicher Hinsicht gelten wird. Wie Japan bisher bei Europa in die Schule gegangen ist, werden in Zukunft die Chinesen bei den Japanern in die Schule gehen. Zwischen China und Japan bestand ja allerdings früher ein tiefgehender Gegensatz. Dieser ist aber gegenüber dem sich immer mehr geltend machenden Gefühl der Zugehörigkeit zu derselben Rasse und dem Bewußtsein des Gegensatzes zu den Europäern schon sehr bedeutend zurückgewichen und wird noch mehr zurückweichen, je mehr es Japan gelingt, Einfluß auf China zu gewinnen und die Chinesen aus ihrer bisherigen Lethargie aufzurütteln und auf die Bahn des politischen, militärischen und wirtschaftlichen Fortschritts zu bringen. Der Anfang dazu ist bereits zweifellos gemacht, wie sich dies in verschiedenen

Richtungen zeigt; u. a. holt sich China bereits seine Instruktionsoffiziere aus Japan und andererseits gehen junge Chinesen nach Japan, um von dort ausgebildet und unterrichtet zurückzukehren.

Selbstverständlicherweise wird Japan seine Stellung dazu benützen, um zu seinem eigenen Vorteile die anderen mongolischen Staaten, abgesehen von Korea, das ohnehin seiner Herrschaft anheimgegeben ist, namentlich auch China politisch und wirtschaftlich von sich abhängig zu machen. Daß ihm dies gelingen wird, kann nicht wohl bezweifelt werden.

Ob China sich auf die Dauer diesen Einfluß von Japan gefallen lassen und ob es nicht selbst danach streben wird, die mongolische Vormacht zu werden, zu welcher Stellung es nach seiner Geschichte und seiner Größe sich für berufen halten kann, mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls wird China durch den japanischen Einfluß zu Reformen auf verschiedenen Gebieten gedrängt werden, und zwar wird dies um so leichter geschehen, als sich seit den Wirren in Nordchina im Jahre 1900 unzweifelhaft im chinesischen Volke reformatorische Bestrebungen geltend machen.

Eine weitere sehr bedeutsame Folge des japanischen Sieges wird sich in dem gesteigerten Selbstbewußtsein nicht bloß der Japaner, sondern der ganzen mongolischen Rasse zeigen.

Die mongolischen Völker, welche im Besitze einer uralten hochentwickelten, wenn auch in der Entwicklung schließlich zurückgebliebenen selbständigen und eigenartigen Kultur sind und in geistiger Veranlagung den Europäern sicherlich nicht nachstehen, haben von jeher auf die weißen Eindringlinge mit Geringschätzung herabgesehen und deren geistige, politische und wirtschaftliche Herrschaft mit Widerwillen ertragen. Wenn das japanische Volk eine Zeitlang bei den europäischen Völkern in die Schule gegangen ist und sich mit europäischer Wissenschaft und Technik, Kriegskunst und politischen wie rechtlichen Einrichtungen vertraut gemacht hat, so geschah dies gewiß nicht nur aus unbedingter Hochachtung vor der europäischen Kultur und Zivilisation, sondern hauptsächlich deshalb, weil es nur durch die Aneignung der Errungenschaften des europäischen Wissens und Könnens sein Ziel, die völlige Gleichstellung mit den europäischen Völkern, erreichen konnte. Nachdem es den Japanern gelungen ist, sich in kurzer Zeit mit den europäischen Einrichtungen vertraut zu machen, wird sich nicht bloß bei den Japanern, sondern auch bei den übrigen Mongolen das Gefühl der Überlegenheit gegenüber den Weißen geltend machen und die Überzeugung zu Tage treten, daß sie von den Europäern nichts mehr zu lernen und zu empfangen haben. Es wird sich dies namentlich auch auf wirtschaftlichem und technischem Gebiete

zeigen. Wie sich die Japaner mit der fortgeschrittenen Technik und den wirtschaftlichen Einrichtungen der Europäer und Amerikaner vertraut gemacht haben, und bestrebt sind, auf dem Gebiete der Technik und Wirtschaft auf eigenen Füßen zu stehen und den Einfluß und die Mitwirkung der Weißen immer mehr abzuschütteln, so werden allmählich auch die Chinesen unter Führung der Japaner denselben Weg einzuschlagen versuchen.

Berücksichtigt man, daß die Mongolen für Technik, Industrie und Handel gut veranlagt sind, daß namentlich in China mit seiner Übervölkerung die Arbeitskräfte sehr billig sind und China riesige Kohlenlager besitzt, so ist vorauszusehen, daß die Mongolen sehr bald in einen regen Wettbewerb mit den Europäern treten und versuchen werden, diese allmählich aus den von ihnen noch festgehaltenen Positionen zu verdrängen, ihre Eisenbahnen und Fabriken selbst zu bauen, ihre Bergwerke selbst zu betreiben usw. Allerdings wird es den Mongolen nicht so bald gelingen, das wirtschaftliche und technische Übergewicht der Europäer abzuschütteln, aber soviel läßt sich jetzt schon sagen, daß es in Zukunft den weißen Nationen nicht mehr so leicht möglich sein wird, Ostasien in dem Maße wirtschaftlich für sich auszunutzen wie bisher.

Einer der wichtigsten Gründe für die Herrschaft und den maßgebenden Einfluß der Europäer in Ostasien lag darin, daß sie sich in den letzten Jahrhunderten bei allen kriegerischen Zusammenstößen mit den Mongolen denselben entschieden überlegen gezeigt hatten. Namentlich zeigte sich dies auch den Chinesen gegenüber. Das riesige chinesische Reich besaß nicht so viel Kriegstüchtigkeit, um sich der durch schwache europäische Heere ausgeführten Angriffe zu erwehren. Was half es den Chinesen, daß sie die weißen Eindringlinge verfluchten, wenn sie wußten, daß jeder Versuch dieselben gewaltsam zu vertreiben, an der kriegerischen Überlegenheit der Europäer scheitern würde!

Die Siege der Japaner über die Russen haben den Nimbus, der in dieser Beziehung die Europäer und Weißen umgab, gründlich zerstört. Die Japaner haben gezeigt, daß die Mongolen nicht nur ebenso tapfer und todesmutig sind, wie die Weißen, woran ja schließlich niemand gezweifelt hat, sondern daß sie es auch verstehen, die militärischen Einrichtungen und Grundsätze nachzuahmen und sich anzueignen, auf denen hauptsächlich die militärische Überlegenheit der Europäer beruhte. Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß man auch in China daran gehen wird, Heer und Flotte unter japanischer Anleitung und Anweisung nach europäischen Mustern zu organisieren. Gelingt dies China, und daß es ihm gelingen wird, kann

nicht wohl bezweifelt werden, so wird dieses Reich in militärischer Hinsicht ein ganz anderer Gegner werden als es früher war, denn an der kriegerischen Tüchtigkeit der Chinesen ist an und für sich nicht zu zweifeln, es fehlte ihnen nur die Organisation und militärische Schulung.

Mag die im vorstehenden angedeutete Entwicklung in Ostasien, namentlich in China rascher oder langsamer vor sich gehen, jedenfalls hat sich infolge des für die Japaner siegreichen Ausgangs des Krieges das Verhältnis der Mongolen zu den Weißen gegen früher in politischer, wirtschaftlicher und militärischer Beziehung erheblich verschoben. Die Mongolen werden die Europäer und Amerikaner aus den von ihnen eingenommenen Stellungen zu verdrängen bestrebt sein, gegen deren Einfluß auf allen Gebieten sich wehren und sobald sie in Ostasien die unbestrittene Herrschaft erlangt haben, auch versuchen, nicht bloß in allen Fragen der Weltpolitik mitzusprechen, sondern unter Umständen auch in die europäischen Verhältnisse sich einzumischen. Es ist klar, daß sich daraus feindliche und wohl auch kriegerische Kämpfe zwischen der gelben und weißen Rasse entwickeln werden, wie es auch zweifellos ist, daß es den Europäern nicht leicht sein wird, ihre dominierende Stellung in allen Weltteilen zu erhalten.

III.

Wie der Umfang der Geltung des Völkerrechts auf einer gewissen Gemeinsamkeit der Zivilisation oder doch wenigstens auf der Anerkennung gewisser ethischer und rechtlicher Anschauungen bei allen zur sogenannten völkerrechtlichen Gemeinschaft gehörigen Völkern beruht, so tritt auch sowohl im Umfang der Geltung des Völkerrechts, wie auch in der Gestaltung einzelner Parteien desselben die Machtverteilung unter den einzelnen Staaten und Staatengruppen zu Tage. So ist, was die Gestaltung einzelner Gebiete des Völkerrechts anlangt, wohl nicht zu bestreiten, daß das Seekriegsrecht in seiner gegenwärtigen Geltung in sehr erheblichem Maße den Einfluß der zeitweise nahezu unbestrittenen Übermacht Englands zur See erkennen läßt. Vor allem aber kommt in Betracht, daß die anfängliche Beschränkung der völkerrechtlichen Gemeinschaft auf die christlich-europäischen Völker der Tatsache entsprach, daß diese Völker in der ganzen Welt tonangebend und herrschend waren und daß neben ihnen die muhamedanischen und sonstigen nicht-christlichen Völker für die Gestaltung des Völkerrechts und die Weltpolitik nur in sehr geringem Maße sich geltend machen konnten. Als aber die friedlichen, wie kriegerischen Beziehungen und Berührungen der europäisch-christlichen Völker mit den nicht-christlichen häufiger und inniger wurden, mußten die letzteren nach und nach

in die völkerrechtliche Gemeinschaft aufgenommen werden und zwar vor allem auch deshalb, weil mit diesen Staaten ein ordnungsmäßiger und geregelter Verkehr nur möglich ist, wenn auch für sie das Völkerrecht gilt und auch sie demselben sich als unterworfen betrachteten. Immerhin bestand und besteht aber, wie bereits im ersten Abschnitte dargelegt innerhalb der völkerrechtlichen Gemeinschaft zwischen den christlichen und nicht-christlichen Staaten noch der Unterschied, daß die nicht-christlichen Staaten den christlichen in Bezug auf die Anerkennung ihrer Rechtsordnung nicht völlig gleichgestellt waren bezw. sind — ein Unterschied, der abgesehen von einigen anderen Punkten, in der Konsulargerichtsbarkeit der christlichen Staaten im Gebiete der nicht-christlichen Völker seinen Ausdruck fand und noch findet. Bezüglich Japans ist infolge von Verträgen, die Japan Ende des vorigen Jahrhunderts mit den in Betracht kommenden Staaten abgeschlossen hat, dieser Unterschied seit einigen Jahren beseitigt; infolgedessen ist auch in Japan die Konsulargerichtsbarkeit aufgehoben.

Welche Tragweite die in der Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit zum Ausdruck gelangte völlige Gleichstellung Japans mit den christlich-europäischen Staaten hat, zeigt recht deutlich eine Vergleichung des am 4. April 1896 zwischen dem Deutschen Reiche und Japan abgeschlossenen Handels- und Schiffahrtsvertrags, durch dessen Art. 20 die in Japan ausgeübte deutsche Gerichtsbarkeit und alle damit zusammenhängenden ausnahmsweisen Privilegien, Befreiungen und Immunitäten der deutschen Reichsangehörigen beseitigt wurden und die Gerichtsbarkeit über die deutschen Reichsangehörigen auf die japanischen Gerichte überging — mit dem am 2. September 1861 zwischen dem deutschen Zollverein und China abgeschlossenen Freundschaftsvertrag.

Man mag nämlich den deutsch-chinesischen Vertrag in seiner Gesamtheit oder in seinen einzelnen Bestimmungen betrachten, immer gewinnt man den Eindruck, daß es sich nicht um eine Vereinbarung zweier durchaus gleichberechtigter Staaten handelt, die sich gegenseitig auf gleichem Fuße behandeln, sondern daß China als ein Staat zweiter Ordnung behandelt wird, der erst an die Beobachtung der Vorschriften des Völkerrechts und an die Regeln gewöhnt werden muß, die zivilisierte Staaten im internationalen Verkehr als selbstverständlich betrachten. Ebenso erscheint China durchweg als diejenige Partei, welche gibt und Pflichten übernimmt, während Deutschland sich Rechte einräumen läßt.

So ist z. B. zwar den deutschen Staaten die Aufstellung von Konsuln in China gestattet, dagegen China nicht in Deutschland. Erst in der vom Deutschen Reiche am 31. März 1880 abgeschlossenen Zusatzkonvention ist

in Art. 2 der chinesischen Regierung das Recht eingeräumt worden, an allen denjenigen Orten, an welchen Konsuln anderer Mächte zugelassen sind, Konsuln zu ernennen, welche dieselben Rechte und Vorteile genießen sollen, wie die Konsuln der meistbegünstigten Nation.

Ebenso ist den Bekennern der christlichen Religion in China die Ausübung ihrer Religionsgebräuche gestattet, den Chinesen ist aber in Deutschland ein analoges Recht nicht eingeräumt usw. usw.

Ganz anders lautet der deutsch-japanische Vertrag vom Jahre 1896. Derselbe macht durchaus den Eindruck, daß derselbe von zwei Staaten abgeschlossen ist, die sich auf dem Fuße der Gleichberechtigung behandeln und bei denen daher die Einräumung von Rechten und die Übernahme von Verpflichtungen keine einseitige, sondern eine gegenseitige ist. So ist um nur eines hervorzuheben, in Art. 1 Abs. 4 den Angehörigen eines jeden der vertragschließenden Teile im Gebiete des anderen vollkommene Gewissensfreiheit, sowie in Gemäßheit der Gesetze, Verordnungen und Reglements das Recht privater und öffentlicher Abhaltung ihres Gottesdienstes und auch das Recht eingeräumt, ihre betreffenden Landsleute nach ihren religiösen Gebräuchen auf den geeigneten und passend befundenen, zu diesem Zweck angelegten und unterhaltenen Plätzen zu bestatten.

Wie bemerkt, ist durch Art. 20 des Vertrags die deutsche Konsulargerichtsbarkeit in Japan beseitigt worden. Im Zusammenhang damit ist in Art. 18 bestimmt, daß die einzelnen Fremdenniederlassungen in Japan den betreffenden japanischen Gemeinden einverleibt werden und Bestandteile der japanischen Gemeinden bilden sollen. Infolgedessen hatten die japanischen Behörden in Bezug auf dieselben alle Verbindlichkeiten und Verpflichtungen zu übernehmen, welche ihnen hinsichtlich der Gemeinden obliegen; gleichzeitig wurden die öffentlichen Gelder und Vermögensgegenstände, die diesen Niederlassungen gehörten, den zuständigen japanischen Behörden übergeben.

Diese Bestimmungen haben offenbar den Zweck, die Ausnahmestellung, welche die in Japan niedergelassenen Deutschen, wie andere Angehörige europäisch-christlicher Staaten daselbst einnahmen, zu beseitigen und sie der japanischen Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit ebenso zu unterwerfen, wie z. B. im Deutschen Reiche fremde Staatsangehörige, abgesehen von den Grundsätzen über die sogenannte Statutenkollision dem deutschen Rechte und der Gerichtsbarkeit deutscher Behörden und Gerichte unterstehen.

Wenn man von den Bestimmungen über die Beseitigung der Konsulargerichtsbarkeit und der Einverleibung der Fremdenniederlassungen

absieht, lautet der japanische Vertrag im ganzen wie im einzelnen durchaus ebenso wie irgend ein Handels- und Schiffahrtsvertrag, den zwei europäische Staaten mit einander abgeschlossen haben. Von der Übernahme einseitiger Verpflichtungen durch den einen Kontrahenten oder gar von für die eine Partei geradezu demütigenden Bestimmungen, wie sie im chinesischen Vertrage enthalten sind, ist wie bereits erwähnt im japanischen Vertrage keine Rede.

Wie verlautet, sind zur Zeit zwischen dem Deutschen Reich und China Unterhandlungen wegen Abschluß eines neuen Handelsvertrags im Gange. Es wird sich dabei zeigen, welche Forderungen China stellt. Die Beseitigung der Konsulargerichtsbarkeit und die Aufhebung der privilegierten Stellung der Fremden kann die chinesische Regierung selbstverständlich nicht verlangen, sicherlich wird sie aber darauf dringen, daß in dem neuen Vertrage eine größere Gleichstellung der beiden Vertragsparteien zum Ausdrucke gelangt.

Mit Sicherheit kann auch erwartet werden, daß China im Laufe der Zeit danach streben wird, ebenso wie Japan den europäischen Staaten gleichgestellt und aus der demütigenden Lage befreit zu werden, in der es sich zur Zeit den europäischen Staaten gegenüber befindet. Demütigend ist für China nämlich nicht bloß die Einrichtung der Konsulargerichtsbarkeit und die privilegierte Stellung der Fremden, sondern vor allem auch der Umstand, daß das chinesische Reich von den europäischen Mächten als Gegenstand der Ausbeutung und der eventuellen Aufteilung betrachtet wurde und daß diese Mächte nicht im Interesse Chinas, sondern zur Vermeidung von Zwistigkeiten unter sich in verschiedenen Verträgen, wie jetzt wieder im englisch-japanischen Vertrage, die Integrität des chinesischen Reiches zugesichert haben.

Es wird allerdings geraume Zeit dauern, bis China soweit innerlich reformiert und gefestigt ist, um ähnliche Ansprüche zu erheben, wie sie Japan geltend gemacht und durchgesetzt hat. Zweifellos wird aber China nach diesem Ziele streben, und in Bälde schon wird die chinesische Regierung verlangen, daß die Untertanen des chinesischen Reiches in anderen Staaten ebenso behandelt werden, wie andere Fremde und daß daher die die chinesische Einwanderung verbietenden, oder die chinesische Einwanderer Ausnahmebestimmungen unterwerfenden Gesetze mancher Staaten und Kolonien aufgehoben oder entsprechend abgeändert werden.

Allerdings hat jeder Staat das Recht, in seinem Gebiete sich aufhaltende Angehörige eines anderen Staates auszuweisen und ebenso Fremden den Eintritt in sein Gebiet zu verwehren. Andererseits wird es

aber von jedem Staate als eine unfreundliche Handlung betrachtet werden, wenn seine Angehörigen vom Gebiete eines anderen Staates **grundsätzlich** ausgeschlossen, oder zwar zugelassen, aber unter ein für sie nachteiliges Ausnahmerecht gestellt werden. Er wird sich berechtigt halten, gegen den fremden Staat Wiedervergeltungsmaßregeln zu ergreifen, wie ja in der Tat auch China die Ausschließung seiner Angehörigen aus einzelnen Teilen der Union mit dem Boykott amerikanischer Waren beantwortet hat. In dieser Maßregel zeigt sich ein Aufbäumen des mongolischen Selbstbewußtseins gegenüber der Behandlung, die die Söhne des himmlischen Reichs in Nordamerika und verschiedenen englischen Kolonien bisher sich gefallen lassen mußten. Man kann umsomehr gespannt sein, welche Lösung diese Frage finden wird, als bekanntlich eine Reihe von Gründen bestehen, welche es untunlich erscheinen lassen, die sich in einem europäischen Staatswesen sich aufhaltenden Chinesen ganz ebenso zu behandeln, wie jeden andern Ausländer.

Die Ausdehnung der völkerrechtlichen Gemeinschaft auf nicht-christliche Staaten hat zunächst eine Änderung in den Grundlagen des sogenannten europäischen Völkerrechts nicht bewirkt und zwar schon deshalb nicht, weil ja die nicht-christlichen Staaten nicht als vollberechtigte Mitglieder der völkerrechtlichen Gemeinschaft behandelt wurden. Auch die völlige Gleichstellung Japans hat eine Änderung in dieser Beziehung nicht gebracht, da sich Japan dem geltenden Völkerrecht unterwarf und außerdem seine völlige Gleichstellung mit den christlich-europäischen Staaten erst erfolgte, nachdem es sein öffentliches und Privatrecht möglichst in Übereinstimmung mit dem in den europäischen Staaten geltenden Rechte gebracht und sich Gesetzbücher nach europäischen Mustern gegeben hatte.

Ebenso wird sicherlich die Gleichstellung des chinesischen Reichs mit den christlich-europäischen Mächten erst dann erfolgen, wenn dasselbe die entsprechenden Reformen in seinem Privat- und öffentlichem Rechte gemacht hat und die Garantie bietet, daß es die Europäer und Weißen ebenso behandelt, wie sie in europäischen Staaten behandelt werden, Voraussetzungen, die nicht sobald eintreten werden.

Daher wird jedenfalls auf absehbare Zeit das Völkerrecht den Charakter bewahren, den es seit mehreren Jahrhunderten durch die europäisch-christlichen Staaten erhalten hat.

Ebenso wird die weitere Entwicklung des Völkerrechts unter dem überwiegenden Einflusse christlich - europäischer Anschauungen vor sich gehen, und zwar schon deshalb, weil die europäisch-christlichen Staaten in der völkerrechtlichen Gemeinschaft nicht bloß der Zahl nach, sondern auch

in anderen Beziehungen das Übergewicht haben. Trotzdem wird sich die Ausdehnung der völkerrechtlichen Gemeinschaft auf nicht-christliche Staaten und die Gleichstellung Japans mit den christlichen Staaten und das Streben der übrigen mongolischen Staaten, das gleiche Ziel zu erreichen, im Laufe der Zeit sich geltend machen.

Der bisher immer noch festgehaltene Unterschied zwischen den christlich-europäischen Völkern und Staaten und den nicht-christlichen wird immer mehr verschwinden, die Europäer werden im Laufe der Zeit ihre exzeptionelle Stellung in nicht-christlichen Ländern allmählich verlieren, während die in europäischen Staaten sich aufhaltenden Angehörigen nicht-christlicher Staaten mehr und mehr den Anspruch erheben werden, ebenso behandelt zu werden, wie die Angehörigen christlicher Staaten. Die Folge davon wird u. a. auch die sein, daß im internationalen Rechtsverkehr in höherem Maße als bisher auf das in nicht-christlichen Staaten geltende Recht Rücksicht genommen werden muß.

Schon seit einigen Jahrzehnten sind zu allgemeinen Kongressen und Konferenzen, wie zur Kongokonferenz, zur Brüsseler Antisklavereikonferenz und zur Haager Friedenskonferenz auch Vertreter nicht-christlicher Staaten, der Türkei, von China, Japan, Siam usw. zugelassen worden. In gleicher Weise gehören auch nicht-christliche Staaten den großen internationalen Unionen, wie dem Weltpostverein an. Man wird aber nicht behaupten können, daß bisher die nicht-christlichen Staaten auf die Ausgestaltung des Völkerrechts und der erwähnten internationalen Einrichtungen einen fühlbaren Einfluß ausgeübt haben. Eine andere Frage ist aber, ob nicht die mongolischen Staaten, wenn sie erst festen Fuß in der völkerrechtlichen Gemeinschaft gefaßt haben, versuchen werden, bei der weiteren Ausgestaltung des Völkerrechts und der internationalen Beziehungen auch ihren Anschauungen und Interessen Geltung zu verschaffen. Jedenfalls ist soviel jetzt schon sicher, daß das Völkerrecht seinen spezifisch europäischen Charakter verloren hat und auf dem Wege ist, zu einer alle Völker umfassenden Rechtsordnung zu werden, für deren Ausgestaltung dann nicht mehr ausschließlich europäische Ideen und Auffassungen geltend sein können.

Was im übrigen den Einfluß des russisch-japanischen Krieges auf das Völkerrecht anlangt, so haben sich allerdings die Kriegführenden gegenseitig verschiedene Verletzungen von Grundsätzen und Regeln des Völkerrechts vorgeworfen; ebenso wurde von den Neutralen behauptet, daß sich die Kriegführenden in Bezug auf ihre Rechte Verletzungen des Völkerrechts hätten zu Schulden kommen lassen und schließlich wurde auch

neutralen Staaten der Vorwurf der Verletzung ihrer Neutralitätspflichten gemacht.

Auf diese und ähnliche Vorwürfe noch nachträglich einzugehen, hat um so weniger Sinn, als die Verletzungen des Völkerrechts, die im russisch-japanischen Kriege vorgekommen sein mögen, jedenfalls nicht häufiger und schwerer waren, als die in früheren Kriegen vorgekommenen. Wie in jedem Kriege sind ferner auch aus Anlaß des russisch-japanischen Krieges eine Anzahl von Fragen des Kriegsrechts bezw. Völkerrechts zur Erörterung gekommen, die in der einen oder anderen Richtung zweifelhaft oder streitig sind und einer bestimmten Lösung entgegengeführt werden sollen. Zu den alten immer wiederkehrenden Fragen des Seebeuterechts und der Prisengerichtsbarkeit, der Stellung der Neutralen, der Konterbande usw. sind neue Fragen hinzugekommen, wie die Behandlung der unterseeischen Kabel, die Zulässigkeit der Ausstreuung schwimmender Minen an beliebigen Stellen des Meeres usw.

Alle diese Fragen werden sicherlich auf der bevorstehenden zweiten Friedenskonferenz zur Erörterung und vielleicht auch wenigstens teilweise zur Lösung kommen. Eine eingehende Erörterung derselben ist jedoch hier nicht am Platze, da sie mit dem russisch-japanischen Kriege nur in ganz losem Zusammenhange stehen. Zweck dieses Aufsatzes war lediglich der, auf den Einfluß hinzuweisen, den im allgemeinen das Eintreten der mongolischen Staaten in die Weltpolitik und in die völkerrechtliche Gemeinschaft bereits gehabt hat und voraussichtlich noch haben wird.

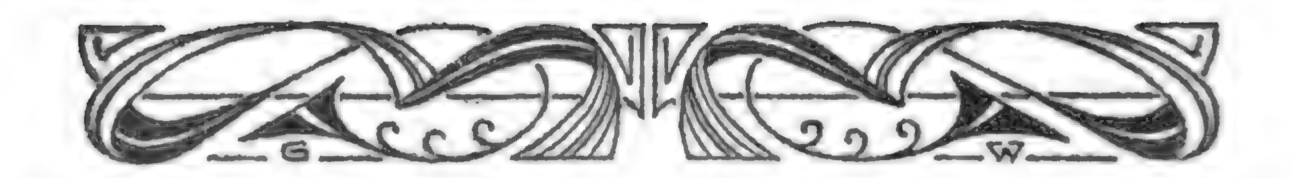
Poet und Prophet.

Hast du nicht dein Herz durchschaut,
Hast du nichts der Welt zu sagen?
Nur wer selbst sich aufgebaut
Seine Welt aus eignen Fragen,

Die kein Gott ihm stellen kann,
Nur das eigne Herz und Leben:
Der steht da als ganzer Mann
Und kann andern Antwort geben!

Ein Poet und ein Prophet
Muß der sein, der seine Zeiten
Unter Arbeit und Gebet
Weihen soll zu Ewigkeiten!

Karl Ernst Knodt.



Die Stellung der Provinz Posen in der allgemeinen Kunstgeschichte.

Von

Karl Simon.

Das schöne Buch von Erich Schmidt-Bromberg über die „Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unser polnischer Herrschaft"[1]) hat zum ersten Male unternommen, in zusammenhängender, auf gründlichsten Forschungen beruhender Darstellung den Anteil zu schildern, den Deutschland in materieller und kultureller Beziehung an der Entwicklung des ehemaligen Großpolens, der heutigen Provinz Posen gehabt hat. Wer mit den geschichtlichen Verhältnissen vertraut war, für den stand es von vornherein fest, daß dieser Einfluß übermächtig gewesen ist, aber auch für ihn war das Gesamtbild, das zum großen Teil gänzlich neue Einzelzüge enthält, überraschend. Wie anders wird und muß das Werk aber auf diejenigen wirken, die die Geschichte dieser Provinz nur aus einem dürftigen Geschichtsunterricht und gelegentlichen Zeitungsnotizen kennen, die sich womöglich noch immer nicht von dem Gedanken losmachen können, daß Preußen-Deutschland nicht das mindeste Anrecht auf die Provinz besitze, die an sich gar nichts mit Deutschland zu tun gehabt habe! Wir wollen einmal ganz absehen von den politischen Verhältnissen der älteren Zeit, von der Tatsache, daß bis zur Zeit der Völkerwanderung Germanen: Goten, Burgunder, Vandalen in der Provinz gesessen haben, und weiter davon, daß der polnische Herrscher lange Zeit hindurch im Abhängigkeitsverhältnis zum Deutschen Reiche gestanden hat. Das sind Dinge, die für die Gestaltung der Gegenwart nicht mehr maßgebend zu sein brauchten. Was aber maßgebend für unsere Anschauungen und unsere Politik sein muß, ist, daß seit sieben Jahrhunderten allmählich Hunderttausende von deutschen Volksgenossen sich hier ansässig gemacht haben, von Polen selbst ins Land gerufen, und daß die Provinz ihnen verdankt, was sie an höheren Werten entwickelt hat. Sie, die mit Deutschland immer und immer in enger Verbindung gestanden haben, jetzt der Aufsaugung durch ein fremdes Volkstum zu überlassen, wäre feige, ruchlos und selbstmörderisch. Die

[1]) Bromberg 1904.

Polonisierung der Deutschen zu verhindern, nicht die Absicht, die Polen zu germanisieren, das ist die viel zu wenig betonte Kardinalfrage, der gegenüber alle etwaigen Skrupel und sentimentalen Regungen schweigen müssen.

Sind die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse oft einer verschiedenen Auslegung und Beurteilung fähig, so ist einer der unverdächtigsten Gradmesser und klarsten Zeugen für die Kulturentwicklung eines Volkes die bildende Kunst. Gerade weil sie mit Politik unter normalen Verhältnissen nur wenig zu tun hat, und weil sie eine spontane Lebensäußerung ist, die man nicht zu irgend welchen Zwecken fälschen kann. Dazu kommt, daß sie eine nicht jedem verständliche Sprache spricht. E. Schmidt hat auch sie in den Kreis seiner Betrachtung gezogen, aber naturgemäß nur in kürzester Form. Wenn in Nachfolgendem versucht wird, diese Darstellung weiter auszuführen, so darf sie vielleicht auf die Teilnahme aller derer hoffen, die dem Lande, dem sie gilt, Interesse entgegenbringen, und andererseits von der bildenden Kunst Aufschlüsse zu erwarten gewohnt sind, die oft objektiver sind als andere, der direkten Beurteilung zugänglichere Lebensäußerungen eines Volkes.[2])

Der deutsche Einfluß zeigt sich, nachdem die Polen (zum ersten Male 963 erwähnt) in das helle Licht der Geschichte eingetreten sind, zunächst in der Christianisierung. Der deutsche Bischof Jordan in Posen und Mönche aus mittel- und süddeutschen Klöstern bringen den Polen das Evangelium. Und als ein Stillstand eingetreten ist, da sorgt Kaiser Heinrich III. für eine zweite Christianisierung. Klöster, die wahrscheinlich fast alle mit deutschen Mönchen besetzt waren, erhoben sich hin und her im Lande und wurden Pflanzstätten der höheren Gesittung. 1153 wurde die erste Niederlassung des Cisterzienserordens (in Lukno Kr. Wongrowitz) gegründet; deutsche Mönche aus dem Kloster Altenbergen bei Köln waren herbeigerufen, und bis zum 16. Jahrhundert hat dies Kloster, wie viele der übrigen, seinen ausgesprochen deutschen Charakter bewahrt. Seit dem 12. Jahrhundert kann man nun auch von dem Aufkommen der Kunst in Polen sprechen. Hölzerne Wohn- und Nutzbauten waren selbstverständlich von den Bewohnern des Landes hergestellt; auch die ersten christlichen Kirchen muß man sich aus Holz gebaut vorstellen. Seit dem 12. Jahrhundert zweifellos in Verbindung mit den Klostergründungen entstehen steinerne Kirchen, die ersten Zeugen einer monumentalen Baukunst. St. Peter und Paul in Kruschwitz, die Marienkirche in Inowrazlaw-Hohensalza, sind auch noch heute achtunggebietende Schöpfungen des

[2]) Vgl. dazu das grundlegende Werk von Jul. Kothe: Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Posen. Berlin 1896f. 4 Bde.

romanischen Stils. Granit und Ziegel sind die Baustoffe in dem steinarmen Lande. Die Einführung des Ziegelbaues geschieht von Deutschland; die Ziegel- und Granitbauten sind denen in der Mark Brandenburg aufs engste verwandt.

Selbstverständlich konnten feinere Werke des Kunstgewerbes in dem aller Vorbedingungen dafür entbehrenden Lande nicht entstehen. Man hat auf polnischer Seite den Versuch gemacht, die berühmte Erztür am Dom in Gnesen mit der Darstellung von Szenen aus dem Leben des hl. Adalbert auf polnischen Ursprung zurückzuführen — ein kindliches Unterfangen, da alles für deutschen, speziell niedersächsischen, nichts für polnischen Ursprung spricht, besonders kindlich, wenn man bedenkt, daß — wovon noch zu sprechen sein wird — in der ganzen folgenden Zeit nicht einmal ein einziger einheimischer polnischer Glockengießer namhaft gemacht werden kann. Magere Proben figürlicher Plastik müssen wahrscheinlich auf schlesischen, illustrierte Handschriften (in Gnesen) auf westdeutschen oder böhmischen Ursprung zurückgeführt werden. Die aus dieser Zeit erhaltenen Werke der Goldschmiedekunst (besonders zahlreich in der ehemaligen Abteikirche in Tremessen) sind aus Deutschland und Frankreich eingeführt.

In der Zeit der frühen Gotik ist für eine Anzahl von Bauten (so für Gluschin bei Posen, Alt-Gostyn, Dalewo, Pudewitz usw.) ein Bau der Altstadt Thorn von vorbildlicher Bedeutung: St. Johannes, (begonnen kurz nach 1250) eine Schöpfung der Deutschordensritter, deren Tätigkeit für den ganzen Osten von so ungeheurer Wichtigkeit werden sollte.

Den größten Einfluß in architektonischer Beziehung üben dagegen die geistlichen Orden, deren Klöster ja überall den nahen Zusammenhang mit den Mutterklöstern auch baulich bekunden. Das älteste gotische Kloster der Provinz ist Paradies, nahe der brandenburgischen Grenze. Von Lehnin aus 1230 begründet, ist der Bau nicht zu Ende geführt, sodaß eine Abhängigkeit von Lehnin sich nicht direkt nachweisen läßt. Dasselbe gilt von einer Reihe anderer Klöster, die entweder verschwunden oder in späterer Zeit derart umgebaut sind, daß über die ursprüngliche Gestalt nichts Sicheres ausgesagt werden kann.

In der Zeit der Spätgotik, dem 15. und 16. Jahrhundert, siegt der reine Ziegelbau über den Holz- und Granitbau, und hier wird die Provinz vor allem der Mark Brandenburg tributpflichtig; man kann sie baugeschichtlich direkt als ihr „Nebenland" bezeichnen. Der Zusammenhang mit dem preußischen Ordenslande bestand zwar fort, aber seit dem Falle des deutschen Ritterordens erlosch hier jede bedeutendere Bautätigkeit. Im einzelnen sind die Posener Bauten natürlich Stiftungen der Könige,

der Großen, der Städte oder Orden, und bei der Ausführung werden nicht nur Deutsche beschäftigt gewesen sein. Wichtig ist nur, daß in Technik und Grundrißanlage deutsche Bauten die Vorbilder abgeben, die unter Umständen, z. B. bei der St. Marienkirche in Posen, vielleicht dem schönsten Ziegelbau der Provinz, fast direkt kopiert werden. (Brandenburg a. H., Katharinenkirche.)

Die weltliche Baukunst tritt naturgemäß in dieser Zeit noch zurück. Die befestigten Herrensitze, von denen mehrfach noch Reste vorhanden sind, mögen selten sich zu höherer architektonischer Bedeutung erhoben haben. In der Grundrißbildung scheinen die Deutschordensbauten vielfach maßgebend gewesen sein. Wichtig in architektonischer Beziehung werden die seit dem 13. Jahrhundert nach deutschem Recht von Deutschen gegründeten Städte, zu denen in erster Reihe Posen selbst gehört. So trifft man überall die typische Form des ungefähr quadratischen Marktplatzes, an die sich die in rechtem Winkel einander kreuzenden Haupt- und Nebenstraßen schließen. Auf dem Markt wird das Rathaus errichtet, die Verkaufsstände, Tuchhallen usw., nicht weit vom Markte die Pfarrkirche.[3])

Von dem inneren Schmuck der Kirchen, der wohl nie sehr bedeutend gewesen ist, ist nicht viel zu sagen. Auch hier ist der Import offenbar an der Tagesordnung gewesen; schöne Schnitzereien sind süddeutschen Ursprungs, und stehen vielleicht zum Teil mit dem Nürnberger Veit Stoß in näherer Beziehung. Von den Tafelgemälden geht das bedeutendste, die Himmelfahrt Mariä in Samter, auf einen fränkischen Maler zurück. Von den weniger wichtigen Ausstattungsstücken läßt sich natürlich nicht im einzelnen feststellen, ob ihr Ursprung auf Deutsche zurückzuführen ist oder nicht, desgleichen nicht bei den namenlosen Wandmalereien, die mehrfach Anspruch auf Beachtung machen können. Das Vorurteil wird meist zu gunsten der Deutschen sprechen.

Die Grabplastik, dieser besonders wichtige Zweig der kirchlichen Ausstattung, steht vollständig unter deutschem Einfluß. Name und Nationalität der Meister ist natürlich in der älteren Zeit fast nie bekannt. Anders ist dies mit den Werken einiger Kirchenfürsten in Posen und Gnesen; in Gnesen können die Grabsteine zweier Erzbischöfe auf den schon erwähnten Veit Stoß zurückgeführt werden, der in Krakau eine lebhafte Tätigkeit auch für das polnische Königshaus entfaltete. Daß ein Breslauer Erzgießer, Jost Tauchen 1462, den Auftrag erhielt, für Erzbischof Johannes IV. von Gnesen eine Grabplatte anzufertigen, ist urkundlich überliefert; erhalten ist sie nicht. Vor allem aber ist hier Peter Vischer

[3]) Eine gute Übersicht über die zahlreichen Gründungen bei Schmidt a. a. O. Karte

zu nennen, der eine stattliche Anzahl von Platten für Kirchenfürsten und weltliche Große anfertigte; sieben sind mit Sicherheit auf ihn zurückzuführen, die zum Teil noch in seine Frühzeit fallen und sein Werk in sehr interessanter Weise vervollständigen. Besonders wichtig sind die Grabdenkmäler des Woiwoden Lukas Gorka und des Bischofs Uriel Gorka im Posener Dome, der Angehörigen eines der mächtigsten Adelsgeschlechter, das im 16. Jahrhundert so bedeutungsvoll für die Einführung der Reformation in Polen werden sollte. Außerdem das Grabmal des Nicolaus Tomicki 1478 in Tomice bei Posen, das ihm sein Sohn, der berühmte Diplomat und Kanzler des polnischen Reiches Peter Tomicki, 1524 setzen ließ.

Der Einfluß Nürnbergs, der hier so stark zu Tage tritt, läßt sich auch noch auf einem anderen Gebiete nachweisen: dem der Goldschmiedekunst. Hier wird die fränkische Metropole bestimmend. Mögen bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts die schönsten Stücke von da oder von Breslau eingeführt worden sein, so steht um 1500 das einheimische Goldschmiedehandwerk doch hoch genug, daß ihm auch wichtigere Arbeiten (wie das Reliquiar für das Haupt und den Arm des hl. Adalbert im Dome zu Gnesen) in Auftrag gegeben werden. Genannt werden für die wichtigsten Arbeiten zwei Deutsche. Polnische Meister sind um diese Zeit nicht nachzuweisen.

Was die Glocken dieser Zeit angeht, so ist über ihren Ursprung bis jetzt nichts Genaueres festgestellt. Die Inschriften sind meist lateinisch, oft deutsch, aber nie polnisch.

So ist bis zum Ende der Gotik die bestimmende Stellung der Deutschen in Kunst und Gewerbe unbestritten.

Anders wird dies im Verlaufe des 16. Jahrhunderts.

Schon im 15. Jahrhundert war die politische Stellung des Deutschtums erschüttert worden, und es ist interessant, wie die Rückwirkung auf die bildende Kunst nicht ausbleibt. Wie mit dem Einzug der Renaissance Italien und italienische Meister im Norden allmählich in den Vordergrund treten, so werden für bedeutendere Werke gern italienische Künstler nach Polen gezogen. Schon am Ende des zweiten Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts ersteht am Dom in Krakau im Auftrag König Sigismund I. die wundervolle Renaissance-Grabkapelle für seine verstorbene Gemahlin, das Werk des Florentiners Bartolommeo Berecci. Daß die zweite Gemahlin Sigismunds eine Sforza war, gibt die Erklärung dafür, daß hier so weit im Nordosten die Renaissance in einem so ausgezeichneten Werke zum Siege gelangt, während auch in Deutschland die Fuggerkapelle in Augsburg (um 1512) und kleinere Denkmäler in Schlesien nur erst wie Renaissance-Inseln im Meere der Spätgotik aufragen.

In der Provinz Posen selbst sind die ersten Werke, die von Italienern gefertigt wurden, einige Grabplatten mit ornamentalem Schmuck im Gnesener Dome. Ihr Meister, Giovanni da Firenze, wohnte damals in Gran in Ungarn. Ebenfalls das Werk eines Florentiners ist das Grabmal des Erzbischofs Andreas Krzycki († 1537) ebenda. Und um dieselbe Zeit dringt die Renaissance auf direktem oder indirektem Wege auch in die Architektur ein, nachdem sie ebenso wie in Deutschland im Kunsthandwerk die Führung mehr und mehr an sich gerissen hatte.

Das wichtigste Denkmal ist hier der Umbau des Posener Rathauses, der 1550 vom Rat dem Muratore Giovanni Battista di Quadro aus Lugano übertragen wurde. Vor den gotischen Körper des Baues wurden in drei Geschossen offene Bogenhallen gelegt, auch sonst Veränderungen im Sinne der Renaissance vorgenommen, so daß ein (wahrscheinlich italienischer) Maler vom Ende des 18. Jahrhunderts es wagen konnte, auf einem Ölbilde (jetzt im Posener Kaiser-Friedrich-Museum) das Rathaus als Palazzo an den Canal Grande, der mit Gondolieri und Fischern belebt ist, zu versetzen.

Prinzipiellere Bedeutung erhielt die italienische Kunst — die schon aus polnisch-nationalen Gründen oft der deutschen vorgezogen sein mag —, seitdem in Polen mit dem Einzug der Jesuiten (1581) die Gegenreformation kräftig einsetzte und das Werk der Reformation, deren völliger Sieg im ganzen Lande nur noch eine Frage der Zeit zu sein schien, für die ganze Folgezeit zu nichte machte. Die Architektur der Gegenreformation ist die italienische Renaissance und deren Tochterstil, der Barock. Die erste Kirche dieses Stils ist die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts neu erbaute Kirche in Rablin. Tonnengewölbe mit eingeschnittenen Stichkappen, der Chor als Halbkuppelnische angeordnet. Das vornehmste Werk dieser Art ist dann der Neubau des Zisterzienserklosters in Priment (1651—1696), eine dreischiffige Anlage mit überwölbter Vierung und geradem Chorschluß; ihr verwandt die katholische Pfarrkirche in Lissa (begonnen um 1690), eine tonnengewölbte Hallenkirche. Über die Architekten ist nichts bekannt, ebensowenig meist über diejenigen der übrigen zahlreichen Kirchen dieser Zeit. Interessant ist, daß der einzige polnische Architekt, der für die Baugeschichte der Provinz namhaft gemacht werden kann, gerade dieser Zeit angehört: Bartholomaeus Wąsowski, der spätere Rektor des Jesuitenkollegiums in Posen, unter dessen Leitung seit 1651 die dortige Jesuitenkirche erbaut wurde. Auch als Theoretiker war Wąsowski tätig; für den architektonischen Unterricht am Kollegium verfaßte er ein auf den Italienern fußendes Lehrbuch. In den sehr zahlreichen Kirchenbauten

dieser Zeit sind nicht selten italienische Vorbilder direkt nachgeahmt; Padua und Venedig kommen dafür hauptsächlich in Betracht. So wurde z. B. die wundervolle, auch landschaftlich schön gelegene Kuppelkirche des Philippinerklosters Gostyn nach dem Muster von S. M. della Salute in Venedig erbaut. Die Künstler sind sicher meist Italiener gewesen, von einem, Pompeo Ferrari, lassen sich noch verschiedene Bauten nachweisen.

Eigentlich volkstümlich konnte aber diese Architektur, wie es in der Natur der Sache lag, nicht werden. Nebenher gingen die Einflüsse der deutschen Renaissance, die die Gotik langsam mit den neuen Elementen durchsetzten und auf dem Grunde der Technik des Ziegelbaues oft bescheidene, aber reizvolle Werke schuf. Andererseits erstanden seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, wo die geistlichen Orden einen so ungeheuren Aufschwung nahmen, eine große Anzahl Kirchen, die in den Ansprüchen bescheidener, in der Grundrißbildung und der Dekoration meist italienisch beeinflußt sind, ohne Elemente der deutschen Spätrenaissance auszuschließen. — In den östlichen Bezirken blieb der Holzbau für Kirchen kleinerer Orte bis an den Anfang des 19. Jahrhunderts vielfach in Geltung.

Die evangelischen Kirchen, jedenfalls meist von Deutschen für Deutsche gebaut, erheben sich, der schmachvoll gedrückten Stellung, die die Protestanten bis zum Jahre 1768 staatsrechtlich und faktisch in Polen einnahmen, nur in den seltensten Fällen über notdürftig genügende Bauten. Die bedeutendste evangelische Kirche — die für die Geschichte des protestantischen Kirchenbaues epochemachende Bedeutung besitzt, da hier Tendenzen auftreten, die sich sonst erst Jahrzehnte später nachweisen lassen — ist die 1709 begonnene Kreuzkirche in Lissa, eine sehr reife Leistung, deren Urheber leider unbekannt ist.

Überhaupt sind Architektennamen, die mit bedeutenderen Aufgaben in Beziehung gebracht werden können, nicht häufig für diesen Zeitraum. Wąsowski und Ferrari wurden schon erwähnt. Zwei Lissaer werden außerdem genannt; Johann Steiner leitet 1730—1733 die Vollendung der Turmfront der (katholischen) Bernhardinerkirche in Posen, Karl Martin Frantz entwirft den Turm der evangelischen Kreuzkirche in Lissa und ist 1742 an dem prächtigen Fürstlich Sulkowskischen Schlosse in Reisen tätig, ein Bau, dem seit 1766 Ignaz Graf vorsteht. Unter Leitung des Oberbaudirektors der Neumark, v. Hornburg, wird die evangelische Pfarrkirche in Meseritz errichtet (1731). Die Wiederherstellung des Gnesener Domes leitet seit 1761 ein Italiener, Belotto, während die Turmhelme von einem aus Warschau kommenden Deutschen, Schreger, herrühren, der seit 1772 auch die Wiederherstellung des Posener Domes unter sich hat. Die klassi-

zistische Westfront des Posener Domes ist nach dem Entwurf des aus Warschau herbeigerufenen Italieners Solari ausgeführt.

Das Zurücktreten des polnischen Elementes zeigt sich auch bei den Bauhandwerkern. Bei dem Zimmermeister Nikolaus aus Posen (1426 genannt) und dem Maurermeister Peter (um 1550) ist freilich keine Entscheidung über ihre Nationalität möglich. Im übrigen begegnet aber bis zum Ende des polnischen Reiches nur ein polnischer Name, Th. Romanowski, und auch der vereinigt mit einem Deutschen Anton Herlitze. Sonst treffen wir (außer einem Anton Lamsit) nur kerndeutsche Namen: Hans Grantz, Lindener, Frantz, Koebel, Merker, Pilgram, Oberreich, Höhne usw. usw.

Für die innere Ausstattung der Bauten wird vor allem bestimmend die Stuckdekoration, die zunächst von zahlreichen italienischen Stukatoren eingeführt, bald auch von deutschen Handwerkern ausgeübt wird. Ausgeführte Deckenbemalung ist nicht häufig; die in Tremessen (katholische Pfarrkirche) rührt von einem polnischen Künstler, F. Smuglewicz, einem Schüler von Anton Raphael Mengs, her. Von einzelnen Werken ist nicht vieles auf bestimmte Meister zurückzuführen; die schöne Bronzetür in der katholischen Pfarrkirche in Schroda ist 1598 von Christoph Oldendorf in Danzig gegossen.

Im ganzen kann man sagen, daß der Stilcharakter des inneren Ausbaues „allemal auf deutschen Ursprung weist, auch dort, wo das Bauwerk selbst von Italienern hergestellt wurde".

Besonders zahlreich sind in dieser Zeit die Grabdenkmäler, die einerseits die Typen der italienischen Renaissance, andererseits der deutschen Spätrenaissance aufweisen. Grabdenkmäler in Gnesen scheinen direkt von Florentinern ausgeführt worden zu sein. Für Posen und Samter ist der in Krakau lange Zeit tätige Hieronymus Canavesi aus Mailand inschriftlich nachzuweisen. Ein einziger polnischer Künstler ist für diese Zeit bezeugt, Johann Michalowicz aus Urzędow, der das Wandgrab des Bischofs Benedikt Izbienski im Dom zu Posen schuf. Ein Deutscher, Valentin Kunink aus Posen, nennt sich auf einer Messinggrabplatte in Czarnikau. An bürgerlichen Grabmälern ist am reichsten der um 1609 angelegte evangelische Friedhof in Fraustadt; der deutsch-protestantische Ursprung erscheint damit gesichert.

Unter den Goldschmieden dagegen treffen wir jetzt häufiger auf polnische Namen: Jaslowski, Broziek, Budziniewicz, Wrzaskowicz; die Mehrzahl ist dagegen auch in Posen deutsch, ausschließlich deutsch, wie es scheint, in Fraustadt und Lissa. Im Stil sind die Geräte durchweg deutsch.

Sogar ein Vorlagenwerk für Goldschmiede, wie sie in Deutschland so zahlreich im Laufe des 16. Jahrhunderts erschienen, hat in Posen das Licht der Welt erblickt. Der Verfasser ist nachweislich ein Deutscher, Erasmus Kamyn. Im übrigen bleibt einerseits Süddeutschland mit Augsburg und Nürnberg Lieferant für die größeren Aufträge, andererseits Breslau und Berlin, Danzig und Thorn. Von einem Danziger Künstler, Peter von der Rennen, rührt z. B. der silberne Sarg des hl. Adalbert im Gnesener Dome her (1662). Aber auch das Ausland fehlt nicht, Rom und Paris, der Vorort des eleganten Geschmacks der Zeit, werden in Kontribution gesetzt.

Neben die Arbeiten der Goldschmiede treten die getriebenen Messingschüsseln und die Erzeugnisse der Zinngießer. Erstere tragen durchaus deutschen Charakter und sind gewiß meist Importware aus Deutschland. Ähnlich ist es mit den Zinnarbeiten, Schüsseln, Kelchen usw., besonders stattlich als Innungshumpen mit den deutschen Widmungen.

Der Glockenguß wurde bis zum 17. Jahrhundert, wie es scheint, fast ausschließlich von wandernden Gießern ausgeführt. Die Namen sind nur deutsch, abgesehen von einigen lothringisch-französischen. Dazu kommen die Gießereien der Nachbarprovinzen. Ein Lübecker, Joachim Witarns, richtet 1663 in Posen die erste ständige Gießerei ein; ihm folgt in zwei Generationen die Familie Hampel, dann nacheinander Bruck, Witte, Traue, Nerger, Neuberdt, Huldt und endlich der bekannte Schlenkermann. In Lissa, Meseritz und Schwersenz nennen sich gleichfalls ausschließlich Deutsche. Demgemäß sind auch hier die Inschriften fast ausschließlich (lateinisch oder) deutsch; nur zweimal polnisch: einmal mit dem Namen des deutschen Gießers, das zweite Mal mit der Angabe des polnischen Stifters, aber der deutschen Inschrift des deutschen Gießers.

Die übrigen Gewerbe können auf größere Bedeutung keinen Anspruch machen. Die kostbareren kirchlichen Gewänder wurden wie die Erzeugnisse der Edelschmiedekunst von auswärts bezogen: aus Deutschland oder auch aus Frankreich und Italien. Leinenweberei wurde in den deutschen Städten der Provinz getrieben (Lissa und a. a. O.).

Eine polnische Spezialität bilden die seidenen Gürtel („Päsſe"), zunächst aus dem Orient bezogen, dann durch orientalische Weber im Lande selbst ausgeübt und gelehrt.

Die Heerschau über die Kunst im Lande Posen ist damit beendet. Die Schöpferkraft des polnischen Teils der Bevölkerung erscheint danach außerordentlich gering. Wie das Christentum, so wird auch die kirchliche, überhaupt die monumentale Baukunst von Deutschland aus gebracht.

Von den wenigen Werken der Zierkunst gilt das Gleiche sowohl in der romanischen wie in der gotischen Zeit. Während der letzteren entwickelt sich ein einheimisches Kunstgewerbe, das in stetem Zusammenhange mit dem Kunstgewerbe Deutschlands fast ausschließlich von Deutschen in bedeutenderer Weise ausgeübt wird. Die Architektur ist in Technik, Grundriß, Aufbau und Ausbau durchaus abhängig von deutschen Bauten. Seit dem Beginn der italienischen Renaissance verschwindet diese unbedingte Vorherrschaft des Deutschen; nicht bloß werden italienische Motive auf dem Umweg über Deutschland eingeführt, sondern vielfach erfolgt die Vermittelung direkt von Land zu Land. Gerade die hervorragendsten Werke werden oft nicht von Deutschen, sondern von Italienern geschaffen. Leise meldet sich die Mitarbeit polnischer Künstler, die während des 17. Jahrhunderts noch stärker wird, in einer Zeit, wo freilich auch in Innerdeutschland, besonders in der Architektur, Italien tonangebend ist. Der Protestantismus erhebt sich erst spät und nur in einigen Werken zu größerer Bedeutung; immerhin wird er auch unter so bedrückten Verhältnissen als Faktor geschichtlicher Entwicklung wichtig, während der Katholizismus sich mit dem Kopieren italienischer Vorbilder begnügt. Für die ganze Zeit gilt überhaupt, daß, mögen die absolut wertvollsten Kunstwerke vielfach von Ausländern herrühren, den soliden Untergrund immer die Tüchtigkeit des deutschen Gewerbes bildet.

Künstlernamen sind naturgemäß erst seit der spätgotischen und Renaissancezeit bekannt und auch da selbstverständlich lückenhaft. Immerhin ist ihre Verteilung auf die verschiedenen Nationalitäten für das prozentuale Verhältnis von Interesse. Bis zum Ende des polnischen Reiches sind durch ihre Tätigkeit innerhalb der Provinz in dort noch vorhandenen Werken dem Namen nach bekannt etwa 84 Deutsche, 6 Italiener und etwa 12 Polen. Gewiß verbergen sich unter den Unbekannten auch noch eine Anzahl Polen, sicher aber noch viel mehr Deutsche, sodaß sich das prozentuale Verhältnis eher noch zu Gunsten des Deutschtums bedeutend verschieben würde.

„Ihr Deutschen habt den Bauteufel," pflegte Graf Eduard Raczynski, der Bruder des bekannten Kunstfreundes Athanasius Raczynski, zu sagen. Und angesichts der gewaltigen Baupläne, die besonders jetzt in der Stadt Posen ihrer Inangriffnahme und Vollendung harren, mag diese Charakteristik der überall kraftvoll organisierenden deutschen Tüchtigkeit wieder besonders am Platze erscheinen. Dieselbe Charakteristik gilt aber auch schon für die Vergangenheit der Provinz bis zum Übergang an Preußen.

Wanderfahrten.

Von

H. Raydt.

„Alles würde besser gehen,
wenn man mehr ginge."
Seume, Spaziergang nach Syrakus.

Es war im vergangenen Sommer oben auf dem Fedajapaß in den Dolomiten. Die glühend heiße österreichisch-italienische Sonne hatte mich beim Aufsteigen matt gemacht. Da hörte ich es von frischen, fröhlichen Frauenstimmen hinter mir erklingen:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld."

Wie klang das herzlich und erfrischend! Die Mattigkeit war verflogen, und mit neu belebtem Schritt ging es weiter in Gottes schöne Wunderwelt hinein.

Wie sich nachher herausstellte, waren es zwei Berliner Lehrerinnen, die das prächtige Eichendorffsche Lied in die Alpenwelt jubelten. Und wie wir dann später, Männlein und Fräulein, die der Mehrzahl nach am anderen Morgen den Marmoladagletscher besuchen wollten, in der Bamberger Hütte frohgemut beieinander saßen, da wurde es mir wieder einmal so recht klar, wie viel Erfrischendes für Körper, Geist und Gemüt, wie viel Poesie und reine Freude in den Wanderfahrten liegen.

Keine Menschenart kann, meine ich, ihrer Gemütsanlage nach die Lust der Wanderfahrten so empfinden, wie wir Deutschen. Durch die ganze Entwicklungsgeschichte unseres Volkes hindurch begegnen wir dem freudigen Wandertriebe als einer unserer glücklichsten und liebenswürdigsten Eigenschaften.

Der Turnvater Friedrich Ludwig Jahn nennt die Wanderfahrt: „Die Bienenfahrt nach dem Honigtau des Lebens" und sagt in seinem Deutschen Volkstum (Abschnitt X. Vaterländische Wanderungen): „Uralt ist des Deutschen Reisetrieb; wahrscheinlich hat ihn der aus dem Morgenlande herausgeführt, an seinen sechs Strömen angesiedelt und ihn über die Alpen schauen lassen auf die Herrlichkeit Roms. Die Züge der Cimbern, Ariovists Reden und Hengists Erklärungen im Veda schließen wunderbar zusammen. Noch jetzt bekunden viele Sprichwörter des Reisetriebes Deutschheit." Und an anderen Stellen sagt er: „Was ich nicht erlernt habe, habe ich erwandert. Vaterländische Wanderungen sind notwendig, denn sie erweitern des Menschen Blick, ohne ihn dem Vaterlande

Digitized by Google

zu entführen. Kennenlernen muß sich das Volk, sonst stirbt es sich ab. Wandern, Zusammenwandern erweckt schlummernde Tugenden, Mitgefühl, Teilnahme, Gemeingeist und Menschenliebe. Nichts gibt solchen reinen Nachgeschmack und bleibenden Nachgenuß als die vaterländische Wanderschaft. Da wird alles zum Wonnegefühl, da ist alles im Einklang." Jahn war bekanntlich selber ein großer Wanderer, und er erweckte in der Zeit der tiefsten nationalen Erniedrigung, als das deutsche Volk in der größten Gefahr stand, sich selber und sein Deutschtum zu verlieren, die Wanderfahrt als „Turnfahrt" zu neuem Leben, damit wir in unserem Vaterlande uns selber wiederfänden.

In derselben Zeit, wie Jahn, pries auch Goethe die Wanderfahrt mannigfach in Lied und Wort, freilich von ganz anderen Gesichtspunkten aus wie unser Turnvater. Viele seiner Wanderworte sind ebenfalls tief deutsch empfunden.

„Bleibe nicht am Boden haften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heiteren Kräften,
Überall sind sie zu Haus.
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jeder Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß."

Dies „frisch gewagt und frisch hinaus", das ist germanischer Sinn, von der Völkerwanderung an bis in die neueste Zeit.

Dies Leitwort kann man manchen eigenartigen deutschen Erscheinungen an die Stirn schreiben. Ich nenne da das Wandern der Handwerksburschen mit all seinem landstreicherischen Zauber, seinem derben Humor und seinen seelenvollen, tiefempfundenen Volksliedern. Nach der Lehrzeit frisch das Ränzel geschnürt, ohne Geld und ohne Sorgen mit der Morgensonne hinaus auf die Landstraße, ohne viel Gepäck gemäß dem Rate von Robert Reinick:

„Junge, wanderst du durchs Land,
Mach es nicht wie die Philister,
Die mit Trödel allerhand
Sich beschweren den Tornister.
Was doch nützen dir die Lumpen!
Weite Stiefel, einen Humpen,
Frisches Herz und frische Kehle,
Die vergiß nicht, liebe Seele!"

und dann wandern durch das ganze heilige römische Reich weit hinein ins Welschland nach

„Botzen im Ellischland,
Inspruck im Tyrolerland,
Setz mich auf das Meer,
Fahre hin und her,
Nach Holland hinein,"

wie es in einem alten Handwerksburschenliede heißt, überall etwas lernen, wo es was zu lernen gibt, dabei stets frohgemut und harmlos und endlich immer und überall dem lieben Gott vertrauen:

„Den lieben Gott laß ich nur walten,
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd und Himmel will erhalten,
Hat auch mein Sach aufs Best bestellt",

das kennt in dieser heiteren, gutmütigen Art kein anderes Volk. Und wie die Wanderburſche, so sind auch die umher wandernden Sänger und fahrenden Schüler der älteren Zeiten eine deutsche Eigenart. Wer kennt nicht das schöne Eichendorffsche Lied von den fahrenden Prager Studenten:

„Nach Süden nun sich lenken
Die Vöglein allzumal,
Viel Wandrer lustig schwenken
Die Hüt im Morgenstrahl.
Das sind die Herren Studenten,
Zum Tor hinaus es geht,
Auf ihren Instrumenten
Sie blasen zum Valet:
Ade in die Läng' und Breite,
O Prag, wir ziehen in die Weite:
Et habet bonam pacem,
Qui sedet post fornacem!"

Echt deutsch ist auch die enge Verknüpfung der Wanderfahrten mit Lied und Gesang. Unsere innigsten Volkslieder hängen mit dem Wandern zusammen, und wir finden gerade unter den Wanderliedern die herrlichsten Schätze für Herz und Gemüt. Von dem lustigen

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus
Und du mein Schatz bleibst hier",

das ja auch heute noch zum Abschied gespielt wird, wenn ein Schiff den heimatlichen Strand verläßt, bis zu den tiefsten Schmerzenstönen:

„Ich werd auf grünen Auen
Dich niemals wieder schauen,
Fahr wohl, mein armes Lieb",

liegen die innigsten Empfindungen der Seele. Welches andere Volk hätte wohl solchen Reichtum an Herzlichkeit und Gemüt! Ganze Bände könnte man mit den prächtigen deutschen Wanderliedern füllen. Möge Gott diesen Sangessinn unserem Volke erhalten!

„Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl und frischer Brust."

Der Trieb zur lustigen Wanderfahrt regt sich schon in früher Jugend, und man sollte ihn, soweit es sich mit der geistigen Ausbildung nur eben verträgt, fördern. Man muß natürlich mit der engsten Heimat beginnen, und niemand wende mir ein, daß sich nicht jede Gegend dazu eignet. Jede Landschaft hat ihre Reize.

„Heimatland,
Sei es Moor und Strand
Oder Fels und Sand — —
Es ist daraus etwas zu gewinnen,
Wenn mans nur anschaut mit rechten Sinnen." (Joh. Trojan.)

Ich bin in einer als ganz reizlos verschrieenen Gegend geboren und aufgewachsen, im sogenannten „Muffrika", einem den meisten Lesern wohl unbekannten geographischen Begriff. Dieser Landstrich liegt an der mittleren Ems und erstreckt sich im Westen bis an die holländische Grenze. Meppen, wo man den Welfen und Zentrumsmann Windthorst zum Abgeordneten wählte, und Lingen a. d. Ems sind seine beiden Städte. Der Dortmund-Ems-Kanal führt jetzt, mancherlei Segen spendend, hindurch. Weitausgedehnte Heiden und Moore wechseln dort mit magerem Sandboden und dürftigen Kieferbeständen ab. Und doch möchte ich mit Gustav Frenssen ausrufen: „Wie schön bist Du — — Du meine liebe Heimat!"

Ich bin meinem seligen Vater, einem echten Wandersmann, aus tiefstem Herzensgrunde dankbar, daß er uns, seine vier Söhne, schon als Knaben immer mit hinaus nahm auf die täglichen Spaziergänge und größeren Wanderfahrten und uns die Reize der unendlichen Heide, die unheimliche Schönheit des unter den Schritten bebenden Moores und den winterlichen Waldeszauber des schneebedeckten Tannenwaldes erkennen lehrte. Wie belebten sich im Sommer die weiten Flächen, wenn sie mit den rosa schimmernden Blütenrispen der gewöhnlichen Heide bedeckt waren, wie freuten uns die tausend und abertausend Glöckchen der schöneren Glockenheide, und wie wimmelte es unter ihnen, wenn man nur genauer hinschaute, von schimmernden, raschen Cicindelen und anderen Laufkäfern, von schlängelnden Eidechsen und summenden Bienen! Und wie labte sich der Blick an der Unendlichkeit der Ebene, die nur einzeln von einer Schar magerer Heidschnucken oder der einsamen Hütte eines Imkers unterbrochen wurde. Und wenn man dann an den klaren Strom der Heimat kam, wie eilte der verständig geleitete Sinn des Knaben mit den rinnenden Fluten hinab in die Marschen der Friesen und weiter hinaus über das Meer, wo Menschen anderer Art sich der Herrlichkeit der Welt und der Güte des Schöpfers erfreuten. Und wie lenkte sich gern unter den Worten des Vaters der Sinn von der Gegenwart in die Vergangenheit unseres Volkes. Hier am Ufer der Amisia, wo man noch kürzlich den eichenen Einbaum, den zum ursprünglichsten Boot ausgehöhlten Eichenstamm, aus dem Flußsande hervorgezogen hatte, hier war es wohl gewesen, wo das Germanenweib dem Drusus entgegengetreten war und dem römischen Krieger ihr rätselhaftes Halt entgegengerufen hatte. Und wer mochte wohl der Häuptling gewesen sein, der unter den riesigen Steinen des Hünengrabes, auf denen wir jetzt das von der Mutter sorglich mitgegebene Schwarzbrot aßen, seit Jahrtausenden schlummerte? War er durch die Fluten des Ozeans auf seinem Wikingerschiff vom äußersten Nord hergefahren und hatte mit seinen gewaltigen Mannen das Land, so weit es ihm gefiel, in Besitz genommen? Und hatte man ihm dann aus den riesenhaften Granitblöcken seiner Heimat, die das wandernde Eis vor anderen Jahrtausenden herangeschwemmt hatte, sein Grabmal dort geschichtet? Was mochte noch unter den Felsblöcken ruhen? Goldene Armspangen und Stirnreife, mit denen er sich beim Julfest geschmückt hatte? Sein langes eisernes Schwert, das der Künstler der Heimat ihm aus dem heiligen vom Himmel

gefallenen Eisen dereinst geschmiedet hatte? Oder das Knochengerüst seines Schlachtrosses, das man ihm mitgegeben hatte, damit er würdig einziehen könnte in Allvaters Reich? Wie viele Vorstellungen erwuchsen uns so beim Wandern!

Auch im Winter ruhten die heimatlichen Wanderungen nicht. Am heiligen Abend zogen wir nachmittags gleich nach dem frühzeitigen Mittag stundenlang durch die Kiefernwälder dahin, und wenn der Schritt leise auf dem weichen Moospolster sich bewegte, wie drangen da die deutschen Märchen und Sagen mit all ihrem schimmernden Zauber in das jugendliche Herz, und wie wurden sie alle gekrönt von der Geschichte des Christkindes, das heute vor neunzehn Jahrhunderten auf die Erde herabkam vom Himmelsthron, „die Gebrechen der Erde zu heilen!" Und wenn wir dann ermattet zurückkehrten von der langen Wanderung durch die Tannenwälder der Heimat, so empfingen uns wohl die langgezogenen Horntöne, mit denen die Schafhirten der Heide dort auch heute noch das Weihnachtsfest begrüßen; die Kirchenglocken der Heimatstadt klangen darein, und unterdessen hatte das liebe Christkind einen von den Bäumen des Tannenwaldes in das Haus gebracht, hatte ihn mit hellglänzenden Wachskerzen und mancherlei Zierrat geschmückt, und das Glück des Wanderns wurde abgelöst von dem Frieden des schönsten, christlichen Familienfestes.

So wanderten wir durch alle Zeiten des Jahres.

In den sogenannten großen vierwöchentlichen Sommerferien ging es dann zu einer größeren Wanderfahrt hinaus „in die Berge". Diese Berge waren freilich nicht die Alpen, das hätte unseren einfachen Verhältnissen nicht entsprochen, sondern ein an den Ausläufern des Teutoburger Waldes gelegenes Dörflein, in welchem uns ein liebes Verwandtenhaus gastlich aufnahm. Aber das bedeutete doch für uns Kinder der Tiefebene damals ungeheuer viel.

Schon der Marsch dahin! In der allerersten Morgenfrühe ging es los. Der Vater mit der dampfenden Pfeife und dem am Knopfloch hängenden wohlgefüllten Tabaksbeutel voran und wir Jungen jauchzend und singend hinterdrein.

„Durch Feld und Buchenhallen,
Bald singend, bald fröhlich still,
Recht lustig sei vor allen,
Wer's Reisen wählen will!
Wenn's kaum im Osten glühte,
Die Welt noch still und weit:
Da weht recht durch's Gemüte
Die schöne Blütenzeit!
Die Lerch' als Morgenbote
Sich in die Lüfte schwingt,
Eine frische Reisenote
Durch Wald und Herz erklingt."

Schon bald veränderte sich die Gegend. Statt der mageren, sandigen Ländereien die fruchtbaren wohlbestellten Äcker und saftigen Wiesen des Westfalenlandes, große, von Wohlhabenheit zeugende Bauernhäuser, einsam mitten in ihrem eigenen Eichenhain, in welchem eine Schar wohlgenährter Rüsseltiere grunzend wühlte; statt der Tannen schöne Buchenwälder und statt des kleinen

Königreiches Hannover das große mächtig aufstrebende Preußenreich der Hohenzollern. Wie sinnig wußte uns der Vater zu allen den Verschiedenheiten im Wandern hinzulenken, und wie wußte der Vielgewanderte uns zu erzählen von der Herrlichkeit unseres leider noch immer zerrissenen Vaterlandes, das er durch Wandern vom Fels zum Meer sich zu seinem eigensten Eigentum gemacht hatte. Und wenn wir dann auf dem etwas über tausend Fuß hohen, höchsten Berge jener Gegend standen und die fruchtbaren Gelände, untermischt mit blühenden Dörfern und der größeren altwestfälischen Stadt im Hintergrunde im weiten Rundblick überschauten, wie weitete sich da mit dem körperlichen Auge das geistige! Und als andere Knaben aus dortiger Gegend den Weg hinaufstiegen und in ihrer Mundart sangen:

Hermen, sla lerm an,
La pipen, la trummen,
De Kaiser will kummen
Met hammer un stangen,
Will Hermen uphangen,

wie erwachte da wieder vor uns die Geschichte unseres Volkes! Ja, hier mochte Hermann, der Cherusker, gestanden haben, um am Ausgange der dreitägigen männermordenden Waldschlacht die letzten Überreste des römischen Heeres zu vernichten, und neben ihm hatte wohl in wallendem Blondhaar Thusnelda geweilt und mit geweihtem Seherblick die Geschicke der deutschen Stämme geschaut. Und wie der Vater dann diesem Blicke Ausdruck gab und Einiges vom Ruhme und auch von der Schmach deutscher Geschichte uns entrollte, da erschallte von der inzwischen auf dem Gipfel versammelten westfälischen Knabenschar das uns „hannoverschen Jungens" unbekannte Lied:

„Ich bin ein Preuße! Kennt Ihr meine Farben?
Die Fahne schwebt mir weiß und schwarz voran:
Daß für die Freiheit meine Väter starben,
Das deuten, merkt es, meine Farben an.
Nie werd' ich bang verzagen,
Wie jene will ich's wagen,
Sei's trüber Tag, sei's heitrer Sonnenschein,
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!"

Wir hätten ja lieber gesungen, „Ich bin ein Welfe, will ein Welfe sein", und als wir das dem Vater sagten, öffnete der im Nationalverein mit Bennigsen und Miquel begeistert wirkende echt deutsche Mann uns die Augen über die damals aus der Zeit heraus wachsenden Geschicke der endlichen Einigung Deutschlands, die wir selber kämpfend und blutend mit erringen helfen sollten.

Nie werde ich die Eindrücke vergessen, die ich auf diesen jugendlichen Wanderfahrten emfangen habe.

Wie ich es in meiner Jugend an mir selber erfuhr, so habe ich es in meiner mehr als dreißigjährigen Lehrertätigkeit oft bestätigt gefunden, daß das **Wandern ein Erziehungsmittel** ist, wie nur wenige andere, und wenn bei unseren Schulen das **Erziehen** die Hauptsache wäre und nicht das Unterrichten,

wie es leider bei den meisten „Unterrichtsanstalten“ der Fall ist, so würde das Schülerwandern eine größere Rolle spielen, als es zur Zeit tut.

Natürlich meine ich das Wandern in oben geschildertem Sinne. Wenn man es nur betreibt, um möglichst viele Kilometer zu „machen“ oder möglichst hohe und gefährliche Gipfel zu besteigen und sich mit den durchrasten Gegenden und den überwundenen Fährlichkeiten zu brüsten, so ist es natürlich für die Schule kein Gewinn. Zu dieser Art von Überspannungen neigt aber der deutsche Knabe auch weniger als andere. Im allgemeinen besitzen wir glücklicherweise ein viel zu tiefes Gemüt, um uns die Schönheit der Welt durch Geschwindigkeits- und andere „Rekords“ zu verderben, und es wird einem tüchtigen Lehrer leicht fallen, durch mittelbare Anleitungen zu erreichen, daß die durchwanderte Gegend mit ihrer Geschichte und Eigenart zum Gefühlseigentum der Knaben wird. Keiner unserer großen Männer hat es mehr verstanden, das Geschaute und Durchwanderte sich zu eigen zu machen, wie unser weltweiser Goethe, der sich aus der „freien Welt oft frische Nahrung und neues Blut gesogen“ hat. Als ich im vorigen Jahre von Mittenwald aus über den Brenner wanderte und bis nach Venedig meine Reise fortsetzte, mit welchem Entzücken habe ich nachher zu Hause Goethes Italienische Reise wieder durchgelesen und mich an seinem Durchleben der Welt gefreut. Nun werden ja unsere Schüler schwerlich dahin zu bringen sein, daß sie mit dem Verständnis eines Goethe die Welt durchwandern. Aber sie werden doch manches auch schon auf kleiner Wanderfahrt in sich aufnehmen. Man setze sie nur mitten hinein in die schöne Natur, lasse sie wandern, nur wandern, und unbewußt wird ihr tiefes, eigenstes Empfinden gemäß dem tiefsinnigen Worte Goethes sich modeln:

„Ich wandle auf weiter, bunter Flur
Ursprünglicher Natur;
Ein holder Born, in dem ich bade,
Ist Überlieferung, ist Gnade.“

In der Schule sind die Schüler immer nur auf das Erlernen angewiesen, bei der Wanderfahrt kommt aber das Erleben hinzu, und das ist das Wertvolle. Man klagt ja darüber, daß unter dem jetzigen Geschlecht so wenig charaktervolle Persönlichkeiten zu finden sind und daß die Erziehung zur Selbständigkeit in unseren heutigen Unterrichtsanstalten viel zu wenig beachtet würde. Es ist das sicher zuzugeben, aber es ist schwer, in der Praxis das Schulleben demgemäß anders zu gestalten. Ein Charakter bildet sich nicht „in der Stille“, wie sie das Schulleben im allgemeinen nötig hat, sondern nur im „Strome der Welt“. Einiges kann aber auch die heutige Schule ohne große Umwälzungen in das Schulleben mit Vorteil einfügen, das zur Charakterbildung geeignet ist. Dahin rechne ich außer Turnen, Jugendspielen und Sports in erster Linie das Wandern, und schon deshalb sollte es von der untersten Klasse an mehr gepflegt werden, als heute.

In den Kleinen das Heimatsgefühl zu erwecken und stark zu machen, ist ein Erziehungsmittel, das den Charakter schon in der Jugend zu stärken vermag. Der Stolz auf die Heimat, zunächst auf die engere, dann auf unser

weites, glücklich wieder geeintes deutsches Kaiserreich deutscher Nation trägt dazu bei, Charaktere, wie sie uns not tun, zu bilden. Wo haben wir in Deutschland noch die festesten Charaktere? In Holstein, Friesland, Bayern, Schwaben und Landesteilen, in denen man die Eigenart sich gewahrt hat. Und diese Stammeseigenart sollen wir auch im deutschen Reiche uns erhalten, mag auch die Gefahr ihrer zu starken Ausprägung da sein. Sie tritt doch hinter dem großen Reichsgedanken bei ernsten Dingen zurück, und es ist besser, eigenartige, charakterstarke Männer zu erziehen, als verwaschene, weichliche, weibische Männerchen. Wodurch pflegt man aber die mit dem Boden verwachsene Eigenart der Heimat und des Volksstammes besser, als durch gut geleitete Wanderfahrten? Und wenn der Jüngling dann später in seiner gefestigten Eigenart das ganze deutsche Land kennen gelernt hat, wenn er gewandert ist von dem schwäbischen Meer, in dem die Alpenriesen ihre schneebedeckten Häupter spiegeln, bis an die blauen Fluten der Ostsee, wenn er vom Wasgenwald über den deutschen Rhein hinweg seine Schritte gelenkt hat bis zum kleinen Grenzfluß im fernen Osten, so wird er mit König Heinrich und Ernst von Wildenbruch ausrufen:

„O Deutschland, wie bist du so schön!
Ihr Berge mit Reben-durchglühter Brust,
Du Herde-bewandelte Trift,
Ihr steht mir geschrieben tief in das Herz,
Wie eine heilige Schrift.
Wie ein rauschendes Buch voll Mären und Lehr,
Deutschland, so liegst du vor mir.“

Und wenn er die unendlich reiche Welt deutschen Schaffens und deutscher Gesittung in den verschiedensten Eigenarten selber schauend kennen gelernt hat, wenn er dem Alemannen in den Hochgebirgen des Südens und dem Friesen an der sturmbewegten Nordsee recht tief in ihr treues Auge schaute, wenn er mit dem munteren Rheinländer sprach, dem sangesfrohen Thüringer, dem rührigen Sachsen, dem königstreuen Brandenburger und dem ernsten Manne, der die schwere Wacht an der Weichsel hält, so wird er sich selber unbewußt zu kräftigster, nationaler, allgemein deutscher Gesinnung erzogen, und als gereifter und dadurch gereifter Mann von seinem Stamme und vom deutschen Reiche sagen: „Dies ist unser, so laßt es uns sagen und so es behaupten!“ (Goethe, Hermann und Dorothea.)

Und mit der Liebe zum deutschen Vaterlande wächst dem kräftigen Wandersmanne auch der Mut, der frische Mut, seine ganze Kraft einzusetzen, um das gesteckte Ziel zu erreichen. Man halte die größeren Schüler nicht allzusehr am Gängelbande, man lasse sie auch einmal stärkere Wege machen, einzeln oder zu zweien, den ganzen Tag hindurch, auch einmal gelegentlich einen Nachtmarsch. Wir haben so wenig Gelegenheit auf der Schule, den Mut zu bilden, mögen wir doch die wenigen besser ausnutzen, und befördern wir auch von diesem Gesichtspunkte aus das Wandern!

Außer den erziehlichen Gründen sind es die gesundheitlichen, die es wünschenswert machen, dem Wandern eine gute Stätte in der Schule zu bereiten.

Es läßt sich ja nicht verkennen, daß der Schulzwang mit seinem „Sitzunterricht" viele Schäden herbeigeführt hat, heute herbeiführt und unvermeidlich bei jedem neuen Schulgeschlecht herbeiführen wird. Deshalb den allgemein verbindlichen Schulunterricht abzuschaffen, die Ziele wesentlich herabzusetzen, das geht weder beim niederen noch beim höheren, weder beim Knaben- noch beim Mädchen-Unterricht, soll unser ganzer Kulturstandpunkt nicht in Frage gestellt werden. Wohl aber muß neben hygienisch guter Einrichtung des Schulhauses, der Schulsitze usw. die Schule bedacht sein, Gegengewichte gegen die von ihr angerichteten Schäden zu geben, und dazu gehört neben den genannten Zweigen vernünftiger Gymnastik in erster Linie das Wandern.

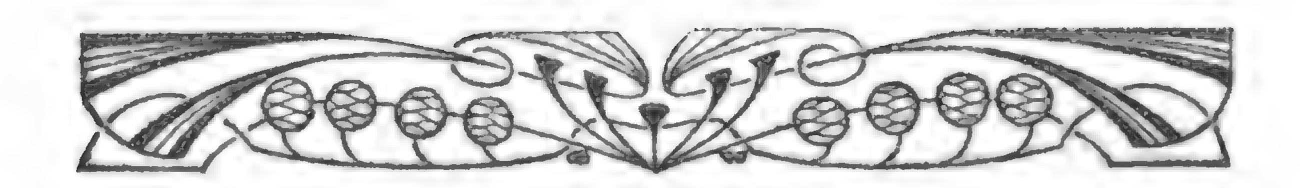
Es ist ja klar, daß das Wandern in freier frischer Luft zunächst wohltätig auf die Lungen, das Herz und den Blutkreislauf einwirkt. Wie jedermann weiß, werden bei unserm gewöhnlichen Atmen die Lungen nur zum Teil entleert; in den Lungenspitzen, in denen sich am leichtesten Schädlichkeiten bilden, bleibt die schlechte, oft mit Staubteilchen und Bazillen geschwängerte Stubenluft zum Teil stecken. Bei anhaltendem Wandern wird aber die Lunge gezwungen, sich bis in die äußersten Spitzen mit frischer, meist ozonreicher Luft zu füllen und die schlechte Stubenluft ganz auszustoßen. Dabei erfrischt sich das Blut in bester Art und stößt die Unreinigkeiten energisch aus, wozu bei kräftigen Märschen und Bergbesteigungen wohltätiger Schweiß ebenfalls das Seine beiträgt. Auch das Zwerchfell und die unter ihm liegenden Organe werden zu regerer Tätigkeit veranlaßt. Gesunder Appetit, gute Verdauung und erquickender Schlaf sind die segensreichen Folgen vernünftigen Wanderns.

Ein körperlicher Fehler unserer Schuljugend, besonders der der höheren Knabenlehranstalten, ist bekanntlich die Kurzsichtigkeit. Sie beginnt in der Sexta mit etwa 10 Prozent und steigert sich bis zur Prima oft bis zu 50 Prozent. Sie wird veranlaßt, darüber kann man im allgemeinen nicht zweifelhaft sein, durch zu viel Nahearbeit. Dieser Übelstand ist um so verhängnisvoller, als die Kinder Kurzsichtiger die Anlage, kurzsichtig zu werden, in stärkerem Maße besitzen, als die Kinder Normalsichtiger. Es ist eine beachtenswerte Erscheinung, daß in England eigentlich kein Schüler kurzsichtig ist, trotzdem man dort auf regelrechte Belichtung der Plätze der Schüler, auf gute Drucke der gebrauchten Schulbücher u. dgl. viel weniger achtet, als bei uns. Ein sehr angesehener dortiger Schulmann sagte mir in einem vergleichenden Gespräche über englische und deutsche Schuleinrichtungen, daß derartige Dinge, wie richtiges Licht usw. alles „trifles" (Nebendinge) seien, daß gesunde boys nie kurzsichtig würden, wenn sie nur nachmittags draußen ihr cricket, football usw. spielten, ruderten, liefen und sich tüchtig in freier Luft tummelten. Und darin hatte der erfahrene Schulmann — es war der damalige headmaster von Eton — gewiß vollkommen Recht. Das Auge unserer Schüler muß durch Fernarbeit erholt werden; die durch die Nahearbeit zu sehr zur Krümmung gezwungene Linse muß veranlaßt werden, sich in der entgegengesetzten Weise zu akkommodieren und dadurch die Neigung zur Krümmung auszugleichen. Daß unsere Schüler

mit der Zeit weitsichtig werden, wie alte Seeleute, die zu wenig Nahearbeit zu haben pflegen, ist nicht zu fürchten. Welch besseres Mittel gibt es nun wohl für solche Ausgleichung, als das Wandern? Wie schweift da der Blick gern in die ungemessenen Weiten! Wie erfrischt sich das in Nahearbeit ermüdete Auge an dem Grün der Wiesen, den Blumen der Flur und den Bäumen des Waldes. Wie viel Anhaltspunkte bieten einzelne Dinge beim Wandern, auf den Bergen ragende Burgen, in der Ferne auftauchende Kirchtürme, Vögel in der Luft und so vieles, vieles Schöne und Bemerkenswerte, wodurch das Auge zu verschiedenster Einstellung der Linse gezwungen wird und sich auf die leichteste Weise in der Welt von selber erholt und kräftigt. Auch mit Orientierungsübungen im Gelände, dem Schätzen von Entfernungen und dergleichen anregenden Aufgaben, die beim Gehen die Zeit vertreiben, wird der begleitende Lehrer die Wanderfahrt gern beleben und dadurch in günstigster Weise die Augenkraft schärfen und die Neigung zur Kurzsichtigkeit bekämpfen. Einer meiner Freunde, Dr. Lorenz, Direktor der Guts-Muths-Realschule in Quedlinburg am Harz, hat durch Beobachtungen, die er von Ärzten zu Beginn und am Ende der Hauptzeit für die Wanderfahrten an seinen Schülern anstellen ließ, versuchsmäßig nachgewiesen, daß diese auf die Augenkraft von günstigem Einfluß sind. Von welcher Wichtigkeit die Gesundung der Augen für unser Heer ist, wie schwer die Kurzsichtigkeit in Krieg und Frieden den Waffendienst schädigt, ist schon so oft von Ärzten, Offizieren und Militärschriftstellern hervorgehoben werden, daß es keiner weiteren Ausführung bedarf.

Insbesondere wird aber das Nervensystem durch maßvolles Wandern erfrischt. Es ist ganz etwas anderes, ob ich die oben angeführten Vorteile durch angespannte gymnastische Übungen oder durch fröhliches Wandern erreiche; es ist ganz etwas anderes, ob ich etwa 40 Kilometer im Kreise auf einer Rennbahn durchlaufe, oder ob ich dieselbe Strecke in anmutiger Gegend womöglich in angenehmer Gesellschaft und bei munterem Gespräch zurücklege. Das Nervensystem leidet ja in dem hastenden, rastlosen Leben und Treiben der Gegenwart am meisten; die großen Städte mit ihrem Lärm und ihren aufregenden Vergnügungen tragen im besonderen viel zur Schwächung und Erkrankung der Nerven bei. Die heutige Schule mit ihrem „Intellektualismus“ greift die Nerven auch mehr an, als die Schule früherer Zeiten. Da bieten nun Wanderungen ein außerordentlich gutes Gegengewicht gegen diese neuzeitliche Krankheit, von der unsere Vorfahren, die inniger mit der Natur in Verbindung waren, weniger wußten als wir. In der Freiheit der Natur beruhigt sich unser Geist am leichtesten, weil eine größere Kraft, die Kraft des allgegenwärtigen und alldurchdringenden Gottesgeistes, uns Ruhe und Frieden spendend anhaucht.

„Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist, als ob dort der Geist Gottes den Menschen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß übte.“ (Goethe.) (Schluß folgt.)



Über Entfaltungsfreiheit und Individualitätsrechte.

Ein pädagogisches Fragment.*)

Von

Wilhelm Münch.

In der vielumfassenden pädagogischen Reformliteratur der Gegenwart trifft man immer wieder auf die Behauptung, daß eine möglichst ungehemmte Selbstentfaltung der Jugend einen weit höheren Menschenwert verbürgen würde, als die bestehende Erziehung und die gegenwärtige Menschheit ihn darbiete. Diese Lehre ist geradezu der Zentralpunkt der neuen pädagogischen Bewegung, so wie sie in ihren kühnsten Vorkämpfern sich darstellt. Und eine richtige Erkenntnis deutet sich wirklich damit an, nur daß zu der einen Erkenntnis andere hinzukommen müssen, um sie zugleich zu beschränken und haltbar zu machen.

Es ist war, daß die gesamte Erziehung, schon seit den späteren Zeiten des Hellenentums, zumeist im Mittelalter, aber auch in den Jahrhunderten seitdem, und mit nicht viel Unterschied in den meisten Ländern, die Gelegenheit zur Selbstentwicklung der jungen Personen nie gleichzeitig mit der Unterwerfung, Eindämmung, Angleichung derselben sowie mit der Einflößung vorhandener Kulturinhalte sich recht hat angelegen sein lassen. Vorwiegend nur in verhältnismäßigen Äußerlichkeiten hat man, in bestimmten Schichten und Perioden, diese persönliche Selbstentwicklung gefördert: in ritterlichen Künsten oder auch in dialektisch-rhetorischem Können, wobei indessen schon sehr viel Abrichtung mit unterläuft. Aber die mehr innere Seite der freien persönlichen Entwicklung ist fast immer zu kurz gekommen. Hier liegt auch für unsere Schulen oder das, was Schulerziehung und Schulleben der Zukunft werden soll, eine große Aufgabe vor.

Nichts Vornehmeres kann es für die die Routine verachtenden Lehrer und für alle ernsten pädagogischen Denker geben, als die Erfüllung dieser großen Pflicht mit anzubahnen. Überhaupt ist er schön,

---

*) Aus der schon im vorigen Heft dieser Zeitschrift angekündigten Broschüre: Eltern, Lehrer und Schulen in der Gegenwart.

der Glaube an neue Ideale, wenn man ihn zum Ausgang für großes wirkliches Bemühen nimmt. Leicht aber berauscht man sich statt dessen nur in schönen Träumen oder flammenden Worten oder vagen revolutionären Vorstellungen. Die Jugend tut das besonders gern, und wer darf sie darum tadeln! Auch das neue Geschlecht der zukunftsfrohen Frauen verkündet gerne so Kühnes, und von wem werden sie sich widerlegen lassen? Und so überbieten und übertönen sich denn die Stimmen, die möglichst jede Hemmung und Beeinflussung des sich entwickelnden Kindes vermieden wissen wollen, weil es damit nur geschädigt wird, weil es nur ohne dergleichen zu dem ihm möglichen Werte gelangen könne. Einigen heißt es schon „das größte Verbrechen", irgend etwas derartiges zu versuchen, und von den „Seelenmorden" in der üblichen Erziehung und zumeist in der Schulerziehung ist mit einer Selbstgewißheit die Rede, wie sie nie von irgend einem Träger irgend einer großen Wahrheit übertroffen worden ist. Es rächt sich in solchen Augenblicken, daß man selbst an den Stätten der allgemeinsten Wissenschaftspflege das pädagogische Denken nicht für wichtig genug gehalten hat, um ihm eine regelmäßige Pflege zwischen den andern Wissenschaften einzuräumen.

Wer das ganze der Erziehungsfragen wirklich überdacht und sich mit dem Denken der besten Geister darüber ebenso wie mit den Versuchen und Erfahrungen der Jahrhunderte vertraut gemacht hat, der kann nie davon abgehen, daß in der Erziehung ein Dreifaches miteinander walten muß: Entwicklungshilfe, Gegenwirkung und Übertragung, für deren jede eine Reihe bestimmter Mittel und Wirkungen zur Verwendung kommen. Jede dieser drei Gesamtfunktionen kann ein falsches Übergewicht gewinnen oder fälschlich vernachlässigt werden, und ihr Verhältnis untereinander bestimmt sich sehr verschieden nach Wesensart, Altersstufen, Bestimmung und Verhältnissen des einzelnen Zöglings. Aber ausscheiden kann man keine derselben, ohne das Erziehungsziel zu verfehlen, und auf eine einzige der drei Funktionen sich zu beschränken, dazu mag wohl die Leidenschaft antreiben, der Haß gegen empfundene sonstige Einseitigkeit, aber die ruhige Überlegung geht nicht mit. Und auf ruhige Überlegung ein Geschäft von so ungeheurer Tragweite zu bauen wie die Erziehung, ist doch wohl empfehlenswert. Man lasse doch versuchsweise einmal eine Generation ganz ohne jene beschränkende, unterwerfende angleichende Einwirkung aufwachsen, oder vielmehr man tue es beileibe nicht! Rousseaus Glaube an die ursprüngliche Güte der Menschennatur, die nur durch die verkehrte Behandlung in ihrer Frühzeit verdorben werde, war doch in Wahrheit nicht groß, daß er nicht allerlei künstliche und

sehr planvolle erzieherische Einwirkung für nötig gehalten hätte (abgesehen davon, daß er zugestandenermaßen sein ganzes System nicht hingestellt hatte, um zu wirklicher Befolgung anzuregen). Rousseau wird überhaupt durch die neuen Propheten (und Prophetinnen) erheblich überboten. Die wirklichen großen Wahrheiten, um deren Verkündigung ihm ewiger Dank gebühret, gelten den Rechten der Kindheit und Jugend gegenüber ihrer bequemen Beherrschung durch die Erwachsenen, gelten dem Kampf gegen allerlei Gefährdung und Schädigung der gesunden Natur durch die bestehende Kultur, und gelten in der Tat der Anerkennung der Kraft und des Rechtes der Selbstentfaltung des jugendlichen Individuums. Aber so weit geht Rousseau nicht, daß er aus unbehinderter und unbeeinflußter Entfaltung nun eine Mannigfaltigkeit wertvoller Individualitäten hervorgehen sähe; das aber gerade ist die Überzeugung, auf die man gegenwärtig so vielfach stößt.

Es ist ja sehr begreiflich, daß man zu einer Zeit, wo man die ungeheure nivellierende Wirkung des so viele umfangenden Kulturlebens fühlt, nach Individuen ruft und in der Pflege der Individualität eine große Aufgabe sieht. Schon um der Mannigfaltigkeit willen, die immer würdiger ist als die Schablone, und die ja auch alle Erzeugnisse der Natur darbieten, im Unterschied von denen der menschlichen Fabrikation. Aber dann doch, damit ein wirkliches Selbst nicht fehle und der einzelne in seiner Eigenart eine Art von unverlierbarem Grundbesitz habe. Und zu allermeist wohl, damit das menschliche Gemeinschaftsleben, sein Inhalt und sein Fortschritt bedeutender werde. So bleibt man ja auch nicht stehen bei der Forderung von Individualitäten, sondern fordert viel lieber noch Persönlichkeiten, lauter volle, sichere, ernste Persönlichkeiten, oder Charaktere, auf sich selbst ruhende, in allen Stürmen feststehende, eigenartige Charaktere. Diese und nichts geringeres soll die Erziehung, die künftige, die richtige Erziehung, liefern; und eine Erziehung, die das nicht leistet, wird gescholten. Aber das Individuelle ist noch keineswegs an sich und durch sich selbst das Wertvolle: die individuelle Anlage, die als solche keinem Menschensprößling fehlt, geht auf Übles ebenso wohl wie auf Schätzenswertes; mag alles daran von Hause aus neutral sein, weder gut noch böse, so entwickelt sie sich — auch ohne Fehler der Erziehung — nicht bloß zu Neutralem, sondern auch zu dem, was nachher böse oder gut heißen muß. Ihre wertvollen Keime zu fördern, ist bloß die eine Aufgabe der Erziehung; auch entgegengearbeitet muß ihr werden, auch Abschwächung einzelner Triebe und Neigungen kommt ins Spiel, und auch Angleichung an eine allgemeine Wesensart; alles im richtigen

Maß und Verhältnis, aber nicht das eine unter Ausschluß des andern. In verschiedenem Maß und Verhältnis auch je nach dem Wert der Neigungen und Anlagen. Aber nicht aus bloßer Freude an der Eigenart als solcher, um der Langeweile willen, die die Gleichartigkeit einflößt. Die Bildnismaler der Gegenwart mögen die individuellen Züge eines Angesichts möglichst herausarbeiten, alle Regelmäßigkeit mit Geringschätzung ansehen und möglichst verwünschen und tilgen: das ist der Geschmack der Zeit, der harmlos ist und vorübergehen wird, wie überzeugt man auch von seiner Überlegenheit über frühere Tendenzen ist. Aber bei der Herausbildung von Menschentypen handelt es sich nicht um den Geschmack der Zeitgenossen, sondern um Güter der Allgemeinheit.

Nun gleitet man freilich leichten Fußes von der Forderung der Individualität hinüber, wie schon erwähnt, zu der höheren der Persönlichkeit oder des Charakters. Bis jetzt bilden diejenigen, denen wir so Bedeutendes zuerkennen, wie in diesen Normen angedeutet ist, eine Minderzahl. Wollen wir einfach dekretieren, daß sie in Zukunft die Mehrzahl zu bilden haben, daß uns demnächst nur das Beste noch gut genug sein soll? Wird menschliche Kunst sich so unberechenbar erhöhen, daß das Edle zum Allgemeinen wird? Gestrebt hat eine ernste Erziehung immer nach dem Höchsten und Schwersten; ehedem setzte man die Heiligen zum Vorbild (die doch auch unter sich sehr ungleich waren) und suchte ihrem Wesen möglichst nahe zu führen; weiterhin war es einfacher der wirklich sittliche Mensch, oder das völlig gesunde Glied des sozialen Organismus, oder wie sonst die Zielbestimmung lauten mochte. Immer aber sind die Vielen weit unter diesem Hohen geblieben und nur die Wenigen zu ihm emporgelangt. Und so wird denn auch in Zukunft die Bildung von „Persönlichkeiten", von „Charakteren" das Ideal bedeuten (wie sie das übrigens auch seither bedeutet hat), aber nicht die bei Vermeidung öffentlichen Zornes unbedingt zu lösende Aufgabe. Und daß recht viele überhaupt in ihrer Person einen Wert darstellen, wird genügen müssen und dürfen, verhältnismäßige Gleichheit kein Vorwurf sein; es gehören zu den Offizieren auch Gemeine, und nicht bloß die ersteren sind wert, daß man an ihnen Anteil nimmt.

Noch einmal also: durch die Erziehung soll die Selbstentwicklung nicht unterbunden, aber auch über der Hilfe, dem Gewährenlassen nicht die nötige Gegenwirkung versäumt werden. Nebenbei gesagt, herrscht am allermeisten in Familien von höherem sozialem Gepräge von früh auf die Neigung, nach Gewöhnung und Laune der Erwachsenen den Kindern beständig alles Mögliche zu wehren und zu verbieten, sie wirklich

nicht in Ruhe zu lassen, sie in bestimmte Formen durchaus hineinzuzwängen, und es steckt dahinter ebenso viel Gedankenlosigkeit wie Willkür und mangelnder Ernst; die beauftragten Miterzieherinnen ergänzen die Maßnahmen der Mütter vielfach auf das Reichlichste: gegen diesen positiven Unfug zu predigen (was ja auch einige der pädagogischen Reformer tun) ist aller Anlaß. Nur hebt die verkehrte Gegenwirkung nicht das Recht der richtigen auf. Und wie zwischen Entwicklungshilfe und Gegenwirkung, so soll zwischen dem Recht der Eigenart und der Pflicht der Angleichung das rechte Verhältnis gesucht werden. Ein allgemeines Rezept für dieses Verhältnis kann nicht gegeben werden. Die Aufgaben der Erziehung sind nicht wie solche der Kochkunst. Sie sind zugleich unendlich viel komplizierter und freier. Aber auch an Universalheilmittel darf man bei ihr nicht glauben, was immer am leichtesten die Dilettanten tun.

Der Sonnenstrahl.

Du weilst nicht in Königshallen allein,
Du willst eine Freude für alle sein.
Auf deinem Fittich die Hoffnung ruht,
O Sonnenstrahl, unvergleichliches Gut.

Du gleit'st über Wogen: es lächelt das Meer—
In Herrlichkeit tauchst du der Eilande Heer,
Spielst funkelnd auf Kielschaum, auf Segel und Bord
Und erquickest den Seemann wie heimatlich Wort.

Du dringst durch der grünen Arkaden Pracht
Zu der Waldesschatten dämmernder Nacht,
Und vom zitternden Laub, das dein Schimmer umkränzt,
Im träumenden Weiher der Widerschein glänzt.

Ein Nebel braut um der Berge Rand
Und hüllet die Höhn in sein faltig Gewand:
Da brichst du hervor — und der Nebelhut
Wird zu Krone und Mantel von flammender Glut.

Auf des Bauern niedriger Hütte lag
Ein düsterer Bann wie von Trauer und Plag'—
Da fiel auf ihr Fenster dein Zauberglanz,
Und lachende Schönheit umflutet sie ganz.

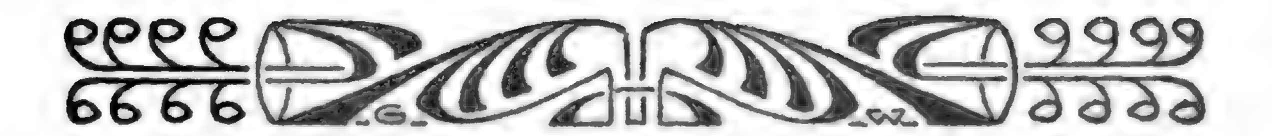
Nicht Wüste noch Wildnis so öde ist,
Daß sie nicht dein zärtlicher Atem küßt.
Ja selbst der Ruine Trümmerkleid
Trifft ein Abglanz von deiner Herrlichkeit.

Durch der Kirchen Dämm'rung nimmst du den Lauf:
Aus dem Zwielicht tauchen die Pfeiler auf,
Und der Grabmonumente verwitterter Bau
Steht gebadet in Fluten von goldenem Tau.

Im Schatten die Gruft der Armut liegt,
Drauf im Wind eine einsame Blume sich wiegt.
Du nahst, und die Schatten zerfließen wie Schaum,
Und du ruhst auf dem Hügel, ein lieblicher Traum.

Du Bringer der Freude für Meer und Land,
O Strahl des Sommers, von Gott gesandt,
Was sollte dir anderes ähnlich sein
Als der Glaube an seine Güte allein?

Aus dem Englischen von Felicia Hemans übersetzt von Fritz Friedrich.



Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

17. April 1906.

Das wesentlichste Ereignis des Monats ist die am 31. März perfekt gewordene und jetzt auch formell vollzogene Erledigung der durch die provozierende Politik Delcassés zugespitzten marokkanischen Frage. Der französische Plan, sich ein Monopol für die politische und materielle Ausbeutung Marokkos zu sichern, ist endgültig gescheitert. Die europäischen Interessen an diesem äußersten Ausläufer der islamischen Welt sind endgültig internationalisiert worden, und wenn aus historisch-geographischen Erwägungen den Franzosen und Spaniern die Leitung der zu organisierenden marokkanischen Hafenpolizei auf 5 Jahre übertragen worden ist, hat man doch für gut befunden, diese organisatorische Arbeit unter Kontrolle der Vertragsmächte zu stellen. Sondervorteile sind keiner Macht zugestanden worden. Auch in der Bankfrage blieb das Prinzip der Internationalisierung gewahrt, die Integrität des marokkanischen Gebiets, die Souveränität des Sultans und das Prinzip der offenen Tür sind völkerrechtlich gesichert, sodaß sich nunmehr hoffen läßt, daß für längere Zeiträume dieses marokkanische Problem als geschlossen betrachtet werden kann. Wie außerhalb des Kreises der meistinteressierten Mächte diese Lösung beurteilt wird, hat die Ansprache gezeigt, welche Präsident Roosevelt den deutschen Kriegervereinen in Washington gehalten hat. Er sprach ganz rückhaltlos von einem Erfolge der deutschen Politik. Daß in Europa England und zumal Frankreich sich diesen Erfolg zusprechen, kann insofern nur erfreulich sein, als sich daraus der Schluß ergibt, daß auch sie mit dem Ausgang zufrieden sind. „Weder Sieger noch Besiegte“, so hatte Fürst Bülow das Ziel bezeichnet, das er bei Berufung der Konferenz verfolgte; da alle Teile sich zufrieden zeigten, läßt sich wohl sagen, daß die Konferenz von Algeciras das so formulierte Programm glücklich durchgeführt hat. Als Fürst Bülow am 5. April dem Reichstage in seiner vorsichtigen und klaren Weise Zusammenhang und Geschichte — so weit das ohne bitter zu werden, heute möglich ist — darlegte und daran die Debatte über den Etat des Reichskanzlers sich anknüpfte, wurde der Fürst von einem Ohnmachtsanfall betroffen, der im ersten Augenblick die schlimmsten Befürchtungen wach werden ließ. Man fühlte, und nicht nur in Deutschland, was dieser Mann in dieser Stellung bedeutete und wie überaus schwer es sein werde, einen Ersatz für ihn zu finden. Zum Glück ist die Sorge heute so gut wie gehoben. Es

hat sich in der Tat nur um einen Ohnmachtsanfall gehandelt, den der durch eine Influenza geschwächte Körper des Kanzlers infolge von Überarbeitung nicht gleich bewältigen konnte. Sorgsame Pflege und danach folgende Ausspannung werden, wie feststeht, dem Fürsten seine frühere geistige und körperliche Frische voll wiedergeben. Dazu sagen wir dem Reich und dem verehrten Staatsmann unsere Glückwünsche; wenn auch die politischen Wetterzeichen, so weit Deutschland in Betracht kommt, auf eine Periode der Ruhe hindeuten, ist die Gesamtlage der Weltpolitik doch so wenig geklärt, daß die Wiederaufnahme der Kanzlergeschäfte durch den Fürsten in nicht allzuferner Zukunft dringend wünschenswert erscheint. Der Zusammenhang des politischen Lebens der führenden Nationen ist ein so lebendiger, daß es eben keine einzige Frage gibt, deren Entwicklung uns ganz gleichgültig sein dürfte. Es wird daher nützlich sein, diese Zusammenhänge, vom Interessenstandpunkte der großen Mächte aus, zu durchdenken. Wir gehen dabei von Frankreich aus.

Das Ministerium Sarrien trat ins Amt, als die friedliche Lösung der Marokkofrage keinem Zweifel mehr unterlag. Der neue Minister des Auswärtigen Bourgeois hielt sich, wie vorauszusehen war, an dem Programm, das Rouvier vertreten hatte. D. h. Frankreich fand es nützlich, in seiner Presse möglichst kriegerisch und intransigent aufzutreten, und zugleich möglichst geräuschvoll seine Kriegsvorbereitungen für „alle Fälle“ zu treffen, in Algeciras aber bequemte es sich dazu, in den von uns behaupteten prinzipiellen Fragen nachzugeben, dafür aber mit um so größerem Nachdruck Zugeständnisse in den Punkten zu verweigern, die für uns nicht eine conditio sine qua non waren. Es drückte dabei auf Spanien und Italien, die es vorher an sich gefesselt hatte, war der Unterstützung von England sicher und benutzte die quälenden Geldverlegenheiten Rußlands, um es zu einer Haltung zu veranlassen, die zu der traditionellen Mittelmeerpolitik der Romanows paßte, wie die Faust aufs Auge. Das alles war gewiß geschickt und verdeckte vortrefflich den Rückzug, der nun einmal in der Hauptfrage, der pénétration pacifique angetreten werden mußte. Gewiß hätte Deutschland, wenn es noch einige Wochen oder Monate den Abschluß der Konferenzverhandlungen hinausschob, mehr erreichen können. Aber — der Lohn war der Arbeit nicht wert, und der eventuelle Gewinn wäre durch politische Verpflichtungen lästiger Natur mehr als aufgewogen worden. Und diese Erwägungen haben schließlich den Ausschlag gegeben, ganz bestimmt nicht der lächerliche Kriegslärm, dessen künstliche Mache wohl an keiner Stelle genauer bekannt war, als in Berlin. Doch wir wollen auf alte Sünden nicht zurückgreifen. Es liegt jetzt in den Händen Frankreichs, mit Takt und Vertragstreue den Bestimmungen von Algeciras nachzukommen. Die Aufgabe, die ihm zufällt, ist gewiß nicht leicht, denn das Material, mit dem Frankreich arbeiten muß, ist leicht entzündlich, und die französischen Instrukteure wie die französischen Staatsmänner werden alle Zeit daran denken müssen, daß ihr afrikanisches Kolonisationsgebiet, ganz wie Marokko, mit Moslemin bevölkert ist, und zwar mit den fanatischsten Sekten des Islam. Seit einigen Jahren

aber mehren sich die Anzeichen, daß es in der islamischen Welt zu gähren begonnen hat. Es erstehen immer neue Mahdis und Propheten, und wenn sich bis heute der Mann nicht gefunden hat, an den die Gesamtheit glaubt, so kann er doch alle Tage erstehen. Wir halten es aus diesem Grunde für besonders bedenklich, daß jetzt wieder an der tripolitanischen Frage gerührt wird, wie es scheint, im Zusammenhang mit der Unterstützung, die Italien den Franzosen in Algeciras gewährt hat. Das ist sicher schlechte Politik, und wir können nicht ernstlich genug davor warnen. Im inneren Leben Frankreichs steht nach wie vor die Kirchenfrage im Vordergrunde. Papst Pius X. ist nicht, wie die französische Regierung hoffte, von seinem prinzipiellen Widerspruch zurückgetreten, der Ausgang der Wahlen wird zeigen, wie weit das katholische Frankreich noch zu seiner Gefolgschaft gehört. Daneben gehen die Grubenstreiks und der völlig aussichtslose Ausstand der Postbeamten. Interessant ist er nur insofern, als in ihm ein Reflex der russischen Revolution erkannt werden muß.

Viel weitere Kreise als die französische Politik zieht die englische. Marokko war für **England** in früheren Zeiten eine eifersüchtig bewachte Position. Noch vor wenigen Jahren schien es undenkbar, daß gerade auf diesem Boden den Franzosen Zugeständnisse gemacht werden könnten. Aber mit dem Vertrage vom 8. April 1904 hat sich das alles geändert. Die Haltung Englands in Algeciras war geboten, seit Frankreich endgültig seine ägyptischen Ansprüche liquidiert und seine Stellung in New Foundland aufgegeben hat. Heute sind beide Teile quitt, und England hat den ungeheuren Vorteil, einen französischen Einspruch gegen seine Orientpolitik nicht fürchten zu müssen — vorausgesetzt immer, daß nicht einer der beiden Partner zu der Politik zurückkehrt, die hüben und drüben vor 1904 als die klassische bezeichnet werden konnte. Es mehren sich aber die Anzeichen, daß die englische Politik unter dem Ministerium Grey, das überhaupt erstaunlich unternehmend ist, ihre Aufmerksamkeit auf Vorderasien und die Balkanhalbinsel lenkt. Man wird sich dabei der antitürkischen Politik Gladstones erinnern, und es scheint uns keineswegs ausgeschlossen, daß dieses von den Konservativen bis vor wenigen Jahren perhorreszierte Programm wieder zur offiziellen Tendenz des foreign office wird. Glücklich wäre das keineswegs, denn unberechenbare Verwicklungen können daraus entstehen, zumal auch hier die unbekannte Größe des islamischen Fanatismus mitzählen wird. Die Verzweigungen des Islam aber reichen nicht nur in die Glacis von Indien hinein, sondern bilden einen lebenskräftigen und wehrfähigen Teil von Indien selbst. So möchten wir ein warnendes cave canem! ertönen lassen. Wer Wind sät, erntet Sturm.

Solche eine Sturmernte muß jetzt in Südafrika eingebracht werden. Der Aufstand der Zulus in Natal hat sich als ernster erwiesen, als anfänglich angenommen wurde. Man hat zwar die Haufen der Schwarzen zurückgeworfen, aber ihr Führer Bambaato ist in den undurchdringlichen Wildnissen des Busch entkommen, um sicher wieder aufzutauchen. Hier sind es die Nachwirkungen des

Burenkrieges, die sich geltend machen. Der ungeheure Fehler, der begangen wurde, als England den unheilvollen Entschluß faßte, die Schwarzen zum Kampf gegen die Weißen zu bewaffnen, rächt sich und wird nun noch dadurch kompliziert, daß neuerdings auch religiöse Momente mitzuspielen beginnen. Eine andere südafrikanische Schwierigkeit bietet die chinesische Arbeiterfrage, die, wie es scheint, auf dem Wege einer Repatriierung der chinesischen Kulis gelöst werden wird. Da nun die Einführung der Kulis das Werk der sogenannten „Randbarone", d. h. der großkapitalistischen Ausbeuter der Minen, mit dem Zentrum Johannisburg und der Direktive London ist, wird man begreifen, wie sehr sich die Leidenschaften an diesem Problem erhitzen, da der Ersatz der chinesischen Arbeiter durch Kaffern zweifelhaft erscheint. Die Rassenfrage wird zugleich zu einer Frage von Gewinn und Verlust, wobei es sich um ungeheure Werte handelt. Nimmt man hinzu, daß nebenher die Einführung einer verantwortlichen Verfassung für Transvaal und Oranjerepublik bevorsteht, so wird man begreifen, daß Südafrika zur Zeit in gewaltiger politischer Erregung lebt. Aber damit sind die Probleme der englischen Politik noch lange nicht erschöpft. Die indische und die ostasiatische Frage kommen hinzu, der australischen und kanadischen Schwierigkeiten nicht zu gedenken.

In Betreff Indiens läßt sich nicht übersehen, daß die Erfolge Japans und die Tatsache des englisch-japanischen Bündnisses erregend gewirkt haben. Asien scheint auch auf indischem Boden sich auf eigene Füße stellen zu wollen. Es macht sich ein Geist der Opposition in der sehr umfangreichen indischen Journalistik geltend, wie man ihn früher nicht gekannt hat, so daß die indische Regierung sich sogar genötigt gesehen hat, strafend einzugreifen, eine Tatsache, die bisher kaum denkbar erschien. Aber zunächst beschränkt sich diese Bewegung auf die Literatur unter den Indigenen, und von da bis zu einer das Volk ergreifenden Widersetzlichkeit ist es noch weit. Man darf eben nicht vergessen, daß Indien nicht eine Nation darstellt, sondern aus vielen Völkern besteht, deren einziger Zusammenhang in der englischen Oberherrschaft besteht. Es ist nicht daran zu denken, daß hier je eine Gesamtaktion organisiert werden könnte, die ihre Spitze gegen England richtet. Aber Bengalen und Hindostan müssen sorgsam überwacht werden und, so weit wir aus den dürftigen Nachrichten, die zu uns herüberklingen, schließen können, geschieht das auch.

Schwieriger zu regeln und zu kontrollieren sind die englisch-chinesischen Beziehungen. Bekanntlich ist Japan in seinen Kulturformen europäisch geworden, um China überlegen zu sein und ihm zunächst Korea zu entreißen. Der erste chinesisch-japanische Krieg verfolgte dieses Ziel, die Teilnahme Japans an der europäischen Strafexpedition, welche durch die Ermordung Kettelers und die fremdenfeindliche Bewegung der Boxer veranlaßt wurde, erfolgte, weil Japan nicht ansehen wollte, daß an der chinesischen Frage gerührt werde, ohne daß Japan mitsprach, der russisch-japanische Krieg aber wurde um den vorwaltenden Einfluß in China und Japan geführt. Schon diese nackten Tatsachen

zeigen, daß Japan weniger in Europa als in China den Gegner sieht und daß seine Politik dahin geht, entweder China zu einer Bundesgenossenschaft zu nötigen, in welcher der Hof von Tokio die Leitung hätte, oder aber China in direkte Abhängigkeit von Japan zu bringen. Die Chinesen wissen das sehr wohl und suchen Bündnis wie Abhängigkeit abzuwehren. Auch sie sehen den künftigen Gegner weit mehr in dem japanischen Vetter als in den stammesfremden Europäern, die, wie sie wohl einsehen, nicht Eroberungen machen, sondern möglichst vorteilhafte Handelsbeziehungen anknüpfen wollen. Das gilt namentlich von England, das heute nicht weniger als 68 Prozent des chinesischen Exporthandels in Händen hat und ungeheure Summen umsetzt. Seit England sich zum Grundsatz der Integrität Chinas bekannt und seinen früheren politischen Standpunkt, der auf die Begründung besonderer Einflußsphären ausging, aufgegeben hat, geht das englische Interesse nicht mit dem des japanischen Bundesgenossen Hand in Hand. Es kann eine Unterjochung Chinas durch Japan nicht wünschen und müßte dem Bundesgenossen, wenn er solche Pläne verwirklichen wollte, in den Arm fallen. Nun scheint die Entwicklung so gehen zu wollen, daß China jetzt dieselben Wege einschlägt, die zwei Menschenalter früher Japan eingeschlagen hat. Schon Li-hung-tschang war ein Vertreter des Reformgedankens; sehr widerwillig trat die regierende Kaiserin-Mutter nach der Rückkehr in ihre verwüstete Residenz in die gleichen Bahnen, zögernd und langsam. Während und gleich nach dem russisch-japanischen Kriege aber begann China energisch zu rüsten und seine Truppen nach europäischen Vorbildern auszubilden. Heute hat es, was freilich bei der ungeheuren Ausdehnung des Reiches noch nicht viel sagen will, eine wohlbewaffnete und bereits leidlich geschulte Armee von nahezu einer halben Million Köpfen. In Europa aber finden wir eine vielköpfige chinesische Studienkommission, deren Aufgabe es ist, die Anwendbarkeit europäischer Institutionen, europäischer Technik und europäischer Wissenschaft auf chinesischen Boden zu erwägen. Natürlich ist von da bis zu wirklicher Durchführung des als gut befundenen ein weiter Weg, und man wird in Peking damit rechnen müssen, daß heftige Widerstände der Anhänger des alten überwunden werden müssen. Vielleicht wird auch die spezifisch chinesische gegen die Herrschaft der Mandschudynastie gerichtete Bewegung an Kraft gewinnen. Aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der Hof der stärkere bleibt, und ganz sicher ist, daß die militärische Reform ohne Unterbrechung weiter geführt werden wird. Die Frage ist nur, ob Japan diese Entwicklung ruhig mit ansehen oder aber durch eine neue Invasion diese Entwicklung zu verhindern suchen wird. Geschieht das letztere, so ergibt sich für England eine ungemein schwierige Position, deren Möglichkeiten auszumalen wir der Phantasie unserer Leser überlassen.

Für Japan selbst hat der Krieg viel Ruhm, aber auch viel Not gebracht. Wenn auch keine Revolution, so hat es doch nicht ungefährliche Aufstände gegeben. Eine Hungersnot hat vielen Tausenden das Leben gekostet, die

Finanzen sind, nach der ungeheuren Enttäuschung, welche das Wegfallen jeder Kriegsentschädigung aus den Artikeln des Friedens von Portsmouth brachte, nur mit Hilfe auswärtiger Anleihen mühsam in Ordnung zu halten, und die neu errungene Großmachtstellung legt der Steuerkraft des Landes fast unerschwingliche Opfer auf. Die Vorstellung ist offenbar, daß Japan noch mächtiger werden müsse, und das kann zu einem Element der Unruhe und Unsicherheit in ganz Ostasien heranreifen. Denn noch hat Rußland keineswegs abgedankt, so wenig, daß die russische Presse die Möglichkeit eines zweiten russisch-japanischen Krieges zu erwägen beginnt, im Hintergrunde aber macht der amerikanische Imperialismus sich geltend, der schon lange mit eifersüchtigen Augen auf Japan blickt, das ihm die beanspruchte Vorherrschaft im Stillen Ozean strittig macht.

Blicken wir endlich auf Rußland, so haben dort zwar seit dem 18. März die Vorwahlen zur Reichsduma stattgefunden, in den großen Städten und in einer Reihe von Gouvernements auch die Wahlen zweiter und dritter (bäuerlicher) Kategorie, aus denen die Reichsboten hervorgehen, und Ende Mai soll die Eröffnung dieses ersten russischen Parlaments wirklich erfolgen. Trotz alledem aber ist es völlig unmöglich, über die Zusammensetzung des Parlaments seine politische Tendenz und seine Arbeitsfähigkeit mit einiger Sicherheit zu argumentieren. In den Städten haben, dem Beispiel Petersburgs folgend, die Wähler meist Radikale, die sogenannten Kadetten oder konstitutionellen Demokraten zu ihren Vertretern gemacht, und auch die Gouvernementswahlen sind vielfach in diesem Sinne ausgefallen. Aber wir wissen nicht, wie weit die Parteigruppierungen tendenziös konstruiert sind, und noch weniger, welche politischen Gesinnungen sich unter der gemeinsamen Fahne zusammengefunden haben. Endlich ist bei der impulsiven Beweglichkeit des russischen Naturells gar nicht abzusehen, welche politischen Wandlungen sich noch in den Einzelnen vollziehen werden. Auch weiß niemand, welche Taktik die Regierung einschlagen und wie das Verhältnis zwischen Reichsduma und Reichsrat sich praktisch gestalten wird. Vollends unklar ist der psychische Zustand der zahlreichen bäuerlichen Vertreter; einem starken Willen gegenüber sind sie ganz widerstandslos, so daß schließlich alles wieder zu einer Machtfrage werden kann.

Inzwischen aber gehen Repression von Seiten der Regierung und Gewaltakte von der noch immer lebendigen Revolutionspartei neben einander her. Von beiden Seiten fallen täglich neue Opfer. Den Flintenschüssen der Soldaten antworten die Revolver und Bomben der Terroristen. Die Beraubung der Banken, die Plünderung der Kassen in Monopolbuden und Läden sind ebenso alltägliche Erscheinungen geworden, wie die massenhaften administrativen Verhaftungen und Verschickungen von Seiten der Regierung. Immer gefährlicher aber gestalten sich die Verhältnisse in Polen, wo die Geheimpolizei schlecht und die Revolution gut organisiert ist. Seit aber Sozialisten und Nationalisten sich die Hände gereicht haben, ist eine neue nationalpolnische Revolution in höchstem Grade wahrscheinlich, wenn die Duma nicht Frieden, sondern einen Bürgerkrieg

bringt. Wer aber wollte dafür bürgen, daß das nicht geschieht. Das Ministerium Witte steht auf unsicheren Füßen. Ihm fehlt das Vertrauen der Nation wie das des Herrschers, der Minister des Innern, ein pflichttreuer und achtbarer Mann, ist furchtbar verhaßt, und ebenso Trepow, der für die persönliche Sicherheit des Zaren zu sorgen hat. Dazu kommen die finanziellen Nöte Rußlands, denen vorläufig durch die in Frankreich und England aufgenommene Zwei-Milliarden-Anleihe abgeholfen wird, die aber eine weitere Steigerung des Steuerdruckes bedeutet. Dabei aber macht der Hunger in einer langen Reihe von Gouvernements sich geltend, und die kommunistische Agrarbewegung der Bauern dauert trotz der furchtbar strengen Strafgerichte fort. Wie soll man da glauben und hoffen? Man schaut nach dem klaren Kopf und der festen Hand aus, die allein hier Ordnung schaffen könnte. Vielleicht tritt der „starke Mann“ in der Duma oder im Reichsrat auf, vielleicht in den Reihen der Männer, die den Thron umgeben. Aber bis zur Stunde ist er nicht erschienen und auch in Rußland selbst weiß keiner den Mann zu nennen. Die russische Aristokratie existiert nur dem Namen nach, sie bildet einen Teil der Demokratie, die Intelligenz ist radikal, die Jugend unwissend und verwildert, das jüdische Element, das bisher die Revolution geführt hat, furchtbar verhaßt bei den unteren Volksschichten, das Beamtentum völlig diskreditiert, die Geistlichkeit ohne persönliche Autorität.

So ist das Bild, wie es uns erscheint und wir glauben nicht übertrieben zu haben. Niemand aber wird verkennen, daß solche Zustände auch eine Gefahr für den Nachbarn bedeuten und zu einer Quelle materieller Schädigung für alle werden können, die durch den Welthandel und durch industrielle Unternehmungen zu Rußland in Beziehung stehen. Und das ist wohl auch die Stellung, die Europa den russischen Dingen gegenüber in Wirklichkeit einnimmt.

Wir schließen mit der sehr erfreulichen Tatsache, daß am 30. März der Reichstag den Antrag auf Organisation eines Reichskolonialamtes angenommen hat. Mag davon eine neue kraftvolle Ära deutscher Kolonialpolitik datieren!

Rheinzauber.

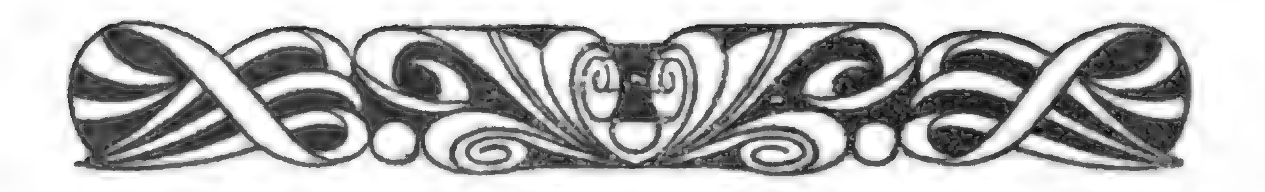
Düfte, strömt nicht auf mich ein;
Laß das Perlen, goldner Wein!

Säusle nicht, verbuhlter Wind;
Laß das Lächeln, holdes Kind!

Braus nicht so, gewaltger Strom;
Schweig, du Glockenmund im Dom!

Nicht vergebens laßt mich flehn —
Kann sonst nimmer von euch gehn.

Aus: „Ausfahrt“. Gedichte von Friedrich Wiegershaus. Verlag von Carl Schünemann, Bremen. (Geb. 2,50 Mk.)



Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

16. April 1906.

Durch ein sogenanntes „Notgesetz“, d. h. durch ein Gesetz, das die Fortführung des Reichshaushalts nach dem alten Etat auf weitere zwei Monate — April und Mai — anordnet, hat sich der Reichstag mit der unangenehmen Notwendigkeit abgefunden, einen Ausweg aus der eigentlich verfassungswidrigen Lage zu schaffen, die aus der nicht rechtzeitigen Erledigung der Etatsberatung entstanden ist. Über die Gründe dieses Nichtfertigwerdens ist an dieser Stelle früher schon gesprochen worden. Bei den außergewöhnlichen Verhältnissen, die in diesem Jahre bei der Feststellung des neuen Etats zu berücksichtigen sind, wäre ja die Zuhilfenahme eines Notgesetzes eine gewiß zu rechtfertigende Maßregel, wenn nur wenigstens dabei die Überzeugung bestände, daß alles für die schnelle Erledigung nach Ostern vorbereitet wäre. Aber zwischen Ostern und Pfingsten gibt es, selbst wenn der Reichstag bis in die letzte Woche vor Pfingsten zusammenbleiben sollte, wenig mehr als 30 Sitzungstage, und in dieser Zeit soll neben der dritten Lesung des Etats auch noch die Reichsfinanzreform unter Dach gebracht werden, außerdem natürlich die Novelle zum Flottengesetz und womöglich noch die Militärpensionsgesetze. Der Reichstag hat vorläufig dadurch, daß das Notgesetz für die Monate April und Mai gelten soll, die Verpflichtung übernommen, vor Pfingsten den Etat und alles, was damit zusammenhängt, fertig zu stellen. Wird er diese Verpflichtung einlösen? Es wäre gewagt, diese Frage ohne weiteres zu bejahen. Notwendig wäre vor allem eine gründliche Änderung der Arbeitsmethoden des Reichstags.

Auf welchen Wegen diese von allen Parteien — vielleicht mit Ausnahme der Sozialdemokratie — ersehnte Reform zu erreichen wäre, darüber gehen die Meinungen sehr weit auseinander. Die verbündeten Regierungen wollen es zunächst mit jener langersehnten Vorlage versuchen, die als sogenannte „Diätenvorlage“ in den letzten Jahren schon mehrfach am Horizont aufgetaucht ist, um dann sofort wieder unsichtbar zu werden. Die Gewährung von Entschädigungen für die Reichstagsmitglieder kann nur auf Grund einer Verfassungsänderung zustande kommen, und davor schrecken erfahrene Politiker in der Regel mit Recht zurück, solange eine Frage noch stark umstritten und namentlich in ihren Folgen und Wirkungen nicht klar zu übersehen ist. Ver-

fassungsmäßige Bestimmungen, die gewisse Rechtsbeschränkungen enthalten, sind, wenn einmal aus der Hand gegeben, gewöhnlich nicht wieder herzustellen. Über die voraussichtliche Wirkung der Diätengewährung schwankt das Urteil ganz außerordentlich. Allerdings in dem einen Punkt, der ursprünglich für den Fürsten Bismarck der entscheidende war, hat sich bis in strengkonservative Kreise hinein eine starke Wandlung vollzogen. Bismarck sah in der Diätenlosigkeit eine Schutzwehr gegen den Radikalismus in der Volksvertretung, ein Gegengewicht gegen das allgemeine, direkte, geheime Wahlrecht. Das demokratische Wahlsystem legte die Befürchtung nahe, daß der Schwerpunkt des Parlaments in die breiten besitzlosen Massen verlegt werden könnte. Daher wollte er dafür sorgen, daß nur solche, die in der Lage waren, finanzielle Opfer zu bringen, ein Mandat ausüben könnten. Bismarck konnte damals unmöglich voraussehen, daß der Radikalismus der Besitzlosen gerade Gelegenheit finden werde, sich in der reichsten und bestorganisierten Partei zu verkörpern, und daß gerade diese Partei durch private Besoldung der Abgeordneten aus der Parteikasse in der Lage sein werde, sich in der Auswahl ihrer Vertreter von den Rücksichten auf materiellen Besitz vollkommen unabhängig zu machen. Gerade die bürgerlichen Parteien leiden schwer darunter, daß sie bei der Aufstellung von Bewerbern für den Reichstag durch Erwägungen über die materielle Unabhängigkeit der Kandidaten so vielfach behindert sind. Man ist also durch eine praktische Erfahrung von bald vier Jahrzehnten ganz davon abgekommen, an die Nichtgewährung von Entschädigungen irgend welche Hoffnungen wegen der Zusammensetzung des Reichstags zu knüpfen.

Indessen wenn nun die Befürworter der Diätenzahlung allzu leichtfüßig zu dem entgegengesetzten Standpunkt hinübereilen und meinen, mit Hilfe der Entschädigungen könne man nun auf eine günstigere Zusammensetzung des Reichstags hinarbeiten, so muß auch dazu ein großes Fragezeichen gesetzt werden. Es ist ja möglich, daß die Entschädigungen mancher tüchtigen Kraft, auf die man früher nicht rechnen konnte, den Weg in den Reichstag bahnen, vor allem, daß auch der „schlichte Mann aus der Werkstatt“, — wie der Kaiser sich einmal ausgedrückt hat, — seinen Platz in den Reihen der Volksvertreter erhält. Aber allzu viel darf man in dieser Richtung nicht erwarten. Und dann — so hoch wir auch einen solchen Zuwachs schätzen, so müssen wir uns doch klar machen, daß die etwa neu hinzukommenden Vertreter des Mittelstandes wahrscheinlich nicht eine entsprechende Anzahl Sozialdemokraten, sondern Vertreter des Großbesitzes verdrängen würden. Nun kann man ein großer Freund des Mittelstandes sein und sehr lebhaft wünschen, daß seine Interessen ausgiebig zur Geltung kommen, aber doch dabei meinen, daß der Großbesitz mit seinem weiteren und geschärfteren Blick für das Gemeinwohl und seiner im allgemeinen tieferen politischen Bildung als mitbestimmender und sogar führender Faktor in der gesetzgeberischen Arbeit gar nicht zu entbehren ist. Nicht ganz unbegründet ist die Befürchtung, daß manche Mitglieder der Großindustrie und des Großgrundbesitzes, die jetzt per-

sönlich sich verpflichtet fühlen, eine politische Tätigkeit auf sich zu nehmen, die zur Zeit eben nur von materiell unabhängig gestellten Männern neben ihrem Beruf versehen werden kann, später nach Einführung von Entschädigungen sich von einer Aufgabe zurückziehen werden, die alsdann auch von anderen Leuten geleistet werden kann und die in jedem Falle undankbar und unerquicklich genug ist.

Zunächst erhofft man von der Einführung geeigneter Entschädigungen für die Reichstagsmitglieder eine Heilung oder wenigstens Besserung der großen Krankheit, an der unser parlamentarisches Leben leidet, nämlich des Absentismus, der chronischen Beschlußunfähigkeit. Es scheint aber, als ob sich auch davon manche Leute falsche Vorstellungen machen. Rechnet man etwa darauf, daß viele Abgeordnete durch die gezahlten Gelder zu einem regelmäßigeren Besuch der Sitzungen veranlaßt werden, so wird man sich aller Wahrscheinlichkeit nach enttäuscht sehen. So groß wird der Anreiz der gewährten Entschädigung für die Abgeordneten, die zu Hause etwas Nützlicheres zu tun haben, als den zähen Brei sozialdemokratischer Reden über sich ausschütten zu lassen, voraussichtlich nicht sein. Aber auf indirektem Wege kann mit Hilfe der Entschädigungen vielleicht dieselbe Wirkung zustande kommen, die man wünscht. Wenn keinerlei Entschädigungen gewährt werden, so hat der Abgeordnete, dem eine nachlässige Ausübung seines Mandats zum Vorwurf gemacht werden kann, eine gewisse Entschuldigung. Er kann sagen: „Gewiß bin ich bereit, in Ausübung meiner Volksvertreterpflicht Opfer zu bringen, aber auch das hat seine Grenzen. Ich kann nicht meine ganzen Berufsinteressen für das vollkommen zwecklose Anhören überflüssiger Redeübungen einsetzen. Wenn Ihr Herren Wähler trotzdem anderer Meinung seid, denn sucht Euch Jemand, der auch dieses Opfer zu bringen vermag." In der Tat muß jeder Versuch, aus den Kreisen der Wähler heraus einen Druck auf den Abgeordneten auszuüben, an dieser Klippe scheitern. Wird aber eine Entschädigung gezahlt, dann gibt es doch eine so einfache Entschuldigung für den säumigen Volksvertreter nicht, und wenn die Wähler „Haare auf den Zähnen haben", so lassen sie sich dergleichen nicht bieten. Dann ist die Pflicht der Ausübung des Mandats unabhängig von den privaten Interessen der Volksvertreter. Aber die Voraussetzung ist allerdings, daß Partei und Wählerschaft von dem Druckmittel, das ihnen die Entschädigung in die Hand gibt, einen entschlossenen Gebrauch machen und von solchen Abgeordneten, die nicht auf dem Posten sind, die Niederlegung des Mandats verlangen. Es ist nicht über allen Zweifel erhaben, daß solche Wirkungen eintreten werden.

Wenn es mit Hilfe der Entschädigung glückt, einen heilsamen Einfluß auf die Beschlußfähigkeit des Reichstags auszuüben, dann wird es vor allen Dingen Aufgabe der vernünftigen Mehrheit des Hauses selbst sein, die nötigen Änderungen an der Geschäftsordnung vorzunehmen. Darauf hat die Gesetzgebung bekanntlich keinen Einfluß; die Geschäftsordnung ist Sache des Hauses selbst. So wie sie bisher gegolten hat, wird sie wohl kaum bleiben können. Sie setzt ideale Verhältnisse voraus, zum mindesten eine allgemeine Bereit-

willigkeit, die Geschäfte des Hauses zu fördern. Sie rechnet nicht mit der böswilligen Tendenz, die Geschäftsordnung als ein Mittel zu benutzen, um zu Gunsten destruktiver Parteiinteressen Zweck und Prinzip des Parlamentarismus selbst aufzuheben. Solchen Tendenzen entgegenzuwirken, hat die Volksvertretung ein einfaches Mittel an der Hand, indem sie die Befugnisse des Präsidenten verstärkt. Da der Präsident der selbstgewählte Vertrauensmann des Hauses ist, so ist jedenfalls grundsätzlich nichts dagegen einzuwenden. Die meisten anderen Parlamente gewähren ihren Vorsitzenden weiterreichende Befugnisse als der deutsche Reichstag.

So ist es vielleicht möglich, durch die Gewährung von Entschädigungen direkt und indirekt einen besseren Fortgang der Geschäfte des Reichstags zu erreichen. Nach langem Zögern haben sich die verbündeten Regierungen entschlossen, einen Versuch damit zu machen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß unter den deutschen Bundesstaaten vornehmlich Preußen ein Gegner dieses Versuches war, bis die letzten parlamentarischen Erfahrungen und die zunehmende Versumpfung der gesetzgeberischen Arbeit im Reich im Verein mit der Beobachtung, daß die Vorenthaltung der Diäten nicht die erwarteten Wirkungen gehabt hat, eine Änderung herbeiführten. Der endgültige Beschluß des Bundesrats über die Vorlage steht unmittelbar bevor, und der Reichstag wird, wenn er am 24. April nach den Osterferien wieder zusammentritt, bald Gelegenheit haben, darüber zu beraten. Über den Inhalt der Vorlage im einzelnen wird später zu berichten sein; hier sei nur erwähnt, daß, wie es scheint, auch eine Vorlage zu erwarten ist, die eine Änderung in der verfassungsmäßigen Festsetzung der Beschlußfähigkeitsziffer des Reichstags trifft. Die Herabsetzung dieser Ziffer wird freilich von verschiedenen sehr beachtenswerten Seiten als eine Maßregel bezeichnet, die einem zweischneidigen Schwert zu vergleichen ist. Es erheben sich große Bedenken dagegen, doch läßt sich gegenwärtig noch nicht beurteilen, wie weit diese Bedenken die Oberhand gewinnen werden.

Wie schon erwähnt, wird auch ein beschlußfähiges Haus alle Hände voll zu tun haben, um zwischen Ostern und Pfingsten auch nur mit dem Notwendigsten fertig zu werden. Auf die Zeit nach Pfingsten aber ist nach alten Erfahrungen nicht mehr zu rechnen, und es besteht eine sehr große Wahrscheinlichkeit, daß der Reichstag nicht geschlossen, sondern über den Sommer hinaus vertagt werden wird.

Aus den letzten Sitzungen vor Ostern ist hier nur noch einiges nachzutragen. Wider alles Erwarten glatt passierte die Flottenvorlage die zweite Lesung. Auch die Kommissionsberatung war ohne Schwierigkeit von statten gegangen. Fast schien es sogar, als werde die stärkste und unbequemste Kritik an der Vorlage nicht aus den Reihen der Gegner, sondern aus denen der entschiedenen Freunde der Flottenvermehrung kommen. Eine starke Agitation hatte eingesetzt, um einen beschleunigten Bau der Schiffe und eine radikale Erneuerung des gesamten Flottenmaterials zu fordern, und man verstieg sich dabei sogar zu scharfen Angriffen gegen die Marineverwaltung, weil diese die durch die Agitation entfachte Stimmung nicht benutzen wollte, sondern ruhig die Verant-

wortung für ein geringeres Maß von Forderungen übernahm. Fachmännischem Urteil muß es überlassen bleiben, wer bei diesem Streit in marinetechnischem Sinne Recht hatte. Politisch hat jedenfalls Herr v. Tirpitz seine Sache überaus geschickt geführt und durch sein kluges Maßhalten und unbeirrtes Festhalten an der sorgfältig vorbereiteten planmäßigen Durchführung der Flottenverstärkung sich ein außergewöhnliches Maß von Vertrauen bei allen bürgerlichen Parteien erworben. Freilich darf man sich nicht verhehlen, daß die Freude über die Einigkeit der bürgerlichen Parteien des Reichstags in der Flottensache nicht ganz ungemischt sein kann; denn einen reichlichen Anteil an ihrem Zustandekommen hatte wohl die Angst der oppositionslustigen Parteien, daß irgend ein Widerstand gegen die außerordentlich maßvollen Forderungen der Regierung sie doch in einen höchst unbequemen Zwiespalt mit der Stimmung im Lande bringen könne. Die Erfahrungen des letzten Jahres in der auswärtigen Politik haben doch vielen Leuten die Augen geöffnet.

Die Debatte über die auswärtige Politik bei Gelegenheit der Beratung des Etats des Auswärtigen Amts zeigte diesmal eine erfreuliche Übereinstimmung der bürgerlichen Parteien in ihrer Bereitwilligkeit, vertrauensvoll hinter die Regierung zu treten. Leider kam es nicht zu eingehenderen Erläuterungen über nähere Beziehungen zu den anderen Mächten, da ein plötzliches Unwohlsein des Reichskanzlers eine ausgiebigere Entwicklung der Debatte verhinderte. Es hat sich glücklicherweise herausgestellt, daß nach menschlichem Ermessen keine weiteren Folgen dieser Erkrankung zu befürchten sind. Sie war die Folge eines Influenzaanfalls, verstärkt durch die Wirkungen der übermäßigen Arbeit, die auf dem Kanzler in der letzten Zeit gelastet hatte. Aber es konnte nicht ausbleiben, daß dieser Ohnmachtsanfall, der den Fürsten Bülow mitten in der Reichstagssitzung nach einer glänzenden Auseinandersetzung über die deutsche Marokkopolitik und die Konferenz in Algeciras traf, und den in seiner Bedeutung und Tragweite zunächst niemand von den zahlreichen Augenzeugen beurteilen konnte, ein jähes Erschrecken hervorrief und allerhand Fragen in den Vordergrund drängte, die sonst in der gedankenlosen Hast des Alltagstreibens leicht beiseite geschoben werden. Wie würde es werden, wenn dieser hervorragende Staatsmann, der wie kein anderer gerade für unsere gegenwärtigen Verhältnisse und Bedürfnisse geschaffen scheint, durch höhere Gewalt vor der Zeit gezwungen würde, die Zügel aus der Hand zu geben? Wir dürfen ja hoffen, daß diese Sorge ihren akuten Charakter vorläufig verloren hat, und wenn das der Fall ist, so dürfen wir es vielleicht sogar als ein Glück betrachten, daß unserm nörgelsüchtigen und kleinlich gearteten Zeitalter einmal Veranlassung gegeben worden ist, ernsthaft über Stellung und Persönlichkeit des jetzigen Reichskanzlers nachzudenken und manches oberflächliche und leichtfertige Urteil einer genauen Nachprüfung zu unterziehen. Wenn dieser Zwischenfall vielleicht manchem den Weg zu besserem politischen Verständnis öffnet, so würde darin ein milderndes Moment für manche Sorge liegen, die immer noch bestehen bleibt.

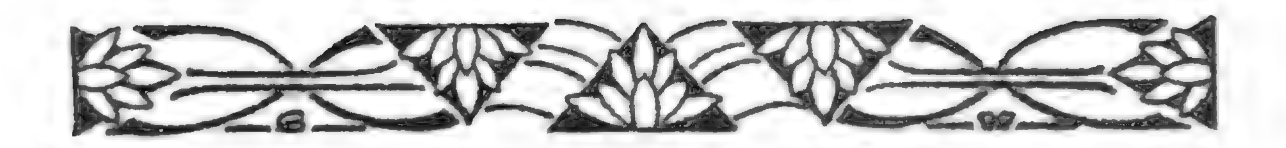
Diese Sorgen haben neben der persönlichen auch eine sachliche Seite. Ist überhaupt die Bürde des Reichskanzleramts noch von den Schultern eines Menschen zu tragen? Die Frage einer Entlastung des Reichskanzlers wird ernstlich aufgeworfen, ohne daß bisher ein brauchbarer Vorschlag gemacht werden konnte, wie das zu ermöglichen sei. Ein radikales Mittel wäre ja die Schaffung eines Reichsministeriums in der Weise, daß die Reichsverwaltung ebenso wie in den größeren Bundesstaaten unter eine Anzahl verantwortlicher Minister verteilt würde. Aber dagegen erheben sich so viele staatsrechtliche Bedenken, daß dieser Weg ganz aussichtslos erscheint. Eine solche Einrichtung würde eine völlige Verschiebung des Schwerpunkts in dem Aufbau des Reichs bedeuten. Die Verschiebung würde entweder im demokratischen oder im unitarischen Sinne geschehen müssen. Denn solche Reichsminister müßten entweder das parlamentarische Prinzip zum Ausdruck bringen, oder sie müßten nach Analogie der preußischen Verfassung vom Kaiser ernannt werden. Eine solche Zentralverwaltung neben dem Bundesrat würde diesen in die Stellung eines Oberhauses drängen und damit den Grundgedanken des Reichs als eines Bundes souveräner Einzelstaaten völlig verwischen. Soll das sichere Funktionieren der Reichsverwaltung und der föderative Charakter des Reichs zugleich gewahrt werden, so muß die ausübende Gewalt in Reichsangelegenheiten grundsätzlich in der Hand der „verbündeten Regierungen" und ihrer von Bundeswegen waltenden Organe, des Kaisers und des Bundesrats, bleiben, und das kann praktisch nur so zum Ausdruck kommen, daß nicht eine besondere Körperschaft, sondern der Vorsitzende des Bundesrats selbst, zugleich der erste Bevollmächtigte des größten deutschen Bundesstaats, dessen Oberhaupt Deutscher Kaiser ist, die Reichsverwaltung verantwortlich vertritt.

Das schließt natürlich nicht aus, daß unter Wahrung der bestehenden staatsrechtlichen Verhältnisse eine günstigere Arbeitsverteilung in den Reichsämtern versucht wird. Als ein Fortschritt muß es auch bezeichnet werden, daß die Ablösung der bisherigen Kolonialabteilung vom Auswärtigen Amt und die Errichtung eines selbständigen Reichs-Kolonialamts Aussicht auf Verwirklichung hat. Ein starkes Hindernis schien sich in dem Widerstande des Zentrums gegen diese Forderung zu erheben. Die Gründe dieses Widerstandes sind nicht ganz aufgeklärt. Die öffentlich angegebenen sachlichen Gründe waren so unzutreffend und so fadenscheinig, daß sie kaum ernst zu nehmen waren. Ein Teil der Zentrumspresse hatte durchblicken lassen, daß man zu dem neuen Chef der Kolonialverwaltung, dem Erbprinzen Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, kein Vertrauen habe, da er ein entschiedener Freund des evangelischen Bundes sei. Später wurde dieser Grund von den führenden Organen der Partei entrüstet abgeleugnet. Der Streit darüber ist jetzt wohl unnütz und gegenstandslos geworden, nachdem die eingehende und streng sachliche, persönliche Darlegung des Fürsten Bülow im Reichstage überzeugend bewiesen hat, daß die Vereinigung der Kolonialverwaltung mit dem Auswärtigen Amt nicht länger durchzuführen sei; hatte doch diese Vereinigung einen nicht unwesentlichen Anteil an der Überbürdung, der ein

Mann von so bedeutender Arbeitskraft und Pflichttreue, wie der verstorbene Staatssekretär Freiherr v. Richthofen, zum Opfer gefallen war. Das Zentrum hat seinen Widerstand gegen das neue Kolonialamt aufgegeben, und so darf man hoffen, daß die Forderung ungefährdet auch die dritte Lesung passiert.

Es deuten überhaupt manche Anzeichen darauf hin, als ob sich ein engeres Vertrauensverhältnis zwischen dem jetzigen Reichskanzler und den bürgerlichen Parteien, — auch denen, die ihren Grundsätzen nach eine Oppositionsstellung einnehmen, — anbahnt, und als ob dementsprechend diese Parteien, unbeschadet ihrer Grundanschauungen, einander etwas näher gerückt sind. Diese Gegensätze werden nicht verleugnet, sondern im Gegenteil eher entschiedener betont, und doch ist etwas von der alten Schärfe und Gehässigkeit verloren gegangen; man verspürt etwas mehr von politischer Duldsamkeit. Es sind leise, schüchterne Anklänge, die aber doch vielleicht in absehbarer Zeit schon gegenüber der Sozialdemokratie eine gewisse praktische Bedeutung gewinnen können. Merkwürdig ist, daß in letzter Zeit zum ersten Male im Zentrum der Wunsch laut geworden ist, die konfessionelle Fessel zu sprengen, die bisher die Partei zusammengehalten hat. „Wir müssen aus dem Turm heraus", — diese Parole hat kürzlich Dr. Julius Bachem, ein hervorragendes Mitglied der Zentrumspartei ausgegeben und zu dem Versuch geraten, evangelische Kreise heranzuziehen, damit das Zentrum eine wirkliche politische Partei, nicht eine konfessionelle sein könne. Das ist ein immerhin interessantes Symptom, dessen richtige Deutung wohl erst die Zukunft geben wird. Ist der Vorschlag nur der Ausdruck des Bewußtseins, daß das Zentrum zu einer Macht gelangt ist, die über die politische Bedeutung des katholischen Bruchteils der Bevölkerung des Deutschen Reichs hinausgeht? Ist damit für die Partei, die bisher die Interessen des internationalen Ultramontanismus wahrgenommen hat, der Zeitpunkt gekommen, wo sie sich entweder selbst zum Stillstand verdammen oder den Versuch wagen muß, das evangelische Deutschland über ihre weiteren Ziele zu täuschen und dessen Zusammenschluß zu vereiteln? Oder fühlen bereits einige führende Kreise in der Partei, daß die größere Verantwortung mit den wachsenden Erfolgen und die längere Gewöhnung an die Mitarbeit an nationalen Zielen eine innere Wandlung vorbereitet hat und daß es nun an der Zeit ist, dem Mißbrauch des katholischen Glaubens zu rein politischen Zwecken ein Ziel zu setzen?

Diese Fragen werden wohl noch lange Zeit offen bleiben müssen, aber man darf solchen Erscheinungen die nötige Aufmerksamkeit nicht versagen. Denn so notwendig auch die Wachsamkeit gegenüber allen das nationale Leben bedrohenden Schädlingen — und dazu gehört der echte Ultramontanismus — sein mag, so dürfen wir uns doch einer Entwicklung nicht entziehen, die unserer nationalen Einigkeit dient, — einer Entwicklung, in der jedem Bekenntnis sein Recht wird, bei der aber in der Erkenntnis der nationalen Pflicht kein Unterschied besteht. Der Weg dahin wird noch weit sein, aber man soll nichts unbeachtet lassen, was ein Hindernis seiner Beschreitung aus dem Wege räumt.



Literarische Monatsberichte.

Von

Konrad Falke.

IV.

J. V. Widmann, Der Heilige und die Tiere (Frauenfeld, Verlag von Huber & Co.). — Carl Spitteler, Olympischer Frühling (Leipzig, verlegt bei Eugen Diederichs).

Die Schweizer sind auf ihre Künstler erst dann stolz, wenn sie auf sie eitel sein können. Aber der harte Kampf ums Dasein, den alles was außerhalb der Nützlichkeitszone aufwachsen will, auszufechten hat, zeitigt sein Gutes: schwaches Treibhaus- und Salongewächs gibt es nicht oder es welkt bald ab, und es bleiben nur einige wenige Stämme, vom Alter grau und sonderbar gestaltet, jeder das Erzeugnis eines eigenen geistigen Himmelsstriches. Nachdem am Ende des vorigen Jahrhunderts Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer als einsame Größen über der schweizerischen Literatur gestanden haben, sind ihnen, den inzwischen Abgeschiedenen, Josef Viktor Widmann und Carl Spitteler im Alter wie im Range nachgerückt.

Beide Dichter haben die Sechzig überschritten, bilden wie ihre Vorgänger im hohen Priesteramte des Schönen künstlerische Gegensätze, sehen sich aber gleichwohl durch eine schon aus den Schuljahren stammende Freundschaft mit einander verbunden. Widmann hat Auge und Liebe für jene Lebewesen, die mit stumm bittenden Geberden vor den Pforten unseres Menschenreiches stehen, und von ihrem mißachteten Schicksal trägt ihn ein edler Gedankenflug zu den großen Zusammenhängen der Welt. Spitteler erbaut sich aus den glänzendsten Symbolen, die der Menschengeist je ersonnen, den griechischen Göttergestalten, eine Welt für sich auf, belebt sie mit seinem Blute und fügt sie nach seiner Phantasie, und diese Himmlischen, die dem unerbittlichen Schicksal am nächsten stehen, läßt er doch beim Anblick der in Niedrigkeit leidenden Kreatur in bittere Fragen und Klagen ausbrechen und in der Teilnahme ihres Herzens zu ihr sich niederneigen. So hat uns der eine der beiden Freunde seine Dichtung „Der Heilige und die Tiere", der andere sein Epos „Olympischer Frühling" geschenkt.

Josef Viktor Widmanns „Der Heilige und die Tiere" beginnt idyllisch. An einem goldenen Frühherbstabend kommen auf einem Hügelkamm unfern des Rheins zwei junge Theologen in kameradschaftlichem Wortstreit dahergezogen und kehren bei dem Pfarrer Lux von Everdingen ein, der früher einmal in der Schweiz predigte, bis er an einem Weihnachtstage die hungrigen Vögel mit Altarbrot fütterte und darauf prompt den Abschied erhielt. Der Herr Pfarrer, bei dem die Menschlichkeit größer war als die Kirchlichkeit, ist eben selber von einem kleinen Spaziergang zurückgekommen und erzählt seiner

Schwester, die ihm im neuen Wirkungskreis die Haushaltung führt, was für ein Erlebnis er gehabt hat:

Der Abend, schien mir, leite still nach Hause,
Zum Nest, zur kleinen Höhle jedes Tier;
Als Zeichen einer Leidensruhepause
Sei aufgepflanzt sein goldenes Panier.
Und da — in diese Feierabendstille,
Die auf den Hügeln, in den Feldern lag
Als Treuga Deï, als ein Schöpferwille,
Dem heilig auch des kleinsten Herzens Schlag, —
Da — vor mir her — ein jacher Sprung des Hundes, . . .
Ein Piepsen — Seelenangst klang gell heraus . . .
Ich stürze vor . . . schon wälzt sich etwas Wundes . . .
Ich bin zu spät, — s' war eine Haselmaus.
Den Hund verscheuch ich, will den Stock dann heben,
Zu kürzen des verlornen Tieres Pein —
Da seh' den kleinen Leib ich seltsam beben,
Er wirft sich kreißend — sollt es möglich sein?
Führwahr, es ist! — Das wunde Tier war trächtig,
Wohl darum vor dem Hund in der Gefahr
Nicht der gewohnten vollen Sprungkraft mächtig.
Und nun . . . der blutge kleine Pelz gebar!
Gebar zum Tode, selbst im Tode ringend,
Gebar mit durchgebissenem Genick,
Doch sich so lange noch zum Leben zwingend,
Bis auf die Jungen fiel ein letzter Blick.
O, dieser Blick, bevor das Aug' verglaste!
Wie viel von weher Klage, Bitternis,
Verzweiflung in den braunen Äuglein raste,
Von stummem Jammer, der das Herz zerriß!
So polyglott sind, hoff ich, Gottes Ohren,
Daß sie vernahmen, was der Seufzer hieß,
Mit dem das Tier sein Leben gab verloren:
„Mein Gott! mein Gott! warum tust du mir dies?"
Mir aber, der ich nie um eignen Schmerz
Die Hand zum Himmel hadernd noch erhoben,
Mir zwangs die Faust im Fluche wolkenwärts,
Und jeder Nerv war: Fluch dem Herrn da droben!
Um alle seine Sonnen, die sich drehen,
Um allen Glanz der hohen Himmelsbahn
Möcht ich nicht dieses kleine Sterben sehen
Wie er und wissen: ich bin Schuld daran.

Wie ihm die Schwester vorschlägt, zur Ablenkung für den Rest des Abends wieder einmal sein altes Schattenspiel vorzunehmen, greift er den Gedanken ernster auf, und aus dem Wissen des Pfarrers und dem Fühlen des Menschen dichtet und inszeniert er für seine Gäste das Stück „Der Heilige und die Tiere."

„Und war allda in der Wüste und ward versucht von dem Satan und war bei den Tieren." Diese Worte aus dem Ev. Marc. I, 13 sind die Knospe, die sich unter dem warmen Sonnenstrahl von Widmanns Dichtergenius zu dem „Biblischen Schattenspiel" entfaltete. Nur ist die Entwicklung

eine dem Motto insofern entgegengesetzte, als wir zuerst die Tiere vorgeführt erhalten und erst durch ihre Gespräche hindurch den Helden immer näher kommen sehen.

Da der Schauplatz die Wüste ist, so beginnt das Spiel zu Recht mit einer Szene zwischen Repräsentanten ihres königlichen Geschlechtes. Zu der Löwin und dem Löwenkind, denen sich vorsichtig der Fuchs Fenek beigesellt, kommt der alte Löwe und erzählt seine Begegnung mit dem Heiligen, vor dessen sinnendem Vorüberwandeln er Blutdurst und Ansturm vergessen. Aber schon beschließen in nächtlicher Zusammenkunft am toten Meer der Dämon Asasel und seine Genossin Lilith, die den Heiligen mit ihrem weiblichen Zauber so wenig wie der Löwe mit seiner Kraft fangen konnte, ihm auf eine feinere Weise seinen Traum zu stören. Der Morgen graut, und eben hat eine wilde Ziegenschaar einen flüchtigen Bock in ihre Mitte aufgenommen: es ist der Sündenbock, den in feierlicher Tempelzeremonie der Fluch des Priesters mit den Verbrechen des Volkes Israel belud und, während sein Bruder unter dem Opferstahl verblutete, in die Wüste hinausjagte; ein früherer Schicksalsgenosse belehrt den Verzweifelnden, daß man an die verhängte Verdammnis nur nicht glauben dürfe und alsdann ein ganz schönes Leben führen könne. Da wird die Bewillkommnung dadurch unterbrochen, daß die ausgestellten Wachen in der Luft oben einen Geier und eine Taube und in der Ebene einen Menschen melden: es sind Asasel und Lilith, die sich in Vogelgestalt dem Heiligen nahen. Dieser nimmt Lilith, die mit dem roten Brustfleck im Gefieder verwundet zu sein scheint, vor dem vermeintlichen Verfolger in Schutz, und so kann sie ihm den Ring überbringen, der ihn die Stimmen der Kreaturen verstehen macht. Als erster Laut aus der neu erschlossenen Welt wird dem Heiligen das Summen der Kleinsten, die vom Leben nur ein flüchtiges Tröpfchen erhielten, das Lied der Mücken verständlich:

Sonnengluten, Sonnenfluten,
Feuerbad und Strahlenmeer,
Die noch kaum in Nacht wir ruhten,
Konnten solches wir vermuten,
Lichte Wonnen um uns her?

Sputen müssen wir uns, sputen,
Daß uns Lieb' und Leben glückt.
Ehe diese Sonnengluten
In den Abgrund sich verbluten,
Wo die Nacht den Tag erdrückt.

Aber gleich darauf muß der Heilige mit ansehen, wie ein Rabenschwarm einen armseligen Hasen auftreibt, zu Tode hetzt und zerreißt. Er kommt zu spät, um das Tier zu retten, und hört von ihm nur noch seine letzten Worte: „Wir sterben alle so!“ Da steigt aus der Erschütterung seiner Seele ein Gedanke, der schon längst in ihr genistet hat:

„Wir sterben alle so“ ... Muß das so sein?
Gibt's loszukaufen sie kein Lösegeld? — — —
Wenn einer für sie alle ... still! Das ist
Der Traum, der oft schon nächtens mich geschreckt
Und den am Tag als Torheit ich verwerfe,
Als leeren Wahn. Denn niemand hat die Münze,
Die einz'ge, die als Kaufpreis würde gelten:

Die Münze totgefeiten ew'gen Lebens.
Ein Gott, der für sie stürbe, könnte zahlen,
Doch nie ein Mensch, nie eines Menschen Sohn,
Da alle wir Gefangene des Todes,
Der, was ihm schon gehört, nicht erst will kaufen
Und mit Gefangnen nicht Verträge schließt.

Er spricht nun mit den Raben, und sie werfen ihm vor, daß die Menschen noch viel mehr und unnötig schlachten. Während er in neuer Bekümmernis zur Seite tritt, vollenden sie ihren Schmaus, und der alte Kolk erzählt ihnen von dem Festessen, das nach der Schlacht im Teutoburger Walde stattgefunden. Aus dem Wunsche, es möchte wieder einmal einer nahen und hierzulande eine solche Römermahlzeit anrichten, kommen sie auf die Prophezeiung zu reden, daß ein zweiter Elias aufstehen und sich mit der Macht des Wunders und der Kraft des Schwertes umgürten solle. „Der Heilige aber scheucht sie als schändliche Versucher mit Zornesworten auseinander: er wird ein Reich errichten „nicht von dieser Welt“ ...

Und tiefer und tiefer blickt er in das qualenvolle Dasein der Kreatur. Im „Haus der Tiere“, einer alten Schloßruine, unterhält er sich angesichts immer neuer Grausamkeiten mit dem Fuchs Fenek über das Lebensbild, das aus ungebändigter Sinnenlust sich ewig wiederholen werde. Der Fuchs aber meint mephistophelisch:

Je nun, der Weltsaft ist nun einmal so,
Daß er zu Zeiten kommt ins Gähren.
Man ist dabei doch ein Momentchen froh.
Nur sollt' es öfter sein und länger währen.

Zuletzt schleppt sich der von mehreren Pfeilen tötlich verwundete Löwe herbei. Während die Tiere ihren König verlassen, tränkt der Heilige den Sterbenden aus einer Schildkrötenschale, und der Löwe erkennt in ihm ein Geschöpf, das aus demselben Feuergeist entstammt — „doch ward mein Teil verschachert in ein Tier!“ Jetzt will der Heilige aus dem niedern Blutbann, in den er mit seiner Liebe nicht einzudringen vermag, sich zu reinern Höhen heben und noch einen letzten Tage den Stimmen der Geschaffenen lauschen.

Aber an der obersten Wegbiegung vor dem Bergesgipfel hat er ein neues Erlebnis. Eine altersblinde Blaudrossel singt leise auf einem Fels ihr Sterbelied, überschaut darin ihr Leben und „zählt seine Freuden, rechnet nicht die Leiden“. Da, wie der Heilige an der kleinen Leiche steht und sich fragt: „Schenkt das Geschöpf dem Schöpfer seine Schulden?“ —, tritt Asasel in eigener Person zu ihm und erinnert ihn, daß er Gottes Sohn sei. Vergebens beharrt der Heilige, er heiße „Menschensohn“, der Satan leiht doch nur seinen eigenen Gedanken Worte, wenn er sagt:

Ein Pseudonym, vorsichtig ausgeheckt,
Das einen König, der verließ den Thron,
So tief in sein Inkognito versteckt,
Daß er am Ende selber hat vergessen,
Auf welchem goldnen Stuhl er einst gesessen.

Er, der Heilige, der „Sohn“, und er, der Satan als der „Geist“ — sie seien ja einst dabei gewesen, wie der „Vater“ hinterm Purpurvorhang das Weltenstück ersann, das jeden Tag neu mißlang, aber gleichwohl „Leben“ wurde und noch immer wird —.

Wieder weist der Heilige den Satan von sich, doch er beginnt aufs neue: „Der Vater träumt die Welt in schwerem Fieber — der Sohn zog aus und sucht den Heilungstrank!“ Er rät ihm ferner, die miserablen Menschen Menschen sein zu lassen und vor allem den Tieren zu helfen, die durch Not gezwungen ohne Sünde sich zerfleischen. Auch erinnert er ihn an den heimlichen Traum seiner Seele, ob hingegebenes göttliches Leben nicht Irdisches erlösen könnte, und redet ihm zu, in den Abgrund zu springen. Aber statt seiner selbst wirft der Heilige, der noch an Gottes Liebe glaubt, den Ring in die Tiefe, der ihm ein Ohr für Klagen gab, „die der Mensch nicht hören, da er nichts spenden kann als Tränenzoll!“

Auch gut! — So bleibt es mit dem Vieh beim alten,
Auch künftig wirds gerädert und gezwickt.
Du bist nicht ganz, wofür ich dich gehalten,
Dafür der Mann, der in die Zeit sich schickt.

Und er will ihm alle weltliche Macht und Herrlichkeit geben, wenn er ihn anbete als den größten von „uns Dreien“. Da erkennt der Heilige den Höllenfürsten und findet endlich die Kraft, ihn zu bannen, und gleichzeitig nahen aus Himmelshöhen die drei Erzengel. Sie weisen ihn auf seine Mitmenschen hin, deren Leid noch viel größer sei als das der Tiere; denn das Tier lebe nur in der Gegenwart und fühle den Tod erst, wenn es von ihm ergriffen werde —

Sie aber, die jetzt deine Brüder heißen,
Ach! wie von Sorgen ist ihr Herz erfüllt,
Wie sie in Ängsten an dem Schleier reißen,
Der gnadenvoll das Kommende verhüllt!
Wie keinen Augenblick sie rein genießen,
Weil in die Gegenwart, die sie umfängt,
Begier und Wünsche nach dem nächsten fließen
Und in der Stunde Glück sich Zweifel mengt.
Und zu der Sorgenlast, was alles dräue
In Monden, Jahren, kommt die andre Pein,
Die rückwärts blickende, die bittre Reue,
Der leere Wunsch: O! könnt es anders sein!
Der Tierheit Fluch liegt auch auf ihrem Fleische,
Und an des Weges End' im Erdental
Steht, daß den Zoll er auch von ihnen heische,
Der fahle Tod und harrt am Henkerpfahl.
Sie haben ihn von weitem schon gesehen
Und, wenn auch meist mit abgewandtem Blick,
Sie müssen immer näher, näher gehen
Den einen Weg, erfüllend ihr Geschick.
Mühselig wankend und beladen schreiten
Sie ihren Pfad, wie keine Kreatur,
Berufen zwar zu hohen Seligkeiten,
Doch um so ärmer, sehnsuchtsbanger nur.
Sei denn ein Führer dieser irren Herde,
Die bald verzagt, bald trotzig sucht ihr Heil.
Das Tier erfüllt sein Dasein auf der Erde,
An jenen hat die Welt der Geister teil.

Und die Engel erinnern den Heiligen an die beiden Genien Schönheit und Güte, die unter den Menschen wandeln und ihrem dunklen Daseinstraume mit

himmlischem Leuchten Wert verleihen. Da erkennt er seine Aufgabe als die höchste und würdigste, und Kraft und Glück erfüllen ihn, der die Tiere nicht erlösen konnte, jetzt aber seine nächsten Brüder erlösen darf. Mit Worten, die den ganzen Gewinn der verlebten Wüsteneinsamkeit in sich tragen und auf seine Laufbahn bis an ihr Ende einen Schein vorauswerfen, wendet er sich von der niederen Kreatur ab:

So lebt und sterbt denn wohl, so gut ihr könnt!
Und muß ich fortan andere Bahnen ziehen, —
Bei euch zu lernen war mir doch vergönnt.
Ihr lehrtet eines mich, ihr schlichten Guten:
Sich selber treu sein und unschuldig bluten.

Was Widmann uns mit seiner Dichtung nicht in abstrakten Überlegungen, sondern in künstlerisch gestaltetem Leben vorführt, ist, um mich so auszudrücken, nicht weniger als ein Segment des Christusproblems. Ein Stadium in der Entwicklung dieser wunderbarsten aller geistigen Erscheinungen hat der Dichter in seine Tiefen durchleuchtet, und wie der historische Dramatiker an die Fakta gebunden ist, in der Motivierung aber freie Hand hat, so interpretierte auch der Autor dieses „biblischen Schattenspiels" eine Stelle der Heiligen Schrift, indem er die in ihr enthaltenen seelischen Möglichkeiten im Rahmen seiner Dichtung zu Wirklichkeiten werden ließ. Das Problem ist so groß und ist von Widmann in eine solche weltweite Perspektive hineingestellt worden, daß man von ihm sagen darf, es rage in die „Faust"-Sphäre empor, und gleichzeitig wohnt diesen Tierszenen eine realistische Frische und Lebendigkeit inne und die Sprache ist neben witzigen Pointen oft so wunderbar reif und süß, daß man auch durch die Form an Goethesche Meisterschaft erinnert wird! —

Schon in der äußeren Erscheinung voluminöser und auch als eine innerlich schwerer zugängliche Welt gibt sich Carl Spittelers vierbändiges Epos „Olympischer Frühling". Während Widmann den Leser aus der traulichsten Erdenwinkelenge sachte in eine höhere Aussicht emporführt, öffnet sich bei Spitteler die Phantasieregion wie mit einem Trompetenstoß schon bei der ersten Zeile, und der verblüfft Eintretende mag sehen, wie er sich zurechtfindet. Aber wenn er nicht sofort erlahmt, wenn er nur fünfzig Seiten sich von dem breiten Fluß der sechsfüßigen Jamben dahintragen läßt, so wird er auf einmal bemerken, wie ein leises, feines Lächeln auf seine Lippen tritt: in dem Augenblick hat ihn der Geist des Dichters berührt, und er darf fortan im Verein mit ihm heiteren Blickes und mit überlegenem Empfinden ein Reich vor sich aufbauen, in dem bald lichte, bald furchtbare Symbole in einem Reigen von vollendeter Form und energischer Farbe vorüberwallen . . .

Eine Entwicklung, die Jahrtausende hinter sich hat, läßt uns allmählich klarer sehen. In der Kunst zeigt die menschliche Kultur leuchtende Gipfel und finstere Tiefen, die Wissenschaft dagegen, ob sie auch die großen Schwankungen mitmacht, gleicht mehr einem beständigen Ansteigen. Das rührt daher, daß die Wissenschaft sich durch die bloße Addition des von Epoche zu Epoche Neugewonnenen mehrt, daß sie generell ist, während die Kunst als etwas durchaus Individuelles immer wieder neu geboren werden muß. Der Gelehrte, der analytisch Erkennende, weist die großen Gesetze nach, die alle Erscheinung beherrschen, aus denen die Ideen als Pfeiler unserer Weltanschauung resultieren

— aber diese Ideenwelt würde ewig öde und farblos bleiben, wenn nicht der Dichter käme, der synthetisch Schaffende, und aus den Ideen heraus eine neue Welt zauberte, die Welt der Kunst! Der Dichter sieht nicht bloß den Zusammenhang, er sieht auch den Inhalt der Dinge, sie sind ihm Gefühlssymbole, und er reiht sie, ein zweiter Schöpfer, wie Perlen an den Fäden seiner Gedanken auf. Er fügt sie zu einer sinnlichen Harmonie zusammen, die dem Grundgefühl seiner in den Ideen sich aufbauenden Weltanschauung, seiner Persönlichkeit entspricht. Heute, wo uns die Wissenschaft auch in der Kunst fast erdrückt, bedarf unser geistiges Leben mehr denn je wieder eines souveränen Dichters, der uns Kraft und Heiterkeit bringt. Aber das Stoffgebiet des Lyrikers wie des Dramatikers ist zu begrenzt, ihr Gebilde allzurasch vorüberziehend, als daß eine Welt sich darin spiegeln, als daß wir sie in dieser Spiegelung genießen könnten. Einzig das Epos, in welchem wir überall verweilen dürfen, vermag uns diese Befriedigung zu gewähren.

Nur aus diesen den großen Zusammenhang berücksichtigenden Überlegungen heraus wird man die ganze Bedeutung von Spittelers „Olympischem Frühling" verstehen. Jeder Gebildete hat auf dem Gymnasium mit der griechischen Götterwelt Bekanntschaft gemacht, aber es blieben ihm nicht viel mehr als einige typische Namen, die fortan in seiner Seele ein ruhiges Schlummerdasein führten. Diese Typen hat Carl Spitteler in sich zu neuem Leben auferweckt. Als Kulturmensch, in dem die von Jahrhunderten ausgesponnenen Fragen, Ahnungen und Weltdeutungen vibrieren, flößte er ihnen Blut von seinem Blut ein, und so muten uns die zu einem großen Teil homerische Namen tragenden Gestalten bei all ihrer Altbekanntheit doch wie unsersgleichen an. In diesem Epos, das heute bereits in zweiter Auflage vorliegt, schaut die erwachsene Menschheit in ihre Jugend zurück und legt, ganz wie der Einzelne in seinen Erinnerungen, all ihr Glück und Leid in das ferne Bild hinein. Gegenüber dieser psychologischen Wahrheit kommen alle „historischen Verstöße" gar nicht in Betracht, und wenn die Philologen hohnlächelnd eine so unmögliche Mythologie von der Hand weisen sollten, so ist zu bemerken, daß diese Totschläger noch immer alles Lebendige gehaßt haben. Und Spittelers Gestalten sind lebendig, ja, leben so sehr, daß Leute, die von der Antike gar nichts wissen, aber ein für das Schöne empfängliches Gemüt mitbringen, die Dichtung mit dem größten Genusse lasen. Ich habe diese Probe selbst angestellt, und sie scheint mir bedeutsam genug, um sie gleich hier zum Eingange zu erwähnen . . .

Wenn auf Erden eine neue Saat aufgeht, so nennen wir das Frühling. Wenn auf dem Olymp das Göttergeschlecht des Kronos abgewirtschaftet hat und zur Unterwelt hinunterstürzt, während von eben dort eine neue Göttergeneration heraufsteigt, deren Herrscher Zeus sein wird, so ist das ein olympischer Frühling. Spittelers Epos ruht unmittelbar auf dem großen kosmischen Gesetz vom Werden und Vergehen, und auf dem dunklen Untergrund dieser tragischen Idee glänzt der grandiose Festzug heitergestimmter Lebensbilder nur mit um so stärkerer Leuchtkraft.

Der erste Teil des Werkes betitelt sich: Die Auffahrt (Ouvertüre). Hades, der Fürst der Unterwelt, weckt die in seinem finsteren Reiche schlummernden Götter. Jedem spricht er freundlich zu; „und siegreich aus des Auges hohem

Doppeltor schlug jetzt des Geistes sterngekrönter Blick hervor." Den Erwachten verkünden die drei Sibyllen aus des „Weltenschweigers Bilderrätselbuch" ihre Mission, Hera, die junge Königin des Olymp, zu umfreien, und Hades selbst führt die neuen Götter durch die mit gewaltiger Phantasie ausgemalten „sieben erebinischen Gefahren". An der Grenzmark verläßt er sie, nachdem er ihnen noch ihre nächsten Schicksale vorausgesagt; das künftige Herrschergeschlecht steigt vollends an die Oberwelt. Auf Nebelpfaden klimmen sie empor, und wie sie endlich die Sonne schauen, zum ersten Male schauen, hebt ihre Seele zu singen an:

„Wer bist Du, hohes Wesen, freundlich und erlaucht,
Das Berg und Tal zumal in goldnen Frohsinn taucht?
Vom Himmel fern in stolzer Abgeschiedenheit
Malst Du das Weltall mit geschmolzner Seligkeit,
Erfüllst mit süßem Inhalt den verdrossnen Raum,
Und Schein und Wesen einigst Du versöhnt im Traum.
Mit welchem Gruß und Namen soll ich Dir begegnen?
Ich weiß es nicht, doch Deine Werke laß mich segnen."

Und kindlich und poetisch stellen sich die Götter die Entstehung der Farben vor. Mit sieben farbigen Pfeilen spaltet Iris den Sonnenstrahl, „sodaß ein wundersames Flammengarbenmeer die rot und grünen Ähren spritzte weit umher". Um so tragischer wirkt gleich darauf das Zusammentreffen mit der von Ananke, dem Gott der ehernen Notwendigkeit, gestürzten Götterschar des Kronos. In einem Lawinenbett, eingefressen „durch den jähen Waldhang schräg vom Himmel her", in dem Gneis und Granit, „der Vorzeit weiße Knochen", nackt zu Tage treten, prasselt die alte olympische Herrschaft an den staunenden Nachfolgern vorbei! Der Vorgang ist überwältigend versinnlicht: die Lenzlawine, in der des Winters Herrschaft untergeht, hat hier ihre bedeutendste Anthropomorphisierung gefunden. Aber schon liegt der Hochwald hinter und unter den Göttern, sie kommen auf steile Alpwiesen und würden in der Sonnenglut ermatten, wenn ihnen nicht Uranus, der „Herr des Sterngewimmels", Hebe mit der Erfrischungen entgegenschickte. Mit ihr wandern die Neugekräftigten zum Baum der Hesperiden, erzählen sich in seinem Schatten heitere Märchen, und damit auch die herbe Wirklichkeit nicht fehle, zeigt ihnen Hebe in einem Eichwald die Grotte „Tod und Leben". Der Tod wirft die erwürgten Seelen in den Teich Lethe, dem sie alsbald wieder entsteigen, „zu neuem Erdengang berufen". Unendlich rührend ist der Moment, da die Wanderer in dem „Wirbelsturm der fürchterlichen Geistermühle" die Tiere wahrnehmen! „Auch ich bin Geist, mit Eurem Fühlen fühlen wir — weswegen sind wir Tiere, aber Götter ihr?" rufen sie und strecken statt der Hände ihre Pfoten, Krallen, Tatzen dar. Doch da ist auch schon der Abend angebrochen, und in seiner Farbenglut beginnen die Götter auf Flügelpferden den Ritt zu Uranus' Himmelsburg. Sie sehen „die Sonnenrosse weiden auf den roten Flühen", dann die „Hindinnen der Nacht, die vor dem Tal der Träume halten stille Wacht, wehmütige Märchen aus den großen Augen staunend und ahnungstiefe Rätsel mit den Lippen raunend" — „bis daß sie kamen auf die Silbermatt, wo man den Mond zur Hand, die Welt zu Füßen hat". Nun schildert der Dichter das Reich des Uranus mit jener sichern Naivetät, die uns an den Quattrocentisten in der Behandlung biblischer Stoffe so sehr erfreut. Neben dem grauenhaften „Weltenklagebuch", in welchem jedes Weh der Kreatur mit eisernen Griffeln

auf steinerne Walzen gemeißelt wird, schauen die Götter den See „Nirwana", wo mit dem Lebenswillen auch Anankes Macht ein Ende hat und die Hoffnung in ihr Recht tritt. Das Schönste im Himmelreich aber sind die sieben Töchter des Uranus, Wesen „voll Güte und Seelensonnenlicht", in deren Mitte sie so sehr ihres Zieles vergessen, daß Ananke in seinen Schierlingsgarten eilt, „wo alle Gifte gierig auf Erlaubnis warten", und Zwietracht unter sie säet. So kommen die Säumigen los, betreten das Wolkenschiff, und klagend um die verlorene Glückseligkeit fahren sie — wie Hades es verheißen — in glanzvoller Festlichkeit zum Olymp hinunter.

Der zweite Teil, „Hera die Braut", erinnert in seiner Komposition und Idee am meisten an das alte Epos. Die Königin will nicht nur umfreit sein, sie muß auch erkämpft werden, und in den Wettspielen, die geistige wie körperliche Tüchtigkeit erweisen sollen (es handelt sich um Kunstgesang, Dauerrennen und Traumweissagung) entfaltet der Dichter eine solche Kraft und Pracht der Schilderung, daß der Leser einfach staunend darin untergeht. Um das Götterweib, das über allen andern ihres Geschlechtes steht, wird der aus den Wettspielen als Sieger hervorgegangene Apollon von Zeus, dem Hera selbst entgegenkommt, aufs schmählichste betrogen. Der Schönheit gebührt zwar die Herrschaft: möglich ist sie nur in den Händen dessen, der die Macht hat! Aber die Welt, in der die Notwendigkeit waltet mit Blut und Tod, bedarf der Schönheit, wenn sie nur halbwegs erträglich sein soll. Das merkt Zeus schon am dritten Tage nach seiner Hochzeit mit Hera und sucht Apollon, der sich abseits geflüchtet hat, zu einem Bündnis auf. „Ich heische kein Entgelt, dein Dasein ist genug!" sagt der bittende Gewaltherrscher, und Apollon geht darauf ein.

Der dritte Teil, „Die hohe Zeit" ist in der Tat der Höhepunkt des Ganzen. Jetzt, da im neuen Götterstaat auf Grund des Bündnisses zwischen Zeus und Apollon die Verhältnisse sich geordnet haben, soll der Freude ihr Recht werden. Wie im Lenz, wenn die Frostesfesseln gesprengt sind, Alt und Jung vor die Stadt hinauszieht, um das allgemeine Blühen zu genießen, so schwärmen auch die Götter aus und mit ihnen der Dichter, der sie als oberster Gott mit den Pfeilen seines Humors, seiner Satire, seines Witzes begleitet. Die Ferien der Königin, Boreas mit der Geisel, Aktäon der Befreier, Apoll der Entdecker, Poseidon mit dem Donner, Zwei Freundinnen, Dionysos der Seher, Hylas und Kaleidusa über Berg und Tal, Hermes der Erlöser: das sind die Überschriften der Gesänge, die an Lust und Leid eine Welt in sich begreifen. Das Göttergeschlecht, das wir im Hades aus dem Todesschlafe aufwachen sahen, tritt uns hier bis in seine einzelnen Vertreter hinein so nah, daß wir ganz unter ihnen leben. Unser Tiefstes wird vielleicht ergriffen durch den Gesang „Apoll der Entdecker".

Wo alles ausfliegt, kann auch Apoll nicht rasten, aber ihn treibt es nicht ins Land hinaus, sondern zu den Höhen empor. Da begegnet er Artemis, die Freundin, die ihm schon bei den Wettkämpfen beigestanden, und wie die beiden endlich auf einsamem Gipfel verweilen, kommt Helios mit dem Sonnenwagen angefahren. Apollon, den Helios erst nicht erkennt, führt eine kleine Probefahrt so kunstgerecht aus, daß die Sonnentöchter mit ihrem Vater zusammen in lauten Jubel ausbrechen. Aber leichthin versetzt Artemis: „was jauchzt ihr bloß? Sein

Werk ist seiner nur ein Teil. Er selbst ist groß!" Und jetzt besteigt auch sie den blitzenden Wagen, und was immer Vater Helios „seine Zunge wetzt, schwatzend den Kehrreim von der ‚Führerin Natur' und ‚nie verlassen ihre Spur'" — hinaus geht die Fahrt des von hoher Aussicht begeisterten Apollon „durch weite Demantstrahlenmeere, wonnige Engen von farbendämmernden erlauchten Wolkengängen". Eifersüchtige Adler hängen sich an, und Artemis jauchzt das Reiselied: „Vom Licht bin ich berauscht, vom Lichte muß ich tönen!", während die Erde den Enteilenden in raschem Wechsel noch einmal all ihre Pracht hinbreitet. „Doch welterhaben, stolzen Schrittes stetig stieg das Sonnenschiff, und seine Räder rollten Sieg", und bald „begann von den olymp'schen Königsadlern vielen einer zu blinzeln und nach seinem Schwanz zu schielen, husch, fiel er unversehens heimlich hinten ab, die andern nach, getreu dem Beispiel, das er gab." Apollon hat den irdischen Bezirk verlassen, und selbst die mutige Artemis fängt an zu zagen in dieser „Öde, mit Unendlichkeit gepaart". Endlich, endlich gelangen sie zu einer Wolkenwand, und einen einzigen Punkt darin, unsichtbar dem Auge, muß Apollon treffen. Pfeil und Bogen kommen geflogen, Apoll überwindet die letzte Anwandlung von Kleinmut, schießt, trifft — und durch die sich teilende Wolke landen sie in Metakosmos, dem „Land der Oberwelt in Glück und Farbengold"! Als selige Gefährten wandeln sie darin und betreten auch das Tal Eidophane, wo jedes sein eigenes Ich, losgelöst von der Leiblichkeit, in Seelenklarheit erblickt. Da schließen sie einen Freundschaftsbund für die Ewigkeit, und wie sie sich wieder zur Rückreise nach dem Olymp anschicken, ist jedes vom andern durchdrungen, weiß jedes, daß es dem andern verbunden bleiben wird. Der Gesang aber schließt mit den schlichten und doch so innig strahlenden Worten:

„Ja, wahrlich ja. Und hoffe niemand zu entzweien.
Die einst ins Tal Eidophane geblickt zu zweien."

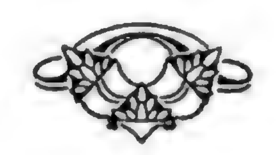
Im vierten und letzten Teil „Ende und Wende" tritt das Herrscherpaar Zeus und Hera wieder in den Vordergrund. Mit den lieblichsten Farben wird geschildert, wie das Schloßgesinde auf Zeus' Befehl vom Olymp niedersteigt, um für Hera Erdenveilchen zu holen. Im Tal Orest bietet der losen Mägdeschar ein Trödler eine Salbe an, die eine beliebige Wandlung der Gestalt gestattet. Ganymede wagt es, verzaubert sich in eine Häsin und erleidet alsbald Todesschreck, als der sich ihr gesellende Hase von einem Adler geraubt wird. Sie wandelt sich schnell zurück, in heilige Bewunderung ausbrechend, daß die Tiere solches ertragen können. Aber der Händler spricht: „Willst du die Welt versteh'n, vergiß nicht die Gewalt. Sie können's freilich nicht, allein sie müssen halt!" Da beginnt Ganymede in ihrer Seelenfreude zu tanzen, und nach kurzer Zeit tanzt alles Lebendige im Tale mit. Des Nachts auf dem Olymp aber, während das Gesinde den Frühstückssaal mit den hergeschafften Blumen bekränzt, singt Zagreus das Lied von Kora. Als eine urzeitliche Tochter des Olymps war sie einst zur Erde hinabgestiegen und von der bösen Kirke in ein Tier verzaubert worden; ihre sie suchenden Brüder, die sich vor Kirke vermaßen, die Schwester aus dem Schwarm herauszukennen, traf dasselbe Los; der Jüngste aber, einmal erwachsen, erregte einen allgemeinen Weltensturm gegen die blutige Herrschermacht Anankes, der nur so siegreich blieb, daß er sich zuletzt in einen Automaten verwandelte. So das Lied von Kora. Am andern Morgen, wie

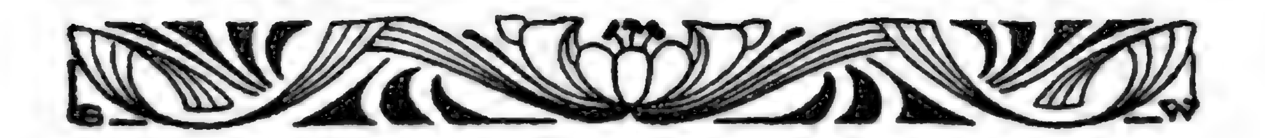
Zeus Hera mit den gewünschten Veilchen überraschen will, ist sie derartig launenhaft, daß er zuletzt grob wird. Nun schmollt Hera erst recht, und Zeus wendet sich verdrießlich den Staatsgeschäften zu, indem er sein ausgeflogenes Göttervolk wieder einberuft. Alsdann möchte er lustwandeln, doch ein ekler Geruch wie von „faulem Köder“ beleidigt ihn: es sind die Menschen, die ihm, obgleich er noch nicht das Geringste für sie getan, in ihren Tälern opfern. Erst beschaut sie Zeus durch ein Fernrohr, dann geht er selbst für sieben Tage zu ihnen hinunter, und wie er wiederkommt, beschließt er rasend, die Frömmlerherde auszurotten. Da schickt ihm Hera, die sich natürlich schon aus Widerspruch der Menschen annimmt, einem weisen Rate folgend das Mägdlein Elmosyne. Zeus ist davon nicht unangenehm berührt, will aber dem schönen Kinde sogleich die Erbärmlichkeit der Menschen zeigen und errichtet eine scheußliche Vogelscheuche, daran geschrieben steht: „Dies ist der große Labadan, mit Namen Götzlich! O Menschenkind, ruf „heilig“ und bewundre plötzlich!“ Elmosyne hält nicht für möglich, daß jemand darauf hineinfalle, aber Zeus läßt durch seinen Adler ein Menschlein nach dem andern aus dem irdischen „Menschicht“ heraufholen. Kaum hat der erste die Aufforderung gelesen, als er zu loben anfängt, „und mit der Rechten melkend die Begeistrungsdrüse, entfuhr ihm jetzt ein fürchterliches Denkgemüse“. Und wie der erste macht es auch der tausendste, so daß Elmosyne die Menschen nur noch so retten zu können glaubt, daß sie sie lächerlich und schwach, nicht aber böse nennt. „Gemach!“ versetzt der Zeus und stellt sie selbst, die Liebliche, mit ihrer Einwilligung auf ein Schandgerüst, von welchem der Befehl zu verabscheuen herabspricht. Und wieder kommen die Menschen, diesmal auf Leitern, und Zeus selbst muß schließlich Elmosyne retten, wenn sie nicht zu Tode gesteinigt werden soll. Da sie sich aber trotz allem nicht beklagt, so hat Zeus nach der Abmachung die Menschen leben zu lassen. Er tut's, verstößt die Unschuldige und rast fürchterlich mit Blitz und Donner, bis er endlich im Seelenteich der Genesis den Herakles findet, der in jeder Lage trotzig seine eigene Meinung wahrt. Der scheint Zeus der Rechte zu sein, ihn will er als Anwalt der Wahrheit wider allen Lügendunst auf die Erde senden ... Unterdessen hat die stolze Hera ein schlimmes Erlebnis gehabt. Der Tod ist ihr begegnet, und sie erinnert sich an ihre Sterblichkeit. Düsterer Wahnsinn beginnt sie zu umnachten, vergebens flieht sie zu dem einst verschmähten Apoll, vergebens wandert sie mitleiderflehend zu dem fürchterlichen „Automaten“, der wie eine riesige Dampfmaschine über die Lebenden hinwegsaust. Wie sie da gebrochen zum Olymp zurückkehrt, ohne daß auch nur eine einzige Seele sich um sie kümmerte, liegt ihr ein Schlänglein im Weg, das sie mit ihrem Stock mechanisch in die Schlucht hinunterzwickt. „Ha, auch ich bin Automat!“ blitzt es da in ihr auf; „so habt's denn: ihr bleibt stumm und kalt bei meinen Leiden — hei nun, so will ich mich an euren Qualen weiden!“ Mit solchem Wollen begegnet sie dem eben zur Erde niedersteigenden Herakles, und sie verhängt Mühsal und Erniedrigung über ihn, den Vorkämpfer der Wahrheit. „Such denn dein Selbstbewußtsein, ob im Spott du's findest!“ ruft sie, genesend durch diese Bosheit, „vielleicht, daß du den Ruhm an deine Possen bindest!“ Doch Herakles bleibt trotz des Unglücks ungebeugt: wie er im Apoll sein eigenes überirdisches Wollen verkörperte, so hat uns hier der Dichter ein Bild seines irdischen

Müssens gegeben ... Zeus aber, voll Ekel über die Welt des Ananke, in der man nicht einmal „einen Kürbis in einen Apfel verwandeln kann“, umgibt seinen Olymp mit einem Gewölk, das ihn auch fürs Auge von der Erde trennt. „Wozu sonst hab' ich den Olymp denn? Der ist mein. Er soll mir eines schönern Lebens Werkstatt sein!“ Und siegesfroh und gut gelaunt setzt der Göttervater „ein golden Ei zum Preis, wer an Anankes Welt an irgend einem Flecke eine gesunde Zwiebel, einen Zweck entdecke.“ Manche Lösung wird vorgebracht, „findig zwar und köstlich fürs Gemüt“, nur daß sie leider nicht wahr ist —

„Nun, Aphrodite“, scherzte Zeus, „komm nieder! heck!
Was meinst denn du dazu? wo hat die Welt den Zweck?“
„Ei was!“ rief sie, „der einzige Zweck, von dem ich meine,
Bin ich. Flari flara!“ und wippt ihn mit dem Beine.
Verwundert schaute Zeus sich und bedenklich um:
„Wißt, was die Schönin gluckste, ist so gar nicht dumm!
Erbaulich klingt's zwar nicht, allein es wird so sein:
Der Weltenwerte höchste heißen Form und Schein!
Komm, Aphro, hol dir deinen Weisheitshennepreis.
Drum lach mich lieblich an und küß mich zum Beweis.“
Gern ließ die Schmunzelnde das Urteil sich gefallen,
Und Beifallsbrausen scholl von den Olympiern allen.
Und ward hinfort auf dem Olymp seit dieser Zeit
Ein täglich Jupsassa mit Tanz und Lustbarkeit.

Mit diesem Bilde erblühter Sommerlust, ferne noch von Herbst und Winter, entläßt uns der Dichter, der in seinem olympischen Frühling eine bis aufs letzte Wort ausgereifte Schöpfung, ein wahres Sprachwunder geschaffen hat. Wenn der Schulmeister darin Dutzende von Anachronismen und sonstige Unmöglichkeiten finden kann, so wird der Einsichtige gerade an dieser Freiheit den echten Poeten erkennen. Spitteler fragt nicht danach, wie die Dinge in ihrer historischen Folge eingereiht sind, sondern lediglich danach, was sie als Symbole für einen Gefühlswert haben und ob dieser seinen Zwecken dient. Hier ist endlich wieder einmal nicht die Wissenschaft Herr, sondern die Kunst; nicht das dargestellte Objekt, sondern das darstellende Subjekt; nicht die plumpe Materie, sondern die gestaltende Persönlichkeit. Wir haben genug von unsern Modernen, die in ihrem kümmerlichen Bestreben nach Charakteristik nur die gemeine Wirklichkeit wiederkäuen, wir wollen wieder einmal im Reiche der Phantasie aufatmen. „Viele Dinge sind schön zu sehen, aber schrecklich zu sein!“ sagt Schopenhauer, und uns diesen Genuß des „schön zu sehen“ zu verschaffen, war noch immer die Aufgabe und das Vorrecht des Dichters. Carl Spitteler ist ein Dichter von Gottes Gnaden, weil er ein Dichter von eigenen Gnaden, weil er ein Mann für sich ist.





Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke.

Von

E. v. Liebert.

III.

Der letzte Bericht befaßte sich vornehmlich mit der Denkschrift über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete, also mit dem Ergebnis des bisher Erreichten. Inzwischen hat der deutsche Reichstag Gelegenheit gehabt, bei der Beratung des Haushalts sich eingehend mit den Kolonien zu beschäftigen; er hat nach alter Gewohnheit viel Skandalosa behandelt und viel schmutzige Wäsche öffentlich gewaschen, aber er hat wenigstens in der Hauptfrage, in der Bewilligung kolonialer Eisenbahnen, eine Wendung zum Besseren dargetan. Die Zinsgarantie für die Bahnlinie Duala—Manengubaberge in Kamerun ist genehmigt, und damit die Aufschließung des besten und wichtigsten Teils der Kolonie in die Wege geleitet. In Südwestafrika aber wird die Bahnstrecke Lüderitzbucht—Kubub aus Reichsmitteln hergestellt; damit ist die endgültige Beendigung des Hottentottenkrieges gesichert und durch die selbstverständliche Verlängerung der Linie bis Keetmannshoop die wirtschaftliche Erschließung des Südens der Kolonie angebahnt.

Hoffentlich kommt nun recht bald Ostafrika an die Reihe, wo die Verlängerung der Tangabahn bis zum Kilimandscharo, die Verlängerung der Daressalambahn über Mrogoro hinaus ins Innere und der Bau der wichtigen Südbahn Kilwa—Nyassasee dringend nach Verwirklichung rufen. Das Land ist reif für günstige wirtschaftliche Entwicklung, die tatsächlich Gewinn bringenden Produkte sind gefunden, Unternehmungslust und Kapital stellen sich ein. Es fehlen nur noch die Verkehrsmittel, ohne die das reiche Land dauernd eine Wüste bleiben muß. Der Bau der Daressalam-Bahn schreitet glücklicherweise rüstig fort. Man rechnet darauf, daß der Schienenstrang Anfang Juli d. J. den Ruvu oder Kingani erreichen wird, und dann diese Strecke mit den Stationen Pugu (21 km), Soga (59 km), und Ruvu (87 km) dem Verkehr übergeben werden kann.

Der Reichstag hat gegen den Widerspruch des Zentrums und der Sozialdemokraten die Einrichtung des so lange angestrebten Reichs-Kolonialamts mit einem Staats- und Unterstaatssekretär an der Spitze endlich genehmigt. Die beiden für diese Posten in Aussicht genommenen Persönlichkeiten finden allgemeine Zustimmung. Hoffentlich gelingt es diesen neuen Männern, den leidigen bureaukratischen Zug aus der Kolonialverwaltung zu verbannen und ihr eine großzügige wirtschaftliche Richtung zu geben, den „Hanseatischen Geist", den Dr. Hübbe-Schleiden jüngst in Hamburg für die Entwicklung der Kolonien forderte.

Ausnahmsweise kann auch einmal einer ablehnenden Haltung des Reichstags zugestimmt werden, nämlich der Ablehnung der vom Gouverneur von Ost-

afrika geforderten **weißen Kompagnie** für die Schutztruppe. Diese Forderung steht im Widerspruch mit der Ansicht aller erfahrenen Afrikaner und entspringt wohl einer gewissen Nervosität infolge der jetzt unterdrückten aufständischen Bewegung in der Kolonie. Gewiß haben sich die Verhältnisse insoweit geändert, als die Kochschen Vorbeugungsmaßregeln die Fiebererkrankung der Europäer seltener gemacht und die Krankheitsform gemildert haben. Nichtsdestoweniger müßten doch für deutsche Soldaten besondere Kasernenbauten mit Komfort aller Art hergerichtet werden, die Soldaten würden bei Märschen und Expeditionen — wie die britisch-indischen Truppen — große Trägerkolonnen erheischen und würden gerade, wenn man ihrer bedarf, in feuchten Niederungen und Sumpfgegenden, den tropischen Krankheiten verfallen. Dazu kommt die Einbuße an „Prestige der Rasse", wenn die Eingebornen den Deutschen als gemeinen Soldaten in der Front sehen, den sie bisher nur als Vorgesetzten kannten. Endlich würde die geringe dienstliche Beschäftigung der ausgebildeten Soldaten starke Neigung zu Trunk, Spiel und geschlechtlichen Ausschweifungen hervorrufen, Dinge, die sämtlich nicht zum Wohle der Kolonie beitragen.

Der jetzige Gouverneur, Graf Goetzen, hat nicht Gelegenheit gehabt, die farbige Schutztruppe persönlich ins Gefecht zu führen, wie dies seinen Vorgängern in ernsteren Zeiten beschieden war. Andernfalls würde er deren Wert höher einschätzen und sich an ihrer Spitze jeder Erhebung der eingeborenen Stämme — angesichts der Ungleichheit der Bewaffnung — gewachsen fühlen. Wenn auch leider der kriegerische Schlag der Sudaner jetzt ausgestorben ist, so sind doch auch die in der Kolonie heimischen Stämme zu guten und zuverlässigen Soldaten auszubilden. Der ganze ostafrikanische „Aufstand" ist nach seiner militärischen Bedeutung entschieden überschätzt worden.

Während die rein tropischen Kolonien sich durch Aufstellung farbiger Truppen unter deutschen Vorgesetzten selbst schützen müssen, bedarf es dagegen für die weiße Schutztruppe in Südwestafrika und für die in Kiautschou stehenden Verbände einer **Stammtruppe**, die in der Heimat den Ersatz vorbereitet, ausbildet und nach Bedarf entsendet. Es ist mehr als seltsam, daß die deutsche Heeresverwaltung nach den bitteren Erfahrungen von 1904 und 1905 sich dieser dringenden Forderung noch verschließt, und daß der Reichstag hiervon gar nichts hören will. Das Ende des Hottentottenkrieges ist vorläufig noch nicht abzusehen, zum Schutz der Ansiedler gegen das umherziehende räuberische Gesindel, sowie zur allgemeinen Beruhigung des Landes muß weiterhin eine starke Besatzung in der Kolonie bleiben. Die Ovambostämme müssen noch unterworfen und die Nordgrenze des Waffenschmuggels halber besetzt werden. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß die Mannschaft, die unvorbereitet das Land betritt, für den Krieg nicht zu verwerten ist, sondern monatelanger Anpassung an die klimatischen, Lebens- und Gefechtsverhältnisse bedarf. Also muß für diese Vorbereitung von langer Hand her gesorgt werden.

Ganz besondere Berücksichtigung und eigenes Studium bedarf die Frage der **Pferdebeschaffung**. Weder die Heranziehung der Mustangs aus den

Pampas von Argentinien, noch diejenige von den grünen Weiden Ostpreußens hat sich für dies Steppenland mit seinen seltsamen Boden-, Wasser- und Klimabedingungen bewährt. Es muß durchaus festgestellt werden, wie und wo eine Immunität gegen die große Pferdesterbe zu finden ist, wo die Züchtung einer einheimischen Pferderasse am besten einsetzen kann, und wie diese gegen die verderblichen Krankheitserscheinungen zu sichern ist. Wenn es allmählich gelingt, kriegsbrauchbare Pferde an Ort und Stelle aufzuziehen, so muß auch für deren Dressur gesorgt werden. Desgleichen sind die für Südwestafrika bestimmten Mannschaften vorher im Reiten auszubilden. Es gereicht unserer Heeresverwaltung nicht zum Ruhme, Infanteristen, die kaum ein Pferd gesehen haben, hinauszusenden, sie draußen auf ungerittene Pferde zu setzen und eine solche Truppe direkt gegen den Feind zu führen. Improvisieren hat sich in der Kriegführung immer bestraft. Regieren heißt voraussehen!

Wenn erst mit der Lüderitzbucht-Eisenbahn die zweite, und mit der Otavibahn die dritte Linie ins Innere der Kolonie führen wird, dann ist es an der Zeit, an geeigneten Stapelplätzen große Magazine an Truppenvorräten aller Art (Proviant, Waffen, Schieß- und Sanitätsbedarf) anzufüllen. Wir müssen damit rechnen, daß größere Truppenverbände auf Jahre im Lande bleiben. Die Weltlage könnte es aber immerhin mit sich bringen, daß uns gelegentlich der Zugang über See gesperrt würde. Alsdann müssen unsere Truppen, auf sich selbst gestellt, operationsfähig bleiben.

* * *

Unsere beiden westafrikanischen Tropenkolonien, Togo und Kamerun, sind durch die Besichtigungsreise der Reichstagsabgeordneten und deren Berichte in erfreulicher Weise bekannt geworden und haben eine recht günstige Beurteilung erfahren. Die Herren Arendt, Hagemann, Semler und Storz haben ausführliche Schilderungen des von ihnen geschauten und erlebten teils in Zeitungen, teils in Buchform erscheinen lassen. Endlich ist dadurch eine Quelle eröffnet, aus der nicht Phantasie und Kolonialschwärmerei sprudelt, sondern deren geschäftsmäßigem und verantwortlichem Tonfalle große Parteien vertrauen und Glauben schenken. Besonders überzeugend ist der Reisebericht des Abgeordneten Semler,*) der von sich selbst sagt: „Ich bin nicht als Kolonialschwärmer hinausgefahren, auch nicht als solcher zurückgekommen, halte vielmehr eine deutsche Weltpolitik für möglich, auch ohne den Besitz eigener Kolonien. Das Prinzip der offenen Tür würde für den Absatz unserer Industrie genügen, zumal dann, wenn wir für eine entsprechende Ausgestaltung unserer Machtmittel zu Lande und zu Wasser in der Lage sind, uns gegen Unbilligkeiten anderer Nationen auch auf wirtschaftlichem Gebiete zu schützen." Über diesen Standpunkt läßt sich streiten, es ist der einseitig kaufmännisch-hanseatische, der das gewaltige Bevölkerungswachstum nicht berücksichtigt. Jedenfalls aber darf der Verfasser als objektiver und nüchterner Beobachter gelten.

*) Togo und Kamerun, Eindrücke eines Abgeordneten. Mit 37 Bildern nach Originalaufnahmen des Verfassers. Leipzig. Wilhelm Weicher 1905.

Um so erfreulicher ist neben aller scharfen Kritik über Bureaukratie, Fehler in der Organisation der Verwaltung, falscher Wahl der Beamten u. dgl. die ehrliche Anerkennung, die freudige Überraschung, die die vorteilhafte Küstengliederung, der Reichtum des Bodens, der Erfolg der Pflanzungsarbeit und die hier zutage tretende deutsche Tüchtigkeit bei ihm hervorrufen. Man höre die Schilderung der Dualabucht, über deren Bedeutung in Deutschland leider sehr wenige unterrichtet sind: „Wenn ich mich über den Hafenplatz Duala auslasse, so muß ich zuvor bekennen, daß ich mir von demselben eine völlig verkehrte Vorstellung gemacht habe. Ich wußte, daß Duala der Endpunkt der regelmäßigen Schiffahrtslinie bildet, welche Deutschland monatlich mit Kamerun verbindet, daß es Anlaufshafen für weiter südlich gehende deutsche Dampfer, auch für englische Linien sei und daß daselbst eine Anzahl von Flüssen in der Bucht von Kamerun zusammen ausmündeten, die aber nicht sehr weit schiffbar seien. Auch sollte Duala demnächst den Endpunkt der Bahn bilden, welche zunächst nach den Manengubabergen projektiert ist. Gerade die Begründung der Bahnvorlage im Reichstage, die mich lebhaft interessiert hatte, hatte gewollt oder nicht gewollt bei mir die Vorstellung verstärkt, daß es eigentlich mit den schiffbaren Flüssen in Kamerun sehr schwach bestellt sei, und daß man froh sein müsse, in der Bucht von Duala immerhin noch einen Hafen zu finden, wo der Umschlag vom Eisenbahnverkehr in den Seeverkehr vielleicht stattfinden könnte. Allerdings würden zur Durchführung dieses Gedankens noch allerhand Flußkorrektionen und Wasserbauten notwendig sein.

Man kann sich daher meine Überraschung denken, als wir von der offenen See zunächst in eine gewaltige Bucht einfuhren, die sich etwa präsentierte wie die Mündung der Elbe bei Cuxhaven! Allmählich rückten die zuerst fernhin sichtbaren Ufer etwas näher heran, man erkannte, daß sie mit Mangroven besetzt seien, die Meeresfarbe im Wasser verlor sich, Brackwasser trat an die Stelle, aber noch immer spähte ich vergebens voraus nach dem Liegeplatz der „Eleonore Woermann“. Ich beobachtete, daß sich von der breiten Wasserstraße seitlich andere Wasserarme abzweigten und entdeckte erst weithin unter dem hohen Ufer unser graues Schiff. Daß sich hier am Endpunkt der bei Duala zusammenfließenden großen Flüsse, dem Mungo, Wuri, Abo, Bungasi ein Ästuarium findet von einer Wasserfülle und von einer Ausdehnung, wie es tatsächlich vorhanden ist, hatte ich nicht geahnt, oder besser, trotz mancher Reisebeschreibungen, die es wohl enthalten, nicht erfaßt. Die Beobachtung der folgenden Tage, die wiederholte Überquerung des breiten Stromes vor Duala, die Befahrung der sogenannten Creeks, welche durch Einschnitte in den Mangrovensümpfen das Ästuarium verzweigen, bei Ebbe und Flut spülend wirken müssen und von Süden auch noch das Wasser des Sanaga der Kamerunbucht zuführen, ferner die Befahrung dieses gewaltigen Stromes, der so breit ist wie etwa die Elbe unterhalb Hamburgs, sodann des Wuri, der so breit wie unsere Oder in das Kamerunhaff ausmündet, haben langsam die Überzeugung in mir wachgerufen, daß es sich hier um ein Stromgebiet ersten Ranges handelt und zugleich

um einen Küsteneinschnitt, der mit wahrscheinlich nur geringen Hilfen zu einem ersten Hafen der Welt ausgestaltet werden kann. Ich bin bei der ersten Besichtigung von einem Erstaunen ins andere gefallen. Jetzt aber wundert mich nur eins: daß die Engländer uns seinerzeit diesen Küstenstrich übrig gelassen haben."

Der Herr Verfasser möge dies lange Zitat verzeihen, aber ich habe es absichtlich gewählt, um meinen Lesern einmal zu zeigen, wie ein großzügig wirtschaftlich denkender, weltbefahrener Hamburger die Dinge auf sich wirken läßt, wie er aber doch nur durch den Augenschein selbst die hohe Bedeutung eines Platzes zu würdigen vermag. Sodann wollte ich darauf hinweisen, daß vielleicht gerade durch diese Erfahrung angeregt, Herr Reichstagsabgeordneter Semler es war, der in der Budgetkommission die schwankenden Kollegen für den Bau der Lüderitzbuchtbahn gewann, indem er zwei Kapitäne der Woermannlinie aus Hamburg verschrieb, die an der Hand der Seekarten den Abgeordneten die günstigen Tiefenverhältnisse der Bucht und die direkte Verbindung von Schiff zu Eisenbahn darlegten. Kein Geheimer Rat der Kolonialabteilung war auf den Einfall gekommen, den Abgeordneten Karten vorzulegen. Drittens liegt es nahe, seine Verwunderung auszusprechen, daß noch nicht das geringste von militärischer Seite geschehen ist, um diese prachtvolle Bucht von Duala als Schutzhafen und Zufluchtsort für die im Kriegsfalle bedrängten und gejagten deutschen Kriegs- und Handelsschiffe auszugestalten. Wir leben in so tiefer Friedensstimmung, daß wir gar nicht mehr an die Möglichkeit eines Krieges denken! —

Im übrigen ist und bleibt die wirtschaftliche Entwicklung unserer Kolonien die Hauptsache, dazu ist Kapital erforderlich, und jede neue Betätigung in dieser Richtung ist mit Freuden zu begrüßen. Ein solches Moment ist das Projekt der Deutschen Togogesellschaft, ihr Kapital von 750000 Mk. auf 1 Mill. Mk. zu erhöhen. Die jetzt im Bau befindliche Togobahn soll am 27. Januar 1907 bis Palime fertig gestellt sein. Man ist aber bereits bei den Vorarbeiten zur Verlängerung der Bahn von Palime über Atakpame bis Sokode, um das mittlere und nördliche Togo wirtschaftlich aufzuschließen, die dichter bevölkert sind als die heißen Küstenstriche. Das Hauptkulturprodukt soll Baumwolle werden, während Ölfrüchte ja fast von selbst durch die Eingeborenen in den Handel kommen. Die Erzeugung an Baumwolle hat sich bisher erfreulich gesteigert und hatte 1904 108000 kg erreicht. Sie kann erheblich vermehrt werden, wenn weitere Strecken des Inneren noch herangezogen werden. Durch die Erhöhung ihres Kapitals will die Togogesellschaft eine geradezu gebotene Vergrößerung ihres Betriebes durchführen, der erzielen soll: eine Hauptfaktorei in Lome, Quaianlagen und Zweigfaktoreien in und bei Palime, Ho, Atakpame, Sokode, Läden in Noëpe und am Togosee, Ausbau der Agupflanzung zunächst in kleinem Umfange auf Kakao- und Kautschukkultur und Beteiligung an der Pflanzungsgesellschaft in Kpeme. Das ist ein vielversprechendes Wirtschaftsprogramm, dessen Rentabilität um so günstiger zu beurteilen ist, als die Arbeiterverhältnisse in Togo besser als in allen anderen afrikanischen Kolonien liegen. Hoffentlich ist recht bald über wirtschaftliche Erfolge der rührigen Gesellschaft zu berichten.

In Deutschostafrika sind zwei neue Pflanzungsgesellschaften in der Bildung begriffen, die beide aussichtsvoll für die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie sind und andererseits den Teilnehmern vorteilhafte Verzinsung des angelegten Kapitals in Aussicht stellen. Die Kilimandscharo-Gesellschaft hat zwischen Kilimandscharo und Meruberg ein Gebiet von 20 deutschen Quadratmeilen erworben, sie will dort einerseits an deutsche Ansiedler Land für den Betrieb von Viehzucht und Tropenkulturen abgeben, andererseits selbst Viehzucht, Straußenzucht und Pflanzungen auf Sisalagave und Cearakautschuk betreiben. Wie neuerdings mehrfach nachgewiesen, sind dies die beiden rentabelsten Tropenkulturen, so lange der Baumwollbau noch nicht die nötigen Vorstadien durchgemacht hat, vor allem die geschulten Arbeiter gesichert sind. Für die Gewinnaussichten der genannten Gesellschaft ist selbstverständlich die Verlängerung der Tanga-Eisenbahn über Mombo hinaus von höchster Bedeutung,

Eine zweite Gesellschaft, die Ostafrika-Kompagnie, gründet sich auf den sehr günstig in der Nähe der Stadt Tanga, an der Tangabahn und am Hafenbecken von Daressalam gelegenen, ziemlich bedeutenden Grundbesitz des verstorbenen Hofmarschalls v. St. Paul-Illaire. Sie will, abgesehen von der Ansiedlung, die in der heißen Ebene nicht möglich ist, dieselben Zwecke verfolgen wie die Kilimandscharo-Gesellschaft, d. h. auf ihren 2600 Hektaren vornehmlich Sisalhanf und Cearakautschuk anbauen. Die Rentabilitätsberechnung ist wohl überlegt und vorsichtig aufgestellt, schließt aber mit sehr hohen Gewinnen vom vierten Jahre der Anlage ab. Glückverheißend für diese Gesellschaft sind die Namen des langjährigen Bezirksamtmanns von Tanga, Herrn v. St. Paul-Illaire, der jedem Afrikaner als kühler, gewiegter Geschäftsmann bekannt ist, und des Professors Dr. Wohltmann-Halle, des besten Kenners unserer Kolonien, der im Auftrage der Regierung Pflanzenwuchs und Bodenverhältnisse eingehend studiert und geprüft hat.

Überlassen wir es dem Deutschen Reichstage, sich wochenlang über Missionswesen, konfessionelle Schulen und Personal-Skandale zu unterhalten. Wer eine Förderung der deutschen Kolonien anstrebt, wird andere Ziele verfolgen, nämlich Eisenbahnbau, Einrichtung immer neuer, gewinnbringender Pflanzungen und deutsche Ansiedlung.

Letztere Frage, die dereinst eine der Haupttriebfedern der deutschen Kolonialbewegung war, ist leider etwas in den Hintergrund gedrängt durch die Wahrnehmung, daß uns nur eine Siedlungskolonie zugefallen ist, Südwestafrika, und daß dort durch eine völlig verfehlte Eingeborenenpolitik ein blutiger Krieg die deutschen Farmer von ihrem Besitz verdrängt hat. In eine ganz neue Phase tritt aber diese Frage durch die Veröffentlichungen des Professors Dr. Koch, des großen sanitären Tropenforschers, wonach alle Hochländer Ostafrikas über 1000 m Meereshöhe moskito- und daher malariafrei sind. Da diese streng wissenschaftliche Beobachtung und Forschung sich mit den praktischen Erfahrungen der Landeskundigen decken, so erhält Ostafrika einen hohen Wert als Ansiedlungsgebiet, denn fast die Hälfte, jedenfalls weit mehr als ein Drittel des großen Gebiets, fällt in diese Höhenlage. Wir haben also tatsächlich ein Neudeutschland

unter dem Äquator gewonnen. Zunächst kommen die herrlichen Hochländer von Ost- und Westusambara, die 3 Pare-Gebirgsstöcke, das Kilimandscharo- und Merugebiet in Betracht, die nur des Eisenbahnanschlusses an die Küste harren. Sodann treten das Unguru- und Ulugurugebirge als auch noch küstennahe Gebirgsländer hinzu, die durch die Daressalam-Mrogoro-Bahn aufgeschlossen werden. Weiterhin aber entfalten sich bei Eindringen des Schienenstranges in das Innere der Kolonie die weiten Hochflächen des Uhehe- und Kondegebiets, deren gesundheitliche Verhältnisse längst durch zahlreiche deutsche Familien aufs beste erprobt sind.

Das Gouvernement hat sich der eingehenden Behandlung dieser für die Zukunft der Kolonie hochbedeutsamen Sache nicht verschlossen, sondern sie nach allen Seiten erwogen und bearbeitet. Der Niederschlag all dieser Prüfungen und Erwägungen findet sich in einer amtlichen Auskunft, die erst kürzlich nach Deutschland gelangt ist, in die deutsche Presse aber noch nicht Eingang gefunden hat. Bei der großen Bedeutung dieser Angelegenheit und bei der verantwortlichen Stelle, die sie hinausgegeben hat, sei sie im Wortlaut hier mitgeteilt. Sie bietet einen Anhalt für die übrigen Hochländer Ostafrikas und mit gewissen Änderungen auch für die anderen Tropenkolonien.

Auskunft für Ansiedler im Bezirk Moschi, Deutsch-Ostafrika (Kilimandscharo und Meruland). Bearbeitet vom Kaiserlichen Gouvernement von Deutsch-Ostafrika, August 1905.

1. Allgemeine Erfordernisse. Der Ansiedler muß über eine kräftige Konstitution verfügen und sich auch ohne Genußmittel, namentlich ohne alkoholische Getränke wohl fühlen können. Er muß sich gegenwärtig halten, daß er ein unaufgeschlossenes, neues Land auf eigene Verantwortung betritt, und daß ihm in den ersten Jahren viele Enttäuschungen nicht erspart bleiben werden. Auf romantische Abwechslungen, Jagd und Kriegsabenteuer, hat er nicht zu rechnen. Er hat nur Aussicht, vorwärts zu kommen, wenn er allein in dem Ringen mit einer fremden, aber für Geduld und Arbeit nicht undankbaren Natur schon ein befriedigendes Lebensziel sieht.

Auf ein schnelles Reichwerden ist nicht zu rechnen, wohl aber erscheint es aussichtsvoll, daß ein tüchtiger Mann sich ein sicheres Dasein gründen kann.

Sehr wünschenswert ist es, daß der Kolonist verheiratet ist und nach den ersten Monaten seine Frau nachkommen läßt.

Diese ersten Monate sollte der Ansiedler benutzen, sich das Land anzusehen und sich ein passendes Gelände auszusuchen, je nachdem er das Hauptgewicht auf Viehzucht oder auf Bodenproduktion legt. Ferner sollte er sich etwas Vieh — einige Milchkühe, Zugochsen, Kleinvieh — von den Eingebornen oder bereits angesessenen Ansiedlern erwerben und schließlich wird er sich eine provisorische Unterkunft zu schaffen haben. Wer etwas von Tischlerei, Zimmerei und Ziegelbrennen versteht, spart besonders im Anfang Geld, da der Ansiedler im neuen Land ganz auf sich selbst angewiesen ist.

2. Betriebskapital. Ein kleines Kapital pro Familie, das nach Bestreitung der Reise und ersten Ausrüstung bei Ankunft in der Kolonie noch

mindestens 9000 Mark beträgt, ist für den aus Deutschland zuziehenden Ansiedler dringend zu empfehlen. Wer bereits auf afrikanischem Boden z. B. in Südafrika längere Erfahrungen gesammelt hat, kann es wagen, auch mit geringerem Kapital anzufangen.

Der Betrag für ein Billet 3. Klasse — also 350 Mark pro Person — ist beim Bezirksamt in Tanga oder, wenn der Ansiedler über Mombassa zuwandert, bei der Militärstation Moschi zu deponieren, falls die Dampferlinie dies nicht schon vorher ihrerseits verlangt haben sollte und hierüber nicht eine Bescheinigung vorgewiesen werden kann. Mittellose einwandernde Personen haben in Deutsch-Ostafrika nicht die geringste Aussicht auf Erfolg, falls ihnen überhaupt die Einwanderung gestattet werden kann.

3. Reisegelegenheit. Die „Deutsch-Ost-Afrika-Linie" fährt alle 14 Tage von Hamburg. Ein Billet kostet für die Hauptlinie 1. Kl. 850 Mk., 2. Kl. 575 Mk., 3. Klasse 350 Mk.; für die Zwischenlinie 1. Kl. 770 Mk., 2. Kl. 400 Mk. bis Tanga.

Von da fährt eine Bahn an den Fuß von Westusambara. Der Endpunkt ist zur Zeit Mombo. Von dort beginnt der Fußmarsch, mittelst dessen der Reisende in 10—12 Tagen die Militärstation Moschi erreicht. Ein gutes, wasserdichtes Zelt und für jeden Europäer ein Bett mit Moskitonetz sind durchaus nötig. Die Sachen, welche er mitbringt, müssen in 55—60 Pfund (nicht mehr) schwere Pakete gepackt sein, da die eingeborenen Träger selten mehr tragen können. Der Träger von Mombo nach Moschi kostet etwa 6—8 Rupie. Als Reisezeit von Mombo nach dem Kilimandscharo empfehlen sich die Monate Juli bis November, weniger gut sind die Monate Dezember bis Februar. Möglichst ganz sind auf dieser Straße die Monate März bis Juni wegen der großen Regenzeit zu vermeiden. Die Straße Mombo-Kilimandscharo ist nicht gepflastert, sondern nur ein breit ausgehauener Buschweg. Die Flüsse sind durch Driften oder Brücken überfahrbar hergerichtet. Zugochsen oder Esel sind in Mombo selten käuflich, sondern nur im Innern. Die Verlängerung der Tangabahn über Mombo hinaus ist geplant. Während der großen Regenzeit ist der Weg über Mombassa-Voi mit der Ugandabahn durch englisches Gebiet vorzuziehen. Von der Station Voi ist der Kilimandscharo auf gutem, fahrbarem Wege in 5—6 Tagen zu erreichen. Ein Eisenbahnbillet Mombassa-Voi 2. Kl. kostet ca. 10 Rupie. Die Frachten sind billig. Von Voi nach Moschi findet sich in der Regel eine Wagengelegenheit; die Wagenführer befördern den Zentner für 4 Rupie bis Moschi, gewöhnlich kostet ein 15—20 Lasten fassender Wagen bis Moschi 50 Rupie. Der Ansiedler sollte seine Sachen so packen, daß das, was er unterwegs nicht braucht, in verschlossenen Paketen bleiben kann. Diese sind bei der Verzollung in Mombassa als Transitgut anzumelden. Kurz vor Überschreiten der deutsch-britischen Grenze passiert der Ansiedler die britische Zollstation Taveta, wo er sich einen Schein darüber ausstellen lassen soll, daß die fraglichen Pakete ungeöffnet passierten. Auf Grund dieses Scheines erhält er von der Zollbehörde in Mombassa den dort gezahlten Einfuhrzoll abzüglich eines geringen

Transitzolls zurück erstattet. Alle eingeführten Sachen sind bei der Zollstation Moschi anzumelden.

4. Geldverhältnisse. Um nicht mit einer zu großen Summe baren Geldes in Landesmünze (2000 Rupie in Silber bezw. 60 Rupie in Kupfer sind eine Trägerlast) reisen zu müssen, empfiehlt es sich, dafür deutsches oder englisches Gold mitzubringen und bei der Stationskasse in Moschi einzuwechseln.

20 Mark = 15 Rupie, 100 Mark Papier = 75 Rupie, 1 Pfd. englisch = 15 Rupie.

5. Reisezeit. Es bestehen im Jahre zwei periodische Regenzeiten; eine längere von März bis Juni oder Juli und eine kürzere, meist nur 14 Tage dauernd, im November. Es ist am besten, wenn der Ansiedler im Juli oder August am Kilimandscharo eintrifft, damit er sich bis zum 1. März eingerichtet hat und Land urbar gemacht haben kann.

6. Erste Ausrüstung. Der Ansiedler tut gut, sich in der ersten Zeit mit möglichst wenig Gepäck zu behelfen, da dasselbe bei fehlenden Unterkunftsräumen dem Verderben leicht ausgesetzt ist. An Ackergerät wird für den Anfang ein einfacher aber starker Pflug genügen. Ein sogenannter Wendepflug hat sich bisher am besten bewährt.

Für die erste Ausrüstung mag für den aus Deutschland kommenden Neuling folgendes als Anhaltspunkt dienen: 3 eiserne, wasserdichte Tropenkoffer, um die Sachen vor dem Verderben zu schützen, die heimischen Kleidungsstücke, soweit sie für den Sommer und Herbst geeignet sind, dabei Schuhzeug, wollene Decken, Bettwäsche, ein Gewehr gegen Raubzeug, eventuell eine billige Doppelflinte gegen Raubvögel, Koch- und Eßgeschirre aus emailliertem Eisen, grobes und feines Handwerkszeug (Hacken, Äxte, Buschmesser, Sägen), wenn möglich einige Anzüge von Kakidrill und ein wasserdichtes Zelt. Unumgänglich notwendig ist ein Tropenhut, sowie eine zusammenlegbare Bettstelle mit Moskitonetz, um sich vor den Mücken zu schützen, welche den Menschen durch ihren Stich die Malaria bringen können.

7. Charakter des Landes. Der weitaus größte Teil des Bezirks besteht aus Gras- und Buschsteppen, welche z. T. dem „hohen Feld" Transvaals entsprechen, der kleinere Teil (Kilimandscharo, Meruberg und Pare) aus mehr oder weniger zerklüftetem und bewaldetem Gebirgsland. Letzteres ist überdies, dem Fuße des Gebirgsstockes entlang, so dicht von Eingeborenen besiedelt, daß der europäische Ansiedler dort auf größere freie Flächen nicht zu rechnen vermag. In der Steppe sollten Ansiedler nur an solche Orte gehen, wo sie einen das ganze Jahr hindurch Wasser führenden Bach finden. Der Boden ist im allgemeinen recht fruchtbar, besonders da, wo eine künstliche Bewässerung möglich ist. Mais z. B. kann infolge der beiden Regenzeiten vielerorts auch ohne künstliche Bewässerung zweimal im Jahr geerntet werden.

8. Klima und Gesundheitsverhältnisse. Beide sind für europäische Ansiedler, besonders in den höhergelegenen Gegenden am Kilimandscharo und Meruberg, als günstig zu bezeichnen. Jeder Ansiedler sollte sich genau an die

ihm vom Stationsarzt in Tanga oder Moschi gegebenen Vorschriften in Bezug auf Vorbeugungsmaßregeln gegen eine Malariainfektion halten, der man im Tiefland und auf der Reise ausgesetzt ist. Bei richtiger Befolgung der Vorschriften läßt sich dem Malariafieber heutzutage meistens vorbeugen und ein richtig behandeltes Malariafieber wird leicht überstanden.

9. Landerwerb. Es gilt als Grundsatz, daß das Land erst verkauft wird, nachdem es unter Kultur oder in anderweitige dauernde Nutzung, z. B. für die Zwecke von Vieh- oder Straußenzucht, genommen ist.

Zunächst wird das Land von dem Gouvernement nur verpachtet. Die Größe der Pachtfläche richtet sich im allgemeinen nach den Betriebsmitteln, die der Ansiedler nachweisen kann. Bei rein landwirtschaftlichem oder Plantagenbetrieb ist für ein Areal bis zu 500 Hektar der Besitz von 9000 Mk. (s. oben), für je weitere 50 Hektar je weitere 2000 Mk. nachzuweisen.

Der Pachtzins für das Land beträgt bis auf weiteres 1/5 Rupie bis 1/10 Rupie pro Jahr und Hektar. An die Verpachtung wird stets die weitere Bedingung geknüpft, daß die Kultivierung oder anderweitige dauernde Innutzungnahme des Landes sofort zu beginnen und so fortzusetzen ist, daß jedes Jahr etwa 1/10 des Landes unter Kultur oder in anderweitige, dauernde Nutzung gebracht wird. Ein Doppeltes des einmal nutzbar gemachten Landes kann jederzeit zu einem billigen Preise — zur Zeit 1—2 Rupie pro Hektar — gekauft werden. Der gezahlte Pachtpreis wird auf den Kaufpreis angerechnet. Eine weitere Bedingung ist, daß der Ansiedler sein Land auf Verlangen der Behörde vermessen lassen muß. Es wird jedoch nur eine oberflächliche Vermessung verlangt. Land zu Wegen und anderen öffentlichen Anlagen hat der Ansiedler gegen Erstattung des Kaufpreises und des Aufwuchses auf Verlangen der Behörde zurückzugeben.

10. Arbeitsplan des Ansiedlers. Ein Schema für die Ansiedlung läßt sich nicht aufstellen, da sich der Ansiedler den sehr ungleichen Landes-Verhältnissen anpassen muß. Für den Anfang dürfte indessen der nachstehende Arbeitsplan empfehlenswert sein. Möglichst gleichzeitig beginne man mit folgenden Arbeiten: Errichtung eines provisorischen Wohnhauses, eines Viehkraals und eines Magazins (die Häuser werden nach Art der Küstenbevölkerung aus Stuckwerk mit Lehmbewurf und Bananenblätter- oder Grasdach errichtet), Anlage eines Gartens für den eigenen Bedarf (es gedeihen überall europäische Gemüse, ferner Kartoffeln und Mais) und Roden des für weitere Kultur in Aussicht genommenen Landes. Diese Arbeiten lassen sich in etwa 1/2 Jahre fertigstellen. Während dieser Zeit beschafft sich der Ansiedler auch einen kleinen, für seine eigenen Bedürfnisse genügenden Viehstand, Groß- und Kleinvieh. Ist das geschehen, so kann er bei den bescheidensten Ansprüchen von seinen eigenen Erträgen schon leben. Mittlerweile hat er auch das Land besser kennen gelernt, hat sich auch bei anderen Ansiedlern Rat geholt, so daß er sich nun einen, seinen individuellen Neigungen und Fähigkeiten entsprechenden Plan zum Ausbau der Wirtschaft aufstellen kann. Dabei sollte sich der Neuling immer klar sein, daß er sich in einem unaufgeschlossenen Land befindet, in welchem wir über die

dauernde Rentabilität der einzelnen landwirtschaftlichen Zweige noch kein sicheres Urteil haben. Er wird sich daher nicht einseitig, z. B. nur mit Viehzucht oder nur mit etwas anderem, beschäftigen dürfen, sondern mit mehreren Dingen zugleich, um beim Fehlschlagen des einen im anderen einen Rückhalt zu haben. Ob die Rinder- und Kleinviehzucht Aussicht auf guten Erfolg hat, wird der Ansiedler schon bei seiner eigenen kleinen Herde sowie bei seinen Nachbarn beobachtet haben. Augenblicklich ist starke Nachfrage nach Ziegenfellen, die je nach Größe mit ³/₄—1¹/₂ Rupie am Kilimandscharo bezahlt werden. Von Bodenkulturen kommen in Frage besonders Mais, Baumwolle, Kaffee, Gummi und Gerbrinden. Daneben scheinen roter Pfeffer und einige Arzneimittel liefernde Pflanzen Erfolg zu versprechen.

11. Vieh. An Vieh sind vorhanden: Zeburinder, Ziegen, Schafe, Hühner der einheimischen Rassen. Als Zugtiere kommen einheimische Esel, mehr aber noch Ochsen in Frage. Die Preise sind zur Zeit folgende: 1 Ochse = 20 Rupie, 1 Kuh = 30 Rupie, 1 Ziege oder Schaf = 2—5 Rupie. Das Rindvieh ist wie überall in Afrika zahlreichen Krankheiten unterworfen. Straußenzucht wird als lohnend bezeichnet.

12. Arbeiterverhältnisse. Dieselben sind als günstig zu bezeichnen. Das Klima gestattet dem gesunden Ansiedler selbst Hand anzulegen. Aus der am Ort ansässigen Bevölkerung wird er meist auch einige Leute erhalten können, die bei guter Behandlung auch längere Zeit im Dienst bleiben und bei ruhiger Anleitung und Beaufsichtigung fleißig und zufriedenstellend arbeiten werden. Der Monatslohn beträgt zur Zeit noch 3 Rupie. Eingeborene Maurer und Zimmerleute sind an Ort und Stelle nicht zu haben.

13. Reichsangehörigkeit. Die Erwerbung der Reichsangehörigkeit wird von zuwandernden Ausländern zur Zeit nicht verlangt. Falls Schulen errichtet werden, wird der Unterricht im Deutschen obligatorisch sein.

14. Zölle. Anzugsgut, Haushaltungsgegenstände, Kleidungsstücke, landwirtschaftliche Geräte, Transportmittel, lebende Tiere, Sämereien können zollfrei eingeführt werden.

Im übrigen werden bei der Einfuhr 10% vom Wert erhoben. Von einigen Gegenständen wie alkoholische Getränke usw. mehr.

An Ausfuhrzöllen werden erhoben: Elfenbein 15% vom Wert, Hörner und Häute 12 bis 15%, Pferde 25 Rupie, Maultiere, Maulesel 20 Rupie, Maskatesel 20 Rupie, Halbblut- und Wanyamwesiesel 7 Rupie, männliches Rindvieh 8 Rupie, weibliches Rindvieh 20 Rupie, Wachs 2% vom Wert usw.

Zur Zeit ist die Ausfuhr von Maskat-, sowie von weiblichen Halbblut-, und Wanyamwesieseln verboten.

15. Häuser- und Hüttensteuer. Für Steinhäuser auf dem Lande werden jährlich je nach dem Wert des Hauses 10—30 Rupie erhoben; für Hütten der Eingeborenen 3 Rupie.

16. Jagd. Dieselbe ist im ganzen Schutzgebiet mit Ausnahme einiger Wildreservate gegen einen Jagdschein von 10 Rupie pro Jahr gestattet. Zebra,

Strauß, Elenantilope und Giraffe dürfen nicht geschossen werden. Für einige andere größere Tiere ist pro Stück ein Schußgeld zu bezahlen, das z. B. für ein Nashorn 30 Rupie, für Antilopen 1—3 Rupie, für Elefant 100 Rupie beträgt. Für erlegte Löwen oder Leoparden zahlt das Gouverment 20 bezw. 10 Rupie Schußprämie.

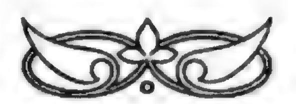
17. Schlußbemerkung. Der Bezirk Moschi, besonders das Land am Meruberg bildet heute das Ziel einer großen Zahl von Zuwanderern südafrikanisch-burischer Herkunft, welche bereits zahlreiche Kulturen angelegt und mit Viehzucht begonnen haben.

Irgend eine Gewähr für das Gelingen einer Ansiedlung kann das Gouvernement nicht übernehmen. Die vorstehenden Angaben gründen sich auf die bisher gemachten Erfahrungen, die sich auf nur einen geringen Zeitraum erstrecken.

Aussicht auf Anstellung bei der Regierung kann nicht eröffnet werden, ebensowenig hat das Gouvernement Mittel zur Bezahlung der Überfahrt von Europa oder sonstige Unterstützungen.

Die hier erteilte Auskunft läßt sich in voller Ausdehnung auf andere besiedlungsfähige Teile Deutsch-Ostafrikas nicht anwenden. Für solche empfiehlt es sich daher, besondere Abmachungen mit dem Gouvernement vor der Ausreise zu treffen, für Westusambara und den Bezirk Langenburg am Nyassasee ist eine besondere Auskunft im Druck erschienen. —

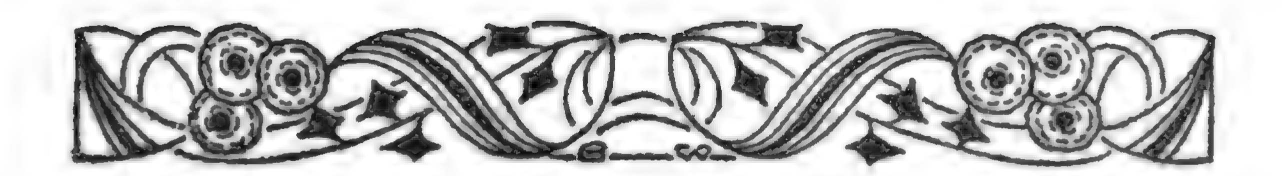
Bekanntlich befindet sich bereits eine starke Burenansiedlung westlich des Meruberges, die wirtschaftlich fortzukommen scheint. Hoffentlich locken die günstigen örtlichen Verhältnisse auch zahlreiche Deutsche in das Gebiet des Kilimandscharo. Wenn oben die Einrichtung einer weißen Schutztruppe bekämpft ward, so ist die Erwartung auszusprechen, daß recht bald eine stattliche Schar von Deutschen und Buren im Fall plötzlicher Gefahr dem Gouvernement den Rücken decken und bestimmte Teile der Kolonie ohne Schutztruppe sichern können. Die vielen Nachfragen nach den Bedingungen, unter denen man sich in Ostafrika ansiedeln könne, die an alle anderen Stellen, nur nicht an das dem deutschen Volke anscheinend unbekannt gebliebene Auswanderer-Auskunftsbureau in der Schellingstraße gelangen, lassen hoffen, daß dies Zukunftsbild sich bald verwirklichen wird.



Alle auf den redaktionellen Inhalt bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an Dr. Otto Hötzsch, Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart", alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den Verlag Alexander Duncker. Adresse von Redaktion und Verlag: Berlin W. 35, Lützowstr. 43.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.



„Der Deutsche orientiert sich mehr wie irgend eine Rasse von der Persönlichkeit zur Form; also auch bildet sich bei ihm der Staat viel tiefer und entschiedener aus dem Familienleben, aus den Sitten und Zuständen der Gesellschaft, wie aus den physischen und geographischen Bedingungen des Landes heraus. Diese Tatsachen bilden eben die deutsche Sozialpolitik. Der Deutsche entwickelt sich naturgemäß aus einem lebendigen Kern und Herzpunkt zu einer Peripherie; er läßt die Form wachsen, während sie in Frankreich gemacht wird."

„Dem deutschen Vollblutstil der deutschen Sprache unsrer großen Männer in allen Schichten unseres Volkes fühlen wir es an, daß es eine Sprache in der Sprache gibt, und daß sich die Deutschen nicht nur im Verstande, sondern auch in der Seele verständigen. In der Ökonomie der Worte, der Redefiguren, Wendungen und Gedankengruppen; in der sprachlichen Taktik und Strategie, also im deutschen Stil, der bei jedem echt deutschen Dichter und Denker ein individueller ist, wirkt eine wundersame Macht, eine Symbolik, die das Gegenteil von dem andeuten und aussagen kann, was buchstäblichermaßen ausgedrückt ist."

„Nur die Deutschen haben Volkslieder, in welchen Seelenzustände keusch an Naturbildern abgespiegelt, aber nie erschöpfend und räsonierend reflektiert sind. Die Lieder der Slawen charakterisieren sich wahlverwandt dem deutschen Gesange durch Melancholie, überhaupt durch Seele; aber das Gefühl des slawischen Volkspoeten konzentriert sich nur ausnahmsweise zu einer Leidenschaft und arbeitet sich noch weniger zu einem Gedanken heraus wie bei dem Deutschen."

Bogumil Goltz.*)

Der falsche Baurat.

Eine Novelle für Kunst- und Altertumsfreunde.

Von

Otis.

(Fortsetzung.)

Das Bezirksgefängnis, das in dem einzigen noch unter Dach befindlichen Baue des alten Schlosses eingerichtet war, enthielt einen Raum, der gewissermaßen als sein Honoratiorenzimmer betrachtet werden konnte, indem er für Delinquenten der gefährlicheren Art reserviert zu werden pflegte. Meister Radulf hatte bei seiner Ankunft den Verwalter mit ruhiger Höflichkeit ersucht, ihn womöglich nicht zu den Holzfrevlern und Wilddieben zu setzen, und da er sofort für einen Untersuchungsgefangenen ganz

*) Diese Stellen stammen aus B. Goltz' „Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius", das eben, mit Anmerkungen, in „Meyers Volksbüchern" neu herausgekommen ist. Sie möchten auf den, manchem heute vielleicht altmodisch und öfter verschroben vorkommenden, Mann hinweisen, in dessen Schriften doch so viel Tiefes und Gutes, so viel Goldkörner über Volkstum und Rasse und deutsches Wesen zu finden sind. Fritz Lienhard hat eine Auswahl aus Goltz' Werken in den „Büchern der Weisheit und Schönheit" herausgegeben.

besonderen Schlages erkannt werden mußte, war ihm das vakante Honoratiorenzimmer alsbald angewiesen worden. Als der Baurat ankam, ganz erschöpft durch den zweistündigen Marsch unter so niederdrückenden Umständen, und sich gebrochen, willenlos, nur nach Ruhe verlangend in die Gewalt seines Wächters ergab, brachte ihn dieser lediglich in Betracht seines anständigen Äußeren zu dem anderen anständigen Herrn, den er bereits logiert hatte. Indem die Türe sich öffnete, zeigte sich hinter einem Tisch, der mit Eß- und Trinkgeschirr und sogar mit einem Talglichte besetzt war — denn dieses hatte der gemütliche Verwalter gespendet, weil man ja sonst den Mund nicht finden konnte —, zeigte sich eine Gestalt, die dem Baurat auf den ersten Augenblick bekannt vorkam. Im nächsten stand dieselbe vor ihm und sah ihm fragend und ratend ins Gesicht. „Also Du bist der falsche Baurat?" begann der wirkliche; „und Du bist der wirkliche?" gab der falsche zurück. Und nun gab es ein Händeschütteln und Aufdieschulterklopfen unter hellem Gelächter, daß der Verwalter die Augen aufriß, als ob er glaubte zu träumen. Meister Radulf machte demnächst Versuche, ihm seinen alten, lange nicht gesehenen Freund Reinhard als wirklichen Baurat zu „dentifizieren", indem er meinte, wenn er sich selbst als den mit Recht verfolgten Usurpator dieses Amtstitels bekennte, müßte sein Zeugnis gelten; aber der Verwalter sagte: „Es tut mir leid, meine Herren, aber es steht nicht in meiner Instruktion, daß ich den einem Untersuchungsgefangenen auf das Zeugnis des andern entlassen darf; die Herren werden sich beide ein wenig gedulden müssen, und da sie so gute Gesellschaft mit einander haben, hat es ja nicht viel auf sich." „Ich würde mich ewig schämen," sagte der Baurat, „wenn ich Dir, lieber alter Junge, diese interessante Nacht durch nicht Gesellschaft leistete. Aber laß sehen, Du speisest hier gar nicht übel — ein kalter Hahn, scheint recht zart; ist der Wein trinkbar?" Die Erklärungen, die hierauf Radulf gab, veranlaßten die Abfassung des uns schon bekannten Briefes, den der Verwalter, nachdem er ihn gelesen, humaner Weise expedierte, obgleich er weit entfernt war, sich seine Gedanken über das seltsame Ereignis in einer ihn selbst befriedigenden, geschweige der Wirklichkeit entsprechenden Weise zurechtlegen zu können.

Die Flasche des falschen Baurats war bereits geleert und die des echten stark angebrochen. Es war festgestellt, wo und unter welchen Umständen man sich vor Jahren zum letzten Male gesehen hätte. Es war erörtert worden, wie es allen noch lebenden gemeinsamen Jugendfreunden dermalen ginge und welche inzwischen gestorben wären. Es war auf die Gesundheit der Baurätin und des einzigen Töchterchens getrunken worden. Da kam der Baurat auf den Anlaß dieses erfreulichen Zusammenseins zu-

rück: „Aber nun sage mir, was machst Du noch immer für abscheuliche Streiche? ein Mensch in Deinem Alter! weißt Du, daß die fernere Entwickelung der Sache keineswegs in meiner Hand liegt und daß sie sehr fatal für Dich werden kann?" „Eine jede gute Sache, erwiderte Radulf, muß Märtyrer haben. Ich bin ein lediger Mann und habe eben Zeit; wer weiß auch, was für Spaß für mich dabei noch heraus springt. Aber nun sage mir, Mensch, wovon bist Du gefallen! Du hattest eine Künstlerseele, leugne es nicht: und nun Kunstbureaukrat, Baurat. Befreie Dein Gewissen durch ein reumütiges Geständnis: sage mir, wie hättest Du in Eilertshausen heute verfügt, wenn ich Dir nicht zuvorgekommen wäre oder die braven Bauern Dich nicht hierher vor das Antlitz Deines bekümmerten Freundes geliefert hätten?"

Der Baurat. „Ich hätte nach dem Antrag des Landbaumeisters verfügt, und ich fürchte, ich werde so tun, sobald ich wieder aktionsfähig bin."

Radulf. „Ein verstocktes Gemüt! Aber ich beschwöre Dich beim Styx, daß Du mir sagest, ob Du Dich in der Tiefe Deines Busens auch nur ein wenig darüber schämen wirst?"

Der Baurat. „Die Wahrheit zu gestehen, seit ich die Kirche, wenn auch nur von weitem, gesehen, fürchte ich, daß die Erledigung der Sache mit einer gewissen unangenehmen Empfindung für mich immerhin verbunden sein wird."

Radulf. „Also doch nicht ganz gesunken. Aber bekenne, warum mußt Du die Untat zulassen, wenn Du Dich ihrer schämst?"

Der Baurat. „Siehst Du, lieber Junge, nach idealen Prinzipien läßt sich einmal die Welt nicht manipulieren. Wer wie Du auf einsamer Höhe der Betrachtung wohnt, der kennt begreiflicherweise keine andere Methode; aber wen das Schicksal mitten in das tätige Leben gestellt hat, der hört bald auf zu fragen, was in jedem Falle das an sich Gute und Rechte sei, und lernt sich begnügen, das verhältnismäßig Gute und Rechte zu tun, das ihm die Konvenienz seiner Stellung gebietet oder gestattet. Der dirigierende Beamte muß z. B. dafür sorgen, daß die Kräfte, auf deren Benutzung er angewiesen ist, bei guter Laune erhalten werden. Der ausführende Unterbeamte will sich bewußt sein, an seinem Chef eine Stütze zu haben, sonst werden wir vergeblich Lust und Liebe bei der Arbeit, Energie bei der Ausführung des Unternommenen von ihm erwarten. Wir vermeiden es daher nach Möglichkeit, gegen seine Anträge zu entscheiden oder ihn in Konfliktsfällen im Stiche zu lassen. Neben dem rein sachlichen Gesichtspunkte kommt eben in allen Dingen das Interesse des Dienstes selbst in Frage."

Radulf. „Da mag denn ein Bauerndorf sich an einem unnötigen Kirchenbau verbluten und zum Besten eines Gründerkonsortiums Wege chaussieren; dabei gibt man gleichwohl vor, in einem Rechtsstaat zu leben."

Der Baurat. „Nun, darüber können wir uns ja wohl im Vertrauen einigen: der moderne Rechtsstaat besteht eben nur darin, daß das Volk durch die Wahl der Abgeordneten sich an der parlamentarischen Gesetzfabrikation beteiligt glaubt und dann deren Folgen trägt. Übrigens hat die Gemeinde Eilertshausen einen großen Wald, der viel besser ausgenutzt werden könnte. Würde ein Teil davon niedergelegt, und der Erlös zu Bauarbeiten verwendet, so käme Geld und damit Regsamkeit unter die Leute, und die Fabrik würde für diese zurückgebliebene Gegend der Ausgangspunkt eines ganz neuen wirtschaftlichen Lebens."

Radulf. „Das heißt, aus einem Bauernvolke, das nach altem Herkommen, im altehrwürdigen Bunde mit der Natur harmlos hin lebt, ohne nach Lebensverfeinerung zu trachten, aber nicht ohne Achtung der idealen Güter, die seine hölzerne Kirche ihm einschließt, nicht ohne Würde des Sinnes, nicht ohne festes Holz des Charakters, würde dasjenige gemacht, wofür unsere stolze Sprache kein eigenes Wort hergibt, sondern aus dem Französischen den Ausdruck Pöbel geborgt hat."

Der Baurat. „Sagen wir doch Arbeiterbevölkerung, oder wenigstens Proletariat, mein Bester!"

Radulf. „Und was ist denn der Unterschied? Wenn ihr einen wissenschaftlich klingenden Ausdruck für einen übelriechenden Begriff gefunden habt, dann ist er euch plötzlich desinfiziert, und ihr geht behaglich mit ihm um, ohne euch die Nase zuzuhalten. Sage mir, was anders ist die Wirkung dieser gepriesenen wirtschaftlichen Entwicklung unseres Jahrhunderts mit ihrem Großbetrieb und ihrer Massenproduktion, als die Verpöbelung des Volkes? die Verpöbelung auch der Arbeit, weil sie den Stempel des Individuellen, d. h. des schaffenden Geistes verliert? und damit die Verpöbelung des Geschmackes? der Tod des instinktiven Kunstsinnes? Oder ist das Entwicklung des Kunstsinnes, wenn eure Städte sich mit cementenen Prachtfassaden überziehen, die von Hunderten zinkener Exemplare desselben Atlanten- und Karyatidenmodells wimmeln?"

Der Baurat. „Ich könnte Dir die Wirkung unserer wirtschaftlichen Entwicklung nach einigen anderen Seiten doch wohl etwas tröstlicher darstellen. Aber gesetzt, sie sei in allen Beziehungen wirklich nur vom Übel, meinst Du denn im Ernste, daß sie von unserm Wollen oder Nichtwollen irgendwie abhänge?"

Radulf. „Nein und aber nein: denn Mammon war und ist der Fürst dieser Welt, und im Namen Mammons rutschen wir die schiefe Ebene hinunter, wir wollen oder wollen nicht. Aber wenn Du nicht hemmen kannst, mußt Du denn durchaus schieben helfen?"

Der Baurat. „Wenn ich nicht hülfe, so würde der Kraft, die uns zum Abgrunde treibt, doch nur ein kleiner Bruchteil abgehen und ich selbst würde von dem schiebenden Haufen niedergetreten oder doch mit Rippenstößen auf die Seite geschoben werden."

Radulf. „Sehr wohl, und so denken Unzählige, deren Kraft zusammengenommen sich hemmend gar wohl bemerklich machen würde; Leute, die unter vier Augen zugestehn, dies und jenes sei vom Übel und es werde am Ende zu bösen Häusern gehn, die aber, wo es gilt Stellung zu nehmen, allemal die ihrige beim großen Haufen suchen. Lieber alter Freund, ich habe ein neues geschichtsphilosophisches Prinzip entdeckt und will es Dir in dieser schönen Stunde, die uns das Schicksal schenkt, anvertrauen: die Feigheit ist es eigentlich, die die Weltgeschichte macht."

Der Baurat. „Ist mir nicht ganz neu, und ich gestehe, daß ich mir bewußt bin, die Prinzipien des weisen Sancho denen des mutigen Ritters aus der Mancha, mit denen ich Dich behaftet sehe, vorzuziehen. Ich glaube damit alles Ernstes der bessere Philosoph zu sein. Ich kann es Deiner Gelehrsamkeit überlassen, ob es Demokrit oder Heraklit oder ein dritter war, der den großen Ausspruch tat: panta rhei; aber der Mann hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Was gibt es also, wenn „alles fließt", törichteres als irgend etwas im privaten oder öffentlichen Leben festhalten zu wollen? heißt das nicht, sich an das seiner Natur nach Vergängliche anklammern? es fließt, Freund, es fließt uns unter den Händen. Nichts ist unser, als der Moment: ihm gilt es mit leiblicher Bewahrung eines guten Gewissens im Vorübergleiten seine Frucht zu rauben. Wie bald verschlingt der allgemeine Fluß uns selber, und da war, denk' ich, der Weise der, der die kurze Spanne Zeit hindurch verstanden hat zu leben. Heißt nun das leben, wenn man sie nach den Dingen verseufzt, die hinter uns bleiben müssen?"

Radulf. „Du freust Dich insgeheim auf die Zornesschale, die ich jetzt über Deine cyrenäischen Grundsätze ausleeren werde. Aber Eines gefällt mir bei dem was Du sagst, und in dem einen wenigstens fühle ich mich Dir nah."

Der Baurat. „Und was wäre dies?"

Radulf. „Daß Du mir nicht vorschlägst, mein Glück oder den Preis meines Lebens in der Arbeit und der Aufopferung für das große

Ganze oder die Nation oder die Menschheit oder die Idee, wie Du das Ding nun heißen magst, zu suchen; daß Du mir nicht zumutest, wenn ich armes Individuum sterben muß oder wenn ich mir den Tod vorstelle, mich damit zu trösten, daß die Gattung lebt. Das ist ja wohl, sofern ihr nicht dem modernen Buddhismus huldigt, Eure modische Tugendphilosophie, die auf der Voraussetzung einer unbegrenzten Dauer und Perfektibilität des Menschengeschlechtes auf diesem Planeten, so zu sagen einer Ewigkeit des Fortschrittes beruht. Sonderbare Schwärmer, die sich über ihr eignes armseliges Eintagsleben damit trösten können, daß es ewig oder wenigstens noch sehr lange solche Eintagsfliegen geben werde, und über die Unzulänglichkeit der Welt, die sie umgibt damit, daß ihre Nachfolger hoffentlich in einer besseren leben werden! die eher alles persönliche Ungemach und das Scheitern alles ihres besten Strebens und Hoffens hinnehmen, als sich der Scheuleder ihres Optimismus entschlagen! Nun, wer eine moralische Pferdenatur hat, für den passen auch Scheuleder. Ich, das glaube mir, ich wäre längst wahnsinnig geworden, wenn ich den Glauben an die Menschheit zu meinem Trost erkoren hätte. Was wir auf Erden zusammenleben, was sich geschichtlich unter uns gestaltet, wie großartig es dünke, es gehört der Zeit, es fließt und zerfließt. Das beste, was wir zu tun und zu schaffen meinen, alles fließt mit nach dem großen stillen Ozean, in dem alles gewordene zuletzt wieder untertauchen muß. Wie könnte es trösten, für das gelebt zu haben, was irgend einmal doch nur eine Welle im allgemeinen Strom gewesen sein wird? Ich soll und will ja an diesen Dingen Teil nehmen und mich mit ihnen plagen, gelegentlich auch mich ihrer freuen: aber innerlich frei muß ich von ihnen sein, wenn ich überhaupt wahrhaft *sein*, wenn ich im Wesen statt im Scheine wohnen will. Denn es gibt nur Eines, dadurch ich mit dem wahren Wesen zusammenhänge, nur Eines, das mir wirklich bleibt und dessen ich ganz gewiß bin, das ist der göttliche Funke in meiner Seele, die freie vernünftige Gott erkennende Persönlichkeit, und darum rede mir niemand ein, ich sei für die Welt da. Sie vielmehr ist für mich da, sie zwingt mich zu lieben und zu hassen, zu handeln und zu dulden, und jede Übung meiner Kräfte, die ich ihr verdanke, führt Nahrung herbei zum Wachstum jenes wunderbaren Dinges in mir, das ich bald zu sein, bald nur zu haben glaube, das ich vergessen kann und das mich plötzlich mit neuer Kraft wieder mahnt. Und dieses Ding ist das eigentlich wirkliche in der Welt und in Wahrheit ihr Zweck: denn es wächst, indes sie fließt und zerfließt, von den Stoffen, die sie ihm zuführt, genährt, in die Ewigkeit empor und wird in allem Wachstum sich selbst nur immer

gleicher; und es ist frei von den Dingen, obwohl es durch sie wächst, denn es gedeiht durch Darben und Leiden noch besser als durch Fülle und Freude, und wenn es allein noch da wäre unter lauter Tod und Fäulnis, unter Nacht und Graus, auf dem Schutt und Moder einer ausgelebten Welt, es könnte alles dessen entbehren, an das Menschen je ihr Herz gehängt haben, so lang es sich selbst hätte.“

Der Baurat. „Es schwindelt mir ein wenig, mein guter Radulf, und ich fürchte für meine Gesundheit, wenn ich Deinem Gedankenflug noch länger zu folgen versuchte. Ob wohl Deine erhabene Gleichgültigkeit gegen das Vergängliche vor dem Abnehmen dieser Flasche Stich hält? Ich muß gestehn, daß ich die meinige etwas kompromittiert fühle, wenn ich in diesem Augenblicke die Wirkung des Einschenkens beobachte.“

Radulf. „Stoß an! es lebe der Biedermann, der das panta rhei erfunden und uns vom Glauben an die Dinge außer uns befreit hat! Benasche Du denn immerhin mit gutem Appetit die Bäume, an denen Dich der Strom vorbeitreibt — ich wünsche Dir, nie in einen Gallapfel zu beißen — und fühle Dich frei, indem Du vom Spender Deiner Freuden, dem Moment, nicht mehr verlangst als daß er vergehe, und bejahe damit im Grunde meinen Glauben, ohne daß Du es willst und weißt. Sieh einmal, da guckt uns ein alter Freund von mir die ganze Weile durch dieses vergitterte Oberlicht unverwandt zu. Begegnet es Dir wohl, daß Du in hellen Nächten stundenlang die lieben Sterne aufsteigen und sinken siehst? ich glaube schwerlich. Es tuns nicht viele Leute, denn man muß sie bei ihren altmodischen Namen rufen können, um Freude daran zu haben. Da ist ein unwandelbares stilles Kommen und Gehn, ein Aufstrahlen im Osten und Erbleichen im Dunst des westlichen Horizontes: aber der da steht unverwandt heute wie gestern und morgen an seinem Orte. Darum hab' ich eine besondere Andacht zu ihm, und es durchschauert mich, wenn ich mich umkehre und sehe ihn noch immer stehn wo er stand. Durch ihn kommt es mir vor, schaue die Ewigkeit in dies Leben des Umschwunges herein; so oft mein Auge an ihm hängt, wird es mir unmittelbar gewiß, daß es eine unsichtbare Welt gibt, die die eigentlich wirkliche ist; und darum frage ich nach dem an sich Guten und Rechten, und will nach ihm fragen, wie kunderbunt es um mich zugehe. Siehst Du, darum fass' ich es nicht und schüttle mich bei dem Gedanken, daß Du aus dem sogenannten Interesse Deines Dienstes dem Landbaumeister Recht gibst, wenn er das an sich Schlechte und Falsche will, das Du als schlecht und falsch erkennst.“

Der Baurat. „Erlaube mir zu bemerken, daß es denn doch alle nüchternen Leute für etwas dem Fanatismus ähnliches erkennen werden, wie Du soeben das was ästhetisch recht und falsch ist, mit dem ethisch Rechten und Falschen ohne weiteres gleichsetzest.“

Radulf. „Erlaube mir Dich zu erinnern, daß die Versündigung Deines Untergebenen nur halb auf dem ästhetischen, zur anderen Hälfte aber auf dem politisch-ethischen Gebiete liegt. Doch um dies jetzt bei Seite zu lassen, was halten denn die nüchternen Leute von einem Künstler, dem sein Kunstgeschmack oder seine Kunstrichtung nicht sittliche Überzeugung ist? Wenn sie ihn nicht für einen Lumpen halten, will ich die Nüchternheit auf ewig verschwören.“

Der Baurat. „Ganz wohl, und Du wirst dann wie ein echter Fanatiker mit allen Mitteln, die Dir Deine Stellung im Leben an die Hand gibt, die Entwicklung der Kunst in Fesseln legen, um sie auf dem Standpunkt, der Dir persönlich der rechte scheint, festzuhalten. Wann aber ist je die Kunst unter dem Joche der Theoretiker gediehen? oder gediehen, wenn sie auf derselben Stufe stehn blieb? Trägt sie nicht, ihr selber unbewußt, ein Entwicklungsgesetz in sich, das kein Theoretiker vorausberechnen, das er nur, nachdem es zur Erscheinung gekommen, nachträglich konstruieren kann? und ist es nicht wahr, daß die Kunst, um zu leben und voran zu kommen, zu allen Zeiten die Werke ihrer früheren Entwicklungsperioden rücksichtslos aufgezehrt hat? Der Lebende hatte Recht zu allen Zeiten, und er hat es noch heute. Strebsame junge Künstler müssen Gelegenheit finden etwas zu schaffen, wozu sonst alle Ausbildung, die wir ihnen auf Akademien beibringen? und da muß denn auch wohl etwas Altes ins Gras beißen, besonders wenn es eben doch der Art ist, nur von wenigen Kennern und Liebhabern gewürdigt zu werden. Die Eilertshäuser Kirche aber, das kannst Du mir glauben, gilt bei allen Beamten und Honoratioren des Kreises für einen unanständigen Schandfleck.“

Radulf. „Hab' ich nie bezweifelt! Das verlangt nach einem jener sauber angestrichenen, mit etlichen wohlfeilen Reminiscenzen irgend eines Stiles versehenen Kästen, die man freundliche Dorfkirchen nennt, bei deren Einweihung der allverehrte Landrat erhebende Worte spricht, der würdige Ortsgeistliche aber eine zu allen Herzen dringende Festpredigt hält. Du hast da meiner Entrüstung schon wieder eine Falle gelegt, aber ich kenne den alten Ironiker zu gut. Du bist nicht der Mann, der bei dieser Art von Schöpfungen im Ernste von Kunst und Kunstentwicklung spricht. Ich nehme mir jedoch heraus, das Recht des Lebenden,

wie es alle vergangenen Zeiten geübt haben, für die Gegenwart der Architektur überhaupt zu bestreiten."

Der Baurat. „Ei der Tausend, jetzt wirst Du interessant. Laß einmal weiter hören."

Radulf. „Wenn man vor 150 Jahren einen alten Dom niederriß, um ihn im Barockstil wieder aufzubauen, so handelten die Leute nach einer gemeinen künstlerischen Überzeugung, die Kunstverständige wie Idioten gleichmäßig beherrschte. Das Alte war ihnen unverständlich geworden, sie selbst fühlten sich schöpferisch in einer neuen Weise, der sie in unbedingtem naivem Glauben anhingen. Wir aber treiben Kunstgeschichte und verstehn alles Alte und Ferne, empfinden und würdigen es; wir können auch alles nachmachen, und können eben darum selber nichts Rechtes machen. Obwohl wir mehr bauen als irgend eine frühere Zeit, sind wir in der Architektur nicht mehr produktiv. Sie hat kein Leben mehr in sich, und darum auch kein Recht des Lebenden."

Der Baurat. „Darf ich fragen, was ihre Schwestern, die Malerei und die Plastik, hierin vor ihr bevorzugt? Denn ich muß bei Deiner Überzeugungstreue voraussetzen, daß Du Stift und Pinsel auf den Katafalk Deiner Kunst niedergelegt hättest, wenn Du auch sie zu den Toten rechnetest!"

Radulf. „Ei, sie und die Plastik haben eine ewige Lebensquelle in der Natur, die sie nachahmen. Die ist das objektiv gegebene, an dem sich das freudige Verständnis der nachahmenden Kunst immer von neuem nährt. Auch die Poesie hat ein solches an der Sprache, die wie die Natur jeder kennt und die jedem als etwas feststehendes gilt. Die Musik hat es an dem Naturerzeugnis des Tones, der nach einer wunderbaren Übereinstimmung der physikalischen und physiologischen Gesetze unser Ohr anspricht. Woran hat es die Baukunst? an der Natur des Baumaterials und den Bedingungen, die es vorschreibt? sie sind für jedes Material verschieden, und das Material selbst ist etwas totes, das an sich nicht zum Geiste spricht, sondern dem Bedürfnis dient. Es spricht zum Geist erst durch etwas, das ihm bei der bedürfnismäßigen Verwendung der Geist selber gibt, und das ist der Stil. Insofern ist die Baukunst eigentlich die geistigste aller Künste: denn der Geist muß ihr die Naturbasis ersetzen. Aber er kann es nur, wenn er gewissermaßen selbst Natur wird und wie etwas Gegebenes, allgemein Anerkanntes die Geister beherrscht: und das tut er als Stil. Der Stil ist wie die Sprache wandelbar, er entwickelt sich und entartet, er kann durch einen völlig neuen verdrängt werden, wie ein Volk unter gewissen Bedingungen eine andere Sprache

annimmt: immer behauptet er seine gemeingültige Natur, und so lang er es tut, bewahrt ein Volk tektonisches Verständnis und tektonische Schöpfungskraft. Stelle Dir vor, daß auf dem Wege immer fortschreitender Schulbildung endlich einmal die kindische Befangenheit aufhörte, mit der wir uns in allen unseren geistigen Äußerungen von selbst und übereinkömmlich der deutschen Sprache bedienen, und daß einmal ganz nach der Eingebung des Augenblickes, oder auch mit einer feinen Rücksicht auf den gerade zu verhandelnden Gegenstand, jeder Einzele sich jeder beliebigen Kultursprache zu bedienen pflegte, wobei es demjenigen, dem einer auf Spanisch etwas auseinandergesetzt hätte, ganz unbenommen bliebe, ihm auf Russisch zu beweisen, es sei Unsinn; ja stelle Dir vor, daß auch unsere unwillkürlichen Ausrufungen und unsere Gedanken selbst sich gewöhnt hätten, abwechselnd von der und jener Sprache Gebrauch zu machen, und daß, mit einem Worte, der freie Geist von der Gebundenheit an eine Muttersprache völlig erlöst wäre: es wäre sicherlich ein verteufelt kultivierter Zustand, aber glaubst Du, daß wir dann noch eine Poesie haben würden, in dem Sinne wie wir sie jetzt haben, zu der wir sagen, du bist doch Seele von meiner Seele? und die uns unbewußt beherrschte, wenn wir selber dichteten? und bewirkte, daß das, was wir dichteten, wieder den andern unmittelbar verständlich wäre?"

Der Baurat. „Gewiß nicht."

Radulf. „Aber das poetische Talent würde sich dann wohl in allen erdenklichen Sprachen auslassen und seine Leistungen in jeder derselben allen Gebildeten gleich verständlich sein?"

Der Baurat. „So sollte man denken."

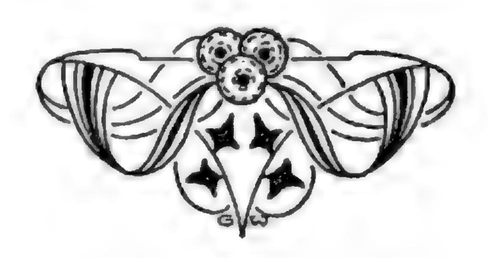
Radulf. „Glaubst Du nun auch, daß dieser Zustand einer urgewaltigen, genialen Zeugungskraft in der Poesie sehr günstig wäre? könntest Du Dir z. B. einen Goethe ohne Muttersprache vorstellen, verschiedene in gleicher Weise angelernte Sprachen wie Instrumente spielend?"

Der Baurat. „Ich gestehe, daß der Gedanke etwas komisches hat."

Radulf. „Es würde also dann wohl lediglich, mit mehr oder minder glücklicher Benutzung, nach Mustern gearbeitet werden, und so viel auch mittelst Studierens, Imitierens und Kombinierens noch immer produziert würde, es wäre weit mehr ein literarhistorisches als ein literarisches Zeitalter."

Der Baurat. „Ganz wohl, und ich verstehe auch, ohne daß Du mich weiter sokratisierst, worauf Du hinaus willst. Was die Muttersprache für die Poesie, ist der nationale oder doch der gemeingültige Stil für die Baukunst, und seit er verloren ist, leben wir in einem mehr kunst-

geschichtlichen als künstlerischen Zeitalter, dessen Erzeugnissen es am Reiz der Naivetät, vielleicht, wenn das Genie notwendig naiv ist, am Stempel der Genialität fehlen wird, weil ihr Stil auf freier Wahl und seine Durchführung daher auf Studium und Reflexion beruht. Darum aber bleiben Deine Reden, daß die Baukunst nun kein Leben und kein Recht des Lebenden mehr habe, gleichwohl bizarr. Sie wird noch immer neu geboren, denn sie hat eine ewig junge Mutter, das Bedürfnis, während der gemeinsame Vater aller Künste, der Luxus, die übrigen ohne Mutter, wie Zeus die Athene, aus seinem Kopf erzeugen muß; was ihm nachgerade doch sauer werden kann." (Schluß folgt.)



Durch die Dämmerung.

In dem Haar Korallenschnüre,
Glänzt die Nacht in unser Haus,
Und wir treten aus der Türe
Auf den Rasenplatz hinaus.
Drüben auf dem Reisewagen
Noch ein Buben-Völkchen springt,
Wie von Glutgewölk getragen —
O wie warm ihr Lachen klingt!

Aber um ihr Lachen breitet
Schon die Nacht die kühle Hand;
Einer nach dem andern gleitet
In des Hofes Schattenwand.
Horch, die Mutter ruft . . . . . Und weicher
Fern ein First ins Dunkel glimmt,
Denn empor am Riesenspeicher
Schon der Mond bedächtig klimmt.

Und es duftet Dämmerbangen
Um uns das Resedenbeet,
Und geheim ein Ruhverlangen
Auch in unsre Herzen weht.
Ja, die Mutter ruft — verhalten
Ruft auch uns die Mutter Nacht,
Und ein Flüsterhauch im kalten,
Feuchten Grase herb erwacht.

Doch da träuft ein Lüfteklingen
Hold auf unser stilles Haus:
Droben breitet Silberschwingen
Eine sel'ge Wolke aus.
An der seligen Wolke hangen
Unsre Blicke, Schritt für Schritt;
Und sie nimmt das letzte Bangen
Unsres Dunkels in das Prangen
Heilighoher Sterne mit.

A. K. T. Tielo.

Vom werdenden „Größer-Frankreich“ in Afrika.

Von

Kapitänleutnant v. Rheinbaben.

Es wird jetzt recht viel über Kolonisation gesprochen und geschrieben, und leider haben wir allen Grund dazu, uns zu überlegen, ob nicht in diesem oder jenem Punkte unsere koloniale Betätigung sich etwas ändern muß. Die Reichsregierung hat solche Änderungen in Angriff genommen; eine neue Ära der deutschen Kolonialgeschichte kündigt sich an, und viele berufene sowie auch unberufene Kräfte sind bei der Arbeit, an der Neuordnung der Dinge Anteil zu nehmen. Wir haben unlängst in dieser Zeitschrift, und auch sonst öffentlich, gewichtige fachmännische Stimmen über die Zukunft unserer afrikanischen Kolonien vernommen. Ohne Umschweife sollen wir nach ihrer Meinung bekennen, daß rein wirtschaftliche Ausnutzung das erste und hauptsächlichste Ziel in den Kolonien ist, daß Handel und Verkehr, Geschäft und Arbeit vor Verwaltung und Beamten, vor Schule und Mission rangieren. So wichtig und groß die kulturellen Aufgaben in letzterer Hinsicht auch sind, — die unerbittlichen Zahlen weisen doch immer wieder darauf hin, daß auch ein mächtiges Reich rechnen, d. h. versuchen muß, das für Kolonien ausgelegte Kapital in dieser oder jener zahlenmäßigen Form verzinst zu sehen. Wir wollen in diesen Zeilen nicht etwa davon sprechen, daß das britische Weltreich so oder so ähnlich entstand, oder daß die deutschen Kolonien noch der Entwicklung harren, resp. ihren eigentlichen Zweck, die Auswanderung wenigstens teilweise aufzunehmen, Absatzgebiete für die heimische Industrie zu bilden und deutsches Kapital besonders lohnend arbeiten zu lassen, noch recht mangelhaft erfüllen. Unser Augenmerk soll sich hier auf den westeuropäischen Nachbar richten, der in kolonialen Dingen trotz mancher erlittenen Rückschläge heute große Erfolge verzeichnen kann. Diese Erfolge liegen neuerdings wohl in erster Linie in Indochina. Dort hat sich unter der Leitung zielbewußter hervorragender Gouverneure dem französischen Handel ein noch unermeßlicher Steigerung fähiges Absatzgebiet erschlossen. Das Land nimmt heute*) über 94 Millionen Fr. von 216 Millionen Fr. der französischen Ausfuhr nach den Kolonien (excl. Algier und Tunis) auf. Doch schlagen wir heute einmal im Geist oder noch besser in Wirklichkeit die Karte des Erdteiles

*) Alle hier angegebenen Zahlen gelten für das Jahr 1903, sofern nicht ein anderes Jahr ausdrücklich dabei genannt ist. Sie wurden veröffentlicht gelegentlich eines Congrès de commerce im Juni 1905 zu Paris.

Digitized by Google

auf, der auch uns Deutsche bezügl. der Kolonisation am meisten interessiert, von Afrika, wo wir jetzt eben in jahrelangem Kampfe Hunderte von Millionen ausgeben müssen, um die erste Vorbedingung für eine gedeihliche Kolonisation zu schaffen, den Frieden.

Frankreich besitzt 8600000 Quadratkilometer = fast 1/3 des afrikanischen Erdreiches. Überall gehen die Dinge merklich vorwärts. Neue weitausschauende Pläne sind der Verwirklichung nahe, da die koloniale Begeisterung des Mutterlandes, der Ehrgeiz und der so viel gerühmte Elan fast der gesamten Nation hinter ihnen steht. Noch etwas anderes kommt hinzu, um die Franzosen in Zukunft immer mehr auf ihre Kolonien zu verweisen. Das Aufkommen neuer Großmächte, der steigende Wettbewerb der Völker, waren Anstoß genug, um das mächtigste Reich der Welt immer dringlicher vor die Frage zu stellen, ob ein engerer wirtschaftlicher Zusammenschluß der Kolonien mit dem Mutterlande erwünscht sei. Wieviel mehr und schneller wird Frankreich auf diese Bahn gelenkt werden mit seiner relativ weniger entwickelten Industrie, seiner stagnierenden Bevölkerungsziffer, seiner daniederliegenden Seeschiffahrt und andern inneren Schäden seiner Volkswirtschaft!? Prüfen wir in folgendem die französischen Kolonien in Afrika darauf hin, ob sie den ihnen in Frankreich oft beigelegten Namen „Größer-Frankreich“ (la plus grande France) verdienen, ob ihre Entwicklung in Handel und Verkehr zukunftsreich ist und inwiefern solche Entwicklung etwa Berührungspunkte findet mit unsern eigenen kolonialpolitischen Plänen und Gedanken. Vielleicht kann eine derartige Betrachtung auch etwas zum Verständnis der Marokko-Vorgänge der letzten Monate beitragen, indem sie zeigt, daß Frankreich einerseits vom festen Drange nach Sicherung und Verwirklichung seiner großen afrikanischen Pläne beseelt ist, andererseits durchaus Ruhe und Frieden braucht, um sie zum Heile des Landes durchzuführen.

Handel.

1. Senegal. Senegal ist die älteste afrikanische Kolonie Frankreichs. Sie zählt ohne Hinterland ca. 108000 Einwohner, darunter 1600 Europäer excl. Besatzungstruppen. Für die neue Hauptstadt Dakar sind in den letzten Jahren große Aufwendungen gemacht worden. Sie wird infolge ihrer günstigen Hafenverhältnisse auch als Flottenstützpunkt und als Umladeplatz für den transozeanischen Verkehr ausgebaut. Ein wichtiger Handelsort ist auch St. Louis an der Senegalmündung, von wo die Erschließung des Hinterlandes eingesetzt hat. Die folgende Tabelle gibt die Beteiligung der drei meistinteressierten Länder an der Einfuhr:

Gesamteinfuhr	51663000	Fr.
Frankreich	25800310	„
England	13780138	„
Deutschland	1933835	„

Die Ausfuhr stieg von 29190000 Fr. im Jahre 1898 auf 40630000 Fr. im Jahre 1903. Sie besteht fast zur Hälfte aus Erdnüssen, welche zur Ölbereitung

dienen. Nächstdem spielt Kautschuk eine wachsende Rolle. Die Baumwollkultur ist über die ersten Versuche, ähnlich etwa wie in dem deutschen Ostafrika, noch nicht hinaus. Hauptthindernis ist hier wie dort der Mangel an arbeitswilligen Eingeborenen, die von dem Nutzen solcher Kultur schwer zu überzeugen sind. Überhaupt läßt die große Menge eingeführter Nahrungsmittel darauf schließen, daß die Kolonie bei weitem nicht alle Nahrungsbedürfnisse der Eingeborenen selbst befriedigen kann. An Mineralien ist Gold in geringer Menge vorhanden; die Gewinnung geht aber zurück. Die Europäer haben mit dem ungesunden Klima sehr zu kämpfen, doch bietet im ganzen die Kolonie wirtschaftlich günstige Aussichten.

2. Guinea. Guinea hat 1½ Millionen Einwohner, darunter 400 Europäer. Es ist in vieler Hinsicht der Kolonie Senegal ähnlich. Die Entwicklung zeigt sogar noch schnellere Fortschritte und ruht auf gesunden Grundlagen.

Gesamteinfuhr	19 476 000	Fr.
Frankreich	3 693 760	"
England	764 543	"
Deutschland	2 657 738	"

Die Ausfuhr im Werte von 16 469 000 Fr. (i. J. 1899 — 9 461 000 Fr.) besteht hauptsächlich aus Kautschuk, Palmöl, Palmkernen, Erdnüssen usw. Die wirtschaftliche Bedeutung der Kolonie liegt in der Bodenkultur, da außerdem auch erfolgreich mit dem Anbau von Kaffee, Reis, Baumwolle und Tabak begonnen worden ist. Auch die Viehzucht wird begünstigt durch gutes Weideland.

3. Franz. Kongo. Der Berichterstatter für das Kolonialbudget 1905 brauchte den Ausdruck: „einen einzigen dunklen Punkt gibt es, den „Kongo"". Gerade in diesen Tagen bringen auch deutsche Blätter immer wieder Schauergeschichten über eine grausame Verwaltung, über Greuelszenen, die nicht nur im belgischen, sondern auch im französischen Kongostaat vorgekommen sein sollen. Dem Gouverneur, Mr. Gentil, ist es jedoch gelungen, ein volles Vertrauensvotum der Regierung zu erhalten. Er hat sich zu rechtfertigen gewußt gegen die besonders von englischer Seite, aber auch in abgeschwächter Form von dem ersten Eroberer des Gebietes, dem soeben verstorbenen Mr. de Brazza erhobenen Anklagen. Brazza war nämlich als moderner kolonialer Questenberg nach dem Kongo geschickt worden, um an Ort und Stelle in dem ihm natürlich durchaus vertrauten Gebiete die erhobenen Beschwerden auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Soweit diese Klagen vom Ausland kommen, ist sicherlich der Schluß berechtigt, daß die angegriffenen Gesellschaften und Behörden durchaus zum materiellen Wohle Frankreichs gewirkt haben, wenn auch voraussichtlich nicht immer mit den zartesten Mitteln. Vielleicht interessiert es, bei dieser Kolonie etwas länger zu verweilen, um ihre eigentümliche Lage näher zu beleuchten.

Der französische Kongostaat ist eine der größten Besitzungen Frankreichs, mit vielen ungehobenen Schätzen, undurchdringlichen Urwäldern, großen Wüsteneien und mit Millionen kulturell sehr tief stehender Einwohner. Das Klima ist für den Europäer sehr ungesund, das Land im Innern noch wenig erforscht

und kaum pazifiziert. Wir erinnern uns, daß in erster Linie Kolonisation immer ein Geschäft des Staates sei und wirtschaftlichen Gewinn abwerfen soll. Kleine Mittel, d. h. Arbeit des Einzelnen, mußten hier versagen. So ist es verständlich, daß der französische Staat am besten tat, großen kapitalkräftigen Gesellschaften zur Erschließung dieser reichen, aber schwer zugänglichen Schätze Monopolrechte zu verleihen. Im Jahre 1899 wurden nach belgischem Muster fast auf einen Schlag 41 Gesellschaften gegründet. Viele von ihnen sind heute wieder weggefegt vom lockenden, verführerischen und doch wirtschaftlich so spröden und mühsamen afrikanischen Boden. Immerhin arbeiten 60 Millionen Franken im Kongostaat, Dampfergesellschaften befahren die Flüsse, Telegraphie und Telephon, Eisenbahnen und Chausseen erleichtern das Vordringen überall dorthin, wo Handel getrieben werden kann. Die großen Wälder, die reiche Tier- und Pflanzenwelt der Kolonie, sind viel versprechende Quellen des Gewinns. Der Boden ist auf weiten Strecken sehr fruchtbar, die mineralischen Schätze sind bisher kaum überhaupt aufgezählt. So hat sich denn entsprechend den wirtschaftlichen Anstrengungen ein stetig zunehmender Handelsgewinn eingestellt.

Einfuhr 1896 = 628 000 Fr.
„ 1903 = 6 900 000 „

Die noch einer bedeutenden Steigerung fähige Ausfuhr besteht in der Hauptsache aus Elfenbein, Kautschuk, Hölzern, Kakao, Kola, Fellen, Öl, Palmkernen. Sie ist neuerdings fast ganz in den Händen der französischen Gesellschaften, welche kraft ihrer Monopolrechte die Ausländer verdrängen. Die zahlenmäßigen Werte sind für die letzten Jahre: 1901 — 7,4 Millionen Fr., 1902 — 8,3 Millionen Fr., 1903 — 9,9 Millionen Fr. Die weitere regelmäßige Steigerung der Ausfuhr wird ihrerseits eine sichere Steigerung der Einfuhr bewirken; denn offenbar ist die zur Steigerung der industriellen Ausfuhr des Mutterlandes notwendige Hebung der Kaufkraft der Eingeborenen ganz besonders wichtig in einem großen, von fast wilden Völkerschaften bewohnten Gebiet. Die uns vorgesetzte Art der vornehmlich geschäftlichen Kolonisation will ja den faulen, bedürfnislosen, fast ganz unbekleidet herumlaufenden Neger in erster Linie dazu bringen, daß er arbeitet, daß er Steuern zahlt und daß er Bedürfnisse nach europäischen Waren und in der Folge dann auch nach europäischer Bildung bekommt.

Da die großen Konzessionsgesellschaften dem Staate zur Erreichung dieser Ziele sehr dienlich waren und es noch sind, kann es nicht verwundern, daß alle Angriffe auf die Gesellschaften bei ihm wenig oder keinen Rückhalt fanden, sondern daß im Gegenteil alle Aussicht besteht, daß die Rechte der Gesellschaften ausgebaut und erweitert werden.

Man wird hierbei an jene großen Gesellschaften erinnert, welche in historischer Zeit für Holland und England die wertvollsten Kolonien der Welt erwarben. In diesem Gedankengange muß man es bedauern, daß in deutschen Landen dieser große Zug der Kolonisation noch immer nicht genug gewürdigt und verstanden wird, daß immer noch mit behaglicher Wonne die Geschichten von

Aussaugung und Verarmung fremder Völker, von allen möglichen Greuelszenen, Mißerfolgen, Schwierigkeiten usw. anderer Nationen geglaubt werden, ohne recht zu prüfen, was daran wirklich bewiesen und wahr ist. Man lese einmal zum Vergleich, was englische und französische Zeitungen über unsere eigenen Fähigkeiten und Ansichten in dieser Beziehung schreiben! Doch in diesen Dingen kann wohl die Presse nur wenig — fast alles die eigene Anschauung der Dinge draußen in der Welt verbessern. Sonst müßten die begeisterten Schilderungen der bekehrt heimkehrenden Tropen- oder Amerikafahrer schon längst ein stärkeres Echo erweckt haben.

Gewiß, zugegeben: im Kongolande dort unterm Äquator mag manches geschehen sein, was in kühleren Klimaten nicht mehr geschieht und geschehen darf, aber allgemein gesprochen: Was ist besser für einen Staat, der mit Naturnotwendigkeit auf Kolonisation angewiesen ist: Geschäfte machen in den Kolonien bei strammer Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit auch auf die Gefahr hin, daß die andern kulturellen Aufgaben zunächst zurücktreten, oder — es anders zu machen!?

Die im Reichstage unlängst wieder zur Sprache gebrachte grausame und bestialische Handlungsweise der Eingeborenen in Südwestafrika läßt keinen Zweifel in der Beantwortung dieser Frage für den, welcher ohne Nebenabsichten nüchterne und reale Kolonialpolitik treiben will. Wir brauchen wohl kein Wort darüber zu verlieren, daß Grausamkeiten und Verstümmelungen nicht notwendige Begleiterscheinungen der „Geschäfte" sind!

4. Elfenbeinküste. Die kleine, rasch aufblühende Kolonie berechtigt zu guten Hoffnungen. Das Landschaftsbild zeigt zu ²/₃ Wald, zu ¹/₃ Savanne, dazu einige kleine Flüsse nach der Küste hin; vor dieser liegen Lagunen, welche teilweise als Verkehrswege nutzbar gemacht sind. Wie in der Senegalkolonie ist auch hier Kautschuk der Hauptausfuhrartikel. Danach folgen Palmöl, Mahagoniholz, Palmkerne, Kaffee und in unbedeutenden Mengen Elfenbein und Goldstaub. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß das letztgenannte vielbegehrte Edelmetall in größeren abbaulohnenden Mengen vorhanden ist, da die Eingeborenen reichlich damit versehen sind und alles damit bezahlen. In den Goldminen wie auch in der Waren-Einfuhr ist englisches Kapital an erster Stelle beteiligt, was die folgenden Zahlen näher veranschaulichen:

Gesamteinfuhr etwa	11000000	Fr.
Frankreich	2068959	Fr.
England	4727187	„
Deutschland	1133057	„

Die Ausfuhr ist von 5047000 Fr. im Jahre 1898 auf etwa 8000000 Fr. im Jahre 1903 gestiegen.

Natürlich wird in der französischen Presse und Literatur häufig auf solche Fälle hingewiesen, wo andere Nationen in irgendwelcher Wirtschaftsstatistik der eigenen Kolonien obenanstehen. Es wird eifrigst betont, daß Frankreich sich anstrengen müsse, immer und überall an erster Stelle zu stehen. Das ist ja durchaus erklärlich, und eine gesunde Konkurrenz ist ein sehr gutes Mittel zur

schnellen Erschließung einer Kolonie. Es gibt aber sowohl in Frankreich als in andern Ländern viele Leute, welche ängstlich darauf bedacht sind, durch einen ausgedehnten Protektionismus der eigenen Nation die Tätigkeit in den Kolonien vorzubehalten. Demgegenüber wollen wir allgemein mit aller Bestimmtheit die Ansicht vertreten, daß bis zu einem gewissen Maße fremdes Kapital für die schnellere Entwicklung einer werdenden Kolonie sehr erwünscht ist. Die bei uns bis zum Überdruß behauptete sogenannte traurige Tatsache von dem kolonialunfreundlichen und zurückhaltenden Kapital ist vielfach mißdeutet worden. Man erinnere sich, daß in Geldsachen die Gemütlichkeit, oft sogar der Patriotismus aufhört und daß man es zwar sehr loben muß, wenn Privatkapital in unentwickelten, aufrührerischen Kolonien angelegt wird, daß man aber andererseits es keiner Bank verdenken kann, wenn sie sicherere und vorteilhaftere Anlagen vorzieht. Da ist es eben zunächst Sache des Staates, großzügig ohne kleinliche Knausereien und falsche Sparsamkeit voranzugehen, um im besten Sinne des Wortes jedem privaten Kapital — nationaler und internationaler Herkunft — die Wege zu ebnen. Stellen sich dann die ersten Erfolge ein, so kommt das private, feinfühlige Kapital ohne äußeren Antrieb schon herein. Jede neue erfolgreiche Unternehmung eröffnet wieder neue Aussichten, zieht weiteres Kapital nach sich und beschleunigt die Kolonisation. Keine Großmacht wird sich dabei für ihre eigenen Angehörigen — der Ausdruck sei hier mal erlaubt — die Butter vom Brot nehmen lassen. So können auch wir im besonderen Hinblick auf unsere deutschen Verhältnisse ruhig die Türen auflassen, genießen wir doch selbst im britischen Weltreich alle Vorteile solchen Vorgehens. Vielleicht ist das am Ende etwas, was wir von andern lernen können und — „wir sollen und können doch viel voneinander lernen ..." sagen mit weiser Miene manche Leute im deutschen wie im englischen Blätterwald ...

5. Dahomey. Der deutsche Handel steht hier in der Einfahrtsstatistik obenan.

Gesamteinfuhr	11264000 Fr.
Frankreich	2081993 Fr.
England	2272831 „
Deutschland	3751160 „

Die Wälder Dahomeys haben einen unermeßlichen Reichtum an Ölpalmen, die jährlich 2 Ernten liefern. Der Ausfuhrertrag der Kolonie hängt solange ganz von ihnen ab, bis die zurzeit angestellten Versuche mit Kautschuk und Baumwollanpflanzungen greifbare Resultate liefern werden. Immerhin erhält sich schon heute die Kolonie selbst ohne Zuschüsse vom Mutterlande (ähnlich wie das benachbarte deutsche Togo).

6. Réunion. Die kleine Inselkolonie erfreut sich guter See-Verbindungen, nämlich über Madagascar oder Kapstadt nach dem Mutterlande und über Singapore nach Indochina. Der Handel liegt zum allergrößten Teil in französischen Händen; überhaupt ist die Insel fast ganz europäisiert. Nur der Arbeitermangel hindert eine noch günstigere Entwicklung.

Einfuhr:

Frankreich	12038848 Fr.
England	378265 „
Deutschland	56278 „

7. Madagascar. Die mit großer Energie und mit weitschauender Voraussicht durchgeführte, vor etwa 10 Jahren abgeschlossene Erwerbung dieser wertvollen Kolonie hat sich nach jeder Richtung hin gelohnt. Der Handel besitzt trotz seines jährlich steigenden Wertes noch lange nicht einen der Größe und dem Reichtum der Insel entsprechenden Umfang. Weit voran steht die direkte Einfuhr aus Frankreich:

Gesamteinfuhr aller europäischen Staaten:
1898 = 21 627 800 Fr.
1903 = 32 898 554 „
Davon allein aus Frankreich 27 844 958 Fr.

Gesamtausfuhr 1898 = 4 974 500 Fr.
„ 1903 = 16 271 010 „

Seit dem Frühjahr 1905 kann die Insel für vollkommen pazifiziert gelten, und der bisherige, nach langjähriger Tätigkeit zu diesem Zeitpunkte heimkehrende, außerordentlich tüchtige Gouverneur General Gallieni war eines schmeichelhaften und ehrenvollen Empfanges in der Heimat sicher. Sein Nachfolger ist der sozialistische Abgeordnete Augagneur. So wird auch durch diesen Stellungswechsel kundgegeben, daß man in Paris glaubt, nunmehr ohne die Unterstützung des in vielen Kolonialkriegen bewährten Soldaten und seines naturgemäß mehr militärischen Regiments das weitere wirtschaftliche Fortschreiten der Kolonie bewirken zu können. Ein Hauptverdienst der bisherigen Verwaltung besteht in dem planmäßigen Ausbau von Wegen, Telegraphen, Eisenbahnen usw.

Die größte Schwierigkeit lag auch hier in der Arbeiterfrage. Ihre befriedigende Lösung ist noch nicht gelungen, trotz Besteuerung der Eingeborenen, verbunden mit Strafe für Nichtarbeiter (ähnlich wie im britischen Rhodesia), Anlage von verlockenden Versuchspflanzungen, von gewerblichen Unternehmungen verschiedenster Art usw. Gallieni hat es auch unternommen, ausgediente Soldaten auf der Insel anzusiedeln. Er bezeichnete selbst in vielen Berichten ein Kapital von ca. 30000 Fr. als notwendig, um sich als Pflanzer zu etablieren. Da solche Summen aber nur in den seltensten Fällen oder überhaupt wohl nie zur Verfügung gestanden haben, ist es nicht verwunderlich, daß die Erfolge solcher Soldatenansiedlungen, die auf den ersten Blick sicherlich viel Verführerisches haben, bislang den Erwartungen nicht entsprachen.

Vielleicht ist es zu einer Zeit, wo Rußland für seine Armee in Sibirien Ansiedlungen vorbereitet und auch bei uns bezl. Südwestafrikas ernsthaftere Projekte dieser Art hier und da aufgetaucht sind, nicht uninteressant, einige kurze Überlegungen hieran zu knüpfen.

Die beste Kolonie für einen Staat ist und bleibt eine Siedelungskolonie, d. h. ein Gebiet nationaler Erde, wo der Volksüberschuß dauernd leben resp. erwerben kann und will. England besitzt solche Gebiete in Australien, Südafrika, und Kanada. Nicht zuletzt ist es die Hoffnung gewesen, auch unsere überseeische Auswanderung nach nationalen Gebieten zu lenken, welche zur Erwerbung eines Kolonialreiches anspornte. Jedoch immer noch geht die deutsche Auswanderung zum allergrößten Teil nach Nordamerika, und wir wissen aus vielen Ereignissen und literarischen Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit, daß sie dort trotz aller schönen Reden über das Deutschtum für das eigentliche deutsche Vaterland so gut wie verloren ist. In Südamerika gibt es zwar inmitten fremder Staaten große deutsche Siedelungen. Als tüchtige hochgeschätzte Pioniere erschlossen sie das Land. Aber es war zu spät — „Amerika den Amerikanern“ heißt es heute mit unabwendbarer Bestimmtheit!

Die afrikanischen, tropischen und subtropischen Kolonien waren und sind wegen ihres Klimas leider wenig geeignet und verlockend, Ansiedler in volkswirtschaftlich fühlbarer Anzahl heranzuziehen. Jeder, der etwas Geld verdient hat, wird bald versuchen, damit in die Heimat zurückzukehren. Immerhin ist aber das letzte Wort in dieser Frage noch nicht gesprochen, und die Franzosen hoffen z. B. auch in Madagascar mit der Zeit Verhältnisse zu schaffen, welche die Auswanderung dorthin begünstigen. Wodurch könnte man nun wohl einen in der Kolonie zur Entlassung kommenden Soldaten bewegen, als Kolonist draußen zu bleiben? Nach einer maßgebenden französischen Ansicht sind Soldaten nur in den seltensten Fällen geeignet, als selbständige Siedler aufzutreten, da sie kein Vermögen besitzen und erfahrungsgemäß ihnen etwa vorgestreckte Summen nicht zurückzahlen können. Es ist besser, ihnen Aufsichtsposten in Pflanzungen, bei öffentlichen Arbeiten usw. zu geben. Die Handels, Plantagen- resp. Erwerbsgesellschaften müßten ihnen dabei kontraktlich folgendes garantieren: 1. Eine auch auf isolierten Posten materiell erträgliche Existenz. 2. Ein annehmbares Gehalt. 3. Ein gewisses Interesse am Gewinn der Gesellschaft. 4. Unentgeltliche ärztliche Behandlung, resp. im schlimmsten Falle Heimreise. 5. Einen sechsmonatlichen Urlaub alle drei Jahre mit halben Bezügen und freier Reise. 6. Eine festzusetzende Prämie nach fünfzehnjähriger Dienstzeit. Nebenbei müßte den Kolonisten die Heirat mit eingeborenen Frauen resp. die Übersiedlung mit ihrer schon bestehenden Familie aus Frankreich erleichtert werden. Die Hauptfehler des bisherigen Systems seien:

a. Selbständige Ansiedlung von Soldaten ohne Vermögen resp. mit ungenügenden und viel zu sehr formulierten Vorschüssen des Staates.

b. Die den Soldaten überlassenen Konzessionen sind meist abgelegen von jeder Art natürlicher oder künstlicher Verkehrsstraße, da die eine Entschädigung zahlenden Zivilisten alle bevorzugten Ländereien erhalten.

c. Es gibt in diesen abgelegenen Distrikten der Militärkonzessionen keine eingeborenen Arbeitskräfte und der Soldat ist meist nicht imstande, solche zu schaffen, da er Sitten, Gewohnheiten und Sprache der Eingeborenen nicht kennt.

d. Militär- und Zivilbehörden machen dem sich um eine Konzession bewerbenden Soldaten zu viele Schwierigkeiten.

Soweit die französische Ansicht. Wir werden bei Besprechung der Siedelungsverhältnisse in Algier und Tunis noch einmal diese Frage zu streifen haben.

8. Majotte (Comoren). Die kleine Insel-Kolonie Majotte ist von ertragreichen Vanille- und Tabakplantagen bedeckt. Die Bedürfnisse der Bewohner sind gering; daher übersteigt die Ausfuhr im Werte von 2381888 Fr., die Einfuhr von 1765272 Fr.

9. Obock (franz. Somaliküste). Der Wert der französischen Somaliküste liegt mehr auf militärpolitischem als auf wirtschaftlichem Gebiete. Frankreich wollte auf dem Wege in den indischen Ozean einen von der englischen Etappenstraße unabhängigen Stützpunkt haben. Das verbündete Rußland hat, wie erinnerlich, ausgiebigen Gebrauch davon gemacht, indem Teile des nach Tsushima fahrenden II. baltischen Geschwaders sich dort mit Kohlen usw. versorgten. Die Handelsstatistik muß den Franzosen noch rechten Kummer machen, da aus ihr die große Überlegenheit des benachbarten Aden hervorgeht. Von der Gesamteinfuhr im Werte von 7530221 Fr. liefert Aden 4877914 Fr., Frankreich nur 1645409 Fr. Neuerdings steigt aber auch die wirtschaftliche Bedeutung dieser Wüstenkolonie, da das Frankreich befreundete und reiche Abessynien durch eine französische, von Dschibouti, einem der besten Häfen in ganz Ostafrika, ausgehende Bahn, erschlossen wird.

10. Algier. Algier ist Frankreichs wertvollster Besitz in Afrika. Nach dem Frieden von 1871 setzte hier der neue koloniale Aufschwung zuerst ein. Unentwegt hat das Mutterland an seinem Ziel festgehalten, diese Kolonie an einer der Hauptverkehrsstraßen der Welt zu einem günstigen Wirkungsgebiet seiner auswandernden Kinder zu machen. Viele Kriege mußten mit den Eingeborenen geführt werden, und noch heute gibt Frankreich jährlich 55 Millionen Fr. für die algerischen Truppen aus, um Ruhe und Ordnung unter den verschiedenen, teilweise noch als Nomaden lebenden Stämmen zu gewährleisten. Trotzdem hört man immer noch von wilden Horden an der Marokkanischen Grenze. Im ganzen hat die Kolonie ohne die militärischen Zwecke bis 1900 ca. 3 Milliarden Fr. gekostet. Neben dem später zu betrachtenden Ausbau von Verkehrsstraßen war die wichtigste Frage die der Siedelungen und zweckmäßigen Verteilung des Bodenbesitzes. Mit dem Wechsel der leitenden Personen hat sich oft auch das System geändert, wie und mit welchen Mitteln das Land am besten zu bebauen und einzuteilen sei. Doch bei allen Nachrichten hierüber ist stets zu bedenken, daß jede künstliche Massenansiedlung ein Werk von enormer Schwierigkeit und Kosten ist und daß ihre Erfolge sehr langsam, oft erst nach Generationen, sichtbar werden. Von diesem Gesichtspunkte aus muß das bisher Geleistete durchaus Achtung hervorrufen: Im Jahre 1901 gab es ca. 339 Gemeinden von durchschnittlich 11000 Bewohnern und je 400000 ha bebauten Landes. Die europäische Bevölkerung betrug

damals 358174 Franzosen und 242837 Fremde, welch letztere sich besonders aus Spaniern, Italienern, Maltesern und Juden zusammensetzen. Die Ansichten über die Art der Verwaltung und Regierung der Kolonie haben sich seit 1900 auf das Vorteilhafteste geändert. Während man früher Algier zu einer von Paris aus verwalteten Provinz machen wollte, verwaltet sich seit dieser Zeit die Kolonie mit einem teilweise freigewählten Parlamente selbst und stellt ihr eigenes Budget auf, welches allerdings der Kontrolle des Ministers des Innern unterliegt. Die Zahlen für 1904 sind:

Einnahmen	65097532 Fr.
Ausgaben	65053066 „

Das reichsfranzösische Budget behält nur die Ausgaben für Heer und Marine (55 Millionen Fr.), sowie für die Zinsgarantien der Eisenbahnen (bis 1925 jährlich ca. 20 Millionen Fr.).

Die Handelsstatistik zeigt folgende Zahlen:

Einfuhr:	Ausfuhr:
1897 = 265 Mill. Fr.	1897 = 276 Mill. Fr.
1903 = 380 „ „	1903 = 295 „ „

Hieraus geht hervor, daß die Einfuhr stark zugenommen hat, die Ausfuhr dagegen langsamer infolge der vorerwähnten schwierigen Siedelungsverhältnisse und der noch in den Anfängen stehenden Industrie. Die Kolonie ist in erster Linie eine Ackerbaukolonie. Für die industrielle Entwicklung kommt neben den Unternehmungen zur Verarbeitung der Handelsprodukte besonders die Ausbeutung der zahlreichen Eisen-, Zink- und Blei-Minen in Betracht. Wein und Getreide sind die wichtigsten Ausfuhrartikel, dann folgen erst in weitem Abstande Halfagras, Häute, Felle, Mineralien, Phosphate usw. (Das Halfagras geht nach England, wird zur Papiergewinnung benutzt. Seinetwegen allein sind in Algier 150 bezw. 170 km lange Eisenbahnen gebaut worden. Es soll deutscherseits versucht werden, die sonst wertlosen Salzsteppen am Kilimandscharo damit zu bepflanzen. Eine Studienkommission geht dazu nach Algier.) Unter den Einfuhrartikeln sind Baumwollwaren und Kohlen die wichtigsten. Die Hauptstadt der Kolonie, Algier, wächst sich zu einer großen Kohlenstation des Mittelmeeres aus. Die Menge der gelieferten Bunkerkohlen ging in Gibraltar in der Zeit 1900 bis 1903 von 167000 t auf 124000 t herunter, während in derselben Zeit die Kohlenlieferung in Algier von 297000 t auf 337000 t stieg. Hierzu liefen 1200 Dampfer Algier an.

Frankreich hat selbst den bei weitem größten Teil des Handels = ca. 5/6 des Gesamtwertes, in den Händen. Algier genießt seit 1889 die Vorteile des französischen Zollgebietes. Marokko und Tunis liefern ebenfalls zollfreie Waren, da die Grenzbewachung zu schwierig sein würde. Von fremden Staaten steht England an erster Stelle, welches hauptsächlich Kohlen liefert und Halfa, Phosphate und Mineralien aus Algerien bezieht. Deutschland steht ungefähr an 9. Stelle.

Wir werden bei Betrachtung der Verkehrsmittel sehen, wie Frankreich seine reiche Kolonie in Zukunft noch schneller entwickeln will.

11. Tunis. Frankreich hat im Jahre 1881 dieses Land der Kolonie Algier östlich angegliedert. Der dafür zuerst verantwortliche damalige Minister-Präsident Jules Ferry hat auf diplomatische Winke Bismarcks und gegen den Willen vieler Parlamentarier damit zu einem nicht geringen Teile die Revanche-Ideen der Franzosen in nützlichere Bahnen gelenkt. Für die Entwicklung Algiers mußte es von der größten Wichtigkeit sein, daß kein wetteifernder mächtiger Gegner unter ähnlichen Verhältnissen im Nachbarland sich niederließ. Die Verwaltung der neuen Kolonie liegt ausgesprochen in den Händen von Beamten, die gegen 18% der französischen Bevölkerungsziffer ausmachen. Sie hat im ganzen durchaus anzuerkennende Erfolge gezeitigt, wenn auch hier ähnlich wie in Algier die Siedelungsfrage viele Schwierigkeiten bereitete. Bei der langsam zunehmenden Einwanderung der Franzosen, der eine bedeutend schnellere von genügsamen und arbeitsfreudigen Italienern gegenübersteht, entwickelt sich die ursprünglich fast reine Ackerbaukolonie mehr und mehr zu einer Geschäftskolonie französischer Großkapitalisten, welche größere Land- und Minenkonzessionen durch die leicht verfügbaren fremden, besonders italienischen Arbeitskräfte ausbeuten lassen. (Auch am deutschen Bahnbau in Ostafrika sind übrigens italienische Arbeiter tätig.) Die Bevölkerungszahlen sind ungefähr: 24200 Franzosen, 76000 Italiener, 12000 Malteser und 1700000 Eingeborene. Frankreich wird somit für seine Angehörigen den hohen Wert von Tunis als Siedelungskolonie nicht voll ausnützen können. Die Handelsstatistik zeigt folgende Zahlen:

Einfuhr:	Ausfuhr:
1895 = 44085900 Fr.	1895 = 47525800 Fr.
1903 = 83612877 „	1903 = 71398643 Fr.

Daraus ergibt sich, daß der gesamte Handel im steten Steigen begriffen ist und daß die Einfuhr erheblich die Ausfuhr überragt. Das Anwachsen der Ausfuhr ist hauptsächlich dem Aufblühen der Phosphatindustrie und dem vermehrten Getreide- und Weinbau zuzuschreiben. Den wichtigsten Einfuhrartikel bilden Baumwollwaren, die meist aus England kommen, ferner Maschinen, Eisenwaren, Zucker usw. Deutschland ist an der Einfuhr nur wenig beteiligt. Den Hauptanteil hat wie in Algier das Mutterland selbst. Hierzu hat sehr wesentlich ein 1877 verbesserter Zolltarif beigetragen, der zwar nicht völlige Gleichstellung wie in Algier, doch wenigstens gegenseitige Vorzugsbehandlung gewisser Erzeugnisse sicher stellte. Natürlich wird in Handelskreisen auf das lebhafteste für eine unbeschränkte Zollunion agitiert.

Tunis kann die ordentlichen Ausgaben aus eigenen Mitteln decken. Das Budget für 1903 schloß mit Einnahmen und Ausgaben zu je 28 Millionen Fr. ab. Frankreich zahlt nur Zuschüsse für Erweiterung des Verkehrsnetzes sowie für Unterhaltung der notwendigen Besatzungsarmee. Die Erfahrung hat schon oft gelehrt, daß sich die Ausgaben solcher Besatzungsarmeen selbst während

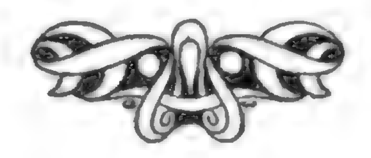
längerer Zeiträume niemals so hoch belaufen, wie die Schäden eines größeren Eingeborenenaufstandes, ganz abgesehen davon, daß volkswirtschaftlich betrachtet, diese bewaffneten Landeskinder in den Kolonien durch ihre Bedürfnisse die erwünschte Ausfuhr des Mutterlandes nach den Kolonien recht fühlbar unterstützen.

Die eben angestellten Betrachtungen werden den Stolz der Franzosen über ihre in so kurzer Zeit erzielten kolonialen Leistungen in Tunis gerechtfertigt erscheinen lassen.

Wir kommen jetzt noch einmal auf die Siedelungsfrage in den beiden nordafrikanischen Kolonien zurück. Man hat Nordafrika in Frankreich „die letzte Chance der französischen Race auf dem Schachbrett der Welt“ genannt. Hier kann der Franzose ohne die Gefahr der Tropenkrankheiten leben und arbeiten in einem Lande, das dem Mutterlande in vieler Hinsicht ähnelt, das dem Ackerbau und der Industrie in gleicher Weise ungemessenen Raum zur Entwicklung bietet. In Wort und Schrift wird fortgesetzt auf die günstigen Aussichten in Nordafrika hingewiesen, viele Gesellschaften bestehen und bilden sich neu, um planmäßig mit Rat und Tat die Auswanderung in erster Linie dorthin zu lenken. Der berühmte, unlängst verstorbene Professor Reclus rief sogar aus: „Lâchons l'Asie, prenons l'Afrique“, weil er glaubte, daß Frankreich nicht die Kraft besäße, alles zugleich zu erfassen. Das scheint, allgemein gesprochen, zu weit zu gehen; denn wir wissen, daß gerade Indochina für die französische Industrie einen hohen unersetzlichen Wert besitzt, daß andererseits der Nutzen Nordafrikas für die Volkswirtschaft in zwar langsamem, aber stetigem Wachsen begriffen ist. Aber wie steht es um Frankreichs Kraft, sein großes Kolonialreich wirklich französisch zu durchdringen, es als französisches Kulturland festzuhalten für alle Zeiten? Woran liegt es denn, daß heute trotz aller Lockungen und Unterstützungen die französische Auswanderung nicht schneller und intensiver sich des Gewinns jenseits des Mittelmeeres bemächtigt?

Als in den vergangenen ernsten Junitagen die Franzosen wieder einmal durch ihre Lieblingshetzblätter gefragt wurden: „Français, êtesvous prêts?“, da konnte man fast in jeder Zeitung einen Hinweis auf das erschreckliche Wachstum des Volkes jenseits der Vogesen, auf die 60 Millionen Reichsdeutscher finden, welchen dann etwas kleinlaut die 39 Millionen Franzosen gegenübergestellt wurden. Hier liegt die Schwäche des französischen Kolonialsystems. Es besteht unzweifelhaft die Gefahr, daß bei weiterem Stagnieren der Bevölkerungsziffer die Franzosen gegenüber andern Mächten trotz ihres großen Kolonialreiches der Anwartschaft auf ein gesteigertes Gewicht im Weltverkehr und auf alle Folgen daraus verlustig gehen, weil andere Nationen zahlreicher draußen in der Welt vertreten sind. Wir haben vorher den Grundsatz vertreten, allen Nationen Anteil an der Erschließung der Kolonien zu geben, sonst bleibt die Erschließung zurück, und der Gewinn deckt die Geschäftsunkosten nicht. Diese Theorie wird zwar auch in Frankreich als richtig erkannt, doch noch nicht überall in die Praxis übertragen. Frankreich ist ein Beispiel für ein Land, das

wenig zu exportieren braucht, weil es in sich selbst alle Lebensbedürfnisse hervorbringt. Diese Möglichkeit der Selbsternährung hat zu einer starken Abschließung gegen das Ausland und zu einem gewissen Zurückbleiben der Industrie geführt. Gerade die Großindustrie trägt aber am meisten zur Volksvermehrung bei. So steht alles miteinander im Zusammenhang. Die Kolonialbegeisterung der Nation, soweit sie sich nur im schönen Frankreich selbst und nicht auch fern von ihm äußert, die beste Regierung der Kolonien, die großartigsten Pläne, die fürsorglichsten Zölle und Gesetzesvorschriften werden aber den afrikanischen Besitz nicht zu einem „Größer-Frankreich“ machen, wenn es nicht gelingt, ihn mehr als bisher mit Franzosen zu bevölkern. (Schluß folgt.)



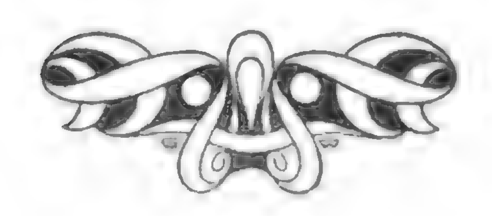
Späte Wanderung.

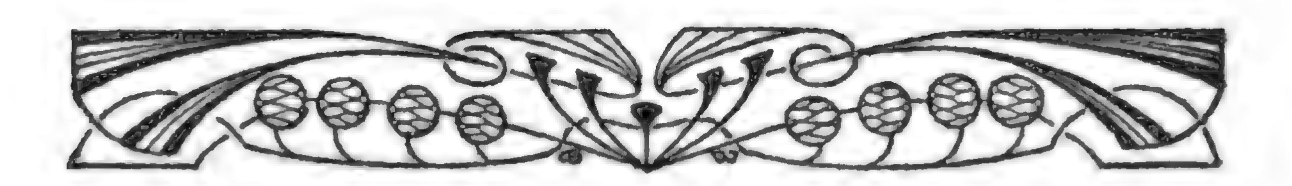
Auf staubigem Pfade vorüber
An lachender Saaten Pracht,
Schon neigt sich das Korn vor der Sichel,
Der erntende Tag ist erwacht.
Wie heimwärts die Garben sie bringen
Mit siegesfreudigem Blick,
Da hör' ich ein Klingen und Singen,
Ein Klingen und Singen vom Glück.

Am schattigen Waldesrande,
Auf duftig schwellendem Grün,
Da tummelt sich blühende Jugend,
Und Augen und Herzen erglüh'n.
Ich sehe den Reigen sie schlingen,
Der Wald wirft ihr Jauchzen zurück.
Da hör' ich ein Klingen und Singen,
Ein Klingen und Singen vom Glück.

Es zögern die brennenden Sohlen,
Bang zittert das alternde Herz,
Am Wegrande sinke ich nieder,
Es faßt mich ein sehnender Schmerz.
Da trägt michs auf sonnigen Schwingen
Zur eigenen Jugend zurück, —
Und ich höre ein Klingen und Singen
Ein Klingen und Singen vom Glück.

Louis Engelbrecht.





Die ältere deutsche Stadtverfassung.

Von

Georg v. Below.

I. Die Entstehung der Stadt.

Wenn man nach dem Ursprung des deutschen Städtewesens fragt, so hat man zwischen der Entstehung eines städtischen Lebens, einer regeren Entwicklung von Handel und Gewerbe, und der einer eigentümlichen Stadtverfassung zu unterscheiden.

Ein städtisches Leben ist auf dem heute von den Deutschen eingenommenen Boden seit der Römerzeit wohl immer vorhanden gewesen. Die römische Herrschaft hatte am Rhein und an der Donau namhafte städtische Gemeinwesen mit eigentümlicher Verfassung und regem wirtschaftlichen Leben hervorgebracht. Zwar verfielen die Römerstädte in der Periode der Völkerwanderung. Ihre Verfassung verloren sie ganz, und auch ihr wirtschaftliches Leben erlosch zum größern Teil. Aber eine gewisse Konzentration von Handel und Verkehr blieb doch wenigstens an einigen alten Orten, vor allem in Köln, bestehen; vollständig ist das städtische Gewerbsleben hier nie unterbrochen worden. Jahrhundertelang fristete es ein dürftiges Dasein. Allmählich jedoch hob es sich wieder im Zusammenhang mit der allgemeinen Steigerung des Verkehrs, die wir im Reiche unserer mittelalterlichen Kaiser beobachten können. Die Nachrichten über Märkte, die aus der Periode der Ottonen vorliegen, lassen manchen Rückschluß in dieser Richtung zu. In der Zeit der Salier hören wir schon von Gründungen neuer Gemeinden, und jetzt, in dem Kampf zwischen Kaiser und Papst, greifen deutsche Städte auch in die große politische Bewegung mit handelnd ein. Um die Wende des 11. und 12. Jahrhunderts erfahren wir von wirtschaftlichen Gegensätzen in der Stadt; es existieren bereits Zünfte, und wir können die Begründung neuer verfolgen. Damit tritt echtes städtisches Wesen vor unsere Augen. Im 12. und 13. Jahrhundert entfaltet sich dieses überraschend schnell und großartig. Es ist über den ganzen deutschen Boden ausgebreitet und dringt auch weit in den slawischen Osten vor. In den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts fühlen sich die Landesherren schon von den Städten bedroht.

Das neue Leben hatte weit zurückreichende Wurzeln. Aber die fast plötzliche Entwicklung in den erwähnten Jahrhunderten war durch besondere Gründe befördert worden: durch die im Zeitalter der Kreuzzüge sich vollziehende Steigerung des Orienthandels und des Verkehrs zwischen Deutschland und Italien und noch mehr durch die Kolonisierung und Germanisierung des slawischen Ostens, die den deutschen Städten ein gewaltiges neues Handelsgebiet mit einem kaum minder wichtigen Hinterland eröffnete.

Eine eigentümlich städtische Verfassung bildete sich etwa im 11. und 12. Jahrhundert aus; am Anfang des 13. Jahrhunderts ist sie sichtbar. Sie nimmt von den alten Römerstädten ihren Ausgang; nicht als ob sie die römische Verfassung fortsetzte; wohl aber tritt die deutsche Stadtverfassung in diesen alten Kulturstätten zuerst auf. Von den ersten Zeiten an beruht das Wesen der mittelalterlichen Stadtverfassung auf der Privilegierung. Es sind insbesondere folgende Eigenschaften, die die Stadtgemeinde vor der gleichzeitigen Landgemeinde, die Bürger vor den Bauern voraus haben. Die Stadt hat einen Markt; sie braucht nicht seine Herrin zu sein, aber es ist in ihr ein Markt vorhanden. Sie ist von einer Befestigung umgeben. Für ihr Gebiet besteht ein besonderer, ein städtischer Gerichtsbezirk, der aus dem Landgerichtsbezirk ausgeschieden ist, zu ihm einen Gegensatz bildet. Sie besitzt größere Unabhängigkeit in Gemeindeangelegenheiten und einen größeren Reichtum der Gemeindeeinrichtungen, namentlich der Gemeindeorgane, als die Landgemeinde; sie enthält in dem Stadtrat einen vielgliedrigen Gemeindeausschuß, während die Landgemeinde sich mit einem Ortsvorsteher begnügt. Die Stadt ist endlich in Bezug auf die öffentlichen, die militärischen und finanziellen, Leistungen und Pflichten vor dem platten Lande bevorzugt; sie genießt teilweise oder auch ganze Zollfreiheit an den Zollstätten des Landesherrn, in dessen Territorium sie liegt; sie ist von der landesherrlichen „Bede" (der ältesten deutschen Steuer) befreit oder zahlt wenigstens (wie es meistens der Fall ist) nur einen festen Satz. Die Vereinigung dieser Kriterien schafft die Stadt im Rechtssinne. Sie liefern uns zugleich eine Anschauung von den allgemeinen Bedingungen, unter denen die mittelalterliche Stadtverfassung entstand. Die Märkte, zu denen die fremden Kaufleute persönlich mit ihren Waren erschienen, hatten eine erhöhte Wichtigkeit in einer Zeit wenig ausgebildeten Verkehrs. Ummauerung war in jenen Tagen der öffentlichen Unsicherheit zum Schutze der friedlichen Gewerbe unvermeidlich. Das neu sich bildende Stadtrecht, das den komplizierteren Verhältnissen der städtischen Berufskreise Rechnung trug, verlangte ein besonderes Stadtgericht. Der vermehrte Geschäftskreis in der Verwaltung machte eine

reichere Gliederung der Gemeindeorgane erforderlich. Man hielt es für zweckmäßig und richtig, die aufkommenden städlischen Gemeinden mit Privilegien auszustatten, da die jungen Pflanzungen der Pflege bedurften. Andererseits vermochten die Bürgerschaften, denen der Nutzen der neuen wirtschaftlichen Entwicklung in erster Linie zufiel, auch manches Vorrecht zu erringen.

Die einmal ausgebildete Stadtverfassung diente bei weiteren Anlagen als Vorbild. Die durchaus überwiegende Mehrzahl der deutschen Städte ist durch einen bestimmten Gründungsakt entstanden, und zwar richtete man sich dabei nach vorhandenen Mustern. Es wurden nach einem bestimmten Plane ein Marktplatz und Straßen abgesteckt und für die Ansiedler, die man herbeizog oder erwartete, Hofstätten von bestimmter Größe ausgemessen. Im Laufe der Zeit legte man wohl einen schärfer ausgebildeten Plan zugrunde. Auch differenzierte er sich landschaftlich, wie z. B. den Städten Schlesiens und der angrenzenden Gebiete der „Ring" (als Marktplatz) eigentümlich ist. Und wie in der äußeren Gestalt, so schlossen die neuen Städte sich auch im Recht an ältere Gemeinden an. Es bildeten sich große Familien von Städten, die durch die Gemeinsamkeit des Stadtrechtes verbunden waren. Besonders umfangreich war der Kreis der „Tochterstädte" und „Tochterrechte", die übereinstimmend von einer „Mutterstadt" und einem „Mutterrecht" ausgingen, im Osten mit seinem Kolonisationsland, auf dem so gut wie alles neu aufzuführen war. Namentlich Magdeburg und Lübeck — diese Stadt verehrte ihrerseits im westfälischen Soest ihre Mutter — konnten sich fast zahlloser „Tochterstädte" rühmen.

Nicht alle die Hunderte von Orten, die jetzt gegründet wurden, haben sich als lebensfähig erwiesen. Aber eine Zeit frischen, aufblühenden städtischen Lebens war es trotzdem. Wie kräftig es sich entwickelte, zeigt uns schon die an vielen Stellen hervortretende Notwendigkeit, den Mauerkranz zu erweitern. Sei es, daß benachbarte Gemeinden in das Stadtgebiet einbezogen wurden, oder daß die Bauten vom inneren Stadtraum hinausdrängten, die Bürgerschaften wuchsen und verstärkten sich. Es wurde schon ein gewisser Höhepunkt des Aufstrebens erreicht, wie es denn bezeichnend ist, daß eine sehr beträchtliche Zahl auch namhafter Orte vom 13. oder 14. Jahrhundert an ihren Umfang bis in den Beginn des 19. nicht mehr oder nicht wesentlich erweitert hat.

II. Die Entwicklung der städtischen Verfassung.

In dem ersten Augenblick, in dem uns die Stadtgemeinden in der politischen Geschichte entgegentreten, erscheinen sie im Konflikt mit ihren

Stadtherren. Begreiflicherweise haben namentlich die alten Römerstädte, in denen eine Stadtverfassung sich allmählich bildete, die ersten Kämpfe gegen sie durchgeführt. Die Bischöfe, die hier herrschten, wollten ihre bisherigen Befugnisse nicht leicht aufgeben. So konnten denn die ältesten Städte nur durch Kampf oder Kauf ihre Rechte gewinnen. Es war eine harte Arbeit, die sie leisten mußten, um sich eine selbständige Stellung zu verschaffen, zumal die Fürsten oft auch das Königtum gegen sie aufboten. Mühelos gelangten dagegen die Gründungsstädte zu ihren ersten Privilegien. Vieles von dem, was die Landesherren sich von den alten Städten nur abringen ließen, gewährten sie bei neuen Anlagen den Ansiedlern aus freien Stücken. So erhielt manche Stadt sogleich bei ihrer Gründung sogar das Zugeständnis eines Stadtrates, während es alten Gemeinden schwer genug geworden war, seine Anerkennung durchzusetzen. Die Fürsten sahen, wie durch die alten Städte das wirtschaftliche Leben gehoben wurde, und wollten nun den Wohlstand ihres Territoriums durch Gründungen, die sie nach deren Muster vornahmen, steigern. Weitere politische Fortschritte konnten freilich auch die neuen Orte im allgemeinen nicht mehr als freies Geschenk des Stadtherrn erwarten. Sie erkämpften sich dies oder jenes Recht oder, was das häufigere war, sie empfingen es als Gegenleistung für außerordentliche Aufwendungen und Dienste.

In der städtischen Verfassungsgeschichte lassen sich drei Hauptreihen von Ereignissen unterscheiden: die Auseinandersetzungen mit dem Stadtherrn, der innere Ausbau der Verfassung und, was teilweise hiermit zusammenhängt, der Kampf zwischen Patriziern und Handwerkern. Die erste Reihe ist die bedeutungsvollste, weil die Zurückdrängung des landesherrlichen Einflusses den Städten ihre weltgeschichtliche Stellung gegeben hat.

Vom 11. Jahrhundert an bis etwa ins 15. hinein beobachten wir ein ziemlich konstantes Vordringen der Stadtgemeinden auf Kosten der landesherrlichen Gewalt. Die einzelnen erreichten bald mehr bald weniger. Das höchste Maß von Selbständigkeit gewannen einige Reichsstädte. Doch auch viele Landstädte wußten sich in den wichtigsten Beziehungen eine selbständige Stellung zu verschaffen. Eine gewisse, wenn auch begrenzte Unabhängigkeit erlangte jede städtische Gemeinde. Daher ist es berechtigt, diese Zeit als die Periode der städtischen Selbständigkeit zu bezeichnen.

Jetzt gingen in Menge landesherrliche Rechte auf die Städte über. Sie bemühten sich, auf den Richter, den der Landesherr bestellt hatte, Einfluß zu gewinnen. Manchmal gelang es, ihn zu einem Beamten der Stadtgemeinde zu machen; andere Orte erreichten wenigstens eine Mitwirkung bei seiner Ernennung. Mit den übrigen landesherrlichen

Beamten und Rechten verhielt es sich ähnlich. So brachten die Gemeinden die Zoll- und Münzverwaltung und das Geleitsrecht oder einen Anteil an ihnen in ihre Hand. Besaß der Landesherr eine Burg in ihrem Gebiet, so setzten es sich mächtige Gemeinden zum Ziel, auch sie zu erwerben.

Die Städte begnügten sich oft nicht damit, sich innerhalb ihrer engeren Grenzen an die Stelle der Landesherren zu setzen, sondern griffen sie auch weiter in ihrem Besitz an. Wenn sie Personen, die mitten auf dem Lande saßen, zu Bürgern aufnahmen (zu sogenannten „Pfahlbürgern") und für diese die Geltung der städtischen Privilegien beanspruchten, so durchbrachen sie damit die territoriale Gerichts- und Steuerverfassung. Und wenn sie ganzen Gemeinden das Bürgerrecht gewährten, so vollzogen sie damit indirekt einen Territorialerwerb. Aber sie brachten auch direkt Burgen in der Umgebung der Stadt und Teile der benachbarten Territorien an sich. Freilich fand dies alles in Deutschland im Gegensatz zu Italien nur bescheidene Anwendung. Überwiegend kämpften die Bürgerschaften innerhalb des engeren Stadtgebietes gegen die Landesherren.

Die Verdrängung der stadtherrlichen Gewalt gab den Bürgerschaften die Möglichkeit und den Anlaß, eine eigene Verwaltung einzurichten. Der Ausdruck für den Erwerb größerer Freiheit war die Errichtung eines Rates, und der Umfang der ihm zustehenden Befugnisse der Maßstab für den Grad der errungenen Selbständigkeit. Der mittelalterliche Stadtrat bildete die Spitze der Gemeinde; der Bürgermeister stand in der Repräsentation nicht so im Vordergrunde wie in der modernen Stadt. Und wie nach außen, so stellte der Rat auch nach innen das wichtigste Gemeindeorgan dar. Fast die gesamte Verwaltung führte er, teils durch Erledigung der Geschäfte im Plenum, teils durch Kommissionen und Deputationen, die er aus seinem Schoße bestellte. In größeren Städten war die Zahl der ständigen Ratsdeputationen sehr beträchtlich. Der bedeutende Geschäftskreis des Rates wird uns anschaulich, wenn wir nicht bloß von Fleischmarktherren, Fischmarktmeistern, Schoßherren und Bauherren, sondern auch von Pagamentsherren (mit der Aufsicht über die Münze), Turmherren, Zeughausherren und Rittmeistern (der Ratsdeputation für die städtische Reiterei) hören. Im Schreibwesen, mehrfach auch in der Finanzverwaltung und in manchen Zweigen des Subalterndienstes konnte man einige Berufsbeamte nicht entbehren. Unter ihnen war namentlich der Stadtschreiber, der früh im Besitz wissenschaftlicher Schulung erscheint, eine wichtige Persönlichkeit. Auch diese Berufsbeamten unterstanden dem Rat.

Die Kompetenz des Rates war um so vielseitiger, als er sehr oft auch an der Rechtsprechung Anteil hatte. In den Gegenden, die das Schöffen-

tum nicht kannten, fiel sie ihm regelmäßig zu. Anderswo (im fränkischen und meistens auch im sächsischen Gebiet) übten die Schöffen die Funktion der Urteilfindung. Indessen der Rat suchte mehrfach, wenn nicht sie aus dieser Stellung zu verdrängen, so doch ihnen diese oder jene Befugnis abzunehmen; wobei das Motiv mitunter mitwirkte, daß das Schöffenkollegium dem Landesherrn noch näher stand.

Die Städte schufen sich aber nicht bloß an Stelle der landesherrlichen Beamten eigene Organe, sondern entfalteten vor allem eine großartige Verwaltungstätigkeit. Der moderne Staat hat in Deutschland in der mittelalterlichen Stadt sein erstes Vorbild. Die Idee des allgemeinen Staatsbürgertums ist in dem allgemeinen Stadtbürgertum des Mittelalters in gewisser Weise vorgezeichnet. Vor dem Stadtgericht waren alle Bürger gleich, trotz der sozialen Unterschiede, die zwischen ihnen bestanden. Die unfreien oder auf andere Art einem Herrn verpflichteten Einwanderer suchten die Städte der vollen Freiheit zuzuführen; die Unfreiheit erfuhr durch sie numerisch eine sehr bedeutende Einschränkung. Vorbildlich ist ferner die städtische Finanzverwaltung. Ihrer Technik wandte man hier eine Pflege zu wie zu gleicher Zeit sonst nirgends, und ebenso war die Ausnutzung der Steuerkraft der Bürgerschaft einzigartig. Führten auch die herrschenden Parteien öfters ein einseitiges Besteuerungssystem durch, so blieb doch die Leistung im ganzen immer bewundernswert. Die Städte wurden dadurch im Zusammenhang mit einer starken Verwertung des öffentlichen Kredits in den Stand gesetzt, Geldsummen für ihre politischen Zwecke aufzubringen, wie sie weder dem König noch den Fürsten zur Verfügung standen. Diese günstige Situation kam ihnen ebenso bei friedlichen Verhandlungen zu statten, wie sie sie befähigte, starke Söldnerheere ins Feld zu stellen. An moderne Verhältnisse erinnert es, wenn wir erfahren, daß die Stadt Köln in einem Friedensjahre 82 Prozent ihrer hohen Gesamtausgaben für ihre militärische und diplomatische Sicherung verwendet hat. Das eigentümliche Gebiet der städtischen Verwaltung des Mittelalters liegt aber auf dem Gebiete der sogenannten inneren Verwaltung. Hier brachte sie am meisten Selbständiges hervor. Die Geschichte des deutschen Verwaltungsrechts hat fast in allen Teilen anzuknüpfen an die Rechtsinstitute und Satzungen des 14. und 15. Jahrhunderts. Die Städte bildeten eine Straßen-, Bau-, Feuer- und Sanitätspolizei aus, erließen umfassende Luxusgesetze und unternahmen eine wahre Reform des Münzwesens. Bedeutungsvoll war ferner ihre Fürsorge für das Armen-, Kranken- und Schulwesen, die bis zu ihrem Eingreifen allein der Kirche überlassen gewesen waren. Das größte Interesse widmeten sie begreiflicherweise der Ordnung von Handel

und Handwerk. Hier war unter der Oberaufsicht des Rates den Verbänden der Kaufleute und Handwerker, den Gilden, Zünften und Ämtern (wie die Bezeichnungen in lokaler Geltung lauten), eine gewisse Autonomie eingeräumt. Mancher Satz, der für die Regelung des Wirtschaftslebens wichtig war, ist von ihnen ausgegangen, und indirekt haben sie oft genug die städtische Politik beeinflußt. Allein in der Hauptsache führte doch auch hier der Rat die Verwaltung. Das Prinzip, welches die städtische Handels- und Gewerbepolitik vornehmlich bestimmte, war der Gedanke einer auch in wirtschaftlicher (wie in politischer) Beziehung frei für sich dastehenden Gemeinde. Die Städte schlossen sich gegeneinander ab; jede wollte Herrin in ihrem Gebiet sein. Die Erreichung dieses Zieles wurde durch die allgemeinen Zustände der Zeit, insbesondere die unentwickelten Verkehrsverhältnisse erleichtert.

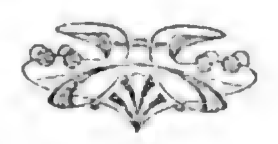
In dem Eifer und dem Erfolg, mit dem die Bürgerschaften die Verwaltung ausbauten und sich an der Lösung allgemeiner Kulturaufgaben beteiligten, liegt die Rechtfertigung für die politische Freiheit, die sie sich erwarben. Und umgekehrt darf man sagen, daß sie ohne diese nicht die großen Leistungen vollbracht hätten, die jetzt tatsächlich ihren Ruhm bilden. Die Unabhängigkeit von einer höheren Instanz setzte sie in den Stand, ihre Politik in erster Linie nach den Interessen des eigenen Gemeinwesens einzurichten. Im Mittelalter spielten die Städte in denjenigen Ländern, denen eine straffere politische Zusammenfassung fehlte, in Italien und Deutschland, die größte Rolle. Dagegen vermochten die Gemeinden in Staaten mit stärkerer Zentralgewalt, z. B. in England, ihre eigenen Interessen nicht so erfolgreich wahrzunehmen, weil sie zu sehr an das von dynastischen Interessen geleitete Königtum gefesselt waren.

Während die Städte für die Behauptung ihrer Selbständigkeit und die Erweiterung ihrer Rechte kämpften, hatten sie im Innern Gegensätze von nicht geringerer Schärfe zu überwinden. Heftige Auseinandersetzungen, ja blutige Schlachten gab es oft mit dem Klerus der Stadt, besonders mit den Stiftern und Klöstern. Den Hauptstreitpunkt lieferte in der Regel die von den Geistlichen beanspruchte Steuerfreiheit. In Orten, die unter geistlicher Herrschaft standen, verband sich dieser Gegensatz nicht selten mit dem der Bürgerschaft gegen den Stadtherrn. In anderen war er ganz interner Natur, aber nicht minder scharf. Doch lebten die Gemeinden nicht immer in Feindschaft mit der Geistlichkeit, und häufig fanden sie bei Ausbruch eines Streites in einzelnen geistlichen Kreisen, etwa an der Weltgeistlichkeit, die seit alters in einem gespannten Verhältnis zu den Mönchen stand, Bundesgenossen. Viel tiefer griff der

Gegensatz zwischen Patriziern und Handwerkern. In den ersten Jahrhunderten der Existenz einer Stadtverfassung herrschten die Geschlechter. Nach vereinzelten drohenden, aber erfolglosen Versuchen im 13. Jahrhundert unternahmen im 14. die Handwerker es in den meisten Städten jenen das Regiment zu entreißen. In anderen folgten die Erhebungen später nach, und auch da, wo die Zünfte schon den Sieg errungen, kam es nachträglich noch zu wiederholten Aufständen, weil man das Erreichte vervollständigen oder das neue Prinzip konsequenter durchführen wollte. Das 16. Jahrhundert sah im Zusammenhang mit der großen kirchlichen Bewegung noch eine erhebliche Zahl neuer Kämpfe gegen das Patriziat. Siegreich waren die Handwerker besonders in Süd- und Mitteldeutschland, weniger im hansischen Gebiet, in dem der Kaufmannsstand sich oft als stärker erwies. Da der Rat den Mittelpunkt der städtischen Verfassung bildete, so bedeutete die Zunftbewegung ein Ringen um ihn, und das Maß ihres Erfolges stufte sich demgemäß nach dem Anteil ab, den die Handwerker an den Ratssitzen erlangten. Mehrfach war ihr Sieg so vollständig, daß die ganze Stadtverfassung auf die Zunftverfassung basiert wurde: wer nicht Zunftmitglied war, konnte auch nicht Bürger sein. Freilich mußten die Sieger die Beobachtung machen, die sich so oft bei der Einführung demokratischer Verfassungen ergibt. Nur die Formen blieben demokratisch, während es bald wieder einem engeren, nur anders zusammengesetzten, Kreis von Familien gelang, die tatsächliche Herrschaft ebenso auszuüben, wie es früher die Patrizier getan.

Die inneren Unruhen gaben häufig den äußeren Feinden der Städte, vor allem also den Landesherren, Gelegenheit, ihre Selbständigkeit zu bedrohen. Aber überhaupt war seit ihrem Bestehen ihre Stellung nicht unangefochten geblieben. Aus diesen Verhältnissen entsprang zu einem bedeutenden Teil das städtische Bündniswesen. Deutschland wurde damals mit einem Netz von kleinen, mittleren und großen Bünden bedeckt, die mannigfachen Zwecken dienten: der Sicherheit der Straßen, der Abwehr unrechtmäßiger Zölle, der Regelung des Münzwesens, dem Schutz des deutschen Kaufmanns im Auslande, aber auch der einfachen Verteidigung der politischen Unabhängigkeit der Gemeinde. Von den drei ganz großen städtischen Bündnissen, die das Mittelalter kennt, war dem letzteren Zweck vornehmlich die Vereinigung der schwäbischen Städte gewidmet, die gegen die benachbarten Landesherren und Ritter kämpften, während der rheinische Bund (von 1254) besonders die Beseitigung unrechtmäßiger Zölle erstrebte und die Hanse die deutschen Handelsinteressen im fremden Lande wahrnahm.

Mit der Mitte des 15. Jahrhunderts wurden die Angriffe der Landesherren stärker und begannen bemerkenswerte Erfolge aufzuweisen. Obwohl die Städte ihnen auch in der folgenden Zeit im einzelnen noch manches Recht abnahmen, so erreichte doch mit dem ausgehenden Mittelalter die eigentliche Periode ihrer Selbständigkeit ihr Ende. Mehr und mehr wurden sie jetzt dem Territorium eingegliedert. Die Zeit ihrer politischen Freiheit war jetzt vorbei: „die frühere Einseitigkeit des Territoriallebens" — sagt Cl. Th. Perthes treffend — „hatte die Voraussetzung der unabhängigen Städte gebildet; die Wurzel ihres Lebens verlor die Nahrung, als in den Territorien alle Volksinteressen Aufnahme fanden." Bezeichnend ist es, daß fortan die einem Landesherrn unterworfenen Gemeinden sich im allgemeinen in günstigerer Lage befanden als die Reichsstädte. Die Formen des mittelalterlichen Wirtschaftslebens behaupteten sich zwar in ihrem Kern noch lange. Vor allem die Zunftverfassung und die Abschließung der einzelnen Städte gegen einander blieben die Grundlagen der Ordnung des wirtschaftlichen Daseins. Indessen wachte darüber jetzt nicht mehr die städtische Autonomie, sondern die Regierung des Territoriums. Mit jenem Siege der Landesherren hören die Städte auf, eine selbständige Verfassungsgeschichte zu haben.



Die Schwermutblume.

Die Schwermutblume steht am Uferrand
Und neigt den Kelch, den dunklen, sehnsuchtsmatten,
Der See liegt draußen blaß im Mittagsbrand,
Die kleine Bucht im sommerblauen Schatten.

An Weidenlauben streicht mein Boot entlang,
Es raunt im Schilf, der Kiel zieht Silberspuren,
Die schöne Blume duftet schwül und krank — —
Ich sollte heim: fern geht der Schlag der Uhren.

Was wird mir plötzlich nur so todesweh
Ums Herz? Die Hände sinken schlaff und träge —
Mir ist, als ob die Welt dort über'm See
Nicht einmal wert sei ein paar Ruderschläge.

Gertrud Freiin le Fort.

Wanderfahrten.

Von

H. Raydt.

(Schluß.)

Vor allen Dingen liebe ich es an den Wanderfahrten, daß sie das Moment der Freude in des Schulleben hineinbringen. Unsere Jugend, meine ich, freut sich nicht mehr so leicht und so lebhaft, wie wir es in unserer Jugend getan haben. Und doch ist die Freude für das heranwachsende Menschenkind von so ungemein großer Bedeutung. Eine freudenarme Jugend bildet oft Charaktere aus, die trotz aller Errungenschaften des Lebens auch späterhin die Freude nicht aufkommen lassen und sich selber und der Umgebung das Leben freudelos gestalten. Dagegen wirkt ein freudenreiches Kindes- und Jünglingsleben bis in das späteste Lebensalter nach und gibt auch dem Manne ein sinniges unwägbares Etwas mit auf den Weg, an dem sich andere ebenfalls erfreuen können. Vieles Edele und Gute entwickelt sich im sonnigen Lichte der Freude. Deshalb sollen wir Pädagogen und alle, denen das Wohl der Schule anvertraut ist, so viel wir können, die Freude einziehen lassen in das oft so ernste, öde Schulgebäude. Ich sage in freier Ungestaltung eines Weberschen Wortes: „Und wenn die Schule 100 Tore hätte, wie Theben, so lasset die Freude hinein zu allen 100 Toren."

Nun bietet zwar das strenge und oft etwas einförmige Schulleben wenig Gelegenheit für die „Tochter aus Elysium". Aber in den Wanderfahrten besitzen wir ein ganz vortreffliches Mittel, um dem „schönen Götterfunken" Eingang zu schaffen in die Pforten der Schule und in die Herzen der Jugend. Nutzen wir schon der Freude wegen dieses Mittel doch mehr aus, als es gemeinhin geschieht!

Es ist ja nicht allein die schöne Gegend, die in solchen gemeinsamen Schülerwanderfahrten die Freude hervorbringt, sondern mehr vielleicht noch die frohe Geselligkeit. Das wird oft von Schulmännern und Eltern nicht genug beachtet, wenn man sagt: „O, reisen, das kommt später, zuerst soll der Junge was lernen, schöne Gegenden kann er noch genug im Leben sehen", oder auch, was ebenfalls öfters vorkommt: „Diese Turnfahrt braucht mein Junge nicht mitzumachen; er kennt die Gegend schon." Nein, das kommt später so leicht nicht wieder im Leben, das gesellige Reisen der Jugend.

Man sollte unbedingt darauf halten, daß sich kein gesunder Schüler von den gemeinsamen Wanderfahrten ausschließt. Gerade die Knaben und Jünglinge, die am eifrigsten sich von solchem gemeinsamen Ausfluge drücken wollen, haben es am meisten nötig. Es sind das durchweg „ungesellige" Schüler, die dem kameradschaftlichen Leben in der Schule nach manchen Seiten hin Schwierigkeiten

zu bereiten pflegen. „Einlinge" nennt sie unser Turnvater Jahn, und diese zu heilen und zu geselligen Jünglingen zu erziehen, ist für sie selber ein wahres Gottesgeschenk. Die Schule zwingt zu so manchen Dingen, so braucht sie sich auch nicht zu scheuen, zu den Schülerwanderfahrten anzuhalten. Oft genügt eine einzige frohe gemeinsame Turnfahrt, um einen „Einling" in die Kameradschaft seiner Mitschüler einzuführen und ihn von seinem Einlingstum fürs ganze Leben zu kurieren.

Theoretisierende Lehrer — und die gibt es ja gerade in Deutschland in großer Zahl — sagen: Ja, man darf die Eltern doch nicht zu Geldausgaben zwingen, die nicht unmittelbar zu Unterrichtszwecken nötig sind. Das mag auch in der Theorie richtig sein, in der Wirklichkeit läßt sich die Schwierigkeit leicht überwinden. Die Eltern, die ihre Söhne auf die höheren Schulen schicken, sind in ihren Mitteln nicht so beschränkt, daß sie nicht in der Lage wären, die wenigen Mark, die zu einer solchen Turnfahrt nötig sind, aufzubringen. Häufig ist die vorgeschützte Mittellosigkeit nur ein Vorwand, um die Unlust des Jungen zu bemänteln. Ein einziges Gespräch mit den Eltern genügt fast immer, um die Sache ins richtige Gleis zu bringen. Wirklich unbemittelten Schülern sollte die Schule die Mittel zu einer Wanderfahrt durch diskrete Unterstützung ganz oder teilweise verschaffen. Es ist das bei gutem Willen nicht so schwer. Meistens hat doch der Direktor einen kleinen Dispositionsfond, über den er auch zu solchen Zwecken verfügen kann. Sonst kann man aus Beiträgen von wohlhabenden Schülern und Eltern leicht eine Wanderkasse bilden, die etwas anzufüllen sich öfters Gelegenheit bietet. Manche Schulen besitzen Reisestipendien, und es ist sehr zu wünschen, daß reiche Leute durch Stiftung von Kapitalien für die Förderung der Schülerwanderfahrten Sorge tragen. Es kann manches Gute dadurch geschaffen werden.

Bei den Schülerwanderfahrten kommt außerordentlich viel auf eine gute bis ins einzelne gehende Vorbereitung an. Es wird hiergegen viel gefehlt, und die Folgen davon sind Verteuerung und Unordnung, die leicht zu Unbehaglichkeit führen und den Erfolg der ganzen Veranstaltung in Frage stellen. Zunächst muß der Plan am besten unter Beteiligung der Zöglinge festgestellt werden. Die Schüler sollen sich schon vorher etwas über das zu durchwandernde Gebiet nach der geographischen, naturwissenschaftlichen und historischen Seite hin unterrichten. Das eigene Zeichnen einer Reisekarte, die unterwegs verbessert und ergänzt werden kann, ist sehr zu empfehlen. Es ist auch von großem erziehlichem Wert, daß man einzelnen Schülern, die von der Gesamtheit zu wählen sind, besondere Aufgaben zuweist. Der eine sei unter der taktvollen Oberaufsicht des Lehrers Schatzmeister der ganzen Wanderfahrt, ein anderer Führer für die ganze Reise oder tageweise mit den übrigen Teilnehmern abwechselnd, ein dritter Quartiermeister, ein vierter Reisemarschall und was dergleichen Posten nach der Art und Dauer der Wanderfahrt mehr sind. Mittagessen, soweit solche erforderlich sind, und Nachtquartiere, Fahrpreisermäßigungen und dgl. müssen bei den gemeinsamen, größeren Schülerwanderfahrten vorher geordnet werden,

damit alles nachher regelrecht stimmt, und einzelnen Schülern muß die Verantwortung dabei auferlegt werden, nicht aus Bequemlichkeitsrücksichten auf den leitenden Lehrer, dem doch immer die Hauptverantwortung bleiben wird, sondern aus erzieherischen Gründen.

Auch der Körper soll bei diesen Wandervorbereitungen eine weise Beachtung finden, und da fange man bei den Füßen an. Wie viel wird doch in der Fußpflege von Jugend auf gesündigt, und wie rächt sich das im späteren Leben! Ich erinnere mich noch lebhaft vom Feldzuge 1870/71 her unserer kriegsfreiwilligen Ersatzmannschaften, die mit der größten Begeisterung sich ihren Pflichten, als sie nach Frankreich nachgeschickt wurden, widmeten. Da kamen dann die langen, langen Märsche, deren Schwierigkeiten sie mit der größten Willenskraft zu überwinden suchten. Manchen gelang es, vielen aber auch nicht, und bei letzteren lag es meistens an den schlecht behandelten Füßen. Ich bin meinem lieben Vater auch dafür noch heute dankbar, daß er als rechter Wandersmann seine Kinder vor spitzen, engen Stiefeln bewahrte und uns die Wichtigkeit der Fußpflege früh beibrachte. Auch hierin wirken dann die Wanderfahrten aufs Günstigste auf die Wehrkraft unseres Volkes. Wer in der Jugend gelernt hat, mit gepacktem Ränzel, in Regen und Sonnenschein tüchtige Märsche zu machen, dem werden auch während der Militärzeit in Frieden und Krieg die Beine nicht viel Schwierigkeiten bereiten, und in den Beinen der Soldaten steckt ja nach Montecuculi der Wert eines Heeres.

Ob man die Schülerreisen nachher in der Schule zu Aufsätzen und dgl. verwenden will, ist eine etwas zweifelhafte Sache. Jedenfalls sei man darin vorsichtig. Ängstlichen Gemütern wird der Genuß der Wanderfahrt verdorben, wenn sie von vornherein wissen, daß nachher über alles Rechenschaft abgelegt werden soll. Der Eindruck der Natur und des fröhlichen, gemeinsamen, sorgenfreien Wanderns auf das Gemüt des Zöglings muß doch die Hauptsache bleiben. Anderseits läßt sich ja nicht verkennen, daß großer Wert darin liegt, wenn der Schüler sich und anderen nachher Rechenschaft über das Erlebte ablegen muß. Ich glaube, man soll solche Beschreibungen den Teilnehmern als freiwillige Leistungen überlassen, sie wohl dazu anregen, indem man z. B. für den nächsten Schulaufsatz die letzte Wanderfahrt als Wahlthema zuläßt oder indem man sie anregt, die ausführliche Beschreibung den Eltern zu Weihnachten zu schenken, und sich bereit erklärt, die Arbeit vorher nachzusehen. Man kann damit auf ähnliche Leistungen hinweisen, wie z. B. auf die Reise nach Braunschweig des jungen Fritz Reuter und dgl. Es ist möglich, daß einmal bei solcher Gelegenheit ein Schüler, sich selber unbewußt, ein schriftstellerisches Talent zeigt, das er später, wieder angeregt durch seine erste Leistung, weiter entwickelt.

Ähnlich ist es mit den Zeichen- und Malübungen, die einzelne Lehrer gern mit den Wanderfahrten verbinden. Auch solche Übungen sind wertvoll, aber der eigentliche Zweck der Wanderfahrt, das sorgenlose Wandern an sich, darf nicht dadurch gestört werden.

Bei den Schülerwanderfahrten kann man dreierlei Hauptarten unterscheiden, Nachmittagsspaziergänge, ein- oder zweitägige Turnfahrten und größere mehrtägige Schülerreisen.

Die ersteren, Spaziergänge an schulfreien Nachmittagen, sollte jeder Klassenlehrer möglichst viele Male im Jahr mit den ihm anvertrauten Schülern veranstalten. Mindestens 4 Nachmittagswanderungen sollten schon auf der Unterstufe in der Frühlings- und Sommerzeit in jeder Knaben- und Mädchenschule gemacht werden. Etwas Wald wird ja wohl jeder Ort im Umkreise von etwa 5 Kilometern haben, und in den Wald kann man immer seinen Weg richten. Der bietet schon genug Reiz für die kleine Schar. Zeit ist bei gutem Willen dafür immer zu haben. In großen Städten pflegt ja aus örtlichen Gründen kein Nachmittagsunterricht zu sein, und da stehen also immer genug Nachmittage zur Verfügung. Im übrigen eignet sich der Sonnabendnachmittag wegen des darauf folgenden Sonntags am besten zu solchen Spaziergängen.

Von vielen Seiten wird ja jetzt angestrebt, einen schulfreien Nachmittag als „Spielnachmittag" mit allgemein verbindlicher Beteiligung der Schüler einzurichten.*) Die Verfechter dieses Gedankens haben von vornherein erklärt, daß dieser auch zu anderen leiblichen Übungen in freier Luft, besonders dem Schülerwandern, Verwendung finden könnte. Kommt dieser pädagogisch und hygienisch außerordentlich wichtige Vorschlag zur Ausführung, so ließen sich die Wandernachmittage planmäßig von der untersten Klasse an ausbilden, ähnlich wie früher im Philanthropinum in Dessau, in dessen Ankündigung es heißt: „Auch wollen wir es nach und nach (durch Zusatz von einigen hundert Schritten) so weit bringen, daß ein Pensionist von gehörigem Alter des Tages mit Vergnügen 2 oder 3 Meilen zu Fuß zurücklegt."

In erster Linie ist natürlich der Klassenlehrer zur Leitung solcher Nachmittagswanderungen berufen. Aber auch andere Lehrer sollen, wenn sie sich dazu eignen, derartige Nachmittagswanderungen mit den Schülern veranstalten. Ich habe z. B. als Lehrer der Naturwissenschaften in jedem Sommer mit den Klassen, in denen ich naturgeschichtlichen Unterricht erteilte, frohe Wanderungen gemacht, die in erster Linie den Pflanzen, Tieren und Mineralien der Gegend galten, dann aber auch den Schülern und mir alle die Vorteile brachten, die ich vom Wandern gerühmt habe. Ein vorheriges Einverständnis mit dem Klassenlehrer und den anderen Lehrern ist dabei allerdings wünschenswert, damit die Sorge wegen der Schularbeiten auf den nachfolgenden Tag nicht die Freude des Wandernachmittags verderbe. Bei den angestrebten Spielnachmittagen wird von vornherein gefordert, daß der folgende Schultag von schriftlichen Arbeiten, sowie von anderen größeren Vorbereitungen frei ist.

Die ein- oder zweitägigen Turnfahrten im Jahr dürfte sich keine Schule entgehen lassen. Meiner Erfahrung nach sollte man sie bis Obertertia und in

*) Vgl. „Spielnachmittage" von H. Raydt, Leipzig, B. G. Teubner, 1,60 Mk.

den Volksschulen eintägig gestalten. In einem Umkreis von 20 Kilometern muß jeder Knabe und jedes Mädchen seine Heimat kennen. Den höchsten Berg der Heimat muß jeder Schüler bestiegen und ihren breitesten Strom durchschwommen haben. Von Sekunda an sollte eine zweitägige Turnfahrt in jedem Jahr unter Fortfall des Unterrichts mit allgemein verbindlicher Beteiligung unternommen werden. Gerade die eine Nacht außer dem Hause erhöht den Reiz gewaltig. Wenn auch aus dem Schlafe meistens nicht viel zu werden pflegt, so schadet das den gesunden Schülern gar nichts. Betten sind nicht nötig. Ein gemeinsames Strohlager in irgend einem bedachten Raume ist völlig ausreichend. Sind die Schüler abgehärtet genug, so kann es auch gern einmal mit einem Biwak versucht werden. Grundsatz muß immer sein, die Turnfahrt möglichst einfach und billig zu gestalten.

Die mehrtägigen Wanderfahrten können selbstredend nur in den Ferien zur Ausführung gelangen. In neuerer Zeit sind sie durch die Anregungen des leider viel zu früh verstorbenen Direktors des Falk-Realgymnasiums zu Berlin, Dr. Theodor Bach, in Schwung gekommen. Seine treffliche Schrift „Wanderungen, Turnfahrten und Schülerreisen“ ist für alle Freunde des Wanderns auch heute noch sehr lesenswert. Schülerwanderungen durch das Riesengebirge, den Harz, die Vogesen und die Alpen sind seit dem Erscheinen jener Schrift mit großem Vorteil für Schüler und Lehrer und ohne jeden nennenswerten Mißstand oft gemacht worden. Man kann diese jährlichen Schülerferienreisen nach einem Vorschlage des verstorbenen Schuldirektors Dr. W. Beyer mit Vorteil nach einem methodischen Plane einrichten, sodaß ein Schüler in 4 Jahren, wenn er alle Ferienwanderungen mitmacht, von den Hauptarten deutschen Landes ein anschauliches Bild bekannt und auf die Weise „einen Anschauungskursus in deutscher Landes- und Volkskunde erhält“. Wie man die Schülerreisen in volkswirtschaftlicher, geographischer und historischer Weise planvoll einrichten kann, hat der ebengenannte Dr. Beyer in seinem sehr lesenswerten Buche „Deutsche Ferienwanderungen“, Leipzig, Georg Reichardts Verlag, trefflich gezeigt.

Ähnlich wie die Philanthropiner das Wandern in ihren Erziehungsplan aufnahmen, hat es in neuester Zeit Direktor Dr. H. Lietz in seinen Landerziehungsheimen getan. Wie den meisten Lesern bekannt sein dürfte, errichtete Dr. Lietz vor einigen Jahren (1898) in Ilsenburg a. Harz eine Erziehungsanstalt, deren Grundgedanke die Rückkehr zur Natur bei der Erziehung ist. Die Anstalt nahm unter der umsichtigen Leitung des Direktors und anderer tüchtiger Pädagogen einen so glänzenden Aufschwung, daß Dr. Lietz in Haubinda in Sachsen-Meiningen und Schloß Bieberstein i. d. Rhön zwei weitere Landerziehungsheime bilden konnte, die wie die Anstalt in Ilsenburg rasch aufgeblüht sind. In diesen drei wirklichen Erziehungsheimen haben kleinere und große Wanderfahrten eine gute, dauernde Heimstätte gefunden. „Tagesmärsche von 40 Kilometern im Gebirge“, heißt es in einer Schrift von Dr. Gustav Wynecken, Ilsenburg, über die deutschen Landerziehungsheime, „lernen auch bald die Jüngsten ohne Erschöpfung

ertragen. Aber auch im Dienste der geistigen, ästhetischen, der religiösen Erziehung sind solche Wanderungen unschätzbar. Man muß mit der Natur erst so vertraut werden, daß auch das Ungewöhnliche genossen werden kann — eine Wanderung im Regensturm, im Nebel, im Schnee, in der Nacht. Wie nähert ein gemeinsames, freies Wanderleben von einigen Tagen Erzieher und Zöglinge einander! An die Stelle der gemeinsamen Scholle muß der Gemeingeist treten und mit unsichtbarem Bande alles zusammenhalten."

Eine ausgezeichnete Einrichtung, um unabhängig von der Schule das Jugendwandern zu fördern, ist der von Professor Dr. L. Gurlitt-Steglitz ins Leben gerufene Verein „Wandervogel" in Berlin, der den Zweck hat, „durch die Pflege des Wanderns erziehlich auf die deutsche Jugend einzuwirken." In Nr. 2 des „Nachrichtenblattes des Wandervogel" schreibt Gurlitt: „Wir rufen die Jugend hinaus in die schöne Natur, wo sie ihren Körper stählen, ihre Sinne erfrischen und ihren Geist bereichern kann. Im Vereine mit gleichgesinnten, rüstigen Wanderern, bei frohem Liederklange mit schmalem Beutel, aber heiterem Herzen sollen sie die Fluren ihres Vaterlandes durchpilgern. Studenten, erprobte Wanderer unter den Schülern selbst sind dabei ihre Führer. Der echte Wandervogel meidet möglichst die Gasthäuser, ihre dem Luxus dienenden Tafeln und ihre weichen Betten. Ein selbstbereitetes Mahl von Erbswurst, Rührei und Schinken, die warme Milch, der duftende Kakao auf eigenem Spiritusherde auf freiem Felde oder im schattigen Walde bereitet, ersetzt ihm alle Genüsse der Table d'hôte, und das Lager auf dem Heuboden ist dem Wegmüden warm und weich genug. Alkohol und Nikotin sind verpönt. Der Wandervogel verzichtet auf die Bedienung des befrackten Kellners; denn — „selbst ist der Mann". Er ist Koch, Kellner, Hausknecht und Portier in einer Person, und in der Fremde weiß er sich zu helfen. Was ein anderer im Laufe des Tages an Trinkgeldern für Kellner ausgibt, das genügt ihm zum Unterhalte seines täglichen Lebens. Der wohlgefüllte Rucksack, der Wanderstab und ein frohes Herz: das sind sein einziges Gepäck, mit dem er leicht durch die Welt kommt." Der Wandervogel veranstaltet seine Ausflüge in verschiedenster Art, Nachmittagsausflüge in die nächste Umgebung, Tageswanderungen an Sonntagen und sonstigen schulfreien Tagen und mehrtägige Wanderungen in den Ferien. So wurden in den großen Ferien 1904 neun 2 bis 15tägige, in den Herbstferien vier 3 bis 12tägige Wanderfahrten vom Wandervogel ausgeführt. Im Jahre 1905 scheinen die Wandervögel noch viel öfter und weiter ausgeflogen zu sein.

Eine ähnliche segensreich wirkende Einrichtung ist der nach dem Wandervogel entstandene Berliner Verein zur Förderung des Jugendwanderns in Berlin (Geschäftsstelle Köpenickerstr. 58 I). Er verbindet seine Wanderungen gerne mit Jugendspielen und nennt sie dann „Spielfahrten". Jeden zweiten Sonntag hat er im letzten Jahre solche Spielfahrten unternommen, an denen sich alle Schüler vom zehnten Jahre ab beteiligen können. Als Spiele sind unsere prächtigen deutschen Lauf- und Ballspiele eingeführt, wie Barrlauf, Schlagball

und dgl. Diese Wander- und Spielfahrten, deren Kosten sich einschließlich des Fahrgeldes auf 30 bis 50 Pf. stellen, erleiden auch im Herbst und Winter keine Unterbrechung. Sie haben sich schon als sehr segensreich bewährt.

Auch daß der genannte Verein im Winter gelegentlich Lichtbildervorträge für die Mitglieder und Angehörigen seiner Jugendabteilungen veranstaltet, ist sehr nachahmenswert, da dergleichen mit gutem Vortrage verbundene Darbietungen die Lust am Wandern fördern und zu besserer Ausnutzung der Wanderungen in historischer, volkswirtschaftlicher und künstlerischer Hinsicht anregen. So wurden z. B. kürzlich unter der Bezeichnung „Märkische Streifzüge" den jugendlichen Zuhörern Hunderte von künstlerisch vollendeten Aufnahmen aus der Mark Brandenburg vor Augen geführt: „Tiefe Wälder, lachende Fluren, leuchtende Seen, Berge und Schluchten kündeten von dem Reiz und dem Zauber, den das Wandern in unserer Heimat auf den Naturfreund ausübt. Dazwischen sprachen die Bildnisse alter Bauwerke, Burgen, Klöster, Kirchen und Ruinen von der reich bewegten geschichtlichen Vergangenheit Brandenburgs. Auch das Innere zahlreicher alter Kirchen wußte der Vortragende in fesselnder Weise zur Ansicht zu bringen. Die recht große Zuhörerschaft war daher von dem Gebotenen überaus befriedigt, der jugendliche Teil des Auditoriums war überdies in lebhafter Begeisterung, die sich wiederholt spontan äußerte." (Vossische Zeitung 19. 12. 05.)

Das Einzelwandern der Schüler der oberen Klassen und der deutschen Studenten wird in den letzten Jahren sehr durch Studenten- und Schülerherbergen gefördert, in denen freies Nachtlager und zum Teil auch freie Verpflegung gewährt wird. Zuerst haben sich, soviel mir bekannt ist, vaterländisch gesinnte Männer in Hohenelbe in Böhmen zu diesem Zwecke zusammengetan und eine Art Verein gegründet, dessen Hauptleitung in jedem Jahre an die deutsch-österreichischen und reichsdeutschen Schulleitungen ihre Einladungen versendet. In den Beskiden, Sudeten, im Glatzergebirge, im Riesengebirge, im Jeschken- und Isergebirge, im nördlichen Böhmen, im Lausitzergebirge, in der böhmischen Schweiz, im Mittelgebirge, im Erzgebirge und Vogtland und im Böhmerwalde stehen eine große Anzahl von Herbergen den reisenden Schülern und Studenten deutschen Stammes zur Verfügung. Viel Segen ist schon durch diese treffliche Einrichtung unsern deutschen Jünglingen zu teil geworden. Im Jahre 1905 betrug der Gesamtbesuch der Herbergen 16396, eine stattliche Zahl. Davon waren 4334 Besucher deutsch-österreichische Studierende (26,43 %) und 12062 reichsdeutsche (73,57 %). Ähnliche Einrichtungen sollen für den Harz und noch einige andere Gegenden Deutschlands bestehen. Dieserart Vereine verdienen die allgemeinste Unterstützung, denn sie wirken nach mancher Seite hin trefflich auf unsere studierende Jugend ein, die in unserer Zeit vielfach die Neigung zeigt, sich durch „patentes" Wesen und bequemes Leben zu ihren Ungunsten von den fahrenden Schülern früherer Jahrhunderte zu unterscheiden.

Zur Förderung des Wanderns im Mannesalter sind die Wanderbünde sehr geeignet, wie sie sich in vielen Orten unseres deutschen Vaterlandes allmählich

gebildet haben. Der erste dieser Art ist, soviel ich weiß, der Düsseldorfer Wanderbund, der im Jahre 1882 auf Anregung des durch seine Schrift „Woran wir leiden" bekannt gewordenen Amtsrichters Hartwich gegründet wurde. Seine Einrichtung ist für viele nach ihm in andern deutschen Städten, wie Aachen, Bonn, Crefeld, Elberfeld, Görlitz, Köln, Saarbrücken, Trier usw. entstandenen Wanderbünde vorbildlich gewesen.

Unsere größeren Wanderfahrten, insbesondere die ins Hochgebirge, werden durch die Touristen-, Gebirgs- und Wandervereine, deren es gerade in Deutschland eine große Anzahl gibt, in bester Weise unterstützt. Meist begrenzen sie sich auf ein bestimmtes Gebiet, wie der Thüringer Waldverein, der Sächsische Erzgebirgsverein, der Harzklub, der Taunusklub, der Rhönklub, der Verschönerungsverein für das Siebengebirge, der Eifelverein, der Riesengebirgsverein, der Mährisch-Schlesische Sudetenverein, der Schwäbische Alpverein, der Württembergische Schwarzwaldverein und der bedeutendste von allen, der Deutsch- und Österreichische Alpenverein, der das Hochgebirge uns erst recht erschlossen hat. Durch die Anlage neuer Wege, durch sorgsame Bezeichnung und durch die Verwaltung der Unterkunftshütten auch an schwer zugängigen Stellen wirkt er jahraus, jahrein in trefflichster Art; kein deutscher Wandersmann sollte es versäumen, diesem Verein beizutreten und sich und andern dadurch nützlich zu werden. Aus dem Gedeihen aller dieser Vereine erkennen wir deutlich, daß auch heute noch die Wanderfreude tief im deutschen Blute steckt. Sollen doch von den Besuchern der deutsch-österreichischen Alpen über zwei Drittel Deutsche sein. Freuen wir uns dieser Erscheinung, sie ist ein Zeichen innerer Gesundheit und Kraft.

Ich freue mich auch der gesunden, zweckmäßigen Tracht, die unsere wandernden Frauen und Männer allmählich angenommen haben und immer mehr annehmen. Die Wandervereine haben auch darin segensvoll gewirkt, besonders bei den Damen. Die engen Gewänder, Schnürleiber, Hackenschuhe u. dergl. unserer Salondamen sind verschwunden und haben den bequem sitzenden, schlichten Lodengewändern und breiten Nagelschuhen Platz gemacht. Statt der mit künstlichen Blumen und Vogelleichen besetzten Ungeheuer von Hüten schmückt ein leichter Tirolerhut das einfach gewickelte Haar, und alles zeigt eine glückliche Rückkehr zur Natur. Die großen Koffer mit all' den möglichen und unmöglichen Toilettebedürfnissen sind in Berlin oder sonstwo geblieben, und der auf dem Rücken getragene leichte Rucksack läßt die frei atmende Brust dem Vogel gleich in die Berge hinausjubeln: Alles, was ich zum Leben nötig habe, trage ich bei mir.

Hierdurch kommen wir dann schon von selber in die sorgenlose Stimmung hinein, die zum Wandern gehört. Der Pessimismus, der sich so gern in unserm heutigen Leben breit macht, schwindet, und die ganze Welt schimmert uns in rosigem Licht. Ein fröhlicher Wandersmann ist immer ein Optimist, und der Optimismus ziemt sich für ein kräftig aufstrebendes Volk, das wir trotz mancher entgegenstehenden Erscheinungen doch immer noch sind. Darum Männlein und Weiblein, schnürt euer Bündel, schnallt euch den Rucksack auf

den jungen oder alten Rücken und wandert mit mir nach des Lebens Rosengarten, der uns in Berg und Tal, im Walde und auf der Haide, in jedem Frühling neu wieder erblüht. Mir zuckt in jedem Sommer von neuem, wenn ich mich zur Wanderfahrt rüste, Victor von Scheffels „Ausfahrt" durch Herz und Sinn:

„Berggipfel erglühen
Waldwipfel erblühen
Vom Lenzhauch geschwellt;
Zugvogel mit Singen
Erhebt seine Schwingen
Ich fahr' in die Welt.

Mir ist zum Geleite
In lichtgoldnem Kleide
Frau Sonne bestellt;
Sie wirft meinen Schatten
Auf blumige Matten,
Ich fahr in die Welt.

Mein Hutschmuck die Rose
Mein Lager im Moose,
Der Himmel mein Zelt:
Mag lauern und trauern,
Wer will, hinter Mauern
Ich fahr in die Welt."

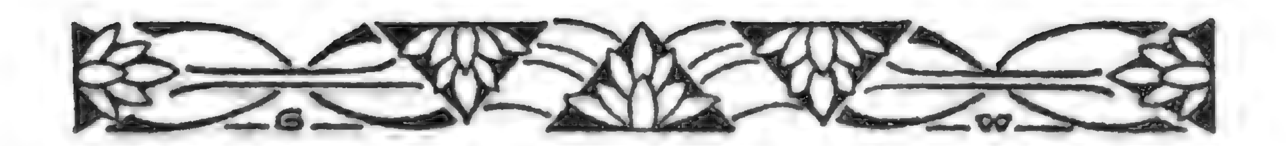
Wende mir niemand ein, er sei zu alt zum Wandern. Vielen anderen Leibesübungen setzt das Alter eine natürliche Grenze, dem Wandern nicht, wenn nicht Krankheit dazu kommt. Ja ich meine, man empfindet den Reiz der Natur im Alter mehr, als in der Jugend, weil man tiefer denken und sinnen gelernt hat. Ich wenigstens fühle in jedem Jahre mehr die Wahrheit der Eichendorffschen Verse:

„O Lust, vom Berg zu schauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom!

Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken so geschwind,
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.

Die Wolken ziehn hernieder,
Das Vöglein senkt sich gleich,
Gedanken gehn und Lieder
Fort bis ins Himmelreich."

Das Reisen alter Damen und Herren nimmt auch, meine ich, in den letzten Jahren immer mehr zu. Ich freute mich bei meiner eingangs erwähnten Wanderfahrt im vorigen Sommer sehr, in den Tiroler Alpen so viele alte Herren und Damen mit schneeweißwürdigem Haare zu treffen, die rüstig wanderten und sich der Herrlichkeit Gottes in der Natur freuten. Ich nahm mir vor, es ihnen eifrig nach zu tun und bis in mein hundertstes Jahr weiterzuwandern, und das wünsche ich allen meinen wanderfrohen, lebensfreudigen Leserinnen und Lesern gleichfalls von ganzem Herzen. Lassen Sie uns, die Sie mit mir alt werden wollen, frohgemut in jedem Jahre wandern, wenn auch mit grauem Haar, so doch mit jungem Herzen, bis uns der Lenker aller Fahrten des Lebens abruft zur letzten großen Wanderfahrt in das unbekannte Land, von dessen Grenzen keiner wiederkehrt!



Die Beziehungen der alttestamentlichen Wissenschaft zu den Nachbargebieten und zur Wissenschaft im allgemeinen.

Von

K. Budde.

(Vortrag, gehalten am 22. September 1904 auf dem Kongreß der Wissenschaften und Künste in St. Louis.)

Gestatten Sie mir, daß ich mit einer persönlichen Erinnerung beginne. Genau sechs Jahre waren es gestern, daß ich zum ersten Male den Boden der neuen Welt betrat, damals von dem Ausschuß für die Amerikanischen Vorlesungen über Religionsgeschichte berufen, um die Religion Israels bis zur Verbannung in einer Reihe von Vorträgen zu behandeln. Als ich an einer der ältesten und angesehensten Hochschulen dieses Landes nach dem ersten Vortrage das Rednerpult verließ, trat ein Kollege von der Naturwissenschaft herzu und begrüßte mit aufs freundlichste mit den Worten: Wie, Sie arbeiten ja mit den gleichen Methoden wie wir! Nun wird gerade dies uns Alttestamentlern kritisch-historischer Richtung von unseren Gegnern anderer Observanz zum Vorwurf gemacht und als Makel angeheftet; man hat auf uns sogar den schönen Namen „Entwickelungstheoretiker" geprägt. Dennoch war ich weit entfernt, mich von jener Begrüßung unangenehm berührt zu fühlen; vielmehr bezeugte ich dem Vertreter der exakten Wissenschaft meine herzliche Freude, daß er die Wahlverwandtschaft zwischen uns so unmittelbar herausgefühlt habe, und entnahm eben daraus den sicheren Beweis, daß ich mit meinen Ausführungen auf dem richtigen Wege sei.

Noch niemals ist der Wahrheit, daß alle echte Wissenschaft einen lebendigen Leib bildet, durch den dasselbe Blut kreist, den die gleichen Kräfte und Mittel lebendig erhalten, wachsen und gedeihen lassen, ein so handgreiflicher und überwältigender Ausdruck verliehen worden, wie auf dem Kongreß der Wissenschaften und Künste, der uns, deren Vertreter aus dem Bereiche der ganzen gebildeten Welt, hier brüderlich mit einander vereinigt. Geht doch der eine der Vorträge für ein jedes Fach, der, mit dem ich für das meinige betraut bin, einfach von dieser Voraussetzung aus, indem er bestimmt ist darzulegen, wie sich dieser Zusammenhang mit dem Ganzen der Wissenschaft für jeden einzelnen ihrer Zweige besonders

darstellt. Lassen Sie mich jenes geflügelte Wort von vor sechs Jahren als eine Prophezeiung auffassen und zugleich als ein ermutigendes Zeichen, daß es mir auch heute gelingen werde, der Voraussetzung dieses Kongresses durch die Tat zu entsprechen. Darf ich doch ohnehin annehmen, daß Sie nichts Übergroßes von mir erwarten. Sie setzen nur voraus, daß, wer volle dreißig Jahre in seinem Fache nach Kräften mitgearbeitet hat, imstande sein werde, von dessen Eigenart und Zielen ein im Ganzen richtiges Bild zu entwerfen.

Das Fach, das ich vertrete, über das Sie heute Rechenschaft von mir begehren, ist der alttestamentliche Zweig der Theologie, in kürzester Fassung Alttestamentliche Theologie. Es handelt sich also genau genommen nicht um einen Zweig reiner Wissenschaft, die ihren Gegenstand nur um seiner selbst willen erforscht, und ich kann deshalb für mein Fach eigentlich die Stelle, die Sie ihm angewiesen haben, als eines Zweiges der Religionsgeschichte, nur mit Zagen in Anspruch nehmen. Denn was wir unter Theologie verstehn, ist doch nicht Religionswissenschaft als solche, sondern die Wissenschaft von der christlichen Kirche, ja, wie die Dinge heute und schon seit unvordenklichen Zeiten liegen, nur von einer ihrer Ausgestaltungen, in meinem Falle der deutschen evangelischen Kirche. Ihren Interessen und Bedürfnissen dient unsere Theologie. Die Theologie ist also nur angewandte Wissenschaft; sie muß sich in dieser Beziehung trösten mit vielen andren, um nur die nächsten Nachbarinnen in unsrem Universitätsbetrieb zu nennen, der Rechtswissenschaft und der Heilkunde. Nun möchte freilich dem alttestamentlichen Fache im Vergleich mit den übrigen, gegenüber der Vielheit der Kirchenbildungen innerhalb der Christenheit eine bevorzugte, man darf sagen eine ökumenische Stellung zukommen; schneidet es doch an dem Punkte ab, wo das Christentum zum ersten Mal in die Welt eintritt, also vor jeder Spaltung in dessen eigenem Schoße. Wenn nun trotzdem die Erfahrung lehrt, daß das Einzelbekenntnis eines jeden Alttestamentlers niemals ganz ohne Einfluß auf den Betrieb unsres Faches bleibt, so ist unsre Stellung vollends ganz scharf umrissen gegenüber der Religion des Alten Testaments, soweit sie eine lebende sein will. Wir haben in der Tat keinen andern Beruf als es begreifen zu lehren, wie auf dem Boden der alttestamentlichen Religion die des Neuen Testaments, die christliche, hat erwachsen können, ja müssen, oder, religiös ausgedrückt, wie Gott durch Israel seine Menschenkinder auf die Erscheinung des Heils in Jesu Christo vorbereitet hat. Diese gebundene Marschroute findet natürlich ihren Ausgleich an der eigenen Überzeugung, und wenn je einer von uns zu der Anschauung

gelangte, daß das Judentum und nicht das Christentum die Erfüllung des Alten Bundes sei, so hätte er daraus für sein Bekenntnis wie für seinen Beruf die unerläßlichen Folgerungen zu ziehen.

Indem wir so den kirchlich überlieferten Namen Altes Testament, Alter, d. i. überwundener Bund, für den Gegenstand unsrer Forschung mit voller, eigener Überzeugung annehmen, üben wir sicherlich eine gewisse Entsagung und weisen uns nur eine bescheidene Stelle an. Ob uns das von der christlichen Kirche immer gebührend gedankt wird, ist freilich nichts weniger als sicher. Unsere Stellung in ihrem Organismus ist ja im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende eine wesentlich andre geworden. Als die Kirche ins Leben trat, übernahm sie die heiligen Bücher der Synagoge als die einzige Heilige Schrift, zu der nur die Person Jesu Christi als die Fleisch gewordene Erfüllung und Vollendung des Alten Bundes neu hinzukam; die Gewißheit, daß er der Heiland sei, beruhte auf den Beweisen, die man fast auf jedem Blatte jener Bücher zu finden glaubte. Als dem Alten Testamente dann ein Neues in Evangelien und Episteln zur Seite und gegenüber trat und die Person und Lehre Jesu sich auf ihre eigenen Füße stellte, als man diese biblische Lehre im kirchlichen Dogma festlegte, da behielt doch das Alte Testament wieder seinen eigentümlichen Wert. Denn von Gott eingegeben, Gottes Wort, blieb es der christlichen Kirche nach wie vor, jedes seiner Worte als solches also wahr. Und das galt doch auch nicht bloß für die Vergangenheit. Denn Christus hatte auf dem Boden des Alten Testaments weitergebaut, und vieles hatte er bestehen lassen, ohne neues an die Stelle zu setzen. War das Christentum vollends Weltanschauung, wie es dies als Erbe der griechischen Philosophie für sich in Anspruch nahm, so bedurfte es auf weite Strecken, besonders für die Lehre von Erschaffung und Bau der Welt, vom Urstand des Menschen, vom Ursprung und Wesen der Sünde, des Alten Testaments zur Vervollständigung des Systems. So blieb es in Ehren, bis in die Neuzeit hinab, auch in der Kirche der Reformation. Das ist nun anders geworden. Vor einer eindringenden Erforschung der Schrift mußten zahlreiche messianische Weissagungen fallen, und die übrigen erhielten eine neue, nur mittelbare Bedeutung. Die Lehre von der Inspiration, von der unbedingten Göttlichkeit des Wortlauts der Heiligen Schrift, ist vor der geschichtlichen Kritik zu Boden gefallen und wird nie wieder aufstehn. Die Metaphysik haben wir hinter uns getan, und die Erforschung des Weltalls und seines Werdens überlassen wir ohne Bedauern andern Wissenschaften, die wir zu ihren Erfolgen beglückwünschen. Das Evangelium ist uns ganz selbständig geworden und die

Person Jesu Christi der Inbegriff unserer Religion. Je mehr sich auf diese Weise im Laufe des 19. Jahrhunderts das Christentum verinnerlichte und damit an berechtigtem Selbstbewußtsein gewann, umsomehr trat das Alte Testament in den Hintergrund und verlor im Rahmen der Theologie an Bedeutung. Es war nur eine natürliche Folge davon, daß eine unverächtliche Richtung es ganz und gar wollte abgetan wissen; ja innerhalb der theologischen Fakultäten selbst regten sich hie und da Zweifel, ob dem Alten Testament seine ebenbürtige Stellung unter den Fächern des theologischen Lehrplans zu lassen sei.

Wir brauchen nicht zu fürchten, daß solche Anschauungen zum Siege gelangen. Um die Wende des 20. Jahrhunderts, schon einige Jahrzehnte gerade von uns lebenden Alttestamentlern kräftig vorbereitet, vollzog sich von neuem ein Umschwung. Selbst Laienkreise hören neuerdings von dem religionsgeschichtlichen Betriebe der Theologie. Aber der Name dürfte besser gewählt sein: nicht um Religionsgeschichte handelt es sich, sondern um Religionsvergleichung, und worauf sie hinaus will, das ist Religionsphysiologie, ja, gebrauchen wir das rechte Wort, die Biologie der Religion. Als ein besonderes, fast unabsehbares Gebiet pulsierenden Lebens im Bereiche des menschlichen Daseins haben wir gelernt alles, was Religion heißt, zu betrachten. Alle ihre Erscheinungen treten mit einander in den engsten Lebenszusammenhang; keine ihrer fast zahllosen Ausprägungen läßt sich daraus losreißen und vereinzeln; immer wieder ergeben sich zwischen den scheinbar niedersten und den allerhöchsten Formen überraschende, geheimnisvolle Beziehungen, die uns warnen, selbst das Geringste zu verachten und zu vernachlässigen. Das Christentum kann darunter nur gewinnen, nicht verlieren. Wird doch, je mehr der Beobachtungskreis sich erweitert und je tiefer man auf dem einzelnen Punkte eindringt, umso unerschütterlicher die Wirklichkeit und die unverwüstliche Lebenskraft der Religion bewiesen; je mehr innere Beziehungen sich durch das ganze Gebiet hin festlegen lassen, umso sicherer wird alles auf den einen Mittelpunkt zurückgeführt, den lebendigen Gott, der diesen Funken angefacht; und wir Christen treten, trotz aller Schwäche, deren wir uns wohl bewußt sind, freudig den Beweis des Geistes und der Kraft dafür an, daß das Christentum unter allen religiösen Einzelorganismen der höchste und vollkommenste, Ziel und Ende des ganzen Prozesses ist.

Unter diesem Gesichtswinkel aber kommt das Alte Testament ganz von selbst zu neuen Ehren. Denn ob auch alle Religionen unter einander verwandt sind, ob auch alle ihre Erscheinungen organisch zusammenhängen: Jesus Christus, der Stifter und Inbegriff unserer Religion, ist doch ein

Jude aus den Juden gewesen. So einzigartig und schöpferisch die Macht und Wirkung des religiösen Genius sich in ihm erwiesen hat, die Vorbedingungen seines Erscheinens sind doch im Alten Testament geboten. Und wie ein Genius Vater und Mutter ebensogut hat wie der alltäglichste Erdenbürger, so hat auch Jesus dies sein Verhältnis zum Alten Testament stets unumwunden anerkannt, ja er hat nicht mehr für sich in Anspruch genommen, als daß er gekommen sei, jenes zu erfüllen. Dies Verhältnis zu lösen wäre nicht nur ruchlos, es ist auch einfach unmöglich; je mehr es daher dem Christen und dem Theologen um organisches Verständnis seiner Religion zu tun ist, umsomehr hat ihm das Alte Testament zu sagen.

Das Alte Testament steht aber darum dem Neuen keineswegs gegenüber — wenn ein solches Verhältnis möglich ist — wie nichtssagende Eltern ihrem gegen alle Wahrscheinlichkeit hochbedeutenden Sohne. Es birgt auch an sich religionsgeschichtlich einen ganz ungewöhnlichen, fast beispiellosen Reichtum. Je klarer sich der Forschung die bezeichnenden und entscheidenden Stufen, die maßgebenden Erscheinungsformen der Religion aus der verwirrenden Fülle der Einzelerscheinungen herausheben, umso deutlicher wird es auch, daß das Alte Testament eine ungewöhnlich große Zahl von ihnen in sich beschließt, neben oder nach einander durchlaufen hat. Die emsige und selbstverleugnende literarkritische Arbeit des vergangenen Jahrhunderts an unsrem Alten Testament wird dadurch erst zu Ende geführt und feiert zugleich darin ihren Triumph. Denn in Übereinstimmung mit ihren Ergebnissen erschließen sich auch alle jene verschiedenen Stufen und Ausgestaltungen religiösen Handelns, Empfindens und Denkens neben und nach einander, sodaß, wo die Literarkritik verschiedene Quellenschriften von einander gelöst hat, auch verschiedene Stufen religiöser Erkenntnis einander ablösen. Und jede von ihnen begegnet wiederum anderwärts in dem weiten Gebiet der Religionen mehr oder minder verwandten Erscheinungen. Wer in der Sache selbst steht, mit dem Alten Testament fühlen und denken gelernt hat, der wird sich nicht irre machen lassen durch Quertreibereien unserer jüngsten Zeit. Immer wieder will man annähernd den ganzen Bestand der Erscheinungen, die uns im Alten Testament begegnen, aus einer einzigen Quelle, von diesem oder jenem großen Kulturvolke des Altertums, entlehnt sein lassen. Wohl hatte das alte Israel rechts und links die religiösen Trödelläden überkultivierter Völker zur Hand, aus denen synkretistischer Fürwitz alles Beliebige billig entleihen konnte. Aber wer nicht nur von außen über den Zaun in das Alte Testament hineinschaut, der weiß es, daß die Religion Israels, so vielfach und so weise auch die Kreuzungen sind, die ihre

Entwickelung beeinflußt haben, doch aus dem Kern gewachsen ist. Wir Alttestamentler sind deshalb noch keineswegs in der glücklichen oder doch bequemen Lage, unser religionsvergleichendes Studium etwa auf die Länder am Euphrat und Tigris oder eine kleine Auswahl vorderasiatischer Kulturgebiete zu beschränken; sondern immer wieder bestätigt es sich uns, daß gerade die ursprünglichsten Ausgestaltungen der Religion auffallende und höchst fruchtbare Vergleichspunkte für das Alte Testament bieten.

Diese Tatsachen nun haben auch ihre große Bedeutung für die Rolle des Alten Testaments im akademischen Betriebe. Immer lauter ertönt neuerdings der Ruf, daß das Fach der Religionsgeschichte der theologischen Fakultät unentbehrlich sei und zu den bisher betriebenen durchaus hinzukommen müsse; ja mehrfach ist das schon durchgeführt. Ich weiß nicht, ob man es für unbedingt ersprießlich halten darf. Die Begriffsbestimmung der Theologie als Religionswissenschaft, die man auch bereits gegeben hat, muß ich für unzutreffend halten. Die Theologie ist, wie ich zu Anfang feststellte, nicht reine sondern angewandte Wissenschaft, dem Leben in scharf umrissenem Raume dienend. In die Tiefe der allgemeinen Religionsgeschichte einzuführen ist in der ihrem Studium zugemessenen Zeit und neben dem ungeheuren Umfang der bisher eingeschlossenen Fächer ganz und gar unmöglich; auch wäre kaum abzusehen, wie ein einzelner Fachmann das ganze Gebiet beherrschen und selbständig aus den Quellen pflegen wollte. Eine flüchtige Übersichtsvorlesung aber dürfte eher schaden als nutzen, weil sie bei dem Schüler die Meinung erzeugt, er besitze wirkliches Wissen, während das Mitgeteilte über Nomenklatur und Daten kaum erheblich hinausgehn kann. Wertvoller, aber auch unvergleichlich schwieriger wäre eine Vorlesung über das, was man wohl nach altem Gebrauche Religionsphilosophie nennt, was aber Religionsbiologie heißen sollte, über die gesetzmäßig wiederkehrenden Lebensäußerungen der Religion. Aber die Praxis dazu, die Übungen am Leben, und damit die Hauptsache, liefert überall, wo sie recht betrieben wird, schon seit langer Zeit die alttestamentliche Wissenschaft, gerade weil das Alte Testament an den verschiedensten religiösen Erscheinungen so ungewöhnlich reich ist. Hier läßt sich wirklich in die Tiefe dringen und dem Leben selber nachgehn, was man sich bei übersichtlicher Behandlung des ganzen Gebietes notgedrungen versagen müßte. Als Vertretung also, als Ersatz für die allgemeine Religionsgeschichte, als die Wissenschaft von *einer* Religion außerhalb des Christentums, die gleichsam den archimedischen Punkt bildet, von dem aus man dessen Rätsel aus den Angeln heben kann, wird die alttestamentliche Wissenschaft ihre Stelle innerhalb der christlichen Theologie in Zukunft fester als je behaupten.

Aber nicht nur im Verhältnis unseres Fachs zu dem Gesamtorganismus ist neuerdings eine wesentliche Änderung eingetreten; es haben sich auch die Grenzen des Faches selbst erweitert, und die Kluft, die es von der Schwesterdisziplin der neutestamentlichen Theologie trennte, hat sich ausgefüllt. Altes Testament war der Kirche nur eine Sammlung der kanonischen Bücher der Synagoge als von Gott eingegebene Heilige Schrift; daneben genossen allein die aus den Handschriften der griechischen Übersetzung entnommenen sogenannten Apokryphen eine gewisse Würdigung, die von annähernder Gleichschätzung bis zu entschiedenem Mißtrauen, ja unbedingter Ablehnung sehr verschieden abgestuft war. Wir wissen heute, daß der Inspirationsglaube nichts als eine unglückliche Hilfsannahme, eine mißverstandene Erstarrungsform des religiös unentbehrlichen Offenbarungsglaubens ist, und daß göttliche Offenbarung im rechten Sinne, stets menschlich vermittelt, niemals absolut, in den verschiedensten Verdünnungen durch die ganze weite Welt hin ihre belebende Wirkung ausübt. Dadurch fallen die Schranken, und alle religiösen Äußerungen des Volkes des Alten Bundes, wo immer niedergelegt, werden zum wertvollen Stoff für die alttestamentliche Theologie. Das gilt besonders von dem gesamten außerkanonischen Schrifttum, das in den letzten Zeiten gerade vielfach so unverhoffte Bereicherung erhalten hat. Das alles wächst, sofern es dem vorchristlichen Judentum angehört, dem alttestamentlichen Fache zu und vermehrt so das Gebiet seiner Aufgaben und Pflichten um ein Bedeutendes, ja so sehr, daß wir uns fragen müssen, ob wir im Stande sind, den vermehrten Anforderungen ohne Schaden für die Gründlichkeit zu genügen. Aber ehe noch die Frage entschieden ist, ob daran unsre Unfähigkeit oder unsre Faulheit den größeren Teil der Schuld trägt, fängt das Bedürfnis schon an sich Hilfe zu schaffen. Alle jene außerkanonischen Schriften gehören den letzten vorchristlichen Jahrhunderten an, die zwar im alttestamentlichen Kanon nicht ohne Vertretung sind, aber doch nur ausnahmsweise und nach der Anschauung der Synagoge per nefas ihren Erzeugnissen haben Aufnahme verschaffen können. Als dem Neuen Testament zeitlich nächstbenachbart und dem Inhalt nach vielfach darauf vorausweisend, hat nun dieses Schrifttum naturgemäß auch die Aufmerksamkeit der neutestamentlichen Fachgenossen in weit höherem Grade auf sich gezogen als die unsrige; unter dem unschönen Namen „Neutestamentliche Zeitgeschichte“ hat sich eine besondere Disziplin dafür abgezweigt, und eine ganze Schule von Neutestamentlern widmet dieser intertestamentaren Zeit und Literatur eine eifrige und tief eindringende Arbeit. Wohl dürfen auch wir Alttestamentler die Fühlung mit diesem

Gebiete nicht verlieren, wohl wird es dringend erwünscht sein, daß jederzeit auch einige von uns für dessen Einzelerforschung den Hauptteil ihrer Kraft einsetzen und zugleich die Arbeit der neutestamentlichen Freiwilligen nachprüfen. Aber die völlige Eingemeindung in unser Gebiet ist durch die Tatsachen überholt, und überdies verlangt auf lange Zeit hinaus der Israelitismus der älteren Zeit so sehr unsre ungeteilte Arbeit, daß bei weitem die meisten Fachvertreter dabei werden festgehalten bleiben.

Nach einer anderen Richtung erweist sich Arbeitsteilung noch unzweifelhafter als notwendig, zugleich auch als grundsätzlich berechtigt. Schwimmende Grenzen nur trennen natürlich jenes volkstümliche, vielfach auf der Peripherie sich bewegende Schrifttum, die sogenannten Apokryphen und Pseudepigraphen, von dem talmudischen Judentum, in dem allein die hebräische Sprache nebst dem Jüdisch-Aramäischen sich erhielt und weiterbildete. Die Wurzeln auch dieses Schrifttums reichen in vorchristliche Zeit zurück und greifen damit in das Gebiet der alttestamentlichen Wissenschaft ein; die darin niedergelegte Überlieferung ist uns für Herstellung und Erklärung der kanonischen Bücher ganz unentbehrlich, ja, die Gestalt, in der wir diese besitzen, ist einfach die der Synagoge. Auch der Einblick in die nachchristliche Entwickelung ist uns von hohem Werte. Ziehen doch darin Linien sich weiter aus, die ihren Ausgang und Anfangslauf im vorchristlichen Judentum, im Alten Testamente, haben, sodaß sie als Wegweiser dienen müssen für die richtige Erkenntnis und Erschöpfung der in ihm liegenden Möglichkeiten. Aber das alles beseitigt doch nicht die Wahrheit, daß unsre eigentliche Aufgabe erschöpft ist, ehe das talmudische Judentum sich voll ausgebildet hat und die Herrschaft gewinnt; es handelt sich für uns um Grenzgebiet, nicht um eigenes. Die alttestamentliche Wissenschaft hat auch hier mitgearbeitet und Bedeutendes geleistet, und es wird immer zum Heile für uns wie für die jüdische Wissenschaft einige aus unsrem Lager geben müssen, die ihre Hauptarbeit dahin verlegen; die meisten von uns werden sich mit weit weniger begnügen müssen, um auf ihrem eigentlichen Gebiete Tüchtiges leisten zu können.

Auch damit ist der Bereich unserer Pflichten noch nicht erschöpft. Hat doch das Alte Testament nicht nur in seiner Ursprache und unter dem Volke, aus dem es hervorgegangen ist, weiter gelebt und gewirkt. Als Bestandteil des heiligen Buches der Christenheit hat es vielmehr, in alle Sprachen christlicher Völker übertragen, bei ihnen ein neues, von deren Eigenart vielfach abhängiges Leben gewonnen. In Gestalt dieser Übersetzungen, allen voran der lateinischen, hat das Alte Testament die Kulturentwickelung der christlichen Völker durch alle folgenden Jahrhunderte hindurch beeinflußt und befruchtet, und zwar nicht nur nach der Seite

der Religion, sondern in ihrem ganzen Umfang. Die Literatur und Kunst des Mittelalters zeigt uns auf Schritt und Tritt die tiefgreifenden Spuren dieser Einwirkung, die umso krauser und mannigfaltiger sich gestalten, je älter, ehrwürdiger und geheimnisvoller das Alte Testament denen, die in ihm forschten, gegenüber stand. So tritt neben das Alte Testament selbst, neben sein Eigendasein, als Doppelgänger seine Übersetzung, seine Auslegung, das ganze weite Gebiet der Tradition. Daß sich auch hier Pflichten für uns auftun, können wir uns durchaus nicht verhehlen; denn nur wer des ursprünglichen Verständnisses mächtig ist, wird im Stande sein, die verschlungenen Pfade vollständig aufzudecken, die der Gedanke und die Einbildungskraft an der Hand dieser Texte gewandelt sind. Oft genug habe ich die Beschämung erleben müssen, daß ich keinen Aufschluß geben konnte, wenn Philologen, Historiker, Kunsthistoriker sich mit brennenden Fragen aus dem Bereiche der Tradition an mich wandten. Es gehört eine ganz besondere Begabung dazu, dieses Gebiet mit Erfolg zu pflegen: Sinn für peripherisch verzettelte Forschung, umfassende Gelehrsamkeit, gegründet auf ein zähes Gedächtnis, Vorliebe für psychologische Labyrinthe und für das Wälzen verschollener Scharteken. Ich weiß heute einen Gelehrten vor allen anderen, der diese Begabung in hohem Maße besitzt und manche schöne Beweise davon liefert; aber er sollte alle seine Zeit darauf verwenden können, und noch mancher müßte ihm zur Seite treten, ehe das Bedürfnis gedeckt wäre. Sie brauchten keineswegs alle zu uns zu gehören, aber sie müßten von uns ausgehn; gediegene alttestamentliche Studien würden für eindringende Forschungen auf fast allen Gebieten des Mittelalters eine unverächtliche Grundlage abgeben. Dagegen müssen bei weitem die meisten unter den alttestamentlichen Fachgelehrten auch dieser, an sich nichts weniger als unfruchtbaren Arbeit gegenüber ihr Unvermögen bekennen.

* * *

Denn in der Tat bleibt uns, nachdem wir so einen Längsschnitt durch unser Gebiet bis an sein Ende verfolgt haben, von dem zu Anfang festgelegten Mittelpunkt aus in die Breite so außerordentlich viel Arbeit zu bewältigen, daß wir alle Ursache haben, unsre Kraft dahin zu sammeln. Wir haben der Nachbarn, nein der Arbeitsgenossen, über den Rahmen der theologischen Wissenschaft hinaus ungewöhnlich viele.

Der Alttestamentler ist zunächst Linguist. Er vertritt als solcher einen selbständigen Zweig des semitischen Sprachstamms, die hebräische, insbesondere die althebräische Sprache. Es ist hier nicht der Ort, von

ihrem Verhältnis zu den übrigen Zweigen desselben Stammes zu reden; es versteht sich aber von selbst, daß der Alttestamentler die Pflicht hat, durch eingehende Beschäftigung mit ihnen die Unterlage für eine wirkliche Beherrschung des eigenen Sprachguts zu gewinnen. Schon diese Aufgabe ist eine sehr umfassende und schwierige und ist es noch viel mehr geworden, seit zu dem arabischen und aramäischen Sprachstamm mit ihren Verzweigungen durch die großartigen Entdeckungen am Euphrat und Tigris der assyrisch-babylonische noch hinzugekommen ist. Wir Älteren, deren Werdezeit in die Anfänge dieser neuen Studien fiel, müssen uns ihnen gegenüber mit der Rolle des Outsider begnügen; aber auch für das jüngere Geschlecht darf man die Frage aufwerfen, ob es nötig, ja ob es heilsam sei, in dem ganzen, so angeschwollenen Bereich der semitischen Sprachen das Heimatsrecht anzustreben. Es wird dabei fast immer darauf herauskommen, daß eines der Hauptgebiete erheblich bevorzugt wird; in der Tat teilen sich die linguistisch wohl vorbereiteten Vertreter des Alten Testaments schon heute in solche, die in der arabischen und solche, die in der assyrisch-babylonischen Sprache wurzeln. Und das wird so bleiben müssen, wenn die linguistische Vorbereitung sich nicht in ein encyclopädisches Vielwissen verflachen soll, ein Übelstand, der sich schon häufig genug bemerklich macht. Aber zweierlei besonders hervorzuheben dürfte heute nicht überflüssig sein. Einmal, daß die semitische Sprache der Keilinschriften nicht berufen ist, die anderen Dialekte als Grundlage für das Hebräische einfach zu ersetzen. Zum andren, daß über die Beschäftigung mit den Dialekten die Eigenart des Hebräischen nicht vergessen oder unterschätzt werden darf. Weil der Umfang der Schriftdenkmäler nur gering, Wort- und Formenschatz verhältnismäßig wenig umfassend ist, läßt sich das Hebräische doch keineswegs nur so nebenbei gründlich aneignen. Es hat sich oft durch klägliches Scheitern gerächt, wenn tüchtige, namhafte Semitisten, weil sie sich im Arabischen, Syrischen oder Assyrischen wirklich zu Hause wußten, nun auch meinten, als Hebraisten mitreden und entscheiden zu dürfen. Es ist und bleibt eine Mannes- und Lebensarbeit, ein lebendiges hebräisches Sprachgefühl zu gewinnen, und es wird, wenn jemand vor die Wahl gestellt wird, besser sein, nachdem einmal eine gediegene linguistische Grundlage gelegt ist, im weiteren Betriebe die Außenposten zu vernachlässigen, als auf die volle Beherrschung des Hebräischen zu verzichten.

Ist doch unsere linguistische Ausrüstung mit dem Umkreis der semitischen Sprachen noch nicht einmal abgeschlossen. Die alten Versionen, die schon als Träger der Tradition, als Vermittler des Gehalts des Alten Testaments an die verschiedenen Zeiten und Kulturgebiete erwähnt

wurden, sind uns zugleich das unentbehrliche Hilfsmittel zur philologischen Ermittelung seines ursprünglichen Wortlautes. Ohne gründliche Kenntnis des Idioms der griechischen Übersetzung, der sogenannten Septuaginta, ist heute ein Alttestamentler ganz undenkbar. Zur Ermittelung und Reinigung ihres Textes aber bedarf es der Kenntnis fast aller Sprachen des römischen orbis terrarum, mindestens seiner größeren östlichen Hälfte, und ihrer Grenzländer obendrein. Eine besondere Septuaginta-Wissenschaft hat sich namentlich seit Lagardes einschneidender Tätigkeit ausgebildet und wird ihr Mandat noch auf lange Zeit hinaus nicht niederlegen können.

Damit stehen wir schon mitten in der Philologie, die wir ebenfalls in ihrer ganzen Ausdehnung als Schwesterwissenschaft in Anspruch nehmen. Schon die Feststellung des Textes begegnet bei unserem Schrifttum ganz ungewöhnlichen Schwierigkeiten. Denn bekanntlich muß alle jene Arbeit an den Versionen füglich zu dem Zwecke aufgewandt werden, daß wir nur eine einzige selbständige Textgestalt neben derjenigen gewinnen, die nun seit dem 2. Jahrhundert in starrer Ausschließlichkeit, unter Vernichtung aller abweichenden, von der Synagoge überliefert wird. Auch die best erhaltenen Bücher — daran kann heute niemand mehr zweifeln — bedürfen der philologischen Arbeit noch in hohem Grade; der Zustand anderer ist ein geradezu jämmerlicher. Und sehr verschieden ist selbst das Maß der Hilfe, die uns die Versionen, insbesondere die Septuaginta, bieten. Überall muß bei so spärlichem äußeren Zeugnis das innere als entscheidender Faktor mit herangezogen werden, und der Konjekturalkritik eröffnet sich ein weites Feld, auf dem neben viel Spreu auch gute und bleibende Frucht in erheblichem Umfang gebaut worden ist.

Ein besonderes Mittel zur Textkritik, das neuerdings mit großer Vorliebe angewendet wird, nimmt zugleich ein weiteres Gebiet der philologischen Tätigkeit in Beschlag, ich meine die Metrik. Übt doch die hebräische Metrik solche Anziehungskraft aus, daß selbst hervorragende Vertreter ganz anderer Sprachgebiete sich ihrer mit Eifer und großem Arbeitsaufwand angenommen haben. Aber auch hier wie in der Textkritik sind wir schlechter gestellt als die meisten unsrer Genossen; denn auch hier fehlt es uns an der nötigsten Grundlage, an jedweder Überlieferung. Der Umstand, daß die Vokale unserer Texte durchschnittlich tausend Jahre später aufgezeichnet sind als ihre Konsonanten, schafft noch neue, sehr schwierige Probleme und verschlimmert auch unsre metrische Position. Wenn man daher dem trauigen Zustand unsres Textes gegenüber die Metrik im weitesten Umfang zur Wiedergewinnung des ursprünglichen zu verwerten strebt, so liegt bei dem völligen Mangel einer metrischen Tradition der circulus vitiosus ganz offen zu Tage. Nicht

grundsätzlich ist dem Verfahren entgegenzutreten, denn das Recht dazu läßt sich nicht bestreiten und ist überdies durch einzelne sichere Ergebnisse bewiesen; aber zur höchsten Vorsicht muß doch immer wieder gemahnt werden, weil der Maßstab selbst, an dem die Richtigkeit der Textüberlieferung gemessen werden soll, das metrische System meine ich, nur unter stärkster Beteiligung der Subjektivität des Kritikers gewonnen werden kann. Noch stehn die eigentlichen Grundvesten des Baues in Frage; man hüte sich, voreilig Luftschlösser ins Blaue hinein aufzutürmen.

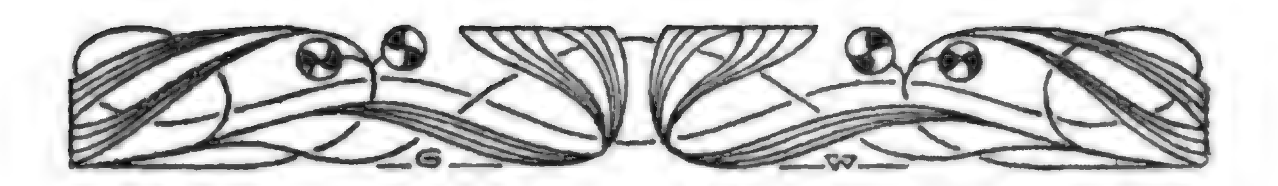
Von der Exegese braucht kaum etwas gesagt zu werden; ihre Gesetze sind überall die gleichen, nicht minder auch die besonderen Anforderungen, die das einzelne Zeitalter an sie zu stellen pflegt. Auch bei uns wird die geschichtliche, psychologische, ästhetische Seite heute weit stärker als in vergangenen Zeiten betont. Aber sicherlich ist es am Platze hervorzuheben, welch gewaltige Arbeit die Literarkritik in den letzten 150 Jahren am Alten Testament geleistet hat. Selten werden ihr so schwierige Aufgaben gestellt, selten wird eine so runde und sichere Lösung auf weite Strecken hin geboten werden. Die Geschichte dieser Arbeit, insbesondere der Hexateuchkritik, bietet, aus der Vogelperspektive gesehen, wo die Personen mit ihren Schwächen und Einseitigkeiten verschwinden, ein geradezu klassisches Beispiel methodischen Vorgehens. Man achte auf die allmähliche Erschöpfung aller Möglichkeiten, die Anwendung verschiedener, ja entgegengesetzter kritischer Methoden, die wiederholten Proben für dasselbe Ergebnis. Und in alledem arbeitete die alttestamentliche Wissenschaft ohne Vorbild; sie selbst ist es, die anderen Literaturgebieten zum Vorbild gedient hat. Ein geschlossener Angriff auf der ganzen Linie, begründet auf die Vereinigung der Reuß-Vatkeschen Sachkritik mit der Astruc-Hupfeldschen Formkritik, angeführt von Abraham Kuenen und Julius Wellhausen, errang endlich den vollen Sieg. Alles Wesentliche steht hier jetzt so fest, daß wir die dilettantischen Versuche von Draußenstehenden, die von rechts und links dagegen angehn, nicht zu fürchten brauchen. Heute tritt die Sachkritik, wesentlich auf den religionsgeschichtlichen Befund aufgebaut, entschieden in den Vordergrund, und um die Propheten vornehmlich wird der Kampf geführt. Hier werden zum Teil dieselben kühnen Entdeckungsreisen unternommen, wie einst um die Erforschung der geschichtlichen Bücher. Ob wir dabei je zu gleich sicheren Einzelergebnissen wie dort gelangen werden, steht dahin; im Großen sehen wir heute schon ausreichend klar.

Die Erhebung von der bloßen, abstrakten Analyse früherer Zeiten zu lebensvoller Synthese, das gewonnene zeit- und religionsgeschichtliche Verständnis eines jeden Schriftwerks, macht es nunmehr auch möglich,

statt der altväterischen Disziplin der Einleitung in das Alte Testament eine organisch gegliederte, in frischer Entwickelung sich entfaltende Literargeschichte des Alten Testaments zu schreiben. Wir dürfen nicht zögern, was Eduard Reuß schon vor einem halben Jahrhundert geplant, vor einem Vierteljahrhundert in genialem Versuch durchgeführt hat, heute mit besserer Ausrüstung von neuem anzugreifen. Von selbst ordnet sich eine solche wahrhafte Literaturgeschichte der Geschichte des ganzen Volkes ein, und mit ihr treten wir in die Reihen der Historiker. Denn in der Tat liegt uns und niemand sonst die Aufgabe ob, die Geschichte des kleinen, aber für die Entwickelung der Menschheit ungemein schwerwiegenden alten Israel während der $^{5}/_{4}$ Jahrtausend seines vorchristlichen Daseins zu schreiben. Die ungewöhnliche Schwierigkeit der Quellenschichtung macht unser Gebiet dem Vertreter der Alten Geschichte, wenn er nicht bei uns in die Schule gegangen ist, so gut wie unzugänglich. Das beweisen für das vergangene Geschlecht Beispiele wie die von M. Duncker und L. Ranke zur Genüge, und auch das heutige, zumal die assyriologische Schule der Geschichtschreibung, will uns den Beweis dafür nicht schuldig bleiben. Von der einen Seite kommen die Männer der Tradition, die alles, was sie aus den Denkmälern erforscht haben, auf biblischem Gebiete nur verwenden wollen, um der altkirchlichen, zum Dogma gewordenen Überlieferung, die sie selbst nicht überwinden gelernt haben, mit neuen Stützen aufzuhelfen. Von der anderen stürmen die Mythologen an, die auf diese oder jene Weise die nüchternen geschichtlichen Tatsachen in blasse, eintönige Gedankenreihen aufzulösen sich bemühen. Sie werden uns alle hier und da etwas zu bieten haben; aber in der Hauptsache wird sich ihre Arbeit als eitel erweisen, weil ihnen die Schulung für den richtigen Gebrauch der Quellen und das Verständnis für den Geist des Alten Testaments abgeht. So gedenken wir das Heft in der Hand zu behalten und unsre Aufgabe, die Geschichte des Volkes Israel im ganzen Umfang festzulegen, immer besser zu lösen. Dankbar machen wir dabei von allem Gebrauch, was die Nachbardisziplinen jeder Art uns darbieten: Geographie, Ethnologie, Archäologie, und wie sie alle heißen; ja wir fühlen uns hier überall als Mitarbeiter und tun darin, je nach der Anlage des Einzelnen, unsre Schuldigkeit. Mit besonderer Spannung verfolgen wir die gewaltigen Fortschritte der Ausgrabungen auf den Trümmerfeldern der Völker, die neben Israel und zum Teil schon längst vor ihm gelebt haben, und mit Bewunderung erfüllen uns die großartigen Leistungen der neuen Wissenschaftszweige, die daraus entsprossen sind. Das Gegenteil, Gleichgültigkeit und Trägheit ihnen gegenüber und darum Stillstand und Rückgang in der eigenen Arbeit, wird uns oft vorgeworfen. Aber unsere

berechtigte Vorsicht verdient solche Rüge nicht. So freudig wir alles begrüßen, was den Schachten der Ausgrabungen entsteigt, so haben wir doch nicht Lust, die klaffenden Gräben mit unsrem bisherigen Besitz, den Büchern des Alten Testaments, auszufüllen. Was dort gefördert wird, sind zunächst Rätsel, Sphinxgestalten; was wir in Händen haben, redet uns eine deutliche, unmißverständliche Sprache. Gern nehmen wir die richtige Deutung der Denkmäler als wesentliche Bereicherung unsres Besitzes entgegen; aber die Grundlagen für das Verständnis des Volkes Israel werden wir immer seinen eigenen Überlieferungen entnehmen müssen. Und so überwältigend groß die physische und geistige Macht des Weltreichs am Euphrat und Tigris, so überlegen auch das Reich am Nil und manche andere dem kleinen Israel waren: mit einer selbständigen Volksindividualität haben wir es dennoch, trotz aller Einflüsse von den verschiedensten Seiten her, zu tun, und mit einer so lebendigen und kräftigen, daß sie sich zuletzt ihre Gesetze und ihre Ziele doch selber gegeben hat.

Das gilt vor allem, um auf den Kern der Sache und auf den Anfang dieses Überblicks zurückzukommen, von der Religion Israels, in der seine Lebensäußerung gipfelt und sich erschöpft. Auf solche Voraussetzungen und Vorarbeiten, wie sie hier entwickelt wurden, gestützt, dürfen wir uns wohl mit größerem Vertrauen als zu Eingang dieser wissenschaftlichen Rechnungsablage mit unsrem Fache den Vertretern der Allgemeinen Religionswissenschaft beigesellen, trotz des christlich-theologischen Stempels, den wir nicht verleugnen können noch wollen. Wir streben in der Tat die merkwürdige, die einzigartige Erscheinung der Religion Israels als solche in ihrer geschichtlichen Entwickelung zu begreifen, wir sind entschlossen an keinem Zuge vorüberzugehn, der sie zu kennzeichnen und ihr Verständnis zu ermöglichen geeignet ist. Daß diese Aufgabe die größten Schwierigkeiten bietet, schreckt uns nicht; daß sie uns mit so vielen Wissenschaftszweigen in nächste Berührung bringt, macht uns stolz. Aber viele Mitarbeiter brauchen wir, und sehr mannigfach müssen sie schattiert sein. Der Umfang ist so groß, daß es der Arbeitsteilung unbedingt bedarf; eine gewisse Einseitigkeit soll niemand zum Vorwurf gemacht werden, wenn er seine besondere Seite an dem großen Gebiete sorgfältig pflegt und wahrhaft fördert. Nur leichtfertiger Dilettantismus darf bei uns keine Stelle finden! Möchte, wenn wir Älteren allgemach vom Schauplatz zurücktreten, das neue Geschlecht der Gefahr der Zersplitterung der Kräfte glücklich entgehn und sich mit Erfolg bemühen, im kleinsten Punkt die größte Kraft zu sammeln!



Das Erlebnis und die Dichtung.

Von

Arthur Sewett.

Oft ist die Frage aufgeworfen worden, in welchem Zusammenhang das, was der Dichter poetisch gestaltet, mit dem steht, was er wirklich erlebt. Kann ein Dichter überhaupt etwas schreiben, das er nicht erlebt? Schwerlich. Wer nicht das von außen Kommende zum innerlichen Erlebnis zu verarbeiten weiß, der kann auch nicht gestalten. So ist das Erlebnis die Wurzel alles poetischen Schaffens, und jeder der unzähligen Lebenszustände, durch die ein Dichter hindurchgeht, kann im psychologischen Sinne als Erlebnis bezeichnet werden. Erlebnis jedoch im tieferen Sinne des Wortes ist für den Dichter nur der Moment seines Daseins, der ihm einen neuen Zug des Lebens aufschließt. Denn das ist die Signatur der Echtheit und der Größe eines poetischen Werkes, daß es an dem Wirklichen, das es darstellt, einen Zug des Lebens heraushebt, der so vorher nicht gesehen worden ist. Der wahre Künstler gestaltet nur, indem er wiedergibt, darin liegt das Geheimnis seiner Kunst.

Wie aber entsteht im einzelnen Falle der Zusammenhang zwischen dem, was der Dichter erlebt und was er gestaltet?! Auch diese Frage ist oft gestellt und — nie beantwortet worden. Sie führt hinein in die unergründlichen psychologischen Verzweigungen des Lebens und Schaffens. Könnte sie mit einiger Sicherheit gelöst werden, d. h. wäre es möglich, nachzuweisen, wie sich bei dem einzelnen Dichter sein Erlebnis in ein Kunstwerk umsetzt, wie sich aus dem, was er von außen erfährt oder innerlich durchmacht, das Motiv für seine Dichtung ergibt, so wäre die ganze Eigenart eines Dichters mit einem Male für uns durchsichtig geworden, und das höchstmögliche Verständnis der Literatur wäre gewonnen. Was genial von Schiller in seiner Unterscheidung der naiven und sentimentalischen Dichtung begonnen, könnte methodisch fortgeführt und die ganze poetische Literatur schließlich unter den verschiedenen Gesichtspunkten nach Gruppen geordnet werden. Es leuchtet ein, daß eine solche Aufgabe heute kaum lösbar ist. Wohl aber kann versucht werden, den Zusammenhang klarzulegen, in welchem dichterische Werke entstehen, das Problem von der Auseinandersetzung des Dichters mit seiner Umwelt zu beleuchten und zu klären und dadurch einmal eine wertvolle Bereicherung unserer psychologischen Erkenntnisse zu bieten, zum anderen

den Grund zu legen für das wissenschaftliche Studium der poetischen Literatur und ihrer Geschichte, in deren Mittelpunkt die Phantasie des Dichters und ihr Verhältnis zu dem Stoff der erlebten Wirklichkeit steht.

Das sind, kurz entwickelt, die Leitgedanken eines der hervorragendsten Bücher, die in neuester Zeit auf dem Büchermarkt erschienen sind: W. Diltheys „Erlebnis und Dichtung" (B. G. Teubner, Leipzig und Berlin).

* * *

Jede Persönlichkeit ist das Produkt ihrer individuellen Veranlagung und der Zeit, in der sie lebt. Anders kann sie nicht verstanden und beurteilt werden. Besonders der Dichter nicht. So stellt der Verfasser vier Dichter zusammen, die in nicht zu großen Abständen von einander wirkten, um an ihren mit tiefstem Eindringen in ihre Persönlichkeit und Eigentümlichkeit gezeichneten Lebensbildern zu zeigen, wie sie mit ihrem Ich in ihrer Zeit verankert waren, bezw. sich aus ihr entwickelten: Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. Zugleich aber erhalten wir in ihren Lebensbildern das Gesamtbild einer der bedeutendsten Perioden der deutschen Literatur.

Was die Bereicherung unserer psychologischen Erkenntnis betrifft, so treten zwei Züge hier mit evidenter Schärfe von vornherein hervor. Erstens: Daß der Dichter in einem weit höheren Grade von allen andern Klassen von Menschen abweicht als man anzunehmen geneigt ist, und wir uns einer philisterhaften Auffassung gegenüber, welche sich auf biedere Durchschnittsmenschen vom dichterischen Handwerk stützt, daran gewöhnen müssen, das innere Getriebe und die nach außen tretende Handlungsweise solcher dämonischen Naturen von ihrer Organisation aus und nicht von einem normalen Durchschnittsmaß aus aufzufassen (S. 157).

Zweitens: Daß der genial beanlagte Mensch immer in der Sphäre zweier Welten lebt: in der Welt seiner Ideale, die er in sich trägt und in der Welt der Realität, die ihm von außen entgegentritt, in der Welt dessen, was er seiner Anlage gemäß will, und dessen, was er nach den Erfordernissen einer rücksichtslos strengen Wirklichkeit soll. Auch der Durchschnittsmensch kennt diese beiden Welten. Aber er weiß sich mit ihrem Widerspruche so oder so abzufinden.

Nicht aber der geniale Mensch. Entweder siegt er mit Aufbietung seiner ganzen Lebenskraft. Die Dissonanzen und Konflikte des Lebens erscheinen dann als die notwendigen Durchgangspunkte des Individuums auf seiner Bahn zur Ruhe und Harmonie, die Welt der Realität wird überwunden, die Persönlichkeit, das „höchste Glück der Erdenkinder" bildet sich als einheitliche und feste Form des Daseins. Aus der Einsicht in die Täuschungen des Lebensdranges entsteht die Erkenntnis, daß nur stetiges, reines Wirken in bewußter Selbstbeschränkung und in der Hingabe an die Objektivitäten des Daseins die innere Freiheit der Seele herbeiführen könne. Dieser Optimismus der persönlichen gesunden Entwicklung hat trotz aller Härte und Grausamkeit

des Schicksals Lessings Lebensweg erleuchtet, nie aber hat er heiterer und lebenssicherer gestrahlt als in Goethes Leben. Tiefer, bewußter als irgend ein anderer Mensch, zugleich typisch und vorbildlich hat Goethe diese Entwicklung an sich erfahren und sich dadurch dem Ideale der vollen, wahren, allgemein gültigen Menschlichkeit angenähert (S. 190).

Oder aber das Entgegengesetzte tritt ein: Der geniale Mensch lehnt sich auf gegen die harten Mächte des Lebens, seine Seele vermag den Kompromiß zwischen Idealität und Realität nicht zu schließen, unbändig sucht der nicht gezügelte Wille die Schranken der Wirklichkeit zu durchbrechen, die Leidenschaft, die an sein Ziel ihr alles setzt, will sich behaupten, das Gefühl der Unzulänglichkeit wirkt vernichtend. Und in diese seelischen Notwendigkeiten greifen die Zufälle des Schicksals ein, die immer zur Hand sind, wo Lebensverhältnisse sich verwirren, und vollenden die Katastrophe. Die Masse und Brutalität, die immer das Übergewicht über die vornehmen und idealen Naturen hat, führt in jene Leiden, die in ihrer Schwere nur der geniale Mensch kennt. Je reiner eine Seele ist, desto zarter, verletzbarer ist sie auch (S. 341). So geht eine ideale Natur, ausgestattet mit höchster Empfänglichkeit für alle Werte des Daseins, im Widerstreit der Ideale mit der Welt zugrunde. Das war Hölderlins Schicksal. Indem die seelische Reizbarkeit in ihm mit der Ungunst seiner Verhältnisse zusammenstieß, ist er demselben tragischen Ausgang verfallen, wie nach ihm Nietzsche. Ähnlich erging es einer Reihe genialer Naturen, Lord Byron lebte an den Grenzen von Unbändigkeit und Wahnsinn, Leopardi war durch körperliche Mißgestalt mit der Natur selbst in Widerstreit, Schopenhauer war erblich belastet. Es ist überall das gemeinsame Schicksal derer, die mit einer beinahe pathologischen Reizbarkeit für die Harmonien wie für die Dissonanzen der Welt ausgestattet sind (S. 332).

Die Verschiedenheit zweier genialen Naturen wie Goethes und Hölderlins charakterisieren am treffendsten ihre beiden Romane: „Wilhelm Meister" und „Hyperion". Goethes Aufgabe in seinem Roman war die Geschichte eines sich zur Tätigkeit bildenden Menschen, Hölderlins Held war die heroische Natur, welche ins Ganze strebend sich schließlich doch in ihr eigenes Denken und Dichten zurückgeworfen findet (S. 327). Ein unvergänglicher Glanz von Lebensfreude liegt auf „Wilhelm Meister", eine „lange, kranke Trauer" umfängt „Hyperion". Die Liebe im „Wilhelm Meister" zeigt sich in gesunder, oft kräftig sinnlicher Gestalt; als in Hyperions Leben die Liebe tritt, da gibt sie ihm in Diotimas Hingebung wohl Momente einer Seligkeit, in denen das Leben gleichsam stille zu stehen scheint, — aber zu heilen vermag sie ihn nicht. Die alte Wahrheit, daß wir die Schönheit des Lebens nur in unseren Verhältnissen zu den Menschen haben und in jedem derselben doch insgeheim ein Trennendes ist, das nicht berührt werden darf, übt ihre tragische Macht auch auf Hyperion. Darin liegt die größte Gefahr störender

Einflüsse von außen, daß sie Mißverständnisse aufkommen lassen zwischen Menschen, die sich seelisch verwandt sind, denn ein geheimer, gefährlicher Trieb lebt in uns, „die Freude der Verwandtschaft zu töten". Zwischen Hyperion und seine Geliebte tritt die Einsamkeit derer, die sich nicht mehr auszusprechen vermögen, sie schweigen gegeneinander und fallen so einzeln hilflos dem Schicksal anheim (S. 337).

Gerade diese beiden Romane Goethes und Hölderlins zeigen charakteristisch den Zusammenhang zwischen Wirklichkeit und Dichtung, sie sind poetische Erlebnisse.

* * *

Streife ich nun noch in kurzen Zügen die einzelnen Aufsätze, so tritt uns im ersten Lessing als das einzige norddeutsche Genie entgegen, das in die Poesie mit norddeutscher Art zu empfinden mächtig eingriff bis auf Heinrich von Kleist, welcher hierin recht eigentlich sein Nachfolger war (S. 8). Als Poet begründete Lessing zuerst die Form unserer deutschen Poesie durch seine ästhetische Theorie, welche, bis Kants Kritik der Urteilskraft erschien, alle ästhetische, literarisch-kritische Betrachtung bestimmte und die Produktion selber in wichtigen Punkten leitete, so daß Macaulay ihn den ersten Kritiker Europas nennt. Aber sein Naturell, dem alles zur Handlung, zum Kampf, zum Tummelplatz heftiger Bewegung wird, wies ihn mit Naturnotwendigkeit auf die Bühne, diesen idealen Spiegel des bewegtesten Lebens. Als Dichter gab er unserer Literatur das nie wieder erreichte Vorbild eines echten Lustspiels in „Minna von Barnhelm" sowie das einer ergreifend bürgerlichen Tragödie in „Emilia Galotti" (S. 8ff., S. 21).

Aber Lessing war nicht nur Kritiker und Dichter, er griff durch seine religiöse Weltanschauung in die Tiefen der deutschen Volksseele. Als wissenschaftlicher Forscher zerstreute er mit verstandeshellem Willen den gelehrten, theologisch-pietistischen Dunstkreis, der auf dem geistigen Leben bannend lagerte, er befreite uns von einer engherzigen Bevormundung einmal des kahlen, platten Rationalismus, zum andern der überspannten Orthodoxie und gab damit dem deutschen Geiste einen selbständigen Anstoß von der größten Tragweite, unter dessen Macht wir noch heute stehen.

Die Zusammenschließung dieser Momente bestimmen Lessings geschichtliche Stellung. Mit dem großen König und dem jugendlich männlichen Kant wird er der unsterbliche Führer des modernen deutschen Geistes (S. 136).

In der zweiten Abhandlung erblicken wir Goethe in der Mitte seiner Gestalten. Dilthey sucht hier die seelischen Vorgänge klarzulegen, unter denen Goethes Werke entstanden. Während in anderen Dichtern wie in Schiller die Entstehung jedes Werkes ein in gewaltiger und bewußter Arbeit den ganzen Menschen bewegender Prozeß gewesen, drückten sich Goethe nach seinem eigenen Ausspruche gewisse große Motive so tief in die Seele, daß er sie vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt

und ganz allmählich einer reineren Form und entschiedeneren Darstellung entgegenreifen sah (S. 152).

In einer geistreichen Parallele mit Shakespeare werden dann die charakteristischen Merkmale des Schaffens beider Dichter hervorgehoben. Shakespeares Dramen sind der Spiegel des Lebens selber. Er nimmt die gesellschaftliche Welt um ihn her wie eine unabänderliche Naturordnung. Seine Dramen trösten uns nicht, aber sie belehren über das menschliche Dasein wie kein anderes Erzeugnis der europäischen Literatur. Etwas Objektives liegt somit in der Darstellung Shakespeares, etwas, das vorherrschend in der Welterfahrung lebt und alle Kräfte seines Geistes dem, was um ihn in Welt und Leben geschieht, entgegenstreckt. Darum entspricht die dichterische Art Shakespeares der empirischen Neigung des englischen Geistes, ebenso wie die von Dickens, Thackeray und Walter Scott, während entgegengesetzte Richtungen in der Poesie, wie sie besonders unter deutschem Einfluß Byron, Shelley, Coleridge vertraten, den englischen Geist niemals für sich gewannen (S. 173 ff.).

Shakespeare ganz entgegen wird Goethe von dem Leben im eigenen Innern, von den Zuständen des eigenen Gemüts, von der Welt der Ideen und Ideale in ihm bewegt und strebt sie auszusprechen. Immer wieder bleibt er in sich selber und was das Leben ihn lehrt, dient ihm im letzten Grunde lediglich dazu, sein Selbst zu erhöhen und zu vertiefen. Künstlerische Gebilde außer sich hinzustellen ist dem einen das höchste geistige Geschäft seines Lebens, dem anderen bleibt doch das Letzte, das eigene Leben, die eigene Persönlichkeit zum Kunstwerk zu formen (S. 177). So repräsentieren Goethe und Shakespeare einen allgemeinen, einen typischen Unterschied im Schaffen der Dichter.

* * *

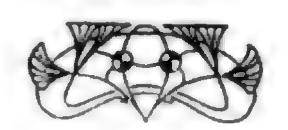
Novalis hat in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit vielfach auf sich gelenkt. Unter den verschiedenen Werken, die über ihn geschrieben, nenne ich als eins der vorzüglichsten: „Novalis der Romantiker" von Ernst Heilborn, der sich zugleich durch eine kritische Neu-Ausgabe seiner Schriften auf Grund seines handschriftlichen Nachlasses um den Dichter verdient gemacht (Georg Reimer, Berlin). Gerade so wie Heilborns Buch hat auch Diltheys Abhandlung über Novalis eine zwiefache Bedeutung: eine psychologisch-biographische und eine allgemein-literarische. In Bezug auf die erste wird Dilthey zum glänzenden Anwalt für den Dichter gegenüber denjenigen unter seinen Beurteilern, die seine Schöpfungen verworren und verschwommen nennen. Er zeigt, wie Novalis die Welt wie durch ein brechendes und absorbierends Medium erblickt und alle Dinge die Farbe seines Gemütes annehmen, wie uns aber gerade dadurch ein persönlicheres, vertraulicheres Verhältnis zu ihm möglich wird, denn jene großen, objektiven Dichter, die wie Homer, Shakespeare, Cervantes die Welt und Natur auffassen, wie sie

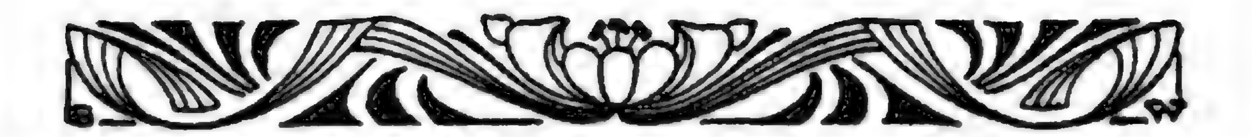
ist, an sich haben gleich den Königen keine Freunde (S. 201). Dilthey analysiert den wissenschaftlichen Ausdruck von Novalis' Weltansicht mit derselben Tiefe wie den dichterischen, er geht auf sein Verhältnis zum Christentum ein und auf seine christlichen Lieder, die ewig leben werden wie das Christentum. Novalis Roman „Heinrich von Ofterdingen“ aber erscheint ihm trotz seines fragmentarischen Zustandes als das Größte, was diese erste Generation der Romantik hervorgebracht hat. Damit ist der Verfasser bei dem zweiten Teile seiner Abhandlung angelangt, in dem er sich vom Einzelbilde des Dichters zu einer Würdigung der Geschichte der Romantik erhebt.

Über die psychische Entwicklung Friedrich Hölderlins habe ich bereits in dem allgemeinen Teile eingehend gesprochen. Der reine Idealismus Hölderlins, die Lauterkeit seines Wesens, das eigentümlich Seherische in ihm wird hervorgehoben. Dieser Adel seiner Seele rettete ihn in ein leises, still gefaßtes Resigniertsein in sich selber, als sich seine hilflose Natur immer tiefer in die Erfahrungen von dem gemischten und zweideutigen Charakter des menschlichen Daseins grub. Bis er einsam mit sich und seinen Idealen mehr und mehr das wehmütige Gefühl der exzentrischen, großen Begabung erfuhr, „anders zu sein als die braven und tüchtigen Menschen um ihn her, keinen Anteil zu haben an deren behaglichen Vergnügungen und dennoch alle diese Alltäglichkeiten zu entbehren“, bis alles dies seinem Leben einen tragischen Verlauf geben sollte und er still und ohne Aufsehen davon zu machen, sich aus der Welt schlich, „als ihr müdester, ärmster Gast“, — „und sie nahm wenig Notiz von seinem Verschwinden“ (S. 288, 390).

Unter den innerlichen und tiefen Aufsätzen ist dieser letzte über Hölderlin meines Erachtens nach der tiefste; er liest sich von Anfang bis zu Ende wie ein psychologisches Meisterwerk.

Ich habe mich bemüht, teils wörtlich, teils seinem Gedankengange entsprechend, den Verfasser vielfach selber sprechen zu lassen. Der Zweck dieses Essay ist nur der gewesen, einen flüchtigen Einblick in ein Werk zu schaffen, dessen literarische Bedeutung sich wohl andeuten, aber nicht erschöpfen läßt. Dies Buch ist seines Eindrucks sicher. Es lehrt nicht nur, es erhebt, denn nicht nur der Literat und Historiker spricht aus ihm; in dem kongenialen Verstehen der einzelnen Dichter, in dem intensiven Sichversenken in eine so komplizierte Eigenart wie Hölderlin, in dem feinen Nachspüren der verzweigtesten Seelenregungen genialen Geistes offenbart sich der Poet, ohne den im letzten Grunde ein rechter Literarhistoriker nicht gedacht werden kann.





Das Unterhaus des russischen Parlaments.

Von

George Cleinow.

Petersburg, 20. Mai 1906.

Im Hause, das eine liebesfrohe Fürstin vor hundertdreißig Jahren ihrem starkknochigen Günstling schenkte, hat sich heute vor zehn Tagen die zweite Kammer des ersten russischen Parlaments häuslich niedergelassen. Das Taurische Palais wurde in den 1780er Jahren im Auftrage Katharinas der Zweiten von Starow gebaut und dem ehemaligen Kürassierwachtmeister, späteren Fürsten Patjomkin-Tawritscheski zur Benutzung überwiesen. Das Lustschloß, von einem mächtigen Park mit lauschigen Gängen und fischreichen Teichen umgeben, liegt fast eine Meile östlich vom Denkmal Peters des Großen. Es diente den Festlichkeiten der kaiserlichen Günstlinge, die in ihrem Glanz jene des Hofes von Versailles überstrahlten. Damals aber, zu einer Zeit, da die Vorschriften Katharinas der Zweiten den Bauernstand zu Leibeigenen herabdrückten, wurde der Petersburger Straßenpöbel zu den Festlichkeiten im Palais geladen und Brot und Kleidungsstücke wurden unter die hungrige Menge verteilt. Heute schließt ein dichter Kreis von Kasernen mit stets mobilen Truppenkörpern darin den Zutritt zum Hause Patjomkins für den Pöbel, aber auf den Bänken im großen Saale sitzen die Nachkommen jener Bauern, auch heute nur halbfreie Sklaven, und schicken sich nun ihrerseits an, ein Fest zu rüsten, das allen Zuschauern — der gesamten Welt — noch manche Überraschungen bringen kann. — — —

Wenn man von der Spalernaja-Straße aus in den Sitzungssaal der Reichsduma strebt, muß man ein Gittertor durchschreiten, das streng bewacht ist von einem Dutzend Gendarmen und Polizeioffizieren. Während man das ungepflegte Halbrund des Vorplatzes durchmißt, bietet sich dem Auge ein Säulenportal mit weißem Kalkanstrich und darüber eine im Sonnenschein glänzende grüne Kuppel dar. Die Front des Gebäudes ist vielleicht hundert Schritt lang; sie setzt sich rechts und links fort in zwei Flügeln, die gegen die Straße hin vortreten. Vom Ankömmling aus links befinden sich die Wohnungen der Schloßangestellten, rechts die Räumlichkeiten für die militärische und polizeiliche Bewachung des neuen Reichshauses. In welchem Umfange der Sicherheitsdienst organisiert ist,

geht daraus hervor, daß allein die Gehälter für die Kanzleibeamten eine Jahresaufwendung von 43000 Rubel beanspruchen. Äußerlich wird die Schärfe der Bewachung auch erkennbar durch die große Zahl militärischer Posten, die mit aufgepflanztem Bajonett das Schloß umkreisen; außerdem zieht mittags um zwölf die Wache auf in Stärke einer kriegsmäßigen Kompagnie Garde-Infanterie mit fünf eingetretenen Offizieren.

Auf einem roten Läufer über wenige Stufen hinweg gelangt der Ankömmling in die Vorhalle. Buntbestickte und wohlgenährte Palaisdiener reißen ihm entweder höflich den Mantel vom Leibe oder sie ignorieren ihn voll Mißachtung. Für den einen oder andern Empfang ist die Höhe des am ersten Tage bezahlten Trinkgeldes maßgebend. Der Vorraum, wie auch zwei Gemächer rechts und links, dienen als Garderobe. Geradeaus gelangt man durch einen runden Lichthof in einen langen, schmalen Saal. An der dem Haupteingange gegenüberliegenden langen Wand sind Treppen und Fenster sichtbar, die zu den Emporen führen. Zwischen ihnen fällt ein großes goldumrahmtes Christusbild auf. Die beiden kurzen Seiten sind abgerundet und versorgen mit ihren zehn bis zwölf Fenstern den Raum mit Licht. Sechs mächtige Kristallkandelaber hängen von der Decke.

Mit uns betreten die ersten Abgeordneten den Raum. Ein moskowiter Bäuerlein in hochschäftigen Schmierstiefeln und nationaler Podjowka, mit bartumrahmtem Gesicht, das blonde Haupthaar unter einem Topf glatt geschnitten, steuert ohne Besinnen auf das geheiligte Bildnis zu. Er bekreuzigt sich langsam mit Inbrunst. Ein anderer fällt auf die Knie und berührt dreimal mit der Stirn das Parkett vor dem Bilde. Dann erst gehn sie, ihre Bekannten zu begrüßen oder zu den rot gepolsterten Bänken längs den Wänden; oder aber sie spazieren den langen Saal auf und ab. Vertreter der gebildeten Stände im schwarzen Überrock oder im modischen Sommeranzug; wieder andere im cremefarbenen Jakett aus Tscha-Tschu-Tscha-Seide. Kirgisen im grauen Kaftan und weißen Turban streben in geschlossener Gruppe ihrer beliebten Bank auf der linken Seite zu. Um einen hochgewachsenen Bauern in braunem Filzkaftan mit grünem Kuschak — ein Schal — bildet sich schnell eine Gruppe von zwanzig bis dreißig Bauern. Sie wird durchsetzt von neugierigen Journalisten mit hellhörigen Ohren und spitziger Feder. Es ist Grabowezki, der kleinrussische Agitator aus Kijew. An anderer Stelle stecken behäbige Männer die Köpfe zusammen, sich in ruhiger Weise Direktiven für den Verlauf der Sitzung gebend, Vertreter konservativer Anschauung, Großgrundbesitzer, moskausche Kaufleute und Bauern. An einer anderen Ecke geht es um so lebhafter zu. Dort stehen die polnischen Abgeordneten zusammen.

Sie gestikulieren und suchen einander zu überzeugen. Die bäuerlichen Mitglieder tragen ihre bunten Nationalkostüme. So ist ein Galizian aus dem Gouvernement Radom schneeweiß gekleidet, und Kragen und Ärmel sind mit rotem und blauem Besatz geziert; der schlankgewachsene Bauer aus Sjedlez steckt im grauen Kaftan mit schwarzen Schnüren über der Brust. Zu dieser Gruppe stößt auch die bekannte Erscheinung katholischer Dorfgeistlicher; dann auch sichtlich Aristokraten. Viele Abgeordnete gehen zu zweien und dreien auf und ab, plaudernd ihre Zigarette rauchend, auch scherzend oder eine Schönheit aus der Gesellschaft hofierend. Das ganze Bild sieht so friedlich und unpolitisch aus, daß eigentlich nur die Klänge einer Musik fehlen, um den Eindruck vollständig zu machen, man befinde sich in der Wandelhalle eines Weltbades und nicht in einer Versammlung, die Rußlands Geschicke für Menschenalter bestimmen soll. Die Anwesenheit vieler elegant gekleideter Damen aus der Petersburger Gesellschaft auf den Emporen oder auch unten im Saal, die Anwesenheit vieler Diplomaten und Journalisten aus aller Herren Länder mit ihrem typischen Aussehen, das Hin und Her von fünfzig verschiedenen Sprachen ist nicht angetan, den angedeuteten Eindruck zu beseitigen. Nur einzelne geschäftig hin- und hereilende Personen stören den Frieden des Gesamtbildes. Hier scheinen sie zu erklären, dort zu fragen, dort versammeln sich schnell fünf — sechs Abgeordnete um sie, um ebenso schnell auseinander zu gehen; dort verbreiten sie das Wort „Fraktionssitzung“, jetzt „Abstimmung“. Auf den ersten Blick sieht man es ihnen an, daß sie Vertreter der Intelligenz sind, kluge, scharfgeschnittene Gesichter mit energischem Ausdruck, mit Augengläsern, mit wallendem Haar zum Teil, hier der Typus des Stubengelehrten, dort jener des jüdischen Rechtsanwalts, dazwischen wohl auch einer mit dem Aussehn des Hofmannes. Diese flinken, unruhigen Geister sind die Führer der Kadetten. Sie werden bewegt und geleitet von dem großen Regisseur, dem Historiker Miljukow, der im Nebenraum scheinbar behaglich seinen Tee schlürft.

Plötzlich ertönt der schrille Ton vieler elektrischer Klingeln aus allen Enden des Hauses. Die eben noch ruhige Menge teilt sich in drei große Ströme. Zwei verschwinden rechts und links in je einen langen Saal mit grün überzogenen Tischen, an denen emsig geschrieben wird, dann wenden sie sich einander wieder zu und treten durch kleine Türen in den mächtigen Sitzungssaal des Parlaments. Ein dritter Strom klettert langsam und schwatzend die vier nebeneinander laufenden Treppen zu den Emporen hinauf. Dort nehmen Platz das Publikum, die Diplomaten und ein Teil der Journalisten.

Folgen wir zunächst in die Mittelloge der Emporen. Dort lassen sich gerade Diplomaten und militärische Bevollmächtigte nieder. Wir sind etwa zwölf Meter über dem niedrigsten Punkte des Raumes. Uns gerade gegenüber befindet sich vor einer Säulenreihe der aus Eichenholz errichtete Sitz des Präsidenten, mit seinen Sekretären, dem Rednerpult und darunter mit dem Tisch für die Stenographen. Dieser Teil des Saales könnte eine Kopie der Anordnung im deutschen Reichstage genannt werden. Hinter dem Präsidenten das überlebensgroße Bild Nikolaus II., des ersten konstitutionellen Herrschers in Rußland. Rechts und links vom Präsidententisch die Logen für die Minister auf der einen und für die Mitglieder des Reichsrats auf der anderen Seite, jede mit drei Reihen Sitzen hintereinander. Zu ebner Erde, unter diesen Abteilungen, die Pulte für die Stenographen der beiden russischen Telegraphen-Agenturen. Vom Präsidenten linkerhand, neben den Eingängen, eine Loge für 35 Vertreter der Presse, rechterhand die eigentliche Diplomatenloge. Durch die weißen Säulen, hinter dem Präsidententisch, haben wir Ausblick auf eine im Halbkreis zurücktretende Wand mit 7 mächtigen Fenstern und durch sie auf den Park und den Teich. In dem von der Wand umschlossenen Raum befindet sich die Kanzlei der Reichsduma, wie auch der Raum für den Hammelsprung.

Am Präsidententisch steht die breitschultrige Gestalt des ersten Präsidenten Sergej Andrejewitsch Muromtzow. Über dem schwarzen Überrock sieht das weiße Haupt mit den spärlichen Haaren und dem kurzen weißen Kinnbart fast ebenso blendend weiß aus, wie dasjenige des Grafen Ballestrem. Die grauen klugen Augen des Mannes werden geschärft durch eine goldene Brille. Was aber die Aufmerksamkeit an diese Persönlichkeit besonders fesselt, ist die unerschütterliche Ruhe, die sich von ihr wie Strahlen auszubreiten scheint. Jede Bewegung ist Gemessenheit, jedes Wort der weichklingenden, sonoren Stimme legt sich wie lindernder Balsam auf erregte Nerven. Unter ihm linkerhand sitzt der erste Sekretär der Duma, Fürst Dmitri Iwanowitsch Schachowskoj. Eine hagere Gestalt, das schmale, blasse Gesicht ist umrahmt von braunem, nicht sehr gepflegtem Vollbart, und über der hohen, kühnen Stirn setzt üppiger Haarwuchs an. Aus dem Gesicht heraus springt eine scharfgeschnittene Hakennase, die scheinbar mit ihrer feinen Wurzel die Augen des Fanatikers zurücktreten läßt.

Die Bänke des Reichsrats sind leer, wenigstens für gewöhnlich. Dasselbe Schicksal erfahren die Sitze der Minister. Nur einmal während der vergangenen zehn Tage ist Herr Goremykin mit seinem ganzen Stabe

erschienen. Zu den häufigsten Besuchern dieser Plätze gehören wohl Schtscheglowitow, der Justizminister, und Schwanebach, der Reichskontrolleur. Die Diplomatenloge wurde rücksichtslos erobert durch die große Zahl der Pressevertreter. Allein 78 Ausländer sind zur Dumaeröffnung erschienen; davon fallen auf die deutsche Presse ganze fünf!

Wir selbst wollen jetzt die Empore verlassen und uns hinter den Präsidenten stellen.

Vor uns weitet sich ein Amphitheater mit über 600 Sitzen. Durch fünf strahlenförmig am Fuß des Präsidententisches beginnende Gänge sind sie in einzelne Segmente geteilt. Die Pulte und Bänke, wie alles Holzwerk im Saale, sind aus hellem Eichenholz hergestellt, und die Pultdeckel mit mattblauem Tuch überzogen. Die Wände sind schneeweiß gehalten. Oben am Sims spendet eine lange Reihe elektrischer Kerzen, wie an der Rampe eines Bühnenraumes versteckt, Licht und fünf mächtige Kronleuchter aus Kristall hängen über den Häuptern der Väter des Volks.

Das Bild, das sich vor unsern Augen nun entrollt, ist ein sympathisches. Das Benehmen der Abgeordneten trägt jene vornehme Eleganz zur Schau, die uns so häufig beim Slaven begegnet. Der Bauer aus Moskau, der Pole, der Kleinrusse, sie alle scheinen sich seit 20 Jahren nur in der Gesellschaft von Fürsten bewegt zu haben. Kein Lümmeln und Räkeln, kein Rempeln, kein lautes Anstoßen, sondern Würde und geschmeidige Beweglichkeit, selbst bei recht korpulenten Herren.

Linkerhand hat sich das Gros der Kadetten*) gesetzt, oder wie sie sich selbst nennen — die Partei der Volksfreiheit. Der Maler oder Bildhauer, dem es an Charakterköpfen zur Darstellung von Gelehrtenversammlungen fehlt, der studiere eifrig in den Gesichtern, die auf dem linken Drittel des Amphitheaters im Taurischen Palais versammelt sind. Hinter den 70—80 Kadetten — eine Gruppe von 20 Polen. Durch die Kostüme der bäuerlichen Abgeordneten sieht sie recht bunt aus. Halbrechts vor den Polen ein Dutzend Fabrikarbeiter, — Sozialdemokraten, dann weiter links jüdische Abgeordnete. Die Mehrzahl der Plätze in der Mitte des Saales sind eingenommen von der Partei der demokratischen Reform, während rechts die Anschauungen des Verbandes vom 17. Oktober vorherrschen. Alle Parteien, mit Ausnahme der Kadetten, sind durchzogen von bäuerlichen Abgeordneten, Kosaken, Kirgisen, Tataren, Sozialdemokraten, Republikanern und Monarchisten. Eine reinliche Scheidung

*) Der Spitzname „Kadett“ wurde im Anschluß an die alte Bezeichnung Constitutionelle-Demokraten, kurz „K-D“, von den Sozialdemokraten zuerst ausgesprochen, nicht von den Polen, wie M. Harden behauptet.

zwischen den einzelnen Gruppen hat sich noch nicht nötig oder im Interesse der oppositionellen Mehrheit erwiesen. Das ist auch noch nicht zu erwarten, da bisher keine Einzelfragen im Hause besprochen worden sind, sondern nur Prinzipienfragen. An politischen Programmen sind in der Duma 26 vertreten, an nationalen Gruppen nach einer Version 9, nach der anderen 14.

Die einzige organisierte Partei ist von Anfang an die der Volksfreiheit. Erst am fünften Sitzungstage ist auch die Organisation einer sog. Arbeitspartei mit ungefähr 120 Köpfen gelungen. Die Partei der demokratischen Reform stellt einstweilen nur ein Gerippe dar, an das sich vielleicht, sagen wir — hoffentlich, die verständigeren Elemente anschließen können. Auf dem rechten Flügel sind nur die Überreste der Organisation des Oktoberverbandes vorhanden. Es war ein Unglück, daß er sich durch den intriguanten Gutschkow aus Moskau verleiten ließ, sich noch einmal dem Grafen Witte, dieser kreischenden Wetterfahne, anzuvertrauen. Wie sich die Gruppen miteinander oder gegen einander stellen werden, hängt noch von vielen Zufälligkeiten ab. Sie zu überschauen vermag einstweilen wohl niemand. Es sei nur auf den Umstand hingewiesen, daß die Mehrzahl der polnischen Abgeordneten, sowie die meisten aus den baltischen Provinzen und alle aus dem Kaukasus und aus Sibirien fehlen. Es fehlt also noch ein starkes radikales Element. Eine zweite Büchse von Zufälligkeiten liegt bei den Kadetten. Sie haben sich zu entscheiden, ob sie offen für die Monarchie oder für die Republik eintreten wollen. Eine dritte Gefahr schlummert bei den Ministern. Von ihnen wird die ungeheuer schwere Aufgabe verlangt, die Kadetten in das monarchistische Lager hinüberzuziehen.

* * *

Äußerlich haben wir uns die Duma angesehen. Wie sieht es nun im Innern der dort versammelten Abgeordneten aus?

Im Sitzungssaal haben sich dem Kenner der Stimmungen in der russischen Gesellschaft zwei große, sagen wir theoretische Richtungen offenbart — die monarchische und die republikanische. Die republikanische Richtung wird praktisch unterstützt durch die Sozialdemokraten aller Nationalitäten, durch die radikalen Sozialrevolutionäre, deren hauptsächlichste geistige Führer außerhalb des Hauses sind, und durch die radikalen Demokraten der Moskowiter, Ukrainer, Polen und Juden. Sie erfährt eine moralische Unterstützung durch die Nebelhaftigkeit des Programms der Kadetten. Augenscheinlich sind die Führer der Kadettenpartei sich heute noch nicht sicher, ob sie sich auf einen monarchisch gesinnten Bauern oder einen republikanischen stützen können. Sie sagen

zwar seit zwei Jahren, Rußland sei für das republikanische Regierungssystem noch nicht reif, aber gerade die bedeutendsten ihrer Redner haben niemals versäumt zu betonen, daß nach ihrer Meinung der Republik theoretisch vor der Monarchie der Vorzug zu geben sei. Das Bessere ist des Guten Feind. Wie können Leute mit diesen Ansichten, die behaupten, Rußland das Beste geben zu wollen, was an politischer Organisation möglich ist, befähigt sein, im praktischen politischen Kampf das monarchische Prinzip, also auch den Monarchen vor dem Ansturm der Republikaner zu schützen? Entweder belügen sie das Volk, indem sie ihm nicht das ihnen am besten scheinende geben, oder sie belügen den Monarchen, den sie gar nicht erhalten wollen, wenn sie auch so tun. Unsere Auffassung, daß sie einstweilen lediglich abwarten, um später aktiv für die Republik einzutreten oder passiv der Monarchie zu dienen, je nach Konstellation der Parteien in der Duma, hat große Berechtigung. Leider scheint sich die Wagschale in der Duma zugunsten der Republik zu neigen. Der sozialrevolutionären Intelligenz ist es gelungen, die erwähnte sogenannte Arbeitspartei zu gründen. Diese Partei steht vollständig auf republikanischem Boden und setzt sich aus allerhand politischen Gruppierungen zusammen. Alle Nationalitäten sind darin vertreten, vorwiegend Nichtmoskowiter, und alle sozialen Schichten. Diese Partei scheint mir numerisch die stärkste werden zu sollen, da zu erwarten steht, daß die größte Mehrzahl der lettischen, estnischen und kaukasischen Abgeordneten sich ihr anschließen wird. Sie muß den Ton angeben in der bevorstehenden Wahlrechtsfrage, wie auch in der Agrarreform. In der Wahlrechtsfrage ist eine Einigung mit der Krone möglich, da sie gegen die Einführung des allgemeinen Wahlrechts wenig einzuwenden hat; ganz ausgeschlossen ist aber eine Einigung in der Agrarfrage. Dieser Arbeitsgruppe ist selbst das Programm der Kadetten nicht radikal genug. Sie fordert Enteignung und Verstaatlichung des Bodens ohne Entschädigung der früheren Besitzer. Die Regierung dagegen und die Krone ist fest entschlossen, das Prinzip des Privatbesitzes aufrecht zu erhalten. Infolge der nebelhaften Auffassung des Programms der Partei der Volksfreiheit können wir nicht mit Bestimmtheit sagen, ob die Partei heute mit oder gegen die Arbeitsgruppe auftreten wird. Unsere Annahme aber ist, daß die Kadetten auf keinen Fall mit der Regierung gehen werden, auch haben sie sich so sehr an den Beifall der Masse gewöhnt, daß wir berechtigt sind zu fürchten, sie würden sich den praktischen Wünschen der bäuerlichen Mehrheit unterordnen. Was aber dann? Dann wird die Intelligenz dauernd das tun müssen, was ihr eine ungebildete Bauern- und Arbeiterbevölkerung vorschreibt.

Wenn die Kadetten also sich wirklich als Kulturträger erhalten wollen, dann dürfen sie heute nicht so sehr eine Scheidewand nach rechts und gegen die Regierung aufrecht erhalten, als vielmehr einen tiefen Graben ziehen, der sie von den staatszerstörenden Utopien der Sozialisten und offenen Republikaner trennt. Solange sie das nicht tun, müssen sie in den Augen jedes rechtlich denkenden Mannes als Förderer der republikanischen Wünsche erscheinen und werden dadurch untauglich zum Regieren.

Zahlenmäßig stellt sich die Macht der republikanischen Gruppe etwa folgendermaßen dar: hundertvierzig Mitglieder der Arbeitsgruppe, zehn Kaukasier, sieben Polen, fünfzehn Balten, vier Juden als überzeugte Republikaner und dazu siebzig bis achtzig Kadetten als theoretische Anhänger der Republik; im ganzen zweihundertvierzig bis zweihundertsechzig Abgeordnete, die gegen eine Umwandlung Rußlands in eine Republik nichts einzuwenden hätten. Die Gesamtzahl der Abgeordneten beträgt aber fünfhundertzehn. Unter den zweihundertvierzig bis -fünfzig Nichtrepublikanern sind eine ganze Anzahl, die völlig unzuverlässig sind, und die im entscheidenden Moment von einem der vorhandenen glänzenden Redner beliebig gestimmt werden können.

Die Gruppe, die heute aktiv im Parlament für die Erhaltung der Rechte des Monarchen kämpft, zählt nur ein Dutzend gebildeter Redner zu den ihren, die anderen fünfzig bis sechzig orthodoxe Moskowiter sind politisch unzurechnungsfähige Bauern. Wenn wir dagegen halten, daß die Mehrzahl der oppositionellen Abgeordneten bereits seit Jahren als Agitatoren, Volksredner und Publizisten tätig sind — der Rechtsanwälte und Professoren gar nicht zu gedenken —, dann bleibt es uns offenbar, daß die geringe monarchisch gesinnte Intelligenz in der Duma schon allein physisch der republikanischen unterliegen muß.

Ein Hoffnungsschimmer ist nur vorhanden durch die Anwesenheit der Partei der demokratischen Reform. In ihr sind eine ganze Anzahl von Gelehrten und Publizisten, die gegen die Unaufrichtigkeit der Kadetten auftreten. Diese Partei huldigt auch theoretisch der Monarchie, zählt sogar zu ihren Mitgliedern theoretische humane Anarchisten, die im Selbstherrscherprinzip keine Schädigung der Menschheit sehen. Hier sind slavjanophile Anklänge vorhanden, die jetzt zwar nur abgedämpft und leise tönen, die uns aber die mächtige Unterstimmung verraten, die im geistigen Leben des russischen Volkes zittert. Wer diese nationalen Anklänge zu mächtigen Akkorden zu entwickeln vermöchte, das wäre der Retter des heiligen Rußland und der Erbauer eines neuen Tempels für das monarchische Prinzip.

Selma Lagerlöf und die Saga.

Von

Arthur Bonus.

Zweites Stück.

In den „Königinnen von Kungahälla" heißt ein Stück: „Sigrid Storrada", das ist: die Stolze.

Die Quelle der Geschichte ist Snorri Sturlusons „Heimskringla", niedergeschrieben um 1225 n. Chr. Ich übersetze sie aus der Ausgabe von Finnur Jonsson, Kopenhagen 1893—1900, aus den Kapiteln 43f., 60f., 64, 88, 91ff., 97—112. Die Verse gebe ich diesmal nicht mit. Sie sind eigentlich überhaupt unübersetzbar, eine Art Arabeskenkunst in Worten, nicht Poesie in unserem Sinne.

Die Geschichte der stolzen Sigrid und des Königs Olaf Tryggvason.

Wie Harald der Grene um Sigrid warb.

Harald der Grene war König zu Westfold. Er hielt den Brautlauf mit Asta, Gudbrands Tochter.

Eines Sommers, als Harald der Grene ostwärts auf Heerung zog, um Beute zu machen, geschah es, daß er nach Schweden kam. Dort herrschte zu der Zeit König Olaf der Schwede, der war der Sohn König Erichs des Siegseligen und der Sigrid. Sigrid aber war dazumal Witwe und hatte viele große Güter zu eigen in Schweden. Als sie erfuhr, daß Harald der Grene, der ihr Pflegebruder gewesen war, nahe bei ans Land gekommen wäre, da sandte sie zu ihm und lud ihn zum Gelage. Er besann sich nicht lange, machte sich auf und zog mit einer großen Schar von Männern hin. Sie wurden herrlich empfangen, und er saß mit der Königin im Hochsitz, und sie tranken miteinander, so lange der Abend währte. Allen seinen Mannen wurde fleißig eingeschenkt.

Abends spät, als der König zur Ruhe ging, war sein Lager mit Fellen gezeltet und mit teuren Zeugen gedeckt. In dieser Herberge waren wenig Mannen. Als der König nun entkleidet war und unter den Decken lag, da kam die Königin herein, schenkte ihm selber ein und verlockte ihn, daß er immer mehr trank und war ausgelassen und guter Dinge, und der König wurde sehr trunken. Sie waren es beide gleicherweise. Da überfiel ihn der Schlaf. Darnach ging auch die Königin fort, um zu schlafen.

Sigrid war ein sehr kluges Weib, und oft sah sie die Zukunft voraus. Am Morgen darauf war wiederum großes Trinken. Und da geschah, was immer geschieht, wo Männer trunken worden sind; den Tag danach sind sie unlustig zum Trinken. Die Königin aber war lustig, und sie wechselten allerlei Reden. Da sagte sie, daß ihre Güter in Schweden ihr nicht geringer däuchten als sein ganzes Königtum in Norwegen.

Über diese Rede wurde der König verdrossen, und es freute ihn nichts mehr. Er rüstete sich zum Aufbruch und war ganz krank im Herzen, aber die Königin war guter Dinge, gab ihm große Gastgeschenke und geleitete ihn ein Stück Weges.

So zog nun Harald um den Herbst nach Norwegen zurück. Er blieb den Winter über zu Hause und war sehr verdrossen. Aber als es Sommer wurde, fuhr er wieder ostwärts mit seinen Leuten und hielt nach Schweden und sandte der Königin Sigrid Botschaft, daß er sie treffen wolle.

Sie ritt herab ihm entgegen, und da sprachen sie miteinander. Er lenkte alsbald die Rede darauf, ob Sigrid sich ihm zum Weibe geben wolle.

Sie sagte, das sei eine törichte Rede, sintemal er wohl beweibt sei und so wie es ihm zum Glücke wäre.

Harald sagte, Asta sei ein gutes und herrliches Weib — „aber so hochgeboren wie ich bin ist sie nicht“.

Sigrid sagte: „Es mag wahr sein, daß dein Geschlecht vornehmer ist als ihres. Ich möchte aber meinen, daß zwischen euch beiden allein euer beider Glück liegt.“

Wenige Worte tauschten sie mehr unter sich. Sie aber ritt von dannen.

Dem Könige Harald war das Herz noch schwerer als vorher; er machte sich auf, das Land hinauf zu reiten und die Königin Sigrid noch einmal zu treffen. Die Seinigen wollten es ihm wehren, aber er machte sich nichtsdestoweniger mit großem Gefolge auf und kam zum Hofe der Königin.

Denselben Abend kam noch ein anderer König, Vissavald, östlich aus Gardarike — das ist Rußland —, der um sie freien wollte. Die beiden Könige und alle ihre Leute wurden in einem Saal bewirtet, der war alt, und so alt wie der Saal war auch alles Gerät im Saal; an Trunk aber mangelte es nicht den Abend über, und er war so berauschend, daß alle betrunken wurden und Hauptwächter und Außenwächter schliefen. Da ließ um Mitternacht die Königin Sigrid sie überfallen, beides mit Feuer und mit der Schärfe des Schwertes. Da brannte der Saal und die Mannen, die darinnen waren, und wer zu entkommen gedachte, wurde erschlagen.

„So,“ sagte Sigrid, „wolle sie es den kleinen Königen verleiden, von fremden Landen aus hergefahren zu kommen und um sie zu freien.“ Seitdem wurde sie Sigrid in Storrada — das ist die Stolze — genannt.

Wie Olaf der Heilige geboren ward und Olaf Tryggvason Einwaltkönig wurde.

Als Harald ans Land gestiegen war, da war Hrani bei den Schiffen und dem Schiffsvolk geblieben. Als sie nun erfuhren, daß Harald des Lebens ledig war, fuhren sie eiligst von dannen nach Norwegen heim und verkündigten, was geschehen war. Hrani fuhr zu Asta und sagte ihr von den Ereignissen ihrer Fahrt, und weswillen Harald zu der Königin Sigrid gefahren war.

Als Asta das hörte, brach sie ungesäumt auf nach den Uplanden zu ihrem Vater, der nahm sie wohl auf. Beide waren voller Zorn über das, was in Schweden gebraut worden war und daß Harald sein Weib hatte verlassen wollen.

Asta, Gudbrands Tochter, gebar einen Knaben zur Sommerszeit; der wurde Olaf genannt, als er mit Wasser begossen wurde. Er wurde zuerst dort bei Gudbrand und bei seiner Mutter Asta aufgezogen.

Dies war der Olaf, der nachmals „der Heilige“ genannt wurde. Im selben Jahr, als Harald der Grene starb und Olaf der Heilige geboren ward, kam Olaf

Tryggvason ins Land Norwegen, erhob sich über Kleinkönige und Jarle und richtete die Alleinherrschaft Haralds des Schönhaarigen wieder auf.

Wie König Olaf Tryggvason um Sigrid warb.

Die Königin Sigrid die Stolze saß derweilen auf ihren Höfen in Schweden. Eines Winters aber fuhren Boten hin und her zwischen König Olaf und ihr. König Olaf freite um Sigrid, und diese Heirat dünkte sie angemessen. Das Wort wurde gefestet mit Eiden und Schwüren.

König Olaf sandte der Königin den großen Goldring, den er aus dem Tempeltor zu Hladir genommen hatte und der für ein großes Kleinod galt. Dazu ward eine Zusammenkunft für den kommenden Frühling in der Elf bei der Landesgrenze verabredet.

Als nun der Ring, den König Olaf der Königin Sigrid gesandt hatte, so hoch von allen gepriesen wurde, so waren da bei der Königin auch ihre Schmiede, zwei Brüder, die flüsterten leise unter sich, als sie den Ring in der Hand wogen. Da ließ die Königin sie vor sich rufen und frug, was sie über den Ring zu spotten hätten. Sie leugneten; aber die Königin sagte, sie wolle gewißlich wissen, was sie gefunden hätten. Da sagten sie, es sei Trug in dem Ringe. Sie ließ den Ring zerbrechen, und es fand sich, daß er inwendig kupfern war. Darob ergrimmte die Königin und sprach, daß Olaf sich in mehr als diesem einen Stücke trügerisch erweisen würde.

Diesen selben Winter zog König Olaf nach Ringariki hinauf, um das Volk in diesem Lande zu christen — das ist: zur Annahme des Christentums zu bewegen. Er traf dort Asta, Gudbrands Tochter. Sie hatte sich bald nach Haralds des Grenen Fall mit dem König von Ringariki vermählt, und ihr und Haralds Sohn Olaf war bei ihr. Als nun König Olaf Tryggvason dahin kam, so ließen sie, der König und Asta sein Weib und ihr Sohn Olaf, sich taufen, und Olaf Tryggvason schloß Gottesverwandtschaft mit Olaf Haralds Sohn, der nachmals der Heilige genannt ward; damals aber war er erst drei Winter alt.

Olaf Tryggvason zog wieder in die Wik hinaus. Und das war der dritte Winter seines Königtums über Norwegen.

Wie König Olaf Sigrid die Stolze zu Kungahälla traf und mit ihr sprach.

Früh im Lenz fuhr König Olaf ostwärts nach Konungahälla — das ist: Stein der Könige —, um dort mit der Königin Sigrid zusammenzutreffen. Und als sie sich trafen, sprachen sie über das, was im Winter beredet worden war über ihre Verbindung zur Winterszeit.

Alles ging gut seinen Weg. Da sagte König Olaf, Sigrid solle die Taufe und den rechten Glauben annehmen.

Sie sprach: „Mit nichten werde ich von dem Glauben lassen, den ich bis hierher gehalten habe und meine Vorväter vor mir. So werde ich dir auch nicht darein reden, wenn du den Gott erwählst, der dir gefällt.“

Da ergrimmte König Olaf sehr und fuhr auf und sprach: „Wie sollte denn ich deiner begehren? du Heidenhund“ und nahm den Handschuh und schlug ihn ihr ins Gesicht, den Handschuh, den er hielt.

Da stand sie auf; sie erhoben sich beide. Da sagte Sigrid: „Davon magst du leichtlich den Tod haben.“ Und damit trennten sie sich. Der König fuhr nordwärts in die Wik, aber die Königin ostwärts nach Schwedenland zurück.

Wie Odin den König Olaf besuchte.

König Olaf ging von da ab noch härter gegen das Heidentum vor als bisher. Viele vornehme Männer, von denen ihm gesagt wurde, daß sie mit Wahrsagung und Zauberei umgingen, lud er zu einem Gelage ein, und als sie sich wehrlos getrunken hatten, ließ er sie verbrennen. Einst aber aber auf einem Gelage abends spät trat ein alter Mann zu ihm, den Hut tief im Gesicht, einäugig. Der konnte von allen Landen Kunde geben. Der König fand großes Gefallen an ihm, fragte viel und ließ sich erzählen von den Königen und Geschichten der alten Zeit. Als sie lange in die Nacht hinein gesessen hatten, mahnte der Bischof, daß es Zeit sei, schlafen zu gehen. Der König tat so. Aber als er aus den Kleidern war und im Bette lag, setzte sich der Gast auf das Fußende des Bettes und erzählte weiter. Und sobald eine Geschichte zu Ende war, begehrte der König eine neue. Da sagte der Bischof zum König und sprach, es sei Zeit zu schlafen. Der König tat so. Kurz darauf erwachte er wieder. Er fragte sofort nach dem Gaste und hieß ihn zu sich rufen. Aber der war nirgends mehr zu finden.

Wie Orm der Lange gebaut ward.

Den zweiten Winter nach diesen Geschichten ließ König Olaf ein großes Schiff bauen. Das war größer als alle anderen Schiffe, die im Lande waren. Die Stapelplätze, auf denen es gebaut wurde, sind noch da, unterhalb der Hladeklippe, da kann sie ein jeder sehen.

Thorberg Skafhögg — das ist: Hobelschlag — hieß der Stevenschmied, aber es waren viele, die außer ihm am Schiffe arbeiteten, etliche hobelten es, etliche hatten es zuzuhauen, etliche die Balken herbei zu tragen. Alles und jedes war wohlbedacht, und das Schiff war beides, lang und breit, hoch im Bord und stark im Balkenwerk. Aber als sie bis zum Borde gekommen waren, da mußte Thorberg notwendig nach Hause reisen, und er verweilte sich dort sehr lange. Als er zurück kam, war das Schiff gebordet. Da machte sich der König alsbald auf, noch denselben Abend, und ging mit Thorberg hinunter, um das Schiff zu besehen, wie es geworden sei, und alle sagten, daß noch nie ein Langschiff sei gesehen worden so groß und so schön. Da kehrte der König heim.

Anderen Morgens früh machte er sich wieder auf zum Schiffe und Thorberg mit ihm. Da waren, die am Schiffe gearbeitet hatten, schon vorher gekommen; sie standen aber umher und keiner griff zu. Der König fragte, was sie schafften. Sie sagten, das Schiff sei verdorben; da müsse ein Mann vom Vordersteven bis zum Hochschiff entlang gegangen sein und von oben her in den Bord Scharten gehauen haben, eine neben der anderen.

Da trat der König hinzu und sah, daß sie wahr redeten. Und er tat einen Eid und schwur, der Mann sollte sterben, der aus Mißgunst das Schiff verdorben hätte, — „aber den will ich reich machen, der ihn mir sagen kann."

Da sagte Thorberg: „Ich werde dir den sagen können, König, der dies getan hat."

„Von keinem anderen erwarte ich eher," sagte der König, „daß er das Glück hat, das heraus zu bekommen."

„Ich werde es dir sagen, König," sagte er, „wer es getan hat, — ich habe es getan."

Da schwur der König: „So sollst du es wieder gut machen und so, daß es nicht minder herrlich aussieht, als es zuvor war; und daran soll dein Leben hangen."

Da ging Thorberg hinzu und hobelte den Bord entlang, daß alle Scharten verschwanden. Der König aber und alle, die bei ihm waren, sagten, daß das Schiff schöner wäre an dem Bord, den Thorberg zerschnitten hätte, als an dem andern. Und der König gebot ihm, dasselbe an dem anderen Bord zu tun, daß beide einander gleich würden, und großen Dank dazu zu haben.

Da wurde Thorberg Meister über den Schiffsbau, bis daß er vollendet war. Es war ein Drache nach dem Muster des Orm, den der König von Halogaland gebracht hatte; aber dieses neue Schiff war viel größer und in allen Stücken köstlicher. Und er nannte es Orm den Langen; jenes andere aber Orm den Kurzen. Auf Orm dem Langen waren vierunddreißig Ruderräume, je zu zwei Rudern; Haupt und Schwanz waren ganz vergoldet; so waren die Borde hoch, wie es Meerschiffen zukommt. Das ist das bestgebaute und köstlichste Schiff gewesen, das je in Norwegen hergestellt worden ist.

Wie die Königin Thyri um ihre Güter klagte.

Es begab sich um die Zeit, da diese Dinge geschahen, daß der Dänenkönig Svein Gabelbart um Sigrid die Stolze freite und sie zum Weibe gewann; da der Schwedenkönig Sigrids Sohn war, so entstand also Verwandtschaft zwischen den Königen. Es war aber Jarl Eirik, Hakons Sohn, von Norwegen vor Olaf Tryggvason nach Dänemark geflüchtet. Zwischen ihm und den beiden Königen war da gemeinsame Freundschaft.

Jarl Sigwald der Jomswikinger hatte zwischen dem Dänenkönig und Burislaf von Wendenland einen Vergleich gestiftet, in welchen dieses vorkam, daß der Dänenkönig seine Schwester Thyri an Burislaf vermählen solle. Thyri aber hatte sich dessen hart geweigert, einen heidnischen alten Mann zu nehmen. König Burislaf klagte das dem Jarl Sigwald und forderte heim, was ihm zugesagt war.

Jarl Sigwald säumte nicht und er redete so lange vor König Svein, bis der seine Schwester auslieferte. Einige Weiber folgten ihr und ihr Pflegevater, ein mächtiger Mann, und sonst etliche Leute. Es wurden aber in einem besonderen Vertrag zwischen König und Jarl, der Thyri große Güter in Wendenland zugesprochen. Thyri weinte und war zu Tode betrübt; und sehr widerwillig zog sie diesen Weg. König Burislaf aber hielt seinen Brautlauf mit ihr und gewann sie zum Weibe.

Da sie nun unter heidnischem Volke war, da wollte sie weder Speise noch Trank anrühren und fuhr sieben Nächte so fort. Darnach in einer Nacht lief sie mit ihrem Pflegevater davon. Sie liefen in mondfinsterer Nacht in den Wald. Davon ist kurz zu sagen, daß sie bis nach Dänemark kamen, dort aber wollte Thyri nimmermehr bleiben um deswillen, daß sie wußte, wenn ihr Bruder Svein, der Dänenkönig, davon hörte, würde er sie nach Wendenland zurückschicken. Da fuhren sie verhüllten Hauptes, bis daß sie nach Norwegen kamen. Thyri ließ nicht eher von der Fahrt, als bis sie zu König Olaf Tryggvason kamen. Der nahm sie wohl auf und ließ sie der Gastfreundschaft und aller Freundlichkeit genießen.

Thyri klagte dem König alle ihre Not und bat ihn ihr zu raten und zu helfen und ihr Frieden in seinem Reiche zu geben. Thyri war beredten Mundes, und ihre Worte gefielen dem Könige, und indem sah er, daß sie ein schönes Weib war. Da kam es ihm in den Sinn, daß sie sich wohl für ihn selbst zur Ehe schicke, und er wandte die Rede darauf und fragte sie, ob sie sein Weib werden wolle. Sie aber

gedachte, wie ihr Schicksal so geworden war, daß sie sich nicht zu raten wußte und abermal bedachte sie, wie glückhaft das Angebot aussah, einem so hohen Könige anzugehören und da bat sie ihn zu schalten und zu walten mit ihr und ihrem Schicksal. Der Brautlauf wurde zur Herbstzeit gehalten.

Aber darauf im Frühjahr begann die Königin Thyri vor König Olaf zu klagen und bitterlich darüber zu weinen, wie sie so große Güter besäße in Wendenland, hier aber arm sei und nicht wie es einer Königin gebühre. Sie bat den König oft mit glatten Worten, daß er ihr ihr Eigen schaffe. Sie sagte, daß König Burislaf ein so großer Freund König Olafs sei, daß er alles, was König Olaf nur fordern würde, sofort geben würde, sobald sie sich nur sähen. Als König Olafs Freunde dieser Rede gewahr wurden, rieten sie alle höchlichst ab von dieser Fahrt.

Eines Tages früh im Frühling, so erzählt man, begab es sich, daß der König die Straße entlang ging. Am Platze ging ein Mann ihm entgegen mit vielen für die Jahreszeit wunderbar großen Blumen der Engelwurzstaude.

Der König nahm eine mächtige Pflanze und ging zur Herberge der Königin Thyri. Sie saß im Zimmer und weinte, als der König herein kam.

Der König sagte: „Sieh hier diese große Blume, die ich dir schenke."

Sie schlug gegen seine Hand und sagte: „Größeres schenkte mir Harald Gormssohn, mein Vater, aber minder ängstlich war er, von Lande zu fahren und sein Eigen zu suchen, als du. Das bewährte er, als er nach Norwegen fuhr und den größten Teil dieses Landes ödete und alles sich zu Schuld und Schoß eignete. Du aber wagst nicht vor Dänemark vorbei zu fahren wegen König Svein, meinem Bruder."

König Olaf sprang auf, als sie dieses sagte und rief laut: „Nie werde ich erschrocken sein vor König Svein, deinem Bruder, und wo wir zusammen treffen, da wird er den kürzeren ziehen."

Wie König Olaf nach Wendenland fuhr.

König Olaf Tryggvason ließ ein großes Aufgebot ausgehen, beides an Schiffen und Mannen. Die allerauserwählteste Mannschaft aus allen herausgesichtet und geseiht, kam auf Orm den Langen, keiner über sechzig oder unter zwanzig Jahren, dagegen ausgesucht nach Kraft und Tapferkeit. Da kamen auch die Vornehmsten des Landes mit wohlbemannten Schiffen, nahe Verwandte des Königs — wie sein Schwager Erling Skjalgssohn und andere — sechzig Langschiffe. Sie segelten vor Dänemark entlang und in Einer Fahrt bis nach Wendenland.

König Burislaf empfing sie wohl und alle ihre Verhandlungen über die Güter der Königin Thyri liefen gut ab. Er blieb den Sommer über dort.

Wie Sigrid die Stolze ihre Rache begann.

Inzwischen hatte Sigrid die Stolze alles aufgeboten, um den Dänenkönig, ihren Gemahl, gegen König Olaf Tryggvason aufzuhetzen. Denn sie gedachte, wie er Eide und Schwüre zerrissen und sie ins Gesicht geschlagen hatte. Ihrem Gemahl aber stellte sie vor, welch eine Schande es für ihn sei, daß Olaf Tryggvason seine Schwester Thyri genommen habe, ohne ihn zu fragen und gegen seinen Willen. „Deine Vorväter würden solchen Schimpf nicht geduldet haben."

So sandte König Svein nach Schweden und ließ dem Könige, Sigrids der Stolzen Sohne, und Jarl Eirik sagen, der Norwegerkönig Olaf hätte vor nach Wenden-

land zu fahren, sie sollten mit Heeresmacht zu ihm kommen. Der Schwedenkönig und Jarl Eirik waren gar sehr bereit zu dieser Fahrt und zogen ein großes Kriegsheer zusammen. Sie kamen nach Dänemark gerade als Olaf Tryggvason auf seinem Hinzug vorübergesegelt war.

Ein ungeheures Heer sammelte sich da in Dänemark.

Wie der Jarl Sigwald den König Olaf betrog.

Inzwischen hatte König Svein den Jomswikingerjarl Sigwald nach Wendenland ausgeschickt. Er sollte versuchen, ob er den König Olaf ihnen entgegenführen und sein Heer trennen könne. Jarl Sigwalds Gemahlin, Burislafs Tochter, war eine große Freundin Olafs, mit dem sie auch verwandt war. Der Jarl selber war ein listiger, verschlagener Mann. Es gelang ihm, in das Vertrauen des Königs zu kommen. Er hielt ihn unter wechselnden Vorwänden in Wendenland hin, bis er Botschaft erhielt, daß das vereinigte Heer bereit sei und unter der Insel Svöld — der Greifswalder Oi — liege. König Olafs Leute waren wütend über den langen Aufenthalt trotz des günstigen Windes und der ruhigen See.

Wie König Olaf von Wendenland fuhr.

Da kam ein Gerücht nach Wendenland, daß der Dänenkönig Svein ein Heer draußen hätte und alsbald entstand dies Gemurmel, daß da ein Angriff vorbereitet werde.

Aber Jarl Sigwald sagte: „Das hat König Svein nicht vor, sich ganz allein mit dem Dänenheer zum Kampfe wider euch zu legen, so großes Heer als ihr habt. Aber wenn ihr aus irgend einem Grunde Unfrieden vermutet, so will ich euch mit meinem Gefolge begleiten. Und das hat noch immer für etwas gegolten, wenn Jomswikinger einen Häuptling begleiteten. Ich will Euch elf wohlbemannte Schiffe geben."

Der König nahm das an. Es war stilles, günstiges Wetter. Da ließ der König die Anker lösen und zum Aufbruch blasen. Die Mannen hißten die Segel und alsobald fuhren mit großer Schnelligkeit alle kleineren Schiffe ins offene Meer hinaus. Der Jarl aber segelte an das Königsschiff heran und rief hinüber und bat den König dicht hinter ihm zu segeln — „mir sind die Stellen kund", sagte er, „wo es am tiefsten ist im Inselsund und ihr werdet des bedürfen für die großen Schiffe."

Da segelte der Jarl mit seinem großen Schiffe voran — er hatte elf Schiffe — und der König mit seinen Großschiffen hinter ihm her und hatte auch elf Schiffe. Alles andere Heer segelte draußen auf dem hohen Meere.

Außen vor Svöld ruderte dem Jarl ein kleines Schiff entgegen. Das brachte ihm die Botschaft, daß das Heer des Dänenkönigs im Hafen vor ihnen liege, da ließ der Jarl die Segel fallen und sie ruderten hinein unter die Inseln.

Wie die Fürsten miteinander sprachen.

Unterdessen lagen da der Dänenkönig, der Schwedenkönig und Jarl Eirik mit ihrem ganzen Heer.

Es war schönes Wetter und heller Sonnenschein. Da waren die Fürsten auf den Holm hinaufgegangen und alle Häuptlinge und viel Gefolge mit ihnen. Sie sahen, daß draußen im Meere die Schiffe segelten eine ganze Menge zusammen. Darnach sahen sie ein einzelnes Schiff, das war groß und glänzend.

Da sprachen die beiden Könige: „Dies ist ein großes und sehr schönes Schiff, das wird Orm der Lange sein.“

Jarl Eirik antwortete und sprach: „Das ist mit nichten Orm der Lange.“

Eine kleine Weile danach sahen sie ein anderes Schiff segeln, das war noch viel größer als das vorige.

Da sprach König Svein der Däne: „Nun ist Olaf Tryggvason furchtsam geworden, er wagt nicht mit dem Schiffshaupt zu segeln.“

Jarl Eirik aber sprach: „Dies ist nicht das Königsschiff; ich kenne es wohl, das Schiff und das gestreifte Segel. Dies ist Erling Skjalgssohn. Laßt es fahren. Es ist uns besser, daß es uns entgeht, als daß es dabei sei. Denn es ist gar grimmig gerüstet.“

Über eine Weile sahen und erkannten sie Jarl Sigwalds Schiffe, und die wendeten den Weg zum Holm. Danach sahen sie drei Schiffe segeln, und eines unter ihnen war sehr groß.

Da rief König Svein: „Heißt die Männer zu den Schiffen gehen, sagt ihnen, Orm der Lange kommt.“

Jarl Eirik aber sprach: „Sie haben viele große und glänzende Schiffe außer Orm dem Langen, — warten wir noch.“

Da sagten viele Männer: „Jarl Eirik will sich nicht schlagen und will seinen Vater nicht rächen. Diese Schande ist so groß, daß man sie durch alle Lande spüren wird. Hier liegen wir mit großer Streitmacht, und König Olaf segelt an uns vorüber ins offene Meer.“

Da sie noch so sprachen untereinander, da sahen sie vier Schiffe kommen, und eines von ihnen war ein über die Maßen großer goldgeschmückter Drache.

Da stand König Svein auf und sagte: „Am heutigen Abend wird der Orm mich tragen auf dem Hochschiff und ich werde steuern.“

Da sagten viele, der Orm sei ein wundervolles großes und herrliches Schiff, und sehr ruhmvoll sei es, ein solches Schiff gebaut zu haben.

Da sprach Jarl Eirik, so daß es mehrere hörten: „Wenn auch wirklich König Olaf nur dieses einzige Schiff führte, so würde König Svein mit seiner ganzen Dänenschar es ihm nicht abgewinnen.“

Da drängte das Volk zu den Schiffen und warf die Zelte um.

Aber wie die Fürsten noch unter sich redeten, sahen sie drei ganz große Schiffe kommen und ein viertes dahinter allein, und das war Orm der Lange. Die großen Schiffe aber, die hinter Jarl Sigwald gesegelt waren, von denen sie meinten, es wäre der Orm, da war das vorderste der Kranich und das letzte Orm der Kurze.

Als sie aber Orm den Langen sahen, kannten ihn alle, und da sagte niemand etwas, sondern sie gingen zu den Schiffen und ordneten sich zum Kampfe.

Es hatten aber die Fürsten ausgemacht, daß jeder von ihnen ein Dritteil Norwegens haben sollte, wenn sie König Olaf Tryggvason niederwürfen. Den Orm aber sollte haben, wer ihn zuerst bestiegen, und dazu alles, was er auf ihm erbeutete, und jeder sollte die Schiffe haben, die er öden würde.

Jarl Eirik hatte ein sehr großes Kriegsschiff, das er im Wiking zu haben pflegte. Da war ein Bart auf jedem der beiden oberen Borde und niederwärts davon eine dicke Eisenplatte, so breit, als der Bord, die reichte von oben hinab in die See.

Wie König Olaf die Feinde sah.

Als Jarl Sigwald unter den Holm segelte, sahen das die vom Kranich und die anderen. Da rafften sie gleichfalls die Segel und ruderten hinter ihm und riefen ihn an und frugen, warum er so führe.

Der Jarl antwortete, er wolle König Olaf erwarten — „es sieht immer mehr so aus, als gäbe es Unfrieden für uns.“

Da ließen sie die Schiffe schwimmen, bis daß Orm der Kurze heran kam und die drei Schiffe, die ihm folgten, und sagten ihnen diese Botschaft. Da rafften auch die ihre Segel und ließen die Schiffe schwimmen und warteten auf König Olaf. Und als der König unten am Holme segelte, da ruderte auf einmal das ganze Feindesheer in den Sund hinaus vor sie hin.

Als sie das sahen, baten sie den König, seinen Weg zu segeln und nicht zum Kampfe mit einem so großen Heere anzulegen.

Der König antwortete laut und stand auf im Hochschiff: „Laßt die Segel fallen, meine Mannen sollen nicht an Flucht denken; noch bin ich niemals im Kampfe geflohen; rate nun Gott für mein Leben, fliehen werde ich nicht.“

Da tat man, wie der König sagte.

Wie König Olaf die Schiffe zusammenlegen ließ.

König Olaf ließ blasen und die Schiffe zusammenlegen. Da war das Königsschiff in der mittleren Schar und an seinem einen Bord Orm der Kurze, am andern der Kranich.

Als sie nun anfingen die Steven zu seilen, da banden sie Orm den Langen und Orm den Kurzen vorne zusammen. Aber der König rief laut, sie sollten das große Schiff mehr vorlegen. Es solle nicht das hinterste aller Schiffe im Heer sein.

Da antwortete Ulf der Rote: „Wenn der Orm so viel länger vorliegen soll, als er länger ist wie andere Schiffe, da wird das unfreundliche Arbeit auf dem Vorderdeck.“

Der König sagte: „Ich wußte nicht, daß ich einen Stevenmann hätte, der rot ist nicht nur von Bart, sondern auch vor Furcht.“

Ulf sagte: „Schütze du nicht früher das Hochschiff mit dem Rücken als ich den Steven.“

Der König nahm den Bogen auf, legte einen Pfeil auf den Strang und wandte ihn gegen Ulf.

Ulf sagte: „Schieße anderswo hin, König, dahin, wo es nötiger ist. — Für dich tue ich, was ich tue.“

Wie König Olaf seine Feinde wog.

König Olaf stand im Hochschiff auf dem Orm; er stand sehr hoch. Er hatte einen goldenen Schild und einen goldroten Helm; er war leicht kenntlich von anderen Männern, er trug einen kurzen roten Kapuzrock über der Brünne. König Olaf sah, daß die Massen vor ihm sich in Haufen ordneten und Heerzeichen vor den Fürsten aufgepflanzt wurden.

Da frug er: „Wer ist der Fürst vor der Schar, die uns gegenüber ist?“

Da ward ihm gesagt, daß König Svein Gabelbart mit dem Dänenheer dort halte.

Der König antwortete: „Vor denen sind wir nicht bange, kein Mut ist in den Dänen — aber welcher Fürst hält unter den Heerzeichen, die außen rechts davon sind?“ Da wurde ihm gesagt, daß dort der Schwedenkönig halte. König Olaf sagte: „Besser

täten die Schweden, daheim zu bleiben und an ihren Opferschalen zu lecken, als unter euren Waffen auf den Orm los zu gehen — aber was sind das für große Schiffe, die dort außen am Backbord der Dänen liegen?"

„Das ist," sagten sie, „Jarl Eirik Hakonssohn."

Da antwortete König Olaf: „Das mag ihn gelegen dünken, uns solcherweise zu treffen. Von dem Volk haben wir schärfere Schlacht zu erwarten; sie sind Nordmänner, wie wir sind."

Wie die Fürsten zum Kampf anlegten.

Da ruderten die Könige heran, König Svein legte sein Schiff gegen Orm den Langen vor, der Schwedenkönig ganz außen mit der Steven gegen König Olafs äußerstes Schiff, auf der anderen Seite Jarl Eirik. Da begann ein harter Kampf.

Die Vorderschiffsleute auf Orm dem Langen, Orm dem Kurzen und dem Kranich warfen Anker und Stevensicheln in König Sveins Schiffe und zogen sie an sich. Da lagen sie unter ihren Füßen, und sie warfen von oben auf sie herunter. Sie ödeten alle Schiffe, die sie zu halten bekamen. König Svein und die, welche außer ihm entkamen, flüchteten auf die anderen Schiffe und legten sich außer Schußweite. Und so fuhr dieses Heer, wie König Olaf vermutet hatte.

An ihre Stelle legte sich der Schwedenkönig. Sobald sie aber den Großschiffen nahe kamen, ging es ihnen wie den anderen. Sie verloren viel Volks und einen Teil ihrer Schiffe und mußten sich übel zugerichtet mit dem Rest zurückziehen.

Jarl Eirik aber blieb auf seiner Seite. Er legte Bord an Bord gegen das äußerste Schiff König Olafs und ödete es. Alsbald hieb er es aus den Seilen und legte an das nächste Schiff und kämpfte, bis auch das geödet war. Da hub das Volk an, sich von den kleinen auf die großen Schiffe zusammen zu drängen. Der Jarl hieb jedes aus den Seilen, so wie es geödet war. Die Dänen und Schweden unterdessen legten sich in Schußweite rings um die Schiffe König Olafs. Nur Jarl Eirik lag immer Bord an Bord mit den Schiffen und hatte Schwertkampf, und so wie die Männer auf seinen Schiffen fielen, so kamen andere an ihre Stelle: Dänen und Schweden.

Da wurde der Kampf immer härter, und Ungezählte fielen. Und es schloß so, daß alle Schiffe König Olafs geödet wurden außer Orm dem Langen. Auf den war nun alles hinaufgekommen, was noch kampffähig war. Da legte Jarl Eirik seinen Bord an den Orm und begann den Schwertkampf.

Wie Orm der Lange beschossen ward.

Jarl Eirik stand im Vorderschiff, von einer Schildburg umgeben. Da erhub sich beides, Haukampf und Speerschuß, und man warf mit allem, was nur zum Wurf taugte, so Bogenschuß als Handschuß. Man konnte auf dem Orm kaum noch den Schild vor sich bringen, so dicht flogen die Speere und die Pfeile; denn von allen Seiten her legten die Heerschiffe gegen den Orm.

König Olafs Mannen wurden davon wie rasend; sie liefen den Bord in die Höhe, um die Feinde mit den Schwertern zu erreichen. Aber die wünschten sich den Haukampf weniger, deshalb hatten sie sich nicht überall dicht an den Orm gelegt. So gingen die Olafsmannen über den Bord, als schlügen sie sich auf ebenem Felde und sanken unter mit ihren Waffen.

Wie König Olafs Bogen brach.

Einar Thambarskelfer stand auf dem Orm hinten im Schmalraum. Er war der kräftigste und schnellste Bogenschütz. Einar schoß auf Jarl Eirik, und der Pfeil schlug in den Steuernacken, oben über dem Haupt des Jarls und drang bis zum Schaftband ein.

Der Jarl sah hin und fragte, wer das sei, der dort schieße, aber im selben Augenblick kam ein anderer Pfeil, so nahe, daß er ihm zwischen Seite und Arm hindurchflog hinten in den Hauptstuhl und hindurch, so daß die Spitze weit herausstand.

Da sagte der Jarl zu dem Manne, den einige Finn nennen, aber andere sagen, er wäre eine Finne gewesen — er war der sicherste Bogenschütze —: „Schieße du den Mann da, den großen, im Schmalraum."

Finn schoß, und der Pfeil traf mitten auf den Bogen Einars in dem Augenblick, als Einar ihn zum dritten Male spannte. Da brach der Bogen in zwei Stücke.

König Olaf fragte: „Was brach dort so laut?"

Einar antwortete: „Norwegen aus deiner Hand, König."

„So groß wird der Bruch nicht geworden sein," sagte der König, „nimm meinen Bogen und schieße weiter" — und warf ihm den Bogen zu.

Einar nahm ihn und spannte ihn. Da ging der Bogen vor die Spitze des Pfeiles.

Er sagte: „Allzu schwach, allzu schwach der Bogen des Allgewaltigen!" — warf ihn hinter sich, nahm Schild und Schwert und schlug sich.

Wie König Olaf neue Schwerter gab.

König Olaf stand im Hochschiff auf dem Orm. Er schoß ohne Aufhören den ganzen Tag, bald mit den Bogen, bald mit Handspießen, immer zwei auf einmal. Er sah vorne auf das Schiff hin und sah seine Mannen das Schwert schwingen und schnell zuschlagen, aber die Schwerter bissen schlecht.

Da rief er: „Was schwingt ihr die Schwerter so müde, daß sie nicht beißen wollen?"

Ein Mann sagte: „Unsere Schwerter sind mürbe und schartig."

Da ging der König in den Vorderraum hinab und schloß die Hochsitztruhe auf, da nahm er viele scharfe Schwerter heraus und gab sie den Mannen; als er aber die rechte Hand in die Truhe senkte, da sahen die Mannen, daß Blut hervorrann unter den Brünnenstäben; keiner wußte, wo er verwundet war.

Wie Orm der Lange erstiegen ward.

Am härtesten und blutigsten ging es im Stevenraum zu; da war sowohl das Volk am ausgewähltesten als der Bord am höchsten. Aber als es im Mittelschiff sich lichtete und wenig mehr um den Mastbaum aufrecht stand, da beschloß Jarl Eirik den Aufstieg und erkletterte Orm mit fünfzehn Mann.

Hyrning, ein Gesippe König Olafs, kam ihm entgegen. Da hub der härteste Kampf an, und er schloß damit, daß der Jarl auf sein Schiff zurücksprang, die Mannen aber, welche ihm gefolgt waren, zum Teil fielen, zum Teil schwer verwundet wurden.

Da erhub sich von neuem der allerhärteste Kampf, und da fielen sie in Mengen auf dem Orm; als aber ihre Reihen zu dünn wurden zur Verteidigung, da beschloß Jarl Eirik zum anderen Male den Aufstieg auf den Orm. Sie fanden abermals eine böse Aufnahme. Zumal die Stevenleute auf dem Orm, als sie es merkten,

gingen auf das Schiff zurück und wandten sich gegen den Jarl, sie bewirteten ihn übel. Weil aber so viel Volk auf dem Orm gefallen war, daß die Borde weithin leer waren, so begannen die Jarlsmannen in breiter Linie aufzusteigen. Da drängte alles, was noch auf dem Orm aufrecht stand, dahin zurück, wo der König war.

Wie Orm der Lange geödet ward.

Kolbjörn der Königsprecher ging auf das Hochschiff zum König. Sie hatten beinahe gleiche Kleidung und Waffen. Auch Kolbjörn war groß und schön vor anderen. Da hub abermal im Vorraum ein scharfer Kampf an. Es waren aber von den Leuten des Jarls so viele auf den Orm gekommen, als irgend Platz hatten, seine Schiffe aber legten von allen Seiten außen an den Orm an. Da war der Mannschaft zu wenig gegen ein so großes Heer. Und ob sie wohl beides stark und freudig waren, so fielen nun doch die meisten in kurzer Stunde. König Olaf selbst aber und mit ihm zusammen Kolbjörn sprangen beide über Bord, jeder an einer Seite. Die Jarlsmannen hatten außen Kleinschuten angelegt und erschlugen alle, die in die Tiefe sprangen, und da als der König selbst hinunter gesprungen war, wollten sie ihn gefangen nehmen und vor den Jarl Eirik führen; König Olaf aber schwang über sich den Schild und stürzte in die Tiefe; Kolbjörn der Königsprecher warf unter sich den Schild, um sich gegen die Speere zu schützen, die von den Schiffen unten heraufgeschleudert wurden, und deshalb fiel er so auf die See, daß der Schild unter ihm kam und er nicht so schnell in die Tiefe sank. Da wurde er gefangen und auf eine Schute hinauf gezogen, und sie dachten nicht anders, als daß dies der König wäre. Da wurde er vor den Jarl geleitet, aber als der Jarl das gewahr wurde, daß es Kolbjörn und nicht König Olaf sei, gab er ihm Frieden.

In diesem Augenblick sprangen alle über Bord vom Orm, die von König Olafs Mannen noch am Leben waren.

Inselsage.

Es ist vorher geschrieben worden, wie Jarl Sigwald den König Olaf begleitete. Der Jarl hatte zehn Schiffe, auf dem elften aber waren Mannen der Astrid seines Weibes, des Königs von Wendenland Tochter. Als nun König Olaf über Bord gesprungen war, da schrie das ganze Heer Siegesschrei, und schlugen mit den Rudern in die See, der Jarl und seine Mannen, und ruderten zum Kampf.

Aber die Wendenschnecke, auf der Astrids Mannen waren, ruderte fort und zurück nach Wendenland, und das war alsbald vieler Mannen Rede, König Olaf würde die Brünne in der Tiefe von sich geworfen haben und getaucht sein, außen unter den Langschiffen, und darauf zu der Wendenschnecke geschwommen sein, und die Mannen der Astrid hätten ihn ans Land geflüchtet. Und viele Sagen gehen davon und von den Fahrten König Olafs.

Aber wie das auch gewesen sein mag, so kam König Olaf Tryggvason nicht mehr zur Herrschaft in Norwegen.

* * *

Dies ist das alte Original, wie es in der Heimskringla des Snorri Sturluson aufgezeichnet ist. Man lese nun die Novelle in den „Königinnen von Kungahälla". Ich erinnere kurz an ihren Gang:

Sigrid Storrada fährt nach Kungahälla, um den König Olaf Tryggvason zu treffen. Sie ist die ungebeugte Heidin; sie wird die alten Götter wieder zu Ehren bringen. Und wie sie an der Küste entlang fährt, so kommen die Geister überall heraus aus dem Innern des Landes ans Meer, um sie zu grüßen.

Als Sigrid Storrada in den Fluß hinauf fährt, erdröhnt das Toben eines großen Wasserfalls; das ist die Stadt Kungahälla mit ihren Schmiedehämmern und Schiffswerften. Die Königin freut sich: über diese Stadt wird sie herrschen.

König Olaf läßt über ihren Reden und Scherzen die Tischgebete des Bischofs unbeachtet. Er findet, daß Sigrid recht tat, als sie zwei Unterkönige verbrannte, die um sie zu freien wagten.

Die heidnischen Geister werden kecker. In der Dunkelheit der Nacht wirft der Riese Felsblöcke gegen den Kirchturm.

König Olaf ist auf dem Wege zum Hafen, um die Königin auf ihrem Schiffe zu besuchen. Er achtet des nicht, daß zur Messe geläutet wird, er geht an der Kirche vorbei. Da sieht er eine junge zarte Frau mit einem blonden Kinde im Arm aus der Kirche kommen. Er kann das Auge nicht von ihr abwenden. Es ist offenbar eine Edelgeborene, die Unrecht erlitten hat. Er fragt sie von wem; sie sieht ihn „mit unsäglicher Betrübnis“ an; „weißt du es nicht?“ fragt sie. Er geht in Sinnen versunken weiter. So sieht er Sigrid die Stolze, aber er muß an die andere denken; und nun ist es ihm auf einmal, als wäre Sigrid nicht mehr schön, als sähe er alle die Grausamkeit, mit der ihre Art Schönheit gemischt ist, ja deren Verklärung sie ist. Er reizt sie, indem er sie zur Messe ladet, und er schlägt ihr den Handschuh ins Gesicht, als sie sich weigert. — „Dieser Schlag wird dein Fluch werden, Olaf Tryggvason.“

König Olaf träumt, daß er sich auf dem Meeresgrunde liegen sieht; das Meer rötet sich, erst etwas, dann dunkler. Er liegt zwischen Schiffstrümmern und Leichen. Die Madonna erscheint ihm, um ihn aufzurichten und in die Wolken und höher als die Sterne zu führen. Der König fühlt eine große Freude auf sich einströmen. „Als er aufwachte, fühlte er Tränen sein Antlitz benetzen, und er lag da, die Hände zum Gebet gefaltet.“

Diese Nacherzählung schafft zunächst eine Einheit des Bildes. Die Vorgeschichte ist in die Erzählungen der Königin zurückverlegt, die Nachgeschichte in den Traum des Königs. Die Einheit des Gedankens war im allgemeinen gegeben. Denn der Kampf König Olafs mit dem Heidentum ist auch bei Snorri die beherrschende Idee der Olafsgeschichte.

Selma Lagerlöf hat nun diese Idee näher auf eine Versuchung des Königs hinausgespielt. Von einer solchen Versuchung weiß auch die alte Geschichte. Odin selbst in Gestalt eines alten einäugigen Mannes mit tief über den Kopf gezogenem Hut erscheint dem Könige (vgl. oben S. 362). Die alte Sage seines Volkes tritt dem König versucherisch entgegen. Diese Idee ist viel ausgedichtet worden. Schon in der alten Zeit. Die Sage von Nornagest, dem Nornengast. Es ist eine tiefe und starke Idee. Sie hat etwas allgemein Menschliches: Das Versucherische der Vergangenheit, wie

sie gemünzt und gestaltet im Herzen des Volkes, im eigenen Herzen liegt; darunter haben gerade auch große starke Seelen gelitten; das sind die bösen guten Geister, die jeden verfolgen, der Neuland sucht und die jede entschlossene Reaktion sich dienstbar zu machen suchen wird. Sie haben das Recht, sie haben die Macht; wer sie verachtet, bringt sich um die beste Kraft, bringt sich um sein Recht, bringt sich um die Möglichkeit eines wirklichen Eingreifens, eines wirklichen Gestaltens, verurteilt sich zur Rede. Sie sind gute Geister; aber wen sie nicht führen, wen sie einschläfern, einsingen, den bringen sie erstrecht um sein Recht; sie sind auch die bösen Geister. Sie verwalten die Quelle aller Kraft; sie verwalten auch die Quelle aller Versuchung, aller Trägheit, aller Kraftlosigkeit.

Diese Odingestalt, die bei Snorri von der Sigridkatastrophe durch einige Kapitel voller Grausamkeiten des Königs gegen das Heidentum getrennt ist, hat nun die Lagerlöf um der Einheit des Bildes willen mit der Sigridfigur identifiziert. Die konnte nun freilich nicht zur Vertreterin der alten Überlieferung gemacht werden. Um sie indirekt dazu werden zu lassen, hat die Dichterin sie von allen alten Sagengestalten ihres und unseres Volkes begrüßen lassen. Die Riesen winken mit Laubbäumen, als sie vorüberfährt; der Bergriese zeigt seine Schätze, der Nöck spielt die Harfe, die Meerfrauen blasen die Muscheln, die Wassertrolle schieben und ziehen ihr Schiff, die Heidenleute überall opfern; die Seejungfer reicht ihr die Perle, die Schönheit verleiht und Liebeszauber webt. Die Kobolde fahren über: „tipp, tipp, wer mag das sein?“ und die Riesen kehren aus der Verbannung zurück. Und dazu nun muß diese Sigrid ihren Skalden das Lied von Sigurd und Brunhild singen lassen.

Das ist alles gut gemacht; mir will doch vorkommen, daß die Idee in ihrer Größe nicht mehr herauskommt; sie verschmilzt zu sehr mit den anderen von der stolzen Schönheit, die ein eigenmächtiger hochfahrender Sinn erzeugt, wie er das Ideal des Heidentums war und die dem Könige einfach als solche, als Frauenschönheit versucherisch wird.

Aber wie kommt es überhaupt, daß diese Schönheit diesen Olaf der Lagerlöf so anzieht? Den geschichtlichen Olaf, wie ihn Snorri Sturluson in der „Heimskringla“ zeichnet, das wäre kein Problem: Der geschichtliche Olaf ist von Haus aus Wikinger, sein Sinn ist dem der Storrada durchaus gleichartig. Beim geschichtlichen Olaf wäre das Problem das, wie er zur Madonna kommt; — wenn nicht feststünde, daß er von dieser Art Christentum überhaupt gar nichts gewußt hat und daß für ihn der neue Glaube einfach der stärkere war. Es wird ihm wesentlich die Überzeugung nahe gewesen sein, die sich in der Sage von Finn Sveinssohn ausspricht, welche die jüngere Olaf Tryggvasonsgeschichte erzählt (Kap. 201). Der hatte beim Jul das Gelübde getan, daß er „dem Könige dienen will, der der höchste ist und in allem den anderen über“. Nachher, als er sich taufen läßt, faßt er seine Erkenntnis so zusammen: „Das ist alles anders, als ich es früher hörte, daß keine Götter ebenso mächtig wären als Thor und Odin, nun aber ist mir aus deinen Worten über den Krist klar geworden, daß ein jeder ganz wie er wollte gegen

ihn handeln konnte, solange er hier in der Welt lebte, aber nach dem Tode wurde er so ruhmvoll, daß er in die Hölle heerfahrtete und den Thor band, den Häuptling der heidnischen Götter, und seitdem widerstand ihm nichts mehr; darum scheint mir, daß er der König sei, dem ich zu dienen gelobt habe, höher und erhabener, größer und stärker als alle anderen Könige . . ." Sehr tief kann man diese Erkenntnis nicht nennen, aber sie zeigt, wo hinaus der Weg geht. Nein, von der Schönheit der Milde und des Mitleids hat vom Antlitz dieser ersten Christen und Bekehrer kein Glanz geleuchtet. Dafür hatten sie auch kein Verständnis; Leben und Tod des neuen Häuptlings waren der Anstoß, die Höllenfahrt riß ihn heraus. Der „geschichtliche Jesus" war das, was überwunden werden mußte und die Sage erlöste von der Geschichte.

Nun kommen freilich auch andere Stimmen vor, Stimmen, die auf ein Sinnen und Denken weisen; der alte Njal in der Geschichte, die nach ihm genannt ist, geht einsam und murmelt vor sich hin in der Zeit vor seinem Übertritt; der Skalde Gisli träumt von dem guten Traumweib, das zur Milde mahnt. Und andererseits braucht ein Dichter, der die inneren Kräfte zur Darstellung bringen will, sich nicht an die Historie zu halten, die doch nur selten das geben kann, was die Tieferen im Volke bewegt haben mag. Nur eben, daß das eigentliche Problem ergriffen wurde. Aber ist dies in der Sigrid der Lagerlöf der Fall? Wird uns der Übergang einer Zeit voller Grausamkeit und Wildheit in eine Zeit weicher Gefühle irgend verständlich gemacht? Und wenn die Dichterin den geschichtlichen wirklichen Olaf nicht brauchen konnte, hat sie einen geschichtlich im ideellen Sinn des Wortes brauchbaren an seine Stelle gesetzt? ja auch nur einen geschichtlich möglichen? Ich möchte einmal die Stelle hersetzen, an der Snorri eine Art zusammenfassender Charakteristik seines Olaf gibt. Es heißt da (Kapitel 85):

„König Olaf war der allertrefflichste in aller Fertigkeit, die Männern ansteht; er war stärker und gewandter als irgend wer zu seiner Zeit, und davon gehen sehr viele Geschichten. So zum Beispiel, wie er das Smalsarhorn erstieg und seinen Schild an die äußerste Spitze des Felsens hing; und dann das andere, wie er einem seiner Hofleute half. Der war auf den Fels geklettert und konnte weder über noch unter sich weiter; der König ging zu ihm und trug ihn unter dem Arm von oben herab bis auf die ebene Erde. König Olaf ging die Ruder entlang außer Bord, wenn seine Mannen auf dem Orme ruderten. Er spielte mit drei Handschwertern, so daß eines immer in der Luft war und er es immer am Griff fing. Er schlug gleich gut mit beiden Händen und schoß mit zwei Speeren auf einmal. König Olaf war der allerfröhlichste Mann, er scherzte gern, er war freundlich und leutselig, in allen Stücken über das Maß hinaus, hochherzig in seiner Freigebigkeit, in seiner Tracht prachtliebend, an Tapferkeit im Kampfe allen Männern voraus, der allergrimmigste wenn er zornig war, sehr grausam gegen seine Feinde, einige verbrannte er im Feuer, andere ließ er von wütenden Hunden zerreißen, andere lähmen, andere von einem hohen Felsen werfen. Um aller dieser Dinge willen waren seine Freunde ihm sehr ergeben, seine Feinde voller

Schrecken vor ihm. Und das brachte ihn so gewaltig vorwärts, daß die einen seinen Willen aus Liebe und Freundschaft gerne, die anderen aber aus Furcht taten."

Ich glaube, daß wenn die Dichterin sich einen historisch vorstellbaren Charakter hätte konstruieren müssen, sie ihn für jene Übergangszeit nicht glänzender hätte erfinden können. So wenig zufällig, so notwendig berührt er.

Nun halte man dagegen den Lagerlöfschen Olaf: ein liebenswürdiger Mann, der für Schönheit recht empfänglich ist, und den deshalb eine schöne stolze Frau ziemlich schnell aus seinen Überzeugungen werfen kann, in dem aber das Freundliche seiner Natur ebenso leicht wieder hochkommt, wenn die Bilder anders begegnen: wie dieser Mann dazu kommt, einer Dame den Handschuh ins Gesicht zu schlagen, versteht man nicht; man sagt unwillkürlich: „O!"

Ich habe meiner Verehrung gegen die Dichterin genügend stark Ausdruck gegeben in meinem ersten Aufsatz, um mich davor bewahrt zu fühlen, daß man mir Übelwollen gegen sie zuschreibt. Mir liegt daran, die Grenzen ihrer Kunst aufzuzeigen und zum Verständnis zu bringen, weshalb sie so laufen.

Wenn man nämlich die Frage stellt, warum dieser Olaf so blaß und schemenhaft ausgefallen ist, da doch die Vorlage einen so viel kräftigeren bot, so wird man bald bemerken, daß es der Dichterin ganz und gar nicht auf den Charakter des Mannes ankam, auch nicht darauf, wie etwa in Wirklichkeit der Übergang von heidnischer zu christlicher Gesinnung sich vollzogen haben könnte, auch nicht darauf, wie das Christentum damals aussah, sondern einfach auf das, was für sie der Gegensatz der beiden Religionen ist. Da sie aber ihre Auffassung in der konkreten Form, in der sie sie hat, unmöglich in jene Zeit hineinsetzen kann, so hat sie den Unterschied ganz abstrakt genommen: eine harte grausame irdische, aber stolze, herrliche Schönheit und eine weiche zarte, klagende mitleiderweckende. Und der Mann, in dem das dargestellt werden soll, kommt als Eigener, als Individuum, als Charakter gar nicht in Betracht; er ist einfach der Ständer der Idee. Da die Idee im vorliegenden Falle fordert, daß er sich für die weiche Schönheit entscheiden soll, so erscheint er als weich und liebenswürdig. Sieht man genauer zu, so ist er weder dies noch das Gegenteil. Er ist als Person unerfüllt, unplastisch, nur der Schauplatz für die Figuren, in welchen die Dichterin ihre Idee verkörpert hat.

Ist einem nun aber der Blick für diese Schwäche aufgegangen, so wird man leicht entdecken können, daß sich hier nur eine Eigenheit der Dichterin offenbart, die durch alle ihre Dichtungen geht. Man hat die Psychologie der Dichterin gelobt; sie ist gerade ihre schwache Seite. Nicht daß sie sich nicht für psychologische Probleme interessierte, aber dann ist eben dieses psychologische Problem die Idee, und sie wird dargestellt wie sonst eine; die Personen, die sie tragen, sind darum, daß sie hier Träger eines psychologischen Problems sind, um keinen Strich runder gesehen als sonst; sie sind auf das Problem zugeschnitten und dann nach der Seite des Problems zu außerordentlich fein, aber außer dem, was sie von Idee wegen haben, leben sie kaum.

Ich betone diese Schwäche der Lagerlöfschen Geschichten deshalb so stark, nicht weil die Dichterin dadurch klein wird, sondern weil sie trotzdem groß bleibt. Dies ist mein Interesse an der Sache. Man tut heute so, als hinge die Kunst an irgend welchen womöglich wissenschaftlichen Richtigkeiten. Im besonderen die Erzählungskunst soll fast darin aufgehen, psychologische Entdeckungen zu bringen. Charaktere psychologisch richtig „durchzuführen"; und psychologische Fehler sollen Grundfehler sein. Und nun liegt mir daran, an einem sprechenden Beispiel zu zeigen, daß diese Voraussetzung falsch ist. Dichtungen wie die Herrenhofsage, Herrn Arnes Schatz, Vineta, ein entthronter König,*) überhaupt viele der kleineren Novellen, die einzelnen Stücke in Jerusalem, im Antichrist, um von Gösta Berling abzusehen, sind von hinreißender Schönheit, und sind doch fast alle sozusagen auf der Fläche gesehen statt in der vollen Rundung. Es ist eben nichts mit jener Voraussetzung. Ja vielleicht kann man geradezu in Frage stellen, ob der Mangel in der psychologischen Zeichnung in den Lagerlöfschen Geschichten sich heben ließe, ohne ihren eigentümlichen Reiz zu vernichten, so als wenn man einen Böcklin von Liebermann rektifizieren ließe. Es ist eine andere Kunst; psychologischer Realismus würde sie sprengen. Darum bleibt es aber dabei, daß nach dieser Seite die Schwäche dieser Kunst liegt, und daß die Dichterin ab und zu der Gefahr nicht entgangen ist, ihre Figuren zu Schemen werden zu lassen, und manchmal sogar zu predigen, statt zu erzählen. So in dem Stück: „Waldemar Atterdag brandschatzt Wisby" im neuesten Buch („Unsichtbare Bande").

Es ist nun aber eigentümlich, daß diese Fehler in den historischen und in den sagenhaften Geschichten, besonders der „Königinnen von Kungahälla" und der Legenden, am fühlbarsten sind. Ich glaube, weil sie sich hier mit einigen anderen Schwierigkeiten komplizieren.

Einmal: das Verhältnis der Dichtung zur Historie. Das ist ein langes Kapitel. Es kann hier nicht erörtert werden. Aber ein Gesichtspunkt daraus, der hier wichtig ist: Den Hauch des Altertums, die Vertiefung der Dinge in die Vergangenheit hinein, dies lebendig und stark empfinden und zum Bewußtsein bringen ist etwas ganz anderes als ein Stück Vergangenheit lebendig heraufbeschwören. Es ist etwas fast ganz Entgegengesetztes, ob man das Gefühl der Beziehung zur Gegenwart und der Ferne innerhalb dieses lebendigen Zusammenhanges hat, oder das Gefühl dafür, daß das einmal ebenso ausgesehen hat, wie selbst Gegenwart, hinter sich keine Tiefe mehr, vor sich und um sich nichts, dafür und darin es war. Es ist etwas Entgegengesetzes, ob ich die Fähigkeit habe, eine Ferne zu sehen und als Ferne zu empfinden mit allen Gefühlen des Trennenden und Verbindenden, der Luft, vielleicht der Sehnsucht, ja des Heimwehs, oder ob ich Geld, Zeit und Lust habe, um hinzureisen und es ohne das alles als Nähe und Gegenwart zu sehen.

*) Aus: „Unsichtbare Bande". Berlin 1905, Franz Wunder. 3 Mk., geb. 4 Mk Dieses neueste Bändchen ist in meinem vorigen Aufsatz nur aus Versehen unaufgeführt geblieben.

So steht es mit dem Stück von Olaf Tryggvason und der Sigrid.

Ganz ähnlich aber steht es mit dem Verhältnis zur Sage. Es ist dasselbe Element, das der Dichtung der Lagerlöf ihren besonderen Glanz verleiht, das Mysteriöse, Wunderbare, Sagenhafte und Altertümliche, das da, wo es allein herrschend werden will und wo man also eine Gipfelung alles Glanzes erwarten sollte, versagt.

Ich glaube einige literarische Analogien zu wissen, die vielleicht diese Entscheidung klärend beleuchten. Zu den poetisch stärksten Stellen des Faust gehören für mich die, an denen die alten Volkserinnerungen, Märchen und religiöse Klänge eingreifen, beim dies irae und im Kerker der Vers aus dem Machandelbaummärchen, und dagegen nun ist das Unerträglichste, das ich mich erinnere, von Goethe gelesen zu haben, sein „Märchen". Überhaupt diese ganze Literatur der „modernen Märchen"!

Woher der Grund für eine so auffällige Erscheinung? Sowie man die Sache fixiert hat, liegt die Erklärung recht nahe. Es ist ähnlich wie bei der Historie. Nur daß es sich um eine noch weitere, noch dunklere Ferne handelt. In solchen Stellen, wie denen des Faust, die ich anführte, vertieft das Märchen, das aus alter Zeit herklingt, die Szene ins Geheimnisvolle, die ehrwürdigen Schatten einer Urzeit legen sich hinter die Dinge und heben sie, und die alles in uns aufrührenden Erinnerungen der Kindheit werden wach und klingen mit fernen halbverhallenden Stimmen herüber. Das Gegenwartbild dehnt sich in Vordergründe und in unendliche Tiefen. In den modernen Märchen ist es umgekehrt. Die geheimnisvollen Dinge werden ins graue Tageslicht geschleppt; und sie erscheinen uns mehr in ihrer Unvollkommenheit als in ihrer Wunderbarkeit. Und alles gewinnt den fatalen Anstrich von Maskerade. Es fehlt die Distanze.

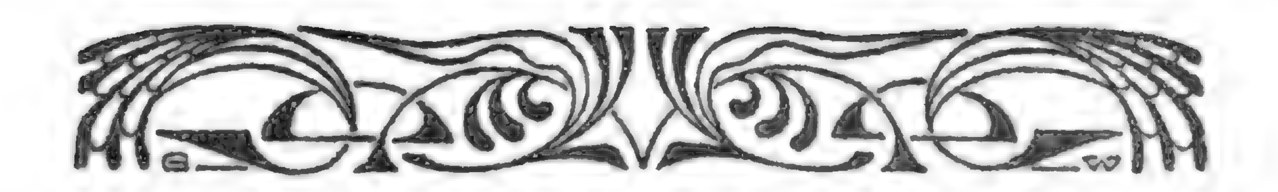
Aber wenn jemand, so ist es am ersten die Lagerlöf, die über die Töne verfügt, auch Märchen und Legenden zu schreiben.

Heimat.

Heimat, ferne Heimat, du, die ich verließ,
Liegst vor mir im Traume als ein Paradies.
Öffnest meiner Sehnsucht heimlich Tür und Tor,
Heimat, ferne Heimat, du, die ich verlor . . .

Heimat, ferne Heimat, dir, die ich verkannt,
Will ich Treue halten in dem fremden Land.
Aber meinen Kindern reife Korn und Wein,
Heimat, ferne Heimat, deiner Sonne Schein. —

Aus: Wilhelm Langewiesche, . . . und wollen des Sommers warten . . . (München, C. H. Beck. 1,80 Mk.).



Die Tagespresse als Informationsquelle in den Kriegen der Neuzeit.

Von

Rogalla v. Bieberstein.

Man wird sich erinnern, daß bald nach dem Kriege von 1866 verlautete, daß der Entschluß zur Schlacht von Königgrätz preußischerseits wesentlich durch die Nachricht der Times, daß die österreichische Armee auf dem rechten Elbufer bei Königgrätz stehe, bestimmt wurde, auf die der damalige Chef des Generalstabes der Armee des Prinzen Friedrich Carl, General Voigts-Rhetz, das große Hauptquartier aufmerksam gemacht habe. Die kühnen Rekognozierungsritte Majors von Unger und Hauptmann von Heisters hätten diese Nachricht bestätigt.

Schon Clausewitz hatte in seinem berühmten Werke: „Vom Kriege" ausgesprochen: „Die Nachrichten vom Feinde sind die Grundlage aller Ideen und Handlungen im Kriege," und Friedrich der Große schon seinerzeit in diesem Sinne geäußert: „Wenn man jederzeit des Feindes Dessins im voraus wüßte, so würde man demselben auch mit einer inferieuren Armee allemal überlegen sein." Selbstverständlich bildet vor allem die Kavallerie nach wie vor das Auge der Heere; allein sie vermag das, was sie selbst gesehen oder aus absolut zuverlässiger Quelle vernommen, durch die Mitteilungen der Tagespresse, deren sie sich in Feindesland in Gestalt von Zeitungen und Depeschen in den Telegraphenämtern und öffentlichen Lokalen sowie bei Behörden und Privatleuten zu bemächtigen hat, sowie durch von ihr auf der Post beschlagnahmte Briefe, wesentlich zu ergänzen. Namentlich gilt dies für das, was in operativer Hinsicht von Wichtigkeit ist. —

Schon im Frieden werden bei den Generalstäben und Kriegsministerien sowie anderen obersten Heeresbehörden die Nachrichten über die fremden Heere in der Presse ihrer Länder sorgfältig verfolgt. Oft setzt sich dabei das Wissenswerte, namentlich aber in Kriegszeiten, obgleich seitens der Presse eine gewisse Diskretion hinsichtlich der Mitteilungen über das eigene Heer beobachtet wird und durch die Gesetzgebung ihr zur Pflicht gemacht ist, aus einem Mosaik kleinerer Mitteilungen zusammen, die in

ihrer Gesamtheit, richtig zusammengestellt und gegeneinander abgewogen, wichtige Aufschlüsse zu geben vermögen. Jenes Mosaik kann unter anderem aus Nachrichten über die Mobilmachung und Instradierung einzelner Truppenteile, sowie über das Eintreffen solcher oder einzelner höherer Führer an bestimmten Punkten bestehen, ferner aus der Schilderung einzelner Kriegsakte unter Aufführung der an ihnen beteiligten Truppen, aus der Verlautbarung von Verproviantierungsmaßregeln, sowie von Befestigungsanlagen und derjenigen militärisch wichtiger Bauanlagen oder ihrer Zerstörung usw. Von allen dazu in der Lage befindlichen und berufenen Organen der Heere sind daher auch in Kriegszeiten die militärischen Nachrichten der Presse möglichst genau zu verfolgen und zu verwerten. Der eigenen Presse aber erwächst hieraus die gebieterische Pflicht, sich vor Ausbruch und während der Dauer eines Krieges hinsichtlich dieser Nachrichten von vornherein die größte Reserve aufzuerlegen, dagegen sich anderseits zu bemühen, möglichst viele und zuverlässige Nachrichten vom Gegner zu erhalten und mitzuteilen. Das Gleiche gilt für die heute sehr zahlreichen Telegraphenagenturen.

Zu den Mitteln für die Mitteilung von Nachrichten usw. im Kriege ist in neuester Zeit zum elektrischen Telegraphen dasjenige der drahtlosen Telegraphie hinzugekommen, und hinsichtlich seiner erscheint von Interesse, daß unlängst im englischen Oberhause die Aufmerksamkeit auf die Gefahren gelenkt wurde, denen ein Land durch die ungehinderte Verbreitung von Nachrichten während der einer Kriegserklärung unmittelbar voraus gehenden Stunden oder während der ersten Tage des Krieges ausgesetzt sei. Wenn der Fortschritt der Wissenschaft, wurde erklärt, es im vergangenen Jahre notwendig machte, Gesetze über die drahtlose Telegraphie zu geben, so sei es zu empfehlen, ähnliche gesetzliche Bestimmungen betreffend die Veröffentlichung von Nachrichten zu erlassen, und dieselben schon im Frieden zu erwägen, jedoch bis zum Bedarfsfall ruhen, allein unverzüglich in Kraft treten zu lassen, sobald ein Krieg bevorzustehen scheine.

Der frühere erste Lord der englischen Admiralität, Selborne, gab zu, daß dies Problem eins der schwierigsten und von größter Wichtigkeit sei, war jedoch der Ansicht, daß dasselbe ohne die Wirkung und Unterstützung der Presse nicht von der Regierung auf eigene Verantwortung gelöst zu werden vermöge. Er hob hervor, daß die patriotischsten Journalisten ohne im mindesten zu glauben ihrem Lande dadurch zu schaden, Nachrichten veröffentlichen könnten, die den ganzen Ausgang eines Feldzuges zu gefährden vermöchten, und gab der Überzeugung Ausdruck, daß, wenn die japanische Admiralität betreffs ihrer Seeoperationen, von denen der

gesamte Ausgang des Krieges eventuell abhing, befragt würde, sie ihre Erfolge wesentlich der erzielten Verhinderung von Nachrichten über ihre Schiffsbewegungen zuschreiben werde. Das Problem sei daher unter diesem Gesichtspunkt und angesichts dieser Lehren der Praxis hinsichtlich seiner Lösung zu erwägen.

Wenn seine Bedeutung im jüngsten ostasiatischen Kriege sich auch am evidentesten für die Seeoperationen erwies, so fiel doch auch die möglichst sorgfältige Geheimhaltung Alles dessen, was sich auf die Landoperationen der Japaner bezog, für diese höchst vorteilhaft ins Gewicht. Denn Kuropatkin war bei Mukden, ungeachtet der gewaltigen Kavalleriemasse, über die er verfügte, über die Verteilung der Streitkräfte seines Gegners, namentlich über die Armee Kawamuras, nicht orientiert, entsandte daher sehr starke Kräfte nach seinem linken Flügel, und entblößte dadurch, sowie auch infolge des gelungenen „Raids“ des japanischen Majors Nagamura im Rücken seiner Armee, seinen rechten Flügel, und zwar jenem Raid gegenüber durch die Entsendung eines starken Kavalleriekorps gegen dessen nur 150 Reiter zählende Truppe, und war infolgedessen für das Zurückweisen des umfassenden Angriffs der Armee Nogis auf jenem Flügel im entscheidenden Moment nicht stark genug.

Die Wichtigkeit der Unterdrückung militärisch wichtiger Nachrichten aber zeigt sich nicht nur unmittelbar vor oder nach Beginn eines Krieges, sondern auch während seines ganzen Verlaufes, und die Kriegsgeschichte ist reich an sie illustrierenden Beispielen, von denen eine Anzahl, namentlich der englischen Kriegsgeschichte und Presse entnommener, aus verschiedenen Kriegen der Neuzeit besonderes Interesse beansprucht. Ende September 1805 schrieb Nelson, der eben das Kommando der englischen Flotte bei Gibraltar übernommen hatte, an den Kommandanten dieser Festung, General Henry Fox, und ersuchte ihn, dem Herausgeber der „Gibraltar Gazette“ zu verbieten, die Stärke seiner Flotte und noch viel weniger die Namen und Stärke ihrer Schiffe anzugeben, und fügte hinzu: „Denn ich fürchte sehr, daß, wenn der Feind unsere Verstärkungen erfährt, er nie aus Cadix herauskommen wird.“ Es bedurfte in der Tat des wiederholten, gemessenen Befehls Napoleons und der Androhung der Kommandoenthebung Villeneuves, damit dieser, inzwischen auf andere Weise über die Verstärkung der englischen Flotte informiert, aus Cadix auslief. Während des Halbinselkrieges hatte Wellington begründetsten Anlaß, sich über die Art zu beklagen, in welcher englische Zeitungen zuverlässige Informationsquellen für Napoleon wurden, und er verfehlte nicht, schon 1809 das englische Ministerium auf die häufigen Mitteilungen

aufmerksam zu machen, die sich in den englischen Zeitungen über die Stellung, Stärke und Ziele der britischen Truppen in Spanien und Portugal, und über die Mittel und Wege, diese zu erreichen, vorfanden. Im Sommer des folgenden Jahres übersandte Wellington dem Ministerium die Übersetzung eines aufgefangenen Schreibens Berthiers an Masséna, das den englischen Zeitungen entnommene, wertvolle Informationen über die Stärke der verbündeten englisch-portugiesischen Armee enthielt. Bei Übersendung dieses Schreibens benutzte Wellington die Gelegenheit, auf das Schädliche derartiger Informationen hinzuweisen, und betonte, daß in letzter Zeit alle Zeitungen nicht nur über die Zahl seiner Truppen, sondern auch deren Stellungen Berichte enthielten. Er erkannte offenbar die Quelle, aus der die Zeitungen inspiriert wurden; denn er erließ in einem Generalbefehl eine diesbezügliche ernste Warnung an seine Offiziere, und gleichzeitig gab er seinem Erstaunen darüber Ausdruck, in den englischen Zeitungen genaue Berichte über die bei Cadix und der gegenüberliegenden Insel Léon zu errichtenden Befestigungen und Batterien mit der Zahl ihrer Geschütze, deren Kaliber, ihrer Entfernung von einander und von den feindlichen Werken, zu finden. Auch die Anzahl und die Verteilung der einzelnen Divisionen und Magazine der verbündeten Armeen gelangte zur Veröffentlichung, als sich diese einige Monate in ein und derselben Stellung befanden, eine Enthüllung, die den Erfolg ihrer Defensivoperationen empfindlich benachteiligte. Ein halbes Jahr später hatte der englische Höchstkommandierende Anlaß zur Wiederholung seiner Klagen und teilte dem Ministerium mit, daß Masséna alles erfahre, was Wellington gegen die Franzosen zu unternehmen beabsichtige, und jeden Zoll der britischen Positionen kenne, und General Foy ihm Abschriften sämtlicher Depeschen Wellingtons aus Paris überbracht habe. In Übereinstimmung damit schrieb Berthier an Masséna: „Wir sind im Besitz der vollständigsten Informationen über die Engländer und besserer wie die Ihrigen. Der Kaiser liest die englischen Zeitungen und eine große Anzahl der täglich von oppositioneller Seite geschriebenen Briefe, die Wellington kritisieren und im Detail von Ihren Operationen sprechen."

Als im folgenden Jahre die Nachrichten, welche Wellington von seinen Agenten in Salamanca erhielt, ausblieben, schrieb er dies dem Umstande zu, daß entweder die französische Polizei verschärfte Überwachung auszuüben veranlaßt wurde, oder daß seine Agenten ein Opfer ihrer Hingebung an seine Sache geworden seien. In beiden Fällen aber hielt er die englischen Zeitungen infolge ihrer Wiedergabe der Berichte der Agenten für verantwortlich.

Wellington hatte somit allen Anlaß, sich über die Indiskretionen der englischen Presse zu beklagen, und es ist von Interesse, seinem Verhalten dasjenige **Napoleons** gegenüber der Presse und dessen Anschauungen über dieselbe gegenüber zu stellen. Am 15. Februar 1800 erließ Napoleon ein Edikt, das den Zeitungen verbot, irgend etwas bezüglich der Bewegungen seiner Streitkräfte zu Lande oder zu Wasser zu veröffentlichen. Fast 8 Jahre später wies der Kaiser den Polizeiminister Fouché an, ein Zirkular zu erlassen, das diesen Befehl wiederholte und fügte hinzu: „Es ist sehr nachteilig, die Bewegungen meiner Truppen zur Kenntnis der der Fremden zu bringen". Infolge dieser peremtorischen Befehle finden sich keine schlagenden Beispiele der Verletzung der Diskretion hinsichtlich der Pläne Napoleons durch Veröffentlichungen der französischen Presse. Man muß sich daher mit den Andeutungen über die sorgfältige Überwachung begnügen, die der Kaiser über die Presse ausübte. Am 2. März 1813 schrieb Napoleon dem Staatssekretär, Herzog von Bassano, er solle den Fürsten des deutschen Bundes eine Warnung zugehen lassen, der zufolge sie die Erwähnung der Bewegungen der französischen Truppen in den Zeitungen ihrer Länder zu verhindern hätten. Die „Frankfurter Zeitung" unter anderen, bemerkte der Kaiser, zählt alle Durchmärsche auf, was von der größten Unzuträglichkeit ist. Napoleon beklagt sich mehr als einmal über die Leichtfertigkeit, mit der die französischen Zeitungen redigiert würden, und über ihre Ruhmredigkeit, die darauf abziele, die Anzahl seiner Streitkräfte zu verkleinern, und bemerkt: „Ist es im jetzigen Moment etwa angezeigt auszusprechen, daß meine Armee nicht stark sei? Ihr müßt in Paris den Kopf verloren haben, um so etwas zu erklären, während ich selbst überall behaupte, daß ich über 300000 Mann verfüge, und während der Feind dies glaubt, und es ihm bis zum Überdruß wiederholt werden muß. Ich habe ein Preßleitungsbureau errichtet, dies Bureau scheint aber diese Artikel nicht zu lesen, derart wird durch Federstriche aller Vorteil, den der Sieg bringt, vernichtet. Einer der ersten Grundsätze im Kriege ist die Stärkeangaben seiner Streitkräfte zu übertreiben, und nicht zu verkleinern." — Für den Nutzen, den Napoleon für seine Information aus den englischen und anderen Zeitungen zog, finden sich in seiner Korrespondenz manche direkte Anhalte. So schrieb er am 7. November 1810: „Die letzten Nachrichten, die wir von der Armee von Portugal haben, sind vom 16. Oktober, sie wurden uns durch die englischen Zeitungen bekannt, die berichteten, daß die beiden Armeen am 15. Oktober 5 Stunden von Lissabon einander gegenüberstanden." Am 7. Mai 1819 aber schrieb er dem Staatssekretär: „Ich sende Ihnen die Übersetzung der englischen

Zeitungen. Sie ersehen daraus, daß Wellington den Tajo am 18. April überschritt. Ich ersuche Sie, diese Depeschen kopieren zu lassen, und sie noch heute Abend den Herzögen von Istrien und von Ragusa und dem General Belliard zu übersenden. Somit scheint es, daß sich nur noch die Hälfte der englischen Armee auf der kastilischen Seite befindet."

Auch die neueren und neuesten Perioden der Kriegsgeschichte liefern Beispiele von dem Nutzen, den die Kriegführenden aus den Publikationen der in feindlichen oder neutralen Ländern erscheinenden Zeitungen zu ziehen vermochten. Der Entschluß, Sebastopol anzugreifen, wurde erst am 18. Juli 1854 gefaßt. Zwar existierte ein Entwurf für Verteidigungswerke dieses Hafens auf der Landseite. Allein nach 1853 hatte kein Fortschritt im Bau dieser Werke stattgefunden, und nur eine Bastion war vollendet. Als der Krieg zwischen Rußland und der Türkei ausbrach, war Fürst Menschikoff nicht für die Sicherheit Sebastopols besorgt und begnügte sich mit der Verstärkung seiner Hafenverteidigung durch Hinzufügung von Küstenbatterien. Als bald darauf der Krieg mit Frankreich und England drohte, störte den russischen Generalstab der Gedanke an einen ernsten Angriff auf Sebastopol von der Landseite nicht. Ein derartiges an sich gewagtes Unternehmen schien in Anbetracht der Entfernung Sebastopols von der englisch-französischen Basis um so weniger gefahrdrohend. Im Frühling 1854 jedoch, als Frankreich und England den Krieg erklärt hatten, und bereits Truppen in Gallipoli und Varna eintrafen, begannen sich Fachmänner in der europäischen Presse mit Sebastopol zu beschäftigen. Die in ihren Publikationen enthaltenen Informationen lenkten die Aufmerksamkeit des russischen Generalstabs auf sich und modifizierten seine früheren Anschauungen. Man hielt es nun für geraten, für alle Fälle vorbereitet zu sein, und der Bau von Landbefestigungen wurde begonnen. Der Effekt dieser Befestigungen auf die folgenden Operationen kam in schweren Opfern von Menschenleben und Geld zum Ausdruck.

Während des amerikanischen Sezessionskrieges erlangten die Generale der Nordstaaten genaue und wertvolle Informationen aus den Zeitungen der Konföderierten. Nach dem Fall Atlantas zwischen dem 20. und 22. September 1864 besuchte Jefferson Davis Palmetto und Macon und hielt dort Reden, in denen er konstatierte, daß bereits Maßregeln in Tenessee und Kentucky ergriffen seien, um Sherman vom Nachschub aus dem Norden abzuschneiden und daß dessen Truppen, mit einer Armee in der Front und im Rücken abgeschnitten, inmitten einer feindlichen Bevölkerung bald Not leiden müßten. Diese in der Presse der Südstaaten veröffentlichten und in der des Nordens reproduzierten Reden

gelangten bald zu Shermans Kenntnis, und dieser zog, General Grant zufolge, Nutzen aus der Information, die sie enthielten, und traf alle möglichen Vorkehrungen, um den nunmehr zu erwartenden Versuchen, seine Verbindungen zu unterbrechen, entgegen zu treten, und entschied sich für die Bewegungen gegen Milledgeville und Savannah. General Grant gab dazu seine Zustimmung, und derart begann Shermans berühmter Marsch durch Georgien an die See. Die in der Presse der Südstaaten erscheinenden Berichte über seine erfolgreichen Fortschritte setzten überdies General Grant in den Stand, ihm Vorräte bei seinem Eintreffen von der Küste zugehen zu lassen.

Auch der **Krieg von** 1870/71 liefert verschiedene schlagende Beispiele von durch die Zeitungen erlangten Informationen. Im Juli 1870 war Major Krause vom deutschen Generalstab in der Lage, aus den französischen Zeitungen die Zusammensetzung und strategische Verteilung sämtlicher französischer Armeekorps festzustellen. Zwischen dem 7. und 26. August, als die deutsche Kavallerie die Fühlung mit den französischen Truppen verloren hatte, die sich nach Wörth beim Rückzug zerstreut hatten, gelangten aus derselben Quelle wertvolle Informationen ins deutsche Hauptquartier. Am 17. August lieferte der französische Kriegsminister die Information, die nach London telegraphiert wurde und am 18. in den englischen Zeitungen erschien, daß Kaiser Napoleon in Châlons eingetroffen sei, wo bedeutende Streitkräfte sich organisierten. Die „Times" vom 18. und 20. August brachte die Nachricht von der Formation des 12. und 13. französischen Armeekorps und von der Stärke der Streitkräfte Mac Mahons bei Châlons und daß der Kaiser sich nach Reims begeben habe. Am 22. veröffentlichten die aus Paris inspierierten englischen Zeitungen die Tatsache, daß Châlons geräumt worden sei, und deuteten eine große Bewegung Mac Mahons, in der Absicht, Bazaine die Hand zu reichen, an. Am 24. fügten sie hinzu, daß Mac Mahon mit 190 000 Mann bei Reims stehe, und seine Vereinigung mit Bazaine zu bewerkstelligen suche. Französische Provinzialblätter brachten wenige Stunden später dieselbe Nachricht. Bis dahin hatten alle militärischen Erwägungen deutscherseits zu der Überzeugung geführt, daß die bei Châlons versammelten französischen Armeekorps zum Schutz der Hauptstadt bestimmt seien. Das erste Anzeichen vom Gegenteil, enthalten in einem aufgefangenen Brief eines höheren Offiziers der eingeschlossenen Rheinarmee, fand im deutschen Hauptquartier wenig Glauben. Beständig bestätigt, konnte es jedoch nicht ignoriert werden, und es wurde, in Anbetracht der besonderen Verhältnisse Frankreichs, denen zufolge politische Forderungen

die militärischen Erwägungen überwogen haben konnten, mehr und mehr für wahrscheinlich erkannt. Am 25. telegraphierte Moltke dem Kronprinzen, daß es nach eben eingetroffenen Nachrichten nicht unwahrscheinlich sei, daß Mac Mahon den Versuch, die in Metz eingeschlossene Armee zu entsetzen, beabsichtige, die Marschrichtung der deutschen Armee wurde infolgedessen eine nordwestliche und die Kavallerie angewiesen, die rechte Flanke gegen Vouziers zu sichern. Am 26. bestätigten französische Zeitungsartikel die früheren Nachrichten und fügten hinzu, daß Mac Mahon Reims verlassen habe, und auf Verdun marschiere. Am selben Tage stieß die deutsche Kavallerie bei Vouziers auf die Vortruppen des 7. französischen Korps. Die seit Wörth verlorene Fühlung war damit wieder gewonnen und die Tatsache, daß die Armee von Châlons auf Metz marschiere, bestätigt.

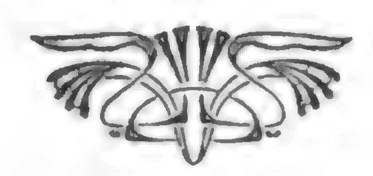
Der deutsche Generalstab verdankte somit den französischen Zeitungen direkt und indirekt Wichtiges, und zwar zunächst im Juli die Information über den strategischen Aufmarsch der französischen Armee, und ferner im August, in einer Periode, in der die Fühlung verloren gegangen war, die Kenntnis dreier Vorgänge, die von großem Einfluß auf die späteren Ereignisse waren: Mac Mahons Konzentration bei Châlons, sein Marsch nach Rheims und das ihm folgende Vorgehen nach der Maas. Eine Woche nach dem Befehl, der die Marschrichtung der deutschen Armeen veränderte, erfolgte die Kapitulation Napoleons bei Sedan. Ein wenn auch weniger wichtiges Beispiel der Information durch die Presse kann auf deutscher Seite erwähnt werden. Als General Faidherbe am 8. Dezember 1870 mit 30000 Mann der Nordarmee die Offensive ergriff, unternahm er seine Diversion über St. Quentin, da er aus den preußischen Zeitungen ersehen hatte, daß sich die erste deutsche Armee in der Normandie befand.

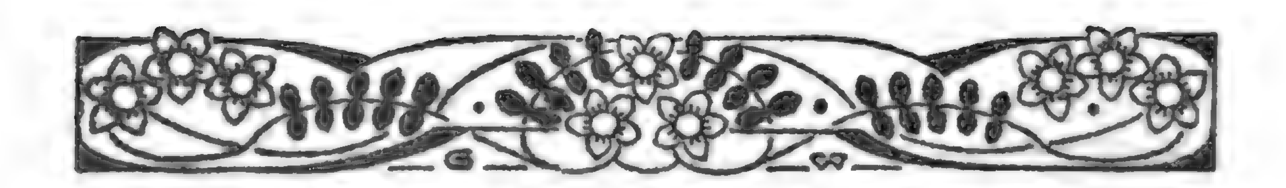
Als während des spanisch-amerikanischen Krieges die Cuba-Expedition im Mai 1898 bei Tampa konzentriert war, gefährdeten die Mitteilungen der amerikanischen Presse den Erfolg der Expedition ernstlich. Jede militärische Bewegung wurde in den amerikanischen Zeitungen wiedergegeben, und die Regierung Spaniens erhielt dadurch die vollständigste Information über die amerikanischen Kriegsvorbereitungen.

An weiteren Beispielen des Nutzens und Schadens, der in früheren Kriegen aus den Mitteilungen der Presse entstand, fehlt es nicht. In neuester Zeit aber sind diese Vorteile und Nachteile noch gestiegen, und zwar sowohl infolge der Vervielfältigung und beschleunigten Verwendung der Kommunikationsmittel wie auch durch den gesteigerten Unternehmungsgeist des heutigen Journalismus.

Die Geschichte des russisch-japanischen Krieges muß noch geschrieben werden; allein so viel schon heute bekannt ist, haben die Japaner die Aufgabe der Geheimhaltung der militärischen Nachrichten während desselben in der Vollkommenheit gelöst. Schon zu Beginn des Krieges wurde den Herausgebern der japanischen Zeitungen ausdrücklich verboten, Details über die Organisation, Mobilmachung und den Transport der japanischen Land- und Seestreitkräfte zu veröffentlichen, und ihnen eine Warnung erteilt, die auf die Fähigkeit der Presse hinwies, durch ihre Mitteilungen die Operationspläne zu gefährden, und Beispiele aus dem chinesisch-japanischen Kriege von 1894/95 angeführt. Zugleich erfolgte ein Appell an den Patriotismus der Presse, jede Nachricht zu unterdrücken, die, wenn auch das Publikum interessierend, dem Feinde von Nutzen sein oder ihm die geringste Andeutung über die Absichten und Bewegungen der Japaner geben könnte. Wie loyal die japanische Presse dieser Aufforderung nachkam, beweist das undurchdringliche Geheimnis, das die Bewegungen der Schiffe Admiral Togos und der Armeen Oyamas bis zuletzt umgab.

Es ist selbstverständlich nicht denkbar, daß die Strategie, selbst nur eines Teiles, eines großen Feldzuges, auf Zeitungsinformationen des Auslandes basiert zu werden vermag. Jedoch geht aus den angeführten Beispielen hervor, daß sowohl in der Vergangenheit wie in neuester Zeit von den Heeresleitungen Tatsachen aus der Tagespresse entnommen wurden, die von hervorragendem Einfluß auf die folgenden Operationen waren. Die Zeitungen bilden jedoch nur eine der mannigfachen ähnlichen Quellen des Nachrichtenwesens. Denn, wie erwähnt, vermögen viele Informationen auch aufgefangenen Depeschen, beschlagnahmter öffentlicher und privater Korrespondenz, der Beschlagnahme des Telegraphen und der Post sowie den Berichten der ständigen Agenten in Feindesland (auch der Handelswelt) entnommen zu werden. Aus der erfolgreichen Geheimhaltung aller militärischen Nachrichten aber im jüngsten Kriege japanischerseits dürfte hervorgehen, daß die Presse aller Länder sich im Kriegsfall weit mehr als bisher aller die eigene Wehrmacht betreffenden Mitteilungen selbst in den geringsten Einzelheiten zu enthalten hat, und daß rechtzeitig, schon vor Beginn eines Krieges, die diesbezüglichen verschärften Weisungen von den Regierungen zu erteilen sind.





Die neuplattdeutsche Literatur und die Zukunft des Plattdeutschen.

Von

Hermann Tardel.

In dem berühmten Liede „Ick weit einen Eikboom“ aus Fritz Reuters „Hanne Nüte“ vergleicht der Dichter die plattdeutsche Sprache mit einem urwüchsigen, knorrigen Eichbaum, dessen mächtige Krone stolz in die Höhe ragt, dessen Zweige sich weithin über die Lande erstrecken. Der Vergleich ist dichterisch zu schön, zu selbstbewußt, um der geschichtlichen Wahrheit oder gar dem gegenwärtigen Stand entsprechen zu können. Man muß, um im Bilde zu bleiben, vielmehr sagen: das Plattdeutsche gleicht einem gestürzten Eichbaum mit verdorrter Krone und geknickten Ästen. Nur muß man nachdrücklich hinzufügen, daß dieser Jahrhunderte alte Eichenstumpf noch immer gewaltige Ehrfurcht einflößt, und daß auf ihm ein neuer triebkräftiger Schößling emporgewachsen ist, das ist die neuplattdeutsche Literatur.

Zwei aneinander grenzende niederdeutsche Landschaften, Schleswig-Holstein und Mecklenburg, sind die Stammländer dieser Literatur. Das Jahr 1852, in dem der Dithmarsche Klaus Groth seinen „Quickborn“ veröffentlichte, mag als das Geburtsjahr dieser Dialektliteratur bezeichnet werden, und Klaus Groth kann ihr Begründer genannt werden, insofern er nicht nur einen ästhetischen, sondern auch einen Massenerfolg erzielte. Gleich nach ihm erscheint der Mecklenburger Fritz Reuter auf dem Plan und bei seinem überragenden Talent wird er bald der Krystallisationspunkt der ganzen Literatur. Das Auftreten dieser beiden Männer hatte zur Folge, daß eine anfangs kräftig einsetzende, allmählich erlahmende Bewegung für die Erhaltung der Volkssprache entstand, und daß von Dichtern zweiten und dritten Grades eine weit verzweigte plattdeutsche Literatur von sehr ungleichem Wert geschaffen wurde. Der Gesamterfolg war also ein wider Erwarten großer. Die neuplattdeutsche Literatur ist nicht aus den Tiefen des Volks, aus den unteren sozialen Schichten der Bevölkerung, wo die Volkssprache ihren eigentlichen Sitz hat, erwachsen, sondern aus den Kreisen des Bürgertums und der Bildung. Das ist nicht auffallend und kann nicht anders sein, denn die ländliche und kleinbürgerliche Bevölkerung kann eine Literatur im eigentlichen Sinn aus sich allein nicht erzeugen. Klaus Groth und Reuter und nach ihnen manche andere nehmen eine eigenartige Zwischenstellung zwischen den unteren sozialen Schichten, deren Leben sie vorzugsweise schildern, und den

mittleren, zu denen sie selbst gehören oder in die sie sich emporarbeiteten, ein. Beide Dichter stehen von ihrer Jugend an mit dem Volksleben ihrer Heimat in engster Fühlung, und beide sind gleichmäßig dem Einfluß der höheren hochdeutschen Bildung und Literatur unterworfen. Nur durch diese glückliche Mischung niederdeutscher und hochdeutscher Elemente, von wahrer Volkstümlichkeit und echter Bildung, waren sie fähig, Werke hervorzubringen, die volkstümlich genug waren, um vom Volk verstanden zu werden, und die literarisch so wertvoll waren, um auch den Gebildeten zu genügen — ein Gesichtspunkt, der bei der Beurteilung ihrer Schöpfungen noch vielfach außer Acht gelassen wird. Ohne diese Verbindung wären sie nur allerengste Heimatdichter geblieben, und dies ist auch der Hauptgrund, weshalb trotz der großen Produktivität auf dem Dialektgebiet so wenig Schriftsteller nach ihnen sich in der Gunst der Leser haben durchsetzen können, denn sie verfielen entweder ins Platt-Alltägliche und selbst das Volk langweilte sich bei ihnen, oder sie gerieten zu sehr ins Gelehrt-Künstliche und wurden nicht mehr verstanden.

Die Individualität Groths und Reuters und die Art ihres Erfolges sind grundverschieden. Groth ist ganz Lyriker. Er geht von subjektiven Empfindungen aus und sucht sie durch den Spiegel des Volkstümlichen zu objektivieren. Den Einfluß der hochdeutschen Lyrik, wie sie sich seit Goethe gestaltet hat, bei ihm leugnen zu wollen, ist ebenso falsch, wie wenn man ihm echte Volkstümlichkeit ganz abspricht. Zum Unglück haben sich die literarischen Kritiker meist so gruppiert, daß die einen nur Goethe, Platen, Heine heraushören, die anderen alles als echtes Volksgut erklären, so daß für die ausgleichende wissenschaftliche Kritik fast alles noch zu tun bleibt. Der Erfolg Groths war elementar, blitzartig, aber nicht von anhaltender Dauer. Der „Quickborn“, gleich bei seinem Erscheinen von Männern wie E. M. Arndt, Müllenhoff, Gervinus enthusiastisch begrüßt, zündete sofort und riß die Massen hin. Ein Gefühl des Stolzes ergriff die Niederdeutschen, als sie sahen, daß man die zartesten, schwärmerischsten, wehmütigsten und schalkhaftesten Empfindungen auch in plattdeutscher Zunge wiedergeben könne. Groth, der im übrigen nicht frei von Eitelkeit war, konnte sich mit Recht rühmen, die als plebejisch verachtete Volkssprache, der man nur das derb-komische Genre gestatten wollte, auch für das ernste und erhabene Gebiet literaturfähig gemacht zu haben, wenigstens soweit es sich um die Lyrik handelte. Groth ist auch indirekt der Schöpfer des plattdeutschen Kunstgesanges geworden. Das von Harzen-Müller aufgestellte Verzeichnis (1901) enthält gegen 500 Kompositionen über 220 plattdeutsche Gedichte von über 100 Komponisten, wobei nur die im Druck erschienenen, nicht die handschriftlich verbreiteten Stücke berücksichtigt wurden. Der Löwenanteil kommt naturgemäß auf die sangbare Lyrik Groths, sein „Quickborn“ ist eine unerschöpfliche Fundgabe für Komponisten, sein „Lütt Matten de Has'“ ist am häufigsten, etwa 20 mal, vertont worden. Damit ist für den Norddeutschen ein ähnlicher dialektischer Kunstgesang geschaffen worden, wie ihn der allerdings sangesfrohere und sangeskundigere Süddeutsche für seine Dialektdichtung schon

länger besessen hat. Der Massenerfolg Groths ist indes über den „Quickborn“ nicht hinausgegangen. Seine späteren Werke, wie der „Rotgetermeister Lamp“ in Hexametern und der „Heisterkrog“ in Jamben, bedeuten in der künstlerischen Entwicklung des Dichters sicher einen Fortschritt, sind aber doch in der Form zu künstlich, zu ziseliert, um wirklich volkstümlich werden zu können.

Im Gegensatz zu Groth ist Reuter ganz Epiker. Er geht meistens von den Erscheinungen seiner unmittelbaren Umgebung, von dem eigentlichen Volksleben selbst aus, wie denn die Mehrzahl seiner typischen Gestalten auf lebende Modelle zurückzuführen ist und vieles auf eigenen Erlebnissen beruht; dann gestaltet er die bunte Mannigfaltigkeit des Volkslebens nach seiner vorwiegend humoristischen Anlage. Seine „Läuschens un Rimels“ bedeuteten an sich noch nichts absolut Neues. Erst in seinen großen Romanen — Ut de Franzosentid, Ut mine Festungstid, Ut mine Stromtid, die zugleich die Stationen seines Lebens andeuten, steht Reuter als ein Eigner da. Obwohl die Einwirkung des hochdeutschen Sprachstils und das Studium der englischen Humoristen unverkennbar ist, so ist doch der Gehalt an echter Volkstümlichkeit ein ganz beträchtlicher und relativ viel größer als bei Groth, wie denn auch Reuter der schärfere Beobachter und der humanere Charakter war. Der Erfolg Reuters ging langsam von Etappe zu Etappe, war aber in der Folge andauernder als derjenige Groths. Er war zuerst nur in seiner Heimat und im niederdeutschen Sprachgebiet bekannt, die Anerkennung Julian Schmidts führte ihn in die offizielle Literatur ein, die Reutervorleser wurden die Rhapsoden seines Ruhms und schließlich war er der erkorene Lieblingsschriftsteller Deutschlands, ja, man kann sagen, des größeren Deutschlands. Die Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung hat den Gesamtabsatz seiner Werke bis zum Jahre 1904 auf 2 Millionen 700000 Bände berechnet. Jetzt, wo seine Werke für den allgemeinen Nachdruck frei werden, wird sein sieghafter Humor und sein gesunder Realismus, die Fülle seiner volkstümlichen Gestalten und die Kraft seiner Sprache von neuem kund tun, was sich in der Hand eines begabten Schriftstellers mit dem Plattdeutschen erreichen läßt.

Allein die weitgehenden Hoffnungen, die man an das Auftreten Groths und Reuters im Sinne eines nachhaltigen Aufschwungs der plattdeutschen Literatur geknüpft hatte, sind nicht in Erfüllung gegangen. Zwar ist unter dem Einfluß dieser Meister in allen niederdeutschen Landschaften eine umfangreiche Dialektliteratur entstanden. Die Bibliographie Seelmanns zählt ohne Berücksichtigung des in Zeitschriften und Zeitungen zerstreuten Materials seit 1852 über 300 Schriftsteller auf, die mindestens mit einem selbständig erschienenen Werk hervorgetreten sind. Es ist zur Zeit kaum möglich, sich über den Inhalt und Wert dieser sehr in die Breite gegangenen Literatur einen Überblick zu verschaffen, nur über die mecklenburgischen Schriftsteller liegt eine kleine, gut orientierende Schrift von Carl Schröder vor. Es ist eine noch zu lösende Aufgabe der literarischen Kritik, aus der Masse dieser Literatur, die zweifelsohne viel Wertloses oder solches, was nur provinziellen Wert hat, enthält, das wirklich Bedeutende herauszuheben.

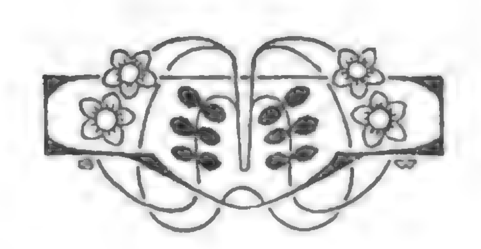
Was der nachreuterschen Dichtung fehlt, ist die Aktualität des Interesses; es mangelt an Werken, die, aus dem pulsierenden Leben der Gegenwart geschöpft, das unmittelbare Empfinden der Menge treffen. Es fehlt ferner an der unumgänglich nötigen buchhändlerischen Massenverbreitung, ist doch ein Teil dieser Werke im Selbstverlag des Verfassers oder bei wenig leistungsfähigen und betriebsamen Verlegern erschienen und somit sehr schwer zugänglich. Die allgemeinen literarischen Strömungen der Gegenwart und der beiden letzten Dezennien sind einem erneuten Aufblühen einer niederdeutschen Dialektliteratur entschieden günstig. Der Naturalismus und die Heimatkunst, so verschieden sie auch in ihrem Ursprung und ihrem Endziel sein mögen, schildern mit ausgesprochener Vorliebe das Leben der unteren Volksschichten, die Heimatkunst besonders das der ländlichen Bevölkerung, und beide kommen auf ganz natürliche Weise dazu, der Mundart mehr und mehr Geltung zu verschaffen. Die Tatsache, daß selbst im Drama Gerhart Hauptmann den Dialekt seiner schlesischen Heimat erfolgreich, wenn auch nicht ohne Widerspruch, verwendet hat, ist bedeutungsvoll. Die Hoffnung auf einen niederdeutschen Dramatiker als Ergänzung zu Groth und Reuter braucht noch nicht aufgegeben zu werden. Schon glaubte man vor kurzem in Fritz Stavenhagen den niederdeutschen Anzengruber gefunden zu haben, aber das Schicksal hat ihn vor der Zeit seiner Kunst entrissen.

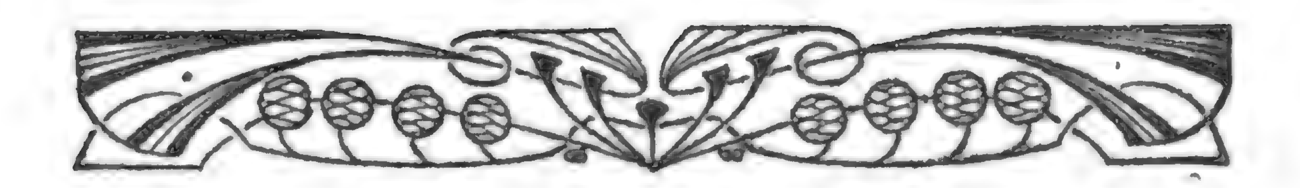
Zur Frage der Hebung der plattdeutschen Literatur hat der Verfasser des vielgelesenen, entschieden originellen, wenn auch überspannten Buches „Rembrandt als Erzieher“ in bemerkenswerter Weise Stellung genommen. Dadurch daß er von dem Konservatismus der niederdeutschen Bevölkerung, von einer erwünschten Verbindung niederdeutschen Bauerntums mit höherer, moderner Bildung, das Meiste für die kulturelle Zukunft Deutschlands erhofft, wird er der Anwalt auch des Plattdeutschen. Er findet, daß die weiche, aber doch kräftige Art der Rembrandtschen Malerei mit dem Charakter des Plattdeutschen als einer vorzugsweisen Bauernsprache gut übereinstimmt, was er in seiner hyperbolischen Sprechweise so ausdrückt: Rembrandt malte plattdeutsch, wie er holländisch, d. i. ein etwas breiteres und selbstbewußteres Plattdeutsch sprach. Er wünscht vor allem eine ernste plattdeutsche Prosa und setzt auf eine umfassende Übersetzungstätigkeit aus der Weltliteratur große Hoffnungen. Alle Schriften, in denen eine starke Ader von Natürlichkeit schlägt, eignen sich nach ihm für die Übertragung, so die Bibel, Homer, Aristophanes, Don Quichote, Lafontaine, Gellert, Holberg, Simplizissimus und Chaucer. Von diesem recht bunten Wunschzettel müssen meines Erachtens alle der Antike oder den romanischen Sprachen angehörenden Werke ganz gestrichen werden, da sie dem Niederdeutschen und dem Durchschnittsempfinden des Volkes viel zu fern liegen. Der Gebildete darf da nicht die ihm durch Unterricht und Studium vermittelten, ihm natürlich erscheinenden Bildungsgebiete in die Masse hineintragen wollen, auf die diese nicht genügend vorbereitet ist. Damit würden Homer und Aristophanes, Cervantes und Lafontaine ausfallen. Der nach dieser Richtung bereits vorliegende Versuch einer Ilias-

übersetzung von August Dühr (1895) spricht eher dagegen als dafür. In betreff Lafontaines ist noch zu bemerken, daß seine der Weltliteratur angehörenden Fabeln- und Fabliauxstoffe besser aus hochdeutschen Schriftstellern entnommen werden. Ganz anders liegt die Sache bei holländischen, dänischen, englischen und skandinavischen Werken. Diese gleichfalls germanischen Sprachen stehen noch auf derselben sprachphysiologischen Entwicklungsstufe wie das Plattdeutsche, nur mit dem Unterschiede, daß jene Sprachen Schrift- und Bildungssprachen geworden sind, während das Plattdeutsche zum Dialekt erstarrt ist, und außerdem bietet das Volksleben dieser Nationen mit dem unsrigen viele Berührungspunkte. Für das niederdeutsche Drama wären Motive aus Holbergs Werken, für die epische Verserzählung manche Geschichten aus Chaucers „Canterbury Tales“ recht verwendbar — es braucht sich ja nicht immer um wortgetreue Übersetzung, sondern um freie Anpassung zu handeln. Auch hier sind schon einige interessante Versuche gemacht worden: Robert Dorr's Übersetzung von Shakespeares „Lustigen Weibern von Windsor“ (1877), Bernhard Brons' „Peer Gynt“ von Ibsen (1899) und besonders die „Hamborger Schippergeschichten“, welche Otto Ernst frei nach dem Dänischen des Holger Drachmann (1899) gestaltet hat. Auf lyrischem Gebiet ist schon Einiges aus Burns übertragen worden (Kl. Groth, Joh. Ehlers, Bernhardine Prinz), vieles andere wird in den einzelnen Liedersammlungen zerstreut sein. Auch Bearbeitungen aus dem Hochdeutschen, das viele Werke besitzt, die sich durch Natürlichkeit und Lebenswahrheit auszeichnen, kämen in Frage, aus der älteren Literatur etwa der Meier Helmbrecht, der Simplizissimus-Roman und die Selbstbiographie des Thomas Platter. Hebels allemannische Gedichte sind schon 1859 von Johann Meyer ins Plattdeutsche umgegossen worden. Was nun die plattdeutsche Bibel anbetrifft, so ist darauf aufmerksam zu machen, daß die alte niederdeutsche Bibelübersetzung Bugenhagens (1523, 1534) von Joh. Paulsen teilweise neu herausgegeben worden ist (1885). Daß man je wieder auf dem Lande plattdeutsch predigen wird, ist wohl so gut wie ausgeschlossen. In diesem Zusammenhang muß auf die durch die wissenschaftliche Volkskunde neuerdings ans Licht gezogenen Schätze an plattdeutschen Liedern, Sagen und Märchen nachdrücklich verwiesen werden. An Wilhelm Wissers ostholsteinischen Volksmärchen kann ein Schriftsteller studieren, wie der wirklich volkstümliche, vom Hochdeutschen unberührte niederdeutsche Stil beschaffen ist. So sehr hier auch den Übersetzungen das Wort geredet wird, denn sie tragen wesentlich dazu bei, den noch nicht ausgebildeten plattdeutschen Stil heranreifen zu lassen, so ist doch selbstverständlich, daß nur ursprüngliche, dem Boden der Heimat entsprossene, von berufener Dichterhand geschaffene Werke dem niederdeutschen Schrifttum zu neuem Sieg verhelfen können. Aus einer verstärkten Pflege des Dialekts würde auch die hochdeutsche Schriftsprache Nutzen ziehen, bedarf sie doch als allgemeine, über den Dialekten stehende, abgeschliffene Sprache der Bildung der steten Ergänzung aus dem nie versiegenden Born der Volkssprache.

Indessen darf man keine übertriebenen Erwartungen nach der Richtung hin hegen, daß die Literatur den jetzt unleugbar schneller zunehmenden Rückgang der Volkssprache eindämmen könnte. Die Literatur kann zwar viel zur Erhaltung des Dialektes beitragen, aber sie entscheidet sein Geschick nicht; das ist vielmehr eine allgemein kulturelle, eine soziale Frage. Es ist eine außerordentlich schwierige Aufgabe, den alten Sprachrumpf des Plattdeutschen vor den zersetzenden Einwirkungen der rücksichtslos dahinschreitenden Neuzeit zu schützen. Die steinernen Denkmäler der Vorzeit, die alten Bauten und Burgen der Vergangenheit kann man schützen, indem man sie einfriedigt oder schonend ergänzt oder sogar gesetzliche Bestimmungen zu ihrer Konservierung erläßt; aber wie soll man ein lebendes Kulturdenkmal schützen? Man kann die Volkssprache als lebenden Organismus nur erhalten, wenn man diejenigen, die sich ihrer noch am meisten bedienen, d. h. die Bauern und Kleinbürger, in ihrer wirtschaftlichen Stellung und in ihrer Stammesart erhält. Bei der drohenden Industrialisierung unseres Vaterlandes und der daraus folgenden Entvölkerung des platten Landes und dem immer stärker werdenden Zug in die Großstadt, die das wahre Volksleben tötet, erleidet der Bauernstand mehr und mehr Einbuße an seinem Bestande. Glücklicherweise bricht sich jetzt die Überzeugung mehr und mehr Bahn, daß auch der Bauernstand ein wichtiger, des Schutzes bedürftiger Kulturfaktor ist, nicht etwa aus einseitigen agrarpolitischen Rücksichten, die man gegen die Industrie ausspielen wollte, sondern weil er bei dem allmählichen Emporsteigen der unteren Volksschichten in die höheren die beste Reserve für einen gesunden Nachwuchs und damit für die Erhaltung der kulturellen Machtstellung Deutschlands darstellt. Die wirtschaftliche Stärkung des Bauernstandes gehört daher mit zu den großen sozialen Aufgaben der Gegenwart. Ein gut fundierter, an Körper, Geist und Gemüt gesunder Bauernstand bietet auch die beste Gewähr für die Erhaltung der Volkssprache. Erhält man den Bauern als Bauern, dann kann man ihm wieder Vertrauen zu seiner von ihm selbst oft unterschätzten Eigenart und Achtung für seine ehrwürdige Sprache einflößen, die ein altes Kulturgut darstellt, das die Gebildeten bereits fast ganz verloren haben. Dann wird sich die Zähigkeit bewähren können, mit der der Bauer an alten Überlieferungen und Einrichtungen festzuhalten pflegt. Auch der Großstädter und Gebildete braucht sich dabei keineswegs ganz ablehnend zu verhalten, als ob ihn die Sache nichts anginge, fließt doch in den Adern der meisten Großstädter mehr Bauernblut als diese bei der gewöhnlichen Geringschätzung ihrer Vorfahren gemeiniglich annehmen. Bei den Bemühungen für die Erhaltung des Dialekts muß freilich betont werden, daß ein Kampf gegen die herrschende hochdeutsche Schriftsprache von vornherein ausgeschlossen sein muß, denn das wäre ein törichtes, wahnwitziges Unternehmen. Leider haben Klaus Groth und eine Menge jugendlicher Heißsporne und überspannter Schwarmgeister die unsinnigsten Ansprüche gestellt, die die geschichtlich gewordene Stellung des Hochdeutschen gänzlich verkennen, und ist dadurch die neu-plattdeutsche Bewegung vielfach in

Mißkredit geraten. Es kann nur darauf ankommen, daß das Plattdeutsche im niederdeutschen Sprachgebiet neben dem Hochdeutschen gebührend geachtet und nicht als verwaistes Aschenbrödel bespöttelt wird, daß die plattdeutsch Redenden nicht von den sozial höher stehenden Gesellschaftsklassen ob ihres Dialekts gering geschätzt werden, und daß schließlich auch der Gebildete zu der Einsicht kommt, daß er sich nichts vergibt, wenn er bei passender Gelegenheit im Dialekt redet. Aufgabe der Gebildeten ist es besonders, auf die enge Verbindung hinzuweisen, in der die Volkssprache naturgemäß zu der gesamten niederdeutschen Stammesart steht. Ebenso wie der Boden der norddeutschen Tiefebene mit seinen natürlichen, freilich erst spät beachteten Schönheiten, mit seinen einfachen, malerischen Bauernhäusern und seinen stolzen städtischen Gemeinwesen voll geschichtlicher Erinnerungen, so ist auch das treuherzige, kräftige Platt, in dem sich die Volksseele am ursprünglichsten kund gibt, ein Stück niederdeutscher Eigenart, ein Stück Heimat. Seit sich der Schwerpunkt der deutschen Politik allmählich von Süddeutschland nach Norddeutschland verschoben hat, ist der Norddeutsche in der Lage, seine Stammesart bewußter und stärker hervortreten zu lassen. In diesem Sinne hat der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“ ein weitblickendes, allerdings recht kühnes Wort gewagt: „Wie Luthers befreiende Tat der hochdeutschen, so vermöchte und verdiente wohl Bismarcks einigende Tat der niederdeutschen Sprechweise ein Vorrecht zu vindizieren.“ Dem Plattdeutschen wird dabei eine Aufgabe zugeschrieben, die es jetzt nach seiner gegenwärtigen Struktur im Zustand der Erstarrung nicht mehr erfüllen kann. Aber nach sonstigen linguistischen Erfahrungen über die außerordentlich zähe Lebensdauer der Volksdialekte läßt sich sicher annehmen, daß dieses Absterben ein immerhin langsames sein wird, daß noch etliche Zeit vergehen wird, bis es ganz verschwunden ist. Der sentimentale Gedanke, daß die traulichen heimatlichen Laute schließlich einmal zu den „Morituri“ gehören werden, entbindet uns in keiner Weise für die Gegenwart und nächste Zukunft von unseren Verpflichtungen gegen die Volkssprache. Vielmehr müssen Literatur, Wissenschaft und Staatspolitik vereint auf die Erhaltung des Dialekts hinwirken; je höher die Kultur eines Volkes ist, umsomehr Sorgfalt muß es den absterbenden Gliedern seines Organismus zuwenden.





Das Christentum in seinem Verhältnis zu Kultur, Gesellschaft und Staat.*)

Von

Max Christlieb.

III. Das Christentum und der Staat.

1. Macht und Sittlichkeit.

Über das wahre Verhältnis des Christentums zur Kultur hat fast zu allen Zeiten große Unsicherheit geherrscht, eben weil ein der klassischen Urkunde des Christentums widersprechender Kompromiß so früh geschlossen worden war, während doch halbwegs nachdenkliche Gemüter niemals aufhören konnten, diesen Kompromiß als etwas zu empfinden, das entweder die Religion oder die Kultur kompromittiere. Dagegen hat man lange Zeit geglaubt, daß für das Verhältnis des Christentums zum Staat schon im Neuen Testament das lösende Wort gesprochen worden sei in dem Ausspruch Jesu: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist." Aber schon Ranke, der sich mehrfach mit diesem Ausspruch beschäftigt hat, sagt mit Recht, daß damit die Frage zwischen Religion und Staat noch nicht gelöst worden sei. Wohl war eine Unterscheidung und Scheidung beider Gebiete damit ausgesprochen; der phantastische Gedanke der Theokratie — die bekanntlich in Israel niemals Wirklichkeit gewesen ist, sondern immer nur auf dem Papier stand — war damit abgewiesen. Aber wenige Jahrhunderte nachher bestimmte die erstarkte christliche Kirche von sich aus, was des Kaisers sein solle, und es war wenig genug: wie die Philosophie die Magd der Theologie, so sollte der Staat der Knecht der Kirche sein. Das ist heute noch, offen oder mehr versteckt, die römisch-katholische Lehre. Der Protestantismus dagegen, mindestens der deutsche, hat vielfach eine Gestalt angenommen, die man nur deshalb nicht Cäsaropapismus nennen kann, weil die Gebilde meist zu klein sind, um so hohe Namen zu ertragen: etwas kleinliches haftet dem protestantischen Staatskirchentum aber unausrottbar an.

---

*) S. „Deutsche Monatsschrift", IV. Jahrg. Heft 11: I. Das Christentum und die Kultur. II. Das Christentum und die Gesellschaft.

In unserem Zusammenhang aber haben wir es nicht mit diesen praktischen Ausgestaltungen des Verhältnisses von Staat und Kirche zu tun, sondern wir haben uns zu fragen: wie stellt sich das Christentum in seiner Urgestalt zur Idee des Staates überhaupt? Und da erscheint uns dann jenes Wort doch in einem anderen Lichte: auch aus ihm spricht jene souveräne Gleichgültigkeit gegen die äußeren, der demnächstigen Vernichtung geweihten Verhältnisse, die den Grundcharakter der ältesten christlichen Predigt bildet. Ja, wir haben ein Wort Jesu, in dem das ganze Wesen des Staates als unvereinbar mit dem neuen Geiste bezeichnet wird. Bei Anlaß eines Rangstreites unter den Jüngern ist uns das Wort überliefert: „Ihr wisset, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt. Aber so soll es nicht sein unter euch, sondern so jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener.“ Mit dem Scharfblick des Gegners ist hier das Wesen des Staates erfaßt als das, was es immer war und noch heute ist: als Macht: aber irgend ein auf Macht gegründetes Verhältnis soll es unter den Jüngern Jesu nicht geben.

Hier sieht man sofort, zu welch unmöglichen Folgerungen man kommt, wenn man die Worte Jesu auf Verhältnisse anwendet, für die sie nicht gesprochen sind. Für die Jünger Jesu und in ihrem Kreis brauchte es freilich keine Anwendung von Macht: über einen kleinen Jüngerkreis aber konnte das Evangelium in der kurzen Spanne Zeit, die der Welt noch vergönnt war, doch nicht mehr hinausdringen, also war alles, was in das Gebiet der Institutionen, vollends gar der politischen gehörte, ganz unnötig. Aber welcher Widersinn wird aus diesem Wort, wenn man es als bindende Vorschrift auch für die auf tausendjährige Dauer eingerichtete christliche Welt von heute anwenden will! Dann kommt man, wie das Tolstoi ja auch wirklich tut, zu der Folgerung, daß der Staat an sich vom Übel sei und der wahre Christ sich überhaupt nicht — nicht einmal als Gehorchender — tätig an ihm beteiligen dürfe.

Freilich steckt auch darin ein Korn Wahrheit. So erschrecklich es klingt: der Anarchismus ist in der Tat das höchste denkbare Ideal — wenn er nämlich bedeuten soll, daß die Menschen keine durch Gewalt aufrecht erhaltene Herrschaft mehr über sich brauchten. Wenn wirklich jeder sich selbst beherrschte, jeder sich willig und völlig dem Wohle des Ganzen unterordnete — dann allerdings brauchte man den Staat nicht mehr; denn alles, was heute nur durch ihn erreicht wird: Zügelung des Eigennutzes, Schutz gegen Verbrechen, gemeinsame Kulturarbeit, wäre dann entweder unnötig oder geschähe von selbst. Einstweilen aber, bis den Bau der Welt Philosophie oder Sittlichkeit oder Religion zusammenhält, ist jede Form der Herrschaft, auch die schlechteste, besser als die Anarchie.

Um einen Grad, aber auch nur um einen, praktischer ist die Forderung, die Politik habe sich nach der Bibel zu richten — und wir haben gesehen, warum. Nach dem Alten Testament kann sie sich nicht wohl richten: denn dann müßten entweder unsere politischen Bemühungen dem Judenstaat gelten, von dem dort allein die Rede ist, oder wir müßten die Naivetät der Buren besitzen und uns schlechtweg als das auserwählte Volk ansehen, dem alle diese Verheißungen und Gebote gelten. Im Neuen Testament wird zwar der heidnische Staat vorausgesetzt, aber sozusagen als eine quantité négligeable: man unterwirft sich ihm in der stillschweigenden Verabredung, daß seine Tage ja doch gezählt sind; an eine Reform dieses Staates nach christlichen Grundsätzen wird nicht gedacht. Wie viel aber dabei herauskommt, wenn man die Bibel als politisches Lehrbuch ansieht, zeigt die unbegrenzte Möglichkeit, alles aus ihr herauszulesen. Im Bauernkrieg hatten die Bauern bekanntlich ihre Artikel aus dem Evangelium geschöpft, während ihre adligen Herren sich auf das Wort beriefen: Jedermann sei untertan der Obrigkeit. Und während durch viele Jahrhunderte das heilige Buch so angesehen wurde,

Als ob die ganze Bibel
Ein Buch der Könige sei,

schlug in einer öffentlichen Versammlung in Zürich ein Sozialdemokrat auf die Bibel und rief: „Hier ist das Buch der Demokratie!“ Nein, die Aussagen des Neuen Testaments über Staat und Recht und vieles andere sind nur Beschreibungen der christlichen Aufgabe und Gesinnung für Verhältnisse, die sich längst geändert haben.

Derselbe Naumann, der einst die Paragraphen der Sozialpolitik in der Bibel suchte, hat mit der Schärfe des durch schmerzliche Enttäuschung von einem Irrtum Geheilten erkannt, daß es ein Fortschritt zur Wahrheit und Klarheit ist, wenn man das Wesen der politischen Betätigung als grundsätzlichen Machtkampf erkennt. Wenn Liebe das Prinzip der Familie und Glaube das der Kirche ist, so ist sicher nur Macht das des Staates: dies ist der Grund, wie Treitschke sagt, warum zarte Naturen (wie Frauen und protestantische Pietisten) das Staatsleben so schwer verstehen. Und wenn die Kultur der Zweck des Staates ist und das Recht seine Norm, dann ist Gewalt das einzig mögliche Mittel für ihn. Das Verhältnis dieser drei Dinge kann zu verschiedenen Zeiten verschieden sein, aber im Hintergrund muß immer die Macht stehen, sonst ist beim Durchschnitt der Menschen und bei den Massen der Zweck nicht durchzusetzen und die Norm nicht aufrecht zu erhalten. Wir dürfen auch als Christen nicht „der Dinge Wesen schwächlich übertünchend“ die innerste Natur des Staates verkennen: wir dürfen weltliche Dinge nicht direkt mit geistlichem

Maßstab messen. Denn die Lebensformen unseres Staates sind und bleiben in ihren Grundzügen Naturgesetze, wie Schwere und Erddrehung: sie bilden zwar den Spielraum unserer sittlichen Betätigung, aber eine naturhafte Grundlage bleibt immer, so lange die Menschennatur die gleiche bleibt. Die vom Standpunkt der Religion oder der Sittlichkeit aus gefällten absoluten Urteile über den Staat sind das Kennzeichen einer ungeschulten und unhistorischen Politik: da wird der Mensch als ein abstraktes, von seiner geschichtlichen Bedingtheit losgelöstes, nur sittliches Wesen betrachtet und so ein Staatsideal aufgestellt, das niemals Wirklichkeit werden kann.

Es gilt auch in der Ethik das Technische vom Ethischen abzugrenzen: die Behandlung jedes Objektes ist abhängig von den Gesetzen des Objektes selber. Die Politik aber ist schon ihrer griechischen Etymologie nach die „Technik" der Behandlung des Staates, und wie jede Technik gelernt werden muß, so hat auch jede ihre bestimmten Gesetze in sich selbst. Die Ethik so gut wie die Religion überschätzt den Einfluß des Willkürlichen in der Politik: wer die Politik wesentlich zu einer Art angewandter Ethik machen will, der kennt sie einfach nicht genügend. Bismarck, der größte Meister dieser „Technik", hat uns in seinem Vermächtnis eingeschärft, daß schwere Massen, zu denen große Nationen in ihrem Leben und in ihrer Entwicklung gehören, sich nur mit Vorsicht bewegen können, da die Bahnen, in denen sie einer unbekannten Zukunft entgegenlaufen, keine geglätteten Eisenschienen haben: allzuleicht können sie in eine den Staatswagen zerbrechende Geschwindigkeit geraten. Und wenn man neben dem Politiker noch einen einsichtigen Theologen hören will — der heute wohl bedeutendste theologische Ethiker Herrmann sagt fast dasselbe: der Staat ist lediglich eine Naturerscheinung, an der man arbeiten kann, um sie sittlichen Zwecken dienstbar zu machen, an deren Natur aber niemand etwas ändern kann.

Aber kommen wir damit nicht zu einer Überschätzung des Staates, die uns den Ertrag des Christentums geradezu wieder in Frage stellt? Denn wenn es der tiefste Unterschied aller Folgezeit vom griechisch-römischen Altertum gewesen ist, daß das Christentum durch rein religiöse Ethik aus der Seele die Persönlichkeit geschaffen hat, so bleibt über dem Staat stets als höchstes Ideal, als der eigentlich sittliche Endzweck der Menschheit, das Reich der Persönlichkeiten, das Reich der Liebe ohne Recht und Zwang bestehen, zu dem der Staat nur das natürliche — darum aber freilich auch in seiner natürlichen Eigenart anzuwendende — Mittel ist. Jede Überspannung des Staatsgedankens führt uns hinter das Christentum zurück. Gleichviel ob der ungezügelte Eudämonismus

begehrlicher Massen oder der ethische Rigorismus eines Fichte den Ausgangspunkt bildet: als Endpunkt ergibt sich beidemal der sozialistische Staat, der „Leviathan", wie ihn Hobbes genannt hat, der alle Persönlichkeit verschlingt. Ja selbst das so edle und ideale Streben, in den Gesetzen des Staates die höchste Sittlichkeit wenigstens als theoretisches Ideal auszusprechen, kann vom Übel sein: Gesetze und Ordnungen müssen dem tatsächlichen sittlichen Niveau des Volkes entsprechen, um heilsam zu wirken. Wohin kämen wir, wenn jede Lüge vom Gesetz verfolgt und bestraft würde!

Also auch hier haben wir wieder denselben Fall wie vorher. Wir leben in Verhältnissen, von denen die älteste Form unserer Religion nichts wußte und nichts wissen wollte, die wir aber als notwendige, also doch wohl auch als „gottgewollte" ansehen: da hilft bloß eine entschlossene Korrektur der urchristlichen Anschauungen zur sittlichen und pflichtmäßigen Klarheit.

2. Obrigkeit und Untertanen.

Noch deutlicher ist der Widerspruch auf einem verwandten Gebiet, in dem Verhältnis zwischen Untertan und Obrigkeit. Jedem klingt da ohne weiteres das Wort des Paulus im Ohr: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott, wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzt, der widerstrebt Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden über sich ein Urteil empfangen." Goethe sagt von diesem Wort, es spreche eine ungeheure Kultur aus, die wohl auf keinem früheren Wege als auf dem christlichen erreicht werden konnte. Dieses Urteil wird erst dann recht verständlich, wenn man es, wie eine andere im selben Monat (November 1806) ebenfalls mit Riemer geführte Unterhaltung erlaubt, in dem Sinn auslegt, in dem unsere heutige Theologie das Wort des Paulus verstehen muß: nämlich nicht schlechtweg als völlige Unterwerfung unter die Obrigkeit, sondern viel eher als innerliche Emanzipation von derselben, da sie nur ein Strafamt über die Bösen habe, also die Christen — wenn sie diesen Namen verdienen — sozusagen gar nicht geniere, um so weniger als die Gestalt dieser Welt ja doch bald vergeht. Damit ist jene antike Überspannung des Staatsbegriffs, da die Polis alles, der Einzelne nichts ist, überwunden.

Auch hier haben die Worte heute einfach einen andern Sinn als damals. Wer ist denn heute die „Obrigkeit" im konstitutionellen Staat? Die Grenzen sind ja vollkommen fließend. In der Selbstverwaltung kann schon der kleine Mann im Gemeinderat sitzen, also selbst Obrigkeit sein, und in der Staatsverfassung hat jeder seinen Anteil am Re-

gieren im allgemeinen Wahlrecht. Es klingt so recht altväterlich-lutherisch-christlich, wenn man sagt: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht für den beschränkten Untertanenverstand — aber wenn dieser, gewiß mehr oder minder beschränkte, Verstand von Obrigkeitswegen zum Urteil über die „Obrigkeit", ja zum direkten Einfluß auf sie aufgefordert wird, wie das doch dem Sinn unserer heutigen Verfassungen entspricht, was dann? Der Gegensatz von Regierenden und Regierten ist heute in vielen Dingen — wie so manches andere — aus einem absoluten zu einem relativen geworden. Der Christ von heute muß mehr für den Staat tun als wozu Paulus mahnt: er darf sich nicht damit begnügen, im Staat nur die geheiligte Rechtsordnung zu sehen, vor der er sich ohne wahre innere Beteiligung gehorsam beugt. Die Zeiten sind vorbei, wo der absolutistische König, der sich doch in wörtlichem Anklang an das oben angeführte Wort Jesu den obersten Diener des Staates nennt, den edelgemeinten Grundsatz „Alles für das Volk, nichts durch das Volk", so weit treiben konnte, daß er meinte, der friedliche Bürger solle nicht merken, wenn die Nation sich schlägt. Dieser Bürger gehört heute auch zur Nation, ja er bildet einen so wesentlichen Hauptbestandteil derselben, daß man sich eher alle anderen Teile daraus wegdenken könnte, als ihn. Auch die lutherische Lehre vom Beruf, ein so großartiger Fortschritt sie gegenüber dem Katholizismus war, ist heute nicht mehr genügend und darf mindestens nicht mehr dazu benützt werden, daß einer mit ihr seine Untätigkeit gegenüber sozialem Unrecht deckt: denn jeder selbständige erwachsene Mann hat heute an dem Beruf der Obrigkeit so reichlichen Anteil, daß er für dessen Erfüllung die Verantwortlichkeit mitträgt. Eine solche Staatsgesinnung nennen wir heute sittlich — auch wenn sie unsern kurzsichtigen Regierungen noch unbequem ist —, aber „christlich" im urchristlichen Sinne können wir sie nicht nennen.

Und vollends wird das deutlich, wenn man bedenkt, durch welche Mittel der Einfluß der einzelnen auf die Regierung erreicht wird. Man braucht gar nicht an ungesetzliche oder unsittliche Mittel zu denken, man braucht nur den Satz Treitschkes zu nehmen, daß ohne Mitwirkung von Parteien heute Gesetze, die dem Rechtsbewußtsein eines denkenden Volkes entsprechen sollen, nicht möglich sind: dann haben wir also Beteiligung am Parteileben als sittliche Pflicht. Aber man stelle sich die reinsten Vertreter der altchristlichen Gesinnung, die „Stillen im Lande" — nicht die sich auch so nennenden lauten Rufer im Streit — vor, wie entschieden sie diese Zumutung als „unchristlich" abweisen, und man kann den Gegensatz zwischen unserer heutigen und der urchristlichen Anschauung mit Händen greifen.

Darum ist es auch unmöglich, daß der scheinbar so berechtigte und vernünftige Wunsch in Erfüllung geht: wir sollten ein protestantisches Zentrum dem katholischen entgegensetzen. Je reiner das Evangelium aufgefaßt wird, desto unpolitischer ist es; protestantisch gedacht würde nicht das religiöse Prinzip des Protestantismus, ja nicht einmal die Religion als solche, sondern die Vaterlandsliebe die Überwindung des Interessenstreites herbeiführen müssen.

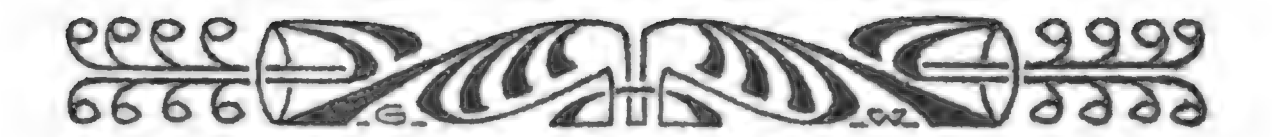
Ja selbst das stärkste wird dem Christen von heute zugemutet: er muß unter Umständen auch die Revolution billigen. Wir Deutschen sind an diesen Gedanken noch nicht recht gewöhnt, aber die Angelsachsen haben ihn längst vollzogen. Die Engländer preisen ihre „glorious revolution" ungescheut und die Amerikaner danken in ihrer Nationalhymne dem Gott, der sie zu einer Nation gemacht hat, obwohl er sich dazu einer ganz regelrechten Revolution der Untertanen gegen ihre durchaus rechtmäßige Obrigkeit bedient hat. Kein geringerer als Bismarck hat in seiner im höchsten Grad lehrreichen Polemik gegen Gerlach dem, was ich hier natürlich allein meinen kann, einen drastischen Ausdruck verliehen: „Wieviele Existenzen gibt es noch in der heutigen politischen Welt, die nicht in revolutionärem Boden wurzeln? Viele der Zustände sind eingealtert und wir haben uns an sie gewöhnt. Aber selbst dann, wenn die revolutionären Erscheinungen der Vergangenheit noch nicht den Grad von Verjährung haben, daß man von ihnen sagen könnte: „Hier hab ich eine Flasche, die auch nicht mehr im mindsten stinkt" — wann und nach welchen Kennzeichen haben alle diese Mächte aufgehört revolutionär zu sein?"

Auf alle Fälle ist es entweder töricht oder böswillig, das Christentum ausschließlich an die Fahnen des Konservatismus oder an die der Monarchie zu heften. Wenn dem Urchristentum ein konservativer Zug eigen scheint, so ist das bloße Täuschung: es war an sich die revolutionärste Bewegung, die die Welt je gesehen hat, und wenn es das nicht im politischen Sinn war, so liegt der wesentliche Grund dafür in seiner erhabenen Geringschätzung der „Welt" samt ihren vergänglichen Einrichtungen. Heute aber glauben wir, der Wille Gottes walte im Werden so gut wie im Sein, und wenn etwas gut und richtig über das Verhältnis des Christentums zu diesen Fragen gesagt worden ist, so ist es das Wort Rades: die Religion leitet uns an Partei zu nehmen nicht für das Bestehende, sondern für das Gute.

Mit allem dem bleiben wir weit entfernt, nun auf die Anschauungen des Christentums von diesen Verhältnissen einfach als auf überwundene Beschränktheiten früherer Zeiten herabzusehen. Im Gegenteil. Derselbe

Bismarck, der so realistisch über das Recht der Revolution denkt, hat auch für die Relativität des Patriotismus die drastische Formel geprägt, daß ein Preuße und ein Österreicher, proper skelettiert, genau gleich aussehen und sich damit getröstet, wenn man dadurch den spezifischen Patriotismus allerdings los werde, so sei Gott sei dank ein Christ nicht darauf allein angewiesen. Aber dieser selbe Mann hat doch einen ganz außerordentlich „spezifischen" Patriotismus sein Leben lang gewaltig und gewalttätig gegen eine Welt von Feinden durchgesetzt. Er wußte — wenn er es sich auch nicht in Begriffe zu fassen brauchte —, daß der irdische Staat zwar immer nur ein Notstaat und immer unvollkommen ist, daß er aber doch die unerläßliche Naturgrundlage für unser sittliches, und so lange wir in irdischen Verhältnissen stehen, auch für unser religiöses Leben bildet. Der Staat besteht zwar nur durch physische Macht, aber er ist, wie Treitschke schön sagt, nicht Macht als Selbstzweck: er ist Macht um die höheren Güter der Menschheit zu schützen und zu befördern. Reine Machtlehre als solche ist völlig inhaltlos und unsittlich, darum, weil sie sich innerlich nicht zu rechtfertigen vermag. Ja in der tiefsten Wurzel ist der Staat der Religion gleich, die auch ihre ganze Macht in Glauben und Gesinnung des Individuums hat und dieses ganz ideale Moment durch nichts ersetzen kann. Der Staat muß es ja in weitgehendem Maße durch Gewalt ersetzen — das ist seine Unvollkommenheit. Aber während die höchsten Forderungen der Religion praktisch immer nur von einigen Auserwählten erfüllt waren, braucht der Staat die Massen und die Massen brauchen den Staat. Für einen geistig und sittlich gleich hochstehenden Mann dürften die Grenzen der Wirksamkeit des Staates sehr viel enger gezogen werden; aber gerade weil der Staat die Kultur in ihrer ganzen Breite schützen soll — während er sie in ihren höchsten Spitzen vielleicht am besten ganz sich selbst überläßt —, deshalb müssen seine Einrichtungen den Bedürfnissen der Masse entsprechend angepaßt sein.

Eben deshalb bleibt aber der Staat auch auf jeder Stufe, die er erreicht hat, immer noch Stoff für weitere sittliche Vervollkommnung, wie sie das religiöse Ideal einseitig, aber um so kräftiger uns vorhält in dem ewigen Ziel jeder einzelnen Menschenseele. Und so knüpfen wir das Ende an den Anfang an, wenn wir zu jenem Ausspruch Goethes zurückkehren, daß wir Bürger einer höheren Welt sind: „Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und den totesten Stoff durch Vermählung mit der geistigen Idee zu beleben, ist die sicherste Bürgschaft unseres überirdischen Ursprungs".



Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

20. Mai 1906.

In Frankreich haben die Neuwahlen einen überwältigenden Sieg der radikal-sozialistischen Partei gebracht. Dem Wahlkampf gingen die an das Unglück von Courrières geschlossenen Ausstandsbewegungen in den Departements Nord und Pas de Calais, sowie die Anläufe zu einem Generalstreik in einer Reihe französischer Hafenstädte parallel. Nach anfänglichem Schwanken, durch welches die aufgebotenen französischen Truppen in eine fast unerträgliche Lage versetzt wurden, und nachdem der Minister des Innern Clémenceau sich persönlich davon überzeugt hatte, daß mit großen Worten, parlamentarischer Beredsamkeit und mit Berufung auf die gesunde Vernunft nichts auszurichten sei, entschloß sich die Regierung endlich, die Arbeitswilligen durch die Tat zu schützen, und ein energisches Eingreifen der Truppen vermochte dann auch die bürgerliche Ordnung und die öffentliche Sicherheit herzustellen. Es war allerdings die höchste Zeit, denn es drohten Zustände einzutreten, wie sie die russischen Ausstandsbewegungen gezeitigt haben und wie jede rohe Übermacht unzufriedener Haufen sie überall herbeiführt, wo sie auf Schwäche und Unentschlossenheit stößt. Sehr merkwürdig ist aber, daß das Ministerium Sarrien es nötig gefunden hat, nach zwei Seiten hin Mitschuldige der Ausstandsexzesse zu suchen — und zu finden. Einerseits unter den Anarchisten, und das ist wohl verständlich, denn das gesittete Frankreich ist neuerdings mehrfach durch Dynamitbomben geschreckt worden. Offenbar hat die Ruchlosigkeit dieser Feinde jeder Form des Kulturlebens die Gelegenheit benutzen wollen, welche die Ausstandsbewegung bot, um die Verwirrung so zu steigern, daß sie zur Anarchie, d. h. zum ungezügelten Regiment der natürlichen Instinkte führen konnte. Das gehört nun einmal zur Theorie des Systems, und solange man sich nicht entschließt, nach dieser Richtung hin alle Duldung fahren zu lassen und die Anarchisten zu behandeln, wie sie es verdienen, d. h. als Tollhäusler, so lange sie bei der Theorie bleiben, und als Verbrecher, sobald sie zur Tat schreiten, ist keine Aussicht, daß eine Wandlung eintritt. Ganz anders aber steht es mit der zweiten Gruppe der angeblichen Mitschuldigen, den Monarchisten und anderen Gegnern der französischen Regierung. Daß man in diesen Kreisen mit Sehnsucht jede Wendung beachtet, die zu einem Sturz des herrschenden Systems führen und damit die Rückkehr zu gemäßigt republikanischen, zu klerikalen oder monarchischen Staatsformen fordern kann, ist ja durchaus begreiflich. Das ist

so gewesen, so lange es eine Republik in Frankreich gibt und wird voraussichtlich auch in Zukunft die Regel sein. Haben doch die französischen Republikaner unter der Restauration, dem Bürgerkönigtum und dem dritten Kaisertum genau so gedacht und wenn sie konnten auch gehandelt. Aber mit welcher Entrüstung haben sie gegen jede Verfolgung der politischen Gesinnung protestiert. Um mehr als Gesinnungsäußerungen hat es sich aber auch im vorliegenden Fall nicht gehandelt, und der ungeheure Lärm, der über die angebliche Bedrohung der Republik durch die Revolutionäre erhoben worden ist, bedeutet nicht mehr als eine wirksame Reklame für das herrschende Regime. Jede Veränderung erscheint den beati possidentes als Bedrohung und so ist man den „Rettern der Gesellschaft“ aufrichtig dankbar. Wer freilich den Verlauf der inneren Geschichte Frankreichs vor Augen hat und der zahllosen Retter der Gesellschaft gedenkt, die den heutigen vorausgegangen sind, wird ein Lachen nicht unterdrücken können, so bunt ist diese Gesellschaft, von Robespierre zu Danton und zu Napoleon I. und so weiter, bis zu Herrn Combes und Herrn Clémenceau. Aber jeder von ihnen hat seine Gläubigen gehabt, und es sollte uns wundern, wenn nicht über kurz oder lang Herr Clémenceau uns als französischer Ministerpräsident gegenübersteht. Und vielleicht wäre das so übel nicht. Er ist ein Mann von Energie und Ehrgeiz, und steht er einmal oben, so wird er suchen, sich in dieser Stellung zu behaupten, und das bedeutet ein nach außen friedfertiges Regiment.

Auch die Entwicklung der inneren Verhältnisse in England führt zu einem gleichen Ergebnis, wenn auch, im Gegensatz zu Frankreich, sich nicht verkennen läßt, daß die große Politik England stets in Spannung hält und wegen der Vielseitigkeit seiner Interessen in Spannung halten muß. So hat es im Augenblick mit argen Verlegenheiten in Südafrika infolge des Aufstandes der Zulu und der Chinesenfrage am Rand zu rechnen. Aber alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der Ausgang ein erfreulicher sein wird. Dann kamen die 10 Tage des Ultimatums in der Akabah-Tabahfrage, die durch Rückkehr zum status quo ante und zur Herstellung des guten Einvernehmens zwischen Egypten und der Pforte geführt haben, wobei für denjenigen, der die Dinge unbefangen von weitem ansehen kann, die Tatsache, daß die Egypter, den Khedive nicht ausgeschlossen, mit ihren Sympathien auf seiten des Sultans standen, gegen dessen Anmaßung England sie so energisch verteidigte, des Beigeschmackes einer gewissen Komik nicht entbehrt. Aber gewiß haben beide, Engländer wie Türken, allen Grund zufrieden zu sein, daß der drohende Konflikt glücklich beigelegt ist. Denn weder die schlagfertige englische Flotte, noch der erregte panislamische Fanatismus sind Waffen, die ungestraft in Aktion gesetzt werden, und in Konstantinopel wie in Kairo hat man gut getan, sich dessen zu erinnern. Überhaupt will uns scheinen, daß in England langsam aber sicher die Folgen des Sieges der Liberalen in einer Abwendung von dem aggressiven Imperialismus zum Ausdruck kommen wollen. Wir haben seit vielen Jahren die Töne nicht gehört, die jüngst der städtischen Studienkommission, die aus Deutschland nach England gesandt wurde, um die dortigen Munizipal-

einrichtungen gründlich kennen zu lernen, entgegengetragen worden sind. Der Kriegsminister Mr. Haldane, der Prime Minister Campbell-Bannermann, der Marineminister Lord Tweedmouth, endlich ein Politiker von dem Ansehen Winston Churchills haben in ihren Ansprachen an die deutschen Bürgermeister so voller Überzeugung und so warm von der Notwendigkeit eines guten Einvernehmens zwischen Deutschland und England geredet, daß man sich absichtlich verblenden müßte, um die Aufrichtigkeit dieser Kundgebungen von einflußreicher Stelle mißzuverstehen. Es haben uns dabei auch die Worte hoher Anerkennung gefreut, die Kaiser Wilhelm galten. Es war eine ganz andere Sprache als die, welche uns aus einem Teil der Presse seit Jahr und Tag entgegenklang, und wir glauben nicht optimistisch und übereilt zu urteilen, wenn wir in der Tat an den Beginn einer Wendung zum besseren in den deutsch-englischen Beziehungen glauben. Wie wir prinzipiell in dieser Frage stehen, ist mehr als einmal in dieser Zeitschrift zum Ausdruck gekommen. Ein gutes Einvernehmen zwischen Deutschland und England ist die natürlich gebotene Grundlage für eine gesunde Politik beider Staaten. Aber die Voraussetzung ist rückhaltlose Anerkennung des Rechtes beider Teile, über die eigenen Interessen nach eigenem Ermessen zu bestimmen. In Wirklichkeit stehen diese Interessen an keinem Punkte der Welt einander so gegenüber, daß sie einander widersprächen oder gar sich gegenseitig ausschlössen. Vielmehr läßt sich mit aller Bestimmtheit sagen, daß, wo Engländer und Deutsche Hand in Hand gehen, beiden gedient und zugleich den großen humanen Gedanken der Welterschließung und der recht verstandenen Freiheit das Feld geöffnet und die Bahn gesichert wird. Und nach dieser Richtung hin fällt unserer Presse, wenn sie sich des Zieles bewußt bleibt, eine große Aufgabe zu. Nicht nur unserer Presse innerhalb der Grenzen des Reiches, sondern auch einer Presse, die erst erstehen sollte und die in englischer Sprache diesen Gedanken zu vertreten hätte. Was bei uns geschrieben wird, tritt nur in telegraphischen Verkürzungen, oder in der nur zu oft übelwollenden Wiedergabe fremder Korrespondenten im Auslande an die Öffentlichkeit, so daß dort über den eigentlichen Inhalt unseres politischen Denkens unklare und oft karikierte Vorstellungen umlaufen. Es ist durchaus notwendig, daß nach dieser Richtung hin eine Wandlung eintritt, je früher um so besser.

Die freundschaftliche Art, wie die Frage der Grenzüberschreitung in Anlaß der Verfolgung Morengas geregelt worden ist, kann als gutes Omen für die Zukunft gelten. Sie kann, wie sich hoffen läßt, den Anstoß zu internationalen Verhandlungen geben, in welchen die Stellung der auf afrikanischem Boden kolonisierenden Mächte zu den Indigenen geregelt wird. Denn in der Tat, die Bewegung, welche heute unter den Schwarzen ausgebrochen ist, verdient ernste Beachtung, zumal jetzt religiöse Antriebe mitzuspielen beginnen, die den Keim höchst gefährlicher Verwicklungen in sich tragen. Auf diesem Boden wenigstens sollte Europa sich als ein Ganzes, als eine Interessengemeinschaft fühlen.

Die in Österreich-Ungarn und in Italien eingetretenen Wandlungen sind noch zu neu, um ein sicher begründetes Urteil zu gestatten. In Österreich-Ungarn

hoffen wir auf eine ehrliche und dauernde Verständigung beider Reichshälften und zugleich auf eine weitere Festlegung der Beziehungen, die uns mit unserem ältesten Alliierten verbinden. Die Dissonanzen, die aus einem Teil der ungarischen Presse herüberklingen, können uns daran nicht irre machen. Das kommt und geht und die großen Interessenfragen entscheiden. Ein Ungarn, das deutschfeindliche Politik macht aber würde den Ast absägen, auf dem es sitzt. Auch sind ja von Seite der Männer, welche die Politik des Landes bestimmen, die korrektesten Erklärungen in die Öffentlichkeit gebracht worden.

Sehr große Bedeutung messen wir dem bevorstehenden Besuche Kaiser Wilhelms in Wien bei. Nicht etwa, weil wir irgendwelche Sensationen von ihm erwarten, die können als ausgeschlossen gelten, sondern weil die Tatsache des Zusammenstehens von Habsburg und Hohenzollern in Erinnerung gebracht wird, zu einer Zeit, in welcher die nicht verantwortlichen Organe der politischen Tagesmeinungen begonnen haben, die festen Grundlagen der europäischen Kontinentalpolitik gleichsam zu eskamotieren. Was aber Italien betrifft, so scheint uns auch der Sturz des Ministeriums Sonnino in Zusammenhang mit jener sozialistischen Krankheit zu stehen, die heute überall in Europa, zumeist aber auf romanischem Boden kranke Früchte zeitigt.

Seit wir zuletzt unsere Blicke auf Rußland richteten, sind dort ungeheure Wandlungen eingetreten. Während die Wahlen zur Duma sich vollzogen, wobei der Sieg der konstitutionellen Demokraten in Petersburg so suggestiv wirkte, daß diese Partei fast überall den Sieg davontrug — es war die natürliche Folge des Fehlers, der begangen wurde, als man sich entschloß, die Wahlen nicht gleichzeitig, sondern zu verschiedenen Terminen erfolgen zu lassen —, entschloß sich unter dem Eindruck der Wahlniederlage und unter dem Druck der Presse, die eine immer radikaler werdende Sprache führte, die Regierung am 5. Mai, den Ministerpräsidenten Grafen Witte zu entlassen und zu seinem Nachfolger Herrn Goremykin zu ernennen, dem dann ein Kollegium von Ministern an die Seite gesetzt wurde, von dem allgemein angenommen wurde, daß es qualitativ niedriger stehe als das Ministerium Witte, in Betreff der politischen Gesinnung jedoch keineswegs eine liberalere Tendenz anzeige. „Die Namen Stischinski, Schirinski-Schischmatow und Kokowzow,“ so sagt das wissenschaftliche Organ der konstitutionellen Demokraten, die „Pravo“, „bedeuten Reaktion, das sind die schlimmsten Feinde des Gedankens der Volksvertretung, gleichsam — ein Feldzeichen! Sollte die Entlassung Wittes eine Bedeutung haben, so müßte das Ministerium aus reinsten Namen der Büreaukratie gebildet werden, aus solchen, deren Namen keinen Haß erregten.“ Es scheint in diesen Kreisen die Vorstellung zu herrschen, daß der Einfluß Trepows diese Ernennungen hervorgerufen habe, und gegen ihn vornehmlich ist jetzt der Haß gerichtet. Aber es liegt noch eine Reihe von anderen Ursachen der steigenden Unzufriedenheit vor. Die Verleihung der „Grundrechte“, nach denen so leidenschaftlich verlangt war, hat keinen Dank, sondern Erbitterung hervorgerufen, weil sie oktroyiert worden sind wie die Verfassung, und der

Reichsvertretung eine Änderung dieser Gesetze untersagt ist. Es kann aber gar nicht zweifelhaft sein, daß die Regierung gut daran getan hat, eine Norm zu setzen, an der nicht gerüttelt werden darf. Würden Grundgesetze der Duma als Gesetzentwurf zur Beratung vorgelegt, so ständen die allerradikalsten, mit dem praktischen Leben nicht zu vereinbarenden Beschlüsse mit Sicherheit zu erwarten. Das zeigte schon der dritte Kongreß der konstitutionellen Demokraten, der der Eröffnung der Duma unmittelbar vorherging und nicht nur von den Petersburger Koryphäen und ihren Petersburger Anhängern, sondern auch von zahlreichen der bereits eingetroffenen Dumamitglieder besucht wurde. Es war gleichsam eine Generalprobe vor Eröffnung der Reichsstände, und das Resultat war für die linke Gruppe der Partei — die wir uns keineswegs als etwas einheitliches vorzustellen haben — überaus erfreulich. Wurde auch an dem monarchischen Prinzip von diesen Kryptorepublikanern festgehalten, so waren die schließlich angenommenen Resolutionen entschieden revolutionär und unvereinbar mit der Verfassung vom 17/30. Oktober 1905. Das gilt, wenn wir auch von dem akklamierten sogenannten „vierschwänzigen“ Wahlrecht absehen, namentlich von der prinzipiellen Gegnerschaft gegen den als Oberhaus konstituierten Reichsrat, von der ohne jede Einschränkung geforderten Amnestie und von dem Agrarprogramm, das so wie es gedacht ist, auf eine Expropiierung aller nicht bäuerlichen Grundbesitzer hinausläuft. Wir halten die Annahme dieses letzten Programmpunktes deshalb für so außerordentlich bedenklich, weil die Annahme nur möglich war, wenn die „Intelligenz“ unter den konstitutionellen Demokraten, wider besseres Wissen und gegen ihr Gewissen, sich den begehrlichen Instinkten der Bauern unterordnete. Es muß aber ausdrücklich gesagt werden, daß in den Reihen der Partei eine große Zahl hervorragend gebildeter und hochbegabter Männer sich befindet, denen das Urteil über die Konsequenzen der gefaßten Beschlüsse gewiß nicht fehlt. Aber die Suggestion ist zu mächtig und es scheint uns, daß die Atmosphäre des heutigen Rußland so durchaus revolutionär gespannt ist, daß nur die allerstärksten oder die allerabgestumpftesten Nerven sich ihrem Einfluß entziehen können.

Das haben dann die ersten Tage der Dumaverhandlungen gezeigt.

Doch wir schicken einige äußerlich orientierende Bemerkungen voraus.

Das Gebäude der Reichsduma, der alte Palast, den Katharina II. dem Fürsten Potemkin schenkte, noch heute das Taurische Palais genannt, zeichnet sich inwendig durch sehr harmonische Linien- und Farbenwirkung aus. Alles ist in Weiß und sehr sauber gehalten. Die vielen feierlichen Säulen geben dem Ganzen etwas Ernstes und Altehrwürdiges. Ebenso ist der Gesamteindruck, den die Versammlung der Abgeordneten macht, ein überaus würdiger. Der Präsident Muromzew, Graf Heyden, Kowalewski, Dolgorukow sind imposante Erscheinungen. Sie reden zum Teil wie Jaurès mit Donnerstimme und mit angenehmem klangvollem Organ. Unter den Zuhörern herrschte in diesen ersten Tagen meist lautlose Stille — als wäre man in einer Schule, schreibt uns einer der Zuhörer. Auf den Tribünen bemerkt man viele Leute der großen Welt, auch hervorragende

Fremde, wie z. B. Leroy-Beaulieu, der mit großen erstaunten Augen auf die musterhafte Ordnung im Saale herabsieht. Dabei bewegt man sich, selbst als Fremder, recht frei in den Gängen und an den Buffets. Die jungen Sekretäre des Reichsratsbureaus fungieren vorläufig als huissiers und machen in sehr entgegenkommender Weise die Honneurs. Eine wenig zahlreiche Rechte, ein Zentrum, in dem die polnischen Abgeordneten sich zusammengefunden haben, eine gedrängte Linke und die noch nicht recht unterzubringende größte Gruppe — denn von Parteien läßt sich trotz allem noch nicht reden — der Bauern, die teils in dürftiger städtischer Tracht, teils im Bauernrock aufmerksam den Verhandlungen folgen und ihre Redner auf der montagne des Sitzungssaales haben, erhitzte leidenschaftliche Gesichter, die allerradikalsten der Versammlung.

Das alles hat sich am 20. Mai im Winterpalais zusammengefunden, um aus dem Munde des Zaren die Thronrede zu vernehmen. Der Akt war mit außerordentlichem Glanze, mit geflissentlich herangezogener geistlicher Staffage, als handele es sich um eine religiöse Feierlichkeit, eingeleitet. Der Zar, von der ganzen kaiserlichen Familie umgeben, Minister, Generäle, hohe Beamte, der ganze Hofstaat. Die Augenzeugen heben ausdrücklich die würdevolle Haltung des Zaren hervor und daß er mit fester, weitklingender Stimme die Thronrede verlesen. Dann zog die Menge in das Potemkinsche Palais; die Wahlen der Präsidenten und Vizepräsidenten, der Sekretäre usw. vollzogen sich etwas langsam, aber in Ordnung. Schon hier zeigte sich der überwiegende Einfluß der konstitutionellen Demokraten. Ihre Kandidaten drangen überall durch und ihre Gesichtspunkte haben in den Debatten über die Antwortsadresse, die dem Zaren überbracht werden soll, in allen Punkten den Ausschlag gegeben. Was uns am merkwürdigsten erscheint ist, daß auch der Passus der Adresse, welcher sich für die Expropriation des Grundbesitzes aussprach, einstimmig aussprach, obgleich doch für jeden Europäer der Wahnsinn eines solchen Beschlusses auf der Hand liegt. Ein Dissensus erfolgte erst, als die allgemeine Amnestie für alle Vergehen und Verbrechen beschlossen wurde, denen politische Motive zu Grunde liegen. Also auch die Eigentumsvergehen und Bestialitäten der russischen Agrarbewegung, die Morde und Niederträchtigkeiten der Bombenwerfer, alle Scheußlichkeiten der lettisch-estnischen Revolution — über das alles soll der Schleier der Gnade gedeckt werden, weil der gute revolutionäre Zweck und die revolutionäre Gesinnung, die diesen Taten zu Grunde liegt, an sich lobenswert ist! Es war im Grunde nur konsequent, wenn ein Bäuerlein verlangte, die Amnestie auch auf künftige Missetaten auszudehnen! Die bedingungslose Amnestie aber ist von allen gegen 6 Stimmen beschlossen worden, oder eigentlich einstimmig, denn Graf Heyden, Herr Stachowitsch, Fürst Wolkonski und noch 3 Abgeordnete verließen vor der Abstimmung den Saal!

Nebenher kam die Feindseligkeit gegen den Reichsrat zu unverhülltem Ausdruck und in den Reden der Entschluß, die hohen Beamten, welche die Ordnung seit dem 17./30. Oktober gewaltsam aufrechterhalten haben, zur Rechenschaft zu ziehen. Denn für sie allein soll die Amnestie nicht gelten!

Es hält schwer, sich in den Geisteszustand zu versetzen, aus dem diese Beschlüsse hervorgegangen sind. Von den meisten wird man wohl sagen können, sie wissen nicht was sie tun. Aber gerade diese Elemente, die jedem Impulse wehrlos gegenüberstehen, sind die gefährlichsten. Wo Instinkte entscheiden, schweigt nicht nur die Vernunft, sondern auch Menschlichkeit, Sittlichkeit, Rechtsgefühl, und die Lust des Augenblicks gibt den Ausschlag.

Man fragt wohl, was die russische Regierung unter solchen Verhältnissen machen soll?

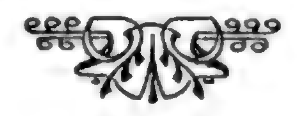
Da ist zunächst darauf hinzuweisen, daß sie eine Stütze im Reichsrat besitzt, der eine gemäßigt liberale, auf dem Boden der Verfassung vom 17. Oktober ruhende Tendenz vertritt. Sie kann sich auf ihn, wie Preußen in der Konfliktszeit auf das Herrenhaus, stützen. Aber freilich, es fragt sich, ob das russische Volk überhaupt imstande ist, einen Konflikt zu ertragen. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie ihn mit einer Revolution beantworten wird.

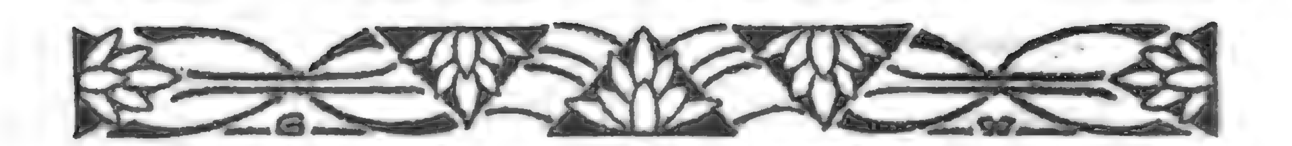
Auf eine revolutionäre Erhebung aber kann die Regierung nur antworten, indem sie entweder den Revolutionären ihren Willen tut, und das bedeutet wohl den Untergang, oder aber indem sie militärisch den Aufstand niederwirft und dann, soweit es die Verhältnisse gestatten, mit Hilfe des Reichsrats den Übergang Rußlands zu einem Rechtsstaat vorbereitet. Aber auch da drohen Gefahren!

Es wäre wohl am praktischsten, jene Antwortsadresse ganz unberücksichtigt zu lassen, in der Amnestiefrage zu tun, was der Reichsrat vorschlägt, d. h. zu amnestieren mit Ausnahme der Diebe, Mörder und Mordbrenner, die Agrarfrage zurückstellen und inzwischen von der Reichsduma Maßregeln beraten und beschließen zu lassen, die den beiden dringendsten Bedürfnissen des Staates Rechnung tragen: Maßregeln zur Linderung der in 28 Gouvernements wütenden Hungersnot und Vorbereitungen zur Regelung der Finanzverhältnisse.

Ob es möglich ist, die Duma zu bewegen, ihre Theorien zurückzustellen, um praktisch zu arbeiten, ist uns freilich sehr zweifelhaft. In Rußland nimmt man es sehr übel, wenn jemand seinen Zweifeln an der Erhabenheit der „Freiheitsbewegung", denn so nennt man euphemistisch die Revolution, Ausdruck gibt. Trotzdem glauben wir nicht mit ihnen zurückhalten zu dürfen. Die Entwicklung der Verhältnisse in Rußland setzt eine Reihe von Problemen der großen Politik in Fluß, die auch für die übrigen Staaten nicht gleichgültig sind. Man braucht nur an die polnische Frage zu denken, die im Fall des Ausbruchs einer neuen Aufstandsbewegung in Rußland sofort akut werden kann. Mit solchen Möglichkeiten ist zu rechnen.

An große Aktionen Rußlands nach außen hin glauben wir nicht, höchstens an politische „Versicherungen", und auch diese können erst aktuell werden, wenn die Regierung wieder in Rußland regiert.





Literargeschichtliche Berichte.*)

Von

Arthur Sewett.

I.

Biographien und Briefwechsel.

Der Kernpunkt aller Literaturgeschichte, ihre Seele gleichsam, ist die Biographie: das Erfassen des Gesamtwesens und Gesamtwirkens einer bedeutenden Persönlichkeit durch eine andere. Eine gute Biographie zu schreiben ist eine schwere Aufgabe. Sie erfordert nicht nur eine innige Vertrautheit mit der Zeit, aus der die Einzelerscheinung hervorgeht, ihren geistigen und sozialen Verhältnissen, nicht nur das Herausheben der typischen Momente, die für die Individualität neu und wesentlich sind, ihre Verknüpfung mit den Schöpfungen, kurz die Lösung des geheimnisvollsten aller Probleme der Kunst und des Lebens: des innerlichen Zusammenhanges zwischen Erlebnis und Dichtung, sie erfordert vor allem eine seelisch verwandte, kongeniale Natur. Wie in der Musik nicht der ein Interpret Beethovens oder Mozarts ist, der die technischen Schwierigkeiten ihrer Kompositionen, sei es auch noch so glänzend überwindet, sondern der allein, durch dessen Spiel die Seele Beethovens oder Mozarts lebend hindurchschwingt, so ist nur der berechtigt, das Leben eines großen Mannes durch das Wort zu interpretieren, der den geheimnisvollsten Regungen seiner Seele zu lauschen und sie wiederzugestalten fähig ist. Worin besteht im letzten Grunde die genialische Anlage einer Persönlichkeit? Darin, daß sie, in ihrer Zeit wurzelnd, sie zu überwinden sucht. Ich sage: sucht, denn ob und inwiefern ihr das gelingt, ist eine Sache für sich. Der geniale Mensch kämpft mit den Anforderungen seiner Zeit und ihren Irrtümern. Dieses Ringen reift in ihm die Erkenntnis, was den Menschen fehlt und wessen sie bedürfen. Indem er diese Bedürfnisse empfindet, stärker und bewußter als jeder andere und sie doch oft nicht zu stillen und zu verwirklichen vermag, wird sein Kampf titanenhaft, ja im letzten Ziele verzehrend, sodaß genialisch beanlagte Menschen in den seltensten Fällen glückliche Menschen sind.

Wer uns nun mitten in solch ein titanenhaftes Ringen und Leben hineinführen will, der muß naturgemäß nicht nur die technischen Vorbedingungen für seine Wissenschaft erfüllen, er muß die mitschwingende Seele haben und sie in seine Worte überfließen lassen. Nur aus solchem Geiste kann eine gute Biographie geboren werden.

* * *

---

*) Der Monatsbericht über innere Politik und der literarische Monatsbericht für dies Heft müssen wegen einer längeren Reise der Herren Verfasser ausfallen.

Vor mir liegt bereits in dritter Auflage August Langmessers Biographie **Conrad Ferdinand Meyers** (Wiegandt und Grieben, Berlin). Wer die, ich möchte sagen eine plastische Gesundheit atmenden Dichtungen Meyers liest, macht sich von seiner Persönlichkeit gerne das Bild einer durch und durch normal sich entwickelnden Natur, in deren Harmonie jener leise krankhafte Zug ganz fehlt, ohne den die genialische Anlage für manchen nicht denkbar ist. Ich kenne eine ganze Anzahl literarisch interessierter, ja befähigter Männer und Frauen unserer modernen Zeit, die, ohne daß sie etwa einem übertriebenen Naturalismus huldigen, für C. F. Meyer doch nicht das rechte Verständnis und die rechte Liebe haben, weil er ihnen — zu gesund erscheint. Eine ebenso falsche wie oberflächliche Erfassung der geistigen Persönlichkeit Meyers, denn die genialische Anlage tritt bei ihm geradezu typisch in ihren Licht- wie Nachtseiten auf, und daß sie nicht in den gespreizten Flittern moderner Weltschmerzkoketterien, sondern in der klassischen Gewandung der Einfachheit und Natur einhergeht, macht sie nur stärker und wahrer. Das Wesen des Jünglings war so exzentrisch verträumt, so energielos und voller gärender Konflikte, daß es seiner Mutter ein Rätsel war. „Ich kann sagen, daß ich von ihm nichts mehr in dieser Welt erwarte“, äußert sie sich im Jahre 1849 verzweiflungsvoll über ihren Sohn. Das ist um so auffallender als diese Mutter durchaus keine Durchschnittsnatur, vielmehr ein komplizierter Mensch war, dessen innere Entwicklung nach dem Tode des Gatten anormale Bahnen ging. Auch auf den Lebensgang dieses Dichters lagern sich so mit die dunklen Schatten der Vererbung. Ja, die seelischen Kämpfe seiner Jugend, die Verständnislosigkeit, mit der diese Mutter bei ihrem heißesten Bemühen ihrem Sohne gegenübersteht, Zerwürfnisse, zu denen ein solches Verhältnis führt, die religiösen Zweifel, die ihm wie allen tief angelegten Jünglingen nicht erspart bleiben, die angsterfüllte Einsamkeit, in die er unverstanden sich vergräbt, die Arbeit eines aufgezwungenen Studiums (der Juristerei), die den Menschen stets seelisch gefährdet, dieses Ineinander von schwermütiger Anlage, versagten Arbeitszielen und Unfähigkeit, mit dem Leben fertig zu werden, treibt den jungen Dichter in dieselbe Irrenanstalt, Presargier, in der seine Mutter vier Jahre später im Selbstmord enden sollte, während er, von „der abnormen Überreizung seiner Konstitution“, wie die Diagnose der Ärzte lautete, nach zwei Monaten geheilt, diesen Ort verlassen kann. Damit hat die dunkelste Zeit seines Lebens ihren Abschluß gefunden, und von Presargier aus geht der werdende Mann auf schweren aber lichten Bahnen seinem großen Ziele entgegen. Von den Mitlebenden übt auf sein Werden den bedeutendsten Einfluß Louis Vuillemin, der geistvolle waadtländische Geschichtsforscher, der treue Freund seiner Eltern, in Lausanne. Ja, in einer Beziehung wird der französische Historiker von entscheidender Bedeutung für die künstlerische und sittliche Entwicklung Meyers: in diesem Manne, der in mancher Hinsicht für den Herzog Rohan im „Jürg Jenatsch“ Modell gesessen, gibt sich ihm die wahre Religiosität ungeschminkt kund, wächst ihm das Verständnis insbesondere für den Protestantismus. So hat es

die deutsche Literatur einem welschen Geschichtsschreiber zu verdanken, daß ihr in C. F. Meyer ein Dichter des Protestantismus erstand, der mit Meisterhand die Gestalten Luthers und Zwinglis, Huttens und Colignys, Gustav Adolfs und Rohans aus ihrem innersten Wesen heraus zeichnet (S. 31).

Wir begleiten den Dichter nun nach Paris, das dem schönheitstrunkenen Auge alle seine Herrlichkeiten erschließt, nach München und Rom, wo ihm vollends der Sinn für die große Kunst aufgeht und er gleich Goethe, der so von Michelangelo überwältigt wurde, daß ihm „nicht einmal die Natur auf ihn schmeckte“, in den Werken dieses Meisters die Offenbarung dessen sieht, was er in hellsichtigen Augenblicken dichterischer Intuition geahnt: „Große Kunst verkörpert große Gedanken“. Mit geschickter Hand zeichnet Langmesser nun das Bild des langsam, aber stetig reifenden Dichters; wie seine ersten Gedichte werden und seine Novellenversuche, die bald durch den großen Wurf „Jürg Jenatsch“ gekrönt werden, wie er mit der Höhe seines Schaffens auch die seines Glücks erklimmt, indem er sich, bald fünfzig Jahre alt, mit Louise Ziegler, der Tochter eines Obersten, verlobt und nun ein frischer Born seiner Dichtung entspringt, aus dem die Volltöne seines ureigensten Genius klingen, Liebeslieder von jener männlich kraftvollen Klangfarbe, wie sie der Lyrik Meyers zu eigen ist.

Dann sehen wir ihn in glücklicher Ehe in seinem eigenen Heim, dem erworbenen Landgute Kilchberg auf einem Höhenzuge am Züricher See. Hier entstehen seine Dichtungen vom „Schuß von der Kanzel“ bis zur „Angela Borgia“, unter ihnen die zweifellos größte, die Meyer je gelungen: „Der Heilige“. Aber auch die Stürme des Lebens bleiben nicht aus: bald nach der Drucklegung des Pescara wird der Dichter Ende des Jahres 1887 von einem Leiden befallen, das seine Schaffenskraft mehr als ein Jahr lähmt, und, als er endlich von ihm genesen scheint, hat die gewaltig konzentrierte Arbeit der letzten zwanzig Jahre und der jüngste Krankheitssturm an seinem sensiblen und erblich belasteten Nervensystem so gewaltsam gerüttelt, daß die mit ungeheurer Willenskraft lange zurückgedrängte Katastrophe hereinbricht. Ein über ein Jahr währender Aufenthalt in der Anstalt Königsfeldern gibt eine gewisse Heilung. Aber die Sonnenhöhe von früher erreicht Meyer nicht mehr. Sein Leben ist nur noch eine Dämmerung von flüchtigen Lichtblicken erhellt. Am 28. November 1898 erlöst ihn ein schneller sanfter Tod.

Die Quelle für Langmessers Arbeit ist der reiche Briefwechsel des Dichters gewesen, vor allem mit Julius Rodenberg, dem Herausgeber der „Deutschen Rundschau“, und mit Louise von Francois, von dem noch spezieller die Rede sein wird. Die anfangs hervorgehobenen Vorzüge einer guten Biographie darf der Verfasser für die seine in Anspruch nehmen, auch ein gewisser kongenialer Zug ist ihr eigen. Um das reiche Material architektonisch zu gliedern, scheidet er es in einen biographischen und literarischen Teil. Ob mit Glück, bezweifle ich. Denn einmal hat solche Scheidung insofern etwas Gewaltsames, als die Werke eines Dichters mit unzerreißbaren Fäden an seinem Leben hängen, zum andern

ruft diese Scheidung, weil der Verfasser naturnotwendig schon in den biographischen Teil die Schöpfungen des Dichters eingliedern muß, eine Wiederholung hervor, die ermüdend wirkt und das Buch in die Länge zieht.

* * *

Zu den biographischen Schriften ist weiter zu zählen ein aus dem Nachlaß Albert Bielschowskys erschienenes kleines Werk: „Friederike und Lilli". Fünf früher erschienene Aufsätze sind hier zu einem Buche gesammelt (C. H. Beck-München). Vieles aus ihnen war mir bereits aus der Goethebiographie Bielschowskys bekannt, die ich weit über alle anderen stelle, einige neue Züge, in denen ich mit dem Verfasser nicht übereinstimme, genauer zu erörtern ist mir leider der Raum zu knapp bemessen. Nur soviel möchte ich hervorheben, daß Bielschowskys Darstellung sich oft mit der eigenen Goethes in „Wahrheit und Dichtung" in Widerspruch befindet. In dem Aufsatz: „Friederike Brion" setzt er z. B. sowohl den ersten Besuch Goethes in Sesenheim wie den der Familie Brion in Straßburg zu anderen Jahreszeiten fest, wie dies Goethe aus künstlerischen Absichten getan. Ferner führt er den Nachweis, daß die Sesenheimer Liebesgeschichte entgegen Goethes Darstellung kein Idyll, sondern eine herzerschütternde Tragödie gewesen. Die Frage, warum Goethe Friederiken verlassen, sucht B. dahin zu lösen, daß Goethe auf seine große Zukunft nicht verzichten wollte, indem er sich frühzeitig durch eheliche Bande fesselte und in kleine Verhältnisse einschloß. Er hatte ein Ideal von sich selbst, das ihm durch eine Verbindung mit Friederike zerstört zu werden schien. Der Riese wollte kein Zwergleben führen. Für das Genie ist nur das das Rechte, das seiner Natur gemäß ist. Eine Verbindung mit Friederike war für Goethe nicht das Rechte, weil sie seiner Natur nicht gemäß war. Deshalb war er berechtigt, das Verhältnis zu lösen. Ob auch vom sittlichen Standpunkt aus, das bleibt eine Frage für sich (cf. S. 56 ff.).

In dem Aufsatz über „Lilli" tritt Bielschowsky dann den über die liebreizende Frankfurterin herrschenden Ansichten entgegen, wie sie von Lews, Heinrich Düntzer, ja sogar von Herman Grimm, Adolf Stahr und Goedeke vertreten werden. Sie alle brechen über Lilli Schönemann den Stab, nennen sie „eine kleine Kokette", „das arme Mädchen mit ihren paar Künsten," sprechen von frühzeitiger Meisterschaft ihrer Gefallsucht, die einen Goethe nie hätte beglücken können. — Mehr in den Bahnen von Schaefer, Abekens und Bernays gehend versucht B. eine völlige Rechtfertigung Lillis, rechnet sie zu den „Verkannten" und gibt in dem Bruche ihres Verhältnisses fast ausschließlich Goethe die Schuld, der in der hohen Wahrhaftigkeit seiner Natur selber früh und spät der heißgeliebten Jugendbraut volle Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Wir beobachten also hier dasselbe Schauspiel wie bei Friederike. Nach der Verlobung überfällt Goethe die Angst vor der Heirat, die Angst, sich für immer binden zu müssen. So dreht sich auch hier alles um eine „unschuldige Schuld". Goethe selber hat bekannt, daß er von allen Frauen Lilli am meisten geliebt. Und in der Tat,

das spätere Schicksal Lillis, ihr Wachsen und Reifen zu einer großen tapferen Frau lassen es bedauernswert erscheinen, daß ihre Verlobung damals zu einem traurigen Ende führte. Unter allen Frauen, vielleicht mit Ausnahme von Frau von Stein, wäre Lilli wohl die Goethe ebenbürtigste gewesen.

* * *

Auch Therese Devrients „Jugenderinnerungen“ (Carl Krabbe-Stuttgart) sind eine Biographie. Es handelt sich um die Memoiren, die Therese Schlesinger zuerst über ihre Kindheit und Jugend in Hamburg und Berlin zur Zeit der Napoleonischen Schreckensherrschaft, dann über ihre durch ihren Übertritt zum Christentum ermöglichte Ehe mit dem bekannten Sänger und Schauspieler Ed. Devrient niedergeschrieben. Manches in diesem Buche ist hübsch und behaglich zu lesen. Wir erhalten das Bild einer harmonischen Künstlerehe ohne Erregungen und Stürme. Wir lernen bedeutende Menschen näher kennen: Alex. von Humboldt, Felix Mendelssohn, den Maler Wilhelm Hensel, den Komponisten Marschner. Vor allen entwickelt sich Eduard Devrients Charakter und künstlerisches Werden vor unseren Augen; wir gewinnen zwar von ihm mehr den Eindruck eines überaus fleißigen und gewissenhaften als genialen Künstlers. Kein dunkler Fleck, nicht einmal ein leichtsinniger Zug, überhaupt keine jener Schattenseiten, wie sie großen Künstlern so leicht eignen, stört das Bild dieses liebenswerten Menschen, der sich auch als Schriftsteller durch den Text zu Marschners Oper: „Hans Heiling“, in weit höherem Maße noch durch seine „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“, einen Namen gemacht. — Sollte das Buch nichts anderes sein als, wie der Herausgeber Hans Devrient in der Einleitung es meint, „Tagebuchblätter einer glücklichen Frau, wie sie einst für ihre Kinder und Enkel niedergeschrieben“, so wäre nicht der leiseste Einwand dagegen zu erheben. Für die Öffentlichkeit wird es eine leichte Unterhaltungslektüre sein, einen literarischen Wert dagegen kann ich ihm nicht zugestehen. Selbst nicht einmal in der Darstellung des Werdens und Kämpfens eines großen Künstlers durch die eigene Frau. Erstens tritt diese zurück vor allerlei mit behaglicher Breite geschriebenen häuslichen und sonstigen Vorkommnissen, sodann fehlt für eine solche die anfangs erwähnte, vornehmste Bedingung für eine gute Biographie: die Kongenialität. Das Buch ist von Anfang bis zu Ende spießbürgerlich geschrieben, es mag Muster für jede Ehe, Hausfrau und Mutter sein, der kraftvolle Zug, das Hineinleben in das innere Sein eines schaffenden Künstlers fehlt ihm. Dazu ist die Ausdrucksweise oft bedenklich dilettantisch. Alles das hat mich das Buch mehr mit der gewissenhaften Pflichterfüllung des Referenten als mit irgend einer inneren Anteilnahme lesen lassen.

* * *

Hiermit bin ich von den biographischen Werken bei dem Briefwechsel angelangt. Seitdem uns in Goethes Briefen ein Lebensbuch unerschöpflicher Frische und Fülle aufgeschlagen, ist der Briefwechsel in der deutschen Literatur

zu üppiger Blüte emporgeschossen. Und wer wollte nicht zugeben, daß wir in den eigenen Lebensäußerungen bedeutender Menschen eine authentischere und reinere Quelle für ihr Wesen und Wirken besitzen als in dem Resumee, das ein anderer über dieses zieht? Aber auch hier bedenkliche Schattenseiten. Nicht nur, daß es jetzt Mode geworden, die Briefe eines jeden Menschen, der irgend einen Platz in der Literatur eingenommen, der Öffentlichkeit zu überliefern, nein, jeder ganz nebensächliche, jeder die intimsten und nur für die Empfänger berechneten Dinge, jeder geschäftliche Angelegenheiten behandelnde Brief, jedes in der Augenblicksstimmung hingeworfene Zettelchen wird nun von dem Herausgeber mit peinlicher Akkuratesse gesammelt, registriert und in dickleibigen Folianten in die Welt hinausgeschickt.

Das ist nicht nur literarisch wertlos, es ist vor allem pietätlos gegen den Dichter, es trübt sein Bild, anstatt es zu erhellen. Jedesmal, wenn ich solchen Briefwechsel in die Hand nehme, muß ich daran denken, wie viele solcher Briefe ungeschrieben gelassen oder nur mit dem Vermerk: „Sofort verbrennen!“ abgesandt wären, hätte ihr Schreiber je geahnt, daß sie einmal jedem fremden Auge und jeder Kritik der Öffentlichkeit unterbreitet würden.

Von den mir heute vorliegenden Werken erwähne ich zuerst eins, das einen nach meiner Meinung verfehlten Mittelweg zwischen Biographie und Briefwechsel einschlägt. Es heißt: „Joseph Viktor von Scheffel und Emma Heine“, trägt die anziehende Unterschrift: „Eine Dichterliebe“, ist von Ernst Boerschel geschrieben, von Ernst Hoffmann & Co.-Berlin verlegt und enthält auf sehr vielen und sehr großen Seiten die Geschichte einer 35 Jahre dauernden, nie durch eine Laune gestörten, nie zu einer Heirat führenden Liebe — auch dann nicht, als Emma durch den Tod ihres Gatten frei wurde. — Daß Scheffel seine 9 Jahre jüngere Base Emma Heine geliebt hat, daß er um sie geworben und von ihr einen Korb erhalten, daß er nicht aufgehört hat, sie zu lieben, auch als sie bereits verheiratet war, daß diese Emma das Urbild für manche dichterische Frauengestalt Scheffels gewesen, und auf sie das nicht einmal durch alles bis zum Überdruß getriebene Gesinge und Gesage in seiner Schönheit erschütterte: „Behüt Dich Gott“ gedichtet war, das ist Jedermann bekannt, der sich mit Scheffels Leben und Wirken beschäftigt hat. Aber ob es damit nicht genug gewesen? Alles dies durch über hundert Originalbriefe, Gedichte und Sprüche von oft wenig wesentlichem Inhalt erhärten, durch unaufhörlich eingestreute biographische Kapitel unermüdet den Nachweis führen wollen, daß, was Scheffel je erlebt, geschaffen, ersonnen, nur auf Emma Heine zurückzuführen sei, das erscheint mir übertrieben, ja oft gewaltsam, z. B. in der Entstehungsgeschichte des Ekkehard, die mir einen wenig überzeugenden Eindruck macht. Ein Abglanz der „guten, alten Zeit“ liegt auf diesen Briefen, ich leugne es nicht, nur daß diese Zeit für uns modern empfindende, an übergroße Liebessentimentalität nicht mehr gewöhnte Menschenkinder auch einmal — zu gut und zu alt erscheinen kann. Der Verfasser hat es gut gemeint, er hat das immerhin eigenartige Verhältnis in poetischer und

anziehender Weise verherrlicht — aber weniger wäre mehr gewesen. Selbst die idealste Absicht kann verstimmen. Es besteht eine Grenze zwischen einer literarisch ernst zu nehmenden Biographie und einem sentimentalen Liebesroman. Und diese Grenze hat das Buch trotz mancher Vorzüge überschritten.

* * *

Weit höher wird natürlich ein Briefwechsel stehen, in dem sich ebenbürtige Geister berühren, in dem nicht sentimentale Liebesergüsse, sondern das ineinander Denken und Wirken suchender, ringender Menschen, ihr Streben nach den höchsten geistigen Zielen unser Interesse mit größerem Rechte in Anspruch nimmt. — Obenan steht unter den neueren Erscheinungen in dieser Beziehung der Briefwechsel Friedrich Nietzsches mit Malvida von Meysenbug (Schuster & Löffler, Berlin 1905). Die Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" ist wohl die einzige Frau gewesen, mit welcher Nietzsche Jahre lang in innigster Freundschaft verbunden gewesen, schreibt seine Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche. Bei der Grundsteinlegung des Festspielhauses in Bayreuth lernten sie sich kennen, die gemeinsame Verehrung für Richard Wagner führte sie zusammen. Abgesehen von der Tiefe geistiger Fragen und Probleme, die dieser Briefwechsel in stets anregender, nie ermüdender Weise vor unseren Augen enthüllt, ist er in zweifacher Hinsicht bemerkenswert: Einmal zeigt er uns den jungen Nietzsche noch in seiner reinen, ungebrochen idealen Kraft, in jener künstlerischen Demut und Lauterkeit, die noch kein Schatten des späteren Verhängnisses und des ihm vorangehenden innerlichen Umschwungs trübt. Man erhält nach diesen Briefen ein viel kindlicheres, anziehenderes Bild von diesem feuersprühenden Geiste, als es in der Vorstellung mancher Menschen lebt. Zum andern aber enthüllt dieser Briefwechsel in Malvida von Meysenbug eine Frauengestalt so tiefen Denkens, so ernst durchdringender, selbständiger Lebensauffassung, so reichen, nie sentimental sich verirrenden Gemütes, daß ich nicht anstehe, ihre Briefe noch höher als die Nietzsches zu werten. In Hinsicht auf das wunderschöne Verhältnis zwischen Malvida und ihrem Pflegekinde, der lieblichen Olga Herzen, später mit dem Historiker Gabriel Monod verheiratet, schreibt Nietzsche: „Eins der höchsten Motive, welches ich durch Sie erst geahnt habe, ist das der Mutterliebe ohne das physische Band von Mutter und Kind; es ist eine der herrlichsten Offenbarungen der caritas." — Dieses Buch kann ich jedem für geistestiefe, gemütswarme Lektüre Gestimmten angelegentlich empfehlen.

* * *

Auch ein anderer Briefwechsel zwischen einem bedeutenden Manne und einer ihm gleichartigen Frau hat auf Interesse Anspruch: der C. F. Meyers mit Luise von Francois, herausgegeben von Anton Bettelheim (Berlin, Georg Reimer). Er setzt lebendig ein mit einem Briefe, in dem C. F. Meyer der Verfasserin der „letzten Reckenburgerin" seine Vorliebe für ihr Erzählen aus-

spricht, da ihm die demselben eigentümliche Mischung von konservativen Überlieferungen und freien Standpunkten durchaus homogen sei, und läßt nach diesem ersten Anfang wirklich innerliche und geistig-tiefere Beziehungen zwischen zwei wahlverwandten Menschen vermuten. Und in der Tat wird Luise Francois nun bald die Vertraute der dichterischen Pläne Meyers und seine Ratgeberin. Wenn er beim Ordnen seiner Papiere 4/5 aller Briefschaften verbrennt, hebt er zuvor sorgfältig das kleinste Blättchen von der Hand der Reckenburgerin auf. „Nirgends," meint A. Bettelheim, „äußert sich Meyer unumwundener: eindringlich über lyrische, epische und dramatische Entwürfe; lapidar über Glaubensfragen; eigenrichtig über Lebens- und Kunststil; scharf charakterisierend über namhafte Zeitgenossen, Renan, Hamerling, Geibel." Aber auch die Briefe der Francois erheben sich über das Mittelmaß weiblicher Episteln. Was besonders an ihnen Sympathie erweckt, ist die Aufrichtigkeit, in der sich die feine Kennerin stets zugleich als unbestechliche Richterin zeigt.

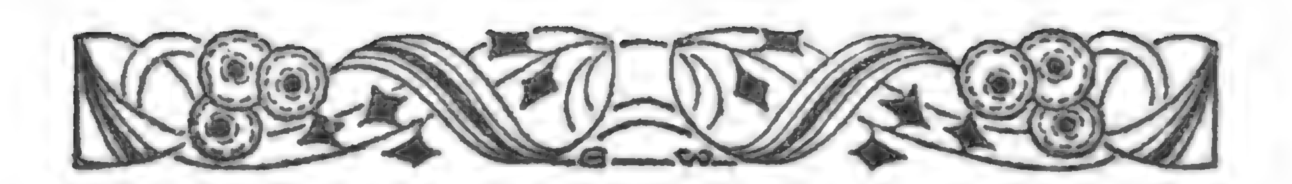
Streife ich noch die von Ludwig Geiger herausgegebenen Briefe Ludwig Börnes an Jeanette Wohl (Berlin, F. Fontane & Co.), deren Reiz neben dem imtimen Tone (sie sind zum Unterschiede von einer früheren geringeren und streng korrigierten Ausgabe hier unverändert wiedergegeben) in der anschaulichen Schilderung des Berliner Gesellschaftslebens i. J. 1828, seinen geistigen, Theater- und Presseverhältnissen besteht, so wäre das Namhafte unter den neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Biographie und des Briefwechsels erledigt.

Bücherschau.

Wörterbuch der Volkswirtschaft. In zwei Bänden. Bearbeitet von Georg Adler, G. von Below, M. Biermer, van der Borght, Karl Bücher, E. Flügge, Dr. Freund, E. J. Fuchs, Frhr. von der Goltz †, Karl Grünberg, J. Hansen, M. von Heckel, Jentsch, Koebner, W. Lexis, W. Lotz, Alfred Manes, F. Pierstorff, Karl Rathgen, G. Schanz, M. Sering, K. Wiedenfeld, A. Wirminghaus u. a., herausgegeben von Ludwig Elster. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Die Ausgabe erfolgt in Lieferungen im Preise von 2 Mk. 50 Pf. — Preis des vollständigen in zwei Bänden erscheinenden Werkes: brosch. 35 Mk., elegant gebunden 40 Mk. Bisher 2 Lieferungen. (Abbau—Assignaten.)

Zu besprechen brauchen wir dies unentbehrliche, im höchsten Grade wertvolle Nachschlagewerk nicht. Wer es kennt, wird mit Freude diese 2. Auflage begrüßen, wer es nicht kennt, sei nachdrücklich darauf hingewiesen. Die neue Auflage ist durchweg umgearbeitet, aber die bewährte Anlage ist geblieben: die alphabetische Anordnung des gewaltigen Stoffs, der indes in ganzen, in sich zusammengehörenden Teilen an die einzelnen Mitarbeiter verteilt ist. So sind die Vorzüge weitgehender Arbeitsteilung und größter Einheitlichkeit gewonnen und gewahrt. Daß die Mitarbeiter erste Kräfte in ihrem Spezialfach sind, zeigt die Auswahl der Namen, die oben genannt sind. Sobald ein größerer Teil vorliegt, kommen wir ausführlich auf das Werk zurück, und empfehlen es heute nur dringend allen, die aus Beruf oder Neigung den wirtschaftlichen oder sozialen Fragen unserer Zeit nahetreten; sie finden darin alle gewünschte Belehrung und dies in wissenschaftlicher Gründlichkeit und Zuverlässigkeit.

O. H.



Das Deutschtum im Auslande.

Von

Johannes Zemmrich.

III.

Österreich: Wahlrechtsreform, Sonderstellung Galiziens, Krainer Landtag, Ministerwechsel. Böhmen, Mähren, Alpenländer. Ungarn. — Rumänien. — Schweiz. — Rußland.

In Österreich beherrscht die Frage der Wahlreform das gesamte politische Leben. Der bisherige Ministerpräsident Freiherr von Gautsch, der noch im vorigen Jahre sich als entschiedener Gegner des allgemeinen gleichen Wahlrechts bekannte, war plötzlich ganz anderer Ansicht geworden. Die Ursache dieser Meinungsänderung ist in den ungarischen Verhältnissen zu suchen. Seitdem die Krone mit Hilfe des allgemeinen gleichen Wahlrechts in Ungarn die widerstrebenden Koalitionsparteien zu überwinden hoffte, war es naturgemäß, daß auch in Österreich die Rückwirkung dieser Politik nicht ausbleiben konnte. Vielleicht hat man durch die Einbringung der Wahlrechtsreform in Österreich einen Druck auf Ungarn ausüben wollen. Wie dem auch sei, die Wahlreform ist eingebracht worden und soll binnen kurzem entschieden werden. Die Grundsätze dieser Wahlreform sind folgende:

Es soll das allgemeine Stimmrecht eingeführt werden; das gleiche Stimmrecht soll innerhalb der einzelnen Wahlkreise gelten. In der Wahlkreiseinteilung liegt der Schwerpunkt der ganzen Wahlrechtsreform. Herr von Gautsch hat selbst zugegeben, daß es nach der geschichtlichen Entwicklung und den tatsächlichen Verhältnissen Österreichs nicht möglich sei, die Wahlkreiseinteilung so zu gestalten, daß auf jeden Wahlkreis gleichviel Einwohner kommen. Die Steuerleistung soll mit berücksichtigt werden, aber nur in der Weise, daß dort, wo die direkte Steuerleistung sich über den Durchschnitt des ganzen Staates erhebt, auf eine geringere Anzahl von Einwohnern ein Abgeordneter kommt, als in den weniger steuerkräftigen Gegenden. Die Steuerleistung des einzelnen Wählers soll also nicht berücksichtigt werden. Schon dieser Umstand gibt zu schweren Bedenken Anlaß. Die steuerkräftigsten Bezirke sind die der großen Städte und der industriell hoch entwickelten Gegenden, vor allem in Niederösterreich und Böhmen. Das würde für die Deutschen insofern von Vorteil sein, als sie ja die Hauptträger der Industrie und damit der Steuerkraft in Österreich sind. Tatsächlich ist ihnen eine größere Zahl von Abgeordneten zugedacht, als sie nach ihrer Kopfzahl erhalten würden. Aber dieser Vorteil wird für die deutschnationalen Interessen vollständig dadurch aufgehoben, daß gerade in diesen industriell hoch entwickelten Gegenden auch die

Sozialdemokratie ihre zahlreichsten Anhänger hat und diese Wahlkreise ihr zum großen Teile anheimfallen werden. Im ganzen sollen die Deutschen 205 Sitze im Abgeordnetenhause erhalten, das ist dieselbe Zahl, die sie jetzt bereits innehaben. Von diesen 205 Mandaten würden aber wahrscheinlich etwa 40 der Sozialdemokratie zufallen und die übrigen zum großen Teile den klerikalen Parteien, die besonders in Niederösterreich, wo sie die Hauptstadt Wien beherrschen, und in den Alpenländern durch das allgemeine gleiche Stimmrecht gewinnen werden. Erscheint schon aus diesen Erwägungen die Durchführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts für die deutschen nationalen Parteien und Interessen nicht wünschenswert, so erscheint dies noch weniger der Fall, wenn man bedenkt, daß die Zahl der Abgeordneten um 30, von 425 auf 455, erhöht werden soll. Von diesem Zuwachs erhalten die Deutschen nichts, die Slawen dagegen alles, denn nach der vorgeschlagenen Wahlkreiseinteilung werden die Tschechen statt 87 künftig 99, die Ruthenen statt 10 dann 31, die Slowenen 23 statt 15, die Serbokroaten 13 statt 12 haben. Nur die Zahl der polnischen Abgeordneten würde durch Wegfall der Großgrundbesitzerkurie von 72 auf 64 sinken. Die Italiener sollen von 19 auf 16, die Rumänen von 5 auf 4 Abgeordnete herabgedrückt werden. Damit wäre die slawische Mehrheit im Reichsrate für immer besiegelt. Ein solches Wahlrecht ist für die Deutschen schlechterdings unannehmbar; sie würden mit seiner Annahme politischen Selbstmord begehen. Ganz ungebührlich bevorzugt erscheinen die kleineren slawischen Nationalitäten, vor allem Slowenen und Kroaten. Das kommt daher, daß in das neue Wahlgesetz als Grundsatz aufgenommen worden ist, die Zahl der Mandate in den einzelnen Kronländern nirgends zu vermindern. Damit ist der eine Grundsatz, den die Regierung aufgestellt hat, nämlich der der Berücksichtigung der Steuerleistung, von ihr selbst durchbrochen worden, denn sie gesteht den armen slowenischen Bauern schon auf durchschnittlich 46000 Einwohner einen Abgeordneten zu, während in dem hoch entwickelten Böhmen auf 53600 Einwohner und in Wien, das die meisten Steuern bezahlt, auf 60000 Einwohner ein Abgeordneter kommt.

Werfen wir noch einen Blick auf die vorgeschlagene Wahlkreiseinteilung in den einzelnen Kronländern. In Böhmen ist eine Erhöhung der deutschen wie tschechischen Mandate um je 4 vorgesehen. Die Wahlkreise sollen streng national abgegrenzt werden, so daß 48 deutsche und 70 tschechische Wahlkreise zu bilden wären. Ganz ungebührlich erscheint die Bevorzugung von Prag, wo schon auf 25500 Einwohner ein Abgeordneter vorgesehen ist, während in ebenso steuerkräftigen deutschen Gegenden die durchschnittliche Einwohnerzahl der Wahlkreise beträchtlich höher ist. Das rührt daher, daß die Einteilung der tschechischen Wahlkreise von der jungtschechischen Partei gemacht und selbstverständlich zu ihren Gunsten zugeschnitten worden ist. Daher auch der lebhafte Einspruch der tschechischen Agrarier gegen die böhmische Wahlkreiseinteilung. Eine Vertretung der nationalen Minderheiten ist für Böhmen nicht vorgesehen, so daß die sehr steuerkräftigen Prager Deutschen auch in Zukunft im Reichsrate nicht vertreten

sein werden. Es muß allerdings zugegeben werden, daß die Forderung der Minderheitsvertretung in diesem Falle ein zweischneidiges Schwert ist, da dann auch den tschechischen Minderheiten in Böhmen und schließlich auch in Wien eigene Abgeordnete zugebilligt werden müßten, die Zahl der deutschen Abgeordneten also dadurch keine Erhöhung erfahren würde. Wohl aber ist in Mähren nach dem Vorbilde des von uns (Februar 1906) bereits eingehend besprochenen Landtagswahlrechts eine Einteilung der Wähler in zwei nationale Kataster vorgesehen, und zwar sollen die Deutschen 17, die Tschechen 27 Abgeordnete wählen. Das bedeutet gegen den bisherigen Stand für die Deutschen einen Verlust von 6, für die Tschechen einen Gewinn von 7 Sitzen. Die Ursachen dieses Wechsels der Stellung liegen in der Aufhebung der Kurie des Großgrundbesitzes, die bisher zumeist Deutsche in den Reichsrat entsendet hat. In Schlesien sollen die Deutschen 2 Mandate verlieren, mithin nur 8 behalten, während die Tschechen 1, die Polen 2 gewinnen würden. Niederösterreich soll einen ganz wesentlichen Zuwachs von Abgeordneten erhalten: 55 gegen bisher 46. Die Stadt Wien mit 28 Abgeordneten erscheint aber immer noch zu gering bedacht. Die Wahlkreiseinteilung in Niederösterreich ist ganz von den Christlichsozialen Luegers gemacht worden, vor allem zum Nachteil der national gesinnten Provinzialstädte. In Wien würden voraussichtlich fast nur Christlichsoziale und Sozialdemokraten in den Reichsrat gewählt werden, in den übrigen Wahlkreisen fast überall Christlichsoziale oder sonstige Klerikale. Oberösterreich soll seine 20 Abgeordneten behalten. Die Wahlkreiseinteilung ist so, daß der bisherige Besitzstand annähernd gewahrt bleiben wird. Dasselbe gilt für Salzburg und Steiermark, wo die Zahl der deutschen Abgeordneten von 23 auf 22 vermindert, die der Slowenen von 4 auf 6 gesteigert werden soll, eine unausbleibliche Wirkung des allgemeinen Wahlrechts, da die Slowenen fast $^1/_3$ der Bevölkerung ausmachen. Ebenso ist ihnen in Kärnten ein Wahlkreis zugedacht. In Krain würden nach dem neuen Wahlrecht 11 Slowenen gewählt werden. Die beiden Sitze des deutschen Großgrundbesitzes würden den Deutschen verloren gehen. Hier liegt vor allem ein offenbares Unrecht vor. Gerade mit Rücksicht auf die Steuerleistung müßte der fast 30000 Köpfe starken deutschen Minderheit Krains ein Abgeordneter zugebilligt werden. In Tirol sollen die Deutschen von ihren 14 Mandaten 1 an die Italiener abtreten, die damit auf 8 kommen würden. Die deutsche Minderheit in Galizien bleibt wie bisher unvertreten. Für das östliche Galizien ist zu Gunsten der Polen eine Ausnahmebestimmung vorgesehen, indem in jedem ländlichen Wahlkreise 2 Abgeordnete gewählt werden, von denen jeder mindestens $^1/_4$ der Stimmen erhalten muß. Dadurch wird es den Polen möglich werden, in jedem dieser überwiegend ruthenischen Kreise einen Abgeordneten als Minderheitskandidaten durchzubringen. Die Bukowina soll wie bisher 3 deutsche Abgeordnete entsenden.

Die Stellung der Parteien zu der Wahlreform ist naturgemäß recht verschieden. Unter den deutschen Parteien sind die Klerikalen zum größten Teil einverstanden, weil sie einen beträchtlichen Gewinn an Sitzen erhoffen. Nament-

lich in Niederösterreich ist die Wahlkreiseinteilung ganz zu Gunsten der Christlich-sozialen getroffen worden. Sehr zufrieden sind selbstverständlich auch die Sozialdemokraten, sie sind in der großen Wahlrechtsdebatte die eifrigsten Sekundanten des Ministerpräsidenten v. Gautsch gewesen, sodaß auch bei dieser Gelegenheit die Bezeichnung „K. K. Sozialdemokratie“ reichlich verwendet worden ist. Es ist natürlich, daß eine Partei, die ihre Anhänger in den breiten Massen der unteren Stände hat, von einem allgemeinen, gleichen Wahlrecht große Vorteile erwarten muß. Die slawischen Sozialisten sind allerdings stets national gesinnt, was man von den deutschen Mitgliedern der Partei leider auch in Österreich nicht behaupten kann. Unter den deutschnationalen Parteien ist in früheren Jahren für das allgemeine Stimmrecht sehr lebhaft Partei ergriffen worden. Jetzt müssen diese einsehen, daß eine mechanische Gleichstellung aller Wähler nicht zu Gunsten der deutschnationalen Interessen sein kann. Die Wahlreform selbst ist einem Ausschuß von 49 Mitgliedern zugewiesen worden, der jedenfalls noch verschiedene, zum Teil einschneidende Änderungen an der Vorlage vornehmen wird. Die Deutschen sind in diesem Ausschuß so vertreten, daß sie bei einmütigem Zusammenhalten gegenüber den Slawen sehr wohl eine dem Deutschtum günstige Umgestaltung der Vorlage vornehmen können. Herr v. Gautsch hatte sich auch bereit erklärt, unter Umständen den Deutschen noch eine Zahl von Mandaten zuzubilligen und die Wahlkreiseinteilung zu ändern. In den deutschen Kreisen herrscht die Überzeugung vor, daß die Wahlreform nicht zu umgehen ist, daß sie aber in der von der Regierung vorgeschlagenen Form von den Deutschen auf keinen Fall angenommen werden kann. Die slawischen Parteien haben in der Wahlrechtsdebatte natürlich auch verschiedene Ausstellungen zu machen gehabt. Den einen ist die Zahl der Mandate in Anbetracht der Kopfzahl ihres Volksstammes zu gering, den anderen paßt es nicht, daß die Wahlkreiseinteilung zu Gunsten einer anderen Partei ihrer Nation vorgenommen worden ist. Zu letzteren gehören vor allen die tschechischen Agrarier, die sich lebhaft gegen die von den Jungtschechen gemachte Einteilung der tschechischen Wahlkreise in Böhmen wenden. Am unzufriedensten sind die Polen, die ihren Einfluß zu verlieren fürchten, wenn sie nur noch über den siebenten Teil der Reichsratssitze verfügen.

* * *

Die Wahlrechtsdebatte hatte noch ein interessantes Nachspiel. Die Abgeordneten Wolf und Schönerer brachten Dringlichkeitsanträge ein, durch welche die im Linzer Programm längst geforderte Sonderstellung Galiziens angebahnt werden sollte. Der Antrag Wolf entwirft genau die staatsrechtlichen Formen und Bedingungen, unter denen diese Sonderstellung durchzuführen ist. Das Vorbild dazu ist schon in der Stellung Kroatiens zu Ungarn gegeben. Die galizischen Abgeordneten würden demgemäß nur in allgemeinen Reichsangelegenheiten, z. B. in Armeefragen, in Zoll- und Steuerangelegenheiten, in Sachen des Postwesens und ähnlichen Fragen mitzuberaten und mitzustimmen haben, sie würden jedoch

jeden Einfluß auf die innere Verwaltung der österreichischen Länder und damit auf die deutschen Angelegenheiten verlieren. Die Deutschen würden dann in den deutsch-österreichischen Ländern etwas mehr als die Hälfte der Bevölkerung bilden und auch bei Durchführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts nie in die Minderheit kommen. Die Vorteile, die namentlich auch in Steuerangelegenheiten den Bewohnern der ehemaligen deutschen Bundesländer, also Deutschen sowohl als Tschechen und Slowenen, erwachsen würden, sind nicht zu unterschätzen. Es würde deshalb unbedingt vorteilhaft für die Deutschen sein, wenn diese Sonderstellung, die früher die Polen selbst gefordert haben, durchgeführt würde. Kroatien zeigt zur Genüge, daß dies auch praktisch sehr gut ausführbar ist. Die polnische Gefahr würde dadurch auch nicht vergrößert werden, denn schon heute können die Polen in Galizien tun und lassen, was sie wollen; Lemberg und Krakau sind schon jetzt die Mittelpunkte der deutschfeindlichen, auch nach Preußen übergreifenden großpolnischen Agitation. Die Preisgabe der Deutschen in Galizien ist tatsächlich in der österreichischen Politik bereits durchgeführt, und wir haben im letzten Berichte gezeigt, wie nach Abzug der deutschsprechenden Juden die Zahl der wirklichen Deutschen gegenüber den Ausweisen der Volkszählung um mehr als die Hälfte zusammenschmilzt. Die Juden fühlen sich auch in Galizien und in der Bukowina immer mehr als eigene Nation, sodaß auf sie seitens der Deutschen für die Zukunft nicht gebaut werden darf. Für die Bukowina, wo so gut wie keine polnische Bevölkerung vorhanden ist, würden sich ja in nationaler Beziehung besondere Bestimmungen nötig machen.

Diese Dringlichkeitsanträge wurden von dem Ministerpräsidenten v. Gautsch mit ungewöhnlicher Schärfe bekämpft. Er erklärte rundweg, daß die Regierung im Interesse der Staatseinheit diese Sonderstellung Galiziens nicht zugeben könne. Er suchte das Ganze als ein parteipolitisches Manöver hinzustellen. Die Deutschen haben natürlich bei Einbringung ihrer Dringlichkeitsanträge gewußt, daß sie diesmal mit ihnen nicht durchdringen würden, aber sie hatten die Genugtuung, daß sich doch eine Mehrheit für die dringliche Behandlung fand. Diese Mehrheit kam nicht dadurch zustande, daß die deutschen Parteien alle geschlossen dafür stimmten, im Gegenteil, die Klerikalen und auch verschiedene Liberale stimmten dagegen, aber die Polen schlugen sich auf die Seite der Antragsteller, natürlich aus anderen Gründen als diese. Ihnen kam es darauf an, dem Ministerpräsidenten ein Mißtrauensvotum auszusprechen, da sie durch die Wahlrechtsreform in ihrem Besitzstand verkürzt werden sollen. Sie waren bisher stets gewöhnt, für ihre Unterstützung der Regierung entsprechenden Lohn zu erhalten. Daß ihnen jetzt die Regierung einmal ihren Willen nicht tun wollte, veranlaßte sie zu dieser Kundgebung. Auch die Tschechen brachten einen Antrag auf Durchführung ihrer staatsrechtlichen Forderungen ein, fanden aber keine Mehrheit, obgleich sich Herr v. Gautsch in Anbetracht ihrer Forderung, zunächst nur einen Ausschuß einzusetzen, nicht direkt ablehnend verhielt. Diese parlamentarische Schlappe bewog die Regierung, den Reichsrat vorzeitig in die Osterferien zu schicken. Als Vor-

wand mußte die zu diesem Zwecke erfolgte Einberufung des Krainer Landtags dienen.

Diesem wurde von der Regierung eine Vorlage unterbreitet, nach der die Zahl der Landtagsmitglieder um 10 erhöht werden soll, die auf Grund des allgemeinen gleichen Wahlrechts zu wählen sind. Diese Vorlage fand jedoch den erbittertsten Widerstand bei den liberalen Slowenen, die durch gewaltsame Obstruktion die Beratung der Vorlage unmöglich machten und die Schließung des Landtages erzwangen. Der Grund dieser slowenischen Obstruktion liegt darin, daß diese 10 Mandate alle der klerikalen Partei zufallen und diese damit die Mehrheit im Landtage erhalten würde. Bisher sind in innerpolitischen Fragen die slowenischen Liberalen mit dem deutschen Großgrundbesitz zusammengegangen und haben auf diese Weise die Klerikalisierung der Landesverwaltung und Gesetzgebung verhindert. Die Deutschen würden von den 10 Mandaten bei der vorgeschlagenen Wahlkreiseinteilung nicht ein einziges bekommen haben, trotzdem die deutsche Sprachinsel um Gotschee sich sehr gut zu einem deutschen Wahlkreis hätte ausgestalten lassen. Die Deutschen können deshalb sehr zufrieden damit sein, daß durch den Gegensatz der beiden slawischen Parteien diese Wahlrechtsvorlage zu Fall gekommen ist.

* * *

Nach Ostern nahm Herr v. Gautsch die Verhandlungen mit den Parteien wieder auf. Er wollte den Deutschen wie den Polen eine erhöhte Zahl von Sitzen einräumen und sein Ministerium durch Aufnahme von deutschen, tschechischen und polnischen Parteiführern in ein parlamentarisches umgestalten, wenn er dadurch die nötige Zweidrittelmehrheit für die Wahlreform erlangen könnte. Die Deutschen zeigten Entgegenkommen; sie verlangten vor allem, daß keine slawische Mehrheit in den zukünftigen Reichsrat einziehen dürfe. Aber die Polen zeigten sich unversöhnlich und stellten unerfüllbare Forderungen. Da Herr v. Gautsch keine Möglichkeit sah, die Wahlreform durchzubringen, reichte er seine Entlassung ein. Der neue Ministerpräsident, Prinz Konrad von Hohenlohe, wird durch neue Verhandlungen mit den Parteien versuchen, die Wahlreform so umzugestalten, daß sie im Reichsrat zur Annahme gelangt. Ob es ihm gelingen wird, steht bei Abschluß dieses Berichtes noch dahin.

* * *

In den einzelnen österreichischen Kronländern sind in den letzten Monaten bedeutende Ereignisse auf nationalem Gebiete nicht zu verzeichnen gewesen. In Böhmen haben die Tschechen verschiedene kleinere Vorstöße versucht. So wollte im April der Führer der tschechisch-radikalen Partei Dr. Baxa in der ganz deutschen Stadt Asch eine tschechische Gerichtsverhandlung erzwingen, aber angesichts der einmütigen Haltung der Bevölkerung konnte er sein Vorhaben nicht durchsetzen; die Sache wurde dem Gericht in Brüx überwiesen. Auch in Aussig erlitten die Tschechen eine Abweisung, indem die tschechischen Predigten, die bereits eingeführt

waren, wieder eingestellt werden mußten. In der Nähe von Reichenberg liegt im tschechischen Gebiete nahe der Sprachgrenze das deutsche Industriestädtchen Böhmisch-Aicha. Die Bezirksvertretung des gleichnamigen Bezirks besteht aus 11 Tschechen und 7 Deutschen, letztere als Vertreter des Großgrundbesitzes, der Industrie und der Stadt Aicha gewählt. Die tschechische Mehrheit hat trotz des deutschen Widerspruches beschlossen, in Zukunft nur die tschechische Sprache als Amtssprache der Bezirksvertretung gelten zu lassen. Wieder einmal ein Beweis für die Auffassung der nationalen Gleichberechtigung bei den Tschechen. Die Deutschen haben selbstverständlich Einspruch gegen diesen Beschluß erhoben. Es bleibt zunächst abzuwarten, wie die höhere Instanz entscheiden wird. In derselben Weise suchte die tschechische Mehrheit des Prager Buchhändlergremiums die deutsche Minderheit zu vergewaltigen. Den treffendsten Beweis dafür, daß die Gleichberechtigung für die Tschechen nur da vorhanden ist, wo sie ihnen Vorteile bringt, hat aber der Landesausschuß gegeben, der für die frei gewordene Stelle des Vorstandes des statistischen Landesamtes den tüchtigsten Statistiker Böhmens, Prof. Heinrich Rauchberg, ablehnte, nur weil dieser Deutscher ist, obgleich er sogar von einem tschechischen Mitglied vorgeschlagen war.

In Mähren fanden Neuwahlen zur Handelskammer in Olmütz statt, deren Ergebnis war, daß diese Körperschaft zukünftig aus 30 Deutschen und 10 Tschechen besteht. Die Zahl der deutschen Stimmen ist gewachsen, die der tschechischen um 200 zurückgegangen.

In Steiermark haben die Deutschen bei den Gemeindewahlen in Schönstein, einem Marktflecken inmitten des slawischen Sprachgebietes, gesiegt, während bisher die Gemeindevertretung in windischen Händen war.

Ein deutscher Volksrat ist nunmehr auch für Südsteiermark ins Leben getreten, der eine organisierte Abwehr der slawischen Vorstöße ins Leben rufen soll. Das bedrohte deutsche Gebiet ist in 11 Kreise geteilt worden, von denen jeder einen Vertreter in den Volksrat schickt. Die Leitung desselben hat ihren Sitz in Marburg, der größten deutschen Stadt Untersteiermarks.

In Tirol sind einige neue deutsche Feiertagsschulen im welschen Gebiete gegründet worden. St. Sebastian im Fersental erhält eine deutsche Volksschule, und sogar die Bewohner von Serrada bei Rovereto haben beim Tiroler Volksbund um eine solche nachgesucht. Sie erklärten, sie seien Deutsche, denen man nur ihre Sprache genommen habe. Die welsche Landbevölkerung ist durchaus nicht überall mit den irredentistischen Bestrebungen einverstanden, die auf gänzliche Verdrängung der deutschen Sprache hinzielen. Dagegen hat die Stadt Trient deutsche Maueranschläge verboten. Den ganzen Grimm der Irredentisten bekam zur Osterzeit Dr. Rohmeder aus München zu spüren, der den Lesern dieser Zeitschrift als Vorkämpfer und eifriger Förderer der deutschen Sache und besonders der deutschen Schule in den Sprachinseln Südtirols wohl bekannt ist. Eine Rotte von Irredentisten hatte von seiner Ankunft Kunde bekommen und wollte ihn gewaltsam angreifen. Auf dem Bahnhofe zu Persen im Suganer Tal, am Ein-

gange zur größten deutschen Sprachinsel Tirols, dem Fersental, stürmte die Menge auf ihn und seinen Begleiter ein, verwechselte aber die Personen und griff Rohmeders Begleiter, den Professor Meyer, tätlich an. Besonders tat sich dabei der Bezirksrichter von Persen hervor, was zu einer Interpellation im österreichischen Reichsrate geführt hat.

* * *

In Ungarn ist nun doch die Koalition zur Regierung gekommen. Was im ersten Augenblick als ein Nachgeben der verbündeten Parteien erscheinen konnte, hat sich nur zu bald als ein voller Sieg derselben herausgestellt. Die Koalition hat die alte bewährte Taktik verfolgt: vorläufig in einigen Punkten, wie der Kommandosprache und der Zollgemeinschaft, nachzugeben, um im Besitze der Regierungsgewalt nunmehr alles vorzubereiten, was für die zukünftige Durchsetzung ihrer Forderungen auch in diesen Punkten sich nötig erweist. Schon sprechen die neuen Minister offen aus, daß die Zolltrennung von Österreich 1917 tatsächlich durchgeführt werden wird, und auch in der Heeresfrage werden die neuen Minister bald Mittel und Wege finden, um der Krone weitere Zugeständnisse abzunötigen. Das neue Wahlgesetz, zu dessen Durchführung zwei Jahre Zeit gelassen sind, wird so gestaltet werden, daß die Madjaren nach wie vor unumschränkte Herren im Lande sind. Die sofort ausgeschriebenen Neuwahlen haben der Unabhängigkeitspartei die absolute Mehrheit im Reichstage gebracht. Sie kann nun frei schalten und walten und den Madjarisierungsprozeß weiterführen.

Die Deutschen haben also von der Umgestaltung der Dinge nichts zu erhoffen. Die siebenbürgischen deutschen Abgeordneten haben beschlossen, zunächst eine abwartende Stellung einzunehmen, zum Teil haben sie sich, vielleicht aus taktischen Gründen, recht auffällig dafür ausgesprochen, daß die Madjaren die Führung im Staate behalten müßten. Dank dafür werden sie ja sicher nach allen Erfahrungen der jüngsten Zeit nicht ernten. Ebensowenig dürfen sie hoffen, durch den Eintritt in die Verfassungspartei, von dem jetzt die Rede ist, Vorteile für die Deutschen zu erlangen. Sie würden dieselben Erfahrungen machen, wie einst in der liberalen Partei, die sich ganz aufgelöst hat.

Das Deutschtum im Banat gibt erfreulicherweise weitere Zeichen seines Erwachens. Schon bilden sich Tischgesellschaften, deren Mitglieder sich verpflichten, nur deutsch mit einander zu sprechen, und allenthalben versucht man, die früher den Madjaren bereits ausgelieferte Volksschule wieder zu gewinnen. In der großen Gemeinde Cservenka, von deren 7000 Einwohnern 90 v. H. Deutsche sind, ist jetzt die deutsche Sprache wieder als Sprache der Gemeindeverwaltung eingeführt worden. Leider steht nur zu befürchten, daß unter der neuen chauvinistischen Regierung wiederum mit allem Hochdruck an der Unterdrückung alles Deutschen gearbeitet werden wird. Für die Reichstagswahlen waren drei deutsch-nationale Kandidaten im Banat aufgestellt, von denen leider keiner durchdringen konnte.

Viel Beachtung hat eine Sitzung des Deutschen Reichstages gefunden, in welcher der Unterstaatssekretär Sydow erklärte, daß leider nichts gegen das

Verfahren der ungarischen Postverwaltung zu machen sei, die deutsche Telegramme von der Beförderung zurückweist, weil der Bestimmungsort in den alten deutschen Namensformen, wie Hermannstadt, Kronstadt, Preßburg usw. angegeben ist. Diese kleinliche Maßnahme der ungarischen Postverwaltung, die noch unter dem Ministerium Fejervary erfolgte, zeigt zur Genüge, von welch deutschfeindlichem Geiste die gesamte ungarische Staatsverwaltung erfüllt ist.

* * *

In Rumänien besteht eine starke deutsche Kolonie in Bukarest. Man schätzt sie auf 11000 Köpfe, unter denen sich eine sehr große Anzahl Deutscher aus Siebenbürgen befinden. Früher mußte man mit schmerzlichem Bedauern wiederholt von Streitigkeiten innerhalb dieser deutschen Kolonie hören, die namentlich auf dem Gebiete des Kirchen- und Schulwesens zum Ausbruch kamen. Jetzt sind in dieser Beziehung bessere Verhältnisse eingetreten, leider ist aber noch nicht volle Eintracht hergestellt. Es kommt jetzt die Kunde von Preßfehden zwischen Reichsdeutschen und österreichisch-ungarischen Deutschen, die in einer der beiden deutschen Tageszeitungen von Bukarest, dem Bukarester Tageblatt, zum Austrag gekommen sind. Auch hier hört man wieder die Klage, daß die Deutschen im Auslande allzuleicht in der fremden Nationalität aufgehen, in diesem Falle sich also romanisieren. Neben dem genannten Tageblatt besteht noch eine zweite deutsche Tageszeitung, der rumänische Lloyd. Der früher überwiegende französische Einfluß in Rumänien ist in starkem Rückgange vor dem deutschen begriffen. Den besten Beweis hierfür bot die Kundgebung der Bukarester Studenten gegen die von den höchsten rumänischen Kreisen, nicht zum wenigsten der Kronprinzessin, die dem englischen Königshause entstammt, geförderten französischen Theatervorstellungen in Bukarest. Es kam hierbei sogar zu blutigen Zusammenstößen und tätlichen Angriffen auf die Theaterbesucher.

* * *

In der Schweiz ist das Tagesereignis die Eröffnung des Simplontunnels. Durch diese neue Verkehrslinie, die einen großen Teil des deutschen Teiles von Wallis durchzieht, werden auch deutschnationale Interessen berührt. Da diese neue Zufahrtslinie nach Italien vor allem den Verkehr aus Ost- und Nordfrankreich an sich ziehen wird und der auf deutschem Sprachgebiete verlaufende Teil der Linie zwischen französischem und italienischem Sprachgebiete eingekeilt ist, so ist die Befürchtung nicht von der Hand zu weisen, daß der französische Einfluß in Oberwallis, namentlich an der Eingangsstation zum Tunnel im Städtchen Brieg durch Zuwanderung französischer Beamter und Arbeiter beträchtlich wachsen wird, falls nicht durch Ausführung eines zweiten Tunnels durch die Berner Alpen eine neue Verbindung mit der deutschen Schweiz und damit ein Einfallstor für den deutschen Einfluß geschaffen wird. Die Bewohner des Oberwallis haben indessen in letzter Zeit mehrmals in erfreulicher Weise ihr Deutschtum betont. So hat im Februar d. J. die katholisch-konservative

Partei des Oberwallis in ihr Parteiprogramm folgende Punkte aufgenommen: Schaffung eines deutschen Realgymnasiums in Brieg, Ernennung eines deutschen Schulrats für den deutschen Kantonsteil, strengere Durchführung der Gleichstellung des Deutschen mit dem Französischen, namentlich im Verkehr der Staatsverwaltung mit den deutschen Gemeinden. Die klerikalen Parteien anderer Kantone und Länder mit deutscher Bevölkerung könnten sich daran ein Beispiel nehmen.

Der neubegründete Deutsch-schweizerische Sprachverein hat seinen ersten Jahresbericht veröffentlicht. Seine bisherige Tätigkeit läßt hoffen, daß er für die Erhaltung und Verbreitung der deutschen Sprache ein wertvoller und tätiger Mitkämpfer sein wird.

* * *

Rußland steht gegenwärtig im Zeichen der Reichsduma. Die Deutschen haben bei den Wahlen 5 Sitze erlangt, 3 in Südrußland, 2 in den deutschen Wolgakolonien. In der größten Fabrikstadt Polens, in Lodz, erzielten die Deutschen im Bunde mit den Polen einen Erfolg gegenüber den Juden, die in Rußland durchaus als selbständige Nationalität auftreten. Dagegen unterlagen die Deutschen bei der Dumawahl in Riga. In den Ostseeprovinzen haben sie eine Anzahl Wahlsiege bei den Stadtverordnetenwahlen errungen, z. B. in Dorpat, Pernau und Fellin, verloren haben sie die Stadt Wenden. Reval, die Hauptstadt Estlands, scheint auch Aussicht zu bieten, wieder unter deutsche Gemeindeverwaltung zu kommen, da die jetzige estnische Mehrheit der Stadtverwaltung sich als unfähig erwiesen hat, und viele Esten selbst deutsche Verwaltung wünschen. Die Balten, die unter den Stürmen der Revolution so schwer gelitten haben, denken nicht daran, ihre Stellung in den Ostseeprovinzen aufzugeben. Wir wünschen ihnen von Herzen, daß ihr Optimismus sich als berechtigt erweist.

Bücherschau.

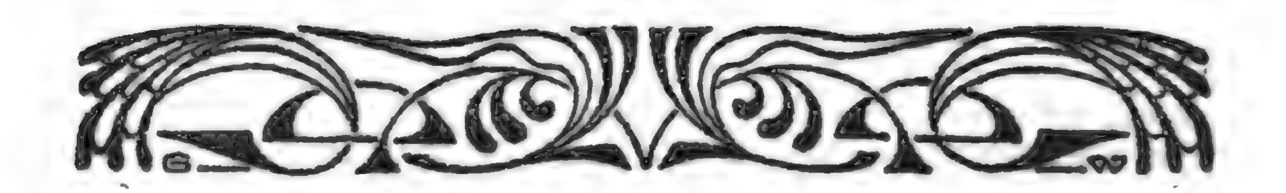
August Baumeister, Ausgewählte Reden des Fürsten von Bismarck. Halle a. S., Waisenhaus, 247 S., geb. 1.80 Mk.

Horst Kohl, Reden und Ansprachen des Fürsten von Bismarck 1890—1897. Kritische Ausgabe. 484 S. Stuttgart und Berlin 1905, Cotta.

Bismarck ist allgemach den Klassikern unserer Literatur beigesellt worden. Der Mann der Tat war auch ein Mann der schöpferischen Kraft in Wort und Schrift. Jeder Versuch, diesen Heros, in dem der Adel des Geistes und die Tiefe des Gemütes sich mit gewaltigster Tatkraft vereinigten, dem deutschen Hause und der deutschen Schule näher zu bringen, muß mit Freuden begrüßt werden. Der treffliche Aug. Baumeister (Kaiserl. Ministerialrat z. D.) erläutert in kernigem Vorwort, wie er die Auswahl in ihrer Verwendung sich denkt; sie kann viel Segen stiften und sollte sich in Volks- und Haus- und Schulbibliotheken einbürgern.

Eine sehr willkommene Gabe, die kritisch gesichteten Ansprachen nach der Entlassung, bietet uns Horst Kohl. Welche Fundgrube von Gedanken weitreichendster und vielseitigster Art sie in sich schließen, das braucht man nicht mehr zu rühmen. Die Ausgabe macht den Eindruck gediegener Forschung und philologischer Sorgfalt.

Neuwied. Alfred Biese.



Technische Umschau.

Von

P. Hopfer.

II.

In unseren Großstädten wird der Mangel an städtischen Schnellverkehrsmitteln von großer Leistungsfähigkeit in den letzten Jahren immer mehr fühlbar. Ganz besonders entsprechen die Verkehrsverhältnisse in Berlin schon lange Zeit nicht mehr wohlbegründeten Anforderungen.

Berlin hatte vor 60 Jahren noch etwa 400000 Einwohner, heute bereits im eigentlichen Berlin über 2000000, mit Vororten nahezu 3000000 Einwohner. Die Reichshauptstadt sah sich also ziemlich unvermittelt gewaltigen Verkehrsaufgaben gegenübergestellt, ziemlich unvermittelt hauptsächlich deshalb, weil sie nicht frühzeitig genug die Aufgabe, den Verkehr in die richtigen Bahnen zu lenken, erkannt hatte, oder wenn schon erkannt, in gewissem Grade vernachlässigt hatte. Es durfte der Stadt wenigstens nicht unbekannt bleiben, daß die Dichtigkeit des großstädtischen Verkehrs nicht in dem gleichen Verhältnis wie die Bevölkerung, sondern in viel stärkerem Maße zunimmt, und dann hatten auch städtische Behörden und die an der Entwicklung der Großstädte interessierten staatlichen Behörden beizeiten Vorsorge zu treffen, die Verkehrsverhältnisse auf der Höhe zu halten.

Die technischen Grundlagen für den lokalen Stadtverkehr haben sich in den beiden letzten Jahrzehnten ganz hervorragend entwickelt, und zwar bildet die elektrische Betriebskraft die Grundlage des heutigen Schnellverkehrs der Großstädte, man mag nach London oder Paris oder New-York kommen. Die elektrisch betriebene Stadtschnellbahn hat einen eigenen Bahnkörper nötig, der oberhalb oder unterhalb der Straßenoberfläche geführt sein muß. Der Verkehr auf diesen Schnellbahnen bietet ein viel größeres Maß von Regelmäßigkeit und Zuverlässigkeit als die im Niveau der Straßen betriebenen Straßenbahnen, gestattet vor allem eine rasche Aufeinanderfolge der Züge und größere Fahrgeschwindigkeit. Deswegen sind die Straßenbahnen nicht überflüssig. Sie sind auch weiterhin noch am Platze für die entfernter liegenden, weniger dicht bevölkerten Außenbezirke der Städte. Andererseits ist zu bedenken, daß, je weiter das Netz der Schnellbahnen in die Außenbezirke der Großstädte vordringt, um so leichter der Verkehr der

Außenbezirke und Vororte mit dem Innern der Stadt wird. Damit kommt man auch dem sozialpolitischen Ziele näher, den im Innern der Großstädte beschäftigten Massen bessere Wohnungs- und Lebensverhältnisse zu schaffen. Sehr schön hat London diese Aufgabe gelöst. Durch seinen groß angelegten Stadtschnellbahnverkehr ist es in der Lage, seinen zirka 7 Millionen Bewohnern beste Wohnungs- und Lebensverhältnisse zu bieten, wie es heute bei dem so intensiven Geschäftsbetriebe der Großstädte nötig ist. Paris hat leider sein Schnellbahnnetz auf das Weichbild der Stadt beschränkt, wohl in der bestgemeinten Absicht, die Steuerleistung der Bewohner der Stadt nicht geringer werden zu lassen. Dadurch hat Paris in der Anlage seines Schnellbahnnetzes einen Fehler gemacht.

Dr. phil. et jur. J. Kollmann gibt in dem Heft 3 über moderne Zeitfragen „Der Großstadtverkehr", dem ein Teil der Angaben dieses Aufsatzes entnommen sind, an, daß New-York für sein Stadtschnellbahnnetz von 39 Kilometer Ausdehnung zirka 147 Millionen Mark verausgabt hat, d. i. ungefähr 3,8 Millionen für das Kilometer, Betriebsmittel und Zentrale mit eingerechnet. Viel früher als in New-York hat man in London mit dem Ausbau eines Systems von Schnellbahnen begonnen. Jetzt hat London etwa 56 Kilometer Schnellbahn (ausnahmslos Untergrundbahn) im Betrieb oder in Ausführung. Dabei liegen noch eine große Reihe bestimmt zur Ausführnug kommender Projekte vor. Wenn alles ausgeführt ist, wird man in London annähernd 1 Milliarde Mark in den Stadtschnellbahnen investiert haben.

In unserer Reichshauptstadt bleiben die Verkehrsverhältnisse besonders in Bezug auf die Schnelligkeit weit hinter dem wirklichen Verkehrsbedürfnis zurück. Die Hoch- und Untergrundbahn hat ja einen wesentlichen Erfolg zu verzeichnen gehabt, aber der Umfang der Anlage ist für Berlin viel zu gering. Es sind ganze 11,3 Kilometer, oder, wenn wir noch die als Zufahrtslinie dienende Flächenbahn Zentral-Viehhof—Warschauer Brücke hinzurechnen, 13,3 Kilometer. Die Anlagekosten waren bei dieser Bahn relativ gering und stellten sich auf etwa 3 Millionen Mark pro Kilometer Doppelgleis. Die Einnahme beträgt etwa 12,4 Pfennig im Durchschnitt pro Fahrgast. Das erste volle Betriebsjahr (1903) erbrachte $3^1/_2$ Prozent Dividende auf das Aktienkapital. Im folgenden Jahre war eine Zunahme des Verkehrs um etwa 9,3 Prozent zu verzeichnen, und die Verkehrsziffer wird eine weitere bedeutende Steigerung erfahren, wenn die Hoch- und Untergrundbahn in der projektierten Weise nach Westen, sowie nach Osten und Norden verlängert wird.

Der weitere Ausbau des Netzes der Hoch- und Untergrundbahn wurde durch den Einspruch der Großen Berliner Straßenbahn bei der Stadt Berlin gegen Erteilung der städtischen Zustimmung zur Fortsetzung der Untergrundbahn vom Potsdamer Platz in der Richtung nach dem Spittelmarkt erheblich aufgehalten. Die Tageszeitungen haben über die einzelnen Phasen des Kampfes „Große Berliner Straßenbahn gegen Stadtgemeinde Berlin" ausführlich berichtet. Die Entscheidung ist zu Ungunsten der Straßen-

bahngesellschaft ausgefallen, und die städtische Verkehrsdeputation hat — so weit ist man nun jetzt — dem vollen Inhalte des Vertrags mit der Siemens und Halske-Aktiengesellschaft wegen Fortführung der Untergrundbahn vom Potsdamer Platz über den Spittelmarkt und den Alexanderplatz bis zur Schönhauser Chaussee zugestimmt, sich nur die nähere Fassung des Vertrags vorbehalten.

Die Anlagekosten mit 3 Millionen Mark pro Kilometer Doppelgleis sind in Berlin noch in mäßigen Grenzen geblieben. Die weitere Ausdehnung des Netzes wird mit erheblich höheren Anlagekosten verbunden sein. Nun sind die direkten Betriebskosten der Schnellbahnen wesentlich höher als die der Straßenbahnen, hauptsächlich wegen der viel schnelleren Fahrgeschwindigkeit. Diesen höheren Betriebsausgaben steht aber die Gewöhnung des städtischen Publikums an den 10 Pfg.-Tarif und das Verlangen nach billigen Monats- und Jahreskarten gegenüber. Und diese beiden einander entgegenarbeitenden Momente kommen in den finanziellen Ergebnissen zum Ausdruck. Die finanziellen Ergebnisse sind bei allen Untergrundbahnen oder Bahnen mit gemischtem Betriebe (Hoch- und Untergrundbahnen) unerwartet niedrige. Eine Rente, wie sie die Pariser Untergrundbahn abwirft (6 %) ist eine Ausnahme und nur dadurch erklärlich, daß diese Bahn die frequentiertesten Linien innerhalb des städtischen Weichbildes umfaßt, auch die Konkurrenz der Straßenbahnen fast ganz fortfällt.

Nicht richtig ist es, wenn eine städtische Verwaltung unter allen Umständen reine Untergrundbahnen verlangt, auch bei solchen Linien, bei denen man ohne Schädigung der öffentlichen Interessen mit dem gemischten Betriebe auskommen könnte. Sie halten so die Unternehmer solcher kostspieliger Bahnanlagen ab, derartige Projekte auszuführen. In städtische Regie werden ja solche Unternehmen nie genommen; wenigstens sind in sämtlichen Großstädten, die bisher Schnellbahnen haben, Erwerbsgesellschaften mit dem Bau und dem Betrieb dieser Unternehmen betraut worden. Eine solche Stellungnahme der Stadtverwaltungen dieser Großstädte schließt selbstverständlich nicht aus, daß die Verwaltungen einen wesentlichen Einfluß auf Linienführung, Art der Anlage und gewisse Betriebsfragen sich vorbehalten werden.

Es ist von der städtischen Verkehrs-Deputation Berlins schon vor längerer Zeit der staatlichen Aufsichtsbehörde das allgemeine Projekt eines aus fünf Linien bestehenden Netzes von Hoch- und Untergrundbahnen vorgelegt und um prinzipielle Zustimmung ersucht worden. Das Projekt soll wohlwollende Beurteilung von seiten der staatlichen Behörden gefunden haben. Von den fünf Linien ist die Fortsetzung der Hoch- und Untergrundbahn, wie wir oben ausführten, bereits genehmigt. Besonderes Interesse gewinnt eine der übrigen vier Linien, die sogenannte Nord-Südlinie, durch einen Entwurf der „Kontinentalen Gesellschaft für elektrische Unternehmungen" in Nürnberg. Diese Nord-Südlinie ist vom Gesundbrunnen über den Alexanderplatz

nach Rixdorf projektiert, und für diese Linie ist von der Kont. Ges. f. e. Unternehm. das System der elektrischen Schwebebahn vorgeschlagen worden, wie wir es zum ersten Mal in Deutschland zwischen Vohwinkel, Elberfeld, Barmen und Rittershausen angewendet gesehen haben. Das System der elektrischen Schwebebahn verdient deshalb Beachtung, weil es niedrige Anlagekosten, geringe Betriebskosten und, daraus resultierend, billige Tarife fordert.

Der Laie ist leicht geneigt, unter Bezugnahme auf die mustergültigen Ausführungen von Untergrundbahnen die Frage, ob Hoch- oder Untergrundbahn, nach Rücksichten des Geschmackes und der Liebhaberei zu beantworten, und zwar wird meist der Untergrundbahn der Vorzug gegeben, weil ihre Mängel dem Laien nicht ohne weiteres zum Bewußtsein kommen, ihre Vorzüge aber sehr ins Auge fallend sind. Diese Stellungnahme des Laien darf natürlich für das zur Anwendung kommende System nicht entscheidend sein. Unser erfahrener Verkehrspraktiker Dr. Kollmann sagt, daß man sich zunächst überhaupt nicht auf ein bestimmtes System festlegen und dann die Linienführung diesem System anpassen soll, sondern daß ausschlaggebend für die Ausgestaltung der Verkehrsanlagen allein die Bedürfnisse des Verkehrs sein müssen. Sonst kommen wir zu Verhältnissen, wie sie in Wien jetzt bestehen. Man hat dort die Stadtbahn, um Anlagekosten zu sparen, unter Vernachlässigung der Verkehrsbedürfnisse zum Teil durch zur Zeit noch unbebautes Gelände geführt. Die Folge davon ist, daß die Ergebnisse des Betriebes auch den bescheidensten Anforderungen nicht entsprechen und daß — was noch weit schlimmer ist — die fehlerhafte Anlage der Stadtbahn auf Jahrzehnte hinaus ein schweres Hemmnis für die Entwicklung Wiens bilden wird; schon deshalb, weil die vorhandene Stadtbahn die Schaffung besserer Verkehrseinrichtungen hindert. Deswegen hat Kollmann recht, wenn er verlangt, daß man von der dem vorhandenen Verkehrsbedürfnis am besten entsprechenden Trace ausgehen und ohne jedes Vorurteil untersuchen und prüfen soll, welches System der elektrischen Schnellbahn in Hinblick auf Bau- und Betriebskosten und die damit eng zusammenhängende Tariffrage der festgelegten Trace am günstigsten erscheint.

In dem Entwurf der Kont. Ges. f. elektr. Unternehm. wird nachgewiesen, daß eine Schnellbahn in der Bauweise der alten Stadtbahn ein Mehrfaches der seinerzeit für die Stadtbahn aufgewendeten Kosten erfordern würde, bedingt durch die sehr hohen Grundstückserwerbskosten. So hohe Anlagekosten machen die Bahn von vornherein unrentabel, und es bleibt nur übrig, wenn man diese Grundstückserwerbskosten sparen will, für die notwendigen Stadtschnellbahnen eine Bauweise zu wählen, welche die Benutzung der Straßen erlaubt. Eine Benutzung der Straßen verlangt aber erheblich schärfere Bahnkrümmungen als auf Hauptbahnen zulässig sind. Auch ist man mit Rücksicht auf die Straßenbreiten, die Tunneldurchführungen und vor allem mit Rücksicht auf die Herstellungskosten gezwungen die

Wagenquerschnitte zu verkleinern. Ein Übergang der Vorortzüge auf die neu zu schaffenden Stadschnellbahnen ist somit ausgeschlossen. Dann ist es gleichgültig, ob die neuen Stadtschnellbahnen eine Spurweite für ihre Gleise erhalten, die mit der der Hauptbahnen übereinstimmend ist.

Die Kont. Ges. hat eine sehr sorgfältige Aufstellung des gesamten Verkehrs von Groß-Berlin gemacht unter Berücksichtigung des Stadt- und Ringbahn-, des Hoch- und Untergrundbahn-, des Straßenbahn- und Omnibusverkehrs 1904 bezw. 1904/1905 und unter Benutzung der von den Betriebsgesellschaften erzielten finanziellen Resultate. Diese Aufstellung zeigt, daß die geplante Linie „Gesundbrunnen—Alexanderplatz—Rixdorf" eine große Verkehrserleichterung bringen würde. Sie verbindet die dichtest bevölkerten Gebiete, die in Berlin vorhanden sind, mit der Geschäftsstadt.

Um den wechselseitigen Übergang der Züge zu ermöglichen, ist man geneigt, eine einheitliche Bauweise für das Stadtschnellbahnnetz zu fordern. Diese Forderung wäre gerechtfertigt, wenn der Übergang der Züge von einer Linie zur anderen Vorteile bieten würde. Dem ist aber nicht so, denn eine sehr schnelle Aufeinanderfolge ist bei wechselseitigem Übergange der Züge nicht möglich. Die Erfahrung bei bestehenden Stadtschnellbahnen hat gezeigt, daß eine scharfe Trennung der einzelnen Linien ein Vorteil ist, den sich Paris z. B. beim Bau seines Stadtbahnnetzes bereits zu nutze gemacht hat. Der Übergang von einer Linie zur anderen muß bei getrennten Linien durch Umsteigen erfolgen. Der Unbequemlichkeit des Umsteigens steht ein Zeitgewinn in der Aufeinanderfolge der Züge von annähernd einer Minute gegenüber.

Mit der bestehenden Schnellbahn (der Hoch- und Untergrundbahn), sowie mit der Stadt- und Ringbahn sind die neuen Schnellbahnlinien durch Anschlußbahnhöfe in geeignete Verbindung zu bringen.

Die mit den bisher bestehenden Untergrundbahnen erzielten Betriebsergebnisse sowie die Anlagekosten dieser Bahnen hat die Kont. Ges. zusammengestellt und weist dabei nach, daß reine Untergrundbahnen zu einem Preise von weniger als 4 Millionen Mark pro Kilometer Doppelgleis nicht herzustellen sind. Nur unter außergewöhnlichen Verhältnissen wird man auf mehr als 3 Millionen Reisende pro Jahr und pro Kilometer rechnen können. Dann ist eine Mindesteinnahme von 15 Pf. von jedem Reisenden erforderlich, wenn eine solche Bahn sich verzinsen soll. Verschlingen aber die Anlagekosten 7 Millionen Mark für das Kilometer Doppelgleis — was in Berlin bei dem für solche Tunnelbauten wenig geeigneten Untergrunde Berlins gar nicht ausgeschlossen erscheint — so müßte bei der angegebenen Verkehrsdichte (ca. 10000 Personen pro Tag und Kilometer) die Durchschnittseinnahme von jedem Reisenden 20 Pf. betragen. Deshalb ist es ein für die Verwirklichung künftiger Stadtschnellbahnen bedeutsamer Vorzug der Schwebebahn, daß sie einen sehr niedrigen Tarif gestattet, wie ihn

bisher, von der Berliner Stadt- und Ringbahn abgesehen, nur die Straßenbahnen aufzuweisen haben.

Das der städtischen Verkehrsdeputation gemachte Anerbieten der Erbauung und Betriebsführung einer Schwebebahn Gesundbrunnen—Alexanderplatz—Rixdorf sieht nur eine Wagenklasse vor mit dem Fahrpreise von 10 Pfennig bis zur fünften Haltestelle, 15 Pfennig für größere Entfernungen. Da außerdem Rückfahrkarten zu ermäßigten Preisen ausgegeben werden, so stellt sich die durchschnittliche Einnahme von jedem Reisenden auf etwa 10 Pfennig pro Fahrt. Nach den früheren Ausführungen dürfte die Untergrundbauweise für eine neue Berliner Schnellbahn einen Tarif von mindestens 15 Pfennig erfordern. Bei 3 Millionen Reisenden pro Kilometer und 12 Kilometer Bahnlänge bedeutet ein Unterschied von 5 Pfennig eine Verringerung des von der Bevölkerung jährlich aufzubringenden Fahrgeldes von etwa 1 800 000 Mark.

Es gibt nicht wenig Leute, die in Vertretung ästhetischer Interessen die Schnellbahnen grundsätzlich von der Erdoberfläche verweisen wollen. Dieses Verlangen ist eigentlich die Eingebung eines Luxusbedürfnisses. Gewiß soll man die ästhetischen Gesichtspunkte nicht außer Acht lassen. Aber man soll sie nicht wirtschaftlichen Erwägungen voranstellen. Es gibt in unserer Reichshauptstadt sicher eine Reihe von Plätzen und Straßen von künstlerischer oder historischer Bedeutung, für die eine Hochbahn eine Beeinträchtigung bilden würde. Dort wird man die Hochbahn auch erst in letzter Linie hinbringen. Aber in Straßen ohne jeden architektonischen Charakter soll man nicht von ästhetischen Bedenken gegen Hochbahnen sprechen.

Dabei ist die Fahrt auf der Hochbahn anziehender als auf der Untergrundbahn, und der Pariser Unglücksfall hat mit erschreckender Deutlichkeit die Lehre wiederholt, die man eigentlich schon einige Jahre früher aus dem in einem Tunnel der Liverpooler Hochbahn vorgekommenen Zusammenstoß zweier elektrischer Züge hätte lernen können, daß die Sicherheit des Untergrundbahnbetriebes seine Kehrseite hat.

Die Schwebebahn ist in ihrer äußeren Erscheinung ansprechender als die gewöhnliche Hochbahn. Ihr Tragwerk liegt doppelt so hoch und ist durchsichtig. Damit nimmt ihr Oberbau der Straße wenig Licht und Luft, auch ist die Bahn selbst in schmalen Straßen zulässig. Weitere Vorzüge sind ihre größere Schmiegsamkeit in der Linienführung. Wenn es sich darum handelt, um Straßenecken herumzukommen, wird dies meistens bei der Schwebebahn noch ohne Grunderwerb abgehen, während der Standbahn schon die Eckgebäude zum Opfer fallen müßten.

Für die architektonische Wirkung einer Berliner Schwebebahn kann die Bauweise in Elberfeld-Barmen über den Wupperfluß nicht als Maßstab dienen. Dort war es unmöglich, mit Rücksicht auf die anliegenden Fabriken und die erforderlichen Gründungen, gleichmäßige Konstruktionen zu verwenden und so dem Auge ein harmonisches Ganze zu bieten. Stadtbaurat

Schoenfelder-Elberfeld läßt sich in der „Deutschen Städte-Zeitung" darüber aus, daß man bei der Elberfelder Schwebebahn die Konstruktion selbst in ihrer verblüffenden Einfachheit gezeigt habe, weil man sich bewußt war, daß eine reichere Ausstattung, wenn gewünscht, leicht zu erzielen gewesen wäre. Man habe aber nicht unnötig ein paar Millionen mehr in den Bau hineinstecken wollen. Daß eine reichere Ausstattung möglich ist, hat man ja an den beiden Bahnhöfen Elberfeld und Barmen gezeigt.

Man soll also die architektonische Wirkung der Schwebebahn nicht nach dem Versuchsobjekt, als welches ja Barmen-Elberfeld anzusehen ist, beurteilen. Wir sind ja so leicht geneigt, uns an unsere Schulästhetik zu klammern und das Neue, das Ungewohnte für unschön zu erklären. Und doch sollte gerade der Ingenieur das als das Schönste bezeichnen, was den im Auge gehabten Zweck auf das beste erreicht unter dem geringsten Aufwande von Material. Es ist das ungewohnte Bild, das uns nicht zur Bewunderung der tatsächlich genialen Konstruktionsweise der Schwebebahn kommen läßt. Treffend hat der verstorbene Mathematiker und Ästhetiker Geheimrat Hauck-Charlottenburg dies einmal, wenn auch in anderer Verbindung, so doch in diesem Sinne ausgesprochen: „Die Kunstgewöhnung ist mehr als die Hälfte des Kunstgeschmacks."

Der beste Beweis hierfür ist die oberirdische Stromzuführung bei Straßenbahnen. Vor zehn Jahren war diese noch dem Ästhetiker ein Dorn im Auge und er glaubte den Anblick großer Bauwerke gefährdet durch den sie überschneidenden Kupferdraht. Und heute? — Kein Mensch denkt mehr daran. So wird es uns auch mit der Hochbahn, besonders mit der Schwebebahn gehen.

Welche Möglichkeiten vorhanden sind, die Ausführung gefällig und dem Auge wohltuend zu gestalten, hat die Kontinental-Gesellschaft schön in ihrem Entwurfe durch Beigabe von Abbildungen reich ausgestatteter Mittel-, Bogen- und Gabelstützen gezeigt, wie sie in den verschiedenen Straßen zur Aufstellung kommen sollen.

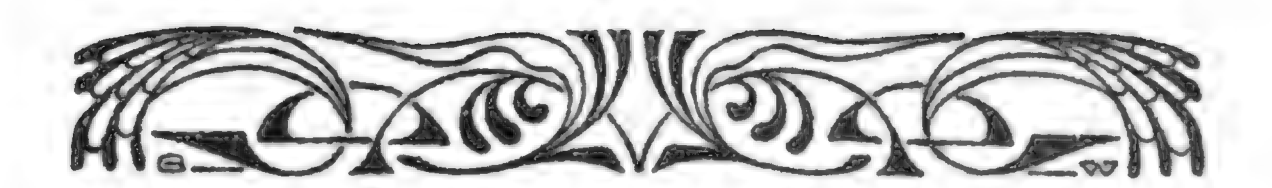
Die Anlage der Endbahnhöfe ist so, daß eine Zugfolge von zwei Minuten unterschritten werden kann. Ob dies die Behörde mit Rücksicht auf die Sicherheit der Fahrgäste zulassen wird, ist eine andere Frage. In New-York geht man in der Zugfolge bis auf eine Minute herunter, aber dort sind auch die Vorschriften über das Signalwesen nicht so scharf wie bei uns.

Als Signalsystem kommt das Natalis'sche wieder zur Anwendung, das sich in Elberfeld-Barmen vorzüglich bewährt hat. Es erfolgt dort die Freigabe der Signale ohne Mitwirkung der Stationsbeamten durch die Züge selbst.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an **Dr. Otto Hötzsch**, Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart", alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den **Verlag Alexander Duncker**. Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.



Kein Baum gehörte mir in deinen Wäldern,
Mein war kein Halm auf deinen Weizenfeldern,
Und schutzlos hast du mich hinausgetrieben,
Weil ich in meiner Jugend nicht verstand
Dich weniger wie mich selbst zu lieben —
Und dennoch lieb' ich dich, mein Vaterland!

Land meiner Väter, länger nicht das meine,
So heilig ist kein Boden wie der deine,
Stets wird zu dir mein Herz zurück sich finden,
Und knüpfte mich an dich kein lebend Band,
Mich würden meine Toten an dich binden,
Die deine Erde deckt, mein Vaterland!

Karl Schurz (gest. am 14. Mai 1906).

Der falsche Baurat.

Eine Novelle für Kunst- und Altertumsfreunde.

Von

Atis.

(Schluß.)

Radulf: „Ein sauberes Elternpaar! Die Mutter roh wie eine Bauerndirne, der Vater anspruchvoll und entnervt, wie ein reicher Wollüstling. Aber ich gebe zu, die Nachkommenschaft, die im ganzen eine große Familienähnlichkeit bald mit dem einen, bald mit dem andern der lieben Eltern zeigt, ist ins unabsehbare hinein gesichert; nur daß sie eben leider danach sein wird. Was ich nun eigentlich meine und jetzt ohne alles Bildwerk plan heraussagen will, ist, daß in einem nicht mehr naiv schaffenden, sondern studierenden, kunsthistorischen Zeitalter der Architekt eben Kunstgeschichte studieren und ein kunsthistorisches Gewissen haben müsse, und daß er ohne das sich nicht schmeicheln dürfe, ein Künstler zu sein, sondern vielmehr ein höherer Handwerker sei. Aus dem Studium der Kunstgeschichte muß er sich eine reine Freude an dem frischen, flotten Schaffen der Alten und eine bescheidene Resignation bezüglich dessen, was dem Modernen vergönnt ist, geholt haben. Er muß es fühlen,

wie alles, was heutzutage auch bessere Talente hervorbringen, doch im Vergleich zu dem Alten mit einem geheimnisvollen Fluche der Flauheit und Langweiligkeit geschlagen ist, die eben den Ursprung aus Büchern, die Geburt des Gedankens auf dem Papier und die Bestimmung der Sache für ein stubenhockendes, überfeinertes Geschlecht verrät. Er muß es wissen, daß schon die Vereinigung der modernen Ansprüche an Großräumigkeit, Bequemlichkeit, Eleganz, Schnelligkeit und Wohlfeilheit der Ausführung nur ausnahmsweise etwas wahrhaft großartig und monumental gedachtes aufkommen läßt, wie es die Alten auch in kleinen Verhältnissen ganz gewöhnlich hervorbrachten. Und deswegen muß und wird er denn auch das verhältnismäßig unbedeutende Alte, wenn es nur irgend seine Zeit und Art uns lebendig vergegenwärtigt, mit aller Pietät zu erhalten beflissen sein. Wenn Du durch die Dörfer und Landstädtchen dieser zurückgebliebenen Gegend wanderst und betrachtest, wie man Haus und Hausgeräte noch vor 100 Jahren zu schmücken verstanden hat und wie dasselbe Stilgefühl im Putz der Weiber und sogar im Stirnschmuck der Kühe noch heute anklingt, überkommt Dich da nicht etwas von dem ehrfürchtigen Schauer, mit dem man unter den Trümmern einer untergegangenen Kultur wandelt, die für immer dahin ist und für die uns die gemachte Kultur von heute niemals entschädigen wird? Statt dessen aber sind eure Leute bei den nicht ausübenden Kennern wie bei sinnigen Liebhabern als gefühllose Feinde und Zerstörer des schönen und charakteristischen Alten verschrieen. Weißt Du, was einer von eurer Zunft mir einmal gesagt hat, als ich um die Rettung eines überaus merkwürdigen Denkmals aus dem 13. Jahrhundert bettelte, das die Bauern auf den Abbruch versteigern wollten? „Wir habens ja gezeichnet!“ Da hast Du den papierenen Geist dieses tintenkleckſenden Sekulums in einem Worte. Was sinnliche Wirkung! das ist Blödsinn, den die Maler aushecken. Hier haben wir's schwarz auf weiß, Grundriß, Aufriß, Längenschnitt und Querschnitt, dazu alle Details im Profil und perspektivisch — was kann man mehr verlangen? Für die Wissenschaft ist das Ding gerettet, nun fort mit dem alten Gerümpel, das am Ende noch Unterhaltungskosten machen könnte. O ich glaube, so ein Kerl könnte Vater und Mutter ums Leben bringen sehen, nachdem er sie nur erst hätte photographieren lassen. Und doch ist dieser Vandalismus mit dem Reißbrett noch nicht einmal der schlimmste. Für manche von euch ist der Genuß des Vernichtens noch nicht raffiniert genug und es wird ihnen erst wohl, wenn sie unter dem Vorwand des Erhaltens verderben und entstellen können. Du hast ohne Zweifel von der Untat gelesen, die man in der Klosterkirche zu Heiligenknochen verübt hat?“

Der Baurat. „Ach Du weißt nicht, wie unser einer über der ewigen Bureauarbeit mit der Literatur in Rückstand kommt."

Radulf. „Ich glaube Dir's, armer Freund, und dazu über den L'hombre-Partieen am Abend. Die Gemeinde, der die Kirche jetzt gehört, will das schmutzige unansehnliche Schiff neu und ordentlich hergerichtet haben; man entschließt sich, die dicke alte Tünche von den Mauern und Pfeilern abzuschlagen und entdeckt, wovon man bis dahin keine Ahnung hatte, eine vortreffliche altrömische Ziegelstruktur; man reißt nun erst die Augen auf und findet, daß die einfachen Kämpfergesimse der viereckigen Pfeiler und die wundervoll gefügten, profillosen Rundbogen, die sie verbinden, durchaus nicht aus dem Mittelalter stammen können: man hat den karolingischen Bau, der nach Ausweis der Geschichte einmal da errichtet worden, leibhaftig, unberührt, fest für die Ewigkeit vor sich. Ein Fund ohne gleichen! wie wenige Denkmäler jener merkwürdigen ersten Renaissance haben uns doch die Jahrhunderte übrig gelassen! und was tat Dein Herr Kollege? Zur selben Zeit, wo die Welt sich der überraschenden Kunde zu freuen begann, hatte er bereits die Kanten der ehrwürdigen Pfeiler abschlagen lassen und sie achteckig gemacht, damit man eine bessere Querdurchsicht bekäme. Jahrhunderte lang hatten die Leute ihre Messe gehört und nie gemeint, daß die Pfeiler anders sein könnten als sie waren; aber ihm ließ es keine Ruhe, er mußte das Werk der Karolinger der Nachwelt verbessert hinterlassen, und er wunderte sich ganz gewaltig, als ihm das die Altertumsnarren auch noch übel nahmen: actum im achten Jahrzehnt dieses glorreichen 19. Jahrhunderts, das die wahre Kultur bekanntlich erst ans Licht gebracht hat. O was brauch ich nur diese Jammergeschichte aus der Ferne herbei zu ziehen? haben wir nicht ein Beispiel, das in seiner Art eben so stark ist, hier zur Stelle? Dieses ehrliche alte Schloß, das wir dermalen die Ehre haben zu bewohnen, mit seinem dicken Turm, von dem der hölzerne Oberbau längst verschwunden ist, hat es nicht Dein würdiger Untergebener, dessen künstlerischem Streben Du jetzt ein neues Opfer bringen willst, durch aufgesetzte niedliche Zinnenkränze in eine regelrechte Theaterburg verwandelt? Wie kommt es nur, daß seiner Wut das Rumpelberger Schloß bis heute noch entgangen ist?"

Der Baurat. „Hier tust Du ihm denn doch Unrecht, denn es war bereits sein Vorgänger, der dieses verübt hat."

Radulf. „Dessen würdiger Nachfolger er jedenfalls ist: denn irre ich nicht, so ist er es doch, der auf dem Schloßberg über Schellenburg für schweres Geld den nagelneuen riesigen Theaterturm aufgeführt hat und um seinen Fuß herum ein kleines Kastell, das sich ausnimmt wie ein Spuckkasten."

Der Baurat. „Aber, mein Bester, Du wirst doch wissen, daß das aus lauter historischem Sinne geschehen ist, nämlich zu Ehren eines gewissen großen Mannes, der vor Zeiten so freundlich war, in dem Neste geboren zu werden? daß aus fernen Landen, wo er eigentlich gelebt und eine Taten getan hat, das Geld dazu gesammelt worden ist?"

Radulf. „Ich weiß, ich weiß. Hätte nur der liebe Gott ein Einsehen und ließe die großen Männer wenigstens von jetzt an aus dem Mond herabfallen, damit sie keine Geburtsorte mehr hätten! Aber freilich, dann würde man die Plätze verdenkmalen, wo sie hingefallen wären. Nun, die Schellenburger hätten ja auf ihren Marktplatz so einen herkömmlichen Ölgötzen von Bronze stellen können, mit vier allegorischen Weibsbildern am Sockel, da wäre es auf einen mehr oder weniger im deutschen Reiche nicht angekommen, und die herrliche Landschaft wäre geblieben, wozu sie Natur und Geschichte gemacht haben. Aber den Leuten ließen jene vielen Theaterburgen keine Ruhe, mit denen man die durch Eisenbahnen und Flußkorrektionen verschändeten Rheinufer wieder aufgebessert hat; und sie mußten etwas Erkleckliches für Bädeker tun, der nachgerade die Reisenden doch nicht mehr zu allen Bronzemännern schicken kann."

Der Baurat. „Und die Reisenden werden sich der schönen Wirkung freuen, die dieser gar nicht schlecht stilisierte monumentale Turm in der Landschaft tut, und der freien Aussicht, die er ihnen gewährt. Sage mir, wie viele so verbissene Verächter des neuen mag es außer Dir wohl geben, die er ärgert, weil er eben nur, wie eine Theater-Dekoration, die Wirkung zum Zweck hat?"

Radulf. „Genau so viele, als eine Landschaft mit derjenigen Empfindung zu betrachten verstehn, die dem Maler geläufig ist, die aber ein gebildeter Mensch haben kann ohne Maler zu sein, und die ein Architekt kennen muß, wenn er, was ich von ihm verlange, mit Landschaftsmalerei umgehn kann. Es gab eine Zeit, wo Du das auch konntest und tatest."

Der Baurat. „Ach ja! eine schöne Zeit."

Radulf. „So wirst Du denn wohl noch wissen, was die Architektur in der Landschaft für unsere Empfindung eigentlich bedeutet. Den Gegensatz des wandelbaren Kulturlebens, der sich selbst aufzehrenden Geschichte, deren Produkt ich selbst bin, zu der immer jungen, gleichmütig und gleichmäßig von Jahr zu Jahr fortwirkenden Natur. Je älter und reicher die Kultur und Geschichte ist, durch die wir uns selbst bedingt wissen, desto tiefer und wehmütiger ergreift uns dieser Gegensatz. Beides, das landschaftliche Gefühl und die landschaftliche Kunst, ist ja von Grund aus

etwas sentimentales, das dem naiven Menschen fehlt und fehlen soll, aber dessen Abgang bei dem nicht mehr naiven Menschen Roheit ist. Der sentimentale Genuß, den uns die Architektur in der Landschaft gewährt, beruht denn also notwendig darauf, daß sie etwas geschichtlich bedeutendes hat. Nur so stimmt sie auch mit der Landschaft in dem gemeinsamen Charakter des Gesetzmäßigen zusammen: denn nur das geschichtlich fertige mutet uns als ein gesetzmäßiges an, und neben der Natur in ihrer Gesetzmäßigkeit kann sich das Menschenleben nur in der seinigen, nicht aber in einer zufälligen, launenhaften Äußerung sehen lassen. Nun gibt es in der Welt nichts launenhafteres und zufälligeres als das spielende Wiedergeben architektonischer Formen, die zu einem ernsten Zwecke gefunden worden sind. Im selben Augenblick also, wo es dem Beschauer klar wird, daß und warum Dein Turm vor kurzem gebaut ist, wird er sich erkältet fühlen. Aber freilich muß es ein Beschauer sein, der sich mit Ruhe des Geistes, mit Sinn und Verstand in der Welt umsieht, und nicht ein solcher, der mit seinem roten Buch in der Hand auf der Eisenbahn vorbei fährt und Sehenswürdigkeiten abtut. Daß sich die Zahl der ersteren in unserer Zeit stark vermindert, gebe ich zu."

Der Baurat. „Es ist eine recht eigentümliche Ästhetik, für welche die Dinge je nach zutretenden durch Kenntnisse bedingten Reflexionen schön oder nicht schön sind. Andere Leute, die auch nicht auf den Kopf gefallen sind, meinen, das Schöne werde ohne Reflexion genossen, und wirke eben, weil es schön sei."

Radulf. „Seltsame Leute das, und doppelt seltsam, wenn sie ihre Weisheit auf die Baukunst anwenden, die ja nichts darstellt und nur dann etwas ausspricht, wenn man den Zweck, dem sie dient, kennt oder errät. Guter Freund, bei dieser Kunst ist das, was ich weiß, eben so wichtig wie das, was ich sehe. Deine Ästhetik ist z. B. auch auf jene Gebäude anwendbar, die aus Ziegeln oder schlechtem Bruchstein konstruiert sind und mittelst eines Überzuges von Zement eine massige Konstruktion aus Marmor oder Travertin heucheln: mag sie der Unwissende bewundern, sowie er die wahre Bewandtnis erfährt, wird er ein ärgerliches Gefühl nicht mehr los, das ihm die Freude verdirbt; und wie genial auch der Meister war, der die Kunst auf diesen Irrweg führte, es bleibt ein Irrweg, der viel beigetragen hat, das architektonische Gefühl der heutigen Menschen zu verwirren und zu verflachen."

Der Baurat. „Und der Gedanke erschreckt Dich nicht, welche Schöpfungen der Welt entgangen wären, wenn Schinkel sich auf den Backstein-Rohbau beschränkt hätte?"

Radulf. „Ich beklage, was ihr dadurch entgangen ist, daß er es nicht tat. Wenn das Material, über das man verfügt, geringe Ausladungen, magere Profile und ein Gepräge von Ernst und Nüchternheit mit sich bringt, so nehme man das als Naturschranke hin: wo steht es geschrieben, daß man überall so müsse bauen können, wie unter den glücklichsten Bedingungen gebaut worden ist? Der Geist ist dazu da, seine Macht unter äußerem Zwange zu entfalten, und in der Befreiung von der Natur entwickelt sich keine kräftige Eigenart. Ehrlich währt am längsten auch in der Baukunst. Alle Scheinarchitektur, mag sie in einer Konstruktionslüge oder in einer wirklichen Konstruktion ohne Zweck bestehn, erzeugt Überdruß gerade da, wo sich die feinste Fähigkeit des Genusses findet. Ich bin aber weit von meinem Gegenstand abgekommen. Was ich sagen wollte, wer hat doch in Markstadt die Schloßkapelle mit dicker gleißender Ölfarbe beschmiert und den Rittersaal wie eine Waschküche mit Quadern angemalt, als wäre ein barer Sandsteinpfeiler so unanständig wie ein nackter Mensch? das war wohl wieder ein anderer Übeltäter?"

Der Baurat. „Bitte, er hat sich streng an die Spuren des alten Original-Anstriches gehalten, die er bei der Säuberung vorfand."

Radulf. „O ja, sie werden wohl ihren Taufschein bei sich gehabt haben, diese Spuren. Ich könnte leider noch sehr lange inquirieren; aber wir wollen einmal bei unserem Manne stehen bleiben. Was hier in der Nähe an dem berühmten römischen Castrum geschehen ist, das wenigstens ist sein Werk, und was sagst Du dazu?"

Der Baurat. „Nichts vorläufig, denn ich weiß noch von nichts und wollte erst morgen in seiner Begleitung hinfahren; aber erzähle mir doch, was Du dort gefunden hast."

Radulf lieferte hierauf in seiner Weise einen Bericht, der mit dem von Siegbert den Damen erstatteten der Sache nach überein kam. Die Wirkung auf den Baurat war unerwartet. Der sonst so gleichmütige Mann erhob sich und ging mit allen Zeichen des Verdrusses unruhig im Zimmer umher. „Das ist ja eine verteufelte Geschichte! ich sage es, blinder Eifer schadet nur, das hat man schon an der Brücke gesehen, die er vor lauter Energie in kürzester Zeit recht unsolide zustande gebracht hat. Nun, die fällt wenigstens nur in mein Ressort; jetzt aber bringt er mich in die unangenehmste Reibung mit dem Konservator Baron Zipfel. Tausend! was wird der alte Herr ein Getöse machen, wenn er den Braten riecht. Und er ist sehr akkreditiert bei Hofe, der alte Zipfel."

Radulf. „Ich würde Dir mein ganzes Mitgefühl schenken, wenn Du Dich nur ein klein wenig über die Sache selbst zu ärgern ver-

möchtest. Aber siehst Du, so geschieht es Dir doch außerordentlich recht, und ich stehe dermalen eine Schadenfreude aus, die mich für meine Kerkerleiden allein schon bezahlt macht."

Der Baurat. „Ich glaube, man kann darüber streiten, ob es einem Manne von Welt bittrer ist, Gegenstand des Mitgefühls oder der Schadenfreude zu werden. Jenes würde Deinem Herzen mehr Ehre machen, aber diese macht Dir mehr Vergnügen; und so kann ich es von meinem Standpunkt aus nicht tadeln, wenn Du ihr nachgibst. Meine Freundschaft ist vollkommen stark genug, es zu ertragen."

Radulf. „Wirklich? Du bist doch ein guter Kerl, und man kann Dir trotz Deinen abscheulichen Ansichten nicht böse sein."

Der Baurat. „Ich habe darum auch keine Sorge gehabt. Aber wie wäre es, wenn wir uns nun endlich doch auf die beiden Holzkonstruktionen zurückzögen, die hier den Anspruch machen, Bette vorzustellen? Vom Wein ist auch die Nagelprobe nicht mehr übrig, und unser Talglicht flackert sich soeben zu Tode."

Radulf war einverstanden und machte die erforderlichen Anstalten zu der wenig einladenden Nachtruhe. „Beklagenswerter Freund," sagte der Baurat vor dem Einschlafen, „Du wirst mich wohl morgen frühe schon scheiden sehen, und wer weiß, wann und ob ich Dich erlösen kann." „Ei was, schaffe mir nur Skizzenbuch und Stift herein, so unterhalte ich mich mit Komponieren. Möge nun Zipfel Dich im Traum verschonen."

Die Sonne des anderen Morgens hatte eben den Ostpunkt erreicht, als ein leichter Wagen mit zwei Postpferden bespannt die steile, holperige Straße hinankroch, welche das hochgelegene Städtchen mit der Landstraße im Tal in Verbindung setzt. Der Wagen war leer, sein Insasse, ein junger Mann mit militärischem Schnurrbart und von einer strammen Eleganz der Erscheinung, war ihm rüstigen Schrittes weit vorausgeeilt.

Als er an den drei Hasen vorbeischritt, war hier des Baurats Töchterlein bereits an der Toilette und guckte dazwischen, da das Haus am Eingang des Städtchens ganz frei stand, unbesorgt in die heitere, blaue Morgenlandschaft hinaus. „Mama," fuhr sie plötzlich zurück und hielt mitten in einem braunen Haarstrang den Kamm ein, „er ist da! weiß Gott, da geht er und fuchtelt mit seinem Stöckchen in der Luft." „Nun, das ist brav von ihm," sagte die Baurätin, „da wird der arme Papa bald erlöst sein. Eilen wir uns fertig zu werden." „Hoffentlich," meinte Emma, „ist aber die Sache so eingerichtet, daß er jetzt als Bürge für den Papa eingesteckt wird, bis dieser sich ausweist. Könnte das nicht sein,

Mamachen?" „Mache nur, daß Du fertig wirst, Du weißt, ich habe den Kaffee auf halb sieben in den Garten bestellt." „Ach, das ist herrlich, einmal so recht früh auf sein und im Freien frühstücken, an solch einem Morgen. Hörst Du? unsere zwei Beschützer trappen auch schon herum; die kommen gewiß auch in den Garten."

Der Gegenstand ihres Schreckens ging unterdessen gerades Weges weiter zum Schloß hinauf und fragte nach dem Aufseher des Bezirksgefängnisses. Dieser brave Mann lag noch zu Bette. „Einerlei, ich habe eine Depesche vom Herrn Landrat zu übergeben." „Geben Sie nur her," sagte die alte Magd, „ich trage das Schreibes hernach mit dem Kaffee hinein." „Ich muß augenblicklich selbst vorkommen. Melden Sie den Landbaumeister Hartstachel." „Ich melde keinen Menschen, eh der Herr aufgestanden ist und seinen Kaffee bekommt. Das tut man hier zu Lande nicht, das ist noch nie vorgekommen." „Machen Sie voran, es ist eine dienstliche Angelegenheit." „Eben deswegen mache ich nicht voran, was meinen Dienst angeht, das versteh ich selbst. Da könnte jeder kommen." Hier trat der Knecht hinzu, der zugleich das Amt eines Schließers versah; der Landbaumeister ließ die Magd stehn und wandte sich mit seinem Begehren an ihn. „Geht nicht, ist gegen die Hausordnung," sagte der Mann mit der Ruhe einer unerschütterlichen Überzeugung. „So bringen Sie denn das Schreiben ins Teufels Namen mit dem Kaffee hinein und lassen mich wenigstens gleich den Herrn Baurat Reinhard sprechen, der gestern irrtümlich in Eilertshausen arretiert und hier eingebracht worden ist." „Geht nicht, ist gegen die Hausordnung." Der Landbaumeister wandte sich mit Entrüstung ab und ging davon.

Er hatte nun eine halbe Stunde bis zur Frühstückszeit des Herrn Inspektors auf der Straße tot zu schlagen, und als ihn dieses Geschäft wieder vor die drei Hasen führte, stieg der Gedanke an ein Frühstück verführerisch vor seiner männlichen Seele auf. Er hatte am Abend vorher von Eilertshausen nach Maulaffenburg, eskortiert von zwei stämmigen Burschen, die ihm nicht von der Seite wichen, einen durch seine Unfreiwilligkeit doppelt anstrengenden weiten Fußmarsch gehabt. Er hatte alsdann am späten Abend an zwei oder drei Orten den Landrat zu suchen gehabt, der ihm, endlich aufgefunden, in einer Weinlaune beständig vom glücklichen Ausfall der heutigen Landtagswahl vorsprach und wie es geradezu an einem Haar gehangen hätte, so daß ihm nur mit Mühe gelang, den aufgeräumten Herrn von dem Unfall und der dermaligen traurigen Lage seines Chefs in Kenntnis zu setzen. Zu seinem Verdruß hatte darauf der Landrat unbändig gelacht, aber doch auf sein Anerbieten,

in aller Frühe selbst nach Rappelstein zu fahren, ihm alsbald einen Freilassungsbefehl an den Inspektor des Bezirksgefängnisses ausgefertigt, in welchem ein Brief an den Baurat selbst eingeschlossen war. Sodann hatte er auf halb vier morgens einen leichten Wagen mit zwei tüchtigen Pferden bestellt und so nur sehr wenige Stunden zu der unumgänglichen Erfrischung und Ruhe übrig behalten. Er setzte alles daran, am frühen Morgen bereits vor seinem Chef als Befreier erscheinen zu können, und die im Schloß gefundenen Hindernisse hatten ihn aufs unangenehmste enttäuscht. Nun machten sich die Rechte der Natur plötzlich mit einem gewissen Ungestüm geltend, und obwohl seine Uhr ihm zeigte, daß die totzuschlagende Zeit bereits zur Hälfte abgelaufen war, trat er in das Gasthaus ein und verlangte ein Frühstück.

Während der Zurüstungen zu demselben tat er ein paar Schritte in den Garten und stand plötzlich vor einem Tische, wo die Damen des Baurates in Gesellschaft zweier fremder Herren behaglich ihren Kaffee tranken. Er wurde von der Baurätin bestens empfangen, vorgestellt und eingeladen, sich der Gesellschaft anzuschließen. Er berichtete, was zur Befreiung des Baurates geschehen war und daß er denselben ohne die abgeschmackte Hausordnung des Inspektors bereits in die Arme der Seinigen geführt haben würde. Das wurde denn mit Freude und Dank vernommen, dem sogar Emma ein paar Worte gab. Man kann jedoch nicht sagen, daß die entstandene Situation zu den gemütlichen gehört habe. Emmas frohe Laune war zum Schweigen gebracht; zwischen den beiden Freunden und dem Landbaumeister herrschte von vornherein das äußerste zulässige Maß von Frost. Die Baurätin unterhielt eine Art von Gespräch, während der neue Ankömmling sich mit großem Eifer in sein inzwischen herbeigebrachtes Frühstück vertiefte. Es ist zweifelhaft, ob er darüber die Blicke bemerkte, die Siegbert und Reinold mit verhaltenem Lachen tauschten und an denen sogar Emma zum Verdruß ihrer Mutter einige Mal nicht umhin konnte sich zu beteiligen.

Endlich wollte er sich empfehlen, um abermals nach dem Schlosse zu gehn, da traten ihm eiligen Schrittes, freudiger Miene der Baurat und Meister Radulf aus dem Haus entgegen. Wer beschriebe das ratlose Erstaunen des entschlossenen Mannes, als ihm nach den ersten lauten und heiteren Begrüßungen derer, die einander wiedergegeben waren, der falsche Baurat von dem wirklichen als sein werter alter Freund nicht ohne zeremoniöse Würde vorgestellt ward. Der Befehl des Landrates hatte unbegreiflicherweise mit der Freilassung des von Eilertshausen her eingebrachten Gefangenen zugleich diejenige des kecken Schwindlers

angeordnet, den die Gendarmen verhaftet hatten. Nachdem der Baurat sich einen Augenblick an den wirren, fragenden Blicken seines Untergebenen ergötzt hatte, reichte er ihm einen erbrochenen Brief, den er aus der Tasche zog: „Da lesen Sie, mein Bester, wie eigentümlich dieser ganze Knoten sich aufs rascheste gelöst hat.“

Der Landbaumeister trat bei Seite und las: „Ew. Hochwohlgeboren werden sich, indem Ihnen Gegenwärtiges vor Augen kommt, bereits wieder auf freiem Fuße befinden. Die Unannehmlichkeiten, welche Ihnen durch die Eulenspiegelei eines Dorfschultheißen bereitet worden sind, aufrichtig beklagend, spreche ich gleichwohl die Hoffnung aus, daß dieselben nicht zu groß waren, um Ihnen nachträglich wenigstens im Licht eines heiteren Abenteuers erscheinen zu können. Dieses Abenteuer, resp. das Mißverständnis, aus welchem es hervorging, hat sich in einer merkwürdigen Weise mit der heutigen Landtagswahl kompliziert. Wie ich heute erst erfuhr, hatte sich nämlich die ganze Gemeinde Eilertshausen aus Ärger über die Bauten, zu welchen sie auf Antrag des Landbauamtes veranlaßt werden sollte, verabredet, wie ein Mann für den sozialdemokratischen Kandidaten zu stimmen, wodurch eine relative Mehrheit für den Kandidaten der finsteren Partei, mit welcher wir im Kampfe liegen, entstanden wäre. Irre geführt aber durch jene Person, die sich gestern dort sowohl wie zu Rumpelberg für Ew. Hochwohlgeboren ausgegeben hat, überzeugt, daß sie weder Kirche noch Chaussee zu bauen brauchten, stimmten die Leute eben so einmütig für den von der Regierung empfohlenen Kandidaten, und gaben in der Tat für ihn den Ausschlag. Es handelte sich nur um sehr wenige Stimmen, so wäre die erforderliche absolute Mehrheit nicht zu stande gekommen. Ich befinde mich nun in einer peinlichen Situation, aus der es allein in Ihrer Gewalt steht, mich zu befreien. Sehen sich die Leute enttäuscht, so werden sie räsonnieren, und ein hiesiger, der Regierung feindlicher Advokat, der dort Verbindungen hat, wird nicht säumen, einen Eklat in der Presse hervorzurufen. Man wird daraufhin versuchen, die Wahl zu beanstanden, sie wird vielleicht kassiert werden; höheren und höchsten Ortes legt man aber gerade auf die Eroberung dieses Wahlbezirkes einen ungemeinen Wert. Ich muß also nunmehr dringend wünschen, daß der Kirchen- und Chausseebau unterbleibe, kann aber selbst hierin nichts tun, da ich mich bereits zu sehr in der Sache engagiert habe. Für Ew. Hochwohlgeboren ist sie noch res integra — weiter brauche ich nichts zu sagen. Den Herrn Landbaumeister Hartstachel, durch den Ihnen dieses Schreiben zukommt, in geeigneter Weise zu verständigen, darf ich Ihnen wohl überlassen;

ich wünschte in so später Stunde eine mündliche Erörterung mit dem etwas aufgeregten Manne zu vermeiden. Auf Ihrer Rückreise schmeichele ich mir sowie meiner Frau mit der Hoffnung, Sie nebst Ihrer verehrten Frau Gemahlin und Fräulein Tochter bei uns zu Tische zu sehen, um Sie durch einige ganz beachtenswerte Weinsorten und einen Rehziemer für die gehabten Entbehrungen entschädigen zu können; ich bitte nur mit zwei Zeilen den Tag anzugeben. Mit ausgezeichneter Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster von Schlauberg.

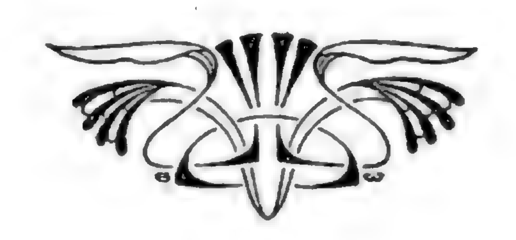
P. S. Sie werden es unter solchen Umständen begreiflich finden, daß ich gleichzeitig mit Ihrer Freilassung auch diejenige des Individuums, das Ihre Person usurpiert hat, anordne; nur so kann die Absicht, jeden Eklat im Keim zu ersticken, erreicht werden."

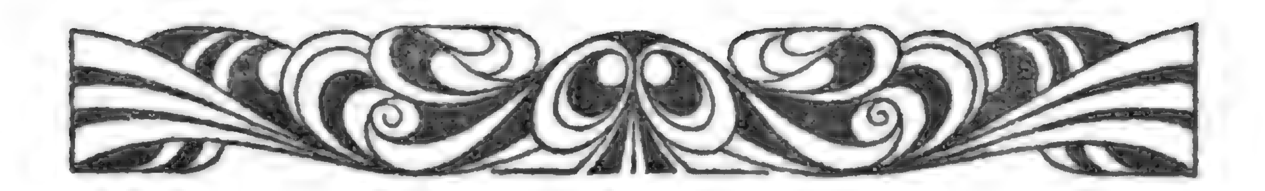
Es war nicht zu verwundern, daß der Uriasbrief, der selbstüberbrachte Vernichter seiner Hoffnungen, in der Hand des Landbaumeisters zitterte. Und dieses Individuum, das das ganze Unheil angerichtet hatte, der nichtswürdige Schwindler, stand nun vor ihm auf freiem Fuß, als eine Respektsperson, als alter Freund seines Vorgesetzten: das verstehe wer kann, da kriegt man ja selber den Schwindel! Doch bewahrte er seine Fassung. Als er zu Ende gelesen, sagte der Baurat „Sie werden einsehen —" und er antwortete mit einer stummen Verbeugung. „Wir wollen nun gleich an unser Geschäft auf dem Schlosse gehen," fuhr jener fort, „und ich ersuche Sie mich dort zu erwarten: ich will nur hier frühstücken und die nötigen Anordnungen zu unserer Abreise treffen, da mein Wagen mit den Damen mich dort abholen soll und wir von dem Castrum hierher nicht zurückkehren werden. Wir werden dort das Vergnügen haben, mit meinem würdigen Freund und seinen Reisegefährten, auf deren nähere Bekanntschaft ich mich freue, nochmals zusammen zu treffen." Hier verlängerte sich das Gesicht des Landbaumeisters merklich, und nicht ohne Zwang gewann er sich die frostigen Worte ab: „Es wird mir sehr angenehm sein, auch für diese Herren den Cicerone dort machen zu dürfen." „Diese Herren," sagte der Baurat, „sind in diesem Falle selber Ciceroni, und ich bin eigentlich der Meinung, daß die Reparatur der Brücke zu Maulaffenburg Ihre Gegenwart ohne allen Verzug erfordert. Im Vertrauen gesagt" — und er zog den Angeredeten etwas bei Seite — „Sie haben mir, wie mir berichtet worden, da oben einen recht schlimmen Streich gespielt, über den ich mit dem Konservator Baron Zipfel fatale Auseinandersetzungen bekommen werde, und ich bezweifle, daß Ihre Gegenwart an Ort und Stelle meine Laune verbessern würde." Eine abermalige stumme und sichtlich noch gebeugtere Verbeugung war

die Antwort, nach welcher der Landbaumeister mit wenigen förmlichen Worten sich bei der ganzen Gesellschaft verabschiedete und sich auf den Weg nach dem Schlosse begab.

Kaum hatte sich die Türe hinter ihm geschlossen, als Emma ihrem Vater mit einer so stürmischen Zärtlichkeit an den Hals sprang, daß dieser mit den kläglichsten Tönen um Hilfe schrie. „Bester, himmlischer, einziger Papa! nein, ich lasse Dich nicht los. Du bist mein lieber kleiner alter goldner Herzenspapa. Und nun," sagte sie, indem sie den Ärmsten dennoch frei gab, „nun wollen wir heut im grünen Walde recht vergnügt sein, wir wollen Maikräuter suchen und den lieben Waldvöglein zuhören, und wollen selber singen und springen, und ich will mit dem braven alten Förster Weltgeschichte treiben; nur müssen sich auch die Herren nicht mehr über das dumme Castrum ärgern." „Amen," setzte Meister Radulf sehr ergötzt hinzu, „das Kind weiß guten Rat. Sie soll unsere Maikönigin sein, und wer von verdrießlichen Sachen spricht, soll ihr ein Pfand geben."

„Ein Blitzmädel," sagte Reinold, indem er mit Siegbert die Stiege hinauf ging, um sich reisefertig zu machen. Siegbert aber war bereits in der Verfassung, gar nichts mehr zu sagen.





Die politische Predigt Schleiermachers von 1806 bis 1808 und die Gegenwart.

Von

Julius Smend.

(Rede zum Antritt des Rektorats der Kaiser Wilhelms-Universität Straßburg.)

Der Gegenstand dieser Erörterung ist ein kleines Stück Geschichte der Predigt, und zwar ein solches, das uns Deutschen gerade jetzt durch ein nicht eben fröhliches Jahrhundert-Gedächtnis nahe gelegt wird. Es ist die politische Predigt Schleiermachers von 1806 und den folgenden Jahren der napoleonischen Fremdherrschaft in Preußen, aus den Jahren von Jena und Auerstädt, von Friedland und von Tilsit.

Merkwürdig, daß dieser Ausschnitt aus der Geschichte deutschen Geisteslebens, an und für sich, auch rein literarisch angesehen von sehr vornehmem Range, eine gesonderte Behandlung und Beleuchtung bisher nicht gefunden hat. Merkwürdig darum, weil hier einer verhältnismäßig geringen Mühe ein, wie ich glaube zeigen zu können, erheblicher Gewinn winkt. — Etwa zehn Kanzelreden Schleiermachers kommen in Betracht. Er hat sie zur größeren Hälfte im akademischen Gottesdienst zu Halle, zur kleineren in verschiedenen Kirchen Berlins gehalten. Ihr Wert für uns ist aber hauptsächlich von zwiefacher Art. Einmal dienen sie als Geschichtsquelle für die Beurteilung der damaligen Zustände im preußischen Volk, dem gebildeten zumal, und für die Würdigung seiner idealen Führer; dann aber sind diese gottesdienstlichen Reden überaus wertvolle Zeugnisse davon, wie in jenen Tagen einige der größten und tiefsten Geister Deutschlands sich Rechenschaft gegeben haben über den unlöslichen Zusammenhang ihrer vaterländischen Gesinnung mit ihrer Religion.

Diesen Anspruch erheben die Predigten nicht bloß darum, weil hier ein ganz ungewöhnlich scharfblickender, mit durchdringendem Verstande ausgerüsteter Geist das Wort führt. Vielmehr hat Schleiermacher von jedem Prediger gefordert, zu allererst von sich selbst, daß die Predigt unter allen Umständen aus der besonderen Zeit- und Ortslage herauswachse, von der sie umgeben ist. Was diese seine politischen Kanzelreden betrifft, so hat

er später mit einer zweiten Ausgabe ihres Abdrucks gerade um deswillen zeitweilig gezögert, weil sie gar zu sehr Erzeugnisse des Augenblicks gewesen seien. Für uns ein Grund mehr, ihre Bedeutung als Geschichtsquelle nach Gebühr zu würdigen. Sind sie doch nach ihres Verfassers Meinung und Willen Wechselgespräche mit den Hörern, ὁμιλίαι in dem urchristlichen Sinn. Und damit steht es durchaus nicht in Widerspruch, daß sie wesentlich die Form verstandesmäßiger Reflexion innehalten; denn diese Eigentümlichkeit der Predigten entsprach eben durchaus derjenigen der Hörer. Es war ein reflektierendes, dialektisch veranlagtes Geschlecht. Und so konnte sich Schleiermacher hier unmöglich der Regel Luthers unterordnen, derzufolge der Prediger wie eine Mutter zu Kindern reden soll; nein, er stellt für sich und seinesgleichen den Kanon auf: wie ein Bruder zu Brüdern! Nur daß das in diesem Falle zugleich bedeutet: wie ein Mann zu Männern.

Seine Gemeinde bestand nicht ausschließlich, aber doch hauptsächlich aus Gebildeten. Wir haben an die geistig höchststehenden Kreise von Halle und Berlin zu denken. Und von eben diesen geben uns die Predigten ein recht deutliches und, um das sogleich voraus zu sagen, ein durchaus nicht schmeichelhaftes Bild.

Die erste der für uns in Betracht kommenden Kanzelreden ist am 3. August 1806, dem Geburtstage des Königs, gehalten worden. Der König selbst hatte die Einrichtung akademischer Gottesdienste in Halle angeordnet; Schleiermacher hielt deren ersten und sprach über das Pauluswort: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht.“ Schon die Wahl dieses Textes läßt erkennen, daß der Prediger den Wunsch hegt, sich mit den gebildeten Verächtern der Religion nunmehr auch auf der Kanzel auseinander zu setzen. Ihnen gegenüber möchte er zunächst den akademischen Gottesdienst als solchen rechtfertigen. Und wie er dies tut, das ist für seine Hörer kennzeichnend. — In unsern Kreisen herrscht vielfach der Grundsatz: dem Volke muß die Religion erhalten werden! Dem Volke; die führenden Stände haben sie nicht nötig; nur ist ja wünschenswert, daß sie durch kirchliches Wohlverhalten dem Nachahmungstriebe der Geringen die rechte Richtung weisen. Wie ehrenrührig und verächtlich diese Anschauung von der Religion ist, bedarf der Worte nicht. Nein, wenn Preußens König diese Einrichtung herbeigeführt hat, so kann er nur dies im Sinne gehabt haben: Es ist für die Zukunft des Staates von Belang, daß seine Lehrer, Ärzte, Richter und Naturforscher die lebendige Macht der Religion kennen und anerkennen. Und dieser Gedanke behält so lange sein Recht, als wir noch innerhalb des preußischen

Staates, zumal auf diesem Gebiete, keinem Drange und Zwange oder leerer Gewohnheit unterstehen, sondern einzig und allein der Macht der Gesinnung. Ist aber dies wahr, so ist es ein zwiefacher Irrtum, zu meinen, das „Heiligtum der Wissenschaft“ sei dem des Glaubens überlegen oder auch nur gleichwertig; oder anzunehmen, streng wissenschaftschaftliche Arbeit vermöge den religiösen Nerv und Trieb im Menschen zu ertöten. Im Gegenteil, jede echte Wissenschaftlichkeit führt irgendwie zu frommer Gesinnung, zur Anerkennung einer höheren, gesetzgebenden, idealen Welt, und ist doch zugleich ein sicherer Schutz gegen jede Form von Heuchelei. Nur so auch können wir Männer der Kirche noch auf die akademische Jugend rechnen. Denn der deutsche Student, der freie, ist äußerst scharfblickend für jeden Widerspruch zwischen Überzeugung und Lehre. Und wir geben unsern Jüngern wie den Kollegen die Versicherung: Nichts soll an dieser Stelle jemals geboten werden, was sich nicht mit hellen und klaren Gründen, ehrlich und männlich vertreten läßt.

Seit dieser Predigt sind drei, vier Monate vergangen. Bei Jena ist das preußische Heer vernichtet worden; der Feind ist in der Stadt, die Universität steht vor der Auflösung. Die Kirchen, bis dahin nicht übervoll, sind bis zum letzten Platz besetzt. Aber Schleiermacher mag sich darüber nicht freuen. Der geringere Zuspruch von gestern und ehegestern konnte als Ausdruck größerer Wahrhaftigkeit gelten; bei ehrlichen Leuten war der vorgebliche Wert kirchlicher Übungen vielfach außer Geltung gesetzt und geleugnet. Niemand durfte sie dieserhalb verachten. Jetzt strömt alles Volk herbei. Aber die weichliche Stimmung der Seelen, die heute herrscht, und das rein egoistische Trostbedürfnis wird sich einer tieferen Erfassung des Christentums wahrscheinlich eher hinderlich erweisen. Wahr ist es, auch unsere Predigt war in den vergangenen Tagen erschlafft, herabgekommen, seicht und flach geworden. Sie lenkte den Blick aufs Kleine und Geringfügige, hinweg von den großen und furchtbaren Schicksalen, durch welche die Völker gelenkt und gerichtet werden. Nun denn, so soll auch bei unsrer Predigt das Werk der Reinigung und Vertiefung einsetzen.

Wird schon durch diese Gedankenreihen die damalige Lage der Dinge in lehrreiche Beleuchtung gestellt, so wollen wir jetzt die besonderen Eigenschaften der führenden Volkskreise zu erkennen suchen, wie sie der Prediger, ohne förmliche Angriffe oder Anklagen, schonungslos aufdeckt.

Da ist zuerst der törichte Dünkel, der, echtem Stolze unähnlich, auf ererbte Macht vertraut und blindlings angenommen hat, Preußen habe in den europäischen Händeln der Zeit selbstverständlich das ent-

scheidende Wort. Der Wahn dieser Überhebung erscheint vollends in seiner ganzen Windigkeit, wenn man sieht, wie wenig wahrhaft nationales Bewußtsein und Ehrgefühl sich ihm verbindet. Die kindische Neigung zu ausländischem Wesen, das Vornehmtun mit französelndem Gebaren, der Hang zu unnötigem Aufwande und leerer Aufgeblasenheit ist dem tiefer blickenden Beobachter längst verdächtig gewesen. Solch eingebildete Größe aber muß zu Schanden werden. Und jede Besserung soll beginnen mit der Rückkehr zu Wahrheit und Aufrichtigkeit in Beurteilung unser selbst.

Kein Wunder, wenn der Übermut dagegen in blasse, würdelose, heillose Angst umschlägt! Schleiermacher schildert uns aufs lebendigste, ohne schildern zu wollen, die Haltung der haltlosen Menge, die den überkommenen Ruhm eines kriegstüchtigen Volkes zum Spotte der Feinde werden läßt. Den Berlinern führt er zu Gemüte, daß der letzte sittliche Halt für den Schwachen, die öffentliche Meinung, jetzt freilich gespalten sei oder schweige. Aber eben deshalb fragt es sich nun: Wer steht noch auf eigenen Füßen, unabhängig von fremdem Einfluß, in der vollen Freiheit persönlicher Entscheidung? Daß Tapferkeit nicht das Monopol des Soldaten sein dürfe, möchte er gern von allen seinen Hörern anerkannt wissen. Er sagt in einer Predigt über das Jesuswort: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten“:

„Es ist eine höchst verkehrte Meinung, so weit verbreitet sie auch sei, den Mut nicht für eine allgemeine notwendige Tugend zu halten, sondern nur für eine besondere Fertigkeit, die in sich auszubilden und für alle zugleich mit auszuüben, nur einigen gebühre, wogegen alle übrigen, welche nicht diesem Stande angehören, der sich den Mut zu seinem Geschäfte gemacht hat, sich ohne Schmach und Schande einen gewissen Grad von Feigherzigkeit zugestehen dürften.“

Dies aber ist die letzte und tiefste Ursache des ganzen Elends, meint er, die falsche Furcht und der Mangel an der einzig wahren, der Furcht vor dem bösen Gewissen! Am Neujahrsmorgen 1807 ruft er aus:

„Ich hoffe, darüber werden wir einig sein: Wenn auch alles in Erfüllung ginge, was wir für dieses Jahr zunächst wünschen mögen; wenn wir befreit würden von der Nähe der Sieger, wenn ein rühmlicher Friede den Glanz des Vaterlandes wiederherstellte oder noch erhöhte; wenn sich jedem die Laufbahn seiner Tätigkeit mit den schönsten Aussichten aufs neue eröffnete; wenn ein schnell wachsender Wohlstand jeden bisherigen Verlust bald vergessen machte und reichlich ersetzte: so könnte doch dies alles das Glück desjenigen nicht sicher stellen, dem jenes einzige Übel zurückbliebe, die Furcht.“

Freilich, mit gebrochener Treue müssen die Kraft und der Mut des Lebens vollends von uns weichen. Aber dahin soll es nicht kommen. „O, wenn jetzt so vieles Teure und Werte verwüstet und zerstört wird, möchten nur wir selbst bewahrt bleiben!"

Es ist eine ganz und gar individualistisch gerichtete Volksschicht, die der Redner um sich sieht. Den engherzigsten Egoismus aber beklagt er an ihr. So lange es nur anderen übel erging im deutschen Vaterlande, so lange waren wir guter Dinge. Nun hat es uns selbst getroffen! Daß nun uns selber Besitz und Genuß ins Kärgliche und Dürftige zusammen schrumpfen müssen, das ist die allgemeine Klage. Die jammervolle Gesinnung, die daraus spricht, sie war schon vor diesen Unglückstagen vorhanden; aber wenigstens jetzt sollten uns die Selbstsucht, das kleinliche Mißtrauen der Stände wider einander, der öde Eigennutz so vieler in ihrer ganzen Elendigkeit offenbar werden.

Die Liebe zum eigenen armen Leben veranlaßte nach der Schlacht bei Friedland viele Berliner Bürger und Beamte, ihre Posten zu verlassen und Haut und Habe in Sicherheit zu bringen. Gegen diese Elemente richtet sich des Predigers schärfster Angriff; nicht minder aber wider die, die es vorziehen, sich mit den Verhältnissen, so unwürdig sie auch seien, so oder so abzufinden oder wohl gar aus ihnen neue Vorteile zu ziehen für die eigene kleine Person.

Die Kehrseite solcher Selbstsucht ist jener auffallende Mangel an Gemeinsinn, der wiederum schon vor Ausbruch des Krieges sich zu erkennen gab. Wahrhaft vaterländischer Sinn fehlt den Philisterseelen mit ihrem engen Gesichtskreis; nirgend lebendige, an das große Ganze hingegebene, begeisterte oder gar opferfreudige Liebe. Und unwürdig ist doch der vaterlandslose Mensch; ihm ist es versagt, zu Gott und Welt ein ehrliches Verhältnis zu gewinnen. Wir Gelehrten, sagt unser Prediger, stehen vor anderen in dem Geruche, vaterlandslos zu sein, Egoisten oder sogenannte Weltbürger. Wir sollen aber und wir wollen das belehrende, das strafende, das warnende Gewissen der Nation sein, wollen allen voranleuchten in tätiger Liebe und Treue, in unerschütterlicher Festigkeit, in bescheidenem Sinn, in Nichtachtung eigener Gefahr! — Und dessen bedarf es jetzt, wo so viele von uns all das Unglück dieses Krieges lediglich den unglücklichen oder unfähigen Feldherrn zuschreiben. Was soll doch dieser kurzsichtige, voreilige Tadel, die billige Weisheit des Tages! Sind nicht die allgemeine Mutlosigkeit und Ungebundenheit unsre Fehler, sind es nicht allgemeine Gebrechen? Muß nicht jeder von uns, was wir erlebt haben, auf seine eigene Seele nehmen?

Dies Fehlen lebendigen Gemeingefühls führt endlich die meisten zu politischer Apathie. Warum haben wir Krieg angefangen, wenn wir den Sieg nicht erringen konnten? Kein Empfinden für die Notwendigkeit, die Göttlichkeit jedes ehrlichen Kampfes! Daß der mit reinem Gewissen geführte Krieg, er ende wie er wolle, mehr wiegt als alle äußere Ruhe des Geschäfts oder des Rentengenusses, das ist vielen unter des Predigers Zeitgenossen verborgen oder zu hoch. „Es zeigt sich eine kränkliche Abhängigkeit unsres Eifers und unsrer Treue im Guten von dem Gefühl äußerer Sicherheit. Wir hören klagen über allzu lange gestörten und verminderten Lebensgenuß und lauter trübe Aussichten für die Zukunft.“ Ebendaher haben viele sich in die Bande der Gottlosen unwürdig ergeben und sind der Gewalt gewichen. Hier tiefer Schlaf, dort wilder Rausch! — Und diese Erscheinungen kehren, so dünkt uns, in verstärktem Maße wieder, nachdem der Tag von Friedland die inzwischen aufgelebten Hoffnungen vollends enttäuscht und vernichtet hat.

Fassen wir diese Bilder in eins zusammen, so sehen wir in der Tat kein großes Geschlecht vor uns erstehen. Und wenn wir uns nun erinnern, daß es die Elite der Universitätsstadt Halle und der Residenz Berlin ist, mit der Schleiermacher ins Gericht geht, so mag man wohl fragen: Ist denn seine Rede nur Strafpredigt? oder: Wo bleibt die billige Anerkennung des Guten, Großen, Tüchtigen im preußischen Volk? Die Antwort lautet: Sie findet sich durchaus; aber der Prediger hat jenes offenbar zumeist im eigentlichen Volke, d. h. bei den Geringen, gesucht und angetroffen. Doch davon wird man am besten in der Art Kenntnis nehmen, daß man zunächst Schleiermachers eigene Persönlichkeit aus diesen seinen Kanzelreden hervortreten läßt.

Aus der Reihe derer, die mit Geist und Kraft dem zerschlagenen Volke aufgeholfen haben, heben wir den Einen heraus. Nicht, als ob wir der Meinung wären, die Prediger allein seien die wahren Führer der Nation gewesen, oder gar nur die Professoren auf der Kanzel. Nein, jene Zeit ist sehr reich an großen und markigen Gestalten. Aber ohne Zweifel hat das gepredigte Wort damals ganz ungeheuere Wirkung geübt. Und als viele der Großen und Größten im Lande versagten, wohl selber wankten und wichen, da haben bescheidene Stadt- und Dorfgeistliche, deren Namen niemand mehr weiß, als die Pfleger und Verfechter der nationalen Ehre auf dem Plane gestanden. Einige Namen sind doch auch unvergessen. So außerhalb Preußens die beiden Bremenser Gottfried Menken und Bernhard Dräseke, der erstere zumal ausgerüstet mit der Kraft eines Propheten; so in Berlin selbst jener Prediger Erman,

der, zum Empfange Napoleons bei seinem Einzuge befohlen, zum Kaiser die Worte sprach: Ein Prediger des Evangeliums ist der Lüge nicht fähig. So will ich nicht eine Freude heucheln beim Kommen des Siegers, von der ich nicht weiß.

Machtvoller und durchschlagender hat doch keiner damals in der großen Öffentlichkeit gewirkt als der kleine, unansehnliche, etwas verwachsene Mann, auf dem heute unsere Blicke ruhen. Er war ja nicht nur Prediger, war noch sehr vieles andere, z. B. Mitbegründer der Berliner Universität und der Akademie, Hochschullehrer und Schriftsteller, Philolog und Philosoph. Wir haben es also nur mit einem winzig kleinen Stücke seiner Lebensarbeit zu tun, doch freilich mit etwas von dem, was ihm selbst das wichtigste und teuerste war. Schleiermacher ist kein Redner im gewöhnlichen Sinne des Wortes gewesen, kein Mann von Deklamation, Pathos oder Pose; es findet sich bei ihm kaum je ein plastischer Ausdruck. Er ist mit Bewußtsein Prosaist; jeder Gedanke ist dem alles dirigierenden Verstande unterstellt, und Neigung wie Begabung bewegen sich ganz in der Richtung der ruhigen dialektischen Erörterung. Die Rede ist allemal in Aufbau und Ausführung über alle Beschreibung einfach. Und er reißt niemals fort; er hat auch als Prediger nicht Schule gemacht, weil er zu unnachahmlich war und von niemandem nachgeahmt sein wollte. Er ist eben überall er selbst, ganz wie er es in jener berühmten Sentenz über das Verhältnis des Predigers zum Schauspieler ausgesprochen hat: Ihre Aufgabe ist einander völlig entgegengesetzt; der Schauspieler muß immer ein anderer sein, der Prediger muß immer er selber sein!

Darf ich über den Prediger Schleiermacher als solchen noch zwei Worte verlieren, so sei vor allem dies betont: gerade auch auf der Kanzel läßt er erkennen, daß in ihm moderne Geistesbildung und christliche Weltanschauung eine „chemische Verbindung" eingegangen sind. Das macht ihn zum Wortführer der wahrhaft Gebildeten im Volk. Und unverkennbar gibt sich in der Geisteskultur, die dieser Mann in sich verkörpert, ein starker Einschlag vom Wesen der Antike zu erkennen. Nur wird er dadurch nicht zum Volksredner. Er verfügt über keine Schlager, er kann nicht erschüttern; aber er hinterläßt bei verwandten Seelen einen unvergeßlichen Eindruck. — Ein Beispiel davon statt vieler. Als im Januar 1809 Stein auf der Flucht im Schlitten durch Schlesien fuhr, — es war Nacht, um ihn und in ihm —, da gedachte er der Neujahrspredigt Schleiermachers, die dieser zwei Jahre zuvor gehalten über das Thema: „Was wir zu fürchten haben, und was nicht"; und Stein sah die Sterne wieder.

Doch nun mögen wieder gewisse Charakterzüge herausgestellt werden, in denen sich die Persönlichkeit des Predigers, im Gegensatz zu seiner Umgebung, vorbildlich zeigt.

Was für den ersten Blick schon imposant in die Erscheinung tritt, das ist eine Nüchternheit des Geistes, die ihn schlechthin unzugänglich macht für nationalen Pharisäismus, die ihm kein Zugeständnis erlaubt an nationale Eitelkeit, — auch in guten Tagen nicht. Wie er aller Einbildung herzlich abgeneigt ist, so lehnt er auch allen falschen, d. h. aus Überschätzung eigenen Wertes stammenden, Trost im Elend entschieden ab. Nüchterner kann man das Unglück des Vaterlandes nicht beurteilen, als er es am letzten Sonntage des Jahres 1806 tut. Sonst bekanntlich kein Freund des Alten Testaments, knüpft er doch hier wie in andern größten Augenblicken seine Worte an einen Spruch aus dem Alten Bunde. Der Vergleich zwischen Jahresanfang und Jahresende führt ihn zu dem Wort des Predigers Salomo: „Sprich nicht, was ist es, daß die vorigen Tage besser waren denn diese; denn du fragest solches nicht weislich." Und sein Thema lautet: „Wir würden töricht handeln, wollten wir so unbedingt und so sicher die frühere Zeit der heutigen vorziehen." Wie kühl und reserviert klingt es, wenn er ein anderes Mal den Gedanken verfolgt: „Im einzelnen und noch mehr im großen hängt der Wechsel der Schicksale ab von dem Steigen und Sinken des inneren Wertes."

Aber dieser nüchterne Sinn bewahrt ihn vor der Mutlosigkeit, in der bei den meisten der Überschwang patriotischen Selbstgefühls geendet hat. Es ist eine wundervolle Mannhaftigkeit in dieser Seele. Der Sohn eines altpreußischen Feldpredigers, der sich, ungeachtet seiner körperlichen Schwäche, den Fünfzigen nahe in den Landsturm einreihen und militärisch ausbilden läßt; der als hallischer Universitätsprediger die Fürbitte für den König und die Königin von Westfalen standhaft ablehnt und lieber auf die Kanzel verzichten will; der im Jahre 1807 zweimal einen Ruf nach Bremen verschmäht, um in seinem unglücklichen Vaterlande zu bleiben, — er verleugnet sich nie.

Nach dem Tage von Jena schreibt er an einen Freund: „Fassen Sie Mut und geben Sie alles hin, um alles zu gewinnen! Bedenken Sie, daß kein Einzelner bestehen, daß kein Einzelner sich retten kann; daß doch unser aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung!" Aus diesem Tone geht auch seine Predigt, der man nicht anmerkt, wie oft er von Spionen belauscht worden ist. Er weiß nichts von Furcht.

Drei Sätze aus der vorhin erwähnten Neujahrspredigt darf ich nicht unerwähnt lassen:

„Daran, was ein Mensch fürchtet, kann man erkennen, worein er sein Leben setzt.“

„Wer Gegenstände der Furcht hat, wogegen ihm der Tod selbst als etwas geringes erscheint, oder womit der Tod als etwas ganz ungleichartiges gar nicht kann verglichen werden, dem wird auch sein eigenes Gefühl sagen, daß das, was er fürchtet, keine irdische Macht sei.“ — Und dann zur Kennzeichnung dessen, was wir allein fürchten sollen, dies Wort:

„O daß nur das Bild Gottes uns nicht verschwinde unter den verwirrenden Gestalten des Augenblickes, darüber laßt uns wachen!“

Hier ist es erlaubt, daran zu erinnern, daß Otto von Bismarck Schleiermachers Konfirmand gewesen ist. Sein stolzes Wort von der Gottesfurcht der Deutschen als der unter uns einzig erlaubten klingt in diesen Predigten oft genug an; und auch jenes andere Zeugnis des Kanzlers über unser Volk: „Im Kriege sind die Deutschen wie die Löwen, aber in friedlichen Zeiten fehlt es oft an der nötigen Zivilkourage!“ Diesem seinem Konfirmanden gab Schleiermacher den Denkspruch mit: „Alles, was ihr tut, das tut von Herzen, als Gott und nicht den Menschen!“ Und wahrlich, das hat der Konfirmator seinem Schüler in die Tat umgesetzt, ehe dieser noch geboren war. Er hat seine eigenen Worte mannhaft besiegelt: „Die heldenmütige Gesinnung, die wir an allen großen Seelen der Vergangenheit bewundern, die sollen wir jetzt in ihrem wahren Licht und in ihrer liebenswürdigen Größe darstellen. Was verloren ist, kann uns nur wieder gewonnen werden durch diesen Sinn; was noch übrig ist und in Gefahr schwebt, kann uns nur erhalten werden durch ihn!“

Solcher männermäßige Mut erhält diesem Zeugen der Wahrheit seinen unbesiegbaren Optimismus. Jedes verzagte Urteil ist bestochen. Gerade diese Tage des Unglücks zeigen uns viel Großes und Gutes in unserm Volk. Und das ist nicht etwa über Nacht gewachsen; es war da, aber wir achteten es nicht. Laßt uns mehr Blick dafür gewinnen! „Sind diese gegenwärtigen Zeiten der Prüfung schlechter als die vorigen, wo wir ungeprüft nur in der Einbildung größer waren? Oder müssen wir nicht gestehen, daß, wie es zuvor einen Reichtum gab, der nur Schein war, so auch jetzt einen Verlust, der nur Schein ist?“ Wer irgend den Sieg des Guten in sich selber erlebt, der wird ihn auch wiederfinden in der Welt. Auch in diesen Jahren der Trübsal sind unbeschränktes Vertrauen und grenzenlose Ergebung für uns die unversieglichen Quellen der Freude!

Man versteht, daß ein Mann von dieser ungebeugten Mannhaftigkeit selbst empörenden Eindrücken napoleonischen Übermuts gegenüber eine leidenschaftslose Ruhe bewahrt. „Preußen ist verschwunden", höhnt der Kaiser am Abend von Jena. Schleiermacher antwortet: „Ist denn unser Preußen dahin, nun, so soll fortan allenthalben in Deutschland, wo ein Protestant leben und wirken kann, unser Vaterland sein!" Die schändliche Mißhandlung der preußischen Garden beim Einzuge des Imperators in Berlin und seine Roheiten gegenüber der Königin lassen in unserm Prediger auch keine Spur von Rachegedanken erstehen; Chauvinismus ist ihm völlig fremd. „Wir sind ein Gegenstand des Mitleids geworden für alle, die die Wichtigkeit unseres Vaterlandes für die Sache der Freiheit und Bildung in Europa zu schätzen wissen; ein Gegenstand der Schadenfreude für alle, die sich altem Grolle blindlings ergeben oder durch unsern Sturz zu gewinnen hoffen." Solche Wendungen abgeklärtester Sachlichkeit vertreten die Stelle würdeloser Klagen.

Für bemerkenswert, wenn auch im Grunde selbstverständlich, halte ich auch den Umstand, daß sich nirgend ein antikatholischer Zug in unsern Kanzelreden findet; auch dann nicht, wenn der Kaiser, der vermeintliche Schirmherr aller Toleranz, dem Senate in Paris und dem heiligen Stuhle meldet, er habe die Feinde des Glaubens, er habe die Vormacht des Ketzertums auf dem Festlande endgültig zerschmettert und zermalmt. Es ist, als hätte Schleiermacher sich instinktiv davor gescheut, in irgend einem Worte der Leidenschaft Nahrung zu bieten, vollends der konfessionellen Leidenschaft.

Endlich noch eins. Die verschiedenen großen Seiten der Persönlichkeit dieses Predigers treten in harmonischer Vereinigung hervor in einer seiner eigenartigsten Kanzelreden, in der zugleich sein tiefer geschichtlicher Blick sich herrlich geltend macht. Am Geburtstage Friedrichs des Großen, am 24. Januar 1808, predigt er über das Jesuswort, den Tempel in Jerusalem betreffend: „Seht ihr das alles? Wahrlich, ich sage euch, es wird kein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde!" Ich muß über diese Predigt etwas eingehendere Auskunft geben. Sie geht aus von dem allgemein verbreiteten nationalen Vorurteil, das Schleiermacher so zum Ausdruck bringt:

„O wenn der große König noch dagewesen wäre, so würden wir diesen Zustand der Herabwürdigung nicht erfahren haben! Er hätte nicht so weit anwachsen lassen die Macht, die uns erdrückt hat; seinem Adlerauge würden schon längst nicht unbemerkt geblieben sein die Fehler und Mißbräuche, ohne die wir nicht so leicht wären zu überwinden gewesen;

und, sofern jetzt noch Rettung und Wiedererhebung möglich wäre, würde er sie noch durch die Kräfte seines gewaltigen Geistes herbeizuführen wissen."

Diesem an sich wohl verständlichen Volksurteile stellt der Prediger die Erkenntnis gegenüber, daß auch das Größte in der Geschichte nur relative Bedeutung und bedingten Wert beanspruchen kann. Jeder andere Maßstab verführt nicht nur zur Unbilligkeit gegen eine andere Zeit und ihre Leute, sondern zum Unrecht gerade den gepriesenen vergangenen Größen gegenüber. Auch Friedrich ist nur verständlich aus seinem Zeitalter; wer ihn der Schranke entheben will, tritt seiner wahren Größe zu nahe und muß schließlich an ihm irre werden. Unserm Geschlechte könnte jener König, so wie er war, schlechterdings nicht helfen. Schleiermacher erinnert an das Gleichnis Jesu vom reichen Manne und armen Lazarus, das mit den Worten endet: „Hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie nicht glauben, ob auch jemand von den Toten aufstünde!" Es war der ordinäre Messiasglaube bei den Juden, David selbst werde wiederkommen aus seinem judäischen Kyffhäuser; die erleuchteten Geister Israels wußten: Nicht David selbst, aber einer aus Davids Hause wird kommen!

Was hat es vollends für einen Sinn, Zustände und Verhältnisse der Vergangenheit in unsere Zeit zurückzuwünschen? Äußere Einrichtungen lassen sich nicht verewigen. Was zerbrochen ist, mußte zerbrechen. Etwas über das ihm beschiedene Zeitmaß hinaus künstlich oder gewaltsam erhalten zu wollen, ist töricht, frevelhaft und verhängnisvoll. Auch der große König hatte ein Volk erzogen, ja er hatte für seine Person dem Kerne seines Volkes Großes entnommen. Wir beschimpfen unsere Väter, wenn wir alles dem einen Manne zuschreiben möchten. Es gibt eine völlig verfehlte Anhänglichkeit an das, was vergangen ist. Und gerade diese verkehrte Pietät ist eine Quelle unseres Unglücks gewesen!

Aber, und damit wendet sich Schleiermacher dem anderen Hauptgedanken seiner Predigt zu: Etwas ganz anderes und in sich notwendiges ist es, das wahrhaft Große, das bleibend Große in dem überkommenen Erbe der Nation zu verehren und zu erhalten; das nämlich, worin sich der Geist eines Volkes wesentlich und unverfälscht ausspricht. Darauf sollen wir uns besinnen. Denn das ist ein göttliches Gesetz, genau eben so heilig und unverbrüchlich, wie das Gesetz des Alten Bundes für das jüdische Volk gewesen ist! Daß wir nur das um keinen Preis aufgeben; es nicht, leichtherzig verführt oder feigherzig erschreckt, unter eine fremde Gewalt beugen! Auch Jesus wollte nicht auflösen, sondern erfüllen!

Welches sind aber die entscheidend wichtigen Charakterzüge des preußischen, des deutschen Volks? Schleiermacher nennt deren fünf:

1. Arbeitsamkeit und Sparsamkeit; 2. rechtliches Wesen und Biederkeit; 3. strenges Halten auf unbedingte Gleichheit aller vor dem Gesetz; 4. das rühmliche Bestreben, der einmal erkannten Wahrheit ehrfürchtig zu dienen und sie, es koste was es wolle, zum Siege zu führen; endlich 5. die ehrliche Liebe zu einer unbegrenzten Freiheit des Glaubens und des Gewissens.

Das sind heilige Güter. In ihnen lebt der Geist des großen Königs, aber auch der wahre Geist seines Volkes. Halten wir das in Ehren, so werden wir gelassen verschwinden sehen, was dahin fällt, und getrost entgegen sehen allem, was da kommt. Inzwischen halten wir daran fest, uns nicht schrecken noch locken zu lassen; denn es ist nichts wahrhaft groß, was nicht gut ist! —

Die Gesinnungen der idealen Führer des preußischen und des deutschen Volkes, in diesen Zeugnissen sind sie auf denkwürdige Art ausgesprochen. Der Geist dieser Männer hat den Tag, den neuen, über unser Vaterland heraufgeführt. Doch ehe ich davon rede, wollen wir noch über eine besondere Seite dieser politischen Predigten Schleiermachers uns kurz verständigen. Sie sind uns ein überaus wertvolles Zeugnis davon, wie die Väter und Begründer einer neuen Zeit ihre vaterländische Gesinnung in innigen Einklang gesetzt haben mit der Religion.

In der Geschichte unsrer Kirche und Theologie wird Schleiermacher, wenn es den kürzesten Ausdruck gilt, der Überwinder des Rationalismus genannt. Das ist natürlich nicht so zu verstehen, als hätte er in seiner Person mit dem hinter ihm liegenden Zeitalter völlig und nur gebrochen. Wüßten wir es nicht ohnehin, die Predigt Schleiermachers könnte uns den greifbaren Beweis liefern, daß er gewisse Errungenschaften der rationalistischen Periode bereitwillig übernommen hat. Auf der Kanzel zeigt sich das vor allem darin, daß er, ganz abgewandt den frommen Gemeinplätzen alter und neuer Pietisten, mit Vorliebe die speziellen Einzelfragen des religiösen und des sittlichen Lebens in Behandlung nimmt. Und wenn man von dem einen großen Gebiet des Naturlebens absieht, das er — hier in bewußtem Gegensatz zum Rationalismus — niemals in der Predigt betreten hat, so ist ihm als Gegenstand der Erörterung alles willkommen, was dem Menschen seiner Tage äußerlich oder innerlich zu schaffen macht. Demnach mag man es rationalistisch nennen, daß Schleiermacher in den Jahren der napoleonischen Fremdherrschaft „der erste politische Prediger Deutschlands" geworden ist. Allein das Neue, auf lange hinaus Bahnbrechende in dieser seiner Tätigkeit ist dies, daß er als Theolog und vollends als Prediger keine Frage aufgreift oder beantwortet, losgelöst von den Interessen der Religion. Vor allem das

Verhältnis zu Volk und Vaterland ist durchaus religiös begründet. Ich begnüge mich für diese Stunde mit Andeutungen.

Drei Gedanken sind hier in Betracht zu ziehen, die unsre Behauptung bestätigen: der Gedanke der Königstreue, der der Pflicht der Beteiligung an den öffentlichen Angelegenheiten und die normale Auffassung von der Volks- und Staatsgemeinschaft.

Es ist selbstverständlich ein noch wesentlich patriarchalisch gedachter Untertanenbegriff, der in jenen Tagen die Stellung des preußischen und deutschen Patrioten zum Herrscherhause bestimmt. Aber diese Stellung ist eben darum völlig frei von allem Byzantinismus. Schleiermacher nennt die Hohenzollern „ein seit lange geehrtes, seit Jahrhunderten durch ein gegenseitiges Band der Liebe mit diesem Lande verbundenes Geschlecht, das uns oft glänzende und herrlich ausgestattete, größtenteils milde und weise, immer wohlmeinende und gerechte Herrscher gegeben hat". Natürlich nimmt die Zuneigung zur Dynastie in den Zeiten gemeinsamer Leiden eine zugleich wärmere und persönlichere Färbung an. So verweist der Prediger wiederholt auf die vorbildliche Haltung des Königs im Unglück, und seine Fürbitte für den Monarchen und dessen Haus am Schluß mancher der politischen Predigten zeugt von starker persönlicher Ergriffenheit. Man darf dabei nicht vergessen, daß die Charaktereigenschaften des Königs, seine Unentschlossenheit und begrenzte Geisteskraft, ihn dem Prediger recht unähnlich und wohl auch unliebsam machen konnten; die Abneigung Friedrich Wilhelms III. gegen Schleiermacher gehört freilich erst späteren Zeiten an. Gleichwohl bleibt dessen Stellung zur Person des Königs sich immer gleich. — Dazu hat naturgemäß auch der Gegensatz zu dem verhaßten Fremdherrscher das Seine beigetragen. „Wie der Tyrann Rücksichten lügt auf das Gemeinwohl und Liebe heuchelt zu den Untertanen," sagt er „so lügt auch und heuchelt das Volk Gefühle der Liebe und Ehrerbietung, so lange es unter dem Tyrannen steht." Ihm ist es von Anfang an ausgemacht, daß der Glanz aller Kronen Napoleons verblassen muß, weil er ein Mann ohne wahrhaft königliche Gesinnung ist. Im übrigen läßt auch die bekannte Predigt Schleiermachers zum Gedächtnis der Königin Luise keinerlei Überschwenglichkeit oder Deklamation erkennen, wie denn andererseits die gewaltigen späteren Kanzelreden vom 28. März 1813 (aus Anlaß des Aufrufs „An mein Volk"), vom 22. Oktober 1815, dem Siegesfeste, vom 17. November 1822, dem Regierungsjubiläum des Königs, eine musterhaft treue und doch vollkommen freie Haltung des Patrioten an den Tag legen.

Die religiöse Seite seines Verhältnisses zum Könige erfährt aber in dieser Zeit vor allem dadurch neue Kraft, daß des Königs Politik,

und insbesondere sein Verhalten Rußland gegenüber in den Unglücksjahren, eine Sache des Gewissens, der rückhaltlosen Ehrlichkeit und der Überzeugungstreue ist. Darum wird der König nicht fallen, und darum dürfen wir von ihm nicht weichen!

Aber jede Treulosigkeit gegen des Königs Person würde auch ausgeschlossen sein durch die verständige Beurteilung der Geschichte und der Eigenart Preußens sowie durch die Pflicht des Bürgers zu ernsthafter Beteiligung an den öffentlichen Angelegenheiten im Vaterlande. Diese Beteiligung soll von zweierlei Art sein, eine tätige und eine denkende Arbeit. Eine tätige; wer sich den allgemeinen Interessen entzieht, etwa um seiner Wissenschaft zu leben oder seiner Familie, der verfällt einer irreligiösen Selbstsucht. Und es ist durchaus keine Entschuldigung, zu sagen, man könne doch zur Zeit mit seiner politischen Ansicht nicht durchdringen. Denn „Kraft und Beruf zu ausgebreiteter Wirksamkeit hat jeder und muß jeder fühlen, der auch nur denken kann den Gedanken Vaterland!" Vor allem, es ist eine Forderung des Gewissens, daß, wer nicht seine Kräfte einsetzt für das gemeine Wohl, sich auch des Rechtes zum Urteil begibt, vorab zur Klage und Beschwerde. Aber die denkende Beteiligung der Bürger am Wohl und Wehe des Staates ist erst recht religiöse Pflicht. Das eigene, selbständige Urteil aller Urteilsfähigen ist dem Vaterlande vonnöten. Die höchste Ehre, die einer Obrigkeit widerfahren kann, ist gewiß ein freies Vertrauen in ihr Wohlmeinen und in ihre Einsicht. Aber was bei gewissenhafter Prüfung an Kritik übrig bleibt, kann dem Ganzen nur zum Heile dienen. Die Aussprache einer gut begründeten und aufrichtigen Opposition gehört auf allen Gebieten des Lebens zu den gesegnetsten guten Werken. Und nur durch den Untertanensinn, der Sache eigener freier Überzeugung ist, können wir dauernd zu der Vereinigung der Kräfte gelangen, die einem Volke Sicherheit gewährt und Größe!

Das alles wird freilich nur der anerkennen, der von der eigenen Volksgemeinschaft eine normale, d. h. für Schleiermacher die religiös-sittliche Auffassung hegt. Was sollte denn der wahre Patriotismus anders sein als ein Stück Religion? als eine Seite unsres Gottesglaubens? Wir glauben an eine unserm Volke gegebene, ihm durch die sittliche Weltordnung garantierte Mission in der Weltgeschichte. Unserm Preußenlande gehört diese Bestimmung, und über Preußen hinaus dem gesamten Deutschland.

In einer Predigt, die unmittelbar vor Einführung der neuen Städteordnung gehalten wurde, entwickelt Schleiermacher noch umständlicher diese national-politischen Gedanken und tritt begeistert ein für die religiöse

Grundlage aller wahrhaft fruchtbaren vaterländischen Betätigung. „Es ist nicht richtig," meint er, „zu sagen, die allgemeine Bürgertugend sei unabhängig von lebendiger Frömmigkeit." Was ist denn das Wesen der Religion? Es ist Mut, also das Gegenteil von Furcht; ein wahrhaft frommer Bürger tut seine Pflicht nicht aus Furcht vor Strafe, sondern aus tieferem Grunde. Es ist Liebe, also das Gegenteil von Selbstsucht; ein religiöser Mensch enthält sich aller kränklichen, weichlichen, trübseligen Eingezogenheit und tritt freudig hervor für das Wohl der Gesamtheit. Es ist Freiheit, also das Gegenteil von allem Knechtssinn, von aller Buchstäbelei und allem falschen Traditionshange; der wahrhaft fromme Mensch ist ein Mann des Fortschritts, frei sogar von dem Buchstaben biblischer Gebote, wieviel mehr von der politischen Formel!

Diese großen, eine fruchtbare Vaterlandsliebe begründenden Eigenschaften nimmt Schleiermacher naturgemäß für den Christen in Anspruch. Allein er verwirft ausdrücklich, auch auf der Kanzel, jedes Vorrecht für irgend ein religiöses Bekenntnis; er will keinerlei bürgerliches oder staatliches Privileg für den Christen. Und wer etwa die Kirche verlassen möchte, dem darf darin weder Hinderung noch Schädigung zuteil werden. Unsre Volksgemeinschaft muß und soll unabhängig bleiben von jeder Form des Kirchentums. Daher verpflichtet auch den religiösen Menschen nichts zu einem bestimmten politischen Programm, ausgenommen in dieser elementarsten Gestalt und zu dieser unsrer Zeit: Monarchie, tätige und denkende Beteiligung am Gemeinwohl, religiös-sittliche Anschauung von der nationalen Gemeinschaft. —

Das ist nicht Romantik mehr; das ist das unverkürzte Erbteil unsrer klassischen Denker- und Dichterperiode, ist wurzelrecht-moderne Anschauung, aber zugleich durch und durch fromm! Daß nun in der Kraft und Größe dieser Überzeugung und Gesinnung die geistige Herrschaft der berufenen Führer des damaligen Deutschland und ihre Überlegenheit über die Zeitgenossen begründet gewesen ist, leuchtet ein.

Wir wollen zum Schluß der Frage nicht ausweichen, wieweit diese Anschauungen unsres Predigers übertragbar sind auf uns und unsre Tage.

Aus den nationalen Schmerzen jener Zeit und aus all den nachfolgenden Enttäuschungen ist das neue Reich geboren worden, in dessen Grenzen wir leben. Unsere politischen Verhältnisse aber sind ungleich schwieriger und verwickelter als die damaligen, worüber an dieser Stätte kein Wort zu verlieren ist. Ihre Schwierigkeit macht sich zur Zeit dem nachdenklichen Deutschen ebendort am meisten fühlbar, wo Schleiermacher seine eigentliche Lebensaufgabe zu erfüllen gehabt hat; und vielleicht darf ich

es begrüßen, daß mir heute niemand zumutet, an dem Ideale des Staates, das jener im Herzen getragen, das Preußen unserer Gegenwart zu messen.

Dagegen darf es der Redner als seine Aufgabe betrachten, festzustellen, daß der Gedanke noch immer zu Recht besteht: Der religiöse Mensch, ja gerade er, hat Pflicht und Beruf, denkend und handelnd politisch tätig zu sein. Er soll derjenigen Beurteilung der öffentlichen Verhältnisse, die er für die rechte hält, nach bestem Vermögen Einfluß und Geltung zu verschaffen suchen. Es kann nur in Ausnahmefällen an einen Dispens von dieser Aufgabe gedacht werden. Ein Standpunkt, von dem aus man die tätige Beteiligung am Wohle des Staates als des Christen nicht würdig bezeichnen möchte, mag seine Berechtigung in gewissen Erscheinungen des Urchristentums und späterer Tage suchen; für christlich im Vollsinne des Wortes darf er sich nicht ausgeben wollen. Und wenn wir uns erinnern, daß die politischen Rechte des Deutschen heute erheblich weiter reichen als vor hundert Jahren, so kann es, gerade unter dem Sehwinkel religiöser Welt- und Lebensanschauung, nicht ausbleiben, daß wir jenen erweiterten Rechten gegenüber die erhöhte Pflicht zu staatsbürgerlicher Betätigung kräftig geltend machen. Es mag sehr erhaben scheinen, im Blick auf unliebsame öffentliche Zustände zu erklären: Unsere Lage ist heillos verworren; wer mag sich noch an politischen Händeln beteiligen? Anständige Menschen treiben schon lange keine Politik mehr! Aber christlich gedacht ist das eben nicht.

Aus dieser Erkenntnis heraus erwachsen ohne Zweifel für die Kirche und vor allem für die kirchliche Predigt wichtige und in ihrer Wichtigkeit wohl noch nicht hinlänglich erkannte Aufgaben. Daß der Prediger von heute politische Vorkommnisse, Zustände und Fragen gelegentlich in Betracht nehme, ist nicht genug; es ist durchaus vonnöten, daß er in die Lebensführung eines Christenmenschen, und des Mannes zumal, wie er sie der Gemeinde darzustellen hat, auch ein lebendiges und tätiges Eintreten für das Wohl der Volks- und Staatsgemeinschaft einbezieht. Auch unsre kultisch umrahmte Kanzelrede wird und muß sich dazu freie Bahn schaffen, zumal in politisch bewegten Zeiten.

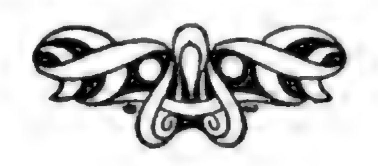
Freilich wird der Prediger nach dem Herzen Schleiermachers sich wohl hüten, seinerseits ein politisches Programm zu entwickeln oder das Christentum, dessen verantwortlicher öffentlicher Sprecher er ist, mit irgend einem formulierten politischen Bekenntnis gleichzusetzen und zu belasten. Als Verkündiger des Evangeliums kennen wir keine politische Partei und werden nie eine kennen; als Vertreter einer Staatskirche sind wir doppelt behutsam, miteinander zu vermischen, was peinlich aus-

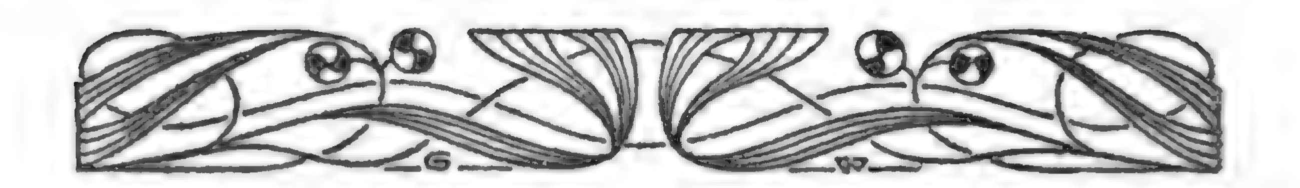
einander zu halten ist. Vor allem: wir denken nicht daran, unsere Glaubensgemeinschaft als Stütze vergänglicher Einrichtungen den öffentlichen Gewalten zu empfehlen. Die evangelische Predigt soll sich befleißigen, allen zu dienen; und nur die dürfen an ihr Anstoß nehmen, die jede religiös begründete Stellung zum Vaterlande und zur öffentlichen Ordnung ablehnen.

Bei dieser Umgrenzung des Wirkungskreises unserer Predigt werden wir dennoch der Gefahr blasser Allgemeinheiten nicht zu erliegen brauchen. Schleiermachers Behandlung alt- und neutestamentlicher Texte mag uns lehren, daß, auch bei Enthaltung von rein persönlicher politischer Meinungsäußerung, die wichtigsten Einzelfragen des bürgerlichen Lebens in den Urkunden der Schrift einen sehr ersprießlichen und fruchtbaren Anhalt finden. Sollte dieser uns aber einmal fehlen, so wird doch aus dem Schatze christlicher Gesamt-Anschauung heraus auch eine völlig veränderte Zeitlage ihr Licht und ihre Weisung empfangen, wenn wir es anders verstehen, das Einzelne und Vorübergehende mit dem Gemeingültigen und Ewigen in das rechte, natürliche Verhältnis zu setzen. —

Blicken wir auf Schleiermachers vorbildliche Tat zurück, so werden wir es am Ende bedauern, daß wir an einer maßgebenden Stätte ähnlichen Ranges heute keine so überragend mächtigen Persönlichkeiten aufzuweisen haben. Das darf uns aber nicht hindern, uns trotz der Veränderung der Zeiten als seine Erben zu betrachten, — immer überzeugt, daß sich aus den Elementen unseres Glaubens unter allen Umständen auch für das bürgerliche und staatliche Leben die wirksamsten und kräftigsten Antriebe und Weisungen ergeben müssen, und auch davon durchdrungen, daß die viel verachtete christliche Predigt, einst die erste Großmacht auf Erden, in ihren wahrhaft würdigen Vertretern sich auch in der modernen Welt immer wieder die Zuneigung und Dankbarkeit erwerben werde, die sie verdient. Was einer der Größten jener Zeit nationalen Unglücks und vaterländischer Wiedergeburt auf so machtvollen Ausdruck gebracht hat, was unsere Studenten gern und feurig singen, das wird auch von unserer Predigt fort und fort bezeugt werden dürfen:

Fürwahr, es muß die Welt vergehen,
Vergeht das echte Männerwort!





Die Siedelungsfrage in Deutsch-Ostafrika.

Von
Dr. Joachim Graf von Pfeil.

Diese Frage ist bisher hauptsächlich betrachtet worden unter dem Gesichtspunkte der Niederlassung des Einzelindividuums als Plantagenleiter resp. Besitzer oder Angestellter irgend eines größeren kapitalistischen Unternehmens. Dies geschah mit Recht, denn bis vor kurzem war Ansiedelung in anderer Form nahezu unmöglich. Der Kapitalist geht selten in die Kolonien, wenigstens nicht der Mann, der ein Vermögen besitzt, das nach englischem Maßstabe gemessen gerade hinreichen würde, in einer Kolonie ein größeren Erfolg versprechendes Unternehmen selbständig zu beginnen. Ein solches Vermögen reicht in Deutschland meist schon hin, wirtschaftlich selbständig zu sein, niemand würde daran denken, es aufs Spiel zu setzen, um sich in den Kolonien das erst zu erringen, was man in der Heimat schon hat. Diese Klasse von Ansiedlern, aus denen Englands beste Kolonisten sich rekrutieren — um ziffermäßige Anhaltspunkte zu gewinnen, wollen wir sagen, Leute im Besitze von £ 1500—2000 — also 30 000 bis 40 000 Mk., entfallen mithin aus unserem Kolonialsystem und wir müssen uns nach anderen Elementen umsehen. Wir haben den oben erwähnten Plantagenleiter. Meist gehört er den gebildeten Klassen an, es fehlt ihm aber an Mitteln zu selbständiger Unternehmung, er muß mithin seine koloniale Laufbahn als Beauftragter des unpersönlichen Kapitals beginnen. Dieses wiederum ist auf den Anbau solcher Produkte angewiesen, die wegen vieler Nachfrage in großen Mengen auf den Weltmarkt geworfen werden können. Im allgemeinen lassen sich mit Ausnahme des Kaffees derartige Produkte nur in den feuchtwarmen Gegenden der Kolonien ziehen, worin die Veranlassung zu suchen ist, daß die Plantagenunternehmen vornehmlich in geringer Entfernung von der Küste entstehen. Weit in Land würde jedes Produkt durch den Transport bis zum Hafenort wesentlich verteuert werden, aber auch die Produktionskosten würden sich steigern um den ihnen zuzurechnenden Betrag, um den

Lebensunterhalt der Europäer, Gerät usw. im Inlande teurer kommt als an der Küste. Sind derartige geschäftliche Erwägungen ausschlaggebend für kapitalkräftige Unternehmungen, so sind sie es in erhöhtem Maße für den kapitallosen Ansiedler, dem schon der Mangel an Mitteln die an der Küste nötigen Schutzvorkehrungen gegen Muskitos und damit gegen Fieber unmöglich macht. Aber selbst wenn derartige Gründe nicht die Zulassung des Kleinsiedlers verhindert hätten, so wäre es ein anderer Umstand gewesen, der, vielleicht noch gewichtiger als alle anderen, doch kaum je in Betracht gezogen worden ist. So tüchtig der deutsche Kolonist ist, so vortrefflich er sich bewährt, wo er im Anschlusse an Volksgenossen oder an Berufsgenossen anderer Volkszugehörigkeit sich betätigen kann, er besitzt weniger als irgend ein anderer Siedler die Fähigkeit, sich rasch Verhältnissen anzupassen, die sich von seinen altgewohnten merklich unterscheiden. Hätte man schon jetzt deutsche Kleinsiedler in die hochgelegenen Gegenden unserer Schutzgebiete gebracht und sie dort ihrem Schicksal überlassen, wie es ja nicht anders möglich gewesen wäre, so wären sie untergegangen, weil ihnen die Fähigkeit gefehlt hätte, die ihnen unbekannte und sie fremd anmutende Natur sich untertänig zu machen. Wir wollen zum Lobe des Deutschen sagen, daß, wenn er dieses Geheimnis gemeistert hat, er es sich gründlicher zu eigen macht als irgend ein anderer Siedler, allein die Zeit, die er braucht, um es zu erlernen, hätte er wegen Kapitalsmangel und der Unmöglichkeit jeglichen Erwerbes nicht überdauern können, sondern zu Grunde gehen müssen. Aber selbst gesetzt es wäre ihm gelungen, sich den veränderten klimatischen und sonstigen physikalischen Verhältnissen anzupassen, welchen Vorteil hätte ihm das bringen können? Die von ihm produzierten Zerealien hätten keinen Markt gefunden, und um andere Dinge hätte es sich vorläufig noch nicht handeln können, denn Viehzucht hätte das ihm fehlende Kapital zur Voraussetzung gehabt. Ohne Aussicht, irgend eins seiner Produkte absetzen zu können, wäre es aber auch unmöglich gewesen, diejenigen Dinge zu erwerben, die nun einmal der Europäer, und stamme er aus noch so geringen Verhältnissen, im Rahmen seines Lebenszuschnittes nicht mehr entbehren kann.

Lassen wir aber selbst diese Rücksichten aus dem Spiel, so werden wir dennoch erkennen müssen, daß bis zu diesem Augenblick der Zeitpunkt nicht gekommen war, deutsche Ansiedler selbst in die bevorzugtesten Gegenden unseres Schutzgebietes zu bringen, weil keine Möglichkeit vorlag, sie dorthin zu transportieren ohne einen Kostenaufwand, den Mittellose nicht erschwingen konnten, den zu bestreiten aber keine öffentlichen Gelder vorhanden sind. Tausend Gründe zeigen uns, daß die Besiedelung

irgend welcher Gegenden Ostafrikas bis jetzt nicht unterlassen wurde aus Mangel an Wollen oder Unternehmungsgeist, sondern aus rein technischen, die Ausführung unbedingt verhindernden Gründen. Es fragt sich nunmehr, ob die Besiedelung überhaupt möglich ist. Die Faktoren, von denen die Beantwortung dieser Frage abhängt, sind verschiedener Natur. Wir müssen uns zunächst Klarheit darüber gewinnen, ob der Ansiedler in den zu besiedelnden Gegenden sein Lebelang zubringen kann, ohne nicht nur an seiner Gesundheit Schaden zu nehmen, sondern ob sie geeignet sind, dem Europäer die Aufzucht gesunder Nachkommenschaft zu ermöglichen. Sobald wir beginnen, in die Erörterung derartiger Einzelfragen einzutreten, müssen wir auch unsern Blick auf ein bestimmtes Gebiet beschränken, um zuverlässige Anhaltspunkte gewinnen zu können. Nach dem Gange der ganzen Entwicklung Ostafrikas scheint es besonders das Kilimandjarogebiet zu sein, das zuerst den Zuzug weißer Ansiedler aufzunehmen bestimmt ist. Mit ihm wollen wir uns daher in Nachstehendem beschäftigen.

Unter Kilimandjarogebiet verstehen wir das Land, das ungefähr begrenzt wird durch die folgenden Linien: Zusammenfluß des vom Kilimandjaro kommenden Weruweru mit dem am Meru entspringenden Nduruma, die gemeinschaftlich den Pangani bilden. Von hier entlang dem Laufe des ersteren Flusses bis zu der englischen Grenze. Von dem genannten Punkte in westlicher Richtung bis ungefähr zu dem Graben und mit diesem entlang bis wiederum zur englischen Grenze. Die Größe dieses Gebietes läßt sich vor der Hand noch nicht genau angeben, dürfte aber ungefähr der Provinz Schlesien an Umfang gleich geschätzt werden. Die klimatischen Verhältnisse hierselbst ähneln durchweg denen des gemäßigten Europas. Zwar kommen heiße Tage vor, doch übersteigt die Temperatur niemals die Grenze, die es dem Europäer unmöglich macht, seiner Arbeit im Freien obzuliegen. Genaue Angaben über die Temperaturverhältnisse stehen noch aus, doch darf mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden, daß die mittlere Jahrestemperatur 26 C. keinesfalls übersteigt, vielleicht kaum erreicht. Die Nächte sind durchweg kühl und erfrischend. Man hat sehr warmes Bettzeug durchaus nötig. In Aruscha war im Monat August die Kälte auch tagsüber höchst empfindlich und man mußte heizen. Diese Verhältnisse erscheinen äußerst günstig, denn der kapitallose Ansiedler wird nicht in der Lage sein, sich farbige Arbeiter zu halten, er wird sich auf die Arbeit seiner eigenen Hände verlassen müssen und diese kann er nur verrichten unter klimatischen Bedingungen, die denen seiner Heimat nicht zu unähnlich sind. Die Probe aufs Exempel ist nebenbei schon gemacht, denn in der Nähe von Aruscha leben

einige deutsche Ansiedler, die einstimmig aussagen, daß sie sehr wohl die nötigen Feldarbeiten eigenhändig auszuführen imstande wären.

Da wir uns Ansiedlung in dieser Gegend vorstellen als wirkliche Bauernwirtschaft, so werden wir uns auch mit der Untersuchung des Bodens zu befassen haben, denn die Möglichkeit des Fortkommens der Ansiedler wird zum großen Teil abhängen von der Möglichkeit, diesen Boden landwirtschaftlich so zu behandeln, wie sie es gewohnt waren den Boden ihrer Heimat zu bearbeiten. In dieser Hinsicht öffnet das bezeichnete Gebiet die denkbar günstigsten Aussichten. Das ganze ausgedehnte Gelände besteht aus Tuffen, Aschen oder anderen Auswurfsmaterien der großen Vulkane, deren Zersetzungsprodukte bekanntlich die fruchtbarsten Erden der Welt bilden. Wiederum handelt es sich hier nicht nur um unerwiesene Behauptungen, sondern um das Beobachtungsresultat von Untersuchungen, die leider noch nicht soweit gediehen sind, daß man mit systematisch angelegten Kurven die Ansicht beweisen könnte. Immerhin sind schon auf den verschiedenen Missionsstationen, den Stationen der Regierung, einzelnen Farmgehöften und den neuen Farmen der Boeren Resultate erzielt worden, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Nicht allein gedeiht das wichtigste Nahrungsmittel, die Kartoffel, ausgezeichnet, es hat sich herausgestellt, daß auch Weizen vorzüglicher Qualität und von reichem Ertrage sich anbauen läßt. Von dem Morgen ungedüngten Landes sind geerntet worden 120 Ztw. Kartoffeln — ein Resultat, das sich vermutlich wesentlich steigern ließe; Weizen 17 Ztw. entsprechend den besten Böden des Heimatlandes, auf denen nur bei ganz intensiver Wirtschaft und schwerer Düngung ein größeres Resultat erzielt wird.

Nicht ganz geklärt ist die Frage, ob Getreideanbau nur bei künstlicher Berieselung möglich ist oder ob man sich auf die natürlichen Niederschläge verlassen darf. Wir vermuten das letztere, denn die Niederschlagsmenge in Kilimandjarogebiet beträgt jedenfalls mehr als 1000 mm. Ist auch die Regenzeit in diesem Lande nicht so ausgeprägt wie weiter östlich, es regnet fast zu allen Jahreszeiten ein wenig, so gehört doch die Hauptmenge oben erwähnter Niederschläge einer regenreichen Periode an, innerhalb deren die Bestellung zu machen wäre, so daß die Ernte in den Beginn der trockenen Monate fiele. Während dieser würde man da, wo fließendes Wasser vorhanden ist, die Berieselung zu Hilfe nehmen. Das Gebiet ist reich an fließenden Wasserläufen, die das ganze Jahr hindurch vorhalten; da sie von dem ewigen Schnee des Kilimandjaro gespeist werden und den Zuschuß empfangen, den die wasserfangenden Hochwälder des

Meru abzugeben haben. Neuerdings wird berichtet, daß auch die Grenzgebiete der deutsch-englischen Territorien weit mehr fließende Gewässer aufzuweisen haben, als man früher ahnte. Aber selbst, wo solche nicht vorhanden sind, bietet die Form des Geländes überall die Möglichkeit, Dämme anzulegen, aus denen wenigstens Vieh getränkt werden könnte. Dieser Frage ist nicht nur von den Beamten im Schutzgebiet viel Aufmerksamkeit gewidmet worden, auch Schreiber dieses hat gelegentlich seines Besuches sich eingehend mit der Beobachtung des Geländes in dieser Hinsicht befaßt, wobei ihm seine eigene Erfahrung als Farmer nicht unwesentlich zu gute kam.

Durchweg hat auf dem weichen losen Boden dieser Gegend das Regenwasser einen stark erodierenden Einfluß ausgeübt, der die Erscheinung hervorgerufen hat, die man in Südafrika treffend mit dem kaffrischen Wort „Donga" bezeichnet. Das sind Rinnen von größerer oder geringerer Tiefe, richtige Erosionsfurchen, in denen das Regenwasser seinen Weg zum nächsten Wasserlaufe sucht oder, wenn kein solcher in der Nähe ist, allmählich vertrocknet. Mit leichter Mühe ließen sich in diesen Dongas Stauvorrichtungen einrichten, in denen im schlechtesten Falle immer so viel Wasser sich aufstauen würde, daß es hinreichte, das Vieh des Farmers durch die trockene Jahreszeit zu tränken. In sehr vielen Fällen, wohl in den meisten, würde man in der Lage sein, Wassermengen aufzustauen, die zu leichter Berieselung, wenn auch nur beschränkten Areals, ausreichen würden, falls sich herausstellen sollte, daß ohne diese Körnerbau doch nicht in dem erhofften Umfange ausführbar ist. Es folgt durchaus nicht, daß jeder Farmer einen derartigen Damm für sich allein besitzen müsse. Ist die Besiedelung erst einmal so weit gediehen, daß die Anlage solcher Dämme erforderlich wird, so wird diese Aufgabe wahrscheinlich der Regierung zufallen, die für die Wassernutzung einen geringen Zoll erheben mag, wenn sie nicht in richtigem kolonialwirtschaftlichen Sinne vorzieht, diese Abgabe den Siedlern zu erlassen. Daß der Körnerbau in unserem Schutzgebiet eine nicht unbedeutende Zukunft hat, läßt sich leicht aus der Statistik Südafrikas erkennen. Man sieht, daß die Produktion von Körnern eine ungemein geringe, die Einfuhr von Mehl aus Australien dagegen sehr bedeutend ist. Gelingt es also, irgendwo in Afrika guten Weizen anzubauen, so wird sich der Händler die Transportkosten von Australien gern ersparen, wenn er das Mehl oder die Körner aus größerer Nähe beziehen kann. Zunächst würden wir für gutes Mehl im eigenen Schutzgebiete in Ostafrika hinreichend Absatz haben, denn auch wir sind vor der Hand hinsichtlich unseres Brodes auf importiertes Mehl angewiesen.

Jedenfalls aber eröffnet das Mehlbedürfnis und der Mehlmangel Afrikas günstige Aussichten für das Wirken des deutschen Kleinsiedlers in den Hochländern unseres Schutzgebietes. Aber auch die Viehzucht würde im kleinsten vom Kleinsiedler ausgeübt werden können. Wir haben es erlebt, daß im letzten Jahre der Export von Ziegenfellen sich über alles Erwarten steigerte, ein Beweis für vorhandene Nachfrage. Die Muttertiere sind immer noch für verhältnismäßig geringen Preis zu haben, sie vermehren sich rasch, und wenn sich auch für das Fleisch zunächst keine Verwendung findet, so sind doch die Felle gesucht. Verböte der Mangel von Mitteln dem Kleinsiedler anfänglich große Herden aufzuziehen, so würden ihm einige wenige Ziegen vor allen Dingen Nachzucht liefern, sie gäben ihm Milch, durch ihr für den Markt wertloses Fleisch Nahrung, und für die Felle erhielte er zuguterletzt denselben Preis, den die ganze Ziege ursprünglich kostet. Da bis auf weiteres eine dichtere Besiedelung des Landes noch nicht zu erwarten ist, so eröffnete sich selbst dem Kleinsiedler die Möglichkeit, den Nachwuchs seiner Herde sich zu einer größeren Zahl vermehren zu lassen, als sein eigenes Land zu ertragen vermag, er kann sie auf dem Regierungslande oder unbenutztem Nachbarlande laufen lassen und auf diese Weise größere Einnahmen erzielen. Ein anderes Moment der Viehzucht eröffnet dem Unternehmer nicht unbedeutende Aussichten. Wiewohl wir nicht rasch genug mit der Weiterführung unserer Bahnen vorangehen können, so ist es doch unmöglich, das ganze Land hinlänglich mit Bahnen zu versorgen, wir werden auf Generationen hinaus zur Vermittelung des Lokalverkehrs der Last- und Zugtiere nicht entbehren können. Zwar stehen uns Ochsen zur Verfügung, allein wir wissen nicht, inwieweit uns die Bekämpfung der stellenweise immer noch auftretenden Tsetse-Fliege gelingen wird. Jedenfalls ist es wirtschaftlich richtig, daran zu denken, Zugtiere zu ziehen, die von dem Stich dieses Insektes gar nicht oder doch nur wenig zu leiden haben. Man glaubt mit einiger Sicherheit zu wissen, daß der Esel sich eines gewissen Grades der Immunität gegen die Tsetse erfreut. Schon jetzt sollten die Farmer es sich angelegen sein lassen, Esel in großen Mengen zu züchten, um dereinst den Bedarf decken zu können, den wachsender Verkehr benötigen wird. Die Muttertiere sind unter den Eingeborenen leicht zu haben, und man darf den kleinen grauen Unyamwezi-Esel ja nicht unterschätzen; wenn gut behandelt, ist er ungemein brauchbar. Ein Tier besserer Qualität zu erzielen ist selbstverständliches Erfordernis, läßt sich aber leicht bewerkstelligen durch Kreuzung mit dem Maskatesel, dessen Nachkommen sich außerordentlicher Leistungsfähigkeit erfreuen. Für den

Farmer ist die Aufzucht eine Kleinigkeit und allein abhängig von dem Kapitalbetrage, den er dem Zwecke widmen will. Aber auch der Kleinsiedler könnte mit Erfolg dieser Zucht obliegen. Sobald sein Anwesen einigen Fortschritt aufweist, wird er in seiner Wirtschaft irgend ein Tier brauchen, für wenige Rupien kann er von den Eingeborenen eine oder mehrere Eselinnen erstehen, die er zum Hengst des nächsten Nachbars bringt. Für den Nachwuchs wird er leicht Absatz finden, denn während dieser heranwächst, schreitet die Entwicklung des Landes fort. Schon heute genügt der Bestand an Gebrauchstieren längst nicht dem Bedarf, wie ich selbst festzustellen Gelegenheit hatte. Nochmals möge darauf hingewiesen werden, daß mit der Kleinsiedelung nicht etwa angestrebt wird, eine Volksklasse zu erziehen, die nach Ablauf längerer oder kürzerer Frist mit großem Gewinn nach der europäischen Heimat zurückkehren kann, um dort von Renten zu leben, sondern daß uns als Endziel vorschwebt das Heranwachsen einer Bevölkerung nach Art der kleinen Häusler in Deutschland, die, um von dem Ertrage ihrer Grundstücke zu leben, ausschließlich diesem ihre ganze Arbeitskraft widmen und ihr ganzes Leben darauf zubringen. Wenn es gelingt, Menschen, die unserem Volkstum anderweitig verloren gegangen wären, durch Ansiedelung in diesen Gegenden uns zu erhalten und zu wirtschaftlich selbständigen Existenzen zu entwickeln, so ist die kolonialpolitische Aufgabe, die wir uns gestellt haben, in der Hauptsache erfüllt.

Diesem Ziele sind wir in gewissem Sinne näher gerückt, indem wir uns endlich entschlossen haben, die Einwanderung der Boeren ins Schutzgebiet zuzulassen. Man möge von ihnen halten was man wolle, besonders kennt der Verfasser sie zu gut, um sie sonderlich wert zu schätzen. Eins muß man ihnen jedoch lassen, sie sind die geborenen Pioniere in unzivilisierten Ländern, denn sie besitzen in unerreichtem Maße die Fähigkeit, in gänzlich wildem Lande heimisch zu werden, dessen wirtschaftliche Möglichkeiten zu erkennen und sie sich sofort dienstbar zu machen. Die Befürchtung, die Boeren könnten sich mit dem Gedanken tragen, zu versuchen, in unserer Kolonie einen Staat im Staate zu gründen, ist kindlich, sie beruht auf Unkenntnis der Verhältnisse, unter denen die Boeren ins Land gekommen sind, des Kraftaufwandes, der selbst für sie nötig sein wird, in den neuen Verhältnissen Fahrt zu gewinnen, sich rein wirtschaftlich zu behaupten, und bezeugt wenig Selbstvertrauen in Bezug auf unsere eigene Kraft, mit der wir den Zügel der Regierung des Landes in unserer Hand halten. Auf absehbare Zeit ist es gänzlich ausgeschlossen, daß die Boeren daran denken könnten, sich gegen ihre Schutzherren aufzulehnen, dazu

würde ihnen erst eine Mißregierung den Mut geben, von der wir nicht annehmen dürfen, daß sie Aussicht hat, jemals bei uns einzureißen. Die Boeren haben sich in der Zahl von jetzt etwa 400 Familien in der Merugegend des Kilimandjaro-Gebiets angesiedelt, wo jeder Familienvater auf Antrag einen Landkomplex von 1000 ha zugewiesen erhielt. Das ist zwar für den Anfang, namentlich gemessen an deutschen Verhältnissen, ein sehr erheblicher Landbesitz, man darf indessen europäischen Maßstab hier nicht anlegen, und schon in wenigen Generationen werden wir sehen, daß man den Leuten nicht zu viel gab, daß im Gegenteil durch Zuweisung reichlichen Landes der Grund gelegt worden ist zur Erziehung einer wohlhabenden kolonialen Bevölkerung. Man darf jedoch nicht erwarten und annehmen, daß die Boeren sich mit der Hast eines deutschen Arbeiters auf das ihnen überwiesene Land stürzen und sich sofort eifrigst mit ländlichen Arbeiten beschäftigen werden, das liegt nicht in ihrer Natur. Sie ließen es im Gegenteil ungemein an sich kommen, ehe sie sich entschlossen, zu beginnen die Hände zu rühren. Entschuldigungen haben sie natürlich die Hülle und Fülle. Da fehlte es an Ochsen, an Geräten, an Lebensmitteln, an Arbeitern, und es half nichts, daß man ihnen entgegnete, diese Dinge stellten sich nicht von selbst ein, sondern kämen nur, wenn man versuchte, sie zu erwerben. Das charakteristische Phlegma der Boeren ließ sie lange Monate an dem Platze verharen, wo sie zuerst hingesetzt worden waren, ehe ein jeder daran ging, auch nur die Farm auszusuchen, die ihm behagte. Dennoch muß festgestellt werden, daß sie auf den Farmen, die sie dann in Besitz nahmen, nicht unerhebliche Arbeit verrichteten. Auf jeder Farm wurde ein sogenanntes „Wildebeest huis“ errichtet, das vorhandene fließende Wasser in eine Furche geleitet, um Berieselungszwecken zu dienen, ein kleiner Garten für Gemüse angelegt und Feld von durchschnittlich zwei Morgen Umfang umgebrochen. Es wurde auf jeder Farm ein Kraal von Steinen errichtet, eine Anzahl Obstbäume gepflanzt, kurz, Betrieb setzte ein. Der Erfolg blieb nicht aus. Das herrliche Klima bewirkt, daß der überaus reiche Boden dankt für jede darauf verwandte Arbeit, selbst der schwächlichste Pflänzling mitgebrachter Obstbäume, hauptsächlich gelbe Pfirsiche, sprießt üppig in die Höhe. Ganz besonders gut scheint Weizen zu gedeihen. Die Körner sind alle rasch und gut aufgegangen und stuhlen reichlich, so daß, wenn nicht unvorhergesehene Krankheiten im jungen Getreide ausbrechen, man einer guten Ernte entgegenzusehen berechtigt ist. Sie wird längst eingebracht sein, wenn dieser Artikel im Druck erscheint. Sämtliche Boeren haben vermocht, sich eine größere oder kleinere Viehherde anzuschaffen, deren Gedeihen ihr Stolz ist.

Glücklicherweise ist die Gegend noch nicht arg von dem Texasfieber heimgesucht, so daß Aussicht besteht, gesunden Nachwuchs zu erzielen, kurz alles in allem genommen weist die Boerenniederlassung viele Anzeichen auf, daß sie den Keim des Gedeihens in sich trage, und binnen wenigen Jahren werden wir die ehemals von kulturfeindlichen Massais durchschwärmte Gegend von zahlreichen wirtschaftlich selbständigen Existenzen bevölkert sehen. Das Tempo der Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens in jener Gegend wird abhängen von einer Reihe von Faktoren, die uns heute nur zum Teil bekannt sind. Als wichtigsten müssen wir den Weiterbau der Bahn betrachten, deren Weiterführung von Mombo nach dem Kilimandjaro, dem Meru bis zum Viktoriasee eins der dringendsten Erfordernisse unserer Kolonialpolitik bildet. Je eher sie das Merugebiet dem Weltverkehr angliedert, desto rascher und lebhafter wird dort wirtschaftliches Leben sich regen, die Möglichkeit des Erwerbes sich steigern. Je eher aber jene Boeren wirtschaftliche Selbständigkeit erlangen, desto eher eröffnet sich auch für die deutsche Kleinsiedelung die Aussicht, größeren Umfang zu gewinnen.

Auf diese kommen wir nunmehr zurück. Meines Erachtens liegt heute schon die Möglichkeit vor, vermögenslose Leute, die anders wohin ausgewandert wären, in jene Gegenden hinzulenken. Manche Auswanderer besitzen genug, um die See- und Landreise zu bezahlen. Unvermögende Auswanderungslustige sollten aus Reichsmitteln unterstützt werden. Es ist weiser, einige Hunderttausende für Besiedelung durch Deutsche auszugeben und sich durch sie die physische Kraft zu schaffen, Aufstandgelüste der Eingeborenen im Entstehen zu unterdrücken, als teure und landesunkundige weiße Soldaten hinauszusenden oder mehr farbige Truppen anzuwerben. Ausgewanderte veranlasse man, sich unter den ansässig gewordenen Boeren als Farmarbeiter zu verdingen. Sie werden mit Freuden aufgenommen werden, gegen Lohn Unterkunft finden und bei ihren Arbeitgebern die Anleitung, sich mit den Landesverhältnissen vertraut zu machen. Vielleicht ist grade die Zeit, in der die Boeren selbst noch zu ringen haben, die günstigste für die neuen Lehrlinge. Denn mit ihren Lehrmeistern müssen sie es praktisch mit durchmachen, wie man die Felle selbstgeschossener Antilopen gerbt und Schuhe anfertigt, wie man junge Ochsen einbricht, Wasserfurchen anlegt, mit dem rohen Material des Landes kostenlos Häuser baut, in denen man leben kann, ohne Anlaß zu begründeter Klage zu haben. Sie lernen beurteilen, welche Weide diesem Vieh zuträglich, jenem schädlich ist, zu welcher Jahreszeit man das Gras abbrennen, die Böcke zu den Schafen lassen muß, damit die Lämmer zur Zeit der grünen

Weide zur Welt kommen, und tausend Dinge mehr. Unsere Arbeiter wiederum werden den Boeren durch ihr Beispiel zeigen, was es heißt, wirklich angestrengt arbeiten, eine übernommene Pflicht getreulich erfüllen. Im Dienst der Boeren mögen unsere Auswanderer einige Jahre verharren. Am Ende der Zeit werden sie sich eine Kleinigkeit erspart haben, vielleicht in der Lage sein, sich nun auf einem kleineren Stück Land, das die Regierung gut täte umsonst abzugeben, sich selbstständig zu machen. Die Regierung müßte Sorge tragen, daß aus den vorhandenen Wasserläufen lange Wasserfurchen herausgeholt würden, unterhalb deren die Leute jeder ihren kleinen Grundbesitz angewiesen erhalten müßten, damit sie die Möglichkeit der Berieselung hätten. Auf diesem Lande könnte dann jeder der Ansiedler, wie er es von den Boeren gelernt hat, sich ein „Wildebeest huis“ errichten, so viel Getreide, Kartoffeln usw. bauen, daß er zunächst seinen Lebensunterhalt bestreiten könnte, ebenso mit einigen Ziegen resp. wenn er Kapital genug erspart hätte, mit einigen Kühen und Eseln, Viehzucht zu treiben beginnen. Natürlich darf man nicht erwarten, daß diese Leute im Laufe weniger Jahre reiche Farmer sein werden. Man muß fragen, was aus ihnen geworden wäre, wenn sie nicht hierher gekommen, wenn sie in Deutschland geblieben, nach Amerika gegangen wären — wahrscheinlich deutsche oder amerikanische Fabrikarbeiter für ihr ganzes Leben. In den ersten Jahren ihrer Selbständigkeit werden die Leute mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, aber wenn die Boeren sich durchzusetzen vermögen, warum sollten es Deutsche nicht können? Ich gedenke an die deutschen Ansiedler in Natal, wo die beiden Orte Herrmannsburg und Neuhannover in annähernd der von mir hier geschilderten Weise entstanden sind. Noch zur Zeit, als ich vor dreißig Jahren jene Orte kennen lernte, befanden sie sich im Zustande des Ringens. Jetzt sind sie wohlhabende Niederlassungen, denen man die Geschichte ihrer Leiden und Kämpfe nicht mehr anzusehen vermag. Die ersten Ansiedler leben kaum mehr, aber selbst sie haben die Zeiten verhältnismäßigen Wohlstandes erlebt und ihre Nachkommen sind häbige Leute, leider Staatsbürger eines fremden Landes. An ihrer Laufbahn aber können wir jetzt schon voraussehen, wie sich das Geschick unserer eigenen Ansiedler und ihre Niederlassungen dereinst gestalten wird.

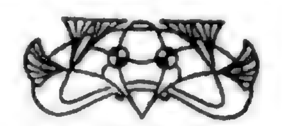
Auf eine weitere Besiedelungsmöglichkeit muß hingewiesen werden, die in diesem Augenblick von nicht geringer Bedeutung zu sein scheint, auf die zuerst hingewiesen zu haben Herrn Professor Schiemann das Verdienst zugesprochen werden muß. Aus Rußland vollzieht sich zur Zeit eine Rückwanderung deutschen Elementes, das zwar in erster Linie

dem eingebildeten Dorado der Auswanderer, Amerika, zustrebt, das aber doch Neigung aufzuweisen scheint, den Anschluß an deutsche Volksgenossen als wichtiges Moment in der Entschlußfassung bezüglich seiner Schritte zu betrachten. Es ist vorläufig schwierig, ein richtiges Bild über den Charakter dieser Leute zu erhalten, sollte sich aber herausstellen, daß sie zu landwirtschaftlichen Arbeiten Neigung und Befähigung besitzen, so wären sie ungemein wertvolles Material, mit dem man die ersten Ansiedelungen der beschriebenen Art probeweise ausführen könnte.*) Besonders wertvoll, weil diese Leute, weit eher als deutsche Landeskinder, Aussicht hätten, materielle Unterstützung zu erhalten, sei es von Regierungswegen, sei es im Wege der öffentlichen Sammlungen oder aus verschiedenen für diesen Zweck oder ähnlichen zur Verfügung stehenden Fonds. Man würde also in solchen Augenblicken, wo Mißhelligkeiten zwischen den arbeitgebenden Boeren und den arbeitenden Deutschen einträten, hilfeleistend einspringen können, um zu verhindern, daß die Ansiedler arbeits- und aussichtslos ohne Mittel in die Wildnis geworfen würden. Auf alle Fälle muß jeder Zufluß von Menschen in der Kolonie als Wertzuwachs von unermeßlicher Bedeutung betrachtet werden und keine Anstrengung dürfte uns zu groß sein, ihn für uns zu erringen. Je mehr Ansiedler in der Kolonie leben, desto leichter ist es für die späteren Ankömmlinge, sich ihnen anzugliedern und selbst Fortkommen zu finden.

Noch eine Frage bedarf der Erörterung. Man wird vielfach einwenden, daß an die Kleinsiedelung in der Kolonie erst gedacht werden kann, wenn die Bahn bis direkt in die Gegenden hingeführt ist, die man zu besiedeln denkt. Nur dann ist es möglich, den Ansiedler unter nur geringer Aufwendung an den Ort seiner Bestimmung zu befördern, ihn in der Berührung mit der Kultur, mit gesicherter Erwerbsmöglichkeit zu halten. Das ist in gewissem Sinne richtig, allein die Erfahrung lehrt, daß wir in kolonialen Unternehmungen nicht so ausgreifend sind wie die Engländer oder gar Franzosen. Wir würden daher viel Zeit verlieren, wollten wir die Aufgabe der Besiedelung des Landes zurückstellen, bis gewisse Unterlagen geschaffen sind, die an sich wiederum ein abgeschlossenes Programm im Rahmen unserer gesamten Kolonialpolitik bilden. Wie die Bahn eine Wirkung äußern wird auf den Fortgang der Besiedelung, so wird deren Ausdehnung notwendig den Bahnbau beschleunigen. Gelingt es unter jetzigen Verhältnissen, eine Anzahl Kleinsiedler in das Land zu bringen und ihnen beizustehen die ersten Jahre

*) Ist inzwischen geschehen.

schwieriger Zeit zu durchwettern, so wird dieser Bevölkerungszuwachs in der Kolonie ganz von selbst ein Ansporn zur Weiterführung der Bahn, der ev. mit scharfer Spitze in den Seiten der Regierung sich fühlbar macht. Je mehr Menschen im Lande, desto mehr Aussicht für die Erweiterung des Bahnnetzes. Damit ist aber sofort ein weiterer Anstoß zur Besiedelung gegeben und wir würden hier die bekannte Kreiswirkung erfahren, in der ein Moment das andere bedingt. Ist einmal Bewegung in die Körper gebracht, so setzt sie sich, dem Gesetz der Beharrlichkeit folgend, allein fort, nur der Anfang muß gemacht werden.



Die Rose.

Einer weißen Rose Schimmer
Duftet schwer
Aus dem Stengelglas am Fenster her.

Sonnenhelle blitzt im Zimmer.

Geht die Türe — rauscht ein Kleid —
Schwebt ein Tritt —
Schlüssel klirrn im Takte mit . . .
Eine kleine, kleine Zeit
Neigt ein Mädchenangesicht
Sinnend sich in Duft und Licht.

Blätter einer welken Rose,
Düftelose,
Fallen — einzeln — ohne Klang.

Durch die Stube schwebt ein Gang,
Schwebt und stockt . . .

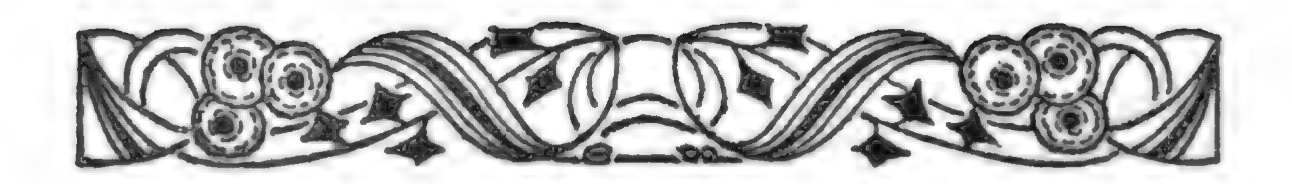
Von rascher Hand
Übern Zaun weg fliegt die Rose.

Und das Mädchen
Wie von jähem Schreck gebannt,
Hält noch wie im Wurf die Hand —

Gelbe Blätter flattern lose.

„Rose,
Meine weiße Rose!“

Bruno Baumgarten.



Die Kunst der Rede.

Von

Gustav Manz.

Die in den folgenden Zeilen niedergelegten Betrachtungen wollen den Dienst eines Wegweisers versehen. Sie teilen mit ihm die lakonische Kürze, sie geben eine bestimmte Richtung an und verhehlen auch nicht, wie weit der Weg ist, der zum Ziele führt. Sie sind das Ergebnis praktischer Erfahrungen und verdichten die gewonnenen Ergebnisse zu kurzgefaßten Winken. Sie sind gleichzeitig die Keime eines Buches, in welchem dasjenige in umfänglicheren Kapiteln ausgebreitet werden soll, was hier in engen Abschnitten zusammengedrängt ist.

Wenn hier vom Worte geredet wird, so geschieht es aus Erwägungen, die als Antipoden jenes berühmten Ausspruches gelten sollen, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen. Sie stützen sich viel mehr auf jene landläufig-volkstümliche Auffassung eines Bibelwortes, daß im Anfang das Wort war. Und ganz im Gegensatz zu Faust, der das Wort „so hoch unmöglich schätzen" kann, sind sie durchdrungen von der Überzeugung, daß im Wort selbst eine Tat stecken kann.

Und wieder ist es biblische Überlieferung, die uns den tiefsten Sinn der Wirkung eines Wortes verkündet, wenn sie an den Beginn urweltlicher Urkunden die zwei wuchtigen Sätze stellt: „Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht." Nie ist die Gewalt der Rede gewaltiger gepriesen worden als in diesen zwei kurzen Sätzen, denen einer der größten deutschen Wortschöpfer, Martin Luther, das granitene Gefüge gegeben hat. In dieser lapidaren Schilderung göttlichen Wirkens, in diesem blitzartigen Aufeinanderfolgen von Ursache und Wirkung, liegt eine Verherrlichung der suggestiven Macht des Wortes, wie sie großartiger nicht gedacht werden kann, und wie sie gleichwertig nur noch gegeben worden ist durch die elementaren Ereignisse der Weltgeschichte . . .

Größtes Heil und entsetzlichstes Unheil ist den Spuren des Wortes gefolgt. Das Wort hat Religionen gegründet und Revolutionen entzündet. Das Wort hat Bande zerrissen und Bande geknüpft. Immer, wenn einmal

die Zeit erfüllet war, wurde das Wort zum Donnerschlag, der die Luft reinigte. Nirgends in der Welt hat es gegeben und wird es geben eine ähnliche Dienerin, die sich als Sendbotin, ausgerüstet mit den Vollmachten ihres Auftraggebers, umwandelt zur gebietenden Herrin. Untertan einem mächtigen Willen, göttlicher Intelligenz verpflichtet wie Brünhilde dem Wotan, wird sie zur Heldenreizerin, die kühnste Taten entfesselt. Losgelöst von den Zügeln vorbedenkender Überlegung, preisgegeben der eigenen Leidenschaft, wird sie zur Stifterin des Unheils, zur Verwirrerin der Gefühle. Und so stehen immer, so lange menschliche Geschicke sich auf diesem Erdball abspielen, neben den Predigern die Demagogen, neben den Führern der Liebe die Schürer der Zwietracht. Jegliches menschliche Ohr ist untertan der Macht des Wortes, und umgekehrt gelten auch in diesem Sinne diejenigen als bevorzugt, denen ein Gott zu *sagen* gab, was sie leiden!

Kehren wir nun zurück aus den weiten Fernen urweltlicher Symbolik und steigen wir herab aus den Höhen weitüberblickender Betrachtung in die Niederungen unseres Alltagslebens! In dieser Zeit, wo die tiefgründige, aber so unendlich trostlose Lebensarbeit eines klugen Mannes uns beweisen will, daß unsere Sprache ein stümperhaftes Instrument sei, auf dem wir uns vergebens bemühen, Gedanken und Empfindungen zum Ausdruck zu bringen, in einer Zeit ferner, in der die unbestritten vielsagendste Offenbarerin seelischer Geheimnisse, die Musik, durch die Überschätzung der Vielzuvielen an innerem Werte einbüßt, was sie an breiterer Ausdehnung gewinnt, — in einer solchen Zeit der Verwirrung und Verschiebung mag es wohl einmal angebracht sein, dem Worte das Wort zu reden.

Und so gehen diese Betrachtungen von dem ehrlichen Bewußtsein aus, daß wir, wie immer auf Erden, die Verpflichtung haben, uns mit Unzulänglichkeiten abzufinden, indem wir ihnen jene möglichste Vollendung geben, die innerhalb der menschlichen Kräfte liegt. Wenn das unscheinbare und mangelhafte Instrument der Sprache in großen Augenblicken doch so Großes zu wirken imstande war, so ist es Aufgabe eines jeden einzelnen, des Wortes und der Rede mächtig zu werden. Auch für jeden einzelnen kann diese fügsame Dienerin seines Wollens in mancherlei Verwandlungen zum Mitmenschen treten. Sie kann sich erheben und steigern von der Nachrichtenträgerin bis zur Prägerin neuer Überzeugungen. Sie kann Freude erwecken und Schreck einjagen; sie kann die Trauer trösten und den Jubel beflügeln; sie kann gute Keime wecken und wuchernde Schößlinge vernichten. Und soll ihr alles dieses gelingen, so braucht diese getreue Sklavin nur zwei Eigenschaften in sich auszubilden, deren zweite aus der ersten folgt, oder vielleicht richtiger, deren zweite die erste um-

schließt wie der größere konzentrische Kreis den kleineren: nämlich Deutlichkeit und Schönheit.

Diese beiden Eigenschaften, über deren Wert und Wesen im Bereich der Sprache und des Vortrages noch weiteres zu sagen sein wird, sind untergeordnet dem Gesamtbegriff der inneren Wahrheit. Es sind somit psychologische Vorgänge, denen wir nachzuforschen haben, wenn wir uns über die Kunst der Rede klar werden wollen, und es ist der Zweck der folgenden Zeilen, mit Beiseitesetzung des Handwerklichen, worunter ich alle anatomischen und phonetisch-grammatischen Voraussetzungen des Sprechvorganges verstehe, diese geheimnisvollen Pfade der Psyche, die vom Gehirn, als dem Sitze des Willens, bis zum Munde, als der Bühne des Redners, führen, behutsam nachzuwandeln und vielleicht um einiges aufzuhellen.

* * *

Es darf wohl als Grundsatz aufgestellt werden: wir verlangen von jedem, der sich innerhalb eines Kreises von Mitmenschen bewegt, als Gebot der Höflichkeit eine deutliche Aussprache und bei jedem, der uns als Redner, Prediger oder Schauspieler entgegentritt, eine künstlerisch schöne Aussprache, die zugleich einen Teil vielfacher sonstiger rhetorischer Anforderungen bildet. Im ersteren Falle empfinden wir es wohl noch als besonderen Reiz, wenn uns mundartliche Eigentümlichkeiten verraten, aus welchem Winkel unseres deutschen Vaterlandes der Sprecher stammt. Anders bei der zweiten Gruppe: hier werden Abweichungen von jener neuhochdeutschen Bühnenaussprache, wie sie z. B. die sprachliche Wiedergabe unserer Klassiker erfordert, als empfindliche Störungen wahrgenommen. Es gilt als oberstes Gesetz für jeden, der es beansprucht, als einzelner Sprecher einer Hörermasse gegenüber zu treten, daß er sich die denkbar höchste Sprach- und Sprechkultur zu eigen gemacht hat. Denn für jeden, der in dieser Form, sei es auf dem Podium, auf der Kanzel oder der Bühne zu andern spricht, besteht die geheime Absicht, in Liebe oder Haß, in Zustimmung oder Ablehnung die ihm zugewandten Gesichter die Regungen seines eigenen Innern wiederspiegeln zu sehen. Seine Rede ist also die höchste und feinste Form geistiger Besiegung und Überlistung, und er wäre ein schlechter Feldherr, wenn seine rhetorische Rüstung irgend eine Lücke oder Blöße zeigte.

Zu diesen Anforderungen der öffentlichen Rede gehört also, — und nur von ihr soll hier gesprochen werden —, das Bemühen, in einer Sprache zu Hörern zu sprechen, die das klanggewordene Gegenbild unserer Schriftsprache ist. Schon in diesem Verlangen liegt ein ge-

wisser Zwang, der nur durch jene Eigenschaft besiegt werden kann, die auch bei allen einzelnen Anforderungen sprachlicher Ausbildung eine Hauptrolle spielt, nämlich eine straffe und in einem fort sich erneuernde Energie. Wenn man von dem Sohn der bayerischen Berge verlangt, sich mit den Uferanwohnern der Nordsee auf eine Idealaussprache zu einigen, wenn der Littauer und Ostpreuße in denselben Tönen zu uns sprechen sollen wie der Pfälzer und der Alemanne, wenn man etwa bei einer Aufführung der Goetheschen Iphigenie aus der griechischen Umwelt nicht herausgerissen werden soll durch die Entdeckung, daß Orestes ein Rheinländer, sein Freund Pylades ein Ostelbier ist, so setzt dieses Übereinkommen einer schlackenfreien Kunstsprache einen nur durch langjährige Übung zu erreichenden Verzicht auf mundartliche Eigentümlichkeit, ja manchmal auf tief eingewurzelte Besonderheit des Dialekts voraus. Auch die Gründung eines deutschen Sprachreiches erfordert im allgemeinen und nationalen Interesse die Hingabe gewisser Partikularrechte. Es braucht wohl im übrigen nicht besonders betont zu werden, daß die Forderung der Allgemeinverständlichkeit in jeder rednerischen Öffentlichkeit nicht etwa eine Gegnerschaft gegen die Mundart selbst in sich schließt.

Gerade unsere größten Sprachkünstler waren ja von jeher die wurzelechtesten Vertreter bestimmter deutscher Gaue und haben mit dem Wortschatze ihrer Heimat unsere deutsche Gemeinsprache unendlich bereichert. Es wäre geradezu ein Jammer und müßte zur Versandung führen, wenn nicht dem sauberen wohlgepflegten Kanal unserer Kultursprache fortwährend neue Zufuhr geboten würde aus den quellfrischen Bächen der von allen Seiten zuströmenden Dialekte. Es muß eben grundsätzlich unterschieden werden zwischen diesem Gebiet des Sprachmaterials an sich und dem Gebiete der Sprachformung, d. h. der Aussprache. Es wird uns jede charakteristische Gestalt willkommen sein, aber wir erwarten von ihr, daß sie mit dem Eintritt in die alltägliche Öffentlichkeit die heimatliche Volkstracht mit dem modischen Anzuge des Kulturmenschen vertauscht. Um ein Beispiel zu gebrauchen: wir werden unter Umständen gerne einzelne Bestandteile des niederdeutschen Sprachschatzes übernehmen, wie z. B. so eigenartig malende Wörter wie Föhrde, Fleet und ähnliche. Wir werden es aber demselben Nordwestdeutschen, dem wir diese Anleihe verdanken, mit Recht verübeln, wenn er uns etwa mit seinem zugespitzten s=t die klangliche Harmonie eines Goetheschen Verses verdirbt!

Es ist also bei der schwierigen und doch so unendlich anregenden Aufgabe, aus einer natürlich wuchernden Sprachwildnis einen nutzbaren Wald oder einen schmuckvollen Park herzustellen, die erste und wichtigste

Pflicht, jede stark mundartliche Färbung, sei es in der Sprachmelodie oder in der Aussprache der Vokale und Konsonanten, möglichst zu verbannen. Hat man erst einmal als äußeres Endziel einer ausgebildeten Sprechkunst die gesättigte klangliche Harmonie erkannt, die den Charakter unserer Sprache zum vollkommensten Ausdruck bringt, dann wird man leicht von selbst jene durch den Dialekt hervorgerufenen Trübungen und Dissonanzen erkennen, die es abzustellen gilt.

Es ist mir hier aus räumlichen Gründen unmöglich, im einzelnen nachzuweisen, inwiefern mundartliche Besonderheiten geographisch bedingt und somit schwer ausrottbar, oder inwiefern sie mehr zufälliger oder absichtlicher Natur und aus diesem Grunde leichter vermeidbar sind. Der Sprößling des Hochgebirges, dessen Vätergenerationen vielleicht Jahr aus Jahr ein Lasten tragend auf Bergstraßen auf- und abgewandert sind, spricht naturgemäß, d. h. aus ganz bestimmten physiologischen Gründen, eine andere Sprache, als der leichter dahinschreitende Sohn der norddeutschen Tiefebene. Ganz zu geschweigen von den besonderen Abstufungen und namentlich Änderungen des Zeitmaßes, die sich aus den verschiedenen Voraussetzungen der einsamen Heide, des kleinen Dorfes, oder der von Menschen wimmelnden Stadt ergeben. Es ist daher ebenso schwer, dem Schweizer sein tief aus dem hinteren Gaumen hervorgeholtes krächzendes „Ch" abzugewöhnen, als etwa dem Bayern sein dumpfes „O" an Stelle des „A", oder dem Mecklenburger gewisse lautliche Kennzeichen einer breitbeinigen Gemütlichkeit, wie sie eben unter Umständen nicht am Platze ist.

Leichter vermag man dagegen alle jene Besonderheiten abzustellen, die in sämtlichen Mundarten wiederkehrend die Folgeerscheinungen des internationalen Gesetzes der Trägheit sind. Es ist außerordentlich reizvoll, in allen deutschen Mundarten, in der Vokal- oder Konsonantenaussprache, nachzuweisen, daß die Bequemlichkeit dazu führt, gegenüber den Anforderungen der hochdeutschen Aussprache den Lautbestand zu verringern, feinere Abtönungen innerhalb klangverwandter Gruppen zu vermeiden und auf diese Weise eine gewisse Verkümmerung des musikalischen Elements der Sprache herbeizuführen, die dann durch das bewußte Sprech- und Vortragsstudium erst künstlich wieder aufgehoben werden muß.

Einige Beispiele mögen, zeigen was hierunter zu verstehen ist.

Ebenso wie man im Kreise seiner Familie mit dem Hausrock angetan sich gewisse Bequemlichkeiten gestattet, die man in Gesellschaft vor Fremden und vor der Öffentlichkeit gewiß vermeiden wird, ebenso erlaubt man sich in der Alltagssprache allerlei Erleichterungen, die insgesamt darauf hinausgehen, den Lippen und der Zunge gewisse schwierigere

Energieleistungen abzunehmen, und durch leichtere zu ersetzen. Dahin gehört vor allem die Neigung, die harten Druck- und Zischlaute t, p und ß zu ersetzen durch ihre minder kräftigen Geschwister d, b und s, dahin gehört ferner, um ein mundartliches Beispiel zu gebrauchen, die Verdickung des S-Lautes in der auf einem Vokal folgenden Konsonantenverbindung st (Ascht statt Ast). Und mit der Verweichlichung und Verwischung des ureignen Charakters der Konsonanten geht Hand in Hand eine Trübung der Vokale: die Grenzunterschiede zwischen o und u, zwischen e und i werden aufgehoben, und geradezu charakteristisch für eine ganze Reihe von Mundarten ist die rücksichtslose Anmaßung, mit der derbe E- und I-Laute ihre zarteren Geschwister Ö und Ü aus ihren angestammten Silben herausdrücken! Fassen wir beides zusammen, so ergibt sich ein Gesamtbild, welches dem Eindruck billiger Schundbazare entspricht: auf dem Gebiete der Konsonanten wird das kräftigere und gehaltvollere Material ersetzt durch schwächere Nachahmungen, und im Bereiche der Vokale drängt sich an Stelle des diskreteren Geschmackes die schreiende Reklame.

Alle diese Bequemlichkeiten und Ungerechtigkeiten gegenüber der so verschieden gearteten Schar unserer Laute, die uns doch alle, wenn wir sie nur zu behandeln verstehen, mit gleicher Emsigkeit dienen, sind ein Verstoß gegen das oberste Gesetz der inneren Wahrheit. Denn wenn unsere hochdeutsche Kultursprache auch bis zu einem gewissen Grade ein künstliches Erzeugnis ist, so stellt sie eben doch die sorgsame Veredlung eines Wildlings dar, an dessen Pflege Jahrhunderte lang die größten Meister mitgewirkt haben. Es wird also unsere wichtigste Aufgabe sein müssen, den der deutschen Sprache eigenen Charakter mit den durch das Lautmaterial gebotenen Mitteln zum vollendeten Ausdruck zu bringen. Und dieser Charakter ist im Gegensatz zu den romanischen Sprachen, unbedingt derjenige einer kraftvoll dahinschreitenden Männlichkeit. Es wäre anregend, im einzelnen den Vergleich z. B. zwischen Deutsch und Italienisch durchzuführen. Die Unterschiede machen sich bekanntlich innerhalb des einzelnen Wortes nicht nur in dem Überwiegen des vokalisch-klanglichen Elements auf der einen, des konsonantisch-herben Elements auf der andern Seite geltend, das Zeitmaß ist ein ganz verschiedenes, es neigt im Italienischen zum Allegro, im Deutschen zum Andante. Und endlich klingt in dem Intervallenreichtum der italienischen Melodie die ganze Beweglichkeit der welschen Arie wieder, während die geringere Tonspanne, innerhalb deren die deutsche Sprache auf- und abwandelt, an die einfacheren Weisen unseres Volksliedes erinnert.

Doch es muß hier von weiteren lehrreichen Vergleichen abgesehen werden. Beschränkt man sich auf Art und Wesen der deutschen Sprache an sich, so ergibt sich ein Vorwiegen der Zeichnung gegenüber der Farbe, d. h. die Konsonanten sind in viel höherem Maße bestimmendes Element wie etwa in den romanischen Sprachen. Für unzählige deutsche Wörter gilt die Tatsache der Einbettung der Vokale zwischen den Konsonantengruppen. Eine Tatsache, die in der Aussprache gleich kommt der Aufschluckung des musikalischeren Vokalklanges durch das energischere Konsonantengeräusch.

Wird man nun also in Erkenntnis dieses Grundcharakters unserer Sprache danach streben, ihre durch das Skelett der Konsonanten gegebene Männlichkeit zu wahren, so muß andererseits Geschmack und Stilgefühl vor jeder Übertreibung, d. h. vor der sogenannten Konsonantenreiterei, zurückschrecken. Ja man wird darauf bedacht sein, die numerisch schwächere Gruppe unserer Vokale mit einer besonderen Zärtlichkeit zu pflegen, und ihnen zwischen dem hohen Gitter der Konsonanten zu Licht und Luft zu verhelfen. Kein Mensch, der die Entwicklung unserer neuhochdeutschen Sprache aus ihren holpernden und stolpernden Anfängen verfolgt hat bis zu den Klanggewittern Schillers und der wohllautenden Anmut Goethes, wird sich der Empfindung verschließen können, daß jene großen Meister im großen getan haben, was hier im kleinen von jedem einzelnen verlangt wird: sie haben der Kraft die Fülle verliehen, sie haben bewiesen, daß die Festigkeit des Auftretens sich mit Liebenswürdigkeit der Formen vereinigen läßt.

Gehen wir nun im einzelnen der Aufgabe nach, unserer Sprache durch ihre Verlautbarung den Charakter innerer Wahrheit zu sichern, so ist erstes und unumstößliches Gebot die Verpflichtung, jedem einzelnen Laut, sei es Vokal oder Konsonant, seinen ihm allein eignen Charakter auf das allerenergischste zu wahren. Die oben angedeutete Verwischung und Vermischung einzelner Laute ist geradezu eine Vorspiegelung falscher Tatsachen, indem wir unsere Sprache klangärmer hinstellen, als sie wirklich ist! Wenn z. B. im Laufe einer Rede tausendmal ein d und tausendmal ein b gesprochen wird, wo die betreffenden Worte ein t und ein p verlangen, so hat man schon innerhalb einer einzigen Konsonantengruppe in zweitausend Fällen eine Nuance oder Abtönung unterschlagen, auf welche unsere Sprache ein angestammtes Recht hat. Dies ist nur ein Beispiel von vielen Dutzenden. Bei stark ausgeprägter Mundart ist der Eindruck einer solchen Nachlässigkeit auf dem Gebiete der Vokale noch bedeutend schlimmer. Für ein feiner geschultes Ohr ist es geradezu eine

Qual, längere Zeit hindurch falsche Färbungen so charakteristischer Laute wie a, ö, ü, eu, äu ertragen zu müssen. Der Eindruck ist genau derselbe wie derjenige eines Landschaftsgemäldes, auf dem das Meer oder der Himmel mit einem falschen Blau, sei es zu hell oder zu dunkel, gemalt sind. Aber ich will hier noch nicht einmal von den letzten Anforderungen der Schönheit sprechen: in solchen Fällen ist gar nicht einmal dem ersten Gebot der Deutlichkeit genügt, und man könnte wohl für den allgemeinen Gebrauch, d. h. für alle diejenigen, die auf ihre Sprache achten wollen, ohne etwa Berufskünstler oder Redner zu werden, die Regel aufstellen, daß unter allen Umständen jene Tontrübungen und Fälschungen mundartlicher oder persönlicher Natur zu vermeiden sind, die den Hörer zwingen, erst über den Stacheldrahtzaun einer undeutlichen Aussprache zum Inhalt des Gesagten durchzubringen.

Eine solche Schwächlichkeit und Farblosigkeit der Aussprache kann bei demjenigen, der sich ihrer selbst oder durch Hinweis eines Lehrers bewußt wird, nur durch eine ganz energische Lautiermethode abgestellt werden. Man kommt dabei am weitesten, indem man einem lernbegierigen Schüler die ganze dienstbereite Schar unserer Vokale und Konsonanten als einen sozialen Organismus darstellt, der aus verschieden gearteten Gliedern besteht. Da finden sich muntere und helle Charaktere neben ängstlicheren und schwächeren Naturen, skrupellose Durchgänger neben zaghaften Angstmeiern, Individualitäten, deren geräuschvolle Art etwas gedämpft, und wieder andere, deren verkümmertes Selbstbewußtsein etwas gestärkt werden muß. Man kann auf diesem Gebiete geradezu Erzieherfreuden durchmachen, wenn es z. B. gelingt, die Gruppe der klingenden Mitlaute wie n, m, w und j in die ihnen gebührende Stellung zwischen den Vokalen und den übrigen Konsonanten hineinzubringen. Der schwierigste Fall dieser Art ist bekanntlich die kunstgemäße Ausbildung des r, welches von Palleske als „König der Konsonanten" bezeichnet wird. Zum König vermag sich dieses vielberufene „R" allerdings aufzuschwingen im Munde unserer größten Sprechkünstler. Bis es aber soweit gelangt, muß es jedoch eine recht langwierige Prinzenerziehung durchmachen! Und die Fälle, in denen sich das „R" mit dieser selbstbewußten Würde harmonisch in die klangliche Umgebung einfügt, sind in Wirklichkeit seltener als man glaubt. Man begegnet da selbst bei mittelguten Sprechern oft zwei verschiedenen Extremen: entweder bleibt es in der Verkümmerung eines reizlosen Gaumenlautes, oder es macht sich in der an sich für den künstlerischen Vortrag richtigen Bildung als sogenanntes Zungen-r mit einer Anmaßung breit, die gewissermaßen ihre Umgebung niederbrüllt.

Wie man sieht, kommt also die sprachliche Pflege im einzelnen darauf hinaus, mit Energie kräftige Elemente abzuhärten, schwache Elemente zu entwickeln, und auf diese Weise einen harmonischen Gesamteindruck zu erzielen, wie ihn ein vernünftiger Lehrer z. B. auch bei einer Klasse verschieden begabter Schüler zu erreichen vermag, indem er aus jedem, selbst dem geistig Schwächeren, sein Bestes hervorlockt.

Wenn in diesen Ausführungen die Deutlichkeit als erstes Gebot aufgestellt und ihre innige Verbindung mit der Schönheit der Aussprache immer wieder betont wird, so muß schließlich neben der anempfohlenen straffen Energie noch ein zweites Element erwähnt werden, das seinerseits wieder die Vorbedingungen einer bestimmten, oder um das Fremdwort zu gebrauchen, pointierten Aussprache ist. Ich meine die von allen Sprach- und Gesanglehrern mit Recht aufgestellten Forderungen, den Ton ganz vorne in der Mundhöhle zu bilden, d. h. nicht aus dem Hals heraus zu sprechen und nicht in den Bart zu murmeln. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, über dies wichtige Kapitel der sprachlichen Ausbildung mich weiter zu verbreiten. Daß neben den Gründen der Deutlichkeit und der Schönheit vor allem gesundheitliche Rücksichten, besonders die Schonung der reizbaren Organe der hinteren Mundhöhle, gebieterisch mitsprechen, ist Gott sei Dank eine allgemein zugestandene Binsenwahrheit. Vom psychologischen Standpunkte aus, der uns in diesem Zusammenhang in erster Reihe beschäftigt, ist es ganz selbstverständlich, daß man das Klangmaterial, welches vom Sprecher zum Hörer weiter gegeben werden soll, in der offensten und übersichtlichsten Weise darbietet. Der Ton muß gleichsam wie auf einem Tablett präsentiert werden, sodaß derjenige, für den er bestimmt ist, nur zuzulangen braucht. Man möchte alle Vergleiche der Welt zusammenholen, um nur immer wieder klar machen zu können, wie unumgänglich notwendig dieses Vornesprechen für die Wirkung auf den Hörer ist. Sieht man von allem andern ab, so ist es sicherlich ein Gebot der Höflichkeit, den Ton nach vorne zu drängen und ihm die Tendenz des Entgegenkommens zu geben, besonders dann, wenn der Sprecher nicht das Ideal jeder mündlichen Äußerung, nämlich den freien Vortrag erreicht hat, sondern das, was er anderen mitteilt, aus einem Manuskript oder einem Buche vorliest.

Was man in letzterer Hinsicht an unerhörten Verstößen gegen die Grundgesetze der mündlichen Mitteilung erlebt, ist fast unglaublich. Es gibt bekannte Kathederredner, die ihr Leben lang hinter dem Pulte nicht zu anderen, sondern immer zu sich selbst gesprochen haben. Statt daß der Ton frei über die Köpfe der Hörer hinwegfliegt, wie ein

von gespannter Sehne abgeschossener Pfeil, begnügt er sich damit, den kurzen Weg vom Munde des Sprechers bis zu seinem Buch und dann wieder bis zu seinem eigenen Ohr zurückzulegen. Dabei übersehen solche Sprecher, die gar keine Sprecher, sondern vor einem Publikum sich produzierende Leser sind, daß ihnen, abgesehen von der Vertrautheit mit dem Stoff ihr an den Zeilen entlang laufende Auge alle Sprachmängel gut macht, die sie sich zu Schulden kommen lassen und die ihr eigenes Ohr meistens nicht einmal bemerkt. Ein solcher Redner befindet sich also in der günstigen Lage eines Feldherrn, der gleichsam in einem ihm vertrauten Gelände mit zwei Heerhaufen gegen einen Gegner vorrückt, der sich mit nur halb so großer Streitmacht in einer ihm unbekannten Gegend zurechtzufinden hat. Denn während beim Vorleser Auge und Ohr einander zuarbeiten, ist der Hörer gezwungen, sich ausschließlich auf sein Ohr zu verlassen und dieses oft umsomehr anzustrengen, als der unhöfliche Mann am Pult an den Zeilen klebt und darum keine Möglichkeit hat, seine Hörerschar frei anzublicken und ihnen das Verständnis des Gesagten durch das Spiel seiner Mienen oder den Ausdruck seiner Augen zu erleichtern.

Noch heute fühle ich mit verständnisvoller Freude den berserkerhaften Ingrimm nach, den der alte Wilhelm Jordan schriftlich oder mündlich gegen solche Stümper ihres Handwerkes ausschüttete. Und wenn es auch unter Umständen, vor allem aus Zeitmangel, unmöglich ist, diese Forderungen des vollkommen freien Vortrages immer und und aller Orten durchzuführen, so darf doch zum mindesten von jedem, der zu einer Öffentlichkeit zu sprechen wagt, eines verlangt werden: kann er das Thema nicht auswendig, so muß er es zum mindesten inwendig bis zu solchem Maße beherrschen, daß er nicht gezwungen ist, den gedruckten und geschriebenen Lesestoff als Krücke zu benutzen, von der er nicht loslassen kann, ohne umzufallen. Seine Handschrift oder Buch sollen ihm vielmehr Stütze oder Unterlage sein, eine Stütze, die dem leicht und zierlich gehandhabten Spazierstock entspricht. Am besten ist es immer so, wenn der Vortragsstoff in gedruckter oder geschriebener Form nur als psychologische Sicherung und suggestives Mittel zur Hebung des Selbstbewußtseins vor dem Sprecher zu liegen braucht.

Überblickt man die hier nur in flüchtigsten Umrissen gebotenen Anregungen, deren weiterer Ausbau und Begründung einem Buche vorbehalten sein muß, so ergibt sich, wie immer in der Welt, eine allmähliche Vereinfachung des Vielfachen, ein Zusammendrängen auf einen Punkt. Auch hier gilt die alte Weisheit, daß alle Wege nach Rom führen.

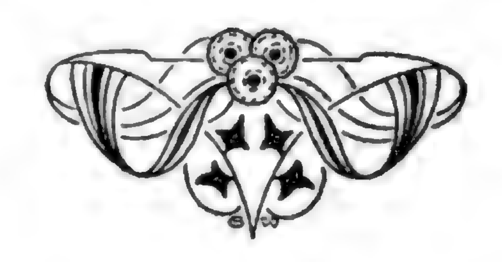
Deutlichkeit und Schönheit der Aussprache, sie mögen aus den verschiedensten Gründen gefordert und auf den verschiedensten Wegen erreicht werden, sind schließlich ein und dasselbe. Psychologische, ästhetische und gesundheitliche Anforderungen führen uns immer wieder zu ein und demselben Ziel, nämlich zur inneren Wahrheit.

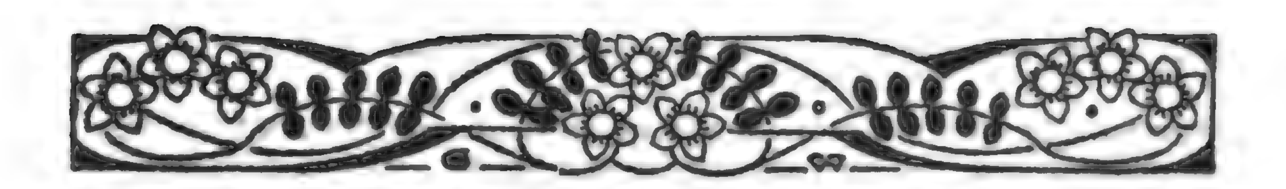
Wenn wir deutlich und wenn wir schön sprechen, geben wir unserer Sprache die Form, die ihrem Inhalt, den Klang, der ihrem Wesen entspricht. Wir schaffen damit ein künstlerisches Ganze, dessen Lebenskraft die Harmonie ist, und wir vollbringen damit auch auf diesem besonderen Gebiete etwas, was uns selbst und andern die höchste menschliche Freude, nämlich die Schöpferfreude, gewährt!

Bücherschau.

Die Schriften des Neuen Testaments, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Baumgarten, Bousset, Gunkel, Heitmüller, Hollmann, Jülicher, Knopf, Köhler, Lueken, Weiß. Herausgegeben von Professor Dr. Johannes Weiß in Marburg. 10 Lieferungen à 1 Mk. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Unter dem schönen Motto aus Goethes Reflexionen und Maximen: „Ich bin überzeugt, daß die Bibel schöner wird, je mehr man sie versteht, d. h. je mehr man einsieht und anschaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffassen und im besondern auf uns anwenden, nach gewissen Umständen, nach Zeit- und Ortsverhältnissen einen eigenen besonderen, unmittelbar invividuellen Bezug gehabt hat" geht diese Übersetzung und Erklärung der Schriften des N. T.'s in die Welt hinaus. Wirkliches, geschichtliches und lebendiges Verständnis der Bibel zu erzeugen, ist aller Mitarbeiter oberstes Ziel. Sie wollen dem modernen Menschen, der mit den dogmatischen Lehrsätzen über die Bibel nichts mehr anzufangen weiß, in offenem Eingehen auf moderne Bedenken und Fragen zeigen, auf welchem ursprünglichen Boden jede einzelne Schrift gewachsen ist, welche lebendigen Persönlichkeiten einst mit ihrem Herzschlag dahinter gestanden haben. In den beiden mir bisher vorliegenden Lieferungen ist das trefflich gelungen: klare Sprache, lichtvolle Darstellung, rückhaltlose Offenheit und nicht zuletzt ein überall spürbares religiöses Nacherleben haben ein vorzügliches Werk geschaffen, dem wir weiteste Verbreitung wünschen. Paul Luther.





Vom werdenden „Größzer-Frankreich“ in Afrika.

Von

Kapitänleutnant v. Rheinbaben.

(Schluß.)

Verkehr.

„Jede praktische Kolonialpolitik soll mit Weg- und Eisenbahnbau anfangen.“ (Dr. Peters 1905.) „Die Eisenbahn ist ebenso das große Werkzeug der Eroberung und der Verteidigung, wie das der Zivilisation und des Handels (französische Presse). „Die militärische Sicherung, wie die wirtschaftliche Erschließung der Schutzgebiete hängt ab von dem Baue leistungsfähiger Verkehrswege“ (Thronrede 1905).

Die folgende Übersicht über den Stand der französischen Eisenbahnbauten zu Beginn 1905 wird erweisen, daß die Franzosen die Tragweite und Richtigkeit dieser kolonialen Leitsätze durchaus erkannt haben. Ihr langjähriger Hauptgegner in Afrika, das britische Reich, welches bei Faschoda allzu kühnen und ehrgeizigen Plänen ein „Zurück“ entgegensetzte, hat seinerseits in den letzten Jahren erhebliche Fortschritte zur Verwirklichung des Kap-Kairoweges gemacht. Jüngst hat die Entente cordiale alle Differenzen zwischen den beiden Nationen beseitigt. Den Franzosen bleibt der ganze große Nordwesten des Kontinents (excl. Marokko), in welchem die Kolonien der anderen Staaten wie kleine Enklaven eingeschlossen liegen. In großartigster Weise soll ein einheitliches Eisenbahnnetz die Festlandskolonien (excl. „Obok“) miteinander in Verbindung bringen.

Senegal (zu 1). Die wichtigsten Küstenorte St. Louis an der Mündung des Flusses Senegal, Thyes und Dakar sind seit 1885 durch eine 264 km lange Eisenbahn verbunden. Der Staat hatte seinerzeit ca. 12 Millionen Fr. vorgeschossen und eine Garantie gewährleistet. Seit 1899 hat die Bahngesellschaft auf die Zinsgarantie verzichtet, steht aber unter direkter Aufsicht des Staates, welcher jeder Zeit die Konzession zurückkaufen kann. Die Bahn hat sehr vorteilhaft zur Erschließung des Wüstengebietes beigetragen. Die jährlichen Betriebseinnahmen betragen heute pro km 10000 Fr., die entsprechenden Ausgaben 7000 Fr. Gegen 345800 Personen wurden im letzten Jahr befördert.

Zur Erschließung des Hinterlandes hat man weiter einen seit Jahrzehnten bestehenden Plan verwirklicht. Die Flüsse Senegal und Niger sind seit kurzem durch eine 551 km lange Bahn Kayes—Kita—Koulikoro verbunden. Die Anfänge dieser Bahn in den 80er Jahren waren wenig verheißungsvoll, da viel Mißgeschick,

Unerfahrenheit und mangelhaftes Zusammenarbeiten zum Bankerott mehrerer Gesellschaften und zum Verlust großer Summen führten. Erst die Aufstände im Innern sowie die Besorgnis, daß andere Staaten hier zuvor kommen könnten, veranlaßten ein energisches Vorgehen. Wenn auch zunächst die Bedeutung der vom Staate gebauten Bahn eine mehr administrative und militärische ist, wird der jährliche Gewinn des Staates resp. der Kolonie nach Deckung der Betriebskosten schon jetzt auf 180000 Fr., der des beteiligten Handels auf 100000 Fr. geschätzt. Auf dieser Verkehrsstraße werden in den Sudan eingeführt: Salz, Zucker, Kaffee, Tabak und Stoffe. Ausgeführt werden: Kautschuk, Elfenbein, Gold, Straußfedern, Gummi. Einen wirklich großartigen Aufschwung aber wird der Sudanhandel erst nehmen, wenn die Bahn von Kayes aus mit der Küste verbunden wird. Lange Zeit glaubte man den Fluß selbst als große Verkehrsstraße benutzen zu können. Es hat sich aber herausgestellt, daß die Regulierung resp. Beseitigung der Schnellen, Sandbänke usw. soviel kosten würde, daß eine 750 km lange, etwa 60 Millionen Fr. erfordernde Eisenbahnverbindung Kayes—Oberer Senegal—Thyes (Ozeanküste und Knotenpunkt der bestehenden Linie St. Louis — Dakar), ungleich vorteilhafter sein wird. Auf die Ausführung dieses Projektes sind die weiteren Verkehrspläne in Senegal gerichtet.

Dahomey (zu 5). Das hier angewandte System der Verteilung des Bahnbaues dahingehend, daß die Kolonialverwaltung die Tracierung, eine Konzessionsgesellschaft den Oberbau ausführt, hat zu vielen Mißhelligkeiten und Konflikten zwischen Kolonial- und persönlichen Interessen geführt, wodurch der Bau, welcher schon 1899 begann, sehr in die Länge gezogen wurde. Erst 88 km sind in Betrieb; im ganzen sind 199 km fertiggestellt. Die Gesamtlänge der Bahn bis Karimama am Niger beträgt 690 km. Nach Vollendung dieser Strecke wird das Hinterland voll erschlossen sein; denn nicht nur der Handel des Niger, sondern auch der, welcher sich heute noch auf den großen Karawanen-Straßen von Sokoto, der berühmten Sudan-Stadt, aus nach dem deutschen Togo und dem englischen Lagos bewegt, wird durch die französische Bahn berührt werden. Das Prestige Frankreichs wird daher neuerdings immer für eine schnellere Ausführung der Bahn ins Feld geführt (die deutsche Bahn in Togo von Lome nach Palime ist kürzlich unter Zinsgarantie des Staates vom Reichstage bewilligt worden).

Bei den Forderungen für koloniale Bahnen finden wir stets den Hinweis auf das zu erschließende reiche „Hinterland“. Als Kuriosum sei erwähnt, daß die Franzosen wie auch die Engländer dieses Wort in ihre Sprache ohne jede Abänderung übernommen haben.

Im Anschluß an die Bahn Kotonou (Ozeanküste)—Karimama (unterer Niger) wird der „Circuit du Niger“ oder wie man in Frankreich sehr gern sagt: „Circuit du Nil français“ geplant. Diese große Verkehrsstraße wird die westafrikanischen Besitzungen in ihrer größten Ausdehnung von Nord nach Süd, von West nach Ost durchschneiden, und folgenden Weg nehmen:

	Eisenbahn	Fluß (Niger)
Dakar—Kayes	820 km	
Kayes—Koulikoro	551 „	
Koulikoro—Timbouktou	„	820 km
Timbouktou—Karimama		1000 „
Karimama—Kotonou	690 „	
	2061 km	1820 km

Von den 2061 km Eisenbahnweg sind noch zu bauen:

Thyes—Kayes	750 km
Fertigstellung der Dahomey-Linie	496 „
	= 1246 km

In der Tat erscheinen die Hoffnungen der Franzosen gerechtfertigt, durch energisches Vollenden eines solchen Planes reichen Gewinn zu erzielen.

Guinea (zu 2). Nach vielen Erwägungen und langem Streit hat man sich 1899 endgültig in glücklicher Wahl für die Linie Konakry (Ozeanküste) Kouruſſa (oberer Niger) entschieden. Die Zweifel bestanden hauptsächlich in der Frage, ob man die im Innern bestehenden Handelsplätze der Eingeborenen unter allen Umständen berühren müsse, oder ob der Handel sich auf jeden Fall von selbst an die Bahnlinie verlegen würde. Man sagte, das Vorhandensein von Handelsplätzen sei an und für sich schon der sichere Beweis, daß die fragliche Gegend einen Handelswert besitze, somit könnte der Bahnbau, z. B. zur Vermeidung von größeren Geländeschwierigkeiten, die ihm sonst passendste Route benutzen, — der Handel würde schon folgen. Abgesehen davon, daß für eine bestimmte Linie manchmal zunächst die rein militärischen Zwecke ausschlaggebend sein müssen (Beispiel: die neugeforderte Bahn in Deutsch-Südwestafrika), ist diese Frage offenbar für verschiedene Ländergebiete auch verschieden zu lösen. Vom Zaren Nikolaus I. wird erzählt, daß er beim Vortrage über die zu bauende Eisenbahn Moskau—Petersburg auf der Landkarte mit dem Lineal eine gerade Linie zog und befahl: „So soll sie gebaut werden“. Die Folge derartiger Verkehrspolitik zeigt sich darin, daß heute in Rußland die Eisenbahn sehr oft wichtige Handelsplätze weit rechts und links liegen läßt. Allgemein soll die moderne Erschließung der Kolonien mit Eisenbahnen stets bestimmte wirtschaftliche Ziele haben (z. B. Sudan oder die großen innerafrikanischen Seen).

Sind diese Ziele einmal erkannt, müssen sie unter allen Umständen erreicht werden, sonst ist das Geld schlecht angelegt und die Nachbarnationen haben den Vorteil davon (englische Ugandabahn gegen deutsche Usambarabahn). In unserer kurzen Kolonialgeschichte haben wir eine solche Fülle sich widerstreitender und unvollkommener Bahnprojekte zu verzeichnen, daß sehr oft und je länger je mehr der Wunsch laut wird nach einem: „So soll sie gebaut werden“.

Die Franzosen haben auch in Guinea ihrer Verkehrspolitik große Ziele gesetzt. Die obengenannte Bahn bildet den Anfang des folgenden „second circuit du Niger“:

	Eisenbahn	Niger
Konakry (Ozeanküste in Guinea) nach Kourussa (oberen Niger)	600 km	
Kourussa über Timbouktou nach Karimama		2470 km
Karimama—Kotonou	690 „	
	1290 km	2470 km

Von 1290 km Eisenbahn bleiben zu bauen die schon erwähnten 496 km der Dahomey-Linie sowie 452 km in Guinea. Hier ist der Bahnbau 1900 begonnen worden. Jetzt sind 148 km in Betrieb, weitere 156 km fertiggestellt. Die Kosten betrugen bisher 17 Millionen Fr. Für die Reststrecke von 300 km sind 30 Millionen veranschlagt.

Auch dieser zweite „circuit du Niger“ wird sicherlich ein wirtschaftlicher Erfolg sein. Vom Tage der Betriebseröffnung der Anfangsstrecke bis Ende 1904 hatte man eine Einnahme von über 80000 Fr. zu verzeichnen.

Es sei hier erwähnt, daß die Franzosen (ebenso wie die Engländer im Sudan und in Ostafrika) beim Bahnbau neuerdings dem System des Staatsunternehmens den Vorzug geben. Nach ihrer Ansicht wird so die Kolonie am besten ihren Handel durch zweckentsprechende Festsetzung der Tarife entwickeln können. Ferner werden alle Schwierigkeiten in der Behandlung der Eingeborenen am besten überwunden, ein erfahrungsgemäß leicht auftauchender Konkurrenzneid von Konzessionsgesellschaften, verbunden mit einer für die Eingeborenen schädlichen Landspekulation, ganz vermieden.

Natürlich ist diese Frage viel umstritten, doch scheint bei der Größe der französischen Pläne und bei entsprechend wachsenden Schwierigkeiten die gefundene Lösung eine glückliche. Sie stimmt überein mit der anfangs geforderten Initiative des Staates, der imstande resp. verpflichtet ist, länger auf den Gewinn zu warten, als das Privatunternehmen (die neuesten deutschen Kolonialbahnen werden von Privatfirmen gebaut).

Algier-Tunis (zu 10, 11). Die algerischen Eisenbahnen können als Fortsetzung des Eisenbahnnetzes des Mutterlandes angesehen werden. Trotzdem sie, wie schon früher erwähnt, dem Staate noch immer viel kosten, steht ihre ausschlaggebende Bedeutung für die Beherrschung und Erschließung des Landes außer Frage. Durch diese Eisenbahnen haben die Franzosen Tunis absorbiert und werden auch im heißumstrittenen Marokko die erste Rolle spielen. Es gibt eine west-östliche Hauptlinie und mehrere meistens noch verzweigte Linien, welche die wichtigeren Küstenplätze mit dem südlichen Hinterland nach folgender Verteilung verbinden:

Staat	874	km
Cie. Bône-Guinea	1133,50	„
Cie. Ost-Algier	897	„
Cie. West-Algier	380	„
Cie. Algier	513	„

Diese Linien sind im Betrieb und bewältigen jährlich eine Gütermenge von über 2500000 t. Weitere Anschlußlinien sind kurz vor ihrer Vollendung.

Die Sahara-Bahnen (zu 1, 2, 3, 4, 5, 10, 11). Wir kommen nun zur Besprechung der kühnsten und weitschauendsten Eisenbahnpläne, welche die Franzosen hegen und allen Ernstes zu verwirklichen bestrebt sind. Es handelt sich um nicht Geringeres als die Durchquerung der Sahara in 2 Linien von der Mittelmeerküste bezw. Oran und Philippeville aus nach Timbouktou am Niger und nach dem Tschad-See. Da diese Dinge gerade jetzt die Öffentlichkeit stark beschäftigen, wollen wir uns hier in großen Zügen ein Bild davon zu machen suchen, ob und wie die Verwirklichung überhaupt möglich ist. Bis zur endgültigen Ausführung kann noch manch neuer Gesichtspunkt auftauchen, auch manche politische Konstellation (z. B. Marokko von Westen oder englische Pläne von Osten aus) sich ändern. Es ist der Erwähnung wert, daß Frankreichs Abgesandter zur Marokko-Konferenz, Mr. Révoil, sowohl höherer Beamter in Tunis, wie Resident in Tanger (Marokko) als auch Generalgouverneur von Algier war. Er kann also als ein ausgezeichneter Kenner der französischen Pläne in Afrika angesehen werden. Das Sahara-Netz soll die französischen Besitzungen in Nord-, Mittel- und Westafrika zu einem einzigen großen Reiche vereinigen, dessen Haupt Algier resp. das Mutterland selbst sein wird. Ein großartiger Gedanke! Algier wird so nicht nur seine eigenen, sondern auch die mittel- und westafrikanischen Reichtümer in Marseille resp. Europa verteilen. Umgekehrt werden die französischen resp. europäischen Waren durch Algier in das weite afrikanische Reich einströmen. Dieser Plan besteht schon lange in Frankreich. Er hat wohl im Prinzip keinen Gegner mehr unter allen Kolonialfreunden, — und das sind in Frankreich recht viele Leute. In allerletzter Zeit hat er auch sonst außerordentliche Fortschritte zur Verwirklichung gemacht, seitdem ihn der berühmte Volkswirt Leroy-Beaulieu öffentlich und leidenschaftlich vertritt. Andere Forscher und Ingenieure wiesen auf den weitverbreiteten Irrtum hin, welcher die Sahara nur als eine Wüste von losem Flugsand schildert. In Wahrheit besteht kaum der 9. Teil aus solchen Sanddünen, der ungleich größere Teil ist vielmehr eine steinige, feste Ebene aus Granit, Queis und Glimmer ohne große Erhebungen. Die Berichte der in letzter Zeit häufig abgesandten Erkundigungsexpeditionen bezeichnen die Sahara nicht mehr bloß als eine heiße endlose Wüste ohne Wasser und Vegetation, sondern im Gegenteil, ganz abgesehen von den Oasen, als eine von der Natur zwar kärglich bedachte, aber doch fast überall Wasser, eine gewisse Vegetation, Weideplätze usw. aufweisende Ebene, welche möglicherweise auch Mineralschätze birgt. Gerade für die letztgenannte Möglichkeit sprechen sich einige Berichte von Geologen ganz bestimmt aus. Am wichtigsten aber ist das Ergebnis, daß das Klima dem Europäer durchaus zuträglich ist, da Fieberkrankheiten unbekannt sind. Das Werk des Bahnbaues ist daher materiell und personell sehr wohl ausführbar. Ungeahnte Schwierigkeiten sind ausgeschlossen.

Es würde zu weit führen, die politische Wichtigkeit der Sahara-Bahnen ins Einzelne zu schildern. Sicher ist, daß Frankreich damit sein heutiges afrikanisches Kolonialreich auch innerlich zusammenfügen, es unbedingt gegen innere und äußere Feinde beherrschen und damit eben die Vorbedingung schaffen würde für eine größtmögliche wirtschaftliche Erschließung. Die Sahara selbst wird bei dieser Erschließung zunächst nur der Weg sein, das Ziel ist der Sudan. Seine Schätze sollen nicht ostwärts zum Nil oder südlich nach Nigeria und Kamerun, sondern nordwärts und westwärts auf französischen Verkehrswegen in französische Hände gelangen. Im Sudan lockt besonders die Gegend des Tschad-Sees, eines „afrikanischen Kleinodes", das an Fruchtbarkeit dem Niltal gleichen soll. Außer Elfenbein und Straußenfedern gibt es dort Kautschuk, Indigo, Hirse, Wolle, Häute, Mineralien u. a. Vor allem aber wird sich die Baumwolle vorzüglich im großen Maßstabe anpflanzen lassen. Auch in Deutschland ist der See bekannt als Nordgrenze von Kamerun und Ziel mehrerer Expeditionen (mit Recht vertritt eine deutsche Agitation den Gedanken, von Kamerun aus den Tschad-See mit einer Eisenbahn zu erschließen, ehe andere Nationen dort festen Fuß gefaßt haben. Leider hat die Grenzregulierung die Franzosen allzureichlich und uns allzukärglich bedacht. Ein Blick auf die Karte erläutert das besser, als alle Beschreibungen!).

Diese Entwicklung im Innern des Sudan wird keineswegs die wesentlichen Kolonien und Häfen an der Ozeanküste beeinträchtigen, sondern der Handel wird sich bei richtiger Tarifpolitik und richtiger Ausnutzung der westlichen Verkehrsstraßen im ganzen so vermehren, daß er gleichmäßig nach Norden und Westen fruchtbringend wirkt.

Man scheint sich jetzt endgültig für die Routen Oran—Timbouktou und Philippeville—Tschad-See entschieden zu haben. Von der ersten 2400 km langen Strecke sind heute 624 km in Betrieb, weitere 600 km etwa werden unter allen Umständen projektiert, sodaß für die Saharabahn nur noch 1200 km etwa zu bauen übrig bleiben. Timbouktou ist als Endpunkt gewählt wegen seiner außerordentlich günstigen Lage am schiffbaren Niger (vgl. Verkehrswege von Dahomey und Guinea) und wegen seiner schon heute bestehenden Wichtigkeit als großer Handelsplatz in fruchtbarer und verkehrsreicher Gegend.

Die Linie Philippeville-Tschad-See ist zwar politisch, d. h. wegen der Besorgnis vor englischen Plänen vom britischen Sudan aus, die wichtigere, wird aber wegen der größeren Länge — es sind von 2700 km noch 2000 km zu bauen — wohl erst nach der Linie Oran-Timbouktou in Angriff genommen werden. Nach französischen Schätzungen werden die Kosten der kürzeren Bahn 100 Millionen Fr., die der längeren 150 Millionen Fr. keinesfalls übersteigen. Bei zweckmäßig in weiter Entfernung angelegten Stationen, großen Waggons, niedrigen Tarifen, mäßiger Fahrgeschwindigkeit, hofft man die Betriebskosten weit unter den Einnahmen zu halten.

Die weitere Zukunft soll dann eine bessere Ausgestaltung des westafrikanischen Eisenbahnnetzes bringen und eine Linie Marseille—Oran—Timbouktou

—Konakry—Pernambuco die kürzeste und schnellste Verbindung von Europa nach Südamerika werden!

Französischer Congo-Staat (zu 3). Nachdem die benachbarten Belgier im Unterlauf des Congo eine sich außerordentlich gut rentierende Bahn von Matadi (äußerster Punkt, bis wohin Seedampfer stromaufwärts gelangen können) nach ihrer Hauptstadt Leopoldville gebaut hatten, ließen die Franzosen ihr früheres Projekt Loango (Ozeanküste)—Brazzaville fallen, weil diese Bahn zu nahe der belgischen Grenze liegt und ihr eine unnötige und für beide Teile schädliche Konkurrenz machen würde. So geht es eben oft in der Verkehrspolitik: wer zuerst viel wagt, gewinnt viel. Die Franzosen wollten aber nicht völlig zurücktreten. Sie planen jetzt eine etwa 750 km lange Linie von Libreville nach dem Tal des Flusses Ogoué, welche sehr vorteilhaft einen großen Teil der Kolonie erschließen würde. Gerade jetzt ist eine Expedition bei der Tracierung tätig.

Es wird wieder interessieren, einen Ausblick auf die weiteren großen Pläne zu geben, welche hier eine Verbindung von Ozean zu Ozean schaffen wollen. Der Kongo wird heute in seinem bei weitem längsten Laufe als Verkehrsstraße benutzt. Wo Stromschnellen (Stanley-Fälle u. a.) die Schiffahrt hindern, haben die Belgier zur Verbindung Eisenbahnen gebaut. Diese Bahnen werden ohne Zweifel binnen kurzem als Gesamtlinie von der Ozeanküste bezw. Matadi aus bis zum Tanganjika-See ausgebaut werden. Das Gebiet der großen innerafrikanischen Seen ist auch das heißersehnte Ziel der englischen Ugandabahn, der Kap-Kaironroute und — hoffentlich der deutschen Dar es Salaam—Tanganjikaroute, von welcher bisher nur das Stück Dar es Salaam—Mrogoro die Genehmigung des Parlaments gefunden hat. Die Franzosen werden ihre Kongobahnen natürlich an das belgische Kongonetz anschließen.

Franz. Somali-Küste (zu 9). Mit vielen Kosten — 70 000 bis 80 000 Fr. pro Kilometer — haben heute die Franzosen durch eine 300 km lange Eisenbahn den ursprünglich nur als militärischen Stützpunkt angelegten Hafen Dschibouti mit Abessynien verbunden. Im Jahre 1902 drohte der Bahngesellschaft das Geld auszugehen; die Engländer erschienen im Hintergrunde zur Übernahme der mühevollen aber lohnenden Arbeit, da sprang in richtiger Erkenntnis der Gefahr der Staat helfend ein und gewährte ½ Million Fr. jährlicher Subvention, wodurch die Zinsen usw. für weitere Anleihen gedeckt werden konnten.

Abessynien ist in letzter Zeit immer mehr in den Vordergrund getreten und bekannt geworden als lohnendes Absatzgebiet europäischer Waren. Erst jüngst ist auch eine deutsche Handelsmission von dort heimgekehrt und ein Handelsvertrag ist abgeschlossen worden. Der schlaue Herrscher Menelick hat es bisher meisterhaft verstanden, die beteiligten Nationen, welche um seine Gunst bemüht sind, gegeneinander auszuspielen. So hat er die Franzosen recht betrübt, indem er ihnen die Fortsetzung ihrer Bahn bis zur Hauptstadt Abessyniens verbot. Ohne diese Verlängerung ist aber die schon gebaute Strecke weggeworfenes Geld. Gegenwärtig schweben Verhandlungen zwischen Frankreich, England und Italien

über die äthiopischen Fragen. Es verlautet, daß im Gegensatz zu anderen Vorfällen hierzu auch Deutschland hinzugezogen worden ist.

Elfenbeinküste (zu 4). Anfang 1904 hat man begonnen, von der Küste aus eine Bahn ins Innere zu bauen. Bisher sind etwa 80 km fertiggestellt.

Réunion (zu 6). Die dortige Küstenbahn ist 126 km lang. Der Staat hat viel Ärger damit gehabt, mußte 1888 den Betrieb selbst übernehmen, da die Gesellschaft verkrachte. Der Schuldendienst verschlingt vorläufig noch die Einnahmen.

Madagascar (zu 7). Man hat lange geschwankt, ob man die in der Mitte der Insel liegende Hauptstadt Tananarivo ostwärts mit dem Hafen Tamatave oder westwärts mit dem Hafen Majunga verbinden sollte. Im Jahre 1901 haben die Arbeiten auf der 270 km langen östlichen, ungleich schwierigen Strecke begonnen. Bis jetzt sind 165 km fertig gestellt. Jeder Kilometer kostete mehr als 210000 Fr., also mehr als das Dreifache des Durchschnitts der anderen afrikanischen Kolonialbahnen (als Beweis des Schwankens der Baupreise je nach den Geländeschwierigkeiten mögen auch noch folgende Zahlen dienen: die für Deutsch-Südwestafrika geplanten Bahnen sollen pro km bei 150 km Gesamtlänge 31000 M., die andre aber 110000 M. bei nur 99 km Gesamtlänge kosten!). Die hohen Steuern, durch welche die Kolonialverwaltung einen Teil der großen Ausgaben decken will, werden allgemein als schädlich angesehen. Sie sind ein leichter, aber gefährlicher Ausweg, die Finanzen einer Kolonie zu heben. Lord Cromer, der ausgezeichnete General-Gouverneur von Ägypten, dem England wohl zum größten Teil den außerordentlichen Aufschwung dieses Landes verdankt, hat wiederholt ausgesprochen, daß nach seiner Ansicht niedrige Besteuerung (aber eben doch Besteuerung!) die Grundlage jedes Erfolges sei. Es bleibt also dabei, daß dort, wo Privatkapital sich noch nicht einstellen will, zunächst der Staat voll und ganz selbst eintreten muß. Knausereien dabei rächen sich oft bitter.

Der Inhalt unserer Betrachtung sollte in erster Linie einen Überblick über die Handels- und Verkehrsentwicklung in den französischen Kolonien und ihren Wert für das Mutterland geben. Streifen wir noch ganz kurz einige weitere Punkte, welche das gewonnene Bild zum Abschluß bringen sollen.

Banken.

Besonders in Kolonien können Menschen ohne Kapital nicht anfangen. Bei Erörterung der Siedelungsfrage ist das schon betont worden. Aber weiter: das Kapital kann nichts oder schwer etwas erreichen, wenn es nicht in kräftigen ortskundigen Banken Unterstützung findet. Je mehr eine Kolonie blüht, je mehr rollt das Geld, je mehr entstehen Finanzinstitute, die durch eine zweckmäßige Organisation unnütze Kolonialarbeit verhindern, nützliche aber ermöglichen und fördern können.

Die Franzosen sind mit wenigen Ausnahmen auch erst in letzter Zeit daran gegangen, größere koloniale Bankinstitute mit Zweigniederlassungen in den wichtigeren Handelsplätzen zu begründen. Aber gerade die stetig wachsende

Zahl prosperierender Bank- und Kreditgesellschaften, besonders in Algier, beweist nicht am wenigsten den heute zweifellos bestehenden kolonialen Aufschwung. Natürlich hält trotzdem die kolonial-freundliche Presse dem französischen Rentner immer vor, er sei zu ängstlich, und müsse sein Geld mehr in kolonialen Unternehmungen anlegen.

Zollwesen.

Die Zollgesetzgebung in den französischen Kolonien ist bisher keine einheitliche und ist dauernd den heftigsten Angriffen ausgesetzt. Der jetzige Zustand, daß einige Kolonien die französischen Waren zollfrei hereinlassen, andere oft nahe benachbarte Gebiete sie dagegen gleich den fremden Waren besteuern, ist auf die Dauer unhaltbar. Der Grundsatz scheint sich immer mehr Bahn zu brechen, daß die Kolonien je nach ihren Bedürfnissen ihre eigene Zollgesetzgebung aufstellen und vom Mutterlande in dieser Beziehung unabhängig bleiben sollen. Der reine Protecktionismus kann nur eine kleine Gruppe französischer Interessenten im Mutterlande bereichern, während ein nach den speziellen Bedürfnissen der Kolonie aufgestellter Tarif mit einigen speziellen Begünstigungen französischer Erzeugnisse sowohl die Entwicklung von Handel und Industrie, Ackerbau und Finanzen in den Kolonien selbst begünstigen, wie das Interesse des Mutterlandes wahren wird. Damit wäre dann ein ähnlicher Weg beschritten, wie ihn Chamberlain für Größer-Britannien durchzusetzen bemüht ist, nämlich „gegenseitige Begünstigung in Gestalt von Vorzugszöllen zwischen dem Mutterland und den Kolonien unter Aufrechterhaltung der selbständigen Zoll- und Steuerverwaltung der einzelnen Glieder". Wenn auch die Vorbedingungen der beiden Weltreiche hierfür sehr verschieden sind, wäre ein Vergleich nicht uninteressant.

Militärischer Schutz.

Der militärische Schutz der Kolonien ist Gegenstand eifrigster Beratungen und schwerwiegendster Entschlüsse gewesen. Das Gesetz von 1900 hat den planmäßigen Ausbau von Flottenstützpunkten und Küstenschutz vorgesehen. Angestrebt wird, daß die Stützpunkte Dakar (Senegal) und Diego-Suarez (Madagascar) im Kriegsfalle sich selbst verteidigen können. Trotz enormer Kosten wird dieses Ziel noch lange nicht erreicht sein — wenigstens nicht gegenüber einem wirklich seemächtigen Gegner. Inwieweit die vorhandenen und noch zu bauenden Eisenbahnen die militärische Beherrschung und Verteidigung beeinflussen, ist schon hervorgehoben worden. Nach Fertigstellung des gesamten Bahnnetzes wird die aus allen Gebietsteilen vereinigte Kolonialarmee unabhängig von der vielleicht vom Gegner beherrschten See an jedem beliebigen Punkte des eigenen Kontinentalreiches und ev. auch darüber hinaus gegen Nachbarkolonien angesetzt werden können. (Allein die Transportkosten in Deutsch-Südwestafrika ohne Eisenbahnen werden auf 50 Mill. Mark geschätzt, dagegen wird die Eisenbahn Swakopmund—Windhuk als ein außerordentlich „gutes Geschäft" bezeichnet!)

Seeschiffahrt.

Die französische Seeschiffahrt wird bei der Unmöglichkeit, mit andern Nationen unter gleichen Bedingungen erfolgreich zu konkurieren, mehr und mehr auf die französischen Kolonien beschränkt. Die algerische Schiffahrt z. B. ist ihr allein vorbehalten. Trotz außerordentlich hoher, vom Staate gezahlter Prämien und Subventionen bildet sie nach wie vor ein krankes Glied der Volkswirtschaft. Das Parlament hat sich jüngst wieder eingehend mit ihr beschäftigt, ohne neue Mittel und Wege zur Besserung angeben zu können.

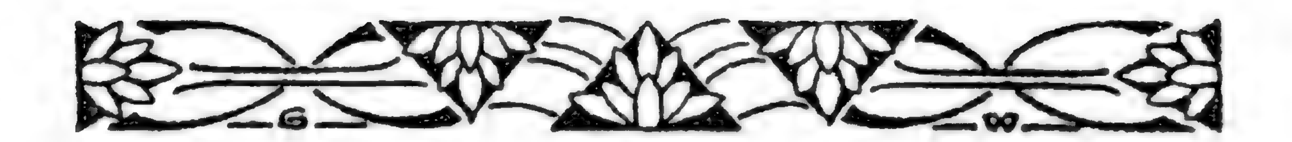
Kabelnetz.

Endlich sei des Kabelnetzes gedacht, welches stetig nach festem Plane ausgebaut und die Franzosen im Verkehr mit ihren Kolonien unabhängig von den englischen Linien machen wird. Neben den schon länger bestehenden Mittelmeerlinien nach Nordafrika ist jüngst das Kabel Brest—Dakar (Senegal) fertiggestellt worden. Die Verbindung mit Madagascar soll von dort mit französischen Linien um das Kap erreicht werden. (Auch für andere Länder ist übrigens seit dem 1. November 1904 durch Fertigstellung des deutschen Kabels Yap—Shanghai die Befreiung vom englischen Monopol zur Tatsache geworden. Es existiert jetzt um die Erde folgendes nicht britische Telegraphennetz: Emden—Azoren—New-York—San Francisco—Guam—Yap—Shanghai—Wladiwostock—Moskau—Emden). Es bedarf keiner Erläuterung, wie wichtig die Befreiung vom englischen Monopol in Kriegszeiten für einen Staat ist, welcher ein großes Kolonialreich verteidigen muß. Die Geschichte der letzten Jahre hat erneut die ungeheure Bedeutung einer sicheren Verbindung überseeischer Gebiets- resp. Flottenteile mit der Heimat dargetan.

Wir stehen am Schluß. Rufen wir uns kurz zusammengefaßt ins Gedächtnis zurück, was diese Betrachtung uns zeigte.

Frankreich hat in den letzten Jahrzehnten sein großes Kolonialreich sich immer fester angegliedert. Sein Streben geht dahin, hier Ersatz zu finden für das in Europa verminderte Prestige sowie seinen wirtschaftlichen Fortschritt sicherzustellen. Die Zeit der Versuche ist vorbei, die moderne Kolonialpolitik hat wirkliche Werte geschaffen und große Erfolge erzielt. Nicht wie früher wird nur von Paris und vom grünen Tisch aus regiert, sondern sobald als möglich eine Selbstverwaltung der Kolonien angestrebt. Die ausschlaggebende Wichtigkeit der Verkehrswege ist außerordentlich klar erkannt. Trotz des Interesses und des Verständnisses der Franzosen für ihre kolonialen Fragen und Erfordernisse besteht eine ernste Gefahr für ihre großen Pläne darin, daß bei fortdauerndem Bevölkerungsstillstand die Kräfte fehlen werden, das Kolonialreich wirklich zu einem „Größer-Frankreich“ zu machen, resp. es für alle Zeiten zusammenzuhalten.

Und was ergibt sich aus dem allen für uns selbst? . . .



Am Königsgrab.

Von
W. Schrobsdorff.

Am Königsgrab aus grauer Zeit,
Weit vor der Stadt Gemäuer,
Fand mich der laue Sommertag
rastend. In güldne Schleier
Spann warm und dicht
Das Sonnenlicht
Alljedes.

Grabruh. Kein Laut. Der König schläft
In kühler Hügelkammer.
Vor tausend Jahren baute sie
Sein Volk. Wehlaut und Jammer
Füllte die Luft,
Als seine Gruft
Sie schlossen.

Mein Auge locken wasserwärts
Des Ostmeers blaue Wogen.
Am Strande ragt der Ringwall noch
Der toten Stadt. Stolz zogen,
Siegfroh sie aus
Im Wikingbraus
Zur Meerfahrt.

Rund eilt der Blick: die Heide blüht;
Waldland und Weide tauschen;
Ein Dorf — Einst trug des Sturmes Lied
Zu ihm der Westsee Rauschen.
Wild war sein Sang,
Jäh traf sein Klang
Die Herzen.

Von Ost her durch die Heide läuft
Ein breiter Wall und Graben.
Des alten Nordreichs Landwehr ist's,
Die sie geschaffen haben
In ernster Zeit,
Von Leid und Streit
Ein Denkmal.

Noch steht sie, doch zusammenbrach
Längst ihre Kraft und Stärke.
Von Süden kam es, Roß und Mann;
Nicht Waffen, Wehr und Werke
Brachten zum Halt
Die Allgewalt
Des Ansturms.

Seitdem wie schlummernd ruht der Wall,
Um den so heiß gestritten,
Und wo durch rotes Heidekraut
Die grause Hel geschritten
Mit blutger Hand,
Da bricht das Land
Die Pflugschar.

Ohn Ruh, ohn Rast. — Ihr Opfer wird
Der Wahlstatt rostge Brünne.
Der Saaten grüner Halm erstickt
Tors trotzig rauhe Minne.
Samtweiches Kleid
Deckt weit und breit
Den Kampfplatz.

Abseits vom Wege, einsam, liegt
Das Grab im Königshügel,
Schaut ferne über Land und Stand;
Und hat die Zeit auch Flügel
Und ändert viel —
Hier ging sie still
Vorüber.

Drum, wie zu heiligem Tempelland,
Vom Lärm der Welt gemieden,
So zieht es immer wieder mich
Zu dieser Stätte Frieden.
Hin sinkt das Heut,
Vergangne Zeit
Erstehet.

Die Strafprozeßreform.

Eine Besprechung der Protokolle der Kommission für die Reform des Strafprozesses.

Von

Dr. Matthaei.

Nach der Einigung des Reiches machte die Reichsgesetzgebung der siebziger Jahre dem bisherigen Zustande der Zersplitterung im Strafprozeßrecht ein Ende, indem sie durch das Gerichtsverfassungsgesetz und die Strafprozeßordnung eine einheitliche gerichtliche Organisation und ein einheitliches gerichtliches Strafverfahren schuf. Diese Gesetze kamen auf Grund des allgemeinen Dranges nach Einigkeit auch auf diesem Gebiete zu Stande. Hätte dies Gefühl nicht alle anderen Gedanken überwogen, so hätte das Volk wohl noch lange darauf warten müssen; denn die Gesetze sind Kompromißgesetze im wahrsten Sinne des Wortes. Die Ansichten der Regierung und des Reichstags und die der Reichstagsmitglieder untereinander standen sich in den wichtigsten Fragen der Gerichtsorganisation so schroff gegenüber, daß eine sachliche Einigung nicht möglich war. Um nicht das große Werk scheitern zu lassen, sahen sich alle Beteiligten genötigt, etwas von ihren Wünschen zu opfern, so daß einzelne Teile von jeder Meinung in die Gesetze aufgenommen wurden. Abgesehen von diesen Inkonsequenzen, die mit der Zeit dringend eine Beseitigung forderten, zeigten sich in der Praxis in zahlreichen Einzelheiten Mängel. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß sowohl von der Wissenschaft wie von den gesetzgebenden Faktoren vielfache Vorschläge zur Reformierung des Strafprozesses und der Gerichtsverfassung gemacht wurden; jedoch war es bisher nicht möglich, zwischen der Regierung und dem Reichstag eine Ausgleichung der Meinungen auch nur über einzelne besonders stark hervorgetretene Mängel herbeizuführen. Daher entschloß sich die Reichsregierung, eine umfassende Revision des gesamten Strafprozeßrechts in Angriff zu nehmen, und berief im Jahre 1903 eine Kommission von Praktikern und Männern der Wissenschaft, um sich über die bei einer Reform in Betracht kommenden Fragen zu beraten. Diese

Kommission tagte vom 10. Februar 1903 bis 1. April 1905 in 86 Sitzungen und veröffentlichte über ihre Beratungen Protokolle, die hier einer Besprechung unterzogen werden sollen.

Der Haupteindruck, den man beim Studium der Protokolle erhält, geht dahin, daß in den beiden großen Fragen der Gerichtsverfassung und der Berufung einschneidende Neuerungen vorgeschlagen werden, daß im übrigen in fleißiger Kleinarbeit zahlreiche einzelne Verbesserungen des geltenden Rechts beschlossen sind, daß aber in manchen Punkten die Bedenken gegenüber noch nicht erprobten Neuerungen die Schwächen des geltenden Rechts wohl in einem zu milden Lichte haben erscheinen lassen.

Die wichtigste Frage bei der ganzen bevorstehenden Reform, der aber leider auch die größten Schwierigkeiten entgegenstehen, ist die der Gerichtsverfassung; welche Gerichte sollen gebildet werden und wie sollen sie besetzt sein? Die Inkonsequenz und Prinzipienlosigkeit des geltenden Rechts zeigt sich auf keinem Gebiete so wie auf diesem. Die drei Kategorien von Gerichten erster Instanz, die für das Gros der Strafsachen in Betracht kommen, sind nach ganz verschiedenen Ideen besetzt. Wir haben für die leichtesten Delikte die Schöffengerichte, die aus einem Richter und zwei Laien bestehen; für die ernsteren Vergehen und viele Verbrechen die mit fünf Berufsrichtern besetzten Strafkammern der Landgerichte und für die schwersten Verbrechen die Schwurgerichte, die sich aus drei Richtern und 12 Geschworenen zusammensetzen. Die Kommission war einstimmig der Meinung, daß diese Prinzipienlosigkeit in erster Linie zu beseitigen sei. In der Tat ist der jetzige Zustand, der sich nur aus der Entstehungsgeschichte des Gesetzes erklärt, mit sachlichen Gründen nicht zu rechtfertigen. Entweder ist die Beteiligung von Laien an der Strafrechtspflege nützlich, und dann ziehe man sie zu allen Gerichten heran, oder sie ist es nicht, dann eliminiere man sie gänzlich. Die Kommission hat denn auch zunächst darüber beraten, ob die Laien überhaupt zur Rechtspflege herangezogen werden sollen oder ob diese Aufgabe den gelehrten Richtern allein überlassen werden solle. Sie kam zu dem Resultat, daß die Mitwirkung von Laien in hohem Grade nützlich sei und nicht entbehrt werden könne. Es wurde ausgeführt, daß die Laien auf zahlreichen Gebieten des Lebens Erfahrungen gesammelt hätten, die dem Berufsrichter fehlten; sie seien durch ihre nähere Fühlung mit Volkskreisen, zu denen die Berufsrichter selten in Berührung treten, häufig besser in der Lage, den einzelnen Straffall in seiner Eigentümlichkeit zu beurteilen, so daß ihre Mitwirkung geeignet sei, eine Divergenz zwischen dem Urteile des Gerichts und dem Rechtsbewußtsein des Volkes zu verhüten. Ins-

besondere wurde hervorgehoben, daß der Laie bei der Aufnahme der Beweise sehr häufig im Stande sei, durch seine Kenntnisse der persönlichen und örtlichen Verhältnisse, durch seine Bekanntschaft mit den geschäftlichen Gewohnheiten und Auffassungen, mit dem Charakter und der Mundart der Bevölkerung dem Richter ein Verständnis zu vermitteln, das diesem sonst fehlen würde. Auch der Gefahr, daß der Richter infolge von Überbürdung oder langer Beschäftigung mit der Strafrechtspflege den einzelnen Fall schablonenmäßig erledige, werde vorgebeugt, weil für den Laien jeder Fall neu und von besonderem Interesse sei. Endlich wurde mit Recht betont, daß durch die Teilnahme der Laien das Vertrauen der Bevölkerung zur Rechtsprechung und ihrer Unabhängigkeit gehoben werde; das Vertrauen des Volkes zur Gerechtigkeit und Unabhängigkeit der Gerichte sei aber beinahe ebenso wichtig wie diese Unabhängigkeit selbst.

Man wird diesen Erwägungen nur beipflichten können. Die stärkere Beteiligung des Laienelements wird sicher befruchtend und belebend auf die Strafrechtspflege einwirken und zur Folge haben, daß das formalistische Element nicht so in den Vordergrund tritt, wie es bei manchen Urteilen der Strafkammern der Fall ist; bietet auch die genaue Beobachtung der Formen die Garantie, daß objektiv verfahren wird, so liegt in einer Überspannung der formalistischen Seite doch auch die Gefahr, daß der Richter vergißt, daß er über die höchsten Güter von Menschen aus Fleisch und Blut urteilt, so daß die Objektivität in Gleichgültigkeit umschlägt. Die Beteiligung von Laien wird dafür sorgen, daß auch die menschliche Seite des einzelnen Falles zu ihrem Rechte kommt.

Was die Form anbelangt, in der die Beteiligung von Laien stattfinden soll, so kommen die beiden Systeme des Schöffengerichts und des Schwurgerichts in Betracht; der Unterschied zwischen diesen besteht bekanntlich darin, daß die Schöffen völlig dieselbe Stellung haben wie der Berufsrichter, also über die Schuldfrage und die Strafzumessung mit ihm entscheiden, während die Geschworenen — jedenfalls in Deutschland — allein über die Schuldfrage zu erkennen haben und die Abmessung der Strafe dem Berufsrichterkollegium überlassen. Es würde zu weit führen, hier die unzählige Male behandelte Frage, welche Gerichte besser sind, eingehend zu erörtern. Die Protokolle besprechen die Gründe für und gegen die Schwurgerichte und konstatieren, daß sich mit Ausnahme eines Mitgliedes die ganze Kommission für die Abschaffung der Schwurgerichte ausgesprochen hat. Es wurden gegen die Schwurgerichte insbesondere drei Gründe angeführt: einmal das Ablehnungsrecht der Beteiligten, das dem allgemeinen Rechtsgrundsatz widerspricht, daß der Angeklagte sich

dem vom Gesetze bestimmten Richter zu unterwerfen hat, sodann die Teilung des Gerichtshofes in zwei getrennte Organe, die Geschworenenbank und das Richterkollegium, und drittens der mit Gründen nicht versehene Wahrspruch der Geschworenen; zu dem dritten Punkt bemerken die Protokolle mit einer gegenüber dem sonstigen fast nüchternen Ton auffallenden Emphase, man dürfe behaupten, daß die Schwurgerichte, wenn die Sprüche der Geschworenenbank mit Gründen versehen sein müßten, von der allgemeinen Empörung des Volkes längst beseitigt sein würden. Die Kommission hat daher vorgeschlagen, für alle Strafsachen mit Ausnahme der Übertretungen, die der Amtsrichter allein aburteilen soll, und mit Ausnahme der vor das Reichsgericht als erste Instanz gehörigen Sachen Schöffengerichte zu bilden, und zwar kleine Schöffengerichte, die aus einem Amtsrichter und zwei Schöffen, mittlere, die aus drei Landrichtern und vier Schöffen, und große, die aus drei Landrichtern und sechs Schöffen bestehen sollen.

Es ist interessant, zu beobachten, wie eine als wahr erkannte Idee immer wieder an das Tageslicht drängt, wenn sie auch lange Zeit gehemmt worden ist. Der erste Entwurf der Reichsregierung zu dem jetzigen Gerichtsverfassungsgesetz enthielt im Prinzip genau dieselbe Gerichtsverfassung wie sie jetzt die Kommission vorschlägt. Erst im Bundesrat und Reichstag erlitt der Entwurf die oben dargelegten Veränderungen. Hoffentlich gelingt es, das von der Kommission beschlossene Prinzip in dem neuen Gesetz zur Geltung zu bringen, damit das Schwurgericht, dieses Gericht des Zufalls und des Gefühls, verschwindet und an seine Stelle das Schöffengericht tritt, das in seiner Verbindung der kriminalistischen Erfahrung des gelehrten Richters mit dem gesunden Menschenverstand des Laien die Gewähr bietet, daß das Gericht sich nicht über das Gesetz stellt, aber auch nicht durch Formalismus das allgemeine Rechtsgefühl verletzt.

Mit der Gerichtsorganisation hängt eine andere Institution, die seit Jahren gefordert wird, eng zusammen, es ist die allgemeine Einführung der Berufung. Auch hier ist das jetzige Gesetz ohne festes Prinzip. Der Unterschied zwischen Berufung und Revision besteht bekanntlich darin, daß auf eingelegte Berufung in zweiter Instanz eine ganz neue Verhandluug mit Beweiserhebung und Prüfung nach der tatsächlichen und rechtlichen Seite erfolgt, während die Revision die in der früheren Instanz als erwiesen angesehenen Tatsachen nicht angreifen kann, sondern nur die Prüfung der richtigen Anwendung der Gesetze bewirkt. Der Instanzenzug in Strafsachen ist nach heutigem Recht folgender:

I. Instanz: Schöffengericht, Strafkammer, Schwurgericht.
II. Instanz: Strafkammer, Reichsgericht, Reichsgericht.
III. Instanz: Oberlandesgericht.

Es gibt also bei den leichtesten Delikten drei, bei den schweren nur zwei Instanzen. Eine Berufung gibt es nur gegen die Urteile der Schöffengerichte, im übrigen ist lediglich das Rechtsmittel der Revision gegeben. Die Folge ist, daß derjenige, der wegen einer Übertretung zu 1 Mark Geldstrafe verurteilt ist, eine völlige Durchprüfung seiner Sache in zwei Instanzen und eine dritte Prüfung der Rechtsfragen herbeiführen kann, während der zu langjähriger Zuchthausstrafe oder zum Tode Verurteilte sein einziges Rechtsmittel nur darauf stützen kann, daß das Gesetz verletzt ist, was bei Urteilen der Schwurgerichte sogar noch dahin eingeschränkt wird, daß im wesentlichen nur formelle Rügen möglich sind, da der Schuldigspruch der Geschworenen nicht mit Gründen versehen wird. Die heutige Rechtslage ist also die, daß die Garantie eines gerechten Urteils durch Nachprüfen abseiten eines höheren Gerichts im umgekehrten Verhältnis zur Schwere der Straftat steht.[1])

Die Strafprozeßkommission hat nun vorgeschlagen, gegen alle Urteile erster Instanz — mit Ausnahme der in erster und letzter Instanz vom Reichsgericht erlassenen — die Berufung einzuführen; die Ausnahme rechtfertigt sich wegen der Autorität des Reichsgerichts und wegen der besonderen Art der Straftaten, Hoch- und Landesverrat gegen Kaiser und Reich und schwere Fälle des Verrates militärischer Geheimnisse. Im übrigen ist es durchaus richtig, gegenüber allen erstinstanzlichen Urteilen die Möglichkeit einer vollständigen Nachprüfung zu statuieren. Es ist für den Strafrichter keine seltene Erfahrung, daß es dem Angeklagten in der ersten Instanz gar nicht klar geworden ist, um was es sich eigentlich handelt, worauf er seine Verteidigung zweckmäßig stützt, welche Rechte ihm zustehen und was für Beweismittel er anzuführen hat; er wird über das alles oft erst durch das erstinstanzliche Urteil belehrt, so daß er sich erst nach dessen Erlaß richtig verteidigt und, wenn eine Berufung möglich ist, in der zweiten Verhandlung der Sache ein ganz anderes Aussehen gibt. Ferner sind bei jedem Menschen und natürlich auch bei einem Kollegium Irrtümer möglich, und bei der ein-

[1]) Wieviel besser für die geringfügigen als für die schweren Sachen gesorgt ist, ergibt sich aus folgenden Ziffern: Im Jahre 1902 ergingen im Deutschen Reiche auf je 1000 Urteile der Amts- bezw. Schöffengerichte 99 Urteile der Strafkammern in zweiter Instanz, auf je 1000 Urteile der Strafkammern in erster Instanz 51 und auf je 1000 Urteile der Schwurgerichte nur 44 Urteile des Reichsgerichts.

schneidenden Wirkung, die eine Bestrafung für das Leben jedes Menschen, besonders aber des bisher unbescholtenen, hat, müssen die Garantieen gegen ungerechtfertigte Bestrafungen auf das höchste gespannt werden. Interessant ist, daß wie die Protokolle erwähnen, auch unter den Mitgliedern des Reichsgerichts die Berufung im Laufe der Zeit immer mehr Anhänger gewonnen hat, weil nicht selten Urteile der Strafkammern an das Reichsgericht gelangen, deren tatsächliche Feststellungen man dort als verfehlt ansieht. Sprechen sonach gewichtige Gründe für die Einführung der Berufung gegen alle erstinstanzlichen Urteile, so ist doch nicht zu verkennen, daß zahlreiche Schwierigkeiten zu überwinden sind. Es würde zu weit führen, sie alle hier zu prüfen. Nur auf folgendes mag hingewiesen werden. Im Strafprozeß herrscht wie im Zivilprozeß das Prinzip, daß eine Sache durch ein Rechtsmittel vor ein höheres Gericht gebracht wird. Hiernach würde an sich die Berufungsinstanz für Urteile der Strafkammern oder der an ihre Stelle tretenden Gerichte das Oberlandesgericht sein. Eine Verhandlung und Beweisaufnahme vor diesen würde aber wegen der weiten Entfernung, in der sich die Oberlandesgerichte von vielen Gerichten ihres Bezirks befinden, wegen der Reisen, die die Angeklagten, Verteidiger, Zeugen und Sachverständigen machen müßten, große Unkosten und eine schwere Belästigung der Beteiligten zur Folge haben; manche Personen, wie kranke und alte, würden überhaupt nicht kommen können, sodaß sie an ihrem Wohnort vernommen werden müßten, worunter die Mündlichkeit und Unmittelbarkeit des Verfahrens leiden würde. Aus diesen und anderen Gründen hat sich die Kommission entschlossen, von dem bisherigen Prinzip abzuweichen und auf die Berufung die Sachen von einem beim Landgericht gebildeten Schöffengericht an ein anderes, größeres, ebenda gebildetes Schöffengericht zu leiten. Nach den Beschlüssen der Kommission soll der Rechtsmittelzug folgender sein:

1. Instanz: Kleine Schöffengerichte, mittlere Schöffengerichte, große Schöffengerichte.

Berufungsgericht: Mittlere Schöffengerichte, große Schöffengerichte, 3 Landrichter und 8 Schöffen.

Revisionsgericht: Oberlandesgericht, Reichsgericht bezw. Oberlandesgericht, Reichsgericht.

Dieser Weg hat jedenfalls das für sich, daß er sachgemäß und konsequent ist. Wie aber stets sich hart im Raum die Sachen stoßen, so stehen ihm auch wieder praktische Bedenken entgegen. Denn bei seiner Verwirklichung würde ein sehr viel größerer Bedarf an Schöffen entstehen, als jetzt an

Schöffen und Geschworenen zusammen vorhanden ist. Allerdings ist nach angestellten Berechnungen anzunehmen, daß für das ganze Reich wohl Schöffen genug vorhanden sein würden; aber es ist zweifelhaft, ob dies auch für jeden einzelnen Bezirk der Fall ist; besonders in den gemischtsprachigen Landesteilen würde vermutlich die Beschaffung einer genügenden Anzahl geeigneter Schöffen auf Schwierigkeiten stoßen. Um dies möglich zu machen, hat die Kommission vorgeschlagen, die Schöffen in jedem Jahre nicht wie jetzt zu höchstens fünf, sondern zu zehn Sitzungstagen heranzuziehen. Außerdem hat sie erwogen, ob man nicht den Kreis der Personen, aus denen die Schöffen entnommen werden, erweitern könne. Jetzt werden im allgemeinen die Schöffen und Geschworenen nur aus den besitzenden Klassen entnommen, man wird aber künftig auch auf den Arbeiterstand zurückgreifen müssen. Damit würde man einen oft ausgesprochenen Wunsch der beteiligten Volkskreise erfüllen; man würde auch nicht etwas völlig neues einführen, denn schon nach dem jetzigen Gesetze ist die Auswahl von Schöffen und Geschworenen nicht auf bestimmte Berufskreise beschränkt, wie denn auch die bayerischen Ministerien des Innern und der Justiz im Jahre 1904 die zuständigen Instanzen ausdrücklich darauf hingewiesen haben, auch Angehörige der Arbeiterklasse zum Schöffen- und Geschworenendienst heranzuziehen. Künftig wird es in weit größerem Umfange als bisher geschehen müssen, und das wird man nur freudig begrüßen können. Wie sich die Mitwirkung der Arbeiter bei den Gewerbegerichten im allgemeinen durchaus bewährt hat, so wird es auch bei den Strafgerichten der Fall sein, und sie wird den Vorzug haben, daß die Arbeiter sich an positiver staatlicher Arbeit beteiligen und sehen, mit welcher Unparteilichkeit und peinlichen Sorgfalt die Gerichte arbeiten; damit wird ihr Mißtrauen gegen die Rechtspflege und der Vorwurf der Klassenjustiz schwinden. Allerdings wird es dann erforderlich sein, den Schöffen eine Vergütung für ihre Zeitversäumnis zu gewähren; darin ist aber nichts bedenkliches zu sehen, da die materiellen Opfer, die dem Staat dadurch auferlegt werden, durch die ideellen Vorteile bei weitem überwogen werden.

Neben diesen beiden Hauptpunkten, in denen einschneidende Neuerungen vorgeschlagen werden, hat die Kommission in zahlreichen Einzelheiten Verbesserungen des geltenden Rechts beschlossen. Aus der Fülle des Gebotenen sei noch folgendes hervorgehoben: Zu manchen Mißständen hat das sogenannte Legalitätsprinzip bei der Strafverfolgung geführt; das ist das Prinzip, daß der Staatsanwalt jede strafbare Handlung, die zu seiner Kenntnis kommt, — mit verhältnismäßig geringfügigen Aus-

nahmen — von Amts wegen verfolgen muß, ohne Rücksicht darauf, ob ein öffentliches Interesse vorliegt oder nicht. Da er oft einschreiten muß, ohne daß irgend jemand ein erhebliches Interesse daran hat, ist ihm der Vorwurf der Verfolgungssucht nicht erspart geblieben. Man streitet heutzutage darüber, ob der Staatsanwalt ein populärer oder ein unpopulärer Mann ist. Während der hamburgische Gefängnisdirektor Dr. Gennat kürzlich behauptet hat, die Staatsanwaltschaft erfreue sich eines seltenen Vertrauens,[2]) erklärt der Redakteur Goetz, der mit dem Staatsanwalt in eine unangenehme Berührung gekommen ist, ihn für den unpopulärsten Mann im Reiche.[3]) Das richtige wird sein, daß der Staatsanwalt immer bei dem beliebt ist, dessen Willen er tut, bei dem Verletzten, wenn er gegen seinen Gegner einschreitet, und bei dem Beschuldigten, wenn er das Verfahren gegen ihn einstellt; daß er bei dem Angeklagten, dessen Verurteilung er herbeiführen muß, beliebt sein sollte, kann man nicht verlangen. Mag er aber beim großen Publikum beliebt sein oder nicht, jedenfalls werden seine Dienste von ihm in hohem Maße in Anspruch genommen; und das geschieht nicht immer mit Grund, sondern in zahllosen Fällen lehnt der Staatsanwalt die Strafverfolgung ab. Trotzdem bleiben genug Fälle übrig, wo er ohne Vorliegen eines öffentlichen Interesses einschreiten muß. Man hat vorgeschlagen, daß die Staatsanwaltschaft überhaupt nur wegen Verletzung öffentlicher Interessen tätig werden solle. Die Kommission hat es aber abgelehnt, diesen Weg einzuschlagen, weil die dann unvermeidliche Verschiedenheit in der Auffassung des Begriffs des öffentlichen Interesses das Vertrauen des Volkes in eine unparteiische Rechtspflege erschüttern würde. Die Kommission ist vielmehr nur für eine Einschränkung des Legalitätsprinzips in doppelter Richtung eingetreten: Einmal will man die Härte beseitigen, die das Prinzip bei den leichtesten Delikten, den Übertretungen, zur Folge hat. Es gibt so viele Übertretungsvorschriften, namentlich in Polizeiverordnungen, daß sie kaum jemand alle kennen kann; bei ihnen wird oft der bloße Ungehorsam ohne Rücksicht darauf, ob die Handlung im einzelnen Falle rechtsverletzend oder rechtsgefährdend ist, bestraft, auch wenn der Täter die Vorschrift nicht gekannt hat. Um die Härte zu vermeiden, hat die Kommission vorgeschlagen, daß bei Übertretungen das Einschreiten der Staatsanwaltschaft von dem Vorliegen eines öffentlichen Interesses abhängig sein solle.

---

[2]) Gennat, Das Strafsystem und seine Reform. S. 14.

[3]) Goetz, Sträfling 788. S. 168f.

Eine weitere Einschränkung des Legalitätsprinzips ist für Strafverfahren gegen Jugendliche unter 14 Jahren beschlossen, indem erwogen wurde, daß die Strafverfolgung den Jugendlichen nicht selten Nachteile zufügt, die das Interesse der Allgemeinheit an deren Bestrafung erheblich überwiegen; hier soll aber außer dem Fehlen des öffentlichen Interesses auch die Einwilligung des Verletzten in das Unterbleiben der Verfolgung erforderlich sein. Man wird diesen Beschluß nur freudig begrüßen können. Die hohe Kriminalität der Jugendlichen ist eine so bedenkliche und traurige Tatsache, daß alles getan werden muß, was geeignet ist, sie einzuschränken. Bedenken wir doch, daß im Jahre 1882 30719, 1892 46496 und 1902 51046 Jugendliche zwischen 12—18 Jahren wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze verurteilt worden sind. Es wird nun allerdings in erster Linie Sache des materiellen Strafrechts und des Fürsorgeerziehungswesens sein, sich der Jugendlichen besonders anzunehmen. Daneben kann aber auch auf prozessualem Wege manches geschehen, und es ist in hohem Grade wünschenswert, daß die künftige Strafprozeßordnung dem Verfahren gegen Jugendliche besondere Aufmerksamkeit widmet. Ich möchte nicht unterlassen, auf die Vorschläge eines warmherzigen Fürsprechers der Jugend, des Berliner Amtsgerichtsrats Dr. Köhne hinzuweisen.[4]) Dieser will nach amerikanischem Muster in großen Städten besondere Jugendgerichtshöfe errichtet wissen, in denen jede Berührung mit erwachsenen Verbrechern ausgeschlossen ist; einzelne Richter, denen die Jugendfürsorge besonders am Herzen liegt, sollen nur jugendliche Verbrecher abzuurteilen haben; sie sollen zugleich Vormundschaftsrichter sein und die jugendlichen Delinquenten nach der strafenden und vormundschaftlich fürsorgenden Seite einheitlich behandeln und mit der Schule und den Erziehungsvereinen zusammen arbeiten. Es ist zu hoffen, daß schon diese Einrichtungen wesentlich zur Abnahme der jugendlichen Delinquenten beitragen würden, wie denn auch aus Chikago berichtet wird, daß der dortige Jugendgerichtshof in wenigen Jahren mehr zur Verhinderung von Verbrechen getan hat als alle Strafgerichte zusammen seit 20 Jahren.

Oft hört man heutzutage Klagen über die lange Dauer von Prozessen, die geeignet ist, die Achtung vor den Strafgesetzen zu untergraben. Wenn nun auch im Strafprozeß ganz besondes dafür Sorge getragen werden muß, daß die Fixigkeit nicht auf Kosten der Richtigkeit betrieben wird, so gibt es doch Fälle, bei denen beides miteinander zu vereinigen ist.

---

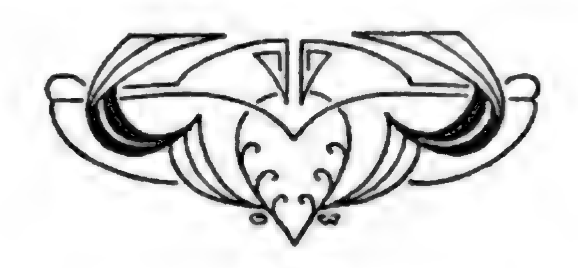
[4]) Köhne, Jugendgerichte, in der „Deutschen Juristenzeitung" 1905 S. 579.

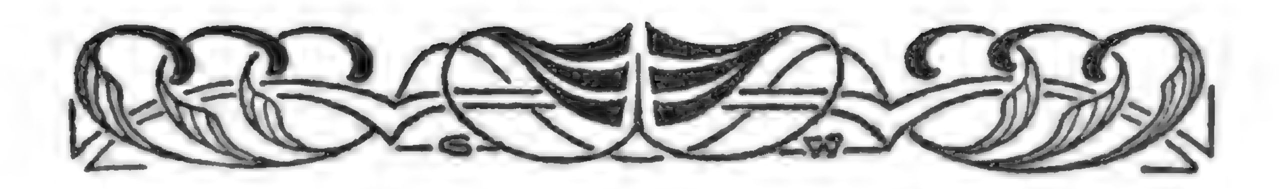
Dieser Erwägung hat die Kommission Rechnung getragen und eine Erweiterung des sogenannten abgekürzten Verfahrens vorgeschlagen. Dieses Verfahren besteht darin, daß das Gericht ohne schriftliche Anklage und ohne Entscheidung über die Eröffnung des Hauptverfahrens verhandelt. Nach geltendem Recht kann es nur bei den zur Zuständigkeit der Schöffengerichte gehörigen Sachen und auch nur dann, wenn der Beschuldigte sich freiwillig stellt oder dem Gerichte vorgeführt oder nur wegen Übertretung verfolgt wird, angewandt werden; der Amtsrichter kann ohne Zuziehung von Schöffen zur Hauptverhandlung schreiten, wenn der Beschuldigte geständig ist und es sich nur um eine Übertretung handelt. Künftig sollen die Voraussetzungen wesentlich weiter gefaßt werden und das abgekürzte Verfahren außer bei allen Übertretungen auch bei den Vergehen stattfinden können, wenn die Beweisaufnahme sofort vorgenommen werden kann und der Angeklagte zur Stelle ist; es soll also nicht auf die zur Zuständigkeit der kleinen Schöffengerichte gehörigen Vergehen beschränkt bleiben. Die praktisch wichtigsten Fälle sind die, in denen der Beschuldigte geständig oder auf frischer Tat betroffen und vorläufig festgenommen ist. Das abgekürzte Verfahren soll in allen Fällen vor dem Amtsrichter allein stattfinden, weil dieser am schnellsten und besten zu erreichen ist, und es soll so gestaltet werden, daß die Entscheidung sofort oder spätestens binnen einer Woche erfolgen muß; kann diese Frist nicht innegehalten werden, so ist die Sache in das gewöhnliche Verfahren überzuleiten. Hierdurch wird erreicht werden, daß bei vielen Delikten die Strafe der Tat auf dem Fuße folgt, die Dauer der Untersuchungshaft abgekürzt und das Schreibwerk vermindert wird. Wir sehen hier das im altdeutschen und mittelalterlichen Prozeß geltende besondere Verfahren für die „auf handhafter Tat“ ergriffenen Verbrecher wieder aufleben. Auch im französischen Recht hat sich das Verfahren wegen „flagrant délit“ erhalten und bewährt.

Endlich möge noch auf einen Punkt hingewiesen werden, der das vielbehandelte Zeugniszwangsverfahren gegen Redakteure betrifft. Bekanntlich genießt der Redakteur nach geltendem Rechte in Bezug auf die Zeugnispflicht keine Ausnahmestellung, sondern muß ebenso wie jede andere Person Zeugnis ablegen, so daß er in einen Konflikt mit dem Redaktionsgeheimnis geraten kann. Die Kommission will diesem Zustande ein Ende machen. Sie hat dem Redakteur allerdings nicht ein generelles Zeugnisverweigerungsrecht, wie dem Geistlichen, Rechtsanwalt und Arzt, eingeräumt, sondern einen Umweg eingeschlagen: Nach dem Preßgesetz haftet der verantwortliche Redakteur einer periodischen Druck-

schrift für die durch deren Inhalt begangenen strafbaren Handlungen, wenn nicht durch besondere Umstände die Annahme seiner Täterschaft ausgeschlossen wird. Die Kommission hat nun beschlossen, daß ein Zeuge zur Verweigerung des Zeugnisses berechtigt sein soll, wenn nach den Umständen des Falles die Gefahr besteht, daß er selbst wegen der strafbaren Handlung, die den Gegenstand des Verfahrens bildet, strafgerichtlich verfolgt werden wird. Wenn also der Inhalt einer periodischen Druckschrift strafbar ist und der verantwortliche Redakteur als Zeuge über den Verfasser vernommen wird, so darf er die Aussage vollständig verweigern und nicht nur, wie jetzt, auf einzelne Fragen, die ihm selbst die Gefahr einer strafrechtlichen Verfolgung zuziehen. Es ist zu hoffen, daß hierdurch die peinlichen Konflikte zwischen dem Gesetz und der Berufsehre beseitigt werden.

Aus dem Mitgeteilten, das nur einen kleinen Teil der von der Kommission behandelten Gegenstände flüchtig streifen konnte, dürfte soviel hervorgehen, daß sie sich ihrer Aufgabe mit Ernst und Gründlichkeit entledigt hat. Welche von ihren Vorschlägen nach schweren Kämpfen in das künftige Gesetz übergehen werden, steht noch dahin; jedenfalls bieten ihre Beratungen eine wichtige Grundlage für jeden, der sich mit der Reform des Strafprozeßrechts zu beschäftigen hat. Hoffen wir, daß die weiteren Arbeiten, die nicht nur eine Reform des Prozesses und der Gerichtsverfassung ins Auge zu fassen, sondern das gesamte Strafrecht einer Änderung zu unterziehen haben, von dem Geiste eines gesunden Fortschrittes getragen werden, das bewährte Alte enthaltend, das durch die Zeit Überholte durch Besseres ersetzend, damit wir in absehbarer Zeit im Strafrecht ebenso an der Spitze der Kulturnationen stehen, wie wir es — mit Stolz dürfen wir es aussprechen — dank des Bürgerlichen Gesetzbuchs auf dem Gebiete des Zivilrechts schon heute tun.





Aus dem Zarenreiche.

Persönliche Erinnerungen und Studien eines deutschen Offiziers.

Von

C. v. Zepelin.

Die nachstehenden Aufzeichnungen entstanden nicht unter dem flüchtigen Eindrucke eines Besuches des heute für uns Deutsche besonders interessanten östlichen Nachbarlandes. Sie sind vielmehr der Niederschlag der Erfahrungen und Beobachtungen bei wiederholtem und längerem Aufenthalt in Rußland, sowie der Beziehungen zu vielen Russen der verschiedensten Lebenskreise und des Lieblingsstudiums eines Menschenalters.

Ein glücklicher Zufall führte mich noch ein Jahr vor dem Ausbruche des letzten Krieges durch das Generalgouvernement Warschau in die Küstenländer des Schwarzen Meeres und den Kaukasus, in denen sich für den aufmerksamen Beobachter schon die Zuckungen der revolutionären Bewegungen ankündigten, die heute so überaus traurige Erscheinungen zeitigen sollten.

Einige der Persönlichkeiten, deren Bekanntschaft ich bei meiner letzten Reise machte, an die ich empfohlen war, wurden seitdem berufen, an hervorragenden Stellen während der bedeutsamen Ereignisse der letzten Jahre tätig zu sein. Mit allen ohne Ausnahme verbinden mich die denkbar besten Beziehungen. Mancher meiner vielen lieben Freunde, namentlich in den Ländern des Schwarzen Meeres, ruht leider schon unter der Erde, unter ihnen auch mein lieber, mit mir bis in die letzten Wochen seines Lebens in regem Briefwechsel, den selbst die schweren Tage nach Mukden nicht unterbrachen, stehender tapferer Kamerad, der oft genannte General Constantin Vinkentiewitsch Zerpitzkij, der kommandierende General des X. Armeekorps, der infolge seiner Verwundungen unlängst in Südfrankreich starb.

Es ist eine sich stets wiederholende Erfahrung in der Geschichte aller Völker, daß unglücklich kämpfende Generale und Heere mit einer oft trüben Flut einer post festum nicht allzuschwierigen Kritik überschüttet werden, namentlich wenn, wie in Rußland, die eigene Presse und das eigene Volk alle Schwächen und Fehler schonungslos an das Tageslicht zieht. Geschieht dies, um zu bessern, zu reformieren, ohne Schonung der eigenen Persönlichkeit, so hat diese Kritik besonders, wenn sie von kompetenten Schriftstellern geübt wird, nicht nur ihre Berechtigung, sondern sogar ihren Nutzen.

Geschieht dies aber, wie wir es in Rußland und auch in anderen Ländern sehen, aus politischer oder persönlicher Gegnerschaft oder zu unlauteren Zwecken, wie seitens der Vertreter der sozialdemokratischen Revolution und deren Schleppenträgern, auch in unserem Vaterlande, so verliert die Kritik an Wert.

Mit einer solchen wohlfeilen, oft mit Schlagworten banalster Art geführten Besprechung russischer Verhältnisse erscheint mir dem Leser aber wenig gedient, namentlich da die deutsche Tagesliteratur mit ihr übersättigt ist. Sie dürfte auch der Feder eines deutschen Offiziers nicht würdig sein.

Nutzbringender dürfte es wohl sein, Land und Leute zu schildern, wie sie mir im Jahre 1903 entgegentraten und hieran die Betrachtung über die sozialen, politischen und militärischen Verhältnisse zu knüpfen, soweit mir eigene Erfahrungen und Studien hierzu die Unterlage gewährten.

Die eben ausgesprochenen Gedanken lagen mir um so mehr nahe, als mir ein russischer General die Wege bei meiner Reise in seltener Weise ebnete, der gerade vom Standpunkte wissenschaftlicher Kritik aus eine sehr hohe Stelle, nicht nur unter den Schriftstellern seines Vaterlandes, sondern in der Militärliteratur einnimmt: der General der Infanterie und Vorsitzender der kriegsgeschichtlichen Kommission des Generalstabes Karl von Woyde.*)

Sein klassisches Werk: „Über die Ursachen der Niederlagen im Kriege 1870", ebenso wie seine Schrift: „Friedensmanöver und deren Bedeutung" sind auch in die deutsche Sprache übersetzt worden. Für die hohe Schätzung der ersteren spricht die wiederholte Auflage derselben in fremden Sprachen.

General von Woyde war es, der mir nicht nur warme Empfehlungen an den jetzigen Oberkommandierenden des Militärbezirks Odessa, General der Kavallerie Baron Kaulbars, den damaligen Statthalter des Kaukasus, den Fürsten Golitzyn, den Generalleutnant Zerpitzkij, damals Kommandeur der 13. Infanterie-Division in Sewastopol, sondern auch an andere hervorragende Persönlichkeiten im Kaukasus, bis an die Grenzen der Türkei, mitgegeben hatte. Ihm verdanke ich das selten liebenswürdige Entgegenkommen, welches mir bei meiner letzten Reise zuteil wurde und mir den Eintritt in Kreise eröffnete, die mir sonst verschlossen geblieben wären, für mich aber eine Quelle großer Belehrung wurden. Mit der Person des Generals von Woyde ist daher untrennbar die Erinnerung an die Reise verbunden, welche mich Gegenden besuchen ließ, die neuerdings Schauplatz vieler der Begebenheiten wurden, die Volk und Staat bis in ihr innerstes Mark erschütterten. So wende ich mich denn sogleich den Küsten des Schwarzen Meeres zu, die mit

*) General von Woyde weilt heute nicht mehr unter den Lebenden. Er ist inzwischen in Warschau, wohin er sich, während die Revolution in seinem Vaterlande tobte, begeben hatte, gestorben. Mit ihm ist einer der geistig bedeutendsten Männer der russischen Armee, einer ihrer innerlich vornehmsten Offiziere aus dem Leben geschieden, dem die Trauer über die Niederlage des Heeres und die inneren Zustände Rußlands das Herz brach.

Odessa, Sewastopol, Feodossija, Batum und den ihnen benachbarten Gouvernements des Kaukasus eine mit so viel Blut und Elend verbundene verhängnisvolle Rolle in der Geschichte der Revolution spielen sollten.

Als ich im April des Jahres 1903 an einem schönen Frühlingstage, der, nebenbei gesagt, am Schwarzen Meere schon starke Wärme brachte, in Odessa anlangte, standen die besitzenden Kreise dieser Stadt noch ganz unter dem Eindruck der Exzesse gegen die Juden, deren Schauplatz namentlich Kischinew gewesen war. Wenn man bedenkt, daß dieses große, zwischen 400000 und 500000 Einwohnern zählende Handels-Emporium des Schwarzen Meeres über ein Dritteil Juden in seinen Mauern beherbergt, so ist die Befürchtung namentlich der nichtrussischen Bewohner Odessas, deren Zahl bekanntlich auch sehr groß ist — allein an 10000 Deutsche, Schweizer und Österreicher — zu erklären, daß auch diese Stadt solche traurigen Ereignisse erleben könnte.

Die Judenfrage ist ja durch die Revolution dieses Jahres wieder für Rußland brennend geworden. Leider wird in Deutschland, wo ein Teil, wenn nicht der größte, der demokratischen und sozialdemokratischen Presse unter dem Einflusse, auch wohl in der finanziellen Abhängigkeit vom Judentum steht, dessen Vertretung in der Journalistenwelt ja ohnedies eine unverhältnismäßig starke ist, die Stellung der Juden im Zarenreiche sehr wenig objektiv behandelt. Man hat namentlich völlig übersehen, daß sie auch hier wie in manchen anderen Staaten ein Element staatlicher Dekomposition bilden, das unstreitig im westlichen und südlichen Rußland die Kerntruppe der Revolution genannt werden muß, und unter dem namentlich die in den Weichselgouvernements, in Litthauen und in den baltischen Provinzen lebenden Deutschen in letzter Zeit viel zu leiden hatten.

Es wäre sehr zu wünschen, daß der Teil der in Deutschland lebenden Juden und besonders die, welche unserem Vaterlande ihr Emporkommen in finanzieller wie kultureller Hinsicht verdanken, alles täten, um die Elemente ihrer russischen Stammesgenossen, die die von ihnen mitangezettelte Revolution in ihren verderblichen Folgen über unsere Grenze werfen wird, mit reichlichen Reisemitteln weiter über den Ozean senden. Für die Zionisten fände sich hier ein schönes Feld ihrer Tätigkeit. Unsere Behörden müssen aber alles tun, um einen Zuzug der russischen Juden in unser Vaterland zu verhindern, unter dessen Schutz sie das Gastrecht ebenso wenig achten werden wie die den Generalstab unserer Sozialdemokratie bildenden Stammesgenossen.

Es würde hier zu weit führen, die Judenfrage in Rußland eingehend zu beleuchten. Wir hatten Gelegenheit, das Mitte Juni 1905 Allerhöchst bestätigte Protokoll des Ministerkomitees über die Revision der Judengesetzgebung im Auszuge kennen zu lernen, namentlich was die Geschichte der Juden in Rußland anlangt, die hier in ganz objektiver, ja in für die Juden wohlwollender Weise geschildert ist. Aus demselben geht hervor, daß man ursprünglich und auch im Laufe der Jahrhunderte wiederholt die ernste Absicht gehabt und auch im Staatsleben verwirklicht hat, den Juden umfassende Rechte zu geben. Der

demoralisierende Einfluß und namentlich die traurigen wirtschaftlichen Beeinträchtigungen, die das Judentum ausübte, waren die Veranlassung, daß man sogar schon unter der Regierung Alexanders II., der den Juden bei seinen Reformen weitgehende Freiheiten zugestand, genötigt war, diese einzuschränken.

Die Judenfrage gewann bekanntlich in Rußland zum ersten Mal eine ernste staatliche Bedeutung mit der Angliederung von Weißrußland, wo damals Hunderttausende von Juden wohnten, an das Reich. Bis dahin war die Zahl der in den Grenzen des russischen Reiches lebenden Juden sehr unbedeutend. Im Gesetz vom Jahre 1772 wurde ausgesprochen, daß die Juden in den russischen Untertanenverband mit gleichen Rechten wie die übrigen Untertanen eintreten sollten. Bald aber wurden so große Klagen laut über die Benachteiligung der russischen Bevölkerung durch betrügerische und wucherische Umtriebe der Juden, auch fand man Schwierigkeiten in ihrer Verwendung als Soldaten, daß dies Prinzip nicht einmal bis zum Ende der Regierung der Kaiserin Katharina II. durchgeführt wurde. Man entband sie von der persönlichen Ableistung der Wehrpflicht und verbot ihren Aufenthalt in den nicht ehemals polnischen Gouvernements. Unter den nächsten Kaisern wurden bald beschränkende Maßnahmen verschiedener Art erlassen, bald wieder aufgehoben oder durch andere ersetzt. Infolge der abgeschwächten Kontrolle seitens der Verwaltungsbehörden drangen die Juden in alle Schichten der Gesellschaft ein und erlangten einen mehr oder weniger verderblichen Einfluß. Gleichzeitig bildeten sie mit Hilfe ihrer „Kahals“ eine in sich streng abgeschlossene Volksgruppe, welche einen Teil des Volkes wirtschaftlich knechtete. Man ließ daher schon unter Kaiser Alexander II. die auf die Verschmelzung der Juden gerichteten Bestrebungen allmählich fallen, da man keine bemerkenswerten Fortschritte sah. Bei Gelegenheiten der Judenverfolgungen des Jahres 1881, welche übrigens auch in den angrenzenden Ländern stattfanden und ihre Ursachen wesentlich in der Ausbeutung der ländlichen Bevölkerung durch die Juden hatte, traten die ganz unnormalen Beziehungen der russischen Bevölkerung zu den Juden in die Erscheinung. Hierdurch sehen wir unter Kaiser Alexander III. in der Gesetzgebung einerseits das Streben, die Juden vor dem Ausbruche der Volkswut zu schützen, andererseits die wirtschaftliche Abhängigkeit der Bevölkerung von den Juden zu verringern.

Die 1883 unter Graf Pahlen eingesetzte Kommission zur Durchsicht der Judengesetzgebung sprach sich zwar im günstigen Sinne aus. Wohl infolge der Beteiligung der Juden an sozial-revolutionären Umtrieben, ihrer Gewissenlosigkeit in der Advokatur, als Ärzte — namentlich bei Ausstellung von Attesten an Wehrpflichtige usw. —, im Mädchenhandel und bei ihrer Beteiligung an Aktiengesellschaften sah man sich zu Ausnahmegesetzen veranlaßt. So wurde 1886 und 1887 ihre Aufnahme in Mittel- und Hochschulen beschränkt, da sie sich als gefährliches und demoralisierendes Proletariat in die gelehrten Kreise eindrängten, in denselben Jahren hemmte man ihre Freizügigkeit, verbot den Aufenthalt in gewissen Gouvernements. Ebenso wurde ihre Teilnahme an den Stadt-

verwaltungen eingeschränkt; aus den Landschaftsversammlungen wurden sie ganz entfernt. Besonders drückend für die Juden, die im westlichen Rußland übrigens fortfuhren, die Bevölkerung auszusaugen und die als Kaufleute 1. Gilde überall dem Handel oblagen und Reichtümer anhäuften, waren die Bestimmungen, welche ihre Freizügigkeit beschränkten und sie meist in den Städten und Flecken zusammendrängten. Die Regierung ließ daher einige Erleichterungen eintreten und hob auch die Bestimmung auf, die den Juden verbot, näher als 50 Werst von der Westgrenze zu wohnen, da sie den ganzen Betrieb des Schmuggels über die Grenze früher in ihrer Hand vereinigt hatten. Dies war die Lage der Juden, als die Greuel der Jahre 1902 und 1903 über sie hereinbrachen. In Odessa merkte man äußerlich zwar nur wenig hiervon. Dennoch waren die nichtrussischen Kolonien, von denen die deutsche wohl die bedeutendste ist, in nicht unberechtigter Sorge, daß bei einer etwaigen Bewegung der Massen gegen die auch hier verhaßten Juden, die einen sehr großen Bruchteil der reichsten Kreise ausmachten, auch sie zum Opfer fallen könnten. Der umsichtigen Energie des zeitigen Oberkommandierenden des Militärbezirks, des Generals der Kavallerie Baron Kaulbars und des durch seine Humanität sehr beliebten Gradonatschalnik Grafen Schuwalow gelang es, einen Ausbruch der Judenverfolgung zu verhindern. Der Dank wurde dem Grafen bekanntlich durch die feige Tat eines Meuchelmörders in Moskau zu Teil, wohin ihn sein Kaiser nach dem Tode des Großfürsten Sergius auf den gleichen Posten berufen hatte. Sein Andenken hat auch unsere deutsche sozialdemokratische Presse ihrer Gepflogenheit nach zu besudeln gewußt. Ich hatte die Gelegenheit, die Bekanntschaft des Grafen bei einem Mittagessen zu machen, das Baron Kaulbars mir zu Ehren zu geben die Güte hatte und bei dem der außerordentlich liebenswürdige Graf mein Tischnachbar war. Ein Sohn des früheren russischen Botschafters am Hofe des Deutschen Kaisers, sprach Graf Schuwalow fertig Deutsch und verhehlte seine Sympathie mit dem deutschen Offizierkorps nicht. Er stand, 1859 geboren, im kräftigsten Mannesalter. Als junger Offizier hatte er am Feldzuge 1877/78 mit Auszeichnung Teil genommen, war dann Adjutant und später Hofchef des durch ein eigenes Verhängnis wie er im Jahre 1905 ermordeten Großfürsten Sergius Alexandrowitsch geworden. Im Jahre 1897 wurde der Graf dem Ministerium des Innern überwiesen, in dessen Ressort er von nun an wirken sollte, wenn er auch nach russischem Grundsatze zugleich in seinen militärischen Chargen vorrückte, so daß, als ich die Ehre hatte, ihn kennen zu lernen, er General geworden war.

Odessa enthält bekanntlich mit seiner schiffahrttreibenden und industriellen Bevölkerung neben großem Reichtum und für russische Städte nicht häufiger äußerer Eleganz mancher Stadtteile sehr viel Armut und Elend. Wie eifrig Graf Schuwalow bemüht war, auch die Lage der untersten Volkskreise zu bessern, davon zeugt eine ihm bei seinem Scheiden aus Odessa dargebrachte Ovation, die unter den vielen ihm und seiner Gemahlin, einer Tochter des Statthalters des Kaukasus, Grafen Woronzow-Daschkow, zu teil gewordenen Beweisen der Ver-

ehrung sicher eine der eigenartigsten war. Es hatten sich die „Bossaks" des Hafens von Odessa, d. h. die sich dort zu allen Zeiten des Jahres herumtreibenden Ärmsten der Armen, die Gelegenheit zur Arbeit suchenden „Barfüßler" (Bossüje, Bossaks) zusammengetan, um ihm auch in einer „Adresse" ihren Dank und ihre Verehrung auszusprechen. Diese auf gewöhnlichem Konzeptpapier geschriebene, in einen einfachen Aktendeckel gehüllte Adresse hatte den folgenden Wortlaut:

„Euer Erlaucht! Herr Stadthauptmann Graf Schuwalow! Auch zu uns armen Bewohnern des Hafens ist die Nachricht gedrungen, daß Euer Erlaucht einen anderen Dienst annehmen. Wir bedauern sehr, daß Sie uns verlassen. Doch, was ist da zu machen! Sie folgen dem Willen Ihrer Obrigkeit. So geruhen Sie denn zum Abschiede auch von uns die Gefühle tiefster Dankbarkeit entgegenzunehmen. Unser gibt es in Odessa viele Tausende, und, obgleich wir in Lumpen gekleidet sind und barfuß gehen, auch wohl „Barfüßler" und sogar „Wilde" genannt werden, so arbeiten auch wir und essen unser Brot nicht umsonst. Da wir unsren Verstand und unser Gewissen nicht vertrunken haben und ein russisches Herz besitzen, so vermögen wir sehr gut zu erkennen, wer es gut mit uns meint. Verschmähen Sie es nicht, Herr Stadthauptmann, von uns Verlumpten den Dank für Ihre Sorgen und Bemühungen um die billigen Speisehäuser, für die Theehallen und dafür, daß Sie befohlen haben, den Unrat aus unseren Wohnungen zu entfernen, daß Sie die Pest unterdrückt haben, daß Sie Theatervorstellungen veranstaltet haben, die auch der arme Mann besuchen kann, ohne daß man ihm dabei Gelegenheit gäbe, seinen letzten Groschen zu vertrinken. Wir danken Ihnen für Alles, Alles und wünschen Ihrer Gemahlin und Ihrer Familie Gesundheit und langes Leben."

Es ist bezeichnend für die Denkweise des Grafen Schuwalow, daß er, von diesem elementaren, aber um so aufrichtigeren Beweise der Dankbarkeit tief gerührt, mit den zerlumpten und keineswegs hierzu einladenden Barfüßlern des Hafens wiederholt den üblichen russischen Dankeskuß austauschte.

Als ich dem selten frischen Grafen Lebewohl sagte und er mir sein „Do sskorawo Sswidanija" (Auf baldiges Wiedersehen) zurief, ahnte ich nicht, daß ich binnen kurzer Zeit ihn in einer Zuschrift an die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" gegen die schmählichen Angriffe unserer Sozialdemokratie und der ihr Helfersdienste leistenden Presse verteidigen sollte, ihn, den Dahingemordeten; der letzte Dienst des deutschen für den russischen Kameraden.

Das Wetterleuchten der Revolution war übrigens von Odessa bis Batum längs des Schwarzen Meeres Küste schon damals zu erkennen, und nicht als letzte dabei die deutsche revolutionäre Sozialdemokratie tätig. Für den 1. Mai, dem Tag der internationalen Revolution, befürchtete man an verschiedenen Orten Unruhen, so daß man nach Jalta, dem Nizza der Krim, und anderen Orten Truppen gesandt hatte.

Wenige Monate nach dem Abgange des Grafen Schuwalow bemächtigte sich eine große Erregung der Bevölkerung Odessas. General Baron Kaulbars sah sich sogar genötigt, aus verschiedenen Orten Truppen zur Unterstützung der Garnison heranzuziehen und die wichtigsten Gebäude der Stadt schützen, sowie

die Plätze und Straßen sichern zu lassen, da der damalige Stadthauptmann, der Nachfolger des Grafen Schuwalow, Generalleutnant Arssenjew, sich außer Stande erklärte, mit den ihm zur Verfügung stehenden Polizeikräften die Ruhe aufrecht zu erhalten.

Die für die Geschichte der russischen Marine für alle Zeiten schmachvollen Tage der Meuterei des „Knjäs Potemkin" und Genossen haben später den Hafen von Odessa zum Schauplatze der wüstesten Szenen gemacht. Hier zeigte es sich, welche Schuld die Vertreter des russischen Tschinowniktums ihrem Kaiser und ihrem Volke gegenüber auf sich geladen haben, die aus Mangel an Mut oder aus gleichgültiger Schlaffheit nicht zur rechten Zeit und in der rechten Weise eingriffen, als es galt, den Ausschreitungen der rohen Masse durch die Entfaltung der nötigen Machtmittel und deren zweckentsprechenden Gebrauch vorzubeugen oder sie sofort zu unterdrücken. Man sah ruhig der Vernichtung der Hafeneinrichtungen, der Plünderung und dem Brande der Speicher zu, die Waren im Werte von Millionen enthielten, um dann erst in die sich am Hafen zusammendrängende, zum großen Teile aus Neugierigen bestehende Menge mit Maschinengewehren hineinzufeuern, die Hunderte in die Fluten des Schwarzen Meeres befördert haben sollen.

Die richtigen Leute an richtiger Stelle, und Männer, die das Herz auf dem richtigen Fleck, sie haben in diesen blutigen Jahren so oft gefehlt. Sonst hätte die Revolution nie mit solcher Frechheit in dem autokratischen Rußland ihr Haupt erheben können, so schwierig auch nach allen Richtungen hin die Verhältnisse sein mögen.

Eine sehr geachtete Stellung nimmt in Odessa die deutsche Kolonie ein. Ich wurde mit einer größeren Zahl ihrer Vertreter durch Herrn Cornelius bekannt gemacht, der, ein glühender Patriot, als Offizier der Reserve der ostpreußischen Dragoner den Feldzug 1870/71 mit Auszeichnung mitgemacht und das Eiserne Kreuz erworben hatte. Auch er ruht heute im Grabe, aber die Erinnerung und der Dank vieler deutscher Offiziere, denen er in der kameradschaftlichsten Weise bei ihrem Besuche Odessas zur Seite stand, folgen ihm nach. Die deutsche Kolonie hat in ihm — es ist kaum zuviel gesagt — ihren Mittelpunkt verloren. Hatte er doch sogar einen „Kriegerverein" gestiftet, dem freilich die ihm von der russischen Polizei in den Weg gelegten zahlreichen Schwierigkeiten ein Ende machten.

Herr Cornelius führte mich, da mir meine Zeit nicht gestattete, im Deutschen Klub zu weilen, in einen Kreis deutscher Geschäftsleute und Industrieller ein, die sich auf der „Pera", einem Schiffe der deutschen Levante-Linie, die gerade im Hafen lag, zusammenfanden. Es war mir interessant, von diesen Herren den Eindruck zu gewinnen, wieviel deutscher Fleiß und deutsche Tüchtigkeit hier am fernen Pontus, und wahrlich nicht zum Schaden Rußlands geleistet hat. Meist waren diese Männer aus einfachen Verhältnissen hervorgegangen, nicht wenige unter ihnen gab es, die es vom kleinen Handwerker zum großen und

reichen Industriellen gebracht hatten, und so mancher Großkaufmann, der als unbekannter Handlungsgehilfe die Grenzen des Zarenreiches überschritten hatte, gebietet heute über Millionen. Diese Vertreter des Deutschtums, ich rede gar nicht von den vielen Ärzten, Apothekern, Lehrern usw., fand ich überall bis zur fernen Grenze des Kaukasus mit dem türkischen Reiche, freilich auch manchen, den die Welle eines stürmischen Lebens dorthin verschlagen hatte, ohne daß es ihm gelungen war, wieder rechten Fuß zu fassen. Unweit Odessa liegen auch mehrere deutsche Kolonien, deren Glieder schon fast ein Jahrhundert hier angesiedelt sind. Diese Dörfer, die man an den verschiedensten Punkten der Küstengegenden des Schwarzen Meeres findet, wurden zu den verschiedensten Zeiten gegründet, seitdem Rußland am Schwarzen Meere Fuß gefaßt hatte. Namentlich zahlreich scheinen in ihnen Süddeutsche, besonders Württemberger zu sein, welchen von der russischen Regierung Aufnahme gewährt wurde, als sie aus religiösen Ursachen ihr Vaterland zu verlassen beschlossen. Sie haben Sprache, Sitten und Religion bis jetzt bewahrt, obwohl sie russische Untertanen geworden. Es war mir ein wehmütiges Gefühl, wenn ich an die „Bamberger“ unweit von Posen dachte, die auch einst dorthin auswanderten, auch noch heute die heimische Tracht tragen, aber mit der deutschen Sprache auch die deutsche Nationalität aufgegeben haben, deutsch im Äußern, polnisch im Denken und Tun — im Herzen einer preußischen Provinz.

Viele der deutschen Kolonisten Südrußlands haben es zu nicht unbedeutendem Wohlstande gebracht. So z. B. der durch seine große Viehwirtschaft bekannte Falz-Fein, der u. a. große Pferdeheerden besitzt und einen hochinteressanten Tierpark seltener Tiere. Die Herren, mit denen ich auf der „Pera“ bekannt wurde, rieten mir dringend, ihn aufzusuchen. Man hatte schon das Telegramm aufgesetzt, in dem man um meine Einladung bat. Doch war es mir zu meinem großen Bedauern unmöglich, meinen Reiseplan zu ändern und in das Innere Südrußlands zu reisen. Hatte ich doch schon zu meinem großen Bedauern die wiederholte außerordentlich liebenswürdige Einladung des deutschen und des österreichisch-ungarischen Konsuls in Nikolajew ausschlagen müssen, um die für mein Hauptreiseziel, Krim und Kaukasus, bestimmte Zeit nicht kürzen zu müssen. Es wurde mir gerade dies um so schwerer, da ich wußte, welche bedeutende industrielle und kommerzielle Tätigkeit die Herren Frischen und Windscheidt in jener für die Schiffsbauindustrie des Schwarzen Meeres wichtigen Hafenstadt entfalteten und da ich ihnen durch das mir übersandte Material über Nikolajew zu tiefem Danke verpflichtet war.

Was den Handel Odessas anlangt, so fiel es mir auf, wie gering die russische Flagge unter den großen, im Hafen liegenden Dampfschiffen vertreten war. Der Seehandel mit Rußland wird ja in einer geradezu überwiegenden Weise durch Schiffe fremder Flagge betrieben. So war der Prozentteil der Seedampfer, welche in russischen Häfen verkehrten, im Jahre 1898 nach der Nationalität geordnet folgender: Russische 14,1%, englische 29,8%, deutsche 12,8%,

schwedisch-norwegische 11,8%, dänische 11,1%. Der Rest kam auf alle anderen Flaggen, von denen nur die türkische und griechische mit 5% vertreten waren. An Tonnengehalt folgte Rußland allerdings gleich hinter England und stand etwa gleich Deutschland, das es früher in dieser Hinsicht übertroffen hatte. An Zugehörigkeit der Dampfer, was die Zahl anlangt, steht Odessa allen Seehäfen Rußlands voran mit 170 Dampfern. Übertroffen wird es nur von — Astrachan am Kaspischen Meere, welchem Hafen nicht weniger als 231 Dampfer „zugeschrieben“ sind. Doch darf man hierbei nicht vergessen, daß anscheinend hier Dampfschiffe heimatberechtigt sind, die die Lebensader des Zarenreiches, die Wolga, „das Mütterchen (Matuschka) Rußlands“ befahren.

Im Schwarzen Meere bestehen mehrere russische Dampfschiffahrts-Gesellschaften, die aber, dies ist bezeichnend für russische Verhältnisse, soweit mir bekannt, sämtlich Staatsunterstützungen beziehen. Es sind dies u. a. „Die Freiwillige Flotte“, die „Flotte der Gesellschaft der Ostchinesischen Eisenbahn“, welche beide den Verkehr mit Ostasien vermitteln, die dem Verkehr innerhalb des Schwarzen Meeres und mit dem Mittelmeere und dem Asowschen Meere dienenden „Russische Gesellschaft für Dampfschiffahrt und Handel“ (Russkoje Obtschestwo Parochodstwa i Torgowlja) und „Die Gesellschaft der Schwarzen Meer-Donau-Dampfschiffahrt“. Die als vorletzte genannte ist weitaus die bedeutendste. Als ich auf ihren zum Teil vorzüglich ausgestellten Schiffen reiste, soll sie 72 Dampfer besessen haben. Am vortrefflichsten sollen diejenigen ihrer Schiffe sein, welche die Namen von Kaisern oder Großfürsten führen. Auch ich habe dies aus eigener Erfahrung bestätigt gefunden, als ich auf ihren Dampfern die ganze russische Küste von Odessa bis Batum befuhr.

Einen politischen Nebenzweck befolgte die Regierung mit der Gründung der „Gesellschaft der Schwarzen Meer-Donau-Schiffahrt“. Diese Gesellschaft, deren Dampfer von Odessa aus den Verkehr mit und auf der Donau unterhalten, wurde wesentlich geschaffen, um der österreichisch-ungarischen Flagge, deren trefflich organisierte Gesellschaften den Verkehr auf der unteren Donau beherrschen, Konkurrenz zu machen. Trotz der staatlichen Unterstützung, die auch dieser Gesellschaft reichlich zu Teil wurde, hat das Ergebnis dieser Unternehmung den auf sie gesetzten Erwartungen nicht entsprochen. Gerade als ich in den Kreisen der Odessaer Reeder bekannt wurde, befand sich diese Gesellschaft in einer finanziellen Krisis, die ihr die Frage nahe legen mußte, ob sie ihren Betrieb einstellen müsse. Damals rettete sie, wie man sagte, das Eingreifen des Chefs der in jener Zeit geschaffenen „Hauptverwaltung für Handelsschiffahrt und Häfen“, Großfürsten Alexander Michailowitsch, dem wir bei dem Besuche der Krim begegnen werden. Man erhöhte die Subsidien, führte den Post-, Waren- und Passagier-Verkehr von Odessa bis Reni, nicht wie früher zu dem rumänischen Carabia und benutzte den Kilia-, nicht mehr den Sulina-Arm der Donau. Auch führte man eine tägliche Dampfer-Verbindung zwischen Reni und Ismail ein. Wie weit diese „Sanierung“ vorgehalten hat, ist mir zweifelhaft.

Jedenfalls haben die Kriegsjahre 1904 und 1905 und dann die Revolution auch den Handel Odessas schwer geschädigt. Noch vor wenigen Monaten, ehe die Meuterei auf der „Flotte des Schwarzen Meeres“ und die Unruhen im Lande Handel und Wandel lahm gelegt hatten, schrieb mir ein bekannter Kaufmann: „Sie haben Odessa noch in seiner guten Zeit gesehen. Heute ist es hier mehr als traurig. Alle Geschäfte liegen darnieder.“ Nun hoffte man vom Abschlusse des Friedens eine Besserung der Verhältnisse. Es waren so viele Waren in Odessa aufgespeichert, daß der erste Dampfer, welcher am 27. September v. J. Odessa nach dem fernen Osten verlassen sollte, der „Ingenieur Awdakow“ mit Waren geradezu überfüllt war, so daß ein Teil von ihnen von der „Russischen Gesellschaft für Dampfschiffahrt und Handel“ übernommen werden mußte. Bis Mitte Oktober sollten noch 10 Dampfer von verschiedenen Gesellschaften abgehen. Ein großer Teil dieser Waren lag in den großen Hafenspeichern angesammelt zur Verfrachtung bereit. Welche Verluste die Revolution allein hier durch Brand und Plünderung, welche sie durch die Unterbindung der Möglichkeit, die in den letzten Jahren angesammelten Vorräte und die Getreidemassen des letzten Jahres zu exportieren, hervorgerufen hat, läßt sich ahnen! Und Odessa ist der Hauptausfuhrhafen für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse Süd-Rußlands! Von ihm hängen viele Millionen Existenzen der landwirtschaftlichen Bevölkerung ab.*)

Was für den Handel gesagt wurde, gilt auch für die Industrie. Sie befindet sich in der schwersten Krisis, die um so schwerer ist, als man in Rußland Seitens der Regierung eine Art Treibhausindustrie großgezogen hat, indem man aus fiskalischen Gründen die Schaffung solcher Unternehmungen ermutigte oder sogar finanziell unterstützt hat. Als ich Südrußland bereiste, wurde mir von sehr einsichtigen Industriellen versichert, daß eine Krisis kaum zu vermeiden wäre, um so mehr, als die Arbeiterverhältnisse von Jahr zu Jahr schwieriger würden.

Die Truppen in Odessa befanden sich in der Vorbereitung für das Beziehen der Lager, in welchen bekanntlich die russische Armee bisher den größeren Teil ihrer Übungen abhält und in dem die Ausbildung von den Kompagnie- usw.-schulen ab vor sich geht, ein Teil der Schießübungen abgehalten wird usw. Als ich dem General Baron Kaulbars meinen Besuch machte und ihm die Grüße des

*) Es ist eine typische Erscheinung in Rußland, daß man Schutz gegen die fremde Konkurrenz verlangt. Die Regierung schützt auch die Industrie und die Landwirtschaft durch hohe Prohibitivzölle, die Schiffahrt durch Beschränkung der fremden Flaggen, sei es durch Hafenabgaben, sei es durch Fernhaltung von der Küstenschiffahrt, sei es durch die Bestimmung, daß auf Schiffen unter russischer Flagge keine Ausländer in bestimmten bevorzugten Stellungen dienen dürfen. Aber man vergißt hierbei ganz, daß der beste Schutz vor fremder Konkurrenz die eigene Tüchtigkeit ist. Daher hatte bisher die im friedlichen Wettbewerb — und wahrlich nur zum Nutzen Rußlands — stehende Tätigkeit der Deutschen ein weites und fruchtbares Feld in Rußland. Wieweit die jetzige Revolution hierin Änderung veranlassen wird, stehe dahin.

Generals von Woyde überbrachte, empfing er mich mit der sehr liebenswürdigen Bitte, ihm mitzuteilen, was ich zu sehen wünschte. Er wüßte aus meinen Schriften über die russische Armee, daß ich sie nach allen Richtungen kenne, ich würde also auch wissen, daß größere Abteilungen noch nicht ihre Ausbildung vollendet hätten. Es solle aber eine Kompagnie der in Odessa stehenden Schützenbrigade und eine Ssotnie des 8. Don-Kasaken-Regiments vorexerzieren. Da mir bekannt war, daß sich in Odessa eine vortrefflich eingerichtete Junkerschule und ein Kadettenkorps befände, so war es mir von besonderem Interesse, diese Repräsentanten der Bildungs- und Erziehungsstätten des russischen Offizierkorps kennen zu lernen. Meine dahingehende Bitte wurde mir auch in liebenswürdigster Weise gewährt. Baron Kaulbars holte mich hierzu mit seiner Equipage persönlich von meinem mit prächtiger Aussicht auf den Hafen am Nikolajewski Boulevard gelegenen Hotel de Londres ab. Der General, eine hohe, vornehme Erscheinung mit dem unverkennbaren Typus des baltischen Barons, machte einen vortrefflichen soldatischen Eindruck auf mich. Er hatte reiche Kriegserfahrung in asiatischen Kämpfen erworben, da er im Jahre 1871 an der Expedition gegen Chiwa, 1873 an der gegen die Achal-Teke Teil genommen und während der chinesischen Wirren des Jahres 1900 das 2. Sibirische Armeekorps kommandiert hatte. Nach dem Feldzuge gegen die Türken in den Jahren 1877 und 1878, an dem er mit Auszeichnung teilnahm, war er kurze Zeit Kriegsminister in Bulgarien. Nach seiner Rückkehr aus China befehligte er das 2. Kavallerie-Korps in Polen. Sein hervorragendes, mit großer Tätigkeit gepaartes Organisationstalent hat er in allen seinen Dienststellungen bewiesen. Seine Umsicht und Energie hat an der Unterdrückung der Unruhen in Odessa, wohin er nach Beendigung des letzten Krieges, in dem er die 2. Mandschurische Armee kommandiert hatte, aus Asien zurückkehrte, gewiß großen Anteil. Sein Stellvertreter, der General Kachanow, hatte durch seine unbegreifliche Schlaffheit und Energielosigkeit die traurigen Vorkommnisse verschuldet, die wir oben erwähnten.

Nach Beendigung des Exerzierens fand ein mir zu Ehren veranstaltetes Frühstück der Offiziere der Schützen statt, die der „eisernen Brigade“ (sheljäsnaja brigada) angehörten, wie man sie, so viel ich weiß, zur Erinnerung an ihre Leistungen im Jahre 1877 im Korps zu nennen pflegte.

Einen vortrefflichen Eindruck machte die ganz neu erbaute Junkerschule unter ihrem jugendlichen Direktor, dem General Versmann, einem Deutschen. Auffallend war mir das sehr verschiedene Alter der jungen Leute, von denen ein Teil aus dem Mannschaftsstande hervorgegangen. Rußland hat, um eine größere Einheitlichkeit seines Offizierkorps zu schaffen, das Institut der Junkerschulen seit einigen Jahren zu reformieren begonnen. Bisher waren die Abiturienten der Kriegsschulen in ihrer Beförderung zum Offizier bevorzugt, da sie wesentlich nach Herkunft und Bildung über den in ihren Rechten zur Beförderung zum Offizier ihnen nachstehenden Abiturienten der Junkerschulen standen. Aus den Kriegsschulen gingen aber meist die Offiziere der Garde und der Spezial-

waffen hervor. Schon hierdurch entstand eine Zweiteilung in dem Offizierkorps, ganz abgesehen von der sehr verschiedenen Herkunft des Nachwuchses desselben. Die Ergebnisse der Reform der Junkerschulen konnten sich selbstverständlich noch nicht in der Zusammensetzung der Offizierkorps äußern, die 1904 die Truppen in der Mandschurei führten. — Im Kadettenkorps, dessen Direktor einen nach deutschen Begriffen im Gegensatze zu dem der Junkerschule recht überalterten Eindruck machte, wurde mir eine Klasse im Unterricht im Deutschen vorgeführt, der ganz vortrefflich unter Zuhilfenahme von Anschauungsbildern geleitet wurde. Große Freude erregte es, als ich alter Lehrer der Kriegsakademie gebeten wurde, persönlich einige Fragen zu tun, und den Jungen, die einen frischen Eindruck machten, mit Recht sagen konnte, daß, wenn ich einst auch einen so guten ersten Unterricht im Russischen wie sie im Deutschen gehabt hätte, mein Russisch besser sein würde. Beim Abschiede überreichten mir die Kadetten ein kleines in ihrem Handfertigkeitsunterricht gearbeitetes Erinnerungsstück, das auf meinem Schreibtische einen Platz fand und mich an die im Kreise des jungen Nachwuchses des russischen Offizierkorps verbrachten Stunden erinnert, ebenso wie das Bild des Generals Baron Kaulbars an die mir erwiesene vornehme Kameradschaft und die überaus gütige Aufnahme in seinem gastlichen Hause. An dieser hatten übrigens die liebenswürdige Hausfrau mit ihren beiden Töchtern, die die deutsche Abstammung unverkennbar in ihrem hübschen Äußern verrieten, reichen Anteil.

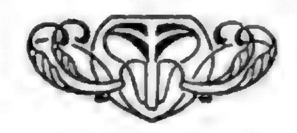
Daß der General in seinen politischen Anschauungen keineswegs Germanophile war, daraus machte er in keiner Weise ein Hehl. Bei einem Plauderstündchen in seinem Kabinett, das mit einer Reihe militärischer Erinnerungsstücke, unter denen sich eine prachtvoll auf Seide gestickte chinesische Sympathie-Adresse befand, die dem Baron seitens der chinesischen Bevölkerung des von seinem Armeekorps im Jahre 1900 besetzten Teiles der Mandschurei überreicht war, sprach er sich in dieser Richtung aus. Die Legende, daß der deutsche Einfluß in der Türkei die Spitze gegen Rußland kehre, hat im Zarenreiche von so vielen Köpfen Besitz ergriffen, daß nicht auch ein so kluger Mann wie Baron Kaulbars ihr huldigte. „Sehen Sie,“ — sagte er mir — „als ich das letzte Mal in Konstantinopel war, hatte ich Gelegenheit, dem Selamlik beizuwohnen. Die türkischen Paschas liefen gebückt zu Fuß hinter dem Wagen des Padischahs her, während die „deutschen Paschas“ stolz galoppierten. Diese aber bereiten doch die türkische Armee vor, und was sie leisteten, hat man in dem letzten griechisch-türkischen Feldzuge gesehen!“

Ich konnte nur erwidern, daß es ja sehr gütig wäre, der Tätigkeit der deutschen Offiziere so anerkennend zu gedenken. Aber daß sie womöglich in Pantoffeln hinter dem Sultan herlaufen sollten, könne wohl niemand von ihnen verlangen. Eine Bevorzugung des deutschen Elementes könnte wohl hierin nicht gefunden werden. Daß aber, wie der General meinte, die Bagdadbahn strategische Ziele gegen Rußland hätte, daran dächte in Deutschland niemand.

Über Odessa als Stadt ist ja viel geschrieben worden, vielleicht zuweilen auch manches Unzutreffende. Ich glaube, mich daher auf einige kürzere Bemerkungen beschränken zu dürfen. Odessa ist ein Neuling unter den russischen Städten. Aber die jugendliche Schöpfung der großen Katharina hat sich infolge ihrer günstigen Lage am Schwarzen Meere und den Landverbindungen mit dem fruchtbaren Gebiete des Tschernosom, der eine wesentliche Quelle der Getreideausfuhr Rußlands bildenden Gouvernements der Schwarz-Erde, schnell entwickelt. Es wurde die Vermittlerin des Handels Rußlands mit den Donauländern und der Levante, der Ausgangspunkt der den Verkehr mit den neu gewonnenen Küstengebieten Ostasiens übernehmenden „Dobrowolnüj Flot", der vielgenannten „Freiwilligen Flotte"; des Getreidehandels mit England und anderen Ländern des westlichen Europas. Wohl hat es nicht an Bestrebungen gefehlt, ihm in Rostow a. Don, in Sewastopol, Feodossija, ja auch in Nikolajew Konkurrenten des Seehandels entstehen zu lassen, namentlich da einige dieser Plätze den Vorzug haben, an der Mündung eines Stromes zu liegen, der die Absatzwege für das Hinterland bietet, ein Vorzug, den Odessa nicht besitzt. Aber dennoch ist der sehr günstig gelegene, mit vortrefflichen Einrichtungen versehene Hafen Odessas heute noch immer im Besitze der „kommerziellen Vormacht" geblieben. Odessa trägt den Charakter der modernen Stadt in weit höherem Grade als die anderen großen russischen Städte, vielleicht Warschau und Riga ausgenommen, wenn auch die letzteren ihm durch das Alter ihrer geschichtlich bedeutenden Baulichkeiten voranstehen. Die Gegensätze, welche alle russischen Städte größerer Volkszahl bieten — neben architektonischer Eleganz, ja Pracht einzelner Baulichkeiten die elendesten Holzhütten, neben eleganten „Prospekten" und „Boulevards" die schmutzigsten, ungepflasterten Gassen — weist auch Odessa auf.

Hierzu kommt in seiner Bevölkerung noch ein seltenes Gemisch aller möglichen Nationalitäten und der Anhänger der verschiedensten Glaubensbekenntnisse. Nirgends in Rußland kann man mehr verstehen lernen, welch einen großen Anteil die Vertreter der anderen Nationen, die Deutschen voran, an der Entwicklung des Handels und der Industrie in Rußland haben, als in Odessa, und wie es ein Selbstmord wäre, diese treuen und friedliebenden, allen politischen Umtrieben fernstehenden Mitarbeiter an dem kulturellen Aufschwunge Rußlands in ihrer Tätigkeit zu beschränken oder gar zu verhindern. Schon die Geschichte Odessas zeigt uns in ihren wichtigsten Momenten die Träger fremder Namen im Dienste Rußlands. Der Admiral de Ribas war es, der am 14. September 1789 die türkische Feste Chadschibej, die auf der Stelle des heutigen Boulevards lag, mit Sturm nahm und der, nachdem am 27. Mai 1794 die Kaiserin Katharina II. die Gründung von Stadt und Hafen befahl, im August desselben Jahres den Grundstein zu der neuen Gründung legte. Ein Herzog von Richelieu war es, der, als ihn die Revolution aus seinem Vaterlande vertrieb, von Kaiser Alexander I. zum Gouverneur von Odessa ernannt, von 1803 bis 1814 hier mit größtem Erfolge für die Hebung der Stadt und des Hafens tätig war. Sein Standbild

das ihm das dankbare Odessa errichtete, sowie die großartige, vom Hafen zum Boulevard hinaufführende Treppe, die seinen Namen trägt, erinnern noch jetzt an ihn. Und heute, da die von Verbrechern geleitete Revolution sinnlos eine mit den Mühen vieler Generationen geschaffene Kulturentwicklung zu zerstören eifrig am Werke ist, finden wir als Oberkommandierenden der Truppen, der mit fester Hand und klarer Umsicht die Stadt vor den Mordbrennern und Plünderern schützt, wieder einen Mann, der Russe nach seiner Gesinnung und von treuer Hingebung an seinen Kaiser, seiner Herkunft nach ein Balte aus altem, gutem Geschlechte ist, den Baron Kaulbars. Wir sind weit entfernt davon, Odessa zu einer „Fremdenstadt" stempeln oder gar die Tüchtigkeit seiner „russischen Intelligenz" in der Wissenschaft, dem Handel und Gewerbefleiße unterschätzen zu wollen. Wir wollten nur betonen, wie gerade hier alle Nationen für die Weiterentwicklung eines Handelsplatzes interessiert sein müssen, dessen ihm von einer russischen Herrscherin verliehenes Wappen den „Anker des Verkehrs", überragt vom russischen Doppeladler, zeigt, ein Symbol der Zukunft der Schöpfung der großen Katharina, einer deutschen Prinzeß, der Tochter eines preußischen Generals, deren Geburtsstätte in dem großen Handelsplatz, der Hauptstadt Pommerns, an der Mündung des Oderstromes stand.



Sprüche.

Nicht die lautesten, nein! nein! die stillsten Stunden
Hab ich als des Lebens Wenden stets empfunden.

* * *

Als ich zu Allen sprach,
Sprach ich zu — Keinem.
Drum du es besser mach:
Sprich nur zu — Einem!

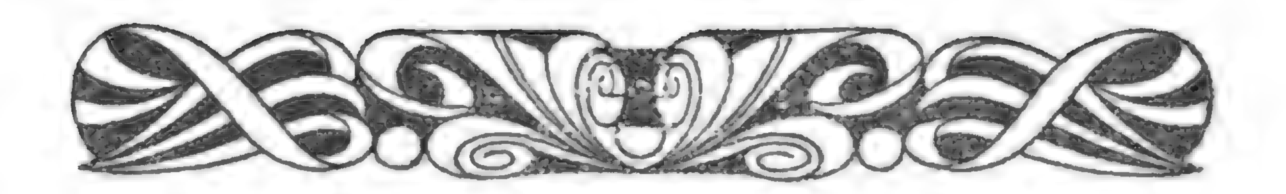
* * *

Wenn die goldne Morgensonne
Flammend leuchtet durch die Welt,
— Wer gedenkt dann noch der Lampe,
Die zur Nacht die Stube hellt?

* * *

Sag doch: Wer hat wohl für Alles Zeit?
— — — Wer da lebt ohne eigene Einsamkeit!

Karl Ernst Knodt.



Die deutschböhmische Ausstellung in Reichenberg.

Von

Johannes Zemmrich.

Es ist eine unsern Lesern bekannte Tatsache, daß die volkswirtschaftliche Stellung Österreichs auf der deutschen Bevölkerung beruht. In erster Linie kommt hierbei Böhmen als das industriell entwickeltste Land in Betracht. Die deutsche Industrie Böhmens, die vor allem in dem großen geschlossenen Sprachgebiete Nordböhmens ihren Sitz hat, macht dieses Kronland zu der reichsten und steuerkräftigsten Provinz der Donaumonarchie. Obwohl die Deutschen noch nicht 4/10 der Bevölkerung Böhmens bilden, beherrschen sie doch die böhmische Industrie fast vollständig. Auf der hohen industriellen Entwicklung Deutschböhmens beruht auch die große Steuerkraft dieses Landesteiles; denn der deutsche Landesteil deckt trotz der geringeren Bevölkerung zwei Drittel der gesamten Einnahmen Böhmens. Es ist oft genug hervorgehoben worden, daß von diesen deutschen Steuergeldern die Tschechen Vorteile genießen, da bei den Ausgaben des Landes dem deutschen Sprachgebiete bestenfalls das zurückerstattet wird, was es selbst an Landessteuern aufbringt, daß ein großer Teil der Staatssteuern sogar für die tschechischen Landesteile, abgesehen von den anderen Kronländern, wie Galizien, ausgegeben wird, und daß die sehr steuerkräftigen deutschen Minderheiten, vor allem in Prag und Pilsen, ihre Landessteuern ganz zu Gunsten tschechischer Zwecke bezahlen müssen.

Die wirtschaftlich hohe Stellung Deutschböhmens drückt sich auch in der Verteilung der Erwerbssteuer aus. Von etwa 32 Millionen Kronen in ganz Österreich bringt Böhmen allein fast 9 Millionen auf. Hier steht an erster Stelle der Handelsbezirk Reichenberg, auf den 4/10 der böhmischen Erwerbssteuern entfallen, während der Prager nur 1/4, die übrigen den Rest aufbringen, die geringste Summe der zum größten Teil tschechische Bezirk Budweis. Diese wirtschaftliche Überlegenheit des deutschen Landesteiles nicht nur in statistischen Ziffern, sondern auch in einem Gesamtbilde der wirklich erzeugten Werte den weitesten Kreisen vorzuführen, ist der Hauptzweck der gegenwärtigen deutschböhmischen Ausstellung in Reichenberg. Diese Ausstellung ist lange und sorgfältig vorbereitet worden. Sie ist nicht eine der alljährlich wiederkehrenden Gewerbeausstellungen, die lediglich dem Zwecke dienen, die Fortschritte der Industrie auf bestimmten Gebieten oder in einzelnen Gegenden zu zeigen, nein, sie hat in erster Linie einen natio-

nalen Zweck: sie soll ein Gesamtbild dessen geben, was Deutschböhmen auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens leistet und sie soll weiter jedermann vor Augen führen, wie weit der deutsche Landesteil dem tschechischen kulturell überlegen ist.

Als Sitz der Ausstellung ist Reichenberg gewählt worden. Diese Stadt ist von jeher der Mittelpunkt der bedeutendsten deutschböhmischen Industrie, der Textilindustrie, gewesen. Wenn Reichenberg auch jetzt nach der Zahl der Einwohner nicht mehr als die größte deutsche Stadt erscheint, so ist es diese doch noch, wenn man die angrenzenden großen Vororte ihr hinzurechnet, deren Einwohnerschaft mit der Industrie der Stadt aufs engste verwachsen ist. Reichenberg eignete sich auch insofern vorzüglich als Sitz der Ausstellung, als es die nationale Lage des Sprachgebietes gewissermaßen im Kleinen wiederspiegelt. Die Stadt liegt nicht weit von der deutschen Reichsgrenze und doch fast unmittelbar an der tschechischen Sprachgrenze. Sie ist in ihrem Bürgertum und ihrer Industrie durchaus deutsch, während kaum zwei Stunden von der Stadt schon die ersten rein tschechischen Dörfer liegen, durch den Kamm des Jeschkengebirges von dem Reichenberger Talkessel getrennt. So ist hier, wie fast überall an der Sprachgrenze in Böhmen, die nationale Scheidung scharf durchgeführt. Nicht die politische Grenze, sondern die Sprachgrenze scheidet hier zwei Völker, in vieler Beziehung zwei Welten voneinander ab, denn man braucht nur über die Wasserscheide hinüber in die ersten tschechischen Dörfer zu gehen, um aus dem Industriegebiete in ein rein landwirtschaftliches zu gelangen, um aus einer rein deutschen Bevölkerung sich mitten in eine ganz slawische versetzt zu finden, die zumeist kein Wort deutsch versteht, mitunter auch nicht verstehen will. Vom Platze der Ausstellung hat man den Sprachgrenzrücken unmittelbar vor sich. Auf ihm erhebt sich als weit in das Land hineinschauende Warte der 1016 Meter hohe Gipfel des Jeschken, auf dem jetzt ein neues prächtiges Unterkunftshaus des Jeschkenvereins erbaut wird.

Bei der Nähe des tschechischen Sprachgebietes ist trotz der scharfen nationalen Scheidung natürlich auch tschechischer Besuch der Ausstellung zu erwarten, Interessant ist hierbei die Haltung der tschechischen Presse, die wohl weiß, daß sich die tschechische Industrie in ihrer Gesamtheit nicht mit der deutschen Böhmens messen kann, die andererseits aber die Reichenberger Ausstellung nicht einfach totschweigen kann. Sie hat deshalb die Verlegenheitsparole ausgegeben, die Tschechen könnten sich die Ausstellung ansehen, sie möchten aber überall tschechisch sprechen und hervorkehren, daß sie auch in Reichenberg Anspruch auf die vielgerühmte Gleichberechtigung machen. Zu bemerken war allerdings während der Pfingstwoche von tschechischen Besuchern nichts.

Wenden wir uns nun zur Ausstellung selbst. Das Ausstellungsgelände gibt an sich schon ein kleines Abbild des deutschen Nordböhmens. Dieses hat ja vor dem tschechischen Gebiet landschaftlich den großen Vorteil voraus, daß es die Gebirgsgegenden und damit die schönsten Teile Böhmens umfaßt. So liegt auch die Reichenberger Ausstellung unmittelbar am Eingang in das Isergebirge,

auf der einen Seite an die lebhafte Industriestadt anstoßend, auf der anderen in den prächtigen Hochwald des Gebirges hineinwachsend. Die Ausstellungsgebäude ziehen sich einen Abhang hinauf. Unten liegt die neue Reichenberger Talsperre, deren Wasserspiegel für die Marineschauspiele benutzt wird, die zum erstenmal in Österreich hier vorgeführt werden und den Deutsch-Österreichern das Verständnis für unsere Kriegsflotte mit erwecken helfen. Die Hauptausstellungshalle krönt die Höhe des Hügelrückens, dessen Abhang von den kleineren Gebäuden besetzt ist; das Ganze ist eine Vereinigung von Naturpark und Kunstbauten. Besonders zu rühmen ist der geschmackvolle Stil der Ausstellungsgebäude, die durchweg einen eleganten, modernen und gefälligen Eindruck machen. Es wird selten eine Ausstellung gegeben haben, deren Äußeres einen so einheitlichen, dem Auge wohltuenden Gesamteindruck hinterläßt. Die Kosten sind ganz bedeutend gewesen, nicht weniger als nahezu 2½ Millionen Kronen haben sie betragen, eine Summe, die zum großen Teil von der Reichenberger Industrie gewährleistet worden ist. Große Abgrabungen mußten ausgeführt werden, bei denen etwa 60000 Kubikmeter Erde und 10000 Kubikmeter Felsen bewegt wurden, eine Arbeit, die im ganzen 1½ Jahre in Anspruch nahm. Besondere Vorrichtungen mußten auch für die Feuerlöscheinrichtungen getroffen werden, da sich das Ausstellungsgebäude stellenweise bis zu 45 Metern über den Talsperrensee erhebt und das städtische Wasserwerk bis zu dieser Höhe keinen genügenden Druck gibt. Entsprechend groß angelegt sind auch die maschinellen Anlagen, die im ganzen 4500 PS an elektrischer Kraft zur Verfügung stellen und nicht weniger als 450 Bogenlampen und gegen 7000 kleine Glühlampen speisen.

Doch treten wir nun der Ausstellung selbst näher. Am stärksten ist natürlich Nordostböhmen vertreten, das Hauptgebiet der Textil- und Glasindustrie; verhältnismäßig wenig beteiligt ist das deutsche Westböhmen. Namentlich fällt auf, daß Eger und Asch, als zwei der bedeutendsten deutschen Fabrikstädte Böhmens, industriell fast nicht vertreten sind. Umso reicher und mannigfaltiger ist die Beschickung seitens des übrigen deutschen Böhmens.

Tritt man durch den architektonisch bemerkenswerten Haupteingang in das Ausstellungsgebäude ein, so kommt man an dem Denkmal Josefs II. vorbei an das Haus der Stadt Reichenberg. Hier hat die Ausstellungsstadt alles aufgeboten, um in würdiger Weise als Festgeberin aufzuwarten. Das Haus selbst ist ein schon äußerlich beachtenswerter Repräsentationsbau. Im Inneren öffnet sich zunächst eine große Empfangshalle, in der wie in den anstoßenden Zimmern die Gemäldesammlung der Stadt ausgestellt ist. Links von der Haupthalle gelangt man in die Räume, die die Entwicklung der Gemeinde vorführen. Die Wände sind mit Abbildungen und Grundrissen der städtischen Bauten bedeckt. Die Entwicklung des Stadtbildes läßt sich an den ausgestellten Plänen bis ins einzelne verfolgen. Hier sind auch in großen Wandtafeln in graphischer Darstellung die statistischen Übersichten angebracht, die der Reichenberger Statistiker S. in den von uns schon mehrfach gewürdigten Schriften über Deutschböhmen

als Wirtschaftsgroßmacht und das Deutschtum im Wirtschaftshaushalte Österreichs berechnet hat. Aus ihnen erhellt der Anteil der Deutschen an der Industrie, der Steuerleistung usw. Böhmens wie Österreichs. Besonders beachtenswert ist die Tuchmacherstube, die in getreuer Wiedergabe die Einrichtung einer Reichenberger Tuchmacherwerkstatt vor 100 Jahren zeigt. Der Zweck ist so vollkommen erreicht und auch die Figuren der Tuchmacherfamilie sind so täuschend, daß während der Pfingsttage ein braver alter Tuchmacher glaubte, es seien wirkliche Personen und sehr erstaunt war, daß die Arbeit am Webstuhl nicht vorwärtsging, sodaß er die Schranken überkletterte und selbst mit helfen wollte.

In wenigen Schritten gelangt man vom Reichenberger Haus zur großen Ausstellungshalle, vor der in einer Nische des Kuppelvorbaues ein mächtiger Momumentalbrunnen von Deutschböhmens bedeutendstem Bildhauer Franz Metzner in Wien steht. Mit der Krönungsfigur erreicht der Brunnen die Höhe von nahezu 14 Metern. Tief gebeugte Riesen tragen das Brunnenbecken, über dem sich turmartig eine Säule erhebt, ringsum mit Figurenschmuck bedeckt, der den Aufbau der Menschengeschlechter versinnbildlicht. Die Riesenfigur des modernen Menschengeistes mit der allerdings etwas sonderbar anmutenden Leuchte der Zukunft in Händen krönt das Ganze. Im Innern des Hauptgebäudes reihen sich 5 große Hallen aneinander, in denen die Industrie ihre Schätze ausgestellt hat. Alle deutschen Städte Böhmens haben teils selbst ausgestellt, vorwiegend Darstellungen dessen, was ihre Stadtverwaltung geschaffen hat, zum Teil nur einzelne Tafeln mit Abbildungen und kurzen allgemeinen Angaben über Lage und Bedeutung. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, in technischer Beziehung die Ausstellung der deutschböhmischen Industrie zu würdigen. Es sei hier nur ein Überblick über die nationale und volkswirtschaftliche Bedeutung gegeben. In der Maschinenausstellung treten Prag und Pilsen stark hervor, ein Beweis für die außerordentliche volkswirtschaftliche Bedeutung der deutschen Minderheit in diesen beiden größten Städten Böhmens. Die Skodawerke in Pilsen stehen natürlich an der Spitze. Sie führen auch die Leistungsfähigkeit der österreichischen Waffenindustrie durch ausgestellte Schiffsgeschütze vor. In hervorragendem Maße ist natürlich die Textilindustrie, die wichtigste Deutschböhmens vertreten. Die erste Reichenberger Firma Johann Liebieg & Co. hat in einem eigenen massiven Gebäude ausgestellt, das nach der Ausstellung als Beamtenwohnhaus dienen soll. Die Reichenberger Tuchindustrie ist durch eine große Sammelausstellung vertreten, die die Bedeutung des Reichenberger Tuches nach allen Richtungen hin darstellt. Die Damenkleiderstoffe werden von den ersten Damenschneidern der Welt in Paris und London mit Vorliebe gekauft.

Hier treten die Deutschen in den benachbarten Sprachinseln beziehentlich in den Industrieorten des tschechischen Sprachgebiets hervor, wie die Einzelausstellungen der Baumwollenindustriellen von Jablonetz und der Fabriken von Böhmisch-Aicha sowie Kosmanos beweisen. Die deutschböhmischen Baumwollenwebereien, deren Fabriken auch zum Teil innerhalb des tschechischen Sprachgebietes

stehen, sind gleichfalls durch eine Sammelausstellung vertreten und beweisen, wie viel auch der tschechische Landesteil den deutschen Industriellen verdankt. Daher auch der Einwand der tschechischen Presse, auf der Reichenberger Ausstellung seien zum großen Teil Erzeugnisse tschechischer Industrie ausgestellt, weil in den deutschen Fabriken innerhalb des tschechischen Sprachgebietes natürlich vorwiegend tschechische Arbeiter beschäftigt werden. Die Tschechen vergessen hierbei oder wollen nicht daran erinnert sein, daß es ihnen ja unbenommen gewesen wäre, ihrerseits an Stelle der Deutschen in ihrem eigenen Sprachgebiete tschechische Fabriken zu gründen.

Glänzend ist die Glasindustrie vertreten. Vor allem hat die Firma Josef Riedel in Polaun im Isergebirge mit ungewöhnlichem Kostenaufwand innerhalb eines künstlerisch ausgeführten Pavillons ihre Lampengläser ausgestellt und mit ihrer eigenen Ausstellung die von 53 anderen Fabrikanten verbunden, die ihrerseits als Rohmaterial die Erzeugnisse der Riedelschen Glasfabrik verwenden. Diese Art der Anordnung ist äußerst lehrreich, die Riedelsche Ausstellung gleichzeitig die luxuriöseste und kostspieligste der ganzen Ausstellung. Wir sehen in ihr Schmucksachen für die Frauen Indiens und Ägyptens ebenso wie die feinsten Luxusglaswaren für den modernsten europäischen Haushalt. Hieran schließen sich die Porzellanfabriken und die Gablonzer Industrie, deren Gürtlerarbeiten und farbenfreudige gläserne Schmucksachen einen Welthandelsartikel bilden, der jedem Land und jedem Volke je nach den nationalen Geschmacksrichtungen sich anpaßt.

Auch die Holzindustrie ist reich vertreten. Die Kunsttischlerei hat in verschiedenen Sammelausstellungen sich sehr gut ausgestellt. Wir erwähnen hier nur die Reichenberger Tischler und die Sammelausstellungen der Ortsgruppe Grulich des Bundes der Deutschen in Böhmen für das Adlergebirge und der Ortsgruppe Wallern im Böhmerwald. Als musikalisches Land ist Böhmen weit bekannt. Dementsprechend ist auch die Musikinstrumentenfabrikation sowohl des Erzgebirges, das Holzinstrumente, wie Reichenbergs, das vorwiegend Messinginstrumente ausgestellt hat, gut vertreten. Auffallend sind auch die großen Fortschritte der Klavierfabrikation. Die übrigen Industriezweige können wir hier nur kurz andeuten. Stein- und Tonwaren und Bekleidungsartikel, Leder- und Kautschukarbeiten jeder Art, Papierindustrie, musikalische Instrumente und Uhrmacherei sind alle in der großen Ausstellungshalle mit untergebracht. Die Reichenberger Fleischer und Bäcker haben je ein eigenes Haus errichtet, wo sie mit ihren frisch hergestellten Wurst- und Backwaren reißenden Absatz finden.

Von den Großindustrien hat der Braunkohlenbergbau reichhaltig und übersichtlich ausgestellt. Das Transportwesen ist vor allem durch die Aussig-Teplitzer Eisenbahn vertreten, die die landschaftlichen Reize der Zufahrtstrecke Teplitz-Reichenberg durch schöne Ölgemälde des Mittelgebirges und Jeschkengebirges vorführt und durch ihre graphische Übersicht des böhmischen Braunkohlenverkehrs bis nach Hamburg zeigt, wie stark auch die reichsdeutsche Industrie durch die böhmische Braunkohle beeinflußt ist. Talsperren sind in den deutschböhmischen

Gebirgen in großer Anzahl angelegt worden. Ihre Modelle sind zum großen Teile in der Ausstellung vorhanden.

Einen besonderen Pavillon haben die Genossenschaften der Hopfenbauer errichtet, in dem äußerst übersichtlich der gesamte Hopfenbau und die außerordentlich schwankenden Hopfenpreise dargestellt sind. Selbstverständlich ist auch das böhmische Brauereigewerbe reichlich vertreten. Die großen Brauereien der Reichenberger Gegend haben eigene Gebäude mit Ausschank errichtet, von den Pilsener Brauereien hat die ganz deutsche „Erste Pilsener Aktienbrauerei" einen architektonisch vortrefflich wirkenden Rundbau als Restaurationsgebäude errichtet, die Genossenschaftsbrauerei einen kleinen Pavillon. Bemerkenswert ist, daß das „Bürgerliche" Brauhaus nicht vertreten ist, obwohl es in der Presse sich so gern mit seinem Urquell als deutsch ausgibt, während es die Tschechen als tschechische Brauerei in Anspruch nehmen.

Die landwirtschaftliche Ausstellung steht hinter der Industrie wesentlich zurück, zum Teil allerdings nur deshalb, weil auf diesem Gebiete im Laufe des Sommers viele Einzelausstellungen vorgesehen sind, von Ernteerzeugnissen sowohl wie von Vieh, die naturgemäß immer nur einige Tage dauern können. In dem Ausstellungsgebäude der Landwirtschaft bestreiten die landwirtschaftlichen Fachschulen die Hauptkosten und zeigen, daß das deutsch-böhmische Unterrichtswesen auch auf diesem Gebiete auf der Höhe der Zeit steht. Sehr interessant ist die Ausstellung der deutschen Sektion des böhmischen Landeskulturrates. Diese Behörde ist ja eine der wenigen Landesbehörden, die aus dem 1890 gescheiterten Ausgleich als national organisierte Körperschaften gerettet worden sind. Hier tritt uns handgreiflich entwegen, wie leicht die vollständige nationale Trennung auf dem Gebiete der Kulturarbeit durchzuführen ist, wie leicht dies auch für andere Zweige des öffentlichen Lebens in Böhmen möglich wäre. Reichenberg liegt bereits im Gebiete der Leinenweberei, die in einem eigenen Flachsbrechhause ausgestellt hat. Dort kann man die Bearbeitung des Rohmaterials für die Leinwandindustrie Schritt für Schritt verfolgen.

Sehr anschaulich ist die forstwirtschaftliche Ausstellung, in der namentlich der deutsche Großgrundbesitz hervortritt und zeigt, wie wirtschaftlich und praktisch zugleich seine großen Waldgebiete heutzutage bewirtschaftet werden. Als besondere Schaustücke sind im Querschnitte ausgesägte Stücke von 160- und 120-jährigen Fichten und 200jährigen Buchen ausgestellt. Mit der Forstwirtschaft hängt die als Hausindustrie betriebene Holzbearbeitung im Böhmerwald zusammen, die auch hier ihren Platz gefunden hat. Ein Beispiel für die Vielseitigkeit des heutigen Großgrundbesitzes zeigt die im Pavillon des Biliner Sauerbrunnens untergebrachte Sonderausstellung des Fürsten Lobkowitz. Hier werden uns alle Zweige des Betriebes eines der größten Großgrundbesitzer vorgeführt. Der Pavillon enthält eine sehr anschauliche Übersicht über den Betrieb der Bergwerke, der großen Forsten, Brauereien, Torfstiche und anderer landwirtschaftlicher wie forstwirtschaftlicher Unternehmungen dieses einen Vertreters des alten Feudaladels.

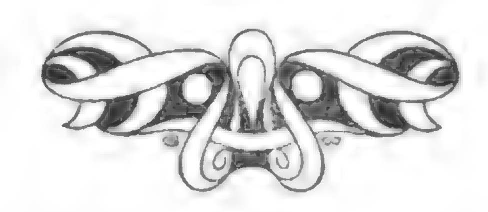
Die kulturgeschichtliche Abteilung der Ausstellung ist von kirchlicher Seite nur durch das Stift Tepl beschickt, das überhaupt allein von allen geistlichen Behörden sich an der Ausstellung beteiligt hat. Es hat die kostbarsten Schätze seiner Klosterbibliothek wie seiner Sammlung von prächtigen Gewändern ausgestellt. Das böhmische Schulwesen ist am ausgiebigsten durch die verschiedenen Fachschulen vertreten, die mit Industrie und Landwirtschaft engste Fühlung haben. Die großen Städte haben in ihren Sonderausstellungen auch das Volksschulwesen ausführlich berücksichtigt. Zwei Schulbaracken führen uns praktische, billige innere Einrichtungen von Notschulen vor, die sich in Orten mit schnell wachsender Bevölkerung häufig nötig machen. In diesen beiden Gebäuden ist die Sonderausstellung „Die Kunst im Leben des Kindes" untergebracht, in der auch viele nichtböhmische Aussteller vertreten sind. Die eigentliche Kunstausstellung ist in dem zweitgrößten Gebäude untergebracht. Die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen hat diese Ausstellung der bedeutendsten deutschböhmischen Künstler angeregt und eingerichtet. Die Gesellschaft selbst gibt durch eine Ausstellung ihrer Schriften einen Überblick über ihre gesamte Tätigkeit. Die Kunstausstellung war bei meiner Anwesenheit noch nicht vollständig beschickt, vor allem fehlte noch das große Werk des Bildhauers Franz Metzner „Die Erde", das den Kuppelraum einnehmen soll. Unter den deutschböhmischen Malern hat Fritz Hegenbart sein großes Gemälde „Der Feiertag" ausgestellt, das wohl am meisten seitens der Besucher Beachtung fand. Hier sei nur noch auf die Ausstellung deutschböhmischer Landschaften hingewiesen, die Franz Jäger in Raspenau bei Reichenberg ausgestellt hat. Er schildert die Isergebirgslandschaften in der Umgebung von Friedland und dieses Städtchen selbst in Gemälden, die uns seine Heimat in allen Jahreszeiten vor Augen führen. Hermine Ginzkoy reiht sich mit einem Gemälde des Jeschkengebirges an.

Das deutsch-österreichische Zeitungswesen ist auffälligerweise so gut wie nicht vertreten. Nur die Reichenberger Zeitung hat ein eigenes Ausstellungsgebäude, in dem während der Ausstellung diese einzige täglich zweimal erscheinende Provinzialzeitung Böhmens gedruckt wird.

Die böhmischen Badeorte, vor allem die Weltbäder Karlsbad und Marienbad dürfen nicht vergessen werden, wenn man der wirtschaftlichen Bedeutung Deutschböhmens gedenkt. Sie alle sind auf der Ausstellung würdig vertreten, die genannten auch durch große Ölgemälde, die die Schönheit ihrer Lage zeigen. Neben den Badeorten werden die Gebirge Deutschböhmens stark besucht. Von den Gebirgsvereinen hat der für das Jeschken- und das Isergebirge in einem eigenen Pavillon ausgestellt. Er führt uns das Modell seines neuen Jeschkenhauses vor, das als schmucker Bau sich binnen wenigen Monaten auf dem Gipfel dieses Reichenberg beherrschenden Berges erheben wird. Musterhaft sind auch die Modelle von Wegmarkierungen.

Die Hauptreisezeit beginnt jetzt. Wen von unsern Lesern sein Weg durch das schöne deutsche Böhmerland führt, der versäume nicht, wenigstens einen

Tag der Reichenberger Ausstellung zu widmen. Er wird es sicher nicht bereuen und kann dort herzlicher Aufnahme gewiß sein. Mit Leichtigkeit lassen sich ausgedehnte Wanderungen in den böhmischen Gebirgen damit verbinden. Besonders empfehlenswert ist der Zugang durch das Elbtal und das böhmische Mittelgebirge, vermittelst der Linie Teplitz-Leitmeritz-Reichenberg, und die Fortsetzung der Wanderung durch das Isergebirge auf den Kamm des Riesengebirges. An landschaftlichen Schönheiten ist Deutschböhmen so reich wie irgend eine der besuchtesten Gegenden des Deutschen Reiches.



Sprüche.

Neues Leben such' ich — und nicht neue
Formen alten Todes, die ich scheue.

* * *

Hör! was der christlichen Welt gebricht!
— — — Sie hat die richtige Erziehung nicht.
Ein Christ zu werden erscheint ihr Hohn;
Denn — Christen sind wir ja alle schon!!!

* * *

Die Wahrheit ist nirgends fertig gebucht.
Auch der hat die Wahrheit, der wahrhaft sie sucht!

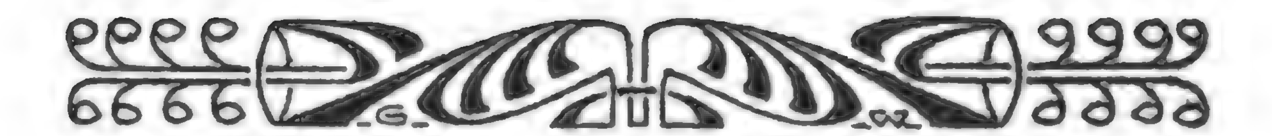
* * *

Jeder Mensch ist ein Gedanke Gottes,
Ein besondrer . . . Wie ein Klang des Spottes
Klingt's mir, wenn „die Menschheit nur im allgemeinen"
Als Idee des großen Gottes soll erscheinen.

* * *

Ich möchte immer in die Ferne schauen,
Nach ihren höchsten Höhn, den heiligen blauen,
In Zukunft und Vergangenheit, —
Und möchte für die kurze Zeit
Hier unten immer stiller werden,
Bis — ganz erlöst der Mensch der Erden.

Karl Ernst Knodt.



Ein Rückblick auf die deutsche Jahrhundertausstellung.

Von

Paul Warncke.

Die ihrem Ende entgegengehende Heerschau über die deutsche Kunst der Jahre 1775 bis 1875 steht vor uns als ein Werk von monumentaler Größe und Vollendung. Sie überhaupt möglich zu machen, bedurfte es um so größerer Mühen, als bei der Zusammenbringung der Kunstwerke Gesichtspunkte maßgebend waren, die kaum irgend eine Beziehung hatten zu der bis vor etwa einem Jahrzehnt bei den leitenden Kreisen und beim großen Publikum durchweg herrschenden Kunstanschauung. Es sind Schätze entdeckt und ans Licht gezogen worden, von deren hohem Wert ihre Besitzer vielfach gar keine Vorstellung hatten und haben konnten, und die zu finden schon deshalb außerordentliche Schwierigkeiten bot. Der unermüdlichen, hingebenden verständnisvollen und zielbewußten Tätigkeit der Herren v. Tschudi, v. Seydlitz, Lichtwark und einiger anderer Männer ist es aber gelungen, in dieser Ausstellung ein Gesamtbild von so großer Harmonie und Geschlossenheit zu schaffen, daß sie selbst den Namen eines Kunstwerks verdient. Das konnte nur geschehen, wenn das bei der Auswahl der Gemälde, Zeichnungen und Bildwerke zu Tage tretende Empfinden eine bestimmte, eigenartige Physiognomie, einen ausgesprochenen Charakter zeigte, und deshalb ist eine gewisse Einseitigkeit nach dieser Richtung hin keineswegs, wie es geschehen ist, zu tadeln, sondern vielmehr zu loben.

Es ist allgemein bekannt, wie veränderlich und wandelbar der Kunstgeschmack und das Kunsturteil ist. Mancher eifrige und ernsthafte Kunstfreund hat an sich selbst überraschende Beobachtungen dieser Art gemacht, und was vom Leben des Einzelnen gilt, das gilt hier auch vom Leben ganzer Generationen. Leute, die vor vierzig oder fünfzig Jahren als Neuerer und Umstürzler in Acht und Bann getan wurden, gelten uns heute vielfach schon als langweilige Vertreter hergebrachten Ungeschmacks, und manches, was damals verlacht oder gar nicht beachtet ward, gilt uns heute als groß und unvergänglich.

Jedenfalls hat mehr als ein Menschenalter hindurch und bis dicht an die Schwelle unseres Jahrhunderts eine nicht minder einseitige Richtung uns als einzige Vertreter deutscher Kunstübung des 19. Jahrhunderts eine Reihe akademisch schaffender Künstler dargestellt, die zum großen Teil schwerlich die Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Kunst, für ihr Fortschreiten zu hohen Zielen und für das moderne Kunstempfinden beanspruchen können, wie manche höchst eigenartige und eigene Wege gehende,

wenig oder gar nicht bekannte Persönlichkeit, der wir in dieser Ausstellung begegnet sind. Wenn nun das Schaffen solcher Künstler neben dem unserer Größten mehr in den Vordergrund gedrängt worden ist, so ist zu bedenken, daß viele über Gebühr bewunderte und bekannte Gemälde jener früheren Periode eben als bekannt vorausgesetzt werden durften, während viel Verdienst, das im Verborgenen schlief, ans Licht gezogen und mit voller Wucht zur Wirkung gebracht werden mußte, um ein wirklich erschöpfendes Bild deutscher Kunst der Jahre 1775 bis 1875 zu ermöglichen. — Wie gesagt: wir haben Throne stürzen und wieder aufrichten sehen, und wir können nicht sagen, wie man nach einem Menschenalter über unsere Urteilsfähigkeit in künstlerischen Dingen denken und reden wird. Aber jede Zeit hat wie jeder Mensch das Recht der Persönlichkeit, und es hat immer und für alle Zeit etwas Erquickendes, wenn sie kräftig und rücksichtslos zum Ausdruck gebracht wird.

Eben das ist es, was auch die meisten einzelnen Darbietungen der Ausstellung lehrten. Das Persönliche bleibt und ringt sich, auch wenn es lange verloren schien, immer wieder zum Licht empor. Eine Reihe lange Zeit hindurch wenig oder gar nicht mehr beachteter Künstler hatten schon in der Ausstellung deutscher Landschafter, die uns im vorigen Jahre am Lehrter Bahnhof geboten wurde, eine fröhliche Auferstehung gefeiert. Aber doppelt interessant war es, hier eine größere Anzahl ihrer Werke zu finden, und Männer wie Reinhart, Hackert, Koch und den so lange mit Unrecht vergessenen und nach seiner wahren Bedeutung als Pfadfinder erst ganz neuerdings richtig eingeschätzten Caspar David Friedrich einmal im Verhältnis zu ihren Zeitgenossen und aus ihrer Zeit heraus zu betrachten, was in der Landschaftsausstellung infolge ihres engeren Rahmens so nicht möglich war.

Eine Gruppe ihrer Zeit hochgepriesener Maler, die uns aber bei der gänzlichen Verleugnung wirklicher Eigenart zugunsten derjenigen längst vergangener Zeiten und bei der daraus sich ergebenden gekünstelten Naivetät nicht mehr recht zusagte, die Nazarener, zwangen hier doch durch einige Bildnisse zur Bewunderung, so besonders Eduard von Heuß mit dem altmeisterlich schlichten, groß erfaßten Bilde Overbecks. Überhaupt enthielt die Ausstellung eine ganze Reihe wenig oder gar nicht bekannter älterer Bildnisse von erstaunlicher Kraft und malerischer Schönheit. Man braucht nur an das vortreffliche eindrucksvolle Bildnis der Mutter des Künstlers von Johann Martin Niederée, der, kaum dreiundzwanzigjährig, 1853 starb, an seine außerordentliche „Kopfstudie", an das farbenfrische Bildnis des Barons Rohrscheidt von dem 1820 verstorbenen Johann Wilck und an das aus dem Jahre 1833 stammende meisterliche Porträt des Stadtrats Friedländer von Julius Hübner zu erinnern. Auch „Der alte Müller", angeblich von Julius Oldach 1828 gemalt, ist ein unvergeßliches Gemälde, und wenn freilich die übrigen Arbeiten dieses Hamburger Künstlers an diese nicht heranreichen, so gibt er doch im Bildnis seines Vaters ein Stück interessanter, kraftvoller und dabei malerischer Menschenschilderung.

Als eine höchst wertvolle neue Bekanntschaft erschien der Hamburger Friedrich Wasmann, von dem eine große Anzahl Bilder und Studien, Landschaften und Porträts dargeboten wurden, die in ihm durchweg einen hochbedeutenden Künstler und Maler erkennen ließen, und die zum Teil, wie die Aktstudie nach einem Freunde, einen bleibenden Eindruck hervorbrachten. —

Einen anderen Hamburger, Philipp Otto Runge, hier mit einer großen Anzahl von Arbeiten vertreten zu sehen, war ebenfalls von höchstem Interesse. Freilich wird nicht jeder in dem Maße von dieser Bekanntschaft befriedigt sein, wie es sich nach all dem, was seit einiger Zeit über diesen so lange mit Unrecht vergessenen Künstler geredet und geschrieben worden war, erwarten ließ. Eine überaus imponierende Kraft spricht aus seinen Werken, zumal aus dem wuchtigen Doppelbildnis der Eltern des Künstlers. Aber diese Kraft ist doch unleugbar mit einem fast ängstlichen Tasten und Suchen gepaart, und die Plastik der farbigen Erscheinung wird auf Kosten ihrer Ruhe und Geschlossenheit erreicht. Nicht überall auch gibt sich die Sicherheit der Zeichnung so mächtig kund, wie in den Köpfen der beiden Alten. Freilich liegt die Bedeutung dieses 1810 mit dreiunddreißig Jahren gestorbenen Künstlers wohl nicht so sehr in dem, was er uns an Gemälden hinterlassen, wie darin, daß er diese Gemälde eben zu seiner Zeit schuf und sie ihr entgegenzusetzen wagte, sie liegt in dem, was er wollte, ersehnte und erstrebte: die rein malerische Wiedergabe der von Luft und Licht erfüllten Natur. Trotzdem er solche Sehnsucht aber in seinen Schriften zum Ausdruck gebracht hat, und obwohl sich auch hier und dort, wie in dem Bilde der Hülsenbeckschen Kinder bedeutende und überraschende Ansätze zu ihrer Erfüllung zeigen, scheinen einzelne seiner Gemälde doch ebensosehr den Bildhauer wie den Maler zu verraten. —

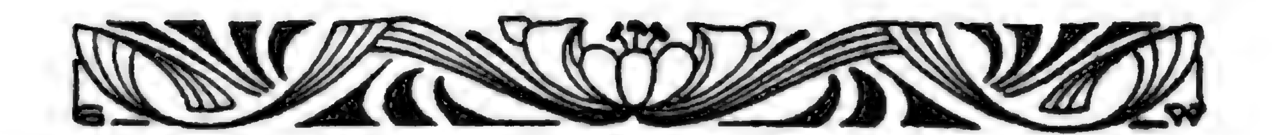
Aus der Fülle des Neuen oder Wiedererweckten, das die Jahrhundertausstellung enthielt, kann an dieser Stelle natürlich nur wenig hervorgehoben werden. Aber es darf nicht übersehen werden, daß sie uns die Kenntnis der Werke eines Freundes von Caspar David Friedrich, des Mecklenburgers Georg Friedrich Kersting vermittelte, dessen Interieurs von einer Wärme der Stimmung und der Farbe erfüllt sind, die unwiderstehlich gefangen nimmt, daß wir malerische Meisterwerke sehen durften, wie die „Wildschweine“ und das vornehme Bildnis des Domherrn von Schröter von dem vergessenen Dresdener Ferdinand von Rayski. Wir lernten den Darmstädter Issel als echt deutsch empfindenden Schilderer deutscher Landschaft kennen und sahen mit Freude eine große Zahl der herrlichen Landschaften des erst kürzlich ans Licht gezogenen unglücklichen Weimaraners Wilhelm Buchholz vereint. Meister, wie der Wiener Waldmüller und der Münchener Schlachtenmaler W. von Kobell werden in Zukunft eine andere und wesentlich höhere Einschätzung nach ihrer künstlerischen und kunstgeschichtlichen Bedeutung erfahren. Der letztere ist, weil man die malerischen Qualitäten seiner „Belagerung von Kosel“ und anderer Schlachtenbilder über dem Gegenstand der Darstellung übersah, längst ganz vergessen gewesen.

Konnten wir so Spuren modernen malerischen Strebens weit zurück verfolgen, so durften wir doch mit Freude gestehen, daß eben in dieser Richtung ein stetiges Fortschreiten bis auf unsere Tage zu bemerken ist; die reichhaltige Sammlung sonst zum großen Teil unzugänglicher Gemälde Franz Krügers bot der Anregung viel und ließ den Meister auch als Porträtmaler recht zur Geltung kommen. Wieder ließ sich erkennen, in wie mancher Hinsicht er Menzels Vorläufer war. Die Meisterwerke dieses großen Malers aus seiner Frühzeit, die prachtvollen Interieurs und Landschaften, wie einzelne seiner großen späteren Arbeiten, die fast vollständige Sammlung Feuerbachscher Schöpfungen, die reiche Zahl der Werke von Marées', die Böcklinschen frühen Arbeiten, die große Reihe Leiblscher Meisterwerke, die Bilder Schuchs, Liebermanns, Trübners und Thomas brachten die schöne Erfüllung so mancher frühen Verheißung hier recht deutlich und eindringlich zum Bewußtsein.

Dadurch aber, daß einmal Weg und Ziel moderner Kunst so klar gezeigt wurde, kann auch das Verständnis für die auf rein malerische Wiedergabe des Gesamtbildes der Natur gerichteten Bestrebungen unserer Zeit in weiten Kreisen des Volkes geweckt werden. Mit dem Verständnis wächst die Freude; nur dem, der das eigentlich Künstlerische zu empfinden vermag, wird die Kunst wahren und edelsten Genuß bringen. — Kunstfreunde gilt es zu schaffen, nicht Künstler, denn nur jene zu schaffen liegt im Bereiche unserer Kraft. So ist es dem Vorstand der Ausstellung als ein weiteres Verdienst anzurechnen, daß er das reiche Material, das sie bot, in einem Werke dauernd festgehalten hat, das, wie sie selbst, in seiner Art monumental genannt werden muß. In der Verlagsanstalt F. Bruckmann zu München ist dies Werk „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“*) in vornehmster Ausstattung erschienen. Die schönsten Gemälde der Ausstellung sehen wir hier in technisch vollendeten Wiedergaben; ein zweiter Band, der im Herbste herauskommen soll, wird mit zwölfhundert weiteren Abbildungen ein nahezu erschöpfendes Bild des Riesenwerkes bringen. Das Buch wird dem, der dies Werk selbst gesehen, die Erinnerung beleben und den Genuß erneuern, es bietet dem Forscher und Gelehrten ein reiches in dieser Vollständigkeit noch nicht dagewesenes Material. Ja, es erscheint sehr wohl dazu angetan, auch denen, die der Ausstellung selbst fern bleiben mußten, ihre Kenntnis in höchst vollkommener Weise zu vermitteln, um so mehr, als eine sehr klar und übersichtlich geschriebene Einleitung aus der Feder Hugo von Tschudis das künstlerische und historische Verständnis des Gebotenen erleichtert. Aus diesen Gründen ist dem vortrefflichen Buche die weiteste Verbreitung zu wünschen; ist es doch wohl geeignet, dazu beizutragen, daß das große Unternehmen der deutschen Jahrhundertausstellung uns goldene Früchte bringe.

---

*) Gr. 4°. I. Bd. Preis 20 Mk.



Aus einem Cyklus: „Die Marienburg“.

Von

Hedwig Hoepfner.

Der Kriwe.

In dem Walde zu Romowe herrscht geheimnisvolles Schweigen;
Wollen sich die hohen Götter ihrem Volke gnädig neigen?

Menschenleid und Menschensehnen nahen still hier ihrem Reiche;
Leise, leise, wie im Traume rauscht die alte heil'ge Eiche.

Auf dem Opferherd sinkt knisternd der geweihte Brand zusammen,
Aber siegreich, unverlöschlich glüh'n des ew'gen Feuers Flammen.

Friedlich ruhen Wehr und Waffen jetzt in dieser Feierstunde,
Blonde Prussen knien betend auf dem moos'gen Waldesgrunde.

Nimmer sah im Sturm der Schlachten je ein Auge sie erbeben,
Doch mit ahnungsvollem Schauern füllt sie hier der Gottheit Weben.

Ein Prophet, ein greiser Seher, steht der Kriwe am Altare,
Seinen stolzen Nacken beugte nicht die schwere Last der Jahre.

Und er spricht zu seinem Volke, und in bitterm Schmerz und Grimme
Hallt im heil'gen Haine wieder dumpf und klagend seine Stimme:

„Wie der Adler frei im Äther schwebt, im schrankenlosen, weiten,
Steigt mein Geist bis zu den Sternen, ungehemmt durch Raum und Zeiten.

Schwarze Wolken seh' ich drohend sich an deinem Himmel türmen,
Zittre, Volk, es naht ein Wetter; bebe vor des Schicksals Stürmen.

Kühne Reiterscharen dringen kämpfend ein in deine Gauen;
Ihre weißen Mäntel fliegen, schwanengleich sind sie zu schauen.

Auf der Schulter, auf dem Schilde tragen sie ein mächtig Zeichen,
Deine Sonne, Volk der Prussen, muß vor seinem Glanz erbleichen!

Langsam sinkt die Zeit, die alte, einer neuen Zeit zum Raube,
Und die hohen Götter liegen bald vergessen in dem Staube.

Ausgetilgt im Buch der Zukunft, bleibt ihr Name nur dem Spotte;
Mit dem Erdkreis beugt dies Land auch sich dem stärkern ew'gen Gotte!“

Wieder herrscht ein tiefes Schweigen in der Hehren grünem Reiche,
Doch wie finst'rer Trotz durchweht es das Gezweig der heil'gen Eiche:

„Mag der Morgen neuer Zeiten dämmern über Hain und Halde,
Noch ist heut das Fest der Götter zu Romowe in dem Walde!"

* * *

Die Weichsel.

„Ich dulde sie nicht, und ich trage sie nicht,
Ich schüttle die Fesseln mir ab;
Und wer mir die Freiheit, die goldene, bricht,
Den zieh' ich hinunter ins Grab!

Der Lenzsturm, der wilde, der reicht mir die Hand;
Hei, brause, mein lieber Gesell!
Da brechen die Wogen sich donnernd am Strand,
Da türmet sich Welle auf Well'.

Du Schifflein, du kleines dort, nimm dich in acht,
Du birgst mir Verderben und Not;
Doch mein ist die Kraft noch, und mein ist die Macht,
Und hinter mir lauert der Tod!"

Die Weichsel, sie murrt es in tückischer Wut,
Sie schäumt wie ein brandendes Meer;
Es peitscht die gewaltige tobende Flut
Ein schwankendes Schiff hin und her.

Deutschritter trägt fort es zum herrlichen Streit,
Dem Recht und der Wahrheit ein Schutz;
Noch bäumt sich die alte, die düstere Zeit,
Noch kämpft sie in finsterem Trutz.

So laut pfeift der Sturm, und so wild rauscht der Strom,
So grollte der Schreckliche nie;
Doch mächtiger noch tönt zum himmlischen Dom
Der Ritter fromm „Ave Marie!"

Und faßt Meister Tod auch das Steuer schon schnell,
Die Herzen, sie werden nicht bang:
„Der Herr ist erstanden!" tönt laut jetzt und hell
Der jauchzende Siegesgesang.

Da legt sich der Wind, und es schweigt auch die Flut,
Nur leise noch grollt es von fern;
Die Sonne strahlt wieder in feuriger Glut,
Die Weichsel trägt still ihre Herr'n.

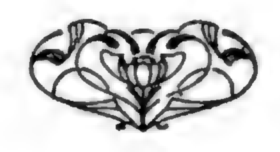
* * *

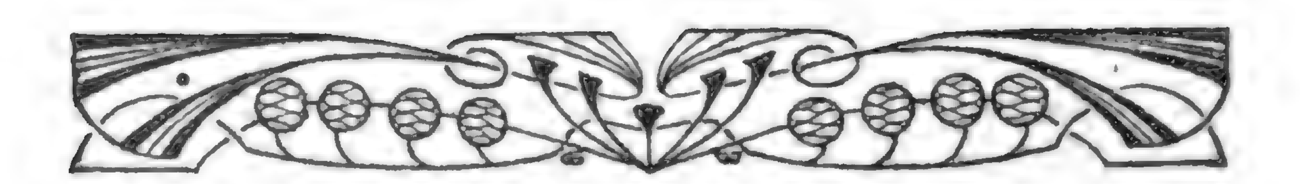
Deutsche Burg, halt Wacht!

Halte, halte die Eckartwacht,
Deutscheste Burg, in dem weiten Rund!
Schwül und schwer, wie Gewitternacht,
Liegt es ob deinem geweihten Grund.
Gierig schleicht schon die alte Hyder,
Lauernd duckt sie zum Sprung sich nieder;
Ist dein Volk zu dem Kampf bereit?
Wache! — Warne! — Ernst ist die Zeit!

Slawenlist! — In der Seele drin
Tönt uns noch jetzt eine trübe Mär:
Ketten wand sie dir, Königin,
Einst um die herrlichen Glieder schwer;
Deutsche Erde, mit Blut errungen,
Wurde frevelnd ins Joch gezwungen!
Flammend, tief, wie in wucht'ges Erz,
Schrieb die Schmach sich ins deutsche Herz.

Daß du stark dich emporgerafft,
Und daß nicht ganz dich die Tücke zwang,
Deutschem Gotte und deutscher Kraft
Jauchzen wir Ehre und Preis und Dank!
Deutsche Treue und Gottvertrauen
Leben heut noch in deinen Gauen;
Ja, dein Volk ist zum Kampf bereit:
„Deutsch!“ die Losung in Ewigkeit!





Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

18. Juni 1906.

Die Hoffnungen, die sich an das Ministerium Hohenlohe knüpften, sind nicht in Erfüllung gegangen. Es mußte zurücktreten, als am 28. Mai Kaiser Franz Josef sich entschloß, den Staatsstreich anzuerkennen, den Ungarn durch die einseitige Aufhebung des Zollbündnisses als ein fait accompli hinstellte. Der Kaiser hatte sich dazu verstanden, um die militärische Einheit zu retten, und weil Ungarn sich verpflichtete, bis Ende 1917 einen mit dem österreichischen identischen Zolltarif in Geltung zu erhalten. Der Kaiser fand es ratsam, im Prinzip nachzugeben, um den faktischen Zusammenhalt zu behaupten, und wir fühlen uns nicht berufen, ihn darum zu tadeln. Aber allerdings, es ist durchaus verständlich, daß Hohenlohe nicht bleiben konnte. Der neue Ministerpräsident v. Beck dagegen kann sich auf den Boden der Tatsachen stellen, welche zu ändern nicht in seiner Macht liegt, und seine Aufgabe darin erkennen, unter den gegebenen Verhältnissen die österreichisch-ungarischen Beziehungen nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern nach Möglichkeit zu festigen. Die nächste Folge freilich ist eine andere gewesen; im Gegensatz zu dem ungarischen Staatsstreiche schlossen sich im österreichischen Reichsrat alle Parteien und Nationalitäten zum ersten mal seit undenklicher Zeit aneinander, so daß es möglich wurde, um Herrn v. Beck ein wirklich parlamentarisches Ministerium zu sammeln, und das ist sehr erfreulich — pourvu que cela dure! Jedenfalls läßt sich darauf rechnen, daß mehr als ein bloßer modus vivendi mit Ungarn gefunden werden wird, ein ehrlicher Kompromiß, bei dem was doch das Wesentlichste bleibt, die gemeinsamen Interessen beider Reichshälften nicht zu kurz kommen. Kaiser Wilhelm hat während seines Aufenthaltes in Wien dem ungarischen Ministerpräsidenten Weckerle gezeigt, daß dies der Gesichtspunkt ist, der die Geltung des Reiches nach außen hin sichert, und daß er richtig verstanden worden ist, zeigt die Schwenkung, die von der ungarischen Presse vollzogen worden ist. Sie war seit einigen Wochen sehr ausfahrend und deutschfeindlich — das hat nunmehr aufgehört, offenbar weil die befürchtete Parteinahme Kaiser Wilhelms für den spezifisch-österreichischen Standpunkt nicht erfolgt ist. Aber es war Torheit, überhaupt dergleichen für möglich zu halten. Deutschland hat allezeit auf das sorgfältigste vermieden, in innere Angelegenheiten anderer Staaten einzugreifen, und Österreich-Ungarn gegenüber ist in gegebenen

Anlässen das noch ausdrücklich ausgesprochen worden. Wir erinnern dabei an die Haltung des Fürsten Bismarck und an die goldenen Worte, die er den österreichischen Deputationen, die ihn in Friedrichsruh aufsuchten, in die Heimat mitgab. Daß trotz allem noch in gewissen Kreisen die politische Erregung groß ist, haben die bedauerlichen antiungarischen Demonstrationen der Christlich-Sozialen gezeigt. Nun behaupten freilich beide Teile, gereizt worden zu sein, aber es bleibt immer die Tatsache, daß der Demonstration und den damit verbundenen Ausschreitungen eine Massenversammlung der Christlich-Sozialen vorausgegangen war, die gegen den ungarischen Staatsstreich protestierte, und daß der Zug der Demonstranten die Ungarn aufsuchte, nicht etwa die Ungarn jenes Meeting. Übrigens zweifeln wir nicht daran, daß mutatis mutandis genau dasselbe in Pest auch geschehen wäre, sodaß im Grunde wenig Anlaß zu moralischer Entrüstung auf der einen wie auf der anderen Seite vorliegt. Wohl aber scheint uns die Mahnung am Platz, überhaupt derartige Demonstrationen zu unterlassen. Nutzen haben sie noch niemals gebracht, und niemals haben die besonnenen Elemente die Führung behaupten können. Schließlich entscheiden die Instinkte des Pöbels, die immer und überall brutal sind.

Die Reise Kaiser Wilhelms hat wieder einmal der politischen Welt das feste Zusammenstehen Österreich-Ungarns und Deutschlands, und in selbstverständlicher Kombination Italiens dargetan. Es ist nur merkwürdig, daß Frankreich durch seine Presse die Fiktion aufrecht erhielt, daß der Dreibund heute nur noch ein Name sei, so daß es nötig wurde, daran zu erinnern, daß 1903 die Dreibundsakte unverändert verlängert wurde. Zum Überfluß hat dann Graf Goluchowski in den Delegationen sehr nachdrücklich diese politischen Zusammenhänge dargelegt, sodaß die Skeptiker damit wohl zum Schweigen gebracht sein werden. Die Assekuranz, die der Dreibund bedeutet, ist natürlich am wichtigsten für den schwächsten der drei Faktoren, eine Wahrheit, die auch im römischen Parlament durch den Minister des Auswärtigen Tittoni dadurch zum Ausdruck kam, daß er sehr nachdrücklich die Irredentisten von sich abschüttelte. Auch ist das neue Ministerium Giolitti weit mehr mit inneren als mit auswärtigen Problemen beschäftigt. Die großen Fragen der wirtschaftlichen Sanierung des Landes stehen im Vordergrunde, dazu die anarchistische Sorge, die seit dem 31. Mai in der ganzen Welt, namentlich aber in den romanischen Ländern akut geworden ist. In Ancona hat man ein ganzes Anarchistennest aufheben können, ohne sicher zu sein, damit das Übel an der Wurzel gefaßt zu haben. Das Attentat gegen König Alfons von Spanien und seine Gattin, da sie eben vom Traualtar heimkehrten, ist seit der Ermordung der unglücklichen Kaiserin Elisabeth das ruchloseste, das von jenen Fanatikern mörderischen Wahnsinnes ausgegangen ist. Einen Augenblick ließ sich hoffen, daß der Eindruck der Tat zur einer internationalen Einigung zur Vernichtung dieser moralischen Pest führen werde, man sprach von Deportation auf eine der südafrikanischen Inseln, von Aufhebung des Asylrechts, das England allen politischen Verbrechern gewährt — wer die

Schwierigkeiten der Ausführung und die Geschichte des Anarchismus kannte, mußte von vornherein an der Verwirklichung solcher Maßregeln zweifeln. Jetzt hat auch Lord Grey ausdrücklich erklärt, daß England keinen Grund habe, von seiner bisherigen Praxis abzugehen. Man kenne die Anarchisten und beaufsichtige sie; wo Gefahr drohe, schreite man ein. Nun ist es gewiß richtig, daß die englische Polizei ihre Pflicht tut und vortrefflich orientiert ist, gerade durch englische Warnungen ist manche Gefahr abgewendet worden. Aber wie viele Anschläge wurden trotz aller Wachsamkeit ausgeführt, und wie ungeniert geht die literarische Propaganda weiter? Wenn England selbst bisher von anarchistischen Attentaten verschont geblieben ist, mag das einer Art stillschweigendem Übereinkommen entsprechen, bei dem beide Teile ihre Rechnung finden — für die übrige Welt ist diese Duldung eines Anarchistenzentrums in England wie in der Schweiz eine Gefahr, und wir geben die Hoffnung nicht auf, daß noch eine Remedur gefunden werden kann.

Trotz geringer glücklicher Erfolge gegen den Ausstand der Kaffern bleibt die Lage in Südafrika doch recht gefährlich. Die Wahrscheinlichkeit spricht für weitere Ausdehnung des Aufstandes und dafür, daß England genötigt sein wird, der Kolonie Natal mit Truppensendungen zu Hilfe zu kommen. Es sind immer noch die unglückseligen Folgen des Burenkrieges, die sich nicht nur in Englisch-Südafrika, sondern überhaupt in der gärenden und unruhigen schwarzen Welt fühlbar machen. Auch wir wissen davon in Südwestafrika wie in Ostafrika ein Lied zu singen. Die am 26. Mai erfolgte Ablehnung des Reichskolonialamtes, der Entschädigung für die deutschen Farmer und endlich der Eisenbahnlinie Kubub—Keetsmanhoop durch die Majorität des Reichstages war daher ein besonders empfindlicher Schlag für die Reichsinteressen und für unsere koloniale Zukunft, wenn es dabei bleiben sollte. Daran aber ist zum Glück nicht zu denken, die Vorlagen kommen wieder und werden dann bestimmt angenommen werden. Ein Glück, daß bei uns nicht wie in Englisch-Südafrika die Lage noch durch das böse chinesische Problem weiter erschwert wird. In Transvaal sind die chinesischen Kulis zu einer wahren Landplage geworden. Eingeführt, um den Interessen der Diamanten- und Goldbarone des Rand zu dienen, von der Bevölkerung gehaßt und gefürchtet, stellen sie ein gefährliches Element dar, das bei dem Niedergang aller Geschäfte nicht einmal den materiellen Nutzen bringt, den man erwartete. Die im Prinzip beschlossene Repatriierung der Kulis aber wird überaus lässig betrieben. Das liberale Kabinett scheint mit dieser Erbschaft seiner konservativen Vorgänger nicht zurechtzukommen. Es liegt das wohl zum Teil an einem Gegensatz des Empfindens, das überall zwischen dem englischen Mutterlande und seinen Kolonien — die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit eingeschlossen — besteht. Der Kolonist weist jede Gemeinschaft mit „Farbigen“ zurück und ist darin so unduldsam, daß er auch die entferntesten Filiationen der Farbenmischung verfolgt. In England, wo das Problem ebensowenig existiert wie auf dem Kontinent, ist man dagegen sehr tolerant und von den „Vorurteilen“ der

kolonialen Brüder sehr weit entfernt. Wir haben darauf bereits bei Würdigung des englisch-japanischen Bündnisses hinweisen müssen, das in den Kolonien so sehr unpopulär ist. Diese und andere Gegensätze aber mindern sich nicht, sondern wachsen heran und erschweren die Regierung vom Mutterlande her außerordentlich. Die Kolonien mit eigener verantwortlicher Regierung, wie der Commonwealth in Australien, Neuseeland und Canada üben heute auf das Mutterland einen weit stärkeren Einfluß aus, als dieses auf sie und zeigen, je länger je mehr, einen erstaunlich rücksichtslosen kolonialen Egoismus. Es scheint aber, daß alle Engländer, die in die Kolonien ziehen, von diesen völlig absorbiert und demokratisiert werden, während England trotz allem das aristokratischste Staatswesen Europas bleibt. Wohl aber läßt sich die Frage aufwerfen, wie lange dieses Verhältnis sich behaupten wird. Von den Kolonien dringt immer mehr ein Strom demokratisch-sozialistischer Anschauungen nach England hinüber. Der kürzlich verstorbene Premierminister von Neuseeland, Seddon, hat in dieser Richtung besonders erfolgreich Propaganda gemacht und den scheinbar schlüssigen Beweis erbracht, daß sich in der Tat ein sozialistischer Staat aufbauen läßt. Wir zweifeln aber nicht daran, daß er für sein Werk zur rechten Zeit gestorben ist, denn Neuseeland muß bei Fortführung des Systems notwendig dem Staatsbankerott verfallen. Trotzdem zündet das Beispiel, und es ist gewiß kein Zufall, daß England noch nie eine so starke und so zahlreiche Arbeiterpartei im Parlamente gehabt hat wie heute.

Die glücklich beigelegte Akabah-Affaire, deren wir vor einem Monat gedachten, ist doch nicht ohne Nachwirkung in Egypten geblieben. Es haben vereinzelte Fälle von Unbotmäßigkeit stattgefunden, wie sie seit Jahren unerhört waren, die aber mit der allgemeinen Gärung in Zusammenhang zu stehen scheinen, die durch die islamische Welt geht. Ein Glück, daß der Sultan keinem anderen Gedanken lebt, als wohl oder übel den status quo zu erhalten. Ein starker Ehrgeiz in Konstantinopel würde heute ohne Zweifel eine ernste Gefahr für den Weltfrieden bedeuten. Über die Lage auf der Balkanhalbinsel hat kürzlich Graf Goluchowski vor den Delegationen ausfürlich gesprochen. Er war im Hinblick auf die ewige makedonische Frage recht hoffnungsvoll. Eine Besserung liege vor und die schließliche Lösung des Problems werde sich erreichen lassen. Seither aber haben, eben wegen dieser makedonischen Frage, Rumänien und Griechenland ihre Beziehungen zu einander abgebrochen, Rußland hat den Schutz der griechischen Untertanen in Rumänien, Frankreich den der Rumänen in Griechenland übernommen. Wie ein Ausgleich erfolgen soll, ist nicht abzusehen. Wir stehen nicht an, dabei alle unsere Sympathieen den Rumänen zuzuwenden. Griechenland provoziert in unerhörter Weise durch die Raub- und Mordzüge, welche griechische Banden gegen die Kutzowalachen richten, und zwar unter stillschweigender Duldung der griechischen Regierung und offenkundiger Förderung des Patriarchen von Konstantinopel, der bekanntlich ein Grieche ist. Denn bei all diesen Gegensätzen spielen konfessionelle Fragen eine ebenso große Rolle wie die nationalen Gegensätze.

Auch Serbien will nicht zur Ruhe kommen. Der König hat sich zwar schließlich dazu verstanden, die Mörder seines Vorgängers vom Hof zu entfernen und — wohl pensioniert — des Dienstes zu entlassen, aber beruhigt ist damit das beleidigte Gewissen rechtlich denkender Männer natürlich nicht, und so stehen weitere Wirren nahe bevor. Wenn trotz allem der Friede sich behauptet, so ist es der Fortdauer des russisch-österreichisch-ungarischen Abkommens von 1897 zu danken, oder wie die Dinge heute liegen, der Haltung Österreich-Ungarns. Stände es nicht auf der Wacht, so wäre der Krieg aller gegen alle längst ausgebrochen.

In Frankreich kämpfen heute, nachdem die übrigen Parteien zum Schweigen verurteilt worden sind, Radikale und Sozialisten miteinander, und noch ist nicht sicher, wer den Sieg behält. Wir meinen, es werden die Radikalen sein, die machen wenigstens vor dem Eigentum halt mit ihrem Umbildungseifer; die Sozialisten unter Jaurès' Führung aber haben die Fahne des Zukunftsstaates aufgerichtet, der kein Eigentum und keine Schranken menschlicher Gleichheit mehr anerkennt. Vernichtung des Bestehenden, um eine Ordnung ins Leben zu rufen, von der sich mit Bestimmtheit sagen läßt, daß sie trotz aller Tyrannei, die als Notwendigkeit zur Behauptung des Systems nicht zu umgehen wäre, sich kein halbes Jahr halten kann. Aber es ist erstaunlich, wie diese Utopien unklarer Enthusiasten — und das ist die günstigste Auslegung — sich gleichsam das Bürgerrecht auf den Tribünen unserer Volksvertretungen erworben haben. Man hört die Redner an, polemisiert mit ihnen, obgleich es im voraus feststeht, daß sie allen Gründen gesunder Vernunft unzugänglich sind und — macht ihnen schließlich Konzessionen, die im Augenblick ungefährlich scheinen, aber mit folgerichtiger Sicherheit das Gebäude staatlicher Ordnung unterminieren. Die Anfänge dieser Entwicklung liegen in allen Staaten Europas, ohne jede Ausnahme vor. Es handelt sich nur um ein mehr oder weniger, und wenn nicht mit entschlossener Hand diesem Verhandeln der Grundlagen gesellschaftlicher Ordnung ein Ziel gesetzt wird, muß schließlich der politische Wahnsinn siegen. Wie eine furchtbare Warnung für die zivilisierte Welt aber spielt sich jetzt vor unseren Augen das große russische Drama ab, bei welchem alle jene mit einander kämpfenden Gegensätze zur Karikatur verzerrt auf der politischen Schaubühne einander gegenüber stehen.

Als wir vor einem Monat unsere Blicke auf Rußland richteten, war die Reichsduna eben eröffnet worden. Der Zar hatte die Vertreter des Reiches und seiner Völker, die, mit alleiniger Ausnahme der baltischen Deutschen, alle ihre Delegierten hatten schicken können, im Winterpalais empfangen, und es ist nur ein Urteil darüber, daß die Thronrede einen guten Eindruck machte. Der Zar hat, wie wir zuverlässig wissen, in den letzten schweren Monaten entschieden an Persönlichkeit gewonnen, und es kann kein Zweifel sein, daß seine Absicht war, die am 17./30. Oktober verliehene Verfassung ehrlich aufrecht zu erhalten, und wenn die Duma ihm die Hand reichte und einige Mäßigung zeigte, sie auch den Wünschen der Reichsvertretung entsprechend auszubauen. Er hatte dem

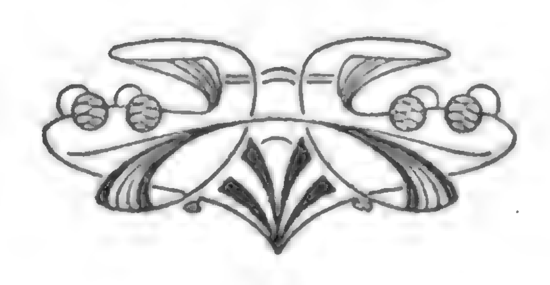
Sturm der öffentlichen Meinung folgend das Ministerium Witte verabschiedet und ein neues Ministerium mit Herrn Goremykin als Präsidenten an die Stelle gesetzt. Es läßt sich keineswegs als reaktionär bezeichnen und zählt mindestens vier hervorragende Persönlichkeiten unter seinen Mitgliedern: Stolypin, der frühere Gouverneur von Ssaratow, ein energischer Mann, der der Wirklichkeit ins Antlitz zu schauen gewohnt ist, Stackowitsch-Karawajew, der für liberal und zugleich autoritativ gilt, der sehr talentvolle und fleißige Justizminister, ein noch junger Mann, Schtscheglowitow, und endlich der erst später in das Kabinett gezogene und außerhalb der Parteiungen stehende neue Minister des Auswärtigen Iswolski, zuletzt Gesandter in Kopenhagen. Die übrigen Minister gehörten dem Kreise der durch Arbeitstüchtigkeit bewährten Beamten verschiedener Ressorts an. Es kam aber bei dieser Kombination vornehmlich auf die Persönlichkeit des Ministerpräsidenten an, und da scheint die Wahl wenig glücklich gewesen zu sein. Herr Goremykin ist nicht der Mann, der eine Versammlung mit sich fortreißen kann, was bei der erstaunlich impulsiven Natur der Russen vor allem notwendig war. Dieser Regierungsvertretung stand nun in der Reichsduma eine Versammlung gegenüber, die zunächst sich selbst noch nicht kannte. Überwiegend Bauern und Bauernvertreter aus den radikalsten Kreisen der Intelligenz, und dann als einzige wohlorganisierte Partei die sogenannten Kadetten, d. h. die konstitutionellen Demokraten, unter denen die gemäßigten in allen Parlamenten Europas auf der äußersten Linken einen Platz gefunden hätten, während die Heißsporne der Partei sich kurzweg als verkappte Revolutionäre bezeichnen lassen. Trotz der monarchischen Maske, welche abzulegen noch verfrüht schien, können sie ohne jede Ausnahme als Republikaner gelten. Aber die Kadetten werden noch weit übertrumpft von der sogenannten Arbeits-Partei, die unverhüllt sozialrevolutionär ist und aus sehr gemischten Elementen besteht. Teils halbintelligente — um diese merkwürdige russische Bezeichnung zu gebrauchen —, die aus dem Bauernstande hervorgegangen sind, teils alte Revolutionäre, wie Aladin, Anikin, Medwedjew, Shiskin, die sich kurzweg als Anarchisten bezeichnen lassen. Unter den Kadetten finden sich alle Professoren und Literaten der Versammlung, persönlich achtbare Männer, aber heillose Doktrinäre, darunter viele Juden, wie jener Herzenstein, der, durch Landwucher reich geworden, jetzt für die Expropriierung alles Grund und Bodens und für einen trostlosen Agrarkommunismus eintritt. Was in dieser Versammlung als konservativ gilt, gehört fast ohne Ausnahme den abendländisch gefärbten Westprovinzen an und ist auch nur in sehr beschränktem Sinne konservierend: Letten und Esten Gegner einer radikalen Agrarreform, aber sonst revolutionär und sozialdemokratisch, die Polen und Littauer sowie die Kleinrussen gleichfalls agrarkonservativ, sonst aber autonomistisch mit noch weiteren Ausblicken in eine fernere Zukunft. Das war die Situation, mit der die Regierung zu rechnen hatte. Sie hatte sich mit ihrer Hoffnung auf eine durch das Überwiegen des bäuerlichen Elements monarchisch gefärbte Kammer gründlich verrechnet. Entscheidend wurde nun, daß in den Debatten über eine

Antwortsadresse auf die Thronrede die Kadetten die Führung an sich rissen und in der noch bestehenden Hoffnung, auch die übrigen Gruppen zu sich herüber zu ziehen, einen Text vorbrachten und durchsetzten, der als eine Kriegserklärung an die Regierung betrachtet werden muß. Was die Adresse verlangte, war sofortige Einführung eines parlamentarischen Systems, mit aus der Duma, d. h. der Kadettengruppe genommenem Ministerium, ohne Oberhaus (ohne Reichsrat) usw. Gab die Regierung nach, so wäre ohne Zweifel aus der Duma eine Konstituante geworden, und das scheint auch das Ziel gewesen zu sein. Aber es war durchaus möglich, daß die Regierung diese Adresse einfach ad notam nahm und im übrigen nicht weiter auf sie reagierte. Trat sie statt dessen mit wohl durchdachten Gesetzesvorlagen über die brennenden Fragen an die Duma heran, so daß sie die Initiative behielt und die Duma nötigte zu arbeiten, so ließ sich wohl auf eine Wendung zum Besseren hoffen. Aber das alles ist nicht geschehen. Am 26. Mai trat der Ministerpräsident mit sämtlichen Ministern (nur der Kriegsminister Rüdiger fehlte) in den vollbesetzten Saal, auch die Tribünen waren überfüllt. Ihm wurde (es war 2 Uhr 15 Minuten) als erstem das Wort erteilt und er verlas eine ziemlich langatmige ministerielle Deklaration, die zwar korrekt auf dem Boden der Verfassung vom 30. Oktober aufgebaut war, aber den allerungünstigsten Eindruck hervorbrachte. Nicht ein Laut des Beifalls folgte ihm, als er die Tribüne verließ. Dann aber folgte ein Redesturm von unerhörter Leidenschaftlichkeit, und als Ergebnis stand der Versammlung fest, daß sie mit diesem Ministerium nichts zu schaffen haben wolle. Und dabei ist es geblieben, nur daß im Lauf der Debatten die Führung immer mehr auf die Extremsten überzugehen begann und daß sich ihnen, nicht den Kadetten, die Gefolgschaft der Bauern anschloß. Die Stichworte der Agitation waren: allgemeine Amnestie, Abschaffung der Todesstrafe, Agrarreform auf der Grundlage einer Expropriation alles nicht bäuerlichen Grundbesitzes, lauter Forderungen, die für jede Regierung, die sich nicht selbst preisgeben wollte, unannehmbar waren. Wenn ein Minister in die Duma kam, wurde er mit den Rufen: Demission, Demission! empfangen. Es ist dem Präsidenten Muromzew fast unmöglich geworden, die Redefreiheit auch für sie aufrecht zu erhalten. Auch macht sich, nachdem die ersten Eindrücke geschwunden sind, welche die Feierlichkeit des Ortes und der Gelegenheit erregten, bereits jetzt die Verwilderung geltend, die wir in anderen Parlamenten bei besonderen Anlässen finden. Man droht mit der Faust zum Ministertisch, zischt, braucht Ausdrücke, über deren Nichtgehörigkeit in keinem Parlament Zweifel bestehen, nur geprügelt hat man noch nicht, aber auch das wird kommen. Die Redewut ist größer, wider alles Erwarten das Talent geringer, als man es im Westen findet, um so größer die Ignoranz in den elementarsten Dingen bei der Majorität der Versammlung. Man hat auch bereits gelernt, bei langweiligen Reden in Scharen den Saal zu verlassen und in den Couloirs ohne parlamentarischen Zwang die Debatten fortzusetzen. Denn wie immer hat Rußland erstaunlich schnell verstanden, sich

die Auswüchse abendländischer Lebensformen anzueignen. Spezifisch russisch ist dagegen das Eingreifen der Wähler in die Debatten durch telegraphische Willensäußerungen, wie durch Absendung von besonderen Delegierten, welche dem Heimatsdorf über die Haltung seines Vertreters zu berichten beauftragt sind. Ebenso aber stehen die Dumamitglieder in steter Verbindung mit ihren Wählern, und da sie ihre Telegramme meist in der Erregung des ersten Augenblicks absenden, wirken diese Botschaften überaus aufregend. Ein Aufruf von 14 Abgeordneten, der direkt zur Revolution reizt, hat dahin geführt, daß die Regierung jene 14 in Anklagestand versetzt hat und die Frage ist jetzt, ob die Duma sich bereit finden wird, sie den Gerichten auszuliefern.

Im Reich aber steigern Aufruhr auf dem flachen Lande und Mord in den Städten sich immer mehr. Kein Tag, an welchem der Revolver oder die Bombe der Revolutionäre oder die Strafexpeditionen der Regierung nicht Opfer fordern. Am schlimmsten wütet die Revolution in den baltischen Provinzen, in Südrußland und in Polen. Dort macht sich in den wilden Exzessen des Pöbels die Tatsache geltend, daß diese russische Revolution zugleich eine jüdische Revolution ist. Der antisemitische Westen und Süden, das ist das ganze Gebiet des ehemaligen Judenrayons, ist eine Stätte abwechselnder Judenhetzen und ruchloser sozialrevolutionärer Attentate. Daß bei den Judenmassakres die Bestie im Pöbel zu Tage tritt, kann kaum Wunder nehmen, aber diese Bestie ist noch roher, als sie auch bei den wüstesten Ausschreitungen in Europa erscheint, und sie wird durch die Missetaten der jüdischen Anarchisten in unerhörter Weise herausgefordert. In Summa, es sieht trübe in Rußland aus, und wir haben allen Grund zur Annahme, daß die schlimmsten Zeiten erst kommen werden. Was droht, ist die Agrar-Revolution in der Kombination mit einem Generalstreik. Sind die Truppen zuverlässig, so wird sich beides niederwerfen lassen, aber unter welchen Verlusten an Menschenleben und schwer errungener Kulturarbeit. Das schlimmste aber ist, daß auch dann kein Ende abzusehen ist, wenn nicht ein Mann hervortritt, der stark genug ist, um Dynastie und Reich aus dem Chaos zu retten, das sie bedroht.

Bis zur Stunde deutet nichts darauf hin, daß dieser Mann in Rußland zu finden ist.



Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

18. Juni 1906.

Der Rückblick auf die innerpolitischen Ereignisse, der die Aufgabe dieser Betrachtung ist, erstreckt sich diesmal auf einen längeren Zeitraum. Er umfaßt den letzten Tagungsabschnitt des Reichstages und des preußischen Landtages, eine Periode wichtiger Entscheidungen, wenn nicht vielleicht sogar eines Umschwungs in unserm parlamentarischen Leben. Daneben wird man an gewissen wirtschaftlichen Erscheinungen nicht vorübergehen dürfen, die einen ausgesprochen politischen Charakter haben und politische Rückwirkungen ausüben. Zunächst darüber einige Worte.

Gemeint sind die kaum noch aufhörenden Lohnkämpfe, die seit dem Frühjahr alle wirtschaftlichen Verhältnisse mit einer gewissen Unruhe erfüllen. Man wird sich heutzutage nicht mehr auf den Standpunkt stellen können, in jedem Streik eine unberechtigte Auflehnung gegen notwendige Autoritäten zu sehen, ebenso wenig freilich auch eine unter allen Umständen berechtigte Erscheinung in dem von der Sozialdemokratie grundsätzlich verkündeten Kampf zwischen Kapital und Arbeit zum Zweck einer Umgestaltung von Staat und Gesellschaft. Man kann die einzelnen Streikbewegungen nur von Fall zu Fall betrachten, muß sich stets der besonderen Anlässe und Umstände erinnern, die dabei mitwirken, und wird so über die verschiedenen Streiks auch zu recht verschiedenen Urteilen geführt. Gerade bei dem Bestreben, zu individualisieren und möglichst gerecht abzuwägen, wird man jedoch finden, daß sich gewisse Beweggründe und Anschauungen immer wiederholen und daß den Bewegungen manches Gemeinsame zu Grunde liegt. Und dieses Gemeinsame, das nachgerade mit einer deutlich erkennbaren Regelmäßigkeit in jedem Frühjahr ein wahres Streikfieber erzeugt, das von Jahr zu Jahr an Umfang und Stärke gewinnt, ist entschieden politischer Natur. Es wurzelt in der Arbeit der sozialdemokratischen Partei. Man wird also unterscheiden müssen zwischen den Fällen, in denen eben durch den Streik nur die politischen Geschäfte dieser Partei besorgt werden, und den andern, in denen wirtschaftliche Forderungen gestellt werden, die auf ihre Berechtigung genau zu prüfen sind. So wenig man in diesen letzten Fällen — wir haben dergleichen am letzten großen Bergarbeiterstreik im rheinisch-westfälischen Revier kennen gelernt — eine schroffe Haltung der Arbeitgeber billigen wird, so sehr muß man wünschen, daß dem politischen Streik mit den schärfsten

Digitized by Google

Mitteln entgegengetreten wird. Denn diese Streiks schließen einen ungeheuren politischen Terrorismus in sich, der mit dem Wohl der Arbeiter ein frivoles Spiel treibt und schuldlose Familien in Hunger und Elend bringt, angeblich um ein politisches Phantom verwirklichen zu helfen. Neuerdings beobachten die Organisatoren dieser Bewegung das Verfahren, daß sie nur diejenigen Arbeiterkategorien streiken lassen, die den Betrieb am empfindlichsten stören. Dann wird der gleiche Zweck erreicht und die Streikkasse weniger belastet. Aus diesem Verfahren ergibt sich aber auch von selbst die Maßregel, die den Arbeitgebern zur Abwehr solcher Angriffe vorgezeichnet ist. Es ist die allgemeine Aussperrung der Arbeiter, — eine scheinbare Härte, die aber doch am schnellsten zu dem Ziel führt, den Arbeitern die Torheit und Nutzlosigkeit dieser Art von Streiks begreiflich zu machen, und insofern immer noch die humanste Art ist, den Kampf zu beenden. Natürlich gehört dazu auch eine starke Organisation der Arbeitgeber, und eine solche hat sich denn auch gebildet, um den fortdauernden, das Nationalvermögen zwecklos schädigenden Beunruhigungen des gewerblichen Lebens entgegenzutreten und ihre Schädigungen abzuwehren. Auf die Einzelheiten soll hier nicht eingegangen werden; es genügt der Hinweis, daß diese durch die neueste Entwicklungsphase der Sozialdemokratie geschaffene Unruhe eine beachtenswerte Seite des politischen Bildes unserer Zeit darstellt.

Im übrigen liegt der Schwerpunkt natürlich in der Würdigung der gesetzgeberischen Tätigkeit. Am 24. April nahm der Reichstag nach der Osterpause seine Beratungen wieder auf. Er fand beim Zusammentritt die langersehnte Diätenvorlage vor, die der parlamentarischen Lage mit einem Schlage ein anderes Gesicht gegeben hat. Wenn sich auch die Parteien der Linken den Anschein gaben, als ob sie durch die Vorlage enttäuscht worden seien, so konnte doch nicht geleugnet werden, daß die Vorlage im ganzen den eigenen Beschlüssen des Reichstages entsprach. Man hatte nicht Tagegelder im engeren Sinne vorgeschlagen, sondern Anwesenheitsgelder, und zwar nach einem sehr geschickt ausgedachten System. Für die ganze Tagung sollte jedem Abgeordneten ein Pauschquantum bewilligt werden, so daß in der Bewilligung dieser Gelder kein Anreiz liegt, die Tagungsperiode über Gebühr auszudehnen. Von dieser Gesamtsumme wird für jeden Sitzungstag, an dem der Abgeordnete nicht anwesend gewesen ist, ein bestimmter Abzug gemacht, so daß jede Versäumnis einen pekuniären Nachteil in sich schließt. Die Kontrolle wird in einer durchaus würdigen Weise geführt, indem jeder Abgeordnete, der zur Sitzung erscheint, seinen Namen selbst in eine Liste einträgt. Der Reichstag hat im wesentlichen diese Vorschläge angenommen und sie nur in einigen sachlichen Einzelheiten und in der Fassung einiger Bestimmungen verbessert. Schwierigkeiten verursachten besonders die Bestimmungen, die zur Vermeidung einer doppelten Vergütung für die Mandatsausübung in Reichstag und Einzellandtagen zu treffen waren. Indessen ist man auch hier zu einer Einigung gekommen. Und auch darin hat die Regierung den Wünschen des Reichstages nachgegeben, daß sie den Mitgliedern des Reichstages freie Fahrt

auf den deutschen Eisenbahnen zugestanden hat. Bekanntlich bestand diese Berechtigung schon früher, bis sie auf Veranlassung des Fürsten Bismarck dahin eingeschränkt wurde, daß sie nur für die Fahrt zwischen Berlin und dem Wohnort des Abgeordneten gelten sollte. Bismarck glaubte damals dem Mißbrauch der gewährten Freiheit zu politischen Agitationsreisen entgegentreten zu müssen. Heute haben sich Verkehrsverhältnisse und politische Organisationen so entwickelt, daß dieser Gesichtspunkt überhaupt nicht mehr in Betracht kommen kann. Es ist wirklich sehr gleichgültig, ob ein politischer Parteiführer einige Reisen mehr ausführt, als er es heute ohnehin schon tut. Man kann natürlich grundsätzlicher Gegner aller solcher Vergünstigungen sein; werden sie aber gewährt, so soll man sie auch so weit, als nicht bestimmte Gründe für ein anderes Verfahren vorliegen, ganz gewähren. Sonst entsteht der Eindruck einer zwecklosen Kleinlichkeit, die dem Ansehen beider Teile nicht zuträglich ist. Auch liegt bei solchen engherzigen, nicht mehr sachlich gerechtfertigten Beschränkungen immer die Gefahr der Umgehung vor, wodurch Mißbräuche entstehen, die in ihren Wirkungen weit bedenklicher sind, als das von manchen Seiten befürchtete „Hin- und Herreisen der Abgeordneten im Reich".

Die Diätenvorlage mußte mit einem besondern Gesetz verbunden werden, das die Änderung des Artikel 32 der Reichsverfassung ins Auge faßte, wonach die Reichstagsabgeordneten keinerlei Entschädigung oder Besoldung beziehen sollen. Diese Änderung ist denn auch vom Reichstage beschlossen worden. Dagegen ist der gleichzeitige Vorschlag der Regierung abgelehnt worden, auch den Artikel 28 der Reichsverfassung zu ändern, der die Beschlußfähigkeitsziffer festsetzt. Die Regierung wollte für Beschlüsse, die den Geschäftsgang betreffen, von dem Festhalten an einer Beschlußfähigkeitsziffer des Reichstages absehen. Darauf hat sich indessen der Reichstag nicht einlassen wollen.

In dieser letzten Tagungsperiode war übrigens das Haus nicht wiederzuerkennen. Die Abgeordneten waren fast durchweg in beschlußfähiger Anzahl anwesend, ob in der Aussicht auf die bevorstehenden Diäten oder im Bewußtsein der Verantwortung für die besonders wichtigen Beratungen dieser Periode, das ist wohl schwer zu entscheiden. Aber zur Ehre des Reichstags mag man das letztere annehmen. In Wahrheit sind die Beratungen schnell vorgeschritten. Das volle Haus übte doch wirklich einen moralischen Druck auf die Redner aus, so daß die Debatte sich auf das Notwendige beschränkte und in der Hauptsache sich damit begnügte, den sorgfältigen und fleißigen Arbeiten der Kommission das Siegel aufzudrücken.

So ist vor allem die Reichsfinanzreform endgültig zustande gekommen. Das Ergebnis stellt immerhin einen erheblichen Fortschritt gegen die unmöglichen und unhaltbaren Zustände dar, die sich in der Finanzwirtschaft des Reichs entwickelt hatten. Daß es dem Staatssekretär des Reichsschatzamts, Freiherrn v. Stengel, gelungen ist, diese fast hoffnungslos verfahrene Frage auf einen Punkt hinauszuführen, wo man wenigstens wieder von geordneten Verhältnissen in der

Finanzlage des Reichs sprechen kann, das ist eine außerordentliche und verdienstvolle Leistung, die nur würdigen kann, wer sich der besonderen Schwierigkeiten infolge des bundesstaatlichen Charakters des Reichs und der dadurch bedingten Parteitraditionen bewußt geworden ist. Mit Recht hat daher der Kaiser dem Reichskanzler und Herrn v. Stengel für das glückliche Gelingen dieses unsäglich schwierigen Werkes eine besonders warme Anerkennung zuteil werden lassen. Dem oberflächlichen Beobachter wird dieser Ausdruck des Dankes zunächst deshalb wohl nicht ganz verständlich sein, weil es den Anschein hat, als ob sich die Regierung mehr vom Reichstag habe treiben lassen, als daß sie selbst die Initiative in der Hand behielt. Allzu schnell — so scheint es zunächst — hat sie ihre eigenen Wünsche den Vorschlägen des Reichstags zuliebe fallen lassen. Man darf jedoch dabei nicht vergessen, daß die ursprüngliche Stellung der Parteien zu der ganzen Frage derartig war, daß, wenn alle dabei hätten beharren wollen, das ganze Werk wohl vollkommen aussichtslos gewesen wäre. Wenn man den ursprünglichen Standpunkt der Parteien mit dem vergleicht, der zuletzt zur Annahme des Gesetzes geführt hat, so erkennt man, daß jede Partei doch einen sehr viel weiteren Schritt gemacht hat, als die Regierung bei ihrer Nachgiebigkeit gegen die Parteiwünsche, und daß dieser Schritt wenigstens in der Richtung der Grundsätze geschehen ist, die für die Regierungsvorlage maßgebend gewesen waren. Mehr konnte die Regierung nicht erwarten. So übel der Reichstag auch der Regierungsvorlage mitgespielt hat, so bedeutet dieses Verfahren im Kern der Sache doch eine gewisse grundsätzliche Anerkennung, daß der von der Regierung eingeschlagene Weg der einzig richtige und mögliche war. Daran konnte man sich genügen lassen, um das Erreichbare nicht zu gefährden, und Freiherr von Stengel hat sich dieser Lage staatsklug angepaßt.

Trotzdem wird man an dem Inhalt des Gesetzes keine rechte Freude empfinden können. Es ist erreicht worden, was bei dem Unverstand und dem gewissenlosen Egoismus der Parteien möglich war, und das ist bei dem unhaltbaren Zustand der Reichsfinanzen immer noch besser als gar nichts. Aber das aus diesem Grunde eben noch Annehmbare ist doch nur ein Zerrbild der vernünftigen Vorschläge, die von den verbündeten Regierungen gemacht worden waren. Wenn man davon ausgeht, daß die verfassungsmäßigen Grundlagen des Reichsfinanzwesens gewahrt bleiben mußten, so standen vernünftiger Weise nur die Einnahmequellen zur Verfügung, die sich aus den indirekten Steuern auf diejenigen Massenverbrauchsartikel ergaben, die nicht zu den notwendigen Lebensmitteln gerechnet werden können. Also aus Bier und Tabak mußten die neuen Einnahmen hauptsächlich herausgeholt werden. Hierin lag der Schwerpunkt der Reichsfinanzreform. Diese bedurften dann nur noch einer Ergänzung durch neue Steuerquellen, die in maßvoller Weise ausgenutzt werden konnten. Hier boten sich verschiedene Stempelabgaben und die Erbschaftssteuer. Wir wollen hier nicht auf früher Gesagtes zurückkommen, sondern nur hervorheben, daß der Reichstag sich durch das unberechtigte Geschrei der Interessenten und durch die Phrasen der nach

Volkstümlichkeit haschenden Parteistimmen hat verleiten lassen, die Brausteuer bis auf einen lächerlich geringen Ertrag herabzusetzen und die Tabaksteuer ganz abzulehnen. Nur die Zigarettensteuer wurde angenommen. Durch diese kurzsichtige Philisterpolitik schlimmster Art war eigentlich der Reichsfinanzreform das Rückgrat gebrochen, und doch hatte der Reichstag die Verpflichtung anerkannt, dieses Werk in dem vorgezeichneten Umfange durchführen zu helfen. So trug der Mangel an moralischem Mut, den der Reichstag gegenüber der törichten Phrase vom „Gläschen" und vom „Pfeifchen des armen Mannes" bewiesen hatte, den Fluch der bösen Tat in sich. Der Reichstag mußte nun in einer Art von grimmiger Selbstverhöhnung den Schwerpunkt in die Abgaben legen, die die Regierung als sekundäre Steuerquellen gedacht hatte. Wenn die Geschichtsschreibung kommender Zeiten einmal feststellen wird, daß man im Deutschen Reich zu Beginn des 20. Jahrhunderts den Frachtverkehr und den Personenverkehr auf der Eisenbahn schwer belastet, das Porto verteuert hat, nur um zu verhindern, daß der Preis des Bieres um 1 Pfennig für das Liter und der Preis des Tabaks um ähnliche geringfügige Beträge steigt, dann wird man sich vielleicht den Kopf zerbrechen, wie über ein Volk, das noch eben einen Goethe und Bismarck hervorgebracht hatte, der Geist der Schildbürger so mächtig werden konnte.

Das Vernünftigste an dieser Glanzleistung der deutschen Volksvertretung ist noch die Erbschaftssteuer geworden, nachdem es glücklich gelungen ist, die Übertreibungen und Überspannungen dieses an sich gesunden Gedankens fern zu halten. Man hat von der Ausdehnung der Verpflichtung auf Kinder und Ehegatten Abstand genommen und hat ferner Vorkehrungen getroffen, um eine nicht den sozialen Interessen entsprechende Belastung des Grundbesitzes gegenüber dem mobilen Kapital zu vermeiden. Die Konservativen sind trotzdem scharfe Gegner des Gesetzes geblieben, das ihren politischen Grundsätzen in zwiefacher Beziehung zuwiderläuft. Einmal fürchteten sie, daß, wenn die Eingriffe des Staates in das Verfügungsrecht über das Privatvermögen eine gewisse Grenze überschreiten — wie es in einer allzu weit ausgebauten Erbschaftssteuer geschieht — dieses Verfahren geeignet sei, den sozialistischen Anschauungen über das Privateigentum Tür und Tor zu öffnen. Sie berufen sich darauf, daß die Sozialdemokraten die Erbschaftssteuer als die gerechteste aller Steuern und als eine Abschlagszahlung auf sozialdemokratische Forderungen bezeichnet haben. Der Grund ist nicht durchschlagend. Es kommt auf das Maß sozialistischer Ideen an, das in einer Einrichtung enthalten ist. Die moderne Gesetzgebung kann einen gewissen Einschlag sozialistischer Ideen gar nicht entbehren; wollte man alle die Momente, die in ihrer einseitigen Weiterentwicklung vielleicht zu der Konsequenz des sozialdemokratischen Zukunftsstaats führen könnten, aus unserer Gesetzgebung entfernen, so bliebe in diesem Bau kein Stein auf dem andern. Die Gefahr des Sozialismus liegt ja nicht in den Ideen selbst, sondern in der unhistorischen, naturwidrigen Einseitigkeit, mit der man diesen Ideen die Alleinherrschaft an Stelle des historisch

gewordenen sichern will. Weiter haben die Konservativen gegen die Erbschaftssteuer einzuwenden, daß sie einen Übergriff des Reichs in das den Einzelstaaten vorbehaltene Besteuerungsgebiet bedeutet. Wir wollen auf diese Frage, die an dieser Stelle schon kurz beleuchtet worden ist, nicht noch einmal zurückkommen. Die Mehrheit des Reichstags ist in Gemeinschaft mit den verbündeten Regierungen der Meinung gewesen, daß die Inanspruchnahme der Erbschaftssteuer durch das Reich keine Verfassungswidrigkeit enthält.

Im einzelnen auf die beschlossenen Stempelabgaben, die Fahrkartensteuer und die uns außerdem wahrscheinlich noch bevorstehende Erhöhung des Portos für Postkarten, Drucksachen und Warenproben im Orts- und Nachbarortsverkehr einzugehen, können wir uns hier versagen. Interessant ist noch der aus der Initiative des Reichstags hervorgehende Beschluß einer Tantièmesteuer. Auch hier kann man hinsichtlich der Zuständigkeit des Reichs verschiedener Meinung sein; die Freunde einer Reichsvermögenssteuer begrüßen den Beschluß als die erste Bresche, die in den Widerstand gegen direkte Reichssteuern gelegt worden ist. Der Gedanke einer Tantièmesteuer hat viel Bestechendes; nur glaube ich, daß sich bei diesem Steuerobjekt zu viel Hintertüren öffnen werden, als daß sich die Hoffnungen auf die Wirksamkeit und Einträglichkeit dieser Steuer verwirklichen könnten. Am meisten zu bedauern bleibt bei der ganzen Reichsfinanzreform, daß die erschlossenen Einnahmequellen doch immer im Vergleich zu den Bedürfnissen des Reichs noch so unzureichend sind, daß die Überlastung der meisten kleinen und mittleren Bundesstaaten mit Matrikularbeiträgen noch immer fortbestehen wird, wenn sie auch etwas gemildert erscheint. Immerhin ist das Reich durch das Zustandekommen der jetzigen Reform der schlimmsten Verlegenheiten für die nächste Zeit überhoben.

Endgültig erledigt hat der Reichstag auch die Flottengesetznovelle und die beiden Militärpensionsgesetze. Die beiden letztgenannten Pensionsvorlagen bedeuten zwar einen unleugbaren Fortschritt gegenüber dem bisherigen Zustand und stellen eine fleißige und sorgfältige Arbeit dar, aber eine ungemischte Freude können auch diese beiden Gesetze nicht erwecken. Das Gesetz über die Versorgung der Unteroffiziere und Mannschaften ist insofern das bessere von den beiden, als es geradezu unhaltbar gewordene Zustände durch im wesentlichen brauchbare, wenn auch verbesserungsfähige Bestimmungen ersetzt. Die Renten, die an die Stelle der bisherigen Pensionen treten werden — das Gesetz tritt am 1. Juli 1906 in Kraft —, sind wenigstens nicht so dürftig bemessen, wie die bisherigen Sätze, und es ist eine mehr dem Bedürfnis entsprechende Abstufung der Renten nach dem wirklichen Grade der Erwerbsfähigkeit möglich. Das neue Gesetz über die Pensionierung der Offiziere, das mit der Wirkung vom 1. April 1906 in Kraft treten, aber auch für die seit dem 1. April 1905 verabschiedeten Offiziere gelten soll, ist weniger geeignet, Befriedigung zu erwecken. Das kommt hauptsächlich auf Rechnung der kleinlichen Art, mit der die Vorlage im Reichstage behandelt worden ist. Aber auch die Militärverwaltung ist von der Schuld nicht ganz

freizusprechen, da die Vorlage von Anfang an falsch instradiert worden ist. Wahrscheinlich wäre die Sache anders angefangen worden, wenn sie von Anfang an in der Hand des jetzigen Kriegsministers gelegen hätte. In den Vorstadien der Behandlung, die schon Jahre zurückliegen, sind Fehler gemacht worden. Man hätte von vornherein das rein militärische Interesse in den Vordergrund stellen sollen, die Tatsache des beginnenden Überalterns des Offizierkorps und die Notwendigkeit, dafür zu sorgen, daß durch Erhöhung der Pensionen die Möglichkeit früherer Pensionierungen geschaffen würde. Dieser Standpunkt hätte bei energischer Vertretung wohl durchgefochten werden können, und er hätte auch bei den alten Offizieren ein volles patriotisches Verständnis gefunden. Statt dessen glaubte sich in jenem früheren Stadium die Militärverwaltung ihre parlamentarische Stellung dadurch zu erleichtern, daß sie sentimentale Momente hineinbrachte, die Frage mit der Versorgung der Kriegsinvaliden und Kriegsveteranen verquickte und öffentlich die Notlage der bereits pensionierten Offiziere erörtern ließ, wobei der Glaube erweckt wurde, die Regierung werde dem neuen Gesetz allgemein rückwirkende Kraft geben. Als diese Hoffnungen längere Zeit genährt worden waren und die Stimmung des Reichstags schon darauf vorbereitet war, sah sich die Militärverwaltung gezwungen, diesen Standpunkt fallen zu lassen, indem sie finanzielle Rücksichten vorschob. Das war ein gefährliches Spiel; denn wenn zugestanden wurde, daß die Finanzlage nicht gestattete, allen pensionierten Offizieren die Wohltaten der neuen Pensionen zuzuwenden, dann konnte mit Recht eingewendet werden: Warum belastet ihr denn die Zukunft? Denn einmal muß ja doch der Zeitpunkt kommen, wo die Pensionen für alle Offiziere nach dem neuen Gesetz gezahlt werden müssen, und dann muß das Geld da sein. Warum nicht auch jetzt? Der Reichstag hat in seinem Sparsamkeitstrieb wohlwollend über die Schwäche der Regierungsstellung hinweggesehen. Aber leider ist daraus eine andere Halbheit des Gesetzes gefolgt. Man hat, um doch etwas in der früher angekündigten Richtung zu tun, den bereits pensionierten Kriegsteilnehmern die rückwirkende Kraft des neuen Gesetzes zugesichert. Sehr natürlich! Man hatte früher für eine bessere Versorgung der alten Soldaten Stimmung zu machen gesucht und dabei mit dem Gedanken der pflichtschuldigen Dankbarkeit des Vaterlandes operiert. Der öffentlichen Meinung schwebte hierbei das Bild des Mannes vor, der im Kriegsfall vom friedlichen Herd zur Verteidigung des Vaterlandes abberufen wird und der sich natürlich ein größeres Verdienst um das Vaterland erwirbt, als derjenige, der nur im Frieden der gesetzlichen Dienstpflicht genügt. Die Durchschnittsmeinung überträgt diese Vorstellung unwillkürlich auf den Berufssoldaten, den Offizier, und doch ist sie hier völlig unzutreffend. Der Berufssoldat, der einen Feldzug mitgemacht hat, ohne direkt dadurch invalide geworden zu sein, unterscheidet sich von dem Kameraden, der Kraft und Gesundheit in mühsamem Friedensdienst zuzusetzen hat, nur dadurch, daß er mehr Glück gehabt hat. Ihm einen Vorteil in der Pensionierung zuzuerkennen, ist eine der ärgsten Ungerechtigkeiten, die in der Gesetzgebung begangen werden konnten. Das

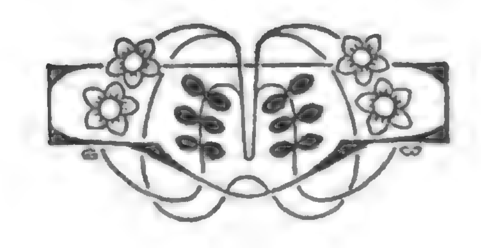
ist also ein entschiedener Mißgriff des Gesetzes, dessen sonstige Fortschritte und Verbesserungen darum nicht gering geschätzt zu werden brauchen.

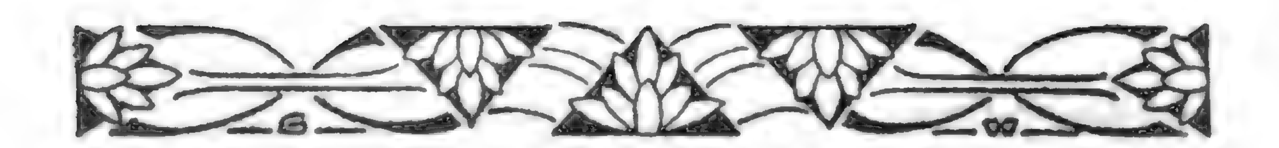
Nachdem der Reichstag einen so bemerkenswerten Fleiß entwickelt und die wichtigsten Gesetze mitsamt der dritten Lesung des Etats vor Pfingsten wirklich noch erledigt hatte — auch der Handelsvertrag mit Schweden wurde noch genehmigt —, konnte nicht mehr daran gedacht werden, auch das übrige Beratungsmaterial zu verarbeiten. Es stand daher längst der diesmal durchaus gerechtfertigte Beschluß fest, den Reichstag nicht zu schließen, sondern bis zum Herbst zu vertagen. Am 26. Mai hoffte man die letzte Sitzung halten zu können. Leider gestaltete sich dieser Abschluß nicht zum Ruhm für den Reichstag. Man beriet die nachträglich gestellten kolonialpolitischen Forderungen und in dritter Beratung den Reichshaushaltsetat selbst, und hier zeigte sich wieder die kleinliche Gegnerschaft des Zentrums und der äußersten Linken. Das Zentrum folgte jetzt ganz und gar der Führung des Abgeordneten Erzberger, der in der Rolle des Zensors unserer Kolonialpolitik ein leider nur zu dankbares Feld der Tätigkeit gefunden hat und dies benutzt, um mit dem rücksichtslosen Ungestüm eines politischen Heißsporns, der in seinem Fleiß und seinem Redebrang eine hinreichende Legitimation für jeden politischen Unfug sieht, einer Auffassung Geltung zu verschaffen, die das Gegenteil unserer nationalen Hoffnungen bedeuten würde. Er ist im Grunde der rechte Volksparteiler, nur ins Ultramontane übersetzt, der seinem Geistesverwandten und engeren Landsmann Gröber jetzt durch sein jugendliches Temperament und ein stärkeres Bedürfnis, sich in den Vordergrund zu stellen, den Rang abgelaufen hat. Der Ehrgeiz und das Pathos dieser politischen Spezies äußert sich desto stärker, je unbedeutender die Fähigkeit zum politischen Aufbauen in ihr entwickelt ist. Es ist eine lediglich negative Wirkung, die von ihr ausgeht. „Umstürzen“ kann man es freilich wohl kaum nennen, auch „Auflösen“ trifft es nicht ganz, aber „Aufweichen“ — das wäre vielleicht der richtige Ausdruck. Es wird alles knochenloser Brei unter ihren Händen. Das fühlt man wohl im Zentrum recht gut und weiß, daß eine gewisse Gefahr besteht, dadurch die mächtige Stellung der Partei zu schädigen. Aber es fehlt eine führende Persönlichkeit, die diese Strömung in der Partei mit Erfolg niederhalten könnte. So findet man sich einstweilen damit ab und läßt sich eine Strecke weit in das radikale Fahrwasser hineinziehen, indem man sich damit tröstet, daß man die Regierung seine Macht fühlen läßt. So wurde am 26. Mai die Fortsetzung des Bahnbaues Kubub-Keetmannshoop in Südwestafrika abgelehnt und ebenso die Entschädigung für die Farmer, — das alles unter dem Deckmantel pathetischer Vorhaltungen an die Regierung, mit einem Gleichmut, als ob es sich um einen Nebenposten im Etat einer kleinen Behörde handelte. Man hörte Begründungen, von denen man mit Gewißheit annehmen kann, daß die Redner, die sie vorbrachten, sich ihrer nachher im stillen Kämmerlein gründlich geschämt haben. Und dann wurde dieser bedauerlichen Verhandlung die Krone aufgesetzt, indem die entscheidende Abstimmung über die Errichtung eines selbständigen Kolonial-

amts an Stelle der bisherigen Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts zur Ablehnung des Etatspostens führte, in dem das Gehalt für den Staatssekretär des neuen Reichsamts gefordert wurde. Man hat diesen beschämenden Schlußeffekt, der den Reichstag wieder einmal in seiner ganzen Kleinheit zeigte, unter dem ersten Eindruck des Vorgangs auf die Wirkungen einer verunglückten Rede zurückführt, in der der neue Kommandeur der Schutztruppe, Oberst v. Deimling, dem Reichstag seine Meinung über dessen Haltung in der Eisenbahnfrage sagen zu müssen glaubte. Das ist, wie sich bei genauer Information herausgestellt hat, nur bedingt richtig. Es handelte sich vielmehr um eine jener kleinen Zufälligkeiten, die sich zum Teil hinter den Kulissen abspielen und gelegentlich gerade durch die Feinheiten einer geriebenen Parteitaktik einen Strich machen. Doch ist wohl jetzt noch nicht die Zeit, die Einzelheiten darüber in die Öffentlichkeit zu tragen. Übrigens hat das Zentrum in diesem Falle vollständig recht, wenn es darauf hinweist, daß über die ablehnende Haltung seiner Mehrheit keine der andern Parteien im Zweifel sein konnte, daß es also Pflicht derjenigen Parteien, die die Regierung unterstützen wollten, war, bei dieser Abstimmung möglichst zahlreich zugegen zu sein. Es fehlten aber von den der Forderung freundlich gesinnten Parteien unentschuldigt über vierzig Abgeordnete, darunter etwa die Hälfte der deutsch-konservativen Fraktion! Die Rede des Obersten v. Deimling fügte allerdings den peinlichen Zwischenfällen dieses Tages einen neuen hinzu, und vielleicht den peinlichsten. Denn wenn wir in manchen parlamentarischen Reden Ungehörigkeiten begegnen, so wundern wir uns bei dem Charakter gewisser politischer Parteien nicht, aber bei älteren deutschen Offizieren, die durch die Schule des Generalstabs gegangen sind, sind wir nicht daran gewöhnt, daß sie als bloße Haudegen auftreten, die eine Situation nicht in ihrer Eigenart zu erfassen vermögen und sich selbst nicht im Zaum halten. Oberst v. Deimling hat bisher bei drei Gelegenheiten im Reichstag gesprochen. Beim ersten Male war der Gegenstand unverfänglich, und die frische und unbefangene Schilderung des Selbsterlebten sicherte der Rede den Erfolg. Aber dieser Erfolg scheint dem Redner verhängnisvoll geworden zu sein, denn schon beim zweiten Auftreten vergriff er sich im Ton; die Regierung war also gewarnt und hätte ihn in einem kritischen Augenblick nicht sprechen lassen sollen. Das „Anschnauzen" des Reichstags — anders werden Ohrenzeugen wohl die Deimlingsche Rede nicht zu kennzeichnen vermögen — konnte jetzt keine andere Wirkung haben, als dem Zentrum einen Vorwand und äußerlichen Rechtfertigungsgrund für seine ablehnende Haltung liefern. Vielleicht hätte gerade nach Ablehnung der Eisenbahn und der Farmer-Entschädigung, die nicht mehr zu verhindern war, mancher Zentrumsmann doch im entscheidenden Augenblick eine gewisse Scheu gezeigt, auch die Forderung, für die der Reichskanzler noch vor seiner Erkrankung persönlich so warm und mit so sieghaften Gründen eingetreten war, die Forderung eines selbständigen Reichskolonialamts, zu Fall zu bringen. Jetzt aber erschien die Ablehnung in weniger gehässigem Licht; sie erschien als eine Reaktion der Volksvertretung gegen die

Verletzung ihres Rechts und ihrer Würde. Das unglückliche Ergebnis der Abstimmungen vom 26. Mai machte noch eine letzte Sitzung am 28. Mai nötig, um die wieder als Abteilung des Auswärtigen Amts eingerichtete Kolonialverwaltung zu genehmigen. Mit Recht enthielten sich die nationalen Parteien der Abstimmung; sie wollten für die Fortdauer des bisherigen Zustandes keine Verantwortung übernehmen.

Mit diesem Mißklang ist der Reichstag in die Ferien gegangen, um erst im Herbst wiederzukehren. Der preußische Landtag aber hat seine Arbeiten noch nicht geschlossen: vor allem soll das Schulunterhaltungsgesetz noch unter Dach gebracht werden. Das Abgeordnetenhaus ist glücklich zu einer Verständigung gelangt, und die letzte Entscheidung liegt jetzt im Herrenhause. Nicht leicht war es, alle die Klippen zu umschiffen, die sich dem Zustandekommen im Abgeordnetenhause entgegenstellten. Noch in letzter Stunde schien ein Konflikt zu drohen, da die von der Regierung vorgeschlagenen Bestimmungen über das Besetzungsrecht der Lehrerstellen bei den Nationalliberalen auf entschiedene Ablehnung stießen. Es wurde dann von den Nationalliberalen selbst ein Kompromißvorschlag gemacht, zu dem sich aber anfangs die Konservativen nicht verstehen wollten, bis eine von diesen letzteren ausgegangene redaktionelle Änderung das Gleichgewicht wieder herstellte und dem Gesetz die Annahme sicherte. Man darf wohl nach dem Beginn der Verhandlungen im Herrenhause hoffen, daß das schwierige Werk nun wirklich an das Ziel gelangen wird. Damit würde eins der größten Hindernisse der Entwicklung des Volksschulwesens aus dem Wege geräumt sein, wenn auch das in der preußischen Verfassung in Aussicht genommene Unterrichtsgesetz noch auf sich warten läßt. Doch über die endgültige Gestaltung der Lage auf diesem Gebiet wird wohl später noch zu reden sein.





Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

F. v. Pritzbuer.

Es wird heute von keiner Seite zu leugnen gesucht, und auch diejenigen Schriftsteller sozialistischer Observanz, die schon aus Abneigung gegen die bestehende Wirtschaftsordnung alles möglichst schwarz in schwarz malen, vermögen es nicht zu bestreiten, daß das Jahr 1905 ein Jahr höchster wirtschaftlicher Blüte für alle diejenigen Volkswirtschaften gewesen ist, die für das Gedeihen der Weltwirtschaft entscheidend ins Gewicht fallen. Aber dieses Eingeständnis wurde in den meisten Fällen, namentlich bei Beginn des laufenden Jahres, von dem Ausdruck der Besorgnis begleitet, daß die herrschende Konjunktur nicht anhalten werde, und daß namentlich die mit Anfang März in Kraft tretenden neuen Zolltarife große Erwerbszweige lähmen, dem regen Warenaustausch zwischen den großen Industrie- und Handelsstaaten unübersteigbare Hindernisse in den Weg legen und dadurch äußerst nachteilig auf wichtige Produktionszweige der beteiligten Volkswirtschaften einwirken würden. Es ist natürlich nicht möglich, bereits heute ein auch nur teilweise abschließendes Urteil über die Wirkungen der neuen Handelsverträge abzugeben, aber es darf doch als bemerkenswert hervorgehoben werden, daß Klagen von Belang über die durch sie bewirkten Verschiebungen in den handelspolitischen Beziehungen bisher nicht laut geworden sind, und daß die Propheten, die nicht laut genug die üblen Wirkungen der „reaktionären" Wirtschaftspolitik voraus zu sagen wußten, so ziemlich verstummt sind. Die an sich schon hohen Ziffern, aus denen man den jeweiligen Stand der volkswirtschaftlichen Konjunktur ablesen kann, sind noch weiter gestiegen, die Massen an Waren, die zwischen den einzelnen großen Staaten ausgetauscht werden, vergrößern sich von Monat zu Monat, der Konsum an Eisen und Kohlen wächst von einem Ausweis zum andern, die Eisenbahnen können den stetig steigenden Verkehr nur mit Mühe bewältigen, und überall werden Arbeitskräfte gesucht, um die großen Erweiterungsbauten der führenden Industrieunternehmungen auszuführen. Kurz, wenn man die Situation, die in Deutschland, England und den Vereinigten Staaten die gleiche ist, betrachtet, so ist eigentlich jeder Zweifel verboten, daß wir uns nicht in einer volkswirtschaftlichen Konjunktur ersten Ranges befinden.

Aber andererseits kann es niemandem entgehen, daß sich bereits seit einiger Zeit ein Gefühl des Unbehagens breit macht, das seinen Sitz allerdings weniger in den eigentlichen Industrierevieren, als an den großen Zentralmärkten

des Geldverkehrs, an den internationalen Börsen hat, das dort bereits zu recht unerfreulichen Zuständen, Mitte Juni sogar an der Berliner Börse zu einem stärkeren Rückgang der führenden Industriepapiere geführt hat. Man pflegt den Börsen ein sehr feines Gefühl für manche noch in der Zukunft liegenden Ereignisse beizulegen, das sie befähigt, früher als andere Erwerbskreise, ja als die von einer Krisis selbst betroffenen Produktionszweige die Anzeichen eines Umschwungs wahrzunehmen, und da ist es denn nicht wunderbar, wenn auch andere, als die Eingangs erwähnten journalistischen Kreise sich anfangen zu fragen: ist nicht doch vielleicht der Höhepunkt der gegenwärtigen wirtschaftlichen Blüte bereits überschritten und stehen wir nicht wieder vor einer Krisis, die wahrscheinlich in diesem Fall eine internationale sein und deshalb auf Jahre hinaus auf die gewerbliche Tätigkeit der Hauptindustriestaaten in sehr schlimmer Weise einwirken würde?

Auch auf diese Frage kann naturgemäß eine schlüssige Antwort nicht erteilt werden. Ich habe oben bemerkt, daß die Ziffern, aus denen man die Blüte oder den Verfall einer Volkswirtschaft abzulesen pflegt, vorläufig einen Rückgang nicht nur nicht erkennen lassen, daß sie vielmehr eine fortgesetzte Steigerung der industriellen Tätigkeit anzeigen, daß nicht nur die Zahlen des Außenhandels in ständigem Wachstum begriffen sind, sondern daß vor allem auch die Versandziffern der großen Vereinigungen, die heute für die einzelnen Industriezweige maßgebend sind, sich von Monat zu Monat vergrößern. Ich erinnere in dieser Hinsicht vor allem an die Versandziffer des Stahlwerksverbandes und des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats in Deutschland, und an den vorzüglichen Ausweis, den der große amerikanische Stahltrust über das erste Vierteljahr 1906 der Öffentlichkeit übergeben hat. Dazu kommt, daß zwei der hauptsächlich in Betracht kommenden Volkswirtschaften, die deutsche und die nordamerikanische, anscheinend vor hervorragend guten Ernten stehen, daß in Amerika nicht nur Getreide, sondern auch Baumwolle ein vorzügliches Erträgnis zu liefern verspricht. Und die Einwirkung einer guten Ernte muß auch heute noch sehr hoch gestellt werden, ganz besonders in Amerika, dessen innerer Markt noch im allerhöchsten Grade von der Konsumfähigkeit der landwirtschaftlichen Kreise bedingt wird. In Amerika bedeutet eine gute Ernte eine stets vermehrte Arbeitsgelegenheit für die Industrie, sie bedeutet aber auch vermehrte Einnahmen der großen Eisenbahngesellschaften, die sich dort bekanntlich ausschließlich in den Händen privater Gesellschaften befinden, sie bedeutet, daß infolgedessen die großen Unternehmungen erhöhte Dividenden ausschütten, daß sie größere Summen für Investitionen verwenden können, was wieder der Industrie zugute kommt. Sie bedeutet aber auch ein lebhaftes Börsengeschäft, und eine vermehrte Gelegenheit zum Absatz der Aktien und Obligationen der großen Eisenbahnen, was in diesem Jahr, wo unglaubliche Beträge von neuen Eisenbahnwerten geschaffen sind, die sich zum großen Teil noch in den Händen der Übernahmekonsortien befinden und dort als eine große Last empfunden werden, eine große Erleichterung für die großen Finanzgruppen sein würde. Aber eine

gute Ernte von dem Umfange, wie sie den Vereinigten Staaten in den beiden großen Rohprodukten, wie sie Deutschland in Getreide bevorsteht, bedeutet auch eine starke Inanspruchnahme des Geldmarkts und der Kredit vermittelnden Institute, in erster Linie der großen Zentralnoteninstitute, wo eine solche existiert, was bekanntlich in den Vereinigten Staaten nicht der Fall ist. Und das ist der Punkt, weshalb die internationalen Börsen dem sonst so erfreulichen Faktum einer guten Ernte trotz aller der vorstehend geschilderten guten Folgen nicht mit besonderer Freude entgegensehen, weil eine solche die Ursachen verstärken muß, aus denen ihre Zurückhaltung, ihre Mißstimmung inmitten des blühenden wirtschaftlichen Lebens resultiert, weil nämlich eine gute Ernte die Unklarheiten auf dem internationalen Geldmarkt noch verstärken, weil sie die Lage noch gespannter machen muß als sie ohnehin schon ist.

Denn die Lage des **Geldmarktes** ist für alle internationalen Krisen ohne Ausnahme während des verflossenen Vierteljahres ein Gegenstand ernster Sorge gewesen. Ich habe die Situation während der ersten drei Monate 1906 im Aprilheft der „Deutschen Monatsschrift" besprochen und den wechselnden Phasen schon seit Mitte v. J. in meinen Besprechungen an dieser Stelle eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt, so daß die Leser über die Vorgänge, die seit Oktober v. J. zu einer fast ständig wechselnden Anspannung des Geldmarkts führten, unterrichtet sind. Aber selbst der aufmerksame Leser wird zugestehen müssen, daß er diese andauernd hohen Geldsätze nicht erwartet hat, die auf eine fortdauernde, sehr erhebliche Inanspruchnahme der verfügbaren Mittel schließen lassen. Die deutsche Reichsbank ist in das laufende Jahr mit dem ungewöhnlich hohen Diskont von 6% eingetreten, der allerdings am 18. Januar auf 5% ermäßigt wurde, ein Satz, der noch immer sehr hoch erscheint, zumal wenn man sich vergegenwärtigt, daß im ersten Vierteljahr der Geldstand am leichtesten zu sein pflegt. Aber Termin auf Termin verfloß, ohne daß die Reichsbankverwaltung in der Lage war, eine weitere Reduktion eintreten zu lassen. Sowohl die Ansprüche, die das lebhafte wirtschaftliche Leben des Inlandes an unser deutsches Zentralnoteninstitut stellte, wie die Notierung der auswärtigen Wechselkurse waren derartige, daß die Verwaltung der Reichsbank, der statutengemäß die Regelung des Geldverkehrs im Inlande wie die Überwachung der ausländischen Beziehungen des deutschen Geldmarkts obliegt, eine Erleichterung der schweren Last, die ein 5% Diskont mit sich bringt, hätte verantworten können. Erst am 23. Mai entschloß sie sich, die offizielle Rate weiter, aber nur um ½% zu ermäßigen, und schon diese Vorsicht zeigt an, daß die maßgebenden Kreise nur widerwillig und mit einer gewissen Unsicherheit wegen der etwa eintretenden Folgen sich zu dieser Maßregel entschlossen. Von einer weiteren Ermäßigung, etwa auf 4%, ist nicht weiter die Rede, schon deshalb nicht, weil die maßgebenden Persönlichkeiten in der Leitung der Reichsbank kein Geheimnis daraus machen, daß sie für Ende Juni eine sehr starke Inanspruchnahme der Mittel der Bank erwarten. Bis dann die hierdurch bewirkte Anspannung überwunden sein wird, ist der Herbst-

termin mit seinen Anforderungen in die Nähe gerückt, der auch in normalen Zeiten eine erneute Heraufsetzung der Rate der Reichsbank zu bringen pflegt. Hat also das Reichsbankdirektorium im Mai den heftigen Klagen über die schwere Last eines 5% Diskonts nachgegeben und den offiziellen Wechselzinsfuß ermäßigt, so hat es damit sein äußerstes getan; zu weiteren Herabsetzungen könnte es nur durch einen ganz besonders leichten Geldstand, der im August allerdings eintreten kann, aber ziemlich unwahrscheinlich ist, genötigt werden.

Die Bewegungen des offiziellen Zinsfußes in England haben sich ähnlich gestaltet. Die Bank von England hatte allerdings den Termin Ende Dezember 1905 mit einer 4% Rate überwunden, war aber ebensowenig wie die Reichsbank trotz verschiedener Transaktionen, die auf dem Londoner Geldmarkt bevorstanden, in der Lage, zu der sonst gewohnten Zeit eine Herabsetzung ihres offiziellen Minimums vorzunehmen. Auch in England waren es die starken Ansprüche des wirtschaftlichen Lebens, die eine durchgreifende Kräftigung der Bank verhinderten, daneben aber war es auch hier der Stand der Wechselkurse, namentlich der Devise Paris, die jede auf eine Ermäßigung abzielende Bankpolitik unmöglich machten. Paris stellte immer neue Anforderungen an den Londoner Markt, es zog langsam nicht nur seine in London unterhaltenen Guthaben zurück, sondern wußte auch alles in London eintreffende Gold für sich zu erwerben, was eine weitere Schwächung der Bank von England bedeutete. So gelangte Paris, zumal im Zusammenhang mit der politischen Spannung zwischen Frankreich und Deutschland, auch die großen französischen Guthaben, die der Berliner Börse eine so nachhaltige Stütze zu gewähren pflegen, in Deutschland gekündigt und nach Paris übertragen wurden, mit Ende des Frühjahrs in den Besitz eines ganz auffallend großen Goldschatzes, über dessen Verwendung allerdings niemand im Unklaren war. Es war, wie gleich erwähnt werden darf, zur Durchführung der großen russischen Milliarden-Anleihe bestimmt, über die noch weiter unten zu sprechen sein wird. Zu dieser Schwächung des englischen Geldmarkts durch die Manipulationen der französischen haute finance kamen dann, wie erwähnt, die Ansprüche des wirtschaftlichen Lebens, besonders des äußerst lebhaften Außenhandels, dessen Ziffern von Monat zu Monat eine lebhaft steigende Bewegung verrieten. Und endlich darf ein Punkt nicht verschwiegen werden, der ständig den Londoner Markt beunruhigt, nämlich die Gefahr, daß die aus den verschiedenen großen Anleihen resultierenden japanischen Guthaben, die auf 25 Mill. Pfund beziffert wurden, gekündigt werden könnten. Immerhin schien die Situation der Bank Anfang April so weit gekräftigt, daß man sich zu einer Diskontermäßigung, allerdings auch hier nur um ½%, auf 3½% entschloß. Indessen waren die Folgen recht unangenehm; schon nach wenigen Wochen waren der Bank viele Millionen entzogen worden, der Metallvorrat wie die Reserven waren auf ein Niveau gesunken, das zu ernsten Besorgnissen Anlaß gab, und so sah sich denn die Verwaltung der Bank von England genötigt, am 2. Mai bereits ihren Irrtum einzugestehen, und von neuem ihren Diskont auf 4% heraufzusetzen,

was dann allen unberechtigten Ansprüchen einen Riegel vorschob, und den Status der Bank in wünschenswerter Weise kräftigte. Aber bei den obwaltenden Verhältnissen wird man auch für London eher mit einer allerdings wohl erst im Herbst bevorstehenden Diskonterhöhung als mit einer weiteren Ermäßigung rechnen müsse, und mit Freude wird deshalb in London jede Maßregel begrüßt, die auf eine Erleichterung des Marktes abzielt. So hat der Staat wiederholt die Ausgabe von staatlichen Anleihen, wie beispielsweise der irischen Landanleihe vertagt, um den Geldmarkt zu schonen, während der Staatssekretär für Indien mehrmals in liberaler Weise die von ihm aufgespeicherten Mittel dem Markt zur Verfügung gestellt hat.

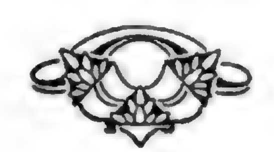
Indessen hatte die Spannung an den europäischen Geldmärkten, namentlich in London, doch nicht den erwähnten hohen Grad erreicht, und schwerlich wäre die Bank von England gezwungen gewesen, ihre am 4. April vorgenommene Diskontermäßigung nach einigen Wochen zu widerrufen, wenn nicht das Unglück von San Franzisko eingetreten wäre, dessen Folgen sich an den großen Geldmärkten in sehr intensiver Weise fühlbar machten. Zuerst natürlich in New York, das sich beeilte, große Summen den Notleidenden zur Verfügung zu stellen, dann aber auch in Europa, da der New Yorker Geldmarkt schon infolge der schwachen Verfassung, in der er sich seit Jahr und Tag befindet und deren Ursachen und Folgen hier seinerzeit ausführlich geschildert wurden, sich beeilte, alle irgendwie verfügbaren Reserven heranziehen und auf dem Wege der Kündigung aller etwa in Europa ausstehenden Schulden möglichst große Beträge von Europa nach Amerika zu überführen. Aber auch ganz direkt waren große Verpflichtungen Europas Amerika gegenüber als Folge des Unglücks entstanden, da zahlreiche europäische Versicherungsgesellschaften, in erster Linie wieder englische und deutsche, ein sehr bedeutendes Versicherungsgeschäft in San Franzisko betrieben hatten, dessen Policen nun zur Einlieferung präsentiert wurden. Alle diese Gesellschaften suchten sich nach Möglichkeit liquide zu halten, um ihre amerikanischen Verpflichtungen erfüllen zu können, sie zogen große Summen an sich, um sie nach Kalifornien zu transferieren, die Unternehmungen, die noch keine Dividende gezahlt hatten, suspendierten diese, um Mittel für die erwähnten Zwecke zur Verfügung zu haben, was wieder eine Schädigung ihrer Aktionäre bedeutete, sie brachten ferner zur Verstärkung ihrer Baarmittel größere Posten deutscher Anleihe zum Verkauf, was die Kursentwicklung der heimischen Fonds ungünstig beeinflußte, zumal in denselben Tagen eine größere Anleihe des Reichs und Preußens an den Markt gebracht wurde, deren Unterbringung mit Mühe verknüpft war, und deren Material zum größten Teil bis heute noch nicht untergebracht ist. Ich habe im Januarheft an der Hand der Denkschrift des Reichsmarineamts darauf hingewiesen, welche Ausdehnung das deutsche Versicherungsgeschäft in überseeischen Ländern, speziell auch in den Vereinigten Staaten gewonnen hat, und welche Gewinne hieraus für die deutsche Volkswirtschaft in normalen Zeiten resultieren. Bei dem Unglück in San Franzisko haben wir die

Kehrseite der Medaille kennen gelernt, aber es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, daß trotzdem der Schluß verkehrt wäre, nunmehr auf derartige Geschäfte zu verzichten. Bei Elementarereignissen im Umfange des Erdbebens in San Franzisko wird jede vorsichtige Berechnung zu schanden, wobei übrigens bemerkt sei, daß keine der beteiligten deutschen Gesellschaften irgendwie in Schwierigkeiten geraten ist oder eine tiefer gehende Schädigung erfahren hat. Sie haben sich also auch derartigen, in keine Berechnung einzustellenden Risiken gewachsen gezeigt.

Ein zweites Moment, das ebenfalls gleichmäßig sämtliche internationalen Märkte während des verflossenen Vierteljahres beunruhigte und sie aller Voraussicht nach leider noch geraume Zeit beunruhigen wird, ist der Einfluß, den die Gestaltung der Dinge in Rußland auf die Kursentwicklung der russischen Fonds hat, von denen bekanntlich etwa 10 Milliarden Franks in Frankreich, 3—4 Milliarden sich in Deutschland befinden. Noch im April ist es Rußland gelungen, eine 5% Anleihe von fast 2 Milliarden Franks unter allerdings keineswegs sonderlich günstigen Bedingungen zu begeben, von denen der größere Teil auf Frankreich und je ein Anteil auf England und Österreich entfiel, während Deutschland aus politischen Gründen und in Rücksicht auf die Lage des heimischen Geldmarkts sich fernhielt. In Paris hat man fieberhaft für das Gelingen der Subskription gearbeitet, und es ist auch anscheinend gelungen, den größten Teil des Betrags abzusetzen, nachdem übereifrige Spekulanten bereits vor dem offiziellen Zeichnungstermin die Anleihe mit 3% Agio gehandelt hatten. Viel kommentiert wurde allerdings, daß das Pariser Haus Rothschild, das seit vielen Jahren eine der sichersten Stützen des Russenkonsortiums gewesen war, diesmal in ablehnender Haltung verharrte, während es andererseits die russische Welt mit Befriedigung erfüllte, daß seit etwa 25 Jahren zum erstenmal wieder London, wohl in der Hauptsache aus politischen Motiven, eine Beteiligung an einem russischen Emissionsgeschäft nahm. Noch mehr überraschte fast die Teilnahme österreichischer Banken, die auf einen Wunsch des Österreichischen Auswärtigen Amts zurückgeführt wurde, trotzdem beachtenswerte volkswirtschaftliche Bedenken, die aus der noch immer nicht hinreichend konsolidierten Bank- und Währungsverfassung Österreich-Ungarns resultieren, gegen eine Beteiligung sprachen. Aber selbst dieser Erfolg ist nicht imstande gewesen, den Kursrückgang der russischen Fonds aufzuhalten, die jetzt einen lange nicht gekannten Tiefstand erreicht haben, und deren Kurssturz bei dem täglich sich erneuernden Kaufandrang noch gar nicht abzusehen ist. Auch in Paris ist die große Schar von Besitzern russischer Werte unruhig geworden und bringt täglich große Summen an den Markt, und in London wird bereits die neue 5% Anleihe mit erheblichem Disagio gehandelt. Natürlich wird wiederum die Frage lebhaft erörtert, ob und wie lange Rußland seine Verpflichtungen seinen auswärtigen Gläubigern gegenüber wird erfüllen können, ohne daß jemand im stande wäre, hierauf eine auch nur einigermaßen zutreffende Antwort zu erteilen. Aber mit immer wachsender Beunruhigung sieht jeder politisch Gebildete auf das unsinnige Treiben der Duma, der jedes politisch erreichbare Ziel zu

fehlen scheint und in der kaum ein wirklich politisch denkender Kopf seinen Sitz haben dürfte. So wächst die Besorgnis vor politischen Überraschungen von Tag zu Tag, und damit zugleich die Furcht vor einer wirtschaftlichen Katastrophe, deren Folgen bei der engen Verquickung des europäischen Kapitals mit den russischen Finanzen auch weite Kreise in Westeuropa sehr schmerzlich berühren müßten.

Die beiden vorstehend ausführlich erörterten Momente, die Anspannung des internationalen Geldmarkts und die sehr unerfreuliche Lage der russischen Politik und Volkswirtschaft, lassen speziell die weltwirtschaftlich interessierten Kreise trotz der sonst sehr befriedigenden Situation der europäischen und amerikanischen Volkswirtschaft, und trotz der bevorstehenden guten Ernten zur Zeit in einer gewissen Zurückhaltung verharren. In Deutschland sind internationale Geschäfte von Belang in den letzten Monaten kaum zu verzeichnen gewesen, erwähnenswert erscheint lediglich eine chilenische Anleihe, die die Deutsche Bank dem deutschen Kapital zugänglich machte. Dasselbe Bild beobachtet man in England, wo man ebenfalls größere Geschäfte vermeidet, aber doch nicht müßig ist, solche vorzubereiten. Besonders angelegen läßt es sich das englische Kapital sein, die internen politischen Beziehungen zwischen England und Japan wirtschaftlich auszunützen, und dem alten Brauch der Engländer gemäß, ihrem Handel durch Auslandsbanken die Wege zu ebnen, ist man zur Gründung einer englisch-japanischen Bank geschritten, deren Shares vom Publikum mit dem nötigen Verständnis für die Wichtigkeit der in Frage stehenden Angelegenheit aufgenommen wurden. Auch Frankreich zeigt neue Unternehmungslust. Es ist bereits erwähnt worden, daß man in den Kreisen des französischen Kapitals seit der Marokko-Affäre wenig Neigung zeigt, die damals unterbrochene Verbindung mit der deutschen haute banque wieder anzuknüpfen und den deutschen Geldmarkt auch in Zukunft durch größere in Berlin gehaltene Guthaben zu alimentieren. Dagegen ist man anscheinend sehr gewillt, sich mehr als bisher an den lukrativen amerikanischen Geschäften zu beteiligen. Diese Neigung hat bereits im vorigen Jahre zu der Gründung einer französisch-amerikanischen Bank geführt, die sich jetzt dadurch beim französischen Kapitalistenpublikum eingeführt hat, daß sie durch Vermittlung des großen amerikanischen Bankhauses Kühn, Loeb & Co. einen größeren Posten 4½% Noten der Pennsylvania-Bahn und etwa 50 Mill. Doll. 3½% Bonds der Pennsylvania-Company übernommen hat. Es handelt sich bei der Pennsylvania-Bahn um dasselbe Unternehmen, deren Shares und Bonds im vorigen Jahr die Diskontogesellschaft in den Berliner Börsenhandel einführte, eine Transaktion, die auch hier ausführlich besprochen ist, weil es sich um die größte Summe von Werten handelte, die jemals durch einen Beschluß der hiesigen Börse zugeführt wurden.



Literarische Monatsberichte.

Von

Konrad Falke.

V.

Bernhard Kellermann, Ingeborg (Berlin, S. Fischer) — Carl Albrecht Bernoulli, Zum Gesundgarten (Leipzig, verlegt bei Eugen Diederichs). — Wilhelm Hegeler, Pietro der Corsar und die Jüdin Cheirinca (Berlin, Egon Fleischel & Co.). — Maria Janitschek, Esclarmonde (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt). — Wilhelm Weigand, Der Messiaszüchter und andere Novellen (München und Leipzig, bei Georg Müller). — August Sperl, Kinder ihrer Zeit (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt). — Carl Busse, Im polnischen Wind (Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger). — Wilhelm Fischer, Lebensmorgen (München und Leipzig, bei Georg Müller).

Nein, man sage nicht mehr, daß wir in einer prosaischen Zeit leben! Vor mir liegt ein Roman (und zwar schon in zweiter Auflage), der geradezu eine literarhistorische Erinnerung wachruft. Goethe schrieb den „Werther", der seinem Dichter Rettung, schwächeren Naturen Gefahr brachte; trotz der lyrischen Diktion steht darin die Gegenwart plastisch klar vor unsern Augen. Hölderlin, der nachmals zum Wahnsinn Verdammte, legte in seinen „Hyperion" die ganze romantische Sehnsucht nach dem reinen Griechentum dar, einer Welt, die nie existierte; er ließ bereits die feste Umrißzeichnung und auch die zielbewußte Komposition vermissen. Waiblinger endlich, ein früh gestorbener und heute halb vergessener Epigone, lieferte in seinem „Phaethon" einen sentimentalen Abklatsch von Hölderlins Werk, der neben großen Einzelschönheiten als zerfließendes Ganze unhaltbar ist; mochte er sich noch so sehr in der Glut der eigenen Empfindung verzehren, der Überschwang mutet mehr gewollt als ursprünglich an, und eine männliche Weltanschauung muß ihn ablehnen. An dieses letztgenannte, wohl achtzig Jahre alte Buch wurde ich durch eine bis in Stil-Einzelheiten gehende Verwandtschaft erinnert, als ich Bernhard Kellermanns Roman „Ingeborg" las.

„Ingeborg" ist Kellermanns zweiter Roman. Der Autor, der mit „Yester und Li" debütierte, wurde gleich als eine der Hoffnungen der modernen Literatur begrüßt, und viele wollen nun diese Hoffnungen bereits erfüllt sehen. Sein neues Werk wird sogar maßlos schön genannt, was für meine Person eine contradictio in adjecto bedeutet, von der ich nur das adjectum, nämlich „maßlos", unterschreibe. „Ingeborg" ist in Ich-Form abgefaßt, und in einem der letzten Kapitel gesteht der Autor dem Leser etwas, was dieser schon längst selbst bemerkt hat. „Ich habe keinen eigentlichen Beruf, keine besonderen Anlagen und Talente, ich habe keine Lust und keine Zeit dazu. Ich bin aus altem Geschlechte,

degeneriert, gehöre zu jener Klasse Luxusmenschen, die allmählich ausstirbt." Kein Wunder, daß dieser Roman hundert Kilometer vom großen, allmächtigen Leben entfernt ist, von dem doch immer die Rede geht. Alle möglichen Blumendüfte werden aufgefangen, in feinen Worten destilliert, aber weder von dem Wundergarten noch von seinen Gästen können wir uns einen deutlichen Begriff machen. Axel, der in diesen hingehauchten Kapiteln die Geschichte seiner Liebe zu Papier bringt, ist nichts geringeres als ein Fürst. Ingeborg dagegen ist die Tochter des mit Kindern überreich gesegneten Holzhauers Giselher, die um ihrer Schönheit willen von dem greisen Grafen Flüggen aufgezogen wird. Sie weist den in sie verliebten Geiger Harry Usedom ab, nachdem sie Axel kennen gelernt hat, zu dem sie alsbald aus dem Wald als sein „wildes Lieb" auf Besuch kommt. Axel und Ingeborg verleben mit einander arkadische Flitterwochen, bis sich ihr Vater bei Axel meldet und meint, der pfarrherrliche Segen könnte nichts schaden. Aber Ingeborg wird schwer krank und findet, kaum daß sie der fast verzweifelnde Geliebte dem Tode entrissen, auf einmal und ohne Grund keinen Gefallen mehr an Axel: Axels Freund, der zufällig anwesende Dichter Karl Bluthaupt (bitte nicht Bulthaupt!) hat es ihr angetan, und sie kann nicht anders. Fürst Axel gibt sie in unübertrefflicher Großmut frei, sie fährt elegant mit Pelzmäntelchen und Handschuhen im Landauer zur Station, und der Verschmähte bleibt allein mit seinen Erinnerungen an das genossene Glück. Er läßt niemand vor, sodaß nach Jahresfrist die einstige Geliebte, die auf einer Reise in Männerbegleitung vorbeikommt, nur die Visitenkarte in die Türritze schieben kann: „Ingeborg Hunt-Giselher"! Die Wunderliebliche hat also bereits auch Bluthaupt verlassen und sich dessen Freund Holger Hunt, dem Komponisten, an den Hals geworfen. Bluthaupt schreibt sich das Ergebnis in einem Roman „Sturm" vom Herzen, Axel, der vergebens versuchte, auch seinerseits eine neue Liebelei anzufangen, zündet sein Schloß an. Fortan lebt er in bedürfnisloser Einsamkeit, und in eben dieser Einsamkeit hat er die Geschichte seiner Liebe geschrieben. . . . Das ist der Inhalt des neuesten Werkes von Bernhard Kellermann. Da der Autor über allen Wolken schwebt, so will ich als Kritiker seine Phantasien einmal auf die Erde stellen und beim rechten Namen nennen. Was ist Fürst Axel? Ein vornehmer Tagedieb, dessen Hirn mit den Sensationen des Herzens unablässig Ball spielt. Was ist Ingeborg? Ist sie nicht ein graziöses Sinnentierchen, dem jede geistige Persönlichkeit abgeht? Könnte sie sonst ohne jede Veranlassung von einem Manne zum andern flattern? Und ist nicht ein Weib, das solches tut, bei aller Schönheit doch weiter nichts als eine Dirne? Aber was ist Karl Bluthaupt, der Dichter? Ein Dichterling. Und was sind Harry Usedom und Holgers Hunt? Teils verrückte, teils ganz undefinierbare Nebelgestalten. . . .

So präsentiert sich Kellermanns „Ingeborg" als ein merkwürdiges Produkt von menschlicher Unreife und ästhetischer Überreife. Noch mehr: unter diesem schimmernden Wortgepränge tritt für den, der sich nicht blenden läßt, eine ganz bedenkliche Roheit, um nicht zu sagen Schamlosigkeit, zutage. Sie hat ihren Grund in der inneren Zerrüttung des Autors, die ihm auch im Stil jede

Architektonik der Handlung, jede Plastik der Darstellung unmöglich macht und ihn in Ermangelung dieser Erfordernisse zur geschmacklosen Häufung verleitet. Wir vernehmen keine Erzählung, sondern ekstatische Dithyramben, in denen besonders die Wiederholung gleicher Worte und Begriffe zu einer Manie wird, die man immer weniger erträgt. Schon auf Seite 21 fällt folgende Stelle auf:

„Ich sah einen Mann durch das Dickicht eilen, der einen Hut in der Hand hielt. Er trat auf den Weg heraus, schwang den Hut und tat, als ginge er spazieren. Es war ein schlanker junger Mann mit samtschwarzen Haaren und einem bleichen Gesichte. Von weitem schon fielen mir seine Hände auf. Sie waren lang, bläulichweiß und fein gegliedert. Es waren grausame Hände, die eine große Macht in sich trugen. An diesen Händen erkannte ich den jungen Mann. Es war Harry Usedom, der Geiger. Ich hatte ihn gute sechs Jahre nicht mehr gesehen, damals war er fast noch ein Knabe und ganz aus Samt, Samt sein Anzug, seine Haare, seine Augen und sein Gesicht. Auch sein Spiel war Samt, violetter seidenweicher Samt war sein Spiel, mit einem Orchideengeruch."

Ich habe in dieser Probe nur die auffälligsten Wiederholungen durch Sperrdruck kenntlich gemacht. Von solchen Begriffsverkettungen in beständiger Verzückung durch mehr als dreihundert Seiten hindurchgeschleppt zu werden, ist etwas arg. Wo Kellermanns Stil nicht losgelöst von der Handlung zur Geltung kommt, wie in der stimmungsvollen Erzählung Axels von der Königin „Goldenes Herz" und dem Pagen „Auge", wirkt er oft bis zum Ekel pathologisch. Fast überall vollzieht sich der bekannte Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, und was vielleicht ernst geschrieben wurde, wird heiter, wo nicht gar ärgerlich gelesen. Wenn ich an Stelle erdkräftiger Menschlichkeit ein höchst ungermanisches Raffinement sehe, da will mir eben der Glaube an ein starkes Gefühl nicht recht kommen. Eine Hyperkultur der Sinne, deren gesteigerte Empfindlichkeit manches originelle Wort und Symbol prägt, kann niemand leugnen, und loben und lieben müssen alle das Buch, die an solchen ästhetischen Zierraten ihre Freude haben. Wer sich aber eine bis zur Fäulnis gehende Weichlichkeit nicht als Leidenschaft anpreisen läßt, so wenig er das Schimmern verwesenden Holzes mit Mondschein oder gar belebendem Sonnenglanz verwechselt, dem kann Kellermanns „Ingeborg" nichts bedeuten. Es ist ein mit allen Künsten moderner Sprachtechnik geschriebenes Phantasieprodukt, dessen oft glänzende Einzelschönheiten der Schmuck nicht warmblütiger Menschen, sondern grauer Gespenster zu sein scheinen. Man muß sich nur wundern, daß eine Zeit, die vom Naturalismus erzogen sein will, diesen alle alte Romantik übertreffenden Gefühlsschwindel nicht auf den ersten Blick erkannt und abgelehnt hat . . . —

In menschlichen Irrtümern das Irrige mit überlegener Satire zu verspotten und das Menschliche mit warmer Anteilnahme zu verteidigen: das ist die lobenswerte Maxime, die Carl Albrecht Bernoulli bei seinem Roman „Zum Gesundgarten" befolgt hat, in dem er sowohl die Berechtigung als auch den Unfug des heute sich breit machenden Naturheilverfahrens dartun wollte.

Der staatlich diplomierte Arzt Melchior Zwinger schwankt im Laufe der vierhundertfünfzig Seiten starken Geschichte zwischen zwei Lagern. Hier sein

Lehrer, der Chirurg Zutreffer; der Stadtphysikus Volkhardt mit seiner vornehm gesinnten Tochter Gabriele; der eigene Vater, der Apotheker ist — dort der Naturdoktor Schwengel, in dessen landschaftlich herrlich gelegenem Besitztum „Zum Gesundgarten“ neben den Kranken allerlei Schwindler ihr Wesen treiben; seine Tochter Krimhild, deren rassiges Wesen sich dadurch erklärt, daß zwei Scharfrichter in ihrem Stammbaum prangen; der wahnsinnig in sie verliebte Ex-Student und Kellner Albert Hartmann. Einen Sommer lang bringt Melchior Zwinger als halb bekehrter praktizierender Arzt in dieser vegetarischen Heilanstalt zu, gewinnt dabei selber die Liebe des Naturkindes Krimhild in einem Maße, daß sie alles andere vergißt und ihm, in dem nie erloschene Künstlerneigungen wiedererwachen, zu plastischen Versuchen nächtlicherweile Modell steht. Obschon sich ihr jungfräuliches Herz gegen diese kalte Betrachtung ihres Leibes in einer an Ibsens „Wenn wir Toten erwachen“ gemahnenden Weise empört, steigert sich das Liebesverhältnis doch zu solch sinnlicher Glut, daß bei einem sommerlichen Spaziergang nur der Biß einer Viper in Krimhilds Busen eine Hochzeit vor der Hochzeit verhindert. Diese kommt dann überhaupt nicht zustande, denn nach dem Selbstmord des gänzlich von Schulden erdrückten alten Schwengels erklärt Krimhild auf einmal, daß ihre Welt doch eine verschiedene sei und sie nicht zu einander paßten. Melchior aber hat von der ganzen unwürdig ausgeübten Naturheilpraxis genug gesehen und kehrt, mag er auch nach wie vor das Gute in ihr anerkennen, in die Stadt und zur wissenschaftlichen Beschäftigung zurück. Während er mit seiner Jugendfreundin Gabriele die alte, gute Kameradschaft erneuert, heiratet Krimhild den Albert Hartmann, der, ob er auch einmal „gesessen“ hat, doch wieder ein brauchbarer Mensch geworden ist.

Das positive Resultat ist gleich Null: das Zünglein der Wage steht zum Schluß in der Mitte. Wie aber unter seinem Hin- und Herzittern eine Menschenwelt sich vor unsern Augen entfaltet hat, das ist das Interessante. Der Roman enthält eine Menge gut und originell geschauter Typen (so den Polizeikommissär), und wenn er auch weit davon entfernt ist, ein elementares dichterisches Bekenntnis zu sein, so zeigt sich doch im Detail die Hand eines Künstlers. Das hindert freilich nicht, daß die Gestalt der Krimhild von dem Moment an, wo sie das Verlöbnis löst, unsympathisch, weil unverständlich wird, und daß, wie sie gar noch den einst gehaßten Hartmann heiratet, nicht nur sie sich ihrer selbst, sondern auch der Leser sich mit ihr schämt. Der Roman verliert überhaupt gegen den lauen Schluß hin alle Haltung und gehört wegen seiner vielen Wunderlichkeiten zu den Kunstwerken, die man weniger als Ganzes, denn als eine Sammlung schöner Einzelheiten schätzt. Die persönliche Note mit ihrem Cantus firmus tritt in der Polyphonie zu wenig hervor, diese aber wieder entbehrt in ihrer Ausgestaltung des Themas zu sehr der satirischen Kraft, die allein ein so umfangreiches Werk tragen könnte. So fahren wir denn in einer kaum erfreulichen Mitte dahin, werden für das Echte, Wahre nicht recht warm und über das Falsche, Verkehrte nicht recht lustig . . .

* * *

Der edle Räuber gehört in der Literatur zu jenen alten Erbstücken, die ein Geschlecht dem andern überliefert. Byron machte ihn salonfähig, und heute, hundert Jahre später, kommt Wilhelm Hegeler und schreibt einen Roman „Pietro der Korsar und die Jüdin Cheirinca". Der Titel würde jeder Indianergeschichten-Bibliothek zur Ehre gereichen, und der Inhalt hält, was die Marke verspricht. Es ist ein merkwürdiges Phänomen, wie der Autor der modern-psychologischen Romane „Flammen" und „Pastor Klinghammer" auf einmal ein Buch fabrizieren kann, in dem auf jeder dritten Seite der Dolch gezogen wird. Ort der Handlung: Riviera di Levante, bei Chiavari. Pietro, der natürliche Sohn eines deutschen, unterwegs gestorbenen Kreuzfahrers, entläuft seinen Pflegeeltern und geht zu den Korsaren, die in einem Strandkastell hausen. Sein Freund Salvatore, ein Mitträuber, bringt von einem Beutezug eine junge spanische Jüdin, namens Cheirinca, heim, die alsbald Pietro für ihre ehrgeizigen Pläne gewinnen will. Erst macht sie ihn schwermütig, indem sie ihm von „Gottes Gesetz" erzählt, das über den verruchten Satzungen der Bande stehe, bei der Weibergemeinschaft üblich ist, jede Schwangere aber sofort am Land ausgesetzt wird; dann spiegelt sie dem Geliebten den Ruhm eines Städteeroberers vor und möchte ihn auf Chiavari hetzen. Pietro wird aber nur um so versonnener, und mit der Eifersucht Salvatores wächst seine Schwermut über ihr zerrüttetes Freundschaftsverhältnis, bis es zwischen den einstigen Genossen zum Zweikampf mit Dolchen kommt und Salvatore fällt. Da läßt Pietro, der nunmehrige Hauptmann der Seeräubergesellschaft, aus Wut die Weiber wie Tauben abschlachten, hißt die Segel und fährt in jene unbekannte Ferne, in der alle edlen Briganten zu verschwinden pflegen. Zeit der Handlung: gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, was aber bei dem gänzlichen Mangel des Zeitkolorits sowohl im Stil als in der Empfindungsweise niemand ernstlich glauben kann. Was wir vor uns haben, ist ein vorzügliches Werk für die „reifere Jugend", von einem Manne geschrieben, der sich in der Landschaftsschilderung und in der plastischen Darstellung bewegter Vorgänge als Dichter erweist. Aber die eigentliche Fabel bewegt sich so sehr im Phantastischen, daß sie niemals das Herz desjenigen Lesers ergreifen wird, der über das Alter jugendlicher Schwärmerei hinaus ist. Meines Erachtens hat sich Wilhelm Hegeler in dieser Räubergeschichte in einer Weise vergriffen, die geradezu seinem Ruf gefährlich werden könnte.

Auf derselben Stufe steht Maria Janitscheks langgesponnener Roman „Esclarmonde", der, was er an Inhalt erträglicher ist, an Stil wieder einbüßt. Es ist so das richtige romantische Lesefutter, was wir vor uns haben, und wenn die fruchtbare Verfasserin etwa eine zweite Heloise schreiben wollte, so scheiterte der Plan an ihrem nachgerade erschöpften Talent. Esclarmonde wird als Kind vom Scheiterhaufen ihrer als Waldenser verbrannten Eltern weg durch den Grafen Raynald gerettet, der sie auf eines seiner Schlösser bringt. Gerard, der Sohn der zu ihrer Pflege bestellten Pförtnerfamilie, der sich selbst der Kirche ergibt, hat sie bereits in den Bann des Fanatismus gezogen, als rechtzeitig Raynald wieder einmal nachsieht. Esclarmonde wirft sich an seine Brust, und

Raynald, obschon er mit der ältern Mabilia verheiratet ist, nimmt sie mit sich nach Hause, wo er bald erfahren muß, daß ihn der junge Tollkopf Roger, den er für seinen natürlichen Sohn hält, bei der Geliebten verdrängt. Großmütig wie er ist, reist er da selbst weg, um die Herkunft Rogers noch einmal zu prüfen, und kehrt mit der Gewißheit nach Hause, daß man ihm seinerzeit das Kind nur des zu erpressenden Geldes wegen für seinen Leibessprossen ausgegeben habe. Roger und Esclarmonde könnten sich also jetzt fröhlich heiraten, ja, Raynald bringt sich sogar rechtzeitig um, aber noch vor dem Altar stößt der wahnsinnig gewordene Gerard Roger den Dolch ins Herz. Da eröffnet die sanfte Mabilia ein Kloster, in dem Esclarmonde Aufnahme findet und als Nonne dem sie darum bittenden Troubadour Guillem ihre Erlebnisse zur literarischen Verwertung aufzeichnet. Nach ihrem Tode erhält er die Memoiren durch Mabilia, die mit ein paar abschließenden Worten diese Einkleidung des in Ich-Form geschriebenen Romans glaubhaft machen soll. „Esclarmonde" ist eine richtige „Geschichte", die alle Gemüter entzücken wird, bei denen unbestimmte Leselust im allgemeinen und Vorliebe für mittelalterliche Weihrauchromantik im besonderen die Stelle der Kritik und des Geschmacks vertreten. . . .

* * *

Ein Buch, das erfreut, ist Wilhelm Weigands neuer Geschichtenband „Der Messiaszüchter und andere Novellen". Ein Literat sucht zwei Dichterinnen und einen Dichter auf, die ihm einst, in den Jahren schwärmender Jugend, briefliche Herzensergießungen zukommen ließen, und findet sie in zum Teil sehr prosaischen Verhältnissen. Ein Freund will dem andern das Töchterlein des Kommerzienrats und Schloßherrn Honickl von Helmhausen freien, verliebt sich aber selbst in den jungen Sommervogel. Der Freiher von Münchhausen fährt auf einer Kanonenkugel in den Himmel, kehrt auf die Erde zurück, um der Paradieseskapelle ein besseres Waldhorn zu holen, und bringt bei diesem Aufenthalt eine verzwickte Liebesgeschichte seines Neffen in Ordnung. Ein wundertätiges Muttergottesbild wird aus einem Städtchen ins andere hinübergetragen, woraus ein kleiner Krieg — die Iliade von Bobstadt, wie sie der Dichter nennt — entsteht. Das ist kurz der Inhalt der vier Erzählungen, deren Stärke weniger in einer konsequent durchgeführten Fabel, als in den sie umhüllenden Schilderungen besteht. Oft werden Motive fallen gelassen, und auf alle Fälle treiben wir stets ohne Übersicht des Ganzen und Voraussicht des Schlusses in unbekannten Wendungen dahin. Aber die Landschaft gefällt uns an jeder Stelle des Weigandschen Erzählungsstromes, der in ruhiger, von humoristischen Lichtern überspielten Breite vorbeiwogt. Eine große Reife und Süße eignet diesem Stil, sodaß ich wohl begreifen kann, wenn man sich dabei an Gottfried Keller erinnert fühlt. Um so mehr verdrießen einige Sätze und Wendungen, die noch der Feile bedurft hätten.

Neben Weigand verdient August Sperl mit seinem neuen Buch „Kinder ihrer Zeit" Beachtung. Der Schutzpatron der drei unter diesem Titel vereinigten historischen Novellen ist unverkennbar Conrad Ferdinand Meyer. Die erste Erzählung „Der Obrist" erinnert sogar in ihrer Anlage an „Zwei Füße

im Feuer“: ein greiser Haudegen kommt nach fast einem Menschenalter an die Stätte seiner einstigen Greueltaten und wird durch übermächtig sich regende Gewissensqualen zum Selbstmord getrieben. Auf dieses düstere Bild aus dem dreißigjährigen Kriege folgt als ein trennendes Mittelstück die Humoreske „Die beiden Heiligen“, in der die Konkurrenz zweier wunderwirkender Holzstatuen des Antonius einen Volksaufruhr verursacht, bis der von freiem Renaissancegeist erfüllte Vertreter der geistlichen Obrigkeit durch eine schlau ersonnene Wasserprobe die Prätentionen der streitenden Parteien und mit ihr den mittelalterlichen Aberglauben ad absurdum führt. Die letzte Geschichte „Der Mitläufer“ schildert die Erlebnisse eines einfältigen, mit Gewalt gedungenen Burschen im Bauernkrieg der Reformationszeit: vom Pfluge weg macht der gutmütige Riese Klas ohne rechtes Bewußtsein der großen religiösen und politischen Bewegung die Einnahme Würzburgs und den Sturm auf den Frauenberg mit, in dessen Burggraben ihn der Soldatentod erreicht. In allen drei Novellen erweist sich August Sperl als tüchtigen und gesunden Erzähler, wenn auch nicht gerade besondere poetische oder technische Qualitäten zu verzeichnen sind.

Angenehm lesen sich die unter dem Sammeltitel „Im polnischen Wind“ erschienenen „ostmärkischen Geschichten“ von Carl Busse. Neben einer Humoreske und neuen Variationen des nie veraltenden Themas, wie der Hans seine Grete kriegt, stehen zwei bedeutende Novellen. „Johann Sobieski“ und „Im polnischen Wind“ haben die Freiheitskämpfe der Polen zum Hintergrund und erzählen die Schicksale Irregeleiteter: Thaddäus Olczinski hält sich für den wiedergekehrten großen Polenkönig und findet in einem dem allgemeinen Aufstand sich anschließenden, von ihm geleiteten Auszug den Tod; Waclaw Kurras verliert wegen einer dirnenhaften Schönen, die ihn zuletzt in die politische Agitation hineinhetzt, seine Lebensstellung und sinkt bis zum schwindsüchtigen Landstreicher herab. Diesen Novellen eignet ein oft hinreißender Schwung, in dem das liebenswürdige Talent des Dichters einen Zug zur Größe zeigt, die ihm sonst eigentlich eher fremd ist. Carl Busse hat die gute Unterhaltungsliteratur unstreitig um ein leichtflüssig und farbenprächtig geschriebenes Werk vermehrt.

Wir haben es schon erlebt, daß gerade extremste Vertreter der Moderne zuletzt mit Kinderliedern auf dem Markte erschienen und sich in dieser neuen Pose mit zufriedenem Lächeln der Welt zeigten. Jetzt hat Wilhelm Fischer in Graz ein Buch geschrieben, das ohne solche Prätentionen im besten Sinne des Wortes ein Buch für die Jugend ist, das auch Erwachsene lesen können. Unter dem Titel „Lebensmorgen“ sind neun kleinere Erzählungen vereinigt, in denen das phantasiereiche Leben unserer Kleinen in märchenhaftem Rahmen von poetischem Glanze erstrahlt. Es ist dem Dichter dermaßen gelungen, sich in die Anschauungsweise der Kinder hineinzuversetzen und aus ihr heraus seine Miniatur-Weltbilder zu gestalten, daß man selbst wieder jung werden möchte. Wirkt auch eine Lektüre in einem Zuge etwas ermüdend, so ist doch der Gesamteindruck des Buches durchaus sympatisch, und man nimmt sich vor, dann und wann in diese Blätter und damit in die reichste Zeit menschlichen Daseins hineinzublicken ...

Kunstgeschichtliches.

Von

Paul Schubring.

Unter den Veröffentlichungen des letzten Jahres nimmt H. Wölfflins „Dürer“ (München, Bruckmann 1906) einen sehr wichtigen, wenn nicht den ersten Platz ein. Länger als zwanzig Jahre liegt Thausings zweibändige Dürerbiographie zurück; seitdem hat die Forschung nicht nur vieles berichtigt, sie ist überhaupt den Problemen ernsthafter auf den Leib gerückt. Dem Laien gilt noch heute Dürer als der „teutscheste“ Maler im Sinne der Romantiker, der vor allem Innigkeit und Phantasiefülle verschenkte und in allem krausen Spiel der dichten Linien eine rührend zarte Seele verrät. Sieht man näher zu, so merkt man, daß dieser Maler vor allem doch Maler war und daß nicht die Illustrierung von Herz- und Kopfgedanken, sondern die Bewältigung der Formen sein Hauptthema ist. Tritt bei solcher Betrachtung auch wohl die Grenze seines Könnens deutlicher zu Tage als früher, so doch nicht minder die leidenschaftliche Gewalt seines Suchens und das wütende Verlangen, der Dinge Herr zu werden. Die Kämpfe, die Luther in der Zelle durchlebte, sind andere als Dürers Ringen, aber in der Wucht des Ringens sind beide verwandt. Wölfflins Buch ist nun nicht eine Zusammenfassung alles dessen, was in den letzten zwanzig Jahren gefunden wurde, es ist keine abschließende, umfassende Beleuchtung aller hier erregter Lebensgedanken. Die Beleuchtung ist vielmehr bewußt einseitig und deshalb ebenso neu wie prägnant.

Dürer hat in seiner Hilflosigkeit, die Form zu bewältigen, immer wieder sehnsüchtig über die Alpen geschaut; zweimal ist er in Venedig gewesen, Italiener haben ihm die Projektionsregeln gesagt — er hat gefühlt, daß die dort jenseits der Berge weiter waren als er. Das Mühen um das Ebenmaß der südlichen Formen spreche weniger im einzelnen, als in der Gesamtanlage des Kunstwerks, in der Zartheit der Balance, in der Unmittelbarkeit der Anordnung — das macht einen Teil des Dürerlebens aus und das ist das Hauptthema Wölfflins. Ein ganz von dem Geist der italienischen Hochrenaissance erfüllter Mann hat in diesem Spiegel Dürers Bild aufgefangen. Nicht ruhige Klarheit, sondern flackernde Augen hat er gefunden, ein unheimliches Tasten und Suchen und ein oftmaliges Enttäuschtsein, das zwar nicht heroisch, aber erschütternd ist. Dürer hat schwer gelebt und seine Hauptempfindung ist die der Unzulänglichkeit gewesen, in der er durch keinen Beifall sich beirren ließ. Man möchte von einer Tragödie sprechen; denn auch am Schluß leuchtet kein helles Licht. Das Bangen der Lutherzeit

Digitized by Google

zittert hier eigenartig sowohl um Seelisches wie um Technisches. Beides gehört beim Künstler so eng zusammen, daß man es nicht trennen kann. Was Wölfflins Buch nun so bedeutend macht, ist die Persönlichkeit, die dahintersteht und das feine Auge des Beobachters, der längst Bekanntes mit neuem Reichtum füllt und auch den Widerspruch wertvoll macht. Mit dem Buch ist uns ein neuer Dürer geschenkt worden. Es ist nicht das letzte Wort; und eine andere Fragestellung wird uns jetzt doppelt willkommen sein. Aber wir kommen ins Innere dieses Kolosses nur, wenn wir von verschiedenen Seiten Schächte treiben — Wölfflins Schacht hat genug Gold und Silber erbeutet.

Ganz anders sieht das Bild Dürers aus, das Rudolf Wustmann in der Seele hat (B. G. Teubner: Aus Natur und Geisteswelt, 97. Bändchen, 1.25 Mk.). Er geht an den Künstler mit dem absoluten Vertrauen heran, daß bei diesem alles geradlinige Entwicklung zur reifen Meisterschaft sei, daß auch das Seltsame nicht Unbeholfenheit, sondern Weisheit sei und es nur der innigen Versenkung bedürfe, um überall die goldenen Akkorde einer hoch und rein gestimmten Seele zu vernehmen. Die 100 Seiten dieses Büchleins sind ungemein sorgsam gearbeitet und enthalten eine Fülle feiner und neuer Gedanken und Kombinationen; das Menschliche und Gedankliche tritt viel stärker hervor als bei Wölfflin. Besonders anziehend ist mir die Eigenwilligkeit des Verfassers, Dinge zu unterstreichen, die man sonst gern in die Parenthese setzte. Der Stich Adam und Eva von 1504 wird von vielen nicht sonderlich geschätzt; hier ist er ein Höhepunkt, namentlich wegen der symbolischen Fülle im Beiwerk. Italien spielt in diesem Büchlein eine sehr bescheidene Rolle; nicht einmal bei den Aposteln wird Bellini erwähnt. Sehr zu statten kommt dem Verfasser seine literarische Beschlagenheit in der Literatur der Dürerzeit. Jedenfalls eine sehr eigenartige und wertvolle Darstellung und trotz des viel bescheideneren Umfangs neben Wölfflin zu nennen. Einzeluntersuchungen über Dürer müssen hier übergangen werden.

Von Karl Woermanns großangelegter: Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker (Leipzig, Bibliographisches Institut) ist der zweite Band erschienen, der die Kunst der christlichen Völker bis zum Jahr 1500 umfaßt. Was auf diesen 719 Druckseiten (mit 418 Textabbildungen und 54 Tafeln) an Wissen und Stoff zusammengetragen wurde, ist geradezu erstaunlich! Nur ein deutscher Gelehrtenfleiß konnte diese Summe ziehen. Ein langes Leben mit wenig ungenützten Stunden, viele Reisen, ein täglicher Verkehr nicht nur mit den ihm anvertrauten Kunstwerken, haben den Direktor der Dresdener Gemäldegalerie zu dieser imposanten Leistung befähigt. Es liegt im Charakter eines kompendiarischen Werkes, daß allzu vieles nur erwähnt werden kann, daß auf eine Vertiefung in das Einzelne, eine Darbietung der Stilgeschichte verzichtet werden muß. Aber dafür gibt es andere Bücher. Das Bestreben, allen Richtungen unter den Forschern das Wort zu lassen, hat bisweilen zu Referaten geführt, die den Laien verwirren müssen; desto dankbarer ist der Fachmann für solche Rubrikationen. Ganz besonderen Wert gewinnt der Band durch seine Abbildungen, die sich nicht mit

dem eisernen Bestand der anderen Handbücher decken. Nur zu oft werden heutzutage Bücher als Text um die vorhandenen Klischees herumgeschrieben; wie ja überhaupt der Verleger sich gern seinen Autor engagiert, der dann als Regisseur tätig sein soll. Woermann hat das allzu Bekannte vermieden und sehr viel Eigenartiges und Entlegenes statt dessen abgebildet. Wenn trotz der lebendigen Darstellung dies Buch, ebenso wie die von Woermann mit Woltmann verfaßte Geschichte der Malerei, hauptsächlich als Nachschlagebuch in praxi benutzt werden wird, so liegt das am Charakter des hier aufgestellten Programms. Es ist jedenfalls falsch zu meinen, das Wissen in der Kunstgeschichte töte den Sinn für das Künstlerische und degradiere uns zu Archivaren. Leonardo wenigstens meinte es anders, als er das schöne Wort sagte: L'amore è tanto più fervente quanto la cognizione è più certa. Künstler ohne tiefere Bildung werden immer anders denken; aber von deren Meinung werden sich Ernsthafte nicht beeinflussen lassen. Auch die modernen Bestrebungen der künstlerischen Erziehung werden die Kenntnis des Werdeganges der Formensprache mehr und mehr in ihr Programm aufnehmen müssen; abgesehen von allem anderen ist dies der einzige Weg, um den Ernst der künstlerischen Arbeit und die Schwierigkeiten des künstlerischen Wirkens ganz zu würdigen.

Die Franzosen besaßen bisher, sieht man von Viollet le Duc, Labarte usw. ab, kein Kompendium der Kunstgeschichte im Woermannschen Sinne. In der Erkenntnis, daß ein Einziger das große Gebiet nicht fachmännisch übersehen könne, hat der Direktor der Renaissanceskulpturenabteilung im Louvre, André Michel, einen großen Stab von Mitarbeitern um sich versammelt und gibt nun eine Histoire de l'art depuis les premiers temps chrétiens jusqu'à nos jours (Paris, A. Collin) in 8 Bänden heraus. Der erste Doppelband ist erschienen, der bis zum Ende der romanischen Epoche reicht; nicht weniger als 11 Autoren sind daran beteiligt (E. Bertaux, C. Enlart, A. Haseloff, P. Leprieur, E. Mâle, J. Marquet de Vasselot, A. Michel, G. Millet, E. Molinier, A. Pératé und M. Prou). 956 große Oktavseiten; die meist kleinen und recht spärlichen Abbildungen nehmen wenig Textraum weg. Das Abbildungsmaterial ist geradezu dürftig. Und doch ist es bei einem Werke, dessen Nutzen von der Anschauungsmöglichkeit bedingt wird, nicht zu entbehren. Natürlich liegt hierin System; man lächelt jenseits des Rheins über unsere „Bilderbücher“ und hält sie für Indianerfibeln. Aber die hier geübte Reduktion der Klischees auf ein Minimum ist beinahe kokett. Man bedenke, daß der Franzose noch immer nicht reist, daß er außer Paris keine Sammlungen hat, in denen er die Kontinuität der künstlerischen Arbeit verfolgen könne, daß seine Privatbibliotheken wohl reich an Reisewerken und Causerien über die fünf Erdteile, aber arm an wissenschaftlichen Büchern, die hier in Betracht kämen, sind — für wen ist diese große Kunstgeschichte denn nun geschrieben? Doch nicht für die Assistenten am Louvre oder an den Berliner Museen? Die Fachgenossen genießen die schöne Form der Darstellung, das abgerundete Urteil — das allerdings bis-

weilen mehr Schärfe enthalten könnte, — sie sind im Besitze von 5000 Photos und können sich rasch das betreffende Blatt heraussuchen — aber wie hilft sich der größere Leserkreis? Wenn Corn. Gurlitt seiner Kunstgeschichte keine Illustrationen gab, so hatte das einen besonderen Grund: er gab eine temperamentvolle, reichlich subjektive Darstellung der Kunstgeschichte als Geistes- und Kulturgeschichte, aber keine Form- und Stilgeschichte. Hier, in dem französischen Buch werden aber die einzelnen Miniaturen-Schulen säuberlich geschieden, wobei es von Wichtigkeit ist, ob man das a so oder so schreibt, die Elfenbeine werden zeitlich und örtlich klassiert, kurz all die interessante Ameisenarbeit wird geboten, auf der alles intimere Verstehen beruht, die aber doch nicht einfach gläubig hingenommen werden kann. Uns Deutsche hat die „Woche" in ein Bildfieber gepeitscht, das unsere Enkel schon herzlich belächeln werden; aber bei Kunstgeschichten ist es eine andere Sache. Es verrät rührenden Eifer, wenn ein Professor 45 Minuten lang ein schönes Bild beschreibt mit der Biographie aller Dargestellten, mit der Patristik aller „Väter" dieses Künstlers, dabei aber das Bild selbst nicht zeigt, sondern zum Schluß erklärt: geben tue es das Bild, eine Photographie existiere nicht, der Besitzer hetze Besucher mit Hunden vom Hof, sein Bankerott sei nicht zu erwarten. Über diese Form des Reliquiendienstes sind wir nun doch heraus.

Eine hervorragende Arbeit ist Paul Kristellers Handbuch der graphischen Künste: „Kupferstich und Holzschnitt in vier Jahrhunderten" (Berlin, Cassierer, 1905). Mit diesem Buch hat uns ein Mann, der zwanzig Jahre seiner Arbeit dem eindringendsten Studium der Schwarz-Weiß-Kunst gewidmet hat, einen lang gehegten Wunsch erfüllt. Zum ersten Mal ist hier der Versuch gelungen, das große Gebiet systematisch und einheitlich auf streng wissenschaftlicher Grundlage zu bearbeiten. Es setzt mit den frühen Arbeiten des 15. Jahrhunderts ein und führt uns bis zum Anfang des 19. Das Buch will kein Bilderbuch sein und kein Thesaurus graphicus. Es charakterisiert die Meister, ohne sich in die Einzelarbeiten beschreibend zu vertiefen. Aber die Angaben genügen, um mit ihrer Hilfe vor den Originalen in den Kupferstichkabinetten „das Rühmliche von dem Gerühmten" unterscheiden zu lernen. Für die Geschichte des frühen Holzschnittes und Kupferstiches in Deutschland, Italien und Frankreich und den Niederlanden finden sich in diesem Buche ganz neue Richtlinien; die Aufhellung der Geschichte der italienischen Graphik ist ein ganz besonderes Verdienst Kristellers. Wir glauben, daß kein echter Freund der Schwarz-Weiß-Kunst das Buch entbehren kann, daß es der klassische Berater aller derer werden wird, die sich in den graphischen Kabinetten nicht nur Klinger und Goya vorlegen lassen, sondern erfahren haben, daß gerade die primitivere Kunst auf diesem Gebiet die vollendetsten Werke geschaffen hat.

In ganz anderer Weise hat R. Hamann sich sein Thema gestellt und es behandelt. Er hat sich auf Rembrandts Radierungen (Berlin, Cassierer) konzentriert und diese nicht vom historischen, sondern ästhetischen Standpunkt aus

behandelt. Er lehnt es ab, diese Radierungen zum Verständnis des Menschen Rembrandt auszunutzen. Das Psychologische interessiert ihn wenig. Sein Thema ist die Entwicklung des künstlerischen Ausdrucks bei Rembrandt, die Beherrschung der schwarz-weißen Möglichkeiten, die Wiedergabe des Lichts, des Raumes, kurzum die künstlerische Ökonomie Rembrandts, wie sie aus den tastenden Versuchen der Frühzeit in eine immer bewußtere und vor allem phantastischere Handhabung hineinwächst. Rembrandt, der Dichter des Lichts und der Schatten, der souveräne Fürst der Flecken und Gegensätze, der Enge und der Weite, des Dumpfen und Strahlenden — das sind Hamanns Gesichtspunkte. Fast sämtliche Radierungen sind in Autotypien reproduziert. Hoffen wir, daß diese eindringende Arbeit dazu beitragen wird, die eminente Schwarzweißkunst des größten Malers des Nordens den Kunstfreunden näher zu bringen. Die Unkenntnis auf diesem Gebiete ist noch immer sehr betrübend.

Bescheideneren Ansprüchen genügen die beiden im Verlage von Velhagen & Klasing erschienenen Handbücher über den Kupferstich und den Holzschnitt, von H. W. Singer und M. Osborn, die beide auch die Kunst des 19. Jahrhunderts berücksichtigen — das letztere sogar ein wenig auf Kosten der älteren Kunst. Singer hat ein sehr persönliches Verhältnis zu seinem Stoff und trägt seine Sache temperamentvoll vor, sodaß man stets in der Debatte bleibt. Man muß sich wundern, daß die Kenntnis der Schwarz-Weiß-Kunst noch immer auf kleine Kreise beschränkt bleibt, daß Leute, die vor Dürers Bildern mit ehrlichem Entzücken stehen bleiben, die Stiche dieses Meisters, in denen er viel größer ist als in allen Bildern, wenig kennen. Und doch ist alle Schwarz-Weiß-Kunst gerade deutscher Versonnenheit und Anschaulichkeit so freundlich gesinnt. In der stillen Muße der Winterabende kann Blatt auf Blatt langsam vorgenommen, genau durchgesehen und schmunzelnd bei Seite gelegt werden; Auge und Phantasie, Formensinn und Märchenfreude geraten in Erregung und eine kleine Welt will entstehen, die mit ewig drängender Fülle ein beglückendes Spiel treibt.

Für das Verständnis der niederländischen Bilder hat Hanns Floerkes Buch über den niederländischen Kunsthandel des 15.—18. Jahrhunderts neue Gesichtspunkte erschlossen (Verlag G. Müller, München). Der Verfasser weist die überraschende Tatsache nach, daß die Mehrzahl der holländischen Bilder im Auftrage von Kunsthändlern gemalt wurden, daß sie nicht für einen bestimmten Raum und eine besondere Gelegenheit, sondern auf Vorrat gemalt worden sind. Dies gilt namentlich von den Bildern der sog. Kleinmeister, die infolge dieser Situation zu möglichst allgemeinen, „gangbaren" Thematen griffen. Während weitaus die Mehrzahl aller italienischen Bilder tief verankert ist in die besonderen Bedingungen der Bestellung und des Einzelauftrags, sind die holländischen Täfelchen fliegende Ware, z. T. direkt für Sammler gemalt, die eine vollzählige Übersicht der wichtigen Namen und aller Genres in ihren Sammlungen zu besitzen wünschen. Dieser auch die Arbeitsteilung begünstigende Zustand förderte einerseits den Wettbewerb in der absoluten Qualität, entzog den Bildern aber

auch den Zauber intimer Situationen und Beziehungen. Hieraus erklärt sich die oft recht unpersönliche Sprache der einzelnen Stücke.

Aus der großen Zahl der die italienische Kunst behandelnden Arbeiten dürfte das Buch von Casimir Chledowsky über die Geschichte und Kunst Sienas (2 Bände, Berlin, Br. Cassierer 1904 und 1905) hervorzuheben sein, da es sich an weitere Kreise wendet und allen Freunden der hohen Türme und Ziegelmauern der schönen alten Bergstadt romantische Kunde von den hier schlafenden vergangenen Jahrhunderten gibt. Namentlich die mit der Beschaulichkeit eines mittelalterlichen Chronisten geschriebene Geschichte der Stadt ist eine farbige Schilderung leidenschaftlicher Kämpfe des Schwertes und des Geistes, in einer Zeit, in der brutale Art mit zartestem Empfinden, Blutgerichte mit der Lyrik des Donna Angelicata-Kultus abwechselten. Siena hat diesen Zwiespalt nie überwunden. Florenz ist skrupellose Krämerstadt geworden, in der Wille und Klugheit über die Empfindung schließlich siegten. Siena aber erhält sich die süß betörende Melancholie der zarten Minnepoesie auch nach dem Blutbad an der Arbia und weiß im 15. Jahrhundert eine Zartheit und Süße der Sinne zu zeigen, neben der alles übrige in Italien massiv und derb wirkt. Die kunstgeschichtlichen Partien in Chledowskys Buch sind dürftiger als die rein historischen.

Das kunsthistorische Institut in Florenz, das, vor acht Jahren begründet, nun schon einer ganzen Reihe von Forschern Gastfreundschaft und Hilfe gewährt und namentlich die systematische Archivforschung begünstigt hat, legt in diesem Jahre den ersten Band seiner „Italienischen Forschungen“ vor, nachdem die bisherigen Veröffentlichungen von Brockhaus, Warburg u. a. ohne den offiziellen Aichstrich herausgegeben waren. Dieser erste Band bietet vor allem Beiträge zu der Geschichte der venezianischen Kunst. Der leider allzu früh der Kunstgeschichte entrissene Dr. Gustav Ludwig, der mit seltener Selbstlosigkeit sich ganz in den Dienst dieser Forschung gestellt hat, bietet hier eine Erklärung von fünf kleinen Bildern Giovanni Bellinis, deren romantisches Geheimnis bisher von vielen empfunden, aber von Niemand gedeutet worden war. Es sind allegorische Tugend- und Lasterbilder, die einst ein Restello, einen Spiegelrahmen schmückten und um den runden Hohlspiegel der Mitte gruppiert waren (das sechste Stück ist leider verloren). Dieser Restello gab Ludwig nun Gelegenheit, vom venetianischen Hausgerät, der Wohnungsart, den Kaufgelegenheiten, der Aussteuer u. dergl. zu plaudern und die ihm in unermeßlicher Zahl sich bietenden Dokumente zum Reden zu bringen. Er hatte eine beneidenswerte Gabe, auch das scheinbar Gleichgültige mit liebevoller Wichtigkeit zu erfüllen und aus kleinsten Notizen ein lebendiges Bild zusammenzustiften. — Der Florentiner Kunst gilt die Herausgabe des Aktenbuches für die Matthaeusstatue Ghibertis an Or San Michele in Florenz. Dr. Dohrn, der dieses Aktenbündel fand, ist Nationalökonom und in der Tat ist diese Urkunde in wirtschaftlicher Hinsicht noch wichtiger als in künstlerischer. Aber auch der Kunsthistoriker wird mit Begierde den Gang der Verhandlungen verfolgen, der die Geschichte

dieses äußerst denkwürdigen Bauwerkes, den Verlauf des Statuenschmuckes und die Stimmung der Auftraggeber sowohl wie der Künstler in neue Beleuchtung bringt.

Endlich behandelt der Mailänder Kunsthistoriker Francesco Malaguzzi Valeri die lombardische Künstlerfamilie der Solari in ihren vier Generationen (Giovanni, Guiniforte, Pietro und Cristoforo). Trotz der Forschungen A. G. Meyers ist unsere Kenntnis von der oberitalienischen Plastik des Quattrocento und Cinquecento noch sehr lückenhaft. Für Venedig hat Paoletti viel getan; es ist nicht seine Schuld, wenn wir über Gruppen und Richtungen hier nicht zu markierten Künstlerpersönlichkeiten durchkommen — sie fehlen in dieser stark dekorativen, schmückenden und verkleidenden Kunst bis zur Zeit der Lombardi. Etwas günstiger stellt es sich mit den Künstlern von Mailand, Bergamo, Pavia; namentlich die Arbeiten an der Certosa di Pavia können jetzt in persönliche Beiträge der einzelnen Künstler geschieden werden. Das eine Mitglied dieser Künstlerfamilie, Pietro Solari, hat sogar die lombardische Steinkunst 1490 nach Rußland tragen und in Moskau beim Bau der Porta del Salvatore (Spasski) verwerten dürfen. — Der in Bälde zu erwartende zweite Band wird, wie wir hoffen dürfen, ausschließlich der Florentiner Kunst gewidmet sein.

Dieser Bericht war schon geschrieben, als dem Referenten ein Buch von Karl Voll: Die altniederländische Malerei von Jan van Eyck bis Memling zugesandt wurde. Obwohl er das Buch erst einmal durchgesehen hat, möchte er nicht versäumen, den Leser auf diese wichtige Publikation hinzuweisen. Das Thema der altniederländischen Malerei gehört zu den momentan am lebhaftesten debattierten der Kunstgeschichte. Namentlich die schöne Ausstellung in Brügge 1902 hat die Debatte in Fluß gebracht und die gescheidtesten Köpfe erhitzt. Infolge dessen ist aber auf diesem Gebiet die Unsicherheit größer denn je geworden und Crowe-Cavalcasselles verdienstvolles, von A. Springer verdeutschtes Buch konnte nicht mehr die Unterlage für die heutige Diskussion bieten. Karl Voll, der sich schon in seinem Buch über Jan van Eyck als sehr originellen, selbständigen und soliden Kritiker verriet, der auch da förderte, wo er irrte, hat nun das Wagnis unternommen und das zusammenfassende neue Buch über Altvlamen und Altholländer des 15. Jahrhunderts geschrieben. Er nennt seine Arbeit einen „entwicklungsgeschichtlichen Versuch"; und in der Tat ist das Bestreben, aus der Künstlergeschichte in die Geschichte der künstlerischen Probleme einzubiegen, auf jeder Seite spürbar. Die Urteile weichen stark von dem ab, was man bisher stillschweigend als Übereinkunft ansah; so wird namentlich Rogier van der Weyden anders eingeschätzt, Dirk Bouts — wie mir scheint, mit Recht — sehr herausgehoben und mit Albert van Ouwater und Geertgen tot Sin Jans als der Hauptvertreter der altholländischen Kunst beschrieben. Die Eyckfrage wird in dem Sinne behandelt, daß über Hubert das ignoramus, wenn nicht ignorabiamus gefällt wird; im Grunde weist Voll den ganzen Genter Altar dem Jan zu, der sogar das von Hubert schon Gemalte übergangen hätte. In der Debatte kommt Berlin, sowohl als Besitzer wie als Kritiker, besonders schlecht

weg. Dagegen ist Felix Rosens treffliches Buch über „die Natur in der Kunst“, das auch in diesen Blättern gewürdigt worden ist, eingehend berücksichtigt worden. Der Forscher wird mit besonderem Schmunzeln die Bilderliste Volls mustern, wo an kühnen Entthronungen kein Mangel ist. So werden von den 42 Bildern Berlins, die Voll erwähnt, nicht weniger als 20 mit einem Fragezeichen versehen; u. a. Jan van Eycks Mann mit den Nelken, Hugo von der Goes' Anbetung, die Kreuzigung des Meisters von Flémalle und sogar Simon Marmions kostbare Tafeln mit der Bertin-Legende. Die Darstellung ist frisch und sachlich und verrät den Bilderkenner, namentlich soweit technische Details in Frage kommen. In Qualitätsurteilen war Voll mit Recht vorsichtig. Wir glauben nicht, daß mit diesem Buch die Debatte geschlossen ist, vielmehr dürfte sie jetzt gerade neue Nahrung finden. Aber Voll führt auch den Fernerstehenden nahe an die Dinge heran und lehrt ihn, was das Entscheidende und Wichtige bei den einzelnen Meistern ist. Daß Holland und Niederland schon damals eine sehr verschiedene Physiognomie zeigen, daß die später so gewaltig weit divergierenden Linien, die zu Rubens und Rembrandt führen, schon im 15. Jahrhundert ganz verschiedene Tendenzen zeigen, ist m. W. bisher nie so deutlich gesagt worden als von Voll. Der Verfasser ist sehr viel gereist und kennt nicht nur das Leichtzugängliche; so beruht sein Urteil fast durchweg auf Autopsie, was bei den weitverstreuten Tafeln dieser Schule viel sagen will. Etwas enttäuscht hat mich der Tafelatlas, der fast nur das allgemein Bekannte abbildet und gerade für Entlegenes im Stich läßt.

Bücherschau.

Die Hellenische Kultur. Dargestellt von Fritz Baumgarten, Franz Poland, Richard Wagner. Mit 7 farbigen Tafeln, 2 Karten und gegen 400 Abbild. im Text und auf 2 Doppeltafeln. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1905. X, 491 S.

Was die verdienstliche, von Hoffmann und Pohlmey begründete „Gymnasial-Bibliothek“ in Einzeldarstellungen zu erreichen sucht, von der materiellen wie geistigen Kultur der Griechen und Römer gereiften Schülern und darüber hinaus den Freunden des Altertums eine Anschauung zu geben, das wird hier im großen unternommen, in einem zweibändigen Werke, dessen erster, die Griechen behandelnder Teil vorliegt. Der Stoff ist in drei zeitliche Abschnitte gegliedert, deren erster kurz die mykenische Periode schildert, während der zweite dem griechischen „Mittelalter“ gewidmet ist, der dritte die „Blütezeit“ umfaßt, die von den Perserkriegen bis zum Ausgang Alexanders gerechnet wird. Die drei Verfasser haben sich in der Weise in die Aufgabe geteilt, daß Wagner die Literatur, Baumgarten die bildende Kunst, Poland Privatleben, Politik und Religion bearbeitet hat.

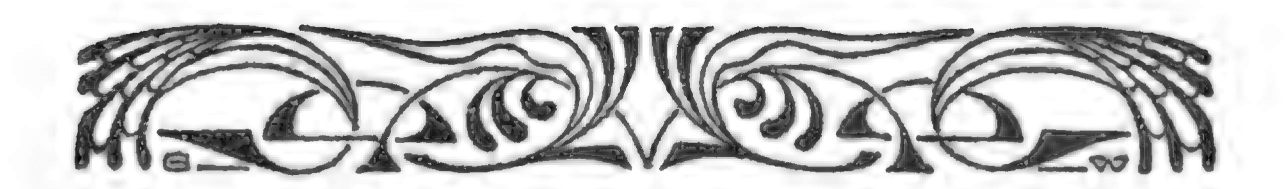
Sehr mit Recht weist die Vorrede darauf hin, daß es dem Charakter der heutigen Wissenschaft entspreche, historische Entwicklung zu suchen, also die großen Schöpfungen des griechischen Geistes nicht wie Wunderwerke anzustaunen, sondern als natürlich gewordene zu betrachten. Am besten gelungen ist dies wohl für die bildende Kunst, wo allerdings die reichlich beigegebenen, großenteils vortrefflichen Abbildungen eine wertvolle Hilfe leisteten; damit soll das Verdienst des Bearbeiters, der mit Sachkenntnis und Geschick den Anfang und die Fortschritte des künstlerischen Schaffens dargestellt hat, nicht herabgesetzt werden. Auch in den literarischen Partien ist vieles schön gelungen, z. B. die Charakteristik und Würdigung Homers, in der auch die Probleme, die der Name umfaßt, knapp und doch verständlich angedeutet sind. An anderen Stellen wollen die Züge, die gegeben werden, sich nicht so recht zum Bilde runden, und zwar eben deshalb, weil zu sehr nach Abrundung und Glätte gestrebt ist. „Schwebende Streitfragen", heißt es in der Vorrede, „konnten nur ausnahmsweise berührt werden: um so sorgfältiger haben die Verfasser sich bemüht, mit maßvoller Kritik zwischen den oft weit auseinandergehenden Meinungen der Forscher die Mittellinie zu finden und das herauszuheben, was sie als das Wahre oder wenigstens als das Wahrscheinlichste erkannt haben". Das ist doch ein bedenklicher Grundsatz, nicht nur in der Wissenschaft, sondern gerade auch im Schulunterricht, der ja zu wissenschaftlichem Denken erziehen soll. Umständliches Eingehen auf gelehrte Kontroversen wird in einem solchen Werke niemand erwarten; aber die großen Gegensätze der Beurteilung, die grundlegenden Fragen konnten um so deutlicher herausgearbeitet werden. Bei Sokrates und den Sophisten, bei der sophokleischen Trägödie, bei Herodot und Thukydides bekommt man den Eindruck, als seien mögliche Zweifel mit Absicht unterdrückt, Verschiedenheiten der Auffassung ausgeglichen, um keinen Anstoß zu geben. Und doch ist eben der Anstoß zu prüfendem Denken das, wodurch die Beschäftigung mit dem Altertum so fruchtbar werden kann. Auch in den Kapiteln über wirtschaftliches und staatliches Leben entspricht die Wirkung nicht ganz der aufgewandten Mühe. Solons Gesetzgebung, die Tyrannis, die Ausbildung der athenischen Demokratie, Perikles und seine Politik werden sachlich und gewissenhaft beschrieben; aber zu einer recht lebendigen Vorstellung von Parteien und Menschen kommt es nicht. Es konnte nicht dazu kommen, wenn Streitfragen so viel als möglich ausgeschlossen werden sollten, die doch, sobald man versucht Zustände und Vorgänge als wirkliche anzuschauen, ganz von selber sich aufdrängen. In der Schilderung des Privatlebens und seiner Einrichtungen tritt dieser Mangel weniger hervor.

Alles in allem ein erfreuliches und nützliches Werk; nur würde es seinen Zweck, das Altertum in der Schätzung der heute lebenden Menschen neu zu befestigen, gewiß noch besser erreicht haben, wenn es weniger darauf ausgegangen wäre, nur Feststehendes über das Altertum zu lehren.

Münster i. W. Paul Cauer.

Alle auf den redaktionellen Inhalt bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an **Dr. Otto Hötzsch**, Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart", alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den **Verlag Alexander Duncker**. Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.



„Und jetzt, wo Geschlechter auf Geschlechter dahingegangen sind mit ihren Sprachen — anbetend und verehrend den Namen Gottes — predigend und sterbend im Namen Gottes — sinnend und nachdenkend über den Namen Gottes — stehen noch immer die alten Worte da und umwehen uns mit der reinen Luft der Morgenröte der Menschheit und stellen uns vor die Seele all die Gedanken und Seufzer, die Zweifel und Tränen unserer dahingeschiedenen Brüder, und steigen immer noch auf gen Himmel als der Ausdruck sehnsüchtigen Verlangens vieler Millionen Herzen, das auszudrücken, was sich nicht ausdrücken läßt."

Aus: Max Müller, Leben und Religion. Gedanken aus seinen Werken, Briefen und hinterlassenen Schriften. (Stuttgart, M. Kielmann.)

„Es war ein Markgraf über dem Rhein —"

Eine Schloszgeschichte.

Von

Gertrud Freiin le Fort.

Wir saßen in dem kleinen bunten Pfarrgarten. Es war ein sehr stiller Tag. Wir waren beide in schläfriger, träumender Sommerstimmung. Der alte Pfarrer blickte freundlich und versonnen auf die ausgestorbene Dorfstraße, die sich an der einen Seite des Gärtchens hinzog. An der gegenüberliegenden drängten sich die schweren, dunklen Gebüsche des verwilderten Schloßgartens über die niedrige Mauer. Dorthin waren meine Augen gerichtet. Das finstere alte Schloß stand mit seinen massigen Türmen und leicht vornüber geneigten Giebeln so stolz und verschlossen im leuchtend blauen Nachmittagshimmel, als wäre seine Meinung diese: „Ich weiß von einer schönen und traurigen Vergangenheit, ihr kleinen Menschenkinder, aber ich verrate nichts. Ich habe starke Mauern und schwere Tore und Riegel, die wohl zu schweigen wissen. —"

Auf der Dorfstraße summte irgend jemand ein schwermütiges Volksliedchen:

„Es war ein Markgraf über dem Rhein,
Der hatte zwei schöne Töchterlein —"

Deutlich klangen die einfachen Worte der uralten Weise zu uns herüber. Nach und nach entfernte sich der Sänger, die Melodie wurde undeutlicher und schließlich verlor sich auch der letzte, weiche Hauch in der Ferne.

Mein alter Freund war ungewöhnlich ernst geworden, und ich bemerkte, daß seine Blicke nachdenklich auf dem alten Schloß ruhten. Das Lied mochte irgend eine Erinnerung in ihm wachgerufen haben.

„Es gibt Dinge", sagte er, „die von einem so eigentümlich fremden Duft umkleidet sind, daß sie in das Reich des Wunderbaren zurück zu weichen scheinen. Dorthin gehört auch die Gestalt der kleinen Sybille, an die mich das eben gehörte Lied erinnerte."

„Und wer war die kleine Sybille?" fragte ich gespannt, denn es bedeutete für mich allemal eine Art Feiertag, wenn mein alter Freund von den Erlebnissen seines langen, stillen und reichen Lebens sprach. Er nickte mir mit seinem menschenfreundlichen, gütigen Lächeln zu, das mir immer als etwas tief Poetisches an ihm aufgefallen war.

„Es ist nur eine einfache Geschichte", erwiderte er, „und um sie zu erzählen, wie sie erzählt sein sollte, müßte ich ein Dichter sein, denn es sind Saiten in der Menschenseele, die nur bei bestimmten Worten klingen und ist wie ein Zauber dabei. Immerhin, ich will versuchen, alles so wiederzugeben, wie es die Erinnerung in mir schlichtem Alltagsmenschen wiederspiegelt.

Der Anfang meiner Geschichte mag wohl schon vierzig Jahre, mag auch noch länger zurückliegen. Ich war damals eben als junger Geistlicher in der hiesigen Gemeinde angestellt worden. Unter den neuen Pflichten, die mir mein Beruf auferlegte, war mir keine so schnell ans Herz gewachsen, wie der Religionsunterricht, den ich zweimal wöchentlich in der Dorfschule zu erteilen pflegte. Gleich in der ersten Stunde war mir dabei unter der kleinen flachsköpfigen Schar meiner Schüler und Schülerinnen ein schönes, stilles Kind aufgefallen; es hieß Sybille und war des Schloßwarts Töchterchen. Von seinen Altersgenossen hielt es sich fern und stand schweigend und sinnend dabei, wenn die andern spielten. Diese nannten das Kind, vielleicht seiner scheuen Zurückhaltung wegen, „die Gräfin", immer aber, wenn es der Kleinen zu Ohren kam, ging sie still beiseite und hatte dabei solch' ein sanftes und stolzes Gesichtchen, daß die Neckenden unwillkürlich verstummten. Ich hatte schnell eine besondere Vorliebe für das feine, seltsame Kind gefaßt, aber meine Zuneigung behielt gegen meinen eigenen Willen immer etwas Scheues und Vorsichtiges. Es war, als sei irgend eine geheimnisvolle, unsicht-

bare Schranke da, die mich, der sonst fast mühelos kindliches Vertrauen erwarb, verhinderte, in das Innere der Kleinen einzudringen. Alle meine Versuche blieben umsomehr erfolglos, als ich Sybille im häuslichen Leben meinem Einfluß völlig entrückt sah. Die Mutter war bereits vor Jahr und Tag gestorben, und der Vater, den man mir als wunderlichen menschenscheuen Kauz geschildert hatte, betrat nicht einmal an hohen Feiertagen die Kirche.

Ich war daher nicht wenig erstaunt, als er eines Tages im Pfarrhaus erschien und mich aufforderte, ihn nach dem Schlosse zu begleiten, wo der alte Graf, der plötzlich schwer erkrankt sei, meine Anwesenheit wünsche.

Was nun diese letzte Aufforderung betraf, so geriet ich darüber kaum weniger in Verwunderung, als über das unerwartete Kommen des Schloßvogts, denn der Graf hatte sich bisher nicht im Geringsten um meine Person oder Amtstätigkeit bekümmert. Als ich ihm bei meiner Ankunft pflichtschuldigst meine Aufwartung gemacht, hatte er einige höflich-hochmütige Worte an mich gerichtet, die Klugheit und in religiöser Hinsicht völlige Indifferenz verrieten. Seitdem bestand keinerlei Verbindung zwischen Pfarrhaus und Schloß. Mir aber war eine lebendige Erinnerung von der eigentümlich charakteristischen Erscheinung des Grafen geblieben, die der halblaute, ängstliche Leuteklatsch mit allerlei romantischen Unklarheiten umgeben hatte. Zwar hielt ich es mit meinem geistlichen Amte nicht für vereinbar, solcherlei Reden eingehend Gehör zu schenken, hatte es aber doch nicht hindern können, zu erfahren, daß der Graf, eines ärgerlichen Liebeshandels wegen, über den indessen niemand Genaues zu sagen wußte, von seiner Gemahlin getrennt lebe. Das einzige Kind dieser Ehe, eine Tochter, sei in der Scheidung der Mutter zugesprochen worden. Immer wenn ich mir das scharfgeschnittene, nicht unedle Gesicht des Grafen ins Gedächtnis zurückrief, fiel mir dieser Umstand ein, denn irgend etwas hinter der leuchtend blauen Kälte des stolzen Blickes hatte mir den blitzenden Funken der Leidenschaft verraten, der zu Zeiten drinnen aufspringen mochte.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, schritt ich an der Seite meines schweigsamen Begleiters dem Schlosse zu. Auf meine Fragen nach dem Zustand des Grafen hatte ich nur einsilbige und ausweichende Antworten erhalten, nun lenkte ich das Gespräch auf Sybille, und unwillkürlich schoß es mir durch den Kopf, daß dieser gebeugte grauhaarige Mann seltsam als Vater des feinen Kindes zu denken sei.

„Ihre Tochter gleicht Ihnen nicht, Vogt,“ sagte ich.

Der Mann neben mir hob den Kopf, und es war, als ob die unter buschigen Brauen tief liegenden Augen forschend und mißtrauisch auf mir ruhten.

„Sie mag ihrer Mutter gleichen", entgegnete er kurz.

Wir hatten inzwischen das Schloß erreicht und der Vogt bedeutete mir, einen Augenblick in seine Wohnung einzutreten, die gleich zur Seite im Erdgeschoß lag, damit er mich dem Grafen anmelde.

Das Zimmer, in dem ich mich befand, war ziemlich groß, mit bescheidenem Wohlstand eingerichtet und alles darinnen ein wenig altmodisch und angeräuchert. In der tiefen Fensternische stand ein Nähtisch mit einem wohlgeordneten aber sichtlich lange nicht mehr benutzten Körbchen darauf, zur Seite ein Frauenbildnis, in dem ich Sybillens Mutter vermutete. Unwillkürlich beugte ich mich herab und nahm es in die Hand. Es zeigte ein blühendes, junges Gesicht: wie ein Traum von Sinnenlust lag es um den schwülen Mund — die kleine Sybille sah auch diesen Zügen völlig unähnlich.

Noch ehe ich das Bild wieder an seinen Platz gestellt hatte, kehrte der Vogt zurück und wieder war mirs, als ob ein argwöhnischer Blick mich träfe.

„Ich habe mir das Bild dort angesehen", sagte ich. „Es stellt Ihre verstorbene Frau dar, nicht wahr?"

„Ja, mein Weib," erwiderte er, und dann noch einmal mit seltsam starkem Tonfall: „Mein Weib —"

Die eigentümliche Erregung des in sich gekehrten Mannes machte mich betroffen. „Sie haben ihre Frau sehr lieb gehabt", sagte ich.

„Lieb gehabt? Ob ich sie lieb gehabt habe! Aber kommen Sie, Herr Pfarrer, der Graf erwartet Sie."

Ich folgte dem Mann, der, wieder ganz in finstere Verschlossenheit versunken, über den langen, dunklen Korridor des Schlosses schritt. Dann kamen wir in das Gemach des kranken Grafen. Ich erkannte sofort die hochmütigen, leidenschaftlichen Züge seines blassen Gesichtes und erkannte auch das Siegel des nahen Todes, das unwiderruflich auf seiner Stirn lag. Der Arzt und eine Pflegerin waren bei ihm, der Sterbende aber winkte ihnen, daß er mit mir allein zu sein wünsche. Ehe der Arzt hinaus ging, nahm er mich einen Augenblick bei Seite und ermahnte mich zur Eile, da die Agonie jeden Augenblick eintreten könne.

Ich setzte mich an das Lager und fragte den Sterbenden in schonender Weise, ob er meinen Zuspruch begehre. Er wehrte ungeduldig ab.

„Ich weiß, daß es zu Ende geht“, erwiderte er, „Ihre Gebete werden daran nichts ändern — übrigens ist mir der Tod ebenso gleichgültig wie das Leben. Ich ließ Sie nur rufen, um diesen Brief in Ihre Hände zu legen. Sie werden ihn als Zeuge, daß er meinen letzten Willen enthält, mit unterzeichnen und die Pflicht übernehmen, ihn nach meinem Tode meiner Tochter zu übergeben.“

Er reichte mir ein Schreiben, und ich ließ mir durch den Vogt, der teilnahmlos in einer entfernten Fensternische lehnte, Tinte und Feder bringen. Noch während ich unterschrieb, ging in den Zügen des Grafen eine krampfartige Veränderung vor und die Wolke des Todes überschattete seinen Geist. Ich warf den Brief bei Seite und kniete am Lager nieder, um ein stilles Gebet für die Seele zu sprechen, von der ich nicht wußte, wohin sie ging.

Als alles vorüber war, und ich mich nach dem Brief umsah, fand ich ihn spurlos verschwunden. Wir durchsuchten das ganze Zimmer — es war umsonst. Ich könnte aber noch heute nicht sagen, ob der alte Schloßvogt, der allein mit mir in jener Sterbestunde zugegen war, neben mir gekniet hat oder nicht. —

Zur Beisetzung kamen eine Menge Verwandte des Verstorbenen, darunter auch seine einzige Tochter. Sie war dem Grafen wie aus dem Gesicht geschnitten und ihre stolze Erscheinung umfloß die Blüte und Zartheit der allerersten Jugend wie ein Kleid, das nicht zu ihr paßte. Ich gestand ihr wie es sich mit dem Brief verhielt, den ich ihr geben sollte und der auf so rätselvolle Weise verloren gegangen war. Sie schien indessen keinen Wert darauf zu legen, und so mußte auch ich mich schließlich darein finden, den letzten Willen des Verstorbenen nicht erfüllen zu können.

Es ging dann eine Reihe von Jahren dahin, in denen das alte Schloß für mich fast in Vergessenheit geriet, denn die Gräfin, für die sich wohl manche trübe Erinnerung daran knüpfen mochte, besuchte es nie. Schließlich aber kam doch der Tag, an dem die Fenster des verlassenen Herrensitzes wieder aufgestoßen wurden und man wegen einiger Weiber ins Dorf schickte, die das Reinigen der verstaubten Zimmer besorgen sollten. Ich erfuhr, daß die junge Gräfin geheiratet habe und mit ihrem Gemahl einige Wochen hier verleben wolle.

Es fügte sich, daß ich in diesen Tagen nach dem Schloß hinüber ging. Ich hatte die Gewohnheit, Sybille, die im vorigen Jahr konfirmiert und aus der Schule gekommen war, hin und wieder zu besuchen. Der alte Vogt war vor kurzem gestorben, meine Fürsorge

aber hatte erreicht, daß die Frau seines Nachfolgers, die von freundlicher Gemütsart war, das Kind einstweilen im Hause behielt, wofür es ihr allerlei kleine Dienste leistete. Ich dachte daran, ihm mit der Zeit ein anderes Unterkommen zu verschaffen, hegte aber die Besorgnis, daß es schwer halten werde, denn Sybillens Wesen stand der Welt fremd gegenüber.

Eine eigentümliche Stimmung ergriff mich, als ich nach so langer Zeit wieder über den großen, dunklen Korridor schritt und durch die kühlen, verschlafenen Gemächer, in denen allerlei alte Pracht schwermütig dem Todesschlaf entgegen dämmerte. Da war starrende Seide, die nur der Berührung zu harren schien, um auseinanderzufallen, da waren Vergoldungen, unter denen es grünlich hervor schimmerte, Uhren, die bei der Gleichförmigkeit des eigenen Tickens eingeschlafen waren. Kam es mir nur so vor, oder roch es hier wirklich nach Moder? Der Geist der Verlassenheit und Vergänglichkeit schritt lautlos und trostlos neben mir durch die stillen Räume.

Es hatte beinahe etwas Erlösendes, als ich schließlich vom Ende der langen Zimmerflucht her das Lachen und Schwatzen der Weiber vernahm, die dort in voller Tätigkeit waren. Ich folgte der Richtung des Stimmengeschwirrs und mußte auf diesem Weg den Ahnensaal passieren. Hier hatten die geschäftigen Frauen noch nicht ihr Werk begonnen. In den Ecken und auf dem stumpfen Parkettboden lag der dichte Staub und über den dunklen Porträts an den Wänden hingen die Spinnweben wie weiche, graue Schleier. Mir war plötzlich zu Mut, als träte ich hier in eine große, stille vornehme Gesellschaft, die in hochfahrendem Erstaunen auf den Eindringling niederblickte. Plötzlich bemerkte ich Sybille, die durch eine Seitentür eintrat. Sie sah mich nicht, sondern ging leicht und lautlos, wie es ihre Art war, an den Wänden entlang. Ernsthaft betrachtete sie die stumme Gesellschaft in den abblätternden Goldrahmen, und mir kam es so vor, als blickten diese stolzen, fremden Gesichter weniger hochfahrend auf das zierliche Kind wie vorhin auf mich nieder. Schließlich blieb Sybille vor einem schönen Porträt des achtzehnten Jahrhunderts stehen. Es stellte eine Dame dar im weißen Brokatkleid, aus dem der schimmernde Hals schlank und zart emporblühte. Die gepuderten Haare waren hochgekämmt, aus den Augen sprach das glimmende Feuer einer schwermütigen Seele, um den Mund aber lag der kindliche Zug schlafenden Lächelns. Fein gezogen und dunkel standen die Augenbrauen auf der weißen Stirn. Sie waren wie zwei ganz gerade Striche und gaben dem sanften

Gesichtchen einen Ausdruck von Hochmut und Verschlossenheit. Es lag in diesen widerspruchsvollen Zügen etwas, das mich wie ein lang' Bekanntes anheimelte, aber ich wußte im Augenblick nicht, wo ich es unterbringen sollte.

Da kamen auch schon die Stimmen der Frauen näher und entrissen mich meinen Gedanken.

„Na, Deern,“ sagte die erste der Eintretenden, das Kind erblickend, „Du könntest uns man dreist was helfen, statt hier so herumzustehen.“

„Ach was,“ antwortete ein junges Ding an Stelle der Angeredeten, „was die schöne Dame auf dem Bild ist, die hat auch mein Tag nicht gearbeitet.“ Dabei wies die Sprecherin mit leisem, rohen Lachen auf das Porträt der weiß gekleideten Dame. Sie war noch mit Sybille zusammen zur Schule gegangen und mochte sich wohl an den Spottnamen der „Gräfin“ erinnert haben. Das Kind aber ging wortlos hinaus.

Die Zurückbleibenden blickten ihm mißmutig nach.

„Das hat sie von ihr' Mutter,“ sagte eine ältere Frau kopfschüttelnd, „die war gerad' so stolz als sie Jungfer bei uns' selige Gräfin war. Na, das mag ihr wohl auch übergehen, ihr' Mutter hat dann ja auch man den Vogt nehmen müssen, was ein ganzen, einfachen Menschen war, und ersten sollt' das doch immer ganz was Feines sein.“

„Ja, nehmen hat sie ihn wohl müssen,“ tuschelte eine andere, „aber das is auch nich allens so gewesen, als das wohl sein müßt'.“

„Ach Quatsch! Der Vogt war ja ganz toll auf ihr und das hat ihr denn auch gefallen.“

Ich konnte das Ende des Gesprächs nicht mehr verstehen, denn die Frauen entfernten sich wieder. Eine seltsame Beklemmung hatte sich meiner bemächtigt. „Das is auch nich allens so gewesen, als das wohl sein müßt. —“ Immer wieder glaubte ich die häßliche Stimme des alten Weibes zu vernehmen, ohne daß ich mit meiner unklaren Empfindung einen bestimmten Gedankengang verbunden hätte.

An ein offenstehendes Fenster gelehnt, blickte ich versunken in den Schloßplatz hinab, bis ich plötzlich Sybille kommen sah. Sie ging zu dem runden Brunnen, der in der Mitte des Hofes stand, und setzte sich auf das Mäuerchen. Über dem ganzen Platz lag so still und warm die Sonne. Ein paar weiße Tauben gurrten vom Giebel. Von der Mauer, die den etwas tiefer liegenden Garten vom Hofe trennte, quollen weiche, blaue Fliedermassen herab und der linde Blütenwind strich zu dem Kind herüber. Mir kam es so vor, als wäre der ganze, sonnige

Schloßhof und das Mädchen am Brunnenrand wie verzaubert, und dem Kinde selbst mußte es wohl ebenso erscheinen, denn es begann bald ein wehmütiges altes Volkslied zu summen, das hatte auch wie alle echten Volksweisen etwas verzaubertes an sich:

„Es war ein Markgraf über dem Rhein,
Der hatte zwei schöne Töchterlein.
Die eine ward eine stolze Braut,
Die andere begrub den Vater traut.
Dann ging sie singen vor Schwesters Tür:
„Ach braucht ihr keine Dienstmagd hier?"
„Ei Mädchen, du bist mir viel zu fein,
Verführst mir den Herzliebsten mein."
„Ach nein! ach nein, das tu' ich nicht,
Daß ich so mit den Herrlein geh."
Sie dingte das Mägdlein auf ein Jahr,
Das Mägdlein dient ihr sieben Jahr —"

So weit war Sybille gekommen, als sie plötzlich abbrach und sich hastig umwandte wie jemand, der sich von rückwärts beobachtet fühlt. Es stand auch wirklich schon seit einigen Minuten ein Fremder hinter ihr. Seine Kleidung war sorgfältig und fein und auch das Gesicht hatte etwas Feines und Zartes und noch sehr Junges. Sie sahen sich einen Augenblick an, dann wurde das Kind verlegen, machte ein stolzes Gesichtchen und schlug die Blicke nieder wie es in der Schule getan, wenn die Kinder es die „Gräfin" riefen. Und dabei geschah es ganz von selbst, daß seine Augen hinab in das dunkle Brunnenloch fielen. Da erschrak es plötzlich und wurde sehr blaß und sprang auf.

„Es ist ein Gesicht im Brunnen," stammelte es zitternd.

„Du wirst dein eigen Gesicht gesehen haben, liebes Kind," sagte der Fremde lächelnd, „aber es ist nicht von der Art derer, vor welchen man erschrickt."

Sie schüttelte aber heftig und, wie mir schien, ein wenig unwillig den Kopf, so daß ihr die hellbraunen Locken, in denen sich ein Sonnenstrahl gefangen hatte, wie goldene Fäden ums Antlitz flogen.

„Nein, es war nicht mein Gesicht," erwiderte sie, „es war eine längst verstorbene Frau, ihr Bild hängt oben im Ahnensaal des Schlosses. Sie hat ein silbernes Kleid an und ihre Haare sind weiß, wenn sie auch noch ganz jung aussieht."

Der Fremde war an den Brunnen herangetreten und blickte in die Tiefe. „Auf dem Grunde liegt ein Stückchen Himmelsblau", sagte er, „und feuchtgrünes Moos tropft von den Steinen. Sonst sehe ich leider

nur mein eigenes Spiegelbild und hätte doch so gerne ein weißes Frauenantlitz erblickt.“

Er faßte nach ihrer Hand und zog sie zu sich heran. Zuerst wollte sie wieder erschrocken zurück fahren, er aber hielt sie fest und rief lachend: „So sieh doch erst einmal hin! Sie hat ja gar kein silbernes Kleid an und ihre Haare sind nicht weiß, sondern hellbraun wie goldene Fäden.“

Da blickte Sybille den Fremden fragend an und purpurrote Verwirrung stieg in ihr feines Gesicht. Ich aber brauchte nicht länger darüber nachzusinnen, an wen mich das Bild der Dame im weißen Brokat erinnerte.

Am Abend erfuhr ich von den ins Dorf zurückkehrenden Frauen, daß der Fremde niemand anders als der junge Gatte der Gräfin gewesen sei. Er war seiner Gemahlin voraus gereist, um alles zu ihrem Empfang einrichten zu lassen. Einige Stunden später war sie selbst mit einem sehr vornehm ausschauenden Diener und einer Kammerjungfer nachgekommen. Die letztere hatte den Frauen erzählt, daß der Mann von ihr' Gräfin kein' von die Adligen wär' und bloßig Erhart hieße. Aber Musik könnt' er machen, wie ein sich gar nich zu denken wüßt'.

An einem der folgenden Tage schickte ich mich an, nach dem Schloß zu gehen um den Herrschaften, wie es sich gehörte, meine Aufwartung zu machen. Im Schloßhof stieß ich mit der jungen Frau zusammen. Sie war voller geworden seit ich sie zuletzt gesehen, und war dabei schlank und stand im Verblühen. Sie begrüßte mich ein wenig von oben herab und tat nicht, als ob sie sich meiner noch zu entsinnen wüßte.

Gleich darauf erschien auch Erhart und forderte mich auf, mit ihnen in den Garten zu kommnn, wohin sie eben gehen wollten.

Es war schon gegen Abend. Über den Burghof zogen dunkle Schatten, nur die obersten Fenster des westlichen Schloßflüges blinkten und winkten noch im Abendfeuer. Ich bemerkte, daß Erharts Augen wie trunken an all' dieser Schönheit hingen, die der Frau aber suchten nur immerfort den Mann an ihrer Seite. Er sah neben ihrer reifen Pracht fast zu jung und zart aus, aber in seinen leuchtenden Künstleraugen stand das, was die Menschen zieht und hält und zwingt. Ich lenkte die Unterhaltung auf seine Kunst. Er sprach von der Musik im allgemeinen wie von etwas Göttlichem, wies aber alles Persönliche mit Bescheidenheit zurück. Das letztere schien die Frau zu verstimmen, denn sie sagte, als fürchte sie, ich könne seine Bedeutung nicht genügend schätzen: „Dieser wunderliche Mensch, dem die ganze Welt zujauchzen würde, vergräbt sich in weltfremder Einsamkeit“.

Er erwiderte: „Die blaue Blume blüht nicht auf dem Markt".

„Nein", sagte sie, „aber es ist doch schön, daß manchmal gute Feen hinüber gehen, die goldene Schlüssel zu jenem Reich der blauen Blume besitzen". Dabei lag in ihrer Stimme eine kaum verhaltene Zärtlichkeit, so, daß mir schien, als habe sie meine Gegenwart gänzlich vergessen, wie sie mich überhaupt nur flüchtig und beiläufig und sehr nebensächlich behandelte. Ich mußte mich darüber wundern, daß es etwas so Hochmütiges geben könnte, das doch auch nur ein Geschöpf unsres Gottes war.

Unterdessen hatten wir den Garten erreicht und erblickten Sybille auf einer Bank sitzend. Ihre Hände lagen im Schoß und ihre Augen gingen versonnen ins Unbestimmte.

„Es ist die Kleine, die das alte Lied sang, von dem ich Dir erzählte, Angelika", sagte Erhart. „Ich denke, es gibt einen schönen Beitrag zu meiner Sammlung alter Volksweisen."

„Sie sollte das Lied noch einmal singen", meinte die junge Frau, ohne das Kind anzublicken.

Da begann die Kleine mit feiner, lieblicher Stimme und fuhr fort, wo sie damals geendet hatte:

„Und als die sieben Jahr warn um,
Da ward das Mägdlein krank und stumm.
„Sag Mägdlein, wenn Du krank willst sein,
Wer sind die werten Eltern Dein?"
„Mein Vater war Markgraf über dem Rhein
Und ich bin sein jüngstes Töchterlein."
Und als die Frau das vernahm,
Da rannen ihr die Backen ab:
„Ach bringt mir Weck, ach bringt mir Wein,
Das ist mein jüngstes Schwesterlein!"
„Ich will kein Weck, ich will kein Wein,
Ich will nur ein kleines Lädelein,
Darin ich will begraben sein."

„Du hast schön gesungen, liebe Kleine", sagte Erhart, als das Kind schwieg. „Was meinst Du, Angelika, nehmen wir sie ein wenig mit uns in den Garten, vielleicht fallen ihr noch mehr Lieder ein."

Unter den Bäumen war es bereits kühl und feucht und wunderbar heimlich und hold verträumt. Es hatte wohl lange keine Menschenhand diesen Garten angerührt. Bäume und Sträucher kämpften hier seit Jahren einen stummen, verzweifelten Kampf miteinander: die Ulmen und Kastanien waren dunkler geworden, und nur mühsam wehrten die schwarzen Taxuswände der lieblichen Blütendrangsal von Flieder und

Jasmin. Auch allerlei Schlingkraut war herangekrochen und spann schwebende Ranken von Baum zu Baum. Manchmal trug das Fächeln des Abendwinds leisen, süßen Rosenduft in unser Gesicht. Irgendwo in der Tiefe des Gartens sang eine Nachtigall, als wolle ihr das Herz brechen.

Erharts Gedanken beschäftigten sich noch mit dem eben gehörten Lied. Er habe, sagte er mir, eine besondere Vorliebe für alte, volkstümliche Weisen, in denen er die Urform des Liedes sehe, und behauptete, daß an auflösender Macht nichts diesen schlichten Melodien zu vergleichen sei. „Ich habe einmal“, fuhr er fort, „eine Sage erzählen hören von drei schönen Jungfrauen, die zur Strafe für die Sünden ihres Lebens verurteilt waren, als ruhelose Geister umzugehen. Sie baten aber einige unerschrockene Jünglinge, die zu ihrer Erlösung auszogen, aus einem Ahornbaum eine Wiege zu zimmern und in geweihter Nacht ein Kind hineinzulegen. Die Burschen taten wie ihnen gesagt war und sahen alsbald drei lichte Jungfrauengestalten zum Himmel ziehen. Ich denke, es liegt ein tiefer Sinn in dieser alten Geschichte. Hier wie im Volkslied ist es wohl das kindliche, dem die Erlösung innewohnt. Und das eben ists, wonach wir uns sehnen.“

„Und doch“, erwiderte ich, „sind es versiegte Quellen. Wer wollte je solch' neues Lied schöpfen?“

„Ich weiß wohl,“ sagte er lebhaft, „diese Lieder werden weder ersonnen noch komponiert, sondern sie schlafen auf stillen Dorfstraßen und in alten Fliederbüschen und wachen auf, wenn die andern Vögel im Lenz singen. Aber einer muß es doch allemal sein, der ihre Stimme zuerst vernimmt.“

„Sie mögen recht haben,“ antwortete ich, „doch ist die Sonne in unseren Tagen der Blume Volkslied nicht günstig.“

Er erwiderte: „Ja, da liegt der Grund“.

Es hatte sich, während Erhart und ich miteinander sprachen, so gemacht, daß Sybille neben Angelika ging, und unwillkürlich verglichen meine Blicke die beiden weiblichen Gestalten, die vor uns herschritten. Die Frau hatte das kostbare, hellfarbige Kleid ein wenig aufgerafft, aber einige knisternde Falten schleiften doch auf dem grasüberwucherten Weg. Es sah schön, aber schwer aus. Sie ist wie ein Gedicht, dachte ich, und ihre Melodie ist vornehm und man spürt darinnen die Kunst. Das Kind aber glitt neben der Stolzen dahin, als hätte die stille Luft es irgendwo aufgehoben und sanft hier vorübergeweht — wie ein Lied.

Schließlich ließ sich Angelika auf einer goldregenüberschütteten Rasenbank nieder. Erhart und ich taten das gleiche, Sybille aber blieb mit

gesenktem Köpfchen vor uns stehen und lehnte Erharts Aufforderung, auch Platz zu nehmen, schweigend ab.

„Laß sie doch, Erhart," sagte die junge Frau, „die Kleine hat Takt." Dann erkundigte sie sich mit nachlässigem Wohlwollen nach dem Namen des Kindes.

„Und welcher Art sind Deiner Weisheit Sprüche, kleine Hexe?" fragte Erhart scherzend. „Du bist doch ohne Zweifel ein richtiges Sybillchen?"

Da hob das Kind die Augen groß und scheu empor und hauchte: „Ich verstehe nicht, Herr".

Er wurde ernst und ein wenig rot und erklärte ihr freundlich und verständig, daß man in alten Zeiten schicksalskundige Frauen Sybillen genannt habe, diese hätten aus Wolken und Sternen allerlei krause Weisheit herausgelesen. Das Kind hörte klug zu, dann lächelte es und fragte, auf eine voll erschlossene Centifolie deutend, die an verwildertem Strauch in den Weg hing:

„Warum nicht auch aus dem Duft der Rose?"

„Seltsam", sagte Erhart, „hier also blüht sie! Wir haben ihren Duft auf dem ganzen Weg durch den Garten gespürt, aber mir war immer, als müsse das Kind die Blume irgendwo an sich tragen."

Da lachte Angelika auf. „Schwärmer!" sagte sie herb. Sybille aber fuhr zusammen und spielte verwirrt mit der schönen Rose, wobei ihre feinen Fingerchen die Blätter sanft auseinander bogen. Plötzlich ließ sie ihr Spiel fahren.

„Ist etwa auch ein Gesicht darinnen?" fragte Erhart neckend, aber es war, als ob durch seine Stimme und sein Lachen ein beklommener Ton gehe.

„Nein", antwortete sie, „es ist nur das Lied." Und als wir andern uns erstaunt anblickten, war sie schnell von uns fortgetreten und zwischen den Büschen verschwunden. Nach einer Weile vernahmen wir in der Ferne ihre Stimme. Sie sang das Lied vom Markgrafen und seinen beiden Töchtern. Wir sahen die Rose genauer an, da bemerkten wir, daß unter den breiten Blumenblättern ein zartes, unscheinbares Knospenschwesterlein versteckt war. — — —

Im Laufe des Sommers führte mich mein Weg öfter ins Schloß. Nicht daß ich mit seinen Bewohnern in eigentlich nähere Beziehungen getreten wäre, dazu war der Mann zu völlig hingenommen von seiner Kunst und die Frau zu stolz und fremd. Sie war es aber nie mehr, als wenn sie höflich und freundlich mit mir verkehrte. Was mich ins Schloß führte, war die Bibliothek. Ich bin von jeher ein großer

Bücherfreund gewesen, besonders in jüngeren Jahren, ehe ich noch völlig zu der Erkenntnis des demütigen Apostelwortes gekommen war, daß unser Wissen nur Stückwerk ist. So erschien es mir ein hochwillkommener Auftrag, als die Herrschaften mich eines Tages fragten, ob ich mich wohl dazu verstehen würde, die etwas durcheinander geratene Bibliothek des Schlosses in Ordnung zu bringen. Meine kleine Gemeinde ließ mir manche Mußestunde, die ich nun auf angenehme und nützliche Weise ausfüllte. Dabei hatte ich nicht selten Gelegenheit, die Kunst Meister Erharts zu bewundern. Sein Zimmer befand sich neben der Bibliothek, und oft, wenn, der Sommerhitze halber, die Türe zu dem großen, kühlen Raum geöffnet war, stand ich, meine Bücher vergessend, in weltentrücktem Lauschen da. Als Sohn eines Musikers war mir von Kind auf das Evangelium der Kunst nahegebracht worden, wenn auch von dem Talent des Vaters nur eine verständnisvolle Liebe auf mich überkommen war. Aber vielleicht gerade durch die Beschränkung meiner Begabung wurde es mir leicht, die Eigenart von Erharts Zielen zu begreifen. Oft beschlich mich eine tiefe Rührung, wenn ich seinem Spiel zuhörte. Es mußte ihm ein seltsamer, demütiger Zug zur schlichten Kindertiefe innewohnen, denn immer wieder kehrte er zu ganz einfachen innigen Motiven zurück. Dann war es manchmal wie ein verhallender Glockenklang, der irgendwo weit her aus der Tiefe über ein stilles Wasser treibt — ein leiser Windhauch — die Wellen der Oberfläche begannen zu rauschen und der tiefe Klang war wohl nur Traum gewesen. In solchen Augenblicken konnte es geschehen, daß Erhart sich mit der Hand über die Stirn fuhr, als suche er sich auf ein Verlorenes zu besinnen, nach einer Weile stand er still auf und schloß den Flügel. Manchmal auch hörte ich ihn später in erschütternd leidenschaftlichen Phantasien um sein unerreichbares Ideal klagen. Das waren die Augenblicke, in denen die Frau des Schlosses und ihre Zärtlichkeit um ihn war.

Eines Tages sah ich mich genötigt, in einer bestimmten Frage die Wünsche der Herrschaften einzuholen und begab mich in Erharts Zimmer. Angelika, die am Fenster in einem Sessel lehnte, machte mir ein Zeichen zu schweigen, denn Erhart saß am Klavier. Er griff einige volle Akkorde und setzte dann eine Melodie ein, die reich an Glanz und Schönheit war, aber auch reich an bewußter Kunst. Nach ein paar Takten brach er ab und sprang auf. Auch Angelika erhob sich und ihr langes Morgenkleid knisterte über den Boden.

„Das Rauschen eines Gewandes und weiter nichts,“ sagte Erhart schwermütig. Und dann zu mir gewendet mit jenem Lächeln, in dem ich

alle Feinheit und Zartheit seines Wesens liebte: „Heißt es nicht in der Schrift: So ihr nicht werdet wie die Kinder könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen?"

Jemand von der Dienerschaft meldete, Sybille stehe draußen. „Sie soll mich in meinem Zimmer erwarten," sagte Angelika und erklärte mir, ihre Kammerjungfer sei erkrankt und entlassen, sie habe sich nun seit einigen Tagen das Kind holen lassen, damit es ihr beim An- und Auskleiden behilflich sei. Es stelle sich nicht ungeschickt dabei an.

Sie ging hinaus und ihre aufgelösten blonden Haare hingen hinter ihr her wie ein prächtiger Mantel. Sie sah aber trotzdem an diesem Morgen welk und matt aus, denn sie stand in dem Alter, da eine Frau nur am Abend schön ist. Als sie fort war, ordnete ich mit Erhart die Angelegenheit, wegen der ich gekommen war. Er bot mir seinen Schreibtisch an, um einige notwendige Notizen zu machen. Währenddessen wurde die Tür leise geöffnet und Sybille erschien auf der Schwelle. Sie mußte uns nicht hier vermutet haben, denn sie blieb wie erschrocken im Rahmen der Tür stehen. Indem kam ein Sonnenstrahl durchs Fenster in das dunkle Gemach und schoß gerade auf sie zu. Sie stand wie ein Bild da und sah so rührend aus und so traurig und verwirrt. Und dann bemerkte ich, daß Erhart sie anblickte, und es war, als ob die beiden sich nicht zu rühren vermöchten. Endlich fand sie sich im Zimmer zurecht und hob einen Gegenstand auf, den ihr Angelika wohl zu holen befohlen hatte. Da machte auch er einige Schritte und ging zum Flügel zurück und griff mit der rechten Hand eine Melodie und summte dazu die Worte eines kleinen Liedes. Dann zog das Kind die Tür hinter sich zu.

Nicht lange danach kam Angelika zurück. Sie war jetzt schön zurecht gemacht und sah froh und beinahe festlich aus. Er hatte sie wohl nicht kommen hören, denn er schrieb in atemloser Hast das Liedchen auf. Sie blickte ihm lächelnd über die Schulter. Und plötzlich wurde sie schneeweiß. Das Kind erschien noch einmal und fragte, wann es wiederkommen solle. Sie hieß es kurzweg gehen.

* * *

Ich habe die Schloßbewohner dann einige Zeit nicht gesehen. Meine Arbeit in der Bibliothek war beendet, auch hätte ich ihr ohnehin jetzt keine Zeit widmen können, denn die Gemeinde bedurfte meiner häufiger. Es war ein ungewöhnlich heißer Sommer. Jeden Tag ballten sich über der Heide schwere Wetterwolken zusammen, aber sie schossen nur aus der Ferne unruhige Strahlen hin und her und zogen sich wieder zurück, ohne der lechzenden Natur Erquickung gebracht zu haben. Aber

etwas anderes kam: aus den Sümpfen der Heide stieg am hellen Mittag das Fieber und schlich durch die lautlose Glut nach den Wohnungen der Menschen. Da war kaum ein Haus im Dorf, das von der bösen Krankheit verschont blieb, und ich hatte vollauf zu tun, die Furchtsamen zu ermahnen, die Kranken zu trösten und den Sterbenden den letzten Segen zu spenden. Da brachte man mir eines Tages die Nachricht, daß auch im Schloß der unheimliche Gast seinen Einzug gehalten habe. Ich machte mich sofort auf den Weg und fand Angelika in ernstem Gespräch mit dem Arzt, abgespannt und verwachten Auges. Da ich dem Doktor anmerkte, daß er ihr über Erharts Befinden wenig Hoffnung zu geben vermochte, versuchte ich als wir allein waren, Angelika mit einigen Worten über Gottes unerforschliche Heilswege auf das Schwerste vorzubereiten. Ich glaube aber, sie hat mich gar nicht gehört. Endlich wollte ich gehen, aber sie hielt mich gebieterisch zurück.

„Ich habe das Kind rufen lassen", sagte sie. „Ich habe Erhart viel zu lieb. Aber Sie sollen hier bleiben, denn ich kann die Verantwortung nicht allein tragen."

Ich habe dann alles mit angehört und habe nicht das Herz gehabt, darein zu reden. Sie hat es über sich vermocht, das Kind zu bitten in all' ihrem Stolz. Wie eine Mutter hat sie zu Sybille gesprochen voller Güte und Liebe und hat ihr erzählt, wie der Kranke in seinen Fieberträumen fort und fort ihren Namen rufe, und wie sie nun zu ihm gehen müsse, damit er besser werde. Und Sybille hat dagestanden mit weit zurückgebogenem Köpfchen, so blaß wie eine weiße Blume und so zart und schmächtig wie ein ganz kleines Mädchen. Und dann hat sie plötzlich die Arme um Angelika geschlungen und sie geküßt. Mir aber ist es in diesem Augenblick mit leisem Schauern zum Bewußtsein gekommen, daß wir uns in einem alten, finsteren Schloß befanden, und daß da neben den Lebenden und Sterbenden eine geheimnisvolle, verworrene Vergangenheit wohnte, die unablässig in das Jetzt hineingriff.

Aber es nutzte mir nichts, daß ich meine Augen von den beiden Frauen abwandte, denn nun war mein Gesicht der offenstehenden Tür zugekehrt und ich erblickte in dem hellen Schein, der, von unserer Lampe kommend, gerade auf die Wand des dunklen Nebenzimmers fiel, das Bildnis der Frau im weißen Brokat.

Ich weiß nicht, was das Kind zu dem Kranken gesprochen und ob es überhaupt zu ihm gesprochen hat. Ich weiß auch nicht mehr zu sagen, was an jenem Abend zwischen Angelika und mir für Worte fielen, aber das weiß ich, daß es Stunden gibt, in denen die Meinung meiner Amts-

drüber, mit einem Bibelspruch an ein in allen Tiefen aufgerührtes Menschenherz heranzutreten, als eine lichte Torheit erscheint.

Wir haben miteinander geschwiegen und die Seufzer der Frau sind schwer gegangen wie draußen in den dunklen Büschen des Parkes das Atemholen der Gewitternacht. Aller Duft der Sommerblumen stieg durchs Fenster und unter ihm verborgen der Sumpfgeruch der Teiche und Gräben, die in Dürre verschmachteten. In den alten Schränken klopfte und tickte es. Lautlose Falter tummelten um die Lampe und Fledermäuse huschten am Fenster vorbei. Durch die Finsternis irrte blasses Wetterleuchten und ein- oder zweimal murrte in der Ferne der Donner.

„Es scheint heraufzukommen“, sagte Angelika gedankenlos.

Aber es kam nicht. Die Blitze zuckten seltener und mählich verstummte das Stöhnen im dunklen Garten. Als es ganz still geworden war, stand Sybille vor uns.

„Er schläft jetzt,“ sagte sie, „und ich muß gehen, denn die Nacht ist da.“

Sie bat mich, ihr eine frische Rose aus dem Garten zu holen. Ich tat es und die duftende Süße wies mir den Weg zu den Rosenbeeten durch die sternlose Nacht. Als ich ins Zimmer zurückkehrte, sah ich, daß es eine Centifolie war, die ich in der Dunkelheit gepflückt, und unwillkürlich fiel mir ein, was Erhart an jenem ersten Abend über die Rose gesagt hatte, deren Duft im alten Garten wie etwas Unbewußtes mit uns ging.

Ich fand Sybille um die junge Frau beschäftigt. Sie hatte ihr die langen Haare gelöst und flocht sie zur Nacht ein, wie sie es während der Zeit getan haben mochte, da sie bei Angelika das Amt einer Kammerjungfer versah. Dann trug sie ein weiches, bequemes Kleid herbei, stellte ein Paar Pantöffelchen vor sie hin und schickte sich an, ihr die ledernen Schuhe auszuziehen. Sie tat das alles mit lieblicher Geschäftigkeit und sichtlicher Freude am Dienen. Die andere sah dabei aus, als könne sie jeden Augenblick ohnmächtig hinfallen. Ich gab dem Kind die Rose, ohne zu wissen, weshalb es sie begehrt. Es ging damit noch einmal in das Krankenzimmer zurück und ich sah, wie es die Blume auf die Bettdecke des unruhig sich hin und her Werfenden legte, so daß ihm der Duft gerade ins Gesicht steigen mußte. Da lächelte er im Schlaf und wurde ruhig als wüßte er sie wieder bei sich.

So ist es Tage lang gegangen. Ich weiß nicht, wie es mir möglich war, diese Zeit zu durchleben und glaube, ich habe die eigentliche Angst

um das körperliche und seelische Heil des geliebten Kindes damals nur wie ein Schlafwandelnder durchträumt. Die Erkenntnis kam erst hinterdrein.

Sie blieb am Tage bei ihm und legte ihm zur Nacht eine Rose aufs Bett und er genas unter ihrer Nähe. Als die heftigste Gefahr vorüber war, hielt ich sie strenge an, sich täglich ein wenig in frischer Luft zu bewegen, denn der Arzt hatte mir gesagt, daß hierdurch der Ansteckungsgefahr vorgebeugt werde. Einmal traf ich sie am späten Nachmittag an der Grenze der Heide, wo sich der Schloßgarten verläuft. Sie stand unter den letzten hohen Bäumen und blickte hinaus in die weite Stille. Es fiel mir auf, daß sie ungewöhnlich blaß aussah. Ich fragte sie besorgt, ob sie ein Stückchen Wegs mit mir kommen wolle, tat es aber unsicher, denn es lag in letzter Zeit mehr denn je etwas Unberührbares auf dem Kinde. Sie schüttelte den Kopf und erwiderte: „Heute will ich noch bei ihm bleiben". Und dabei betonte sie das „heute" auf eine eigentümliche Weise.

Es fiel mir wieder ein, als ich am anderen Abend zufällig denselben Weg von der Heide her kam. Ich war den ganzen Tag über fort gewesen, da ich in einem ziemlich entfernten Dorf, das bei uns eingepfarrt war, eine Beerdigung gehabt hatte. Ermüdet kehrte ich zurück und ging, um den Weg etwas abzukürzen, durch den Schloßgarten. Der Tag hatte endlich das ersehnte Gewitter gebracht, und, wie es manchmal nach heftigen Regengüssen zu geschehen pflegt, war der Abendhimmel von seltener Klarheit. Leuchtender Glanz erfüllte die ganze Luft, und selbst durch das bläuliche Tiefdunkel des Parkes bauten sich vereinzelte goldene Gassen, die schließlich an einer ausgeholzten Stelle, wo die Blumenbeete lagen, zu einem einzigen Meer gelben Goldes zusammenflossen. Ich näherte mich dieser Stelle und erblickte über eins der Beete geneigt Sybille, die wohl die allabendliche Rose für den Kranken pflückte. Es fiel mir auf, daß die Umrisse ihrer Gestalt für die geringe Entfernung, aus der ich sie sah, merkwürdig verschwommen erschienen, doch mochte dies wohl davon herrühren, daß nach dem Regen hier im Park ein leichter Dunst die goldene Luft erfüllte. Ich wollte das Kind anrufen, aber es war heute etwas so Feierliches in dem alten Garten, daß ich es nicht wagte. Es war so still, als wäre alles Leben darinnen zur Kirche gegangen. Da sah ich auch schon Sybille sich wieder zum Gehen wenden. Ich beschleunigte meine Schritte, denn ich hätte sie gerne gesprochen, aber sie mußte doch wohl einen zu großen Vorsprung haben, denn wie rasch ich auch ging, ich vermochte sie nicht einzuholen. Schließlich verlor ich sie ganz aus den Augen, und da die Abendsonne

immer leuchtender geworden war, sah es fast aus, als wäre sie im Gold untergetaucht.

Ich weiß aber heute, daß das Kind zu jener Stunde nicht mehr unter den Lebenden geweilt hat. Es ist hin und wieder, wie man im Volke spricht, ein geheimnisvolles Gesetz beobachtet worden, kraft dessen ein Toter in der Stunde nach seinem Sterben noch einmal Freiheit hat, sein Liebstes auf Erden aufzusuchen. Und das Kind ging, als ich es an jenem Abend sah, dem Schlosse zu.

Sie haben mir später alles erzählt. Sybille hat sich schon am Tag zuvor elend gefühlt, ist aber doch bis zur gewöhnlichen Stunde im Schloß geblieben, um Angelika noch jene verschiedenen kleinen Dienste zu leisten, die sie seit Erharts Krankheit wieder übernommen hatte. In der Nacht ist dann das Fieber losgebrochen und hat Stunde um Stunde gerast. Erhart soll den ganzen folgenden Tag über sehr unruhig gewesen sein, so daß man schon angefangen hatte, sich von neuem um ihn zu ängstigen. Als aber Angelika am Abend auf einige Minuten aus dem Zimmer gegangen ist, hat sie bei ihrer Rückkehr auf dem Bett des plötzlich ganz friedlich Schlummernden eine frische Centifolie gefunden. Es ist aber genau um die Stunde gewesen, da ich Sybille nach dem Schloß gehen sah.

Ich habe das Kind dann noch einmal besucht. Es lag wie schlafend auf seinem Bettlein und sah aus wie Schneewittchen. Ich verharrte lange in tiefem Sinnen: alles Rätselvolle, was mit diesem jungen Leben verknüpft war, dessen Erscheinung nun dahingegangen, drängte sich schmerzvoll, wie ich es nie empfunden, an mich. Auf dem Tisch vor dem Bett lag ein aufgeschlagenes Gesangbuch. Ich griff danach, um wenigstens zu erfahren, was in der letzten Stunde durch meines Lieblings Seele gegangen sei. Ein offener Brief fiel mir entgegen, in dessen Schriftzeichen ich staunend die Hand des verstorbenen Grafen erkannte. Da stand auch das Datum seines Sterbetages und neben der Unterschrift die meine, die ich auf den Wunsch des Schwerkranken hinzugefügt hatte.

„Meine Tochter“, las ich, „als ich dich zum letztenmal sah, warst du ein Kind, das die Züge unsres Geschlechts und die Merkmale unsres Blutes trug. Wenn du gehalten hast, was du versprachst, so wirst du an dir selbst gelernt haben, die Sünde zu begreifen, um deretwillen deine Mutter von mir schied. Ich habe das Wesen, das ich in heißer Stunde an mich riß, unserm treuen Schloßwart vermählt, sein Name hat sie und das Kind vor Schande geschützt. Wenn du für das letztere in aller

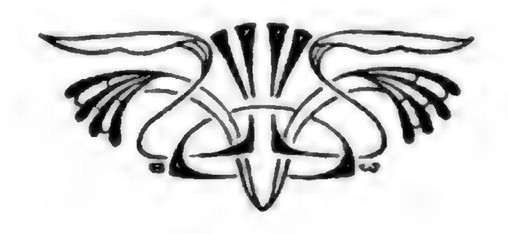
Stille sorgen wolltest, so könntest du die Sünde deines Vaters gut machen, soweit das in Menschenmacht steht.“

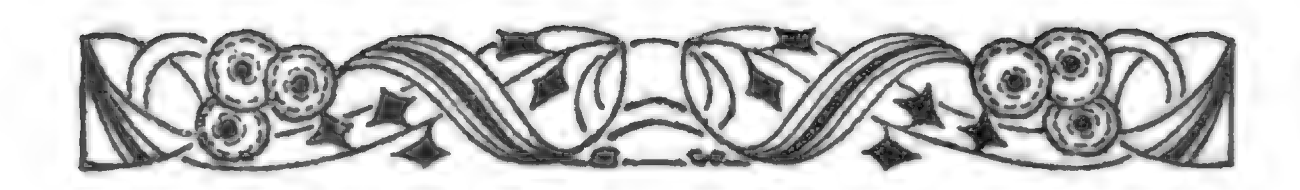
Ich ging noch in derselben Stunde zu Angelika. Wirre Erinnerungen kreuzten in meinem Hirn: vor mir stand die Gestalt des alten Schloßwarts. Hatte dieser finstere Sonderling das gefallene Weib, das in der höchsten Not die Seine geworden, so leidenschaftlich geliebt, daß er diesen Brief, den Beweis ihrer Schande beiseite schaffte? Hatte Sybille nach seinem Tode das verräterische Schriftstück gefunden und in romantischer Verschwiegenheit bewahrt? Nur Vermutungen ließen meine Gedanken arbeiten, als ich aber Angelika den Brief reichte, fiel ein kleiner Zettel heraus, den ich zuvor nicht bemerkt hatte. In ungewandten kindlichen Zügen standen darauf die Worte:

„Ich will kein Weck, ich will kein Wein,
Ich will nur ein kleines Lädelein,
Drinn ich will begraben sein.
Sybille.“ — — —

Es bleibt mir wenig zu erzählen übrig. Wir haben das Kind begraben und die letzten Rosen des Jahres auf sein Grab gelegt. Nicht lange danach sind die Schloßbewohner abgereist. Ich habe sie nicht wiedergesehen. Nach Jahren brachte man Angelika als Leiche zurück, um sie in der Gruft ihrer Väter beizusetzen. Auch Erhart ist lange tot. Von seinen Werken hat ihn nur ein einziges überlebt; das kleine Lied, das ihm Sybille an jenem Morgen schenkte, da sie im Sonnenschein vor ihm in der Tür stand. Nur wenige kennen den Namen des Künstlers — einige Jahrzehnte noch, so wird er völlig vergessen und das kleine Lied in Wahrheit ein Volkslied geworden sein. Und so hatte er es ja gewünscht.“ — — —

Mein alter Freund schwieg. Es war Abend geworden und durch den kleinen Pfarrgarten kam die Dämmerung auf weichen Sohlen geschlichen. Ein einsamer Stern blitzte über dem dunklen Schloß auf. Durch die Büsche strich der Nachtwind und trug eine Welle von Centifoliendust vom Schloß herüber.





Eine Englandfahrt deutscher Journalisten.

Von

W. v. Massow.

Die kaum noch zu verschlechternde Stimmung zwischen Deutschland und England, wie sie in den letzten zehn Jahren allmählich herausgebildet war, hatte schon längst den besonneneren Politikern diesseits und jenseits des Kanals schwere Besorgnisse eingeflößt. Bei uns freilich wünschte niemand einen Krieg mit England, aber es gab doch Leute, die mit völliger Unbekümmertheit dieser durch keine realen Interessen begründeten Spannung zusahen, ohne dabei zu bedenken, daß solche Gegensätze doch einmal sehr leicht eine Grenze erreichen, wo Vernunft und besonnener Wille die Herrschaft verlieren und die nationale Leidenschaft allein das Wort führt. Es ist falsch, diese Frage danach zu entscheiden, ob wir einen Sieg zu erhoffen oder eine Niederlage zu fürchten haben. Gewiß gibt es Weltlagen, in denen die Früchte eines zu hoffenden Sieges das Verlustkonto, das auch der glückliche Krieg auftut, bedeutend überwiegen. Aber zwischen uns und England liegt die Sache in jedem Falle anders. Ein Krieg mit England mag ausgehen, wie er will, er ist in jedem Falle ein Unglück für beide Völker, ein Unternehmen, dessen Gewinn dritten Personen zufällt. Diese Wahrheit, der Fürst Bülow im Reichstage entschiedenen Ausdruck gegeben hat, muß der deutschen wie der englischen Staatskunst, wenn sie im Interesse ihres Landes handeln will, stets geläufig sein, und sie wird alles tun müssen, um einen Konflikt zu verhindern.

Da sind nun solche feindseligen Stimmungen und Spannungen in der öffentlichen Meinung ein großes Hindernis, und das hat wohl auch die englische Regierung oft recht stark empfinden müssen. In einem Lande, in dem jedesmal die Partei, die die Mehrheit hat, zur verantwortlichen Regierung berufen wird, muß man natürlich an die Gefahr denken, daß die Stimmung eines Teils der Nation sich allmählich zum ausgesprochenen Willen der Mehrheit verdichtet und die Regierung zwingt, in dieser Richtung zu handeln. Daneben besteht eine mehr indirekte Wirkung. Selbst die friedfertigste auswärtige Politik muß mitunter Vorteile wahrnehmen und Beziehungen pflegen, die die entfernte Möglich-

keit von Verwicklungen mit andern Mächten in sich tragen. Je neutraler sich die öffentliche Meinung diesen Einzelaktionen gegenüber verhält, desto freier und unbefangener kann die Regierung das Interesse des Landes wahrnehmen. Wir verstehen z. B., daß die englische Regierung aus verschiedenen sehr triftigen Gründen ein gutes und womöglich recht freundschaftliches Verhältnis zu Frankreich braucht. Wüßten wir, daß das englische Volk in seiner allgemeinen Stimmung uns gegenüber freundlich oder wenigstens gleichgültig ist, so könnte uns das nur freuen. Herrscht aber in England eine deutsch-feindliche Stimmung, so gewinnt jeder sonst harmlose Akt der Freundschaftsbezeugung zwischen den Regierungen Englands und Frankreichs einen Anstrich, der für die englische Politik gewisse Unbequemlichkeiten schafft, wenn sie ihrerseits entschlossen ist, ein friedliches und freundschaftliches Verhältnis zu Deutschland aufrecht zu erhalten.

Die vernünftigen Leute in Deutschland und England waren darüber längst klar, aber es war so schwer, eine genügend kräftige Gegenwirkung hervorzurufen. England als das Land der privaten Initiative in öffentlichen Angelegenheiten machte hier den Anfang. Unter dem Vorsitz des Lord Avebury wurde das Anglo-German Friendship Committee ins Leben gerufen, eine Organisation, die es sich zur Aufgabe stellte, bessere Beziehungen zwischen Deutschland und England herzustellen. Eine entsprechende Organisation bildete sich auch in Deutschland, freilich unter den sehr viel schwierigeren Verhältnissen, die bei uns jedes private Unternehmen zu überwinden hat, wenn es sich eine Aufgabe stellt, die nach Gewöhnung und Ansicht des Durchschnittsdeutschen der Staat zu leisten hat. Mancherlei ist nun schon unternommen worden, um die beiden Nationen einander näher zu bringen, zuletzt die Fahrt der deutschen Städtevertreter nach England. Immer wieder wurde in dem Gedankenaustausch der Vertreter friedlicher Verständigung betont, daß eigentlich gar kein vernünftiger Grund gefunden werden könne, weshalb zwei Nationen, die in einer viele Jahrhunderte währenden Geschichte noch niemals die Schwerter gekreuzt haben, jetzt plötzlich sich wie zwei Todfeinde gegenüberstehen sollen. Da hieß es denn immer: Die Presse trägt die Schuld, daß die öffentliche Meinung in beiden Ländern nicht zur Ruhe kommt, daß die Mißstimmung immer wieder genährt und jede der beiden Nationen von Mißtrauen gegen die andere erfüllt wird.

Es war ein kühner Schritt, den jetzt das englische Komitee tat. Es beschloß, die Vertreter der größten deutschen Zeitungen nach London als Gäste einzuladen, um eine persönliche Annäherung zwischen der

Presse beider Länder zu ermöglichen und so eine Gelegenheit näheren Sichkennenlernens und gegenseitigen Verstehens zu schaffen. So, wie der Gedanke ursprünglich gefaßt war, barg er die Möglichkeit, daß die Veranstaltung genau das Gegenteil der erwünschten Wirkung hervorbrachte. Was wäre der Eindruck gewesen, wenn die gut und ehrlich gemeinte Einladung abgelehnt worden wäre? Oder wenn es während des Aufenthalts der deutschen Journalisten in England zu unangenehmen Reibungen und Mißverständnissen kam? Die deutsche Presse hatte noch niemals Gelegenheit gehabt, als Ganzes für sich allein im Auslande zu repräsentieren, und als erschwerender Umstand kam hinzu, daß es sich nicht um eine Abordnung handelte, die von der deutschen Presse selbst erwählt worden war, sondern die Einladungen waren von England aus unter dem Beirat deutscher, wohl von Parteigeist nicht ganz freier Pressevertreter an die einzelnen Zeitungen direkt ergangen, so daß jede Zeitung zwar in der Lage war, unter ihrem eigenen Personal einen Vertreter zu bestimmen, nicht aber auf die Zusammensetzung des Ganzen irgend welchen Einfluß auszuüben. Wer die Verhältnisse der deutschen Presse genauer kennt, weiß, welcher starken Belastungsprobe hinsichtlich ihres politischen Taktes diese ganz ohne ihr Zutun wie vom Wind zusammengewehte Vertretung der deutschen Presse in einem fremden Lande, das viele der Teilnehmer aus eigener Anschauung überhaupt noch nicht kannten, ausgesetzt war. Mit Stolz kann heute gesagt werden, daß diese ungewöhnliche und unvorbereitete Probe vorzüglich bestanden wurde. Kein Mißton hat die Reihe der Festlichkeiten, die den Deutschen zu Ehren veranstaltet wurden, gestört. Daß unsere englischen Wirte uns mit vollendeter Gastfreundschaft aufnahmen, konnte niemand überraschen, der die gesellschaftliche Kultur Englands kennt. Aber auch die englische Presse begegnete uns — mit Ausnahme eines einzigen, zwar vielgenannten, aber doch unbedeutenden Blattes — mit ausgezeichneter Höflichkeit, und man hatte allgemein die Überzeugung, daß das Unternehmen bei deutschen und englischen Beteiligten einen tieferen Eindruck hinterlassen hatte, als die meisten zu hoffen gewagt hatten.

Ehe man nun weiter die Frage zu beantworten sucht, welcher praktische Nutzen aus diesem Besuch vielleicht herausspringen kann, werden einige Bemerkungen über die Verhältnisse der deutschen und englischen Presse nötig sein, die wohl bei vielen nicht ohne weiteres als bekannt vorausgesetzt werden können.

Die Presse beider Länder hat ihre Aufgabe, als sie über die primitive Befriedigung des Neuigkeitsbedürfnisses hinaus war, von

Hause aus sehr ernst genommen. Von den beiden Anforderungen, die die ernsthafte Presse als ein Faktor des politischen Lebens zu erfüllen hat, nämlich erstens die politische Meinung bestimmter Kreise und Richtungen möglichst getreu widerzuspiegeln und zweitens den weniger selbständig denkenden oder der besonderen Orientierung Bedürftigen zu einer bestimmten politischen Meinung zu verhelfen, diese Kreise politisch zu erziehen und den gesamten Vertretern einer politischen Meinung ein zuverlässiger Führer zu sein, — von diesen beiden Aufgaben liegt in den ersten Entwicklungsstadien der Presse der Schwerpunkt zunächst in der zweiten. Erst im Laufe der Zeit erwacht der Bildungsstolz des Publikums und die Eifersucht auf die eigene Meinung. Statt die Meinung der Zeitung entgegenzunehmen, wie der Gebildete es in der gesellschaftlichen Unterhaltung mit jeder andern ihm ausgesprochenen Meinung zu tun pflegt, — statt ferner die Notwendigkeit der Organisation und Zusammenfassung der einzelnen Meinungen einzusehen und jede diesem Zwecke dienende, fachmännisch organisierte und berufsmäßige Unterstützung dankbar anzunehmen, glaubt man sich „bevormundet" und nährt in sich eine gewisse Oppositionsstimmung gegen die eine bestimmte politische Anschauung ernsthaft vertretende Presse. Auf der geschäftlichen Ausnutzung dieser Stimmung und Sinnesart des Publikums baut sich nun eine neue Form und Methode im Betrieb der Presse auf. Der Unternehmer oder Herausgeber einer Zeitung, der natürlich sehr wohl weiß, daß 90 Prozent aller Leser heutzutage von der Zeitung viel abhängiger sind als je zuvor, macht eine tiefe Reverenz vor dem P. T. Publikum, vor seiner Weisheit, Bildung und Selbständigkeit, er verzichtet darauf, es zu belehren und zu führen, dafür verspricht er es zu unterhalten. Und da vor allen Dingen die Sache geschäftlich etwas abwerfen soll, so ist es natürlich nicht die geistige Elite, die angelockt und unterhalten werden soll, sondern der große Durchschnitt, die Masse, deren Geschmack, Neigungen und Stimmungen man sich anpaßt. Man gewöhnt das Publikum daran, die ernsten Fragen des Gemeinwohls „langweilig" zu finden und die Aufmerksamkeit auf einzelne sensationelle Vorgänge zu richten. Die korrumpierende Wirkung dieses Treibens kommt nicht in Betracht, da es sich ja nur um das „Geschäft" handelt. Da aber doch der äußere Anstrich politischer Interessen gewahrt werden muß, so wendet man sich auch hier an populäre Strömungen in der Masse, der man möglichst — wenn auch natürlich unter Beweisen guten Informiertseins — nach dem Munde zu reden sucht und die man in ihren politischen Unarten bestärkt.

Diesen Entwicklungsprozeß im Leben der Presse, der von der Erfüllung ernster politischer Aufgaben im Dienst der öffentlichen Meinung als eines idealen politischen Wertobjekts allmählich infolge zunehmender Zerfahrenheit und Eigenrichtigkeit immer mehr zur Geschäftsmache mit Hilfe der öffentlichen Meinung als Ware führt, muß man kennen und im Auge behalten, wenn man das Verhältnis zwischen der deutschen und der englischen Presse verstehen will. Das moderne politische Leben in England ist älter als das in Deutschland. Kein Wunder, daß der geschilderte Prozeß in England weiter vorgeschritten ist als bei uns. Bei dem engen Zusammenhang zwischen Parlament und Presse hat das älteste parlamentarisch regierte Land auch in der Entwicklung der Presse lange Zeit vorbildlich gewirkt. Als unsere Presse in den Anfängen einer freieren Entwicklung stand, blickte sie mit einer gewissen Bewunderung zu der politischen Disziplin und Bedeutung der englischen Presse empor. Jetzt steht unsere Presse auf eigenen Füßen und bedarf keines Vorbildes mehr, aber der — fast möchte man sagen — anerzogene Respekt vor der politischen Qualität der englischen Presse sitzt noch sehr tief. Darauf beruht z. B. noch heute ein Ansehen der „Times" im Auslande, das der moderne, politisch gebildete Engländer gar nicht versteht.

Denn längst ist in der englischen Presse die vorhin angedeutete Wandelung vollzogen. Die englischen Preßorgane sind großenteils rein geschäftliche Unternehmungen geworden, die zwar im allgemeinen die Geschäfte der politischen Parteien besorgen, d. h. die Führer ihrer Partei, die je nachdem in Regierung oder Opposition ist, in den verschiedenartigsten Bestrebungen unterstützen, aber nicht im entferntesten geneigt sind, sich für die Vertretung oder Verbreitung bestimmter politischer Anschauungen lediglich um der Sache willen und ohne Rücksicht auf den Erfolg einzusetzen. Sensation und Benutzung populärer Stimmungen sind daher ihr Lebenselement geworden. Dementsprechend haben diese Blätter der deutschfeindlichen Stimmung, die in England seit dem Burenkriege allmählich langsam, aber desto gründlicher in die breiteren Volksschichten hindurchgesickert war, unbekümmert um die Folgen reichliche Nahrung zugeführt, weil sie wußten, daß jede noch so dumm erdachte Meldung über angebliche deutsche Ränke gegen England bei der herrschenden Stimmung die Zeitung in den Augen der urteilslosen Masse interessant machte. Auf dieser populären Grundlage konnten sie bequem die politischen Geschäfte betreiben, um die es ihnen eigentlich zu tun war. Denn die auswärtige Politik ist der größeren Masse der Engländer in ihren Einzelheiten und Feinheiten weit mehr Nebensache als uns. Sie verlangen von

ihrer Regierung rücksichtslose Wahrnehmung des englischen Vorteils, wie es der nationalen Machtstellung entspricht; alles übrige behandeln sie merkwürdigerweise weit mehr, als bei uns geahnt und gewürdigt wird, vom Gefühlsstandpunkt. Man entrüstet sich über das Schicksal der Macedonier und Armenier, man begeistert sich für die Freiheit des russischen Volkes ganz ehrlich, ohne sich mit realpolitischen Bedenken zu beschweren; sonst ist dem Engländer das Ausland „Hekuba".

Unsere deutsche Presse aber hatte die Gewohnheit beibehalten, hinter allen Äußerungen der englischen Blätter das Schwergewicht großer Pläne der maßgebenden englischen Politik zu suchen. Sie tat der systematisch betriebenen Deutschenhetze in England den Gefallen, sich darüber zu erregen, was natürlich die Folge hatte, daß jede unfreundliche Äußerung auch der untergeordnetsten deutschen Zeitung gegen die Artikel eines englischen Blattes sorgfältig aus ihrem Zusammenhang herausgeschält wurde und teils direkt zur Verstärkung der unfreundlichen Stimmung gegen uns in England, teils — und das war die Hauptsache — als Geschäftsreklame für das englische Organ dienen mußte.

Aber nun war man auch an dem Punkte angekommen, wo der sich in entscheidenden Augenblicken nie verleugnende gesunde Sinn der englischen Nation diese Verhältnisse als Unbequemlichkeit empfand. Die politisch Urteilsfähigen waren von dem Unsinnigen und Unwürdigen des gefährlichen Treibens überzeugt, sie bereiteten sich darauf vor, gegen den Mißbrauch der öffentlichen Meinung mobil zu machen. Die verantwortlichen Führer der Politik und ihre Stützen sahen sich in ihrer Aktion beengt und gehindert; die geschäftlichen Kreise wurden unruhig und unwirsch. Für wirtschaftliche Unternehmungen großen Stils, die man vorhatte und für die sich die Zeit günstig erwies, zeigte sich die fortgesetzte Beunruhigung der Nation als schweres Hindernis. So entstand der dringende Wunsch der maßgebenden Kreise: Das muß anders werden. Und es konnte anders werden, weil ein realer Interessengegensatz zwischen Deutschland und England nicht vorhanden war. Aber es fehlte die äußere Handhabe, um eine Änderung herbeizuführen und diese vor der so lange irre geleiteten Öffentlichkeit genügend zu begründen. Indessen der Wille fand auch den Weg. Man fand das erlösende Wort: „Die Nationen müssen sich besser kennen lernen. Machen wir damit den Anfang! Laden wir die Vertreter der führenden deutschen Blätter zu uns ein, zeigen wir ihnen England, wie es wirklich ist, lehren wir sie, uns zu verstehen und den good will des wirklichen, maßgebenden England zu erkennen!"

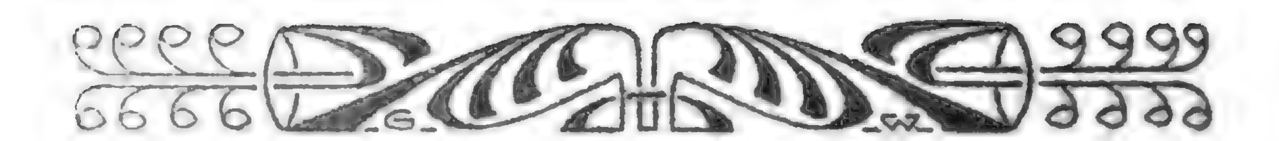
Der Leser wird jetzt verstehen, warum und wie weit wir deutschen Journalisten einen Erfolg unserer Englandfahrt hoffen. Lägen die realpolitischen Verhältnisse so, daß sie einen Gegensatz zwischen Deutschland und England forderten, — keine Besuche, Festlichkeiten und Reden würden etwas daran ändern können. In Wirklichkeit aber setzte unser Besuch nur das Siegel unter etwas schon Vorhandenes. Die Lage war so, daß man sich verständigen wollte; der Besuch gab nur die Form dazu, und die Journalisten waren nur die Adresse, unter der man die Friedensbotschaft befördern wollte.

Es versteht sich von selbst, daß damit wirkliche Meinungsverschiedenheiten und sachliche Gegensätze nicht aus der Welt geschafft sind, aber es ist nicht nötig, daß sie größeren Umfang gewinnen, als ihrer Bedeutung entspricht, und diese Bedeutung reicht nicht hin, um die beiden Nationen gegen einander zu hetzen. Ebenso selbstverständlich ist, daß in einem großen Volk nicht alle Menschen einer Meinung sind; es wird also in England nach wie vor Zeitungen geben, die sich abseits von der friedlichen Mehrheit stellen und weiter aus der Hetze Kapital schlagen. Ich glaube sogar, diese Sorte von Jingoblättern wird unter Umständen jetzt noch dreister auftreten, da ihnen bei der jetzigen Lage ein Teil der Verantwortung, den das Spielen mit dem Feuer mit sich bringt, abgenommen ist. Aber man wird diese Erscheinungen künftig ganz anders beurteilen und behandeln. In der gegenseitigen Beurteilung kann die persönliche Berührung vieler Vertreter der größten deutschen Zeitungen mit den ersten Staatsmännern und Journalisten des heutigen England, diese nahe Anschauung englischer Eigenart, die für viele unter den deutschen Journalisten zugleich die erste war, nicht spurlos vorübergehen. Man hat das Bild der handelnden Persönlichkeit und urteilt besser und richtiger.

Ich habe als Vertreter der Münchener „Allgemeinen Zeitung" die Englandfahrt mitgemacht und kann nur immer wieder gern und freudig bezeugen, wie sehr alle Veranstaltungen geeignet waren, das Gemeinsame und Verbindende, kurz gesagt: das Germanische in der Art der beiden Nationen zum Ausdruck zu bringen, — ich erinnere nur an unseren Besuch an den durch Shakespeares Gedächtnis geweihten Stätten in Stratford-on-Avon und an den Besuch in Cambridge —, ferner wie warm und entschieden gerade die Männer uns ihre Freundschaft bezeugten, die anerkanntermaßen den größten und weitreichendsten Einfluß in England haben. Am eifrigsten taten dies die Mitglieder des Kabinetts und die hervorragendsten Parlamentarier. Ich greife nur einige Namen

heraus: Haldane, Bryce, Lloyd-George, Lord Crewe, Lord Loreburn, Lord Fitzmaurice, W. Churchill u. a. Die anglikanische Kirche erwies uns in ihren höchsten Vertretern unvergeßliche Ehren; die Universität Cambridge sah uns als Gäste, Oxford hatte uns eingeladen. Die Aristokratie ehrte uns durch Empfänge bei der Herzogin von Sutherland und Lady Wernher. Alfred von Rothschild lud uns zu Gaste. Der Lord-Mayor und der Vorsitzende des Grafschaftsrats von London feierten uns offiziell. Die Presse begrüßte uns kameradschaftlich. Der größte lebende Vertreter der englischen Schauspielkunst, Beerbohm-Tree, zeigte sich uns als der liebenswürdigste Wirt.

Ich kann nicht bei Einzelheiten verweilen; nur eine Dankesschuld muß ich abtragen, so oft ich Gelegenheit habe, von unserer Englandfahrt zu reden. Ich muß unseres lieben Kollegen, Freundes und Führers gedenken, des bekannten Journalisten Mr. William T. Stead. Er ist dem Schicksal nicht entgangen, in deutschen Blättern, die an der Fahrt nicht beteiligt waren, hämisch kritisiert zu werden. So weit ich ihn kenne, wird er sich nicht viel daraus machen, denn er ist die Verkörperung des Sprichworts: „Tue recht und scheue niemand!" Was für ein Mensch er im übrigen ist? Nun, kurz gesagt: ein Mensch, den man lieb haben muß, auch wenn man in den wichtigsten Fragen völlig anderer Meinung ist als er. Eine Persönlichkeit aus einem Guß, durchglüht von einem Idealismus, der gleich den siebenten Himmel im Sturm nehmen will, eine Persönlichkeit, die sich mit rücksichtslosem Mute, eiserner Tatkraft, warmem Herzen und — nüchterner praktischer Umsicht für ihre Ziele einsetzt, oft genug auch für unerreichbare. Aber so oft er sich bei seinem Fluge zum Licht die Flügel versengt hat, wartet er ruhig, bis ihm neue wachsen, und sie wachsen ihm! Viele meiner Kollegen haben die Frage aufgeworfen, was Stead in England zu bedeuten, wieviel er hinter sich hat. Das ist eine ganz auf deutsche Verhältnisse zugeschnittene Frage, die für einen Engländer nicht in Betracht kommt. Ich glaube, er wäre auf deutschem Boden überhaupt unmöglich oder ein ganz anderer geworden. Aber dafür haben wir andere Vorzüge. Wir können deshalb doch einen prächtigen Vollmenschen schätzen, der uns als echter Germane innerlich nahe steht. Die Teilnehmer der Fahrt werden ihn sicherlich nicht vergessen.



Chamberlains Kantwerk.[1])

Wissenschaft gegen Dilettantismus.

Von

E. Adickes.

Es gibt heutzutage — auch ein Zeichen der Zeit — einen Chamberlain-Kult und eine Chamberlain-Gemeinde. Wer jenen betreibt oder dieser angehört, den bitte ich dringend, die folgenden Zeilen ungelesen zu lassen; sie würden ihm nur schweres Ärgernis bereiten.

I.

Chamberlain möchte mit seinem Kantwerk dazu beitragen, daß der große Denker „allen Gebildeten zu einem kostbarsten Eigentum" werde; Kants Weltanschauung, in ihrer vorbildlichen Bedeutung für jeden gesitteten Menschen, hält er für einen Grundpfeiler der Kultur der Zukunft.

Eine gemeinverständliche Darstellung der kritischen Erkenntnistheorie erscheint ihm freilich unmöglich. Und darum rückt er nicht das Schema der Gedanken Kants, noch weniger eines seiner Werke in den Mittelpunkt der Betrachtung, sondern die lebendige Persönlichkeit selbst; „nicht des Denkers Gedanken, sondern des Denkers Denken" gilt es zu erfassen (7).

Persönlichkeiten schildern aber kann man nur vermittelst des Vergleichs mit anderen Persönlichkeiten; nur so kommt man zu vollkommen plastischen Vorstellungen, während eine bloße Schilderung in Worten höchstens ein Flächenbild ergäbe. Und die „richtigen Leute" für einen solchen Vergleich brauchen gar nicht einer gelehrten Fachzunft anzugehören: „der Umkreis, die Leuchtkraft, die schöpferische Fülle und der organische Zusammenhang einer Weltanschauung sind es, die ihr philosophische Würde verleihen" (16).

So wählt Chamberlain denn für sein „Vergleichungswerk" fünf Männer aus: Goethe, Leonardo da Vinci, Descartes, Giordano Bruno, Plato. Jedem von ihnen widmet er einen Vortrag (aus Vorträgen nämlich, in engstem Freundeskreis gehalten, ist das Buch hervorgewachsen), „nicht mit dem Zweck, seine Weltanschauung lückenlos darzulegen, sondern seine Art zu schauen zu analysieren und sie derjenigen Kants gegenüber zu stellen" (17).

---

[1]) Houston Stewart Chamberlain: Immanuel Kant. Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk. 1905. Verlagsanstalt F. Bruckmann. XI. 786 S., gr. 8°. Mk. 10.—.

Goethe und Leonardo sind zwei Anschauungsgenies, mit „ewig offnen, nimmer satten“ Augen die Welt vorwiegend künstlerisch-konkret betrachtend, trotz mancher Ähnlichkeiten aber untereinander nicht weniger verschieden als beide von Kant. In Descartes und Giordano Bruno überwiegt das Philosophisch-Gedankenhafte: bei jenem strebt „eine reiche Welt der Anschauung und der Symbolik nach Übertragung in präzise Gedankenformeln und -systeme“, im Geist Brunos, des Scholastikers und Dogmatikers, herrscht als stolzer Autokrat die abstrakte Vernunft. In Plato finden sich „beide Richtungen — die konkrete und die gedankenhafte — vereint“ (532). Seine „Geistesanlage“, seine „Art zu schauen“ stimmt mit derjenigen Kants fast genau überein. In beiden Männern ist der Menschengeist zur kritischen Besinnung über sich selbst erwacht; aber sie verhalten sich zueinander wie zwei Gegenstücke oder „wie Avers und Revers einer getriebenen Metallplatte“: bei Kant letzte, nur Wenigen erreichbare Abstraktionen, bei Plato handgreiflich faßbare Bilder, dort „Negation und Grenzbestimmung“, hier „bejahende und grenzunbewußte Erkenntnis“ (398).

Der sechste und letzte Vortrag (von S. 551 an) gehört Kant ganz allein. Auch er soll nicht in die Details der kritischen Philosophie einführen. Form und Stoff des Kantischen Denkens kommen nur soweit in Betracht, als sie direkt in der Persönlichkeit wurzeln und das zum Ausdruck bringen, was Chamberlain den „Gedankenstil“ des Autors nennt. Aber indem er so auf eine Verdolmetschung von Kants theoretischen Lehren verzichtet, hofft er etwas Größeres zu erreichen: „ein leibhaftiges Entgegengehen, ein leibhaftiges Entgegenwachsen“ (18).

II.

Die Vorzüge, denen Chamberlains frühere Schriften ihre Verbreitung verdanken, fehlen auch diesem Werk nicht. Ohne Zweifel ist er ein geistreicher, belesener, anregender Mann, von philosophischer Denkungsart, Gestaltungskraft, schriftstellerischem Geschick: für letzteres zeugt auch in seinem „Kant“ eine Reihe von glücklichen Wendungen, treffenden Worten, plastischen Bildern; er besitzt eine große Gabe, klar und anschaulich zu schreiben und selbst schwierige Probleme einem weiteren Leserkreise nahe zu bringen.

Trotzdem kann ich in dem Werk keine Bereicherung der Literatur sehen: in Gesamtanlage wie in vielen Einzelausführungen ist es mit schweren pädagogischen Mängeln behaftet; es verrät — und das ist die Hauptsache — auf Schritt und Tritt den Dilettanten; dazu kommt, daß es (im Anschluß an Cohen und seine Schule) von Kants Philosophie ein Bild entwirft, das meiner Ansicht nach der Wirklichkeit nicht entspricht.

Zunächst einige Worte über das pädagogische Ungeschick!

Das Buch ist viel zu umfangreich: auf der Hälfte der Seiten würde Chamberlain das, was er will, nicht nur ebensogut, sondern besser erreicht haben. Freilich hätte er sich dann Zwang antun müssen: die oft ermüdende Breite durch straffe Gedankengänge ersetzen und das üppig wuchernde Rankenwerk ab-

schneiden. Aber das wäre nur im Interesse des Lesers wie der Sache gewesen. Auf den ersten 550 Seiten ist weniger von Kant die Rede, als von andern Dingen. Jeder Vortrag enthält einen Exkurs, von diesen hätten die fünf ersten ohne Schaden fast ganz fehlen können; was darin für das eigentliche Thema wesentlich ist, konnte auf wenigen Seiten zusammengedrängt werden. Es ist doch wirklich ein starke Zumutung, daß der Leser, der dem Titel entsprechend Aufklärung über Kant erwartet, 22 Seiten über Goethes Metamorphosenlehre, 40 Seiten über physikalische Optik und Goethes Farbenlehre, 18 Seiten über analytische Geometrie, 75 Seiten über Geschichte der Philosophie und die möglichen Weltanschauungen, 68 Seiten über das Wesen des Lebens, 10 Seiten über die bisherige Verkennung Descartes' usw. usw. mit in Kauf nehmen soll.

Chamberlain wird zwar nicht müde, zu versichern, gerade diese Methode sei notwendig und jede Abschweifung unentbehrlich. Der unvoreingenommene Leser aber bekommt den Eindruck eines Konglomerates: als habe Chamberlain — in dem naiv selbstsichern Glauben an höchste Bedeutsamkeit aller seiner Geisteserzeugnisse — der Versuchung nicht widerstehen können, bei Gelegenheit des Kant-Themas allerhand Lieblingsgedanken und Einfälle, die ihm gerade am Herzen lagen, an den Mann zu bringen. Zwar hat er getan, was er konnte, um den disparaten Stoff zusammenzuschweißen. Aber die geschaffene Einheit ist doch nur eine gezwungene, künstliche: gar zu oft fehlt dem Gedanken die natürliche Beziehung auf Kant. Und die Leser haben den Schaden zu tragen. Nicht vielen wird es gelingen, den roten Faden in dem komplizierten Gewebe zu verfolgen.

Dazu kommt ein weiteres. Indem Chamberlain Kants Persönlichkeit und Gedankenstil zum Gegenstand seiner Untersuchung macht, glaubt er sich in scharfem Gegensatz zur „Fachphilosophie" mit ihrem „abstrakten Verfahren" zu befinden, die nicht darauf ausgehe, die „Persönlichkeit in ihren tiefsten Denknotwendigkeiten" zu erfassen (20). Aber ich bin fest überzeugt, daß es keinem Fachphilosophen je gelingen wird, ein großes philosophisches Gedankengebäude verständlich zu machen, wenn er nicht fortwährend auf jene Notwendigkeiten im Denken und noch viel mehr im Fühlen und Wollen der Persönlichkeit zurückgreift. Insofern ist also Chamberlain bei seinem Versuch gegenüber fachmännischen Arbeiten, wie sie sein sollen, nicht im Vorteil. Wohl aber in entschiedenem Nachteil. Denn faktisch muß natürlich auch er häufig auf einzelne Ansichten Kants eingehen. Aber seinem Ziel gemäß kann er keine zusammenhängende Darstellung von ihnen geben, sondern muß abbrechen, wo verwandte Gedankenreihen zur Ergänzung notwendig wären. So wird alles Mögliche angerührt, ohne richtig verarbeitet zu werden, und der Leser gewinnt keinen festen Boden unter den Füßen.

Mit besonderem Nachdruck betont Chamberlain wiederholt als großen pädagogischen Vorzug seines Werks, daß er überall von Anschauung aus- und auf Anschauung zurückgeht; und an „Fachphilosophen" tadelt er gern das Scholastische. Aber gerade bei ihm spielt dies letztere keine geringe Rolle. Bezeichnend ist, daß

er auch bei Kant das Scholastische: die fast allgemein aufgegebene Systematik in ihrer ganzen Willkürlichkeit und Künstlichkeit nicht nur verteidigt, sondern sogar als besonderes Verdienst preist. Er ist ein großer Architektoniker, hat aber auch die Gewaltsamkeit eines solchen und preßt die Tatsachen vielfach in begriffliche Schemata hinein, die ihnen fremd sind und die deshalb notwendigerweise leer, anschauungsbar und wertlos sein müssen. So sind (um nur ein Beispiel zu erwähnen) die möglichen Formen der Weltanschauung angeblich durch die Natur des menschlichen Intellekts gegeben: es soll darauf ankommen, ob jemand seiner Anlage gemäß mehr zum Denken oder zum Schauen neigt und ob beides sich nach innen oder außen richtet; es ergeben sich so vier verschiedene Kombinationen, die Chamberlain S. 322 in eine Tafel bringt, indem er zugleich als Beispiele links Männer namhaft macht, bei denen das Schauen, rechts solche, bei denen das Denken überwiegt:

Goethe	Denken nach innen Schauen nach außen	Schopenhauer
Demokrit	Denken nach innen Schauen nach innen	Bruno
Descartes	Denken nach außen Schauen nach außen	Aristoteles
Newton	Denken nach außen Schauen nach innen	?

Das Denken nach innen soll, sobald es mit einiger Konsequenz auftritt, mit Notwendigkeit zum Monismus führen, das Denken nach außen zum Pluralismus, das Schauen nach innen zum Atomismus, das Schauen nach außen zum Organizismus (d. h. zur „Vorstellung eines lückenlos ausgefüllten, nicht in diskrete Teile zerfallenden Weltganzen", 315). In Wahrheit sind das alles willkürliche Konstruktionen. Und mit solchen leeren Begriffen, die gerade wegen dieser Leerheit den verschiedensten Inhalt in sich aufnehmen können, operiert Chamberlain mehr denn 40 Seiten lang, legt in den einen dies, in den andern das hinein, ordnet ihnen Denkerindividualitäten zu und meint dann, durch solches Spiel mit Worten und künstlichen Distinktionen, die in der Erfahrung keine Grundlage haben, etwas wesentliches zur Charakterisierung jener Männer beigetragen zu haben. Das eben nennt man scholastisch.

Wo Chamberlain aber wirklich vom Anschaulichen, Elementaren ausgeht, um allmählich zum Abstrakten aufzusteigen, da müßte der Leser oft, um das Erste zu begreifen, mit dem Letzten schon vertraut sein. Nicht selten tun die Begriffe der Wirklichkeit Zwang an; das Anschauungsmaterial, aus dem sie gewonnen werden sollen, muß erst willkürlich gedeutet, in einseitige Beleuchtung gerückt, vergewaltigt werden. Und so ist die Folge dieser Art von Anschaulichkeit nicht Klarheit, sondern Verwirrung: dem Leser wäre viel Mühe erspart, hätte Chamberlain seine Ansichten erst im Zusammenhang entwickelt, um sie dann durch Rückgang auf Erfahrung und Anschauung zu stützen und zu erläutern.

III.

Schwerer als diese pädagogischen Mängel wiegt der Vorwurf des Dilettantismus. Nach Chamberlain freilich ist gerade das ein großer Vorzug. Er stellt sich mit Vorliebe als Laien hin: „Ein Laie redet zu Laien", heißt es S. 17, und der Ausdruck gefällt ihm so sehr, daß er ihn in der Vorrede (S. 8) noch einmal wiederholt. Der 4. Auflage seiner „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" hat er ein Vorwort vorausgeschickt, dessen erste Seiten man das Hohelied des Dilettantismus nennen könnte. Danach ist „der echte Dilettant heute ein Kulturbedürfnis. Sowohl der Gelehrte — zur Belebung seiner Wissenschaft — wie auch der Laie — zur Befruchtung seines Lebens durch lebendig gestaltetes Wissen —, beide können heute des Dilettanten nicht entraten, des Mannes, der mitten inne zwischen Leben und Wissenschaft steht." „Das Zusammenfassen und das Beleben ist das Werk, das heute dem Dilettanten, wie ich ihn verstehe, obliegt". Das Fachgelehrtentum mit seiner „Überanstrengung des Gedächtnisses", der „engen Beschränkung der Interessensphäre", der „für Durchschnittsköpfe demoralisierenden Wirkung des widerspruchslosen Docierendürfens" birgt große Gefahren und „erfordert ein Korrektiv, ein Gegengewicht". Der Gelehrte wird leicht eng, autoritär und „unduldsam wie nur irgend ein zelotischer Pfaffe." Und da ist es die große Aufgabe des — Dilettantismus, die Geister zu prüfen, zwischen „urteilsmächtigen" und „abgeschmackten" Gelehrten zu unterscheiden und „auch beim wirklich großen Gelehrten zwischen dessen Gelehrsamkeit und dessen unbewußtem Dilettantismus, zwischen dessen glänzenden Gedanken und dessen beschränkten Vorurteilen eine Grenzlinie" zu ziehen. Der Dilettant darf nicht etwa ein Stümper sein; „wäre er einer, so täte er besser umzusatteln [!] und sich Fachstudien zu widmen", denn dafür wäre er immer noch gut genug! Vom „echten Dilettanten" wird vielmehr „eine vorzügliche Urteilskraft" gefordert, „das Auge eines Feldherrn — zugleich scharf und viel umfassend, innere Freiheit, unermüdlicher Fleiß und volle Hingebung" (XXIX—XXXII).

Die Gelehrten könnten solche Worte übel nehmen, wäre es nicht — Chamberlain, der sie schreibt, und zwar im Ärger schreibt, in einer Philippika, die sich wohl vor allem gegen die „schaalen Zeitungsfeuilletonisten und beschränkten Dutzendprofessoren" richtet, die es gewagt haben, von seiner geheiligten Persönlichkeit mit Achselzucken als von einem „bloßen Dilettanten" zu sprechen.

Gewiß ist im Gelehrten- und Universitätswesen nicht alles ideal. Das wissen die am besten, die mitten drin stehen, und gerade in ihren Kreisen ist man ernstlich bemüht, Auswüchse und Minderwertigkeiten zu beseitigen. Insofern sind also Chamberlains Jeremiaden mindestens entbehrlich. Anderseits macht er sich die Sache denn doch gar zu leicht, wenn er Überanstrengung des Gedächtnisses und enge Beschränkung der Interessensphäre als Qualitäten hinstellt, die den Gelehrten als solchen anhaften, und geschwächte Urteilskraft, Terrorismus und Dogmatismus als Berufskrankheiten, die jedem von ihnen ernstlich drohen.

Kein Zweifel, daß es unter den Gelehrten nicht wenig Banausen gibt, die ganz aufgehn in bloßem Anhäufen von Kenntnissen oder in ihrem bischen Detailforschung, deren enger Sinn im engen Kreise sich nur noch mehr verengert. Aber das ist eine Erscheinung, die nicht erst von heute stammt, aus der Zeit weitgetriebener Arbeitsteilung. Und nicht der Beruf ist schuld an der Geistesbeschränktheit, sondern diese ist das Primäre und macht sich auch im Beruf geltend. In den Kreis wirklicher Wissenschaft gehören solche Leute nicht: sie stehen ihr so fern wie der Durchschnittshandwerker der Kunst. Denn „Wissenschaft" sucht stets große Zusammenhänge, strebt Systeme an, sucht die Erkenntnisse zu vereinheitlichen. Wer ihr wahrer Jünger sein will, darf sich nicht in ein kleines Gebiet vergraben und die Augen abwenden von allen Fragen, die ihn weiter drängen. Er muß von seiner Fachwissenschaft aus mit den verwandten Fühlung nehmen, weitere, größere Synthesen vorbereiten, muß forschen und fragen, Probleme stellen und lösen, Entdeckungen und Erfindungen ausbeuten stets im Hinblick auf das Ideal einer wissenschaftlichen Gesamtansicht der Erfahrungswelt.

Von sich aus also sollen die wissenschaftlichen Forscher das „Zusammenfassen und Beleben" besorgen und tun es auch: sie brauchen dabei wahrlich auf den Dilettanten nicht zu warten. Was hätte dieser vor ihnen voraus? Höchstens das: daß er auf keinem Gebiet gründlich zu Hause ist, der Mann der Wissenschaft doch wenigstens auf einem.

Die Rolle, die Chamberlain, der ausgesprochene Feind aller „Schulphilosophie", dem Dilettantismus zuweist, ist dieselbe, die der Philosoph alten Stils mit solcher Grandezza spielte. Der meinte auch: die Fachwissenschaft bleibe in Empirie und Detail stecken, aber das schade nichts, denn für die Synopsis sei er ja da, er ziehe die Verallgemeinerungen aus den Resultaten der Einzeldisziplinen, er schaffe die großen Gedanken und Zusammenhänge und biete die leitenden Ideen dar. Und was war der Erfolg? Die allgemeine Verachtung, der Hohn und Spott, worunter die Philosophen — verdientermaßen! — solange gelitten haben. Will nun der Dilettantismus unter Führung Chamberlains die Rolle übernehmen, von der die Philosophie (gottlob! und hoffentlich für alle Zeiten!) zurückgetreten ist — habeat sibi! Die Blamage wird nicht ausbleiben.

Natürlich ist nicht ausgeschlossen, daß auch Dilettanten große, gute Gedanken haben und Bedeutendes leisten auf diesem oder jenem Gebiet. Aber dann nicht: weil, sondern: obwohl sie Dilettanten sind. Als vielseitig durchgebildete Forscher würden sie ohne Zweifel noch mehr vollbracht haben. Strenge Wissenschaftlichkeit und ausgebreitetes Wissen wirken doch nicht wie schleichendes Gift. Chamberlain freilich scheint es zu meinen, denn er sagt: „Zuviel Wissen erzeugt Unfruchtbarkeit" (Grundlagen[4] XXIX).

Was ist das Charakteristische am Dilettantismus? Chamberlain spricht sich darüber leider nicht bestimmt und eindeutig aus, wie er es überhaupt ungereimt findet, von einem Ausdruck, der sich auf Tatsachen bezieht, „zu verlangen, er solle an jeder Stelle ganz genau denselben logischen Sinn besitzen" (Kant 70).

Schopenhauer findet in einer Stelle seiner Paralipomena, auf die auch Chamberlain verweist, den Unterschied zwischen Dilettanten und Fachleuten darin, daß jene die Wissenschaft „aus Liebe zu ihr und Freude an ihr treiben“, während diese „nur das Geld delektiert, das damit zu verdienen ist“; dort also die Wissenschaft Selbstzweck, hier bloßes Mittel und darum das Urteil: daß von den Dilettanten, und „nicht von den Lohndienern stets das Größte ausgegangen“ ist. Man kennt die persönlichen Momente, aus denen derartige absprechende Urteile und Verleumdungen bei Schopenhauer hervorgegangen sind. Chamberlain ist zurückhaltender. Aber auch er betont: „Dilettant ist, wer aus Liebe und Leidenschaft, ohne jede Eigensucht, eine Sache betreibt“ (Grundlagen XXX). Sollten diese Worte die negative Behauptung nahe legen wollen, daß es mit den Fachgelehrten im allgemeinen anders bewandt sei, so müßte dagegen der allerschärfste Protest erhoben werden.

Denn nur wer von begeisterter Liebe getrieben wird, darf eintreten in die geheiligten Hallen der Wissenschaft. Der Gelehrte, der ein Fach ergreift, nicht weil der Gegenstand ihn reizt und lockt, sondern aus selbstsüchtigem Interesse: weil er auf diesem Wege Geld oder Carriere zu machen hofft, prostituiert sich selbst, und wenn er es wagte, seine Gesinnung offen auszusprechen, so würden seine Genossen ihn an den Pranger stellen und ausstoßen aus ihren Reihen. Er hätte kein Anrecht auf den Ehrennamen eines Forschers. Denn Forschen heißt Wahrheitsucher sein. Dazu aber wird Selbstlosigkeit erfordert: nicht eigenen Ruhm noch Nutzen darf man erstreben, sondern allein die Förderung der Wissenschaft; man muß die Kraft und den Mut haben, unparteiisch, unbeirrt durch Opportunitätserwägungen und egoistische Rücksichten die Tatsachen allein entscheiden zu lassen.

Daß diese Voraussetzungen nicht bei allen Männern der Wissenschaft zutreffen, daß es auch bei ihnen niedere Charaktere und niedere Motive gibt, daß manchem seine Wissenschaft bloß die „tüchtige Kuh ist, die ihn mit Butter versorgt“, darüber kann kein Zweifel sein. Aber was folgt daraus? Doch allein dies: daß es in der Gelehrtenrepublik Leute gibt, die nur durch falsche Papiere Zutritt zu ihr erlangt haben, ohne daß man im stande wäre, ihnen die Fälschung nachzuweisen. Aber ist es bei den Dilettanten anders? Gibt es nicht auch da Leute, die vor allem auf Honorarjagd gehen oder nach eitlem Ruhm und Ehre geizen? denen die Sache selbst aber nur sehr wenig am Herzen liegt?

Hier also ist das Merkmal nicht zu finden, das den Dilettanten vom Fachmann unterscheidet. Forscher aus Neigung *soll* jeder Gelehrte sein. Und wenn ein pekuniär unabhängiger Mann von wissenschaftlichen Interessen und Bestrebungen ohne Amt und Anstellung durchs Leben geht, so sinkt er damit nicht zum Dilettanten hinab. Einen Privatgelehrten mag man ihn nennen im Gegensatz zum Berufsgelehrten. Aber ein Gelehrter ist und bleibt er, solange er die *wissenschaftlichen* Anforderungen erfüllt, die an jeden seinesgleichen gestellt werden müssen.

Und damit sind wir bei dem springenden Punkt angelangt: ein Dilettant ist jeder, der sich an wissenschaftliche Aufgaben heranwagt, ohne die nötige

(allgemeine und fachmäßige) Schulung und Durchbildung zu besitzen. Wissenschaftliche Arbeit setzt Entsagung und eine harte Lehrzeit voraus. Gerade die will der Dilettantismus sich ersparen: er möchte Früchte ernten, ohne vorher das Land zu graben und zu düngen, zu gießen und zu jäten. Dieser Grundmangel pflegt sich nach zwei Seiten hin bemerkbar zu machen und zieht hier wie dort wieder zwei besonders auffallende Mißstände nach sich. Einmal: der Dilettant übersieht und beherrscht seinen Stoff nicht so wie es nötig wäre, ist nicht vertraut genug mit Anderer Leistungen, mit den früheren Versuchen die Probleme zu lösen, daher seine Selbstgefälligkeit, die Überschätzung der eigenen Gedanken, und Andern gegenüber der Mangel an Kritik: er kennt nur Engel oder Teufel. Anderseits fehlt ihm die rechte Methode, er hat nicht gelernt, wie man die Sachen angreift, wie es vor allem gilt festen Boden unter den Füßen zu gewinnen; mit einem Wort: er hat (in wissenschaftlicher Beziehung) „keine Kinderstube gehabt". Die Folge davon ist Oberflächlichkeit, Mangel an Akkuratesse, sowie die Unfähigkeit, zwischen Tatsachen und Deutung von Tatsachen, zwischen Wirklichem und bloß Möglichem streng zu unterscheiden, und die Dinge selbst zu sehen ungetrübt durch das Medium der Subjektivität.

Gewiß brauchen diese vier Mängel nicht immer gerade dem Dilettantismus zu entstammen; sie können auch in andern Ursachen begründet sein, z. B. in Charakterfehlern. Und darum findet sich der eine oder andere von ihnen auch bei Männern der Wissenschaft, sogar bei Forschern von Ruf. Homines sunt! Aber der Dilettantismus hat die ganz entschiedene Tendenz, sie in ihrer Gesamtheit herbeizuführen.

VI.

Chamberlain ist dafür das beste Beispiel.

Er zeigt einen Unfehlbarkeitsdünkel und eine Selbstüberhebung, wie sie einem in dieser Größe nicht oft entgegentreten. Ein Laie muß aus seinem Kantwerk den Eindruck bekommen, die Fachgelehrten seien der großen Mehrzahl nach eine ganz kümmerliche Gesellschaft, den Kopf vollgepfropft von zusammenhangslosem Wissen, ohne durchgreifende Gedanken, ohne Trieb und auch ohne Fähigkeit, in die Tiefe zu dringen, teilweise sogar bewußte Feinde der Wahrheit und des Fortschritts; die meisten Einzelwissenschaften seien voll von Irrtümern, und auch die, welche äußerlich in Flor stehen und von Erfolg zu Erfolg schreiten, bewegten sich doch in eigentlich wissenschaftlicher Hinsicht auf einem sehr niedrigen Niveau, weil ihnen jede Klarheit abgehe über Art und Umfang ihrer Leistungsfähigkeit, sowie über Wesen und Bedeutung ihrer Methode; erst in neuester Zeit sei eine wesentliche Besserung eingetreten: seit Chamberlain, der wissenschaftliche Messias, seine Fackel entzündet und Licht in die allgemeine Dunkelheit gebracht habe.

Mit besonderer Abneigung beehrt Chamberlain die Vertreter der exakten Wissenschaften und die Fachphilosophen. Seine Polemik ist manchmal eben nicht wählerisch in ihren Mitteln: statt die Gegner zu widerlegen, beschimpft, ver-

spottet und verdächtigt er sie. „Verstockter Unverstand“, „planmäßige Irreführungen“, „verrohende Empirie“, „empirische Flachschädel“, „öde Lüge der dummen, platten und frevelhaften Empiromanie“, „bornierte, arrogante und unduldsame Kathederpfaffen“, „Lärm und Staub der Parvenü-Orgie unserer erfolgreichen mechanischen Wissenschaft“: so und ähnlich lauten seine Schmeicheleien. Die Fachphilosophen haben, nach seinen Ausführungen zu urteilen, eine eigenartige Gabe, überall vorbeizuhauen: bedeutende Gedanken mißverstehn sie meistens, entwerfen falsche Bilder von den Individualitäten der großen Denker, gehn blind an Einsichten vorüber, die hell wie der Tag vor Augen liegen, schweigen von den Hauptsachen, wirbeln statt dessen einen „Wüstenstaub gelehrter Diskussionen“ auf, ergehen sich in „leblosem Schematisieren“, leben in einer „Atmosphäre der Abstraktion und Dialektik und Wortklauberei“ und „schwelgen“ — die echten Vernünftler und Scholastiker! — „im Definieren genau wie im Mittelalter“.

Und gegenüber dieser Rotte Korah steht in einsamer Hoheit — er, Chamberlain, der „echte“ Dilettant. Er gefällt sich in der Rolle des Predigers in der Wüste: um ihn ist fast alles blind, aber ihm ist der Star gestochen, und er sieht, wie unsere menschliche Gesellschaft „der bestialischsten Barbarei entgegen geht, die je geherrscht hat“, wenn sie nicht den Weg einschlägt, auf den er erhobenen Arms hinweist (701). Gern spielt er auch den Mystagogen und versucht seine Leser für die Geheimnisse, die ihrer warten, durch eine besonders weihevolle Stimmung empfänglich zu machen, indem er ihnen einen „fast immer mißverstandenen Satz“ ankündigt oder etwas, „was fast kein Mensch weiß“ (166, 143). Er ist einer der Wenigen, die das Wesen der mathematischen Physik, die Goethes Farbenlehre und naturwissenschaftliche Bedeutung, die Kant recht erfassen. Descartes' Persönlichkeit ist bis auf ihn „vielleicht nie richtig beurteilt“ (188—189). Er erst hat uns den wirklichen Giordano Bruno geschenkt, er den richtigen Anaxagoras, er den wahren Demokrit, den bisher „Niemand“ erblickte. Auch in der Biologie bedeutet er den Wendepunkt: „die ganze Frage nach dem Leben“ ist heutzutage falsch gestellt. Eine ausführliche Darlegung seiner „neuen, platonischen Lebenslehre“, in knappster Fassung zwei starke Bände erfordernd, stellt er in Aussicht und läßt durchblicken, sie werde epochemachend sein und erst die wahren Probleme sowie den allein richtigen Weg zu ihrer Behandlung zeigen.

Das genügt, denke ich, um Chamberlains geistige Art: seinen Eigendünkel und die echt dilettantenhafte Überschätzung der eigenen Leistungen zu charakterisieren.

Derselbe Mangel an Kritik tritt auch in seinen Urteilen über andere Denker zu Tage. Nur selten wägt er Lob und Tadel, Für und Wider gerecht und umsichtig ab; meistens bewegt er sich in leidenschaftlichen Extremen.

Seine Helden sind Goethe, Leonardo, Descartes, Plato, Kant. Da schweigt die Kritik fast gänzlich: sogar das Schillern der Begriffe und die Inkonsequenzen werden Kant als Vorzüge angerechnet.

In allen Tonarten geschmäht wird dagegen auf die Empiristen, sowie auf den schon seiner Nationalität wegen verhaßten Spinoza, „den klugen, ahnungslosen Juden“, „den ‚edlen‘ Baruch“: wer unter seinen Einfluß gerät, ist „für alle echte Metaphysik verdorben“, denn „Spinoza wirkt in dieser Beziehung als Sterilisator“, seine Weltanschauung ist Hokuspokus; „was an ihm Mark und Bein ist“, hat er Descartes und Bruno entnommen, dabei freilich des Ersteren „großartige Weltanschauung“ „verhunzt“ (343—346, 547, 558).

Auch die zweite Art von üblen Folgen, die der Dilettantismus mangels rechter Methode und Schulung nach sich zieht, macht sich bei Chamberlain stark geltend, und zwar zunächst in der Ungenauigkeit und Unzuverlässigkeit seines Arbeitens. Über den sogenannten „großen“ Gesichtspunkten und „bedeutenden“ Ideen, über all dem „Zusammenfassen und Beleben“ — dem täglichen Brot des Dilettanten — geht leider die „Andacht zum Kleinen“ verloren, ohne die nun einmal wirklich fruchtbare Arbeit nicht getan werden kann.

Chamberlains Flüchtigkeit will ich nur an einem Punkt nachweisen: an seiner unverantwortlichen Leichtherzigkeit im Zitieren. Schopenhauer wirft er vor: er „achtet so wenig auf den genauen Wortlaut bei Kant, daß er nicht selten bei Anführungen Worte ausläßt und zwar wichtige Worte, die er für nebensächlich hält, wodurch unbeabsichtigte Fälschungen entstehen“ (676, vgl. 91). Ganz derselben Sünde, deren er hier Schopenhauer zeiht, macht er selbst sich an vielen Stellen schuldig. Nicht nur daß er auch da, wo Gänsefüßchen stehn, sehr frei zitiert und Änderungen in Wortstellung und Wortlaut vornimmt, daß er Teile verschiedener (einmal sogar durch eine ganze Druckseite von einander getrennter) Sätze zu einem neuen Satz vereinigt und trotzdem nur am Anfang und Ende Anführungszeichen setzt, daß er Wortgefüge und Satzteile aus dem Zusammenhang reißt und sinnwidrig verwendet: er verfälscht auch (natürlich unbewußt) die Zitate direkt, und darunter solche, die als Belege für ihn wichtig sind, indem er den Sinn des nicht wörtlich Abgedruckten falsch wiedergibt oder die bedeutsamsten Worte wegläßt, meistens ohne die Lücken in der üblichen Weise (durch Punkte) anzudeuten. Ich habe nur eine beschränkte Anzahl von Zitaten kontrolliert, die mir verdächtig erschienen, und doch an „Fälschungen“ dieser letzteren Art mehr denn 20 gefunden. Schuld an ihnen trägt nicht etwa die Schwierigkeit der betreffenden Stellen, sondern einerseits die echt dilettantische Oberflächlichkeit, die sich mit flüchtigen Eindrücken und vagen Ähnlichkeiten begnügt statt genau und scharf zu erfassen, anderseits der nicht minder dilettantenhafte Eigendünkel, der sich über die Akribie der kleingeistigen Gelehrten weit erhaben weiß und auch vor gewaltsamen Eingriffen in den Text nicht zurückschreckt, sicher, es werde dadurch die Meinung des Autors nur um so klarer zum Ausdruck kommen.

Es muß genügen, zur Illustration dem Leser zwei Beispiele vorzuführen, die ich mit Rücksicht darauf wähle, daß sie auch ohne gelehrten Apparat ihren Zweck erfüllen.

1. Kant sagt (Kritik der reinen Vernunft, 2. Aufl., 172—3, Anmerkung):

„Der Mangel an Urteilskraft ist eigentlich das, was man Dummheit nennt, und einem solchen Gebrechen ist gar nicht abzuhelfen. Ein stumpfer oder eingeschränkter Kopf, dem es an nichts, als an gehörigem Grade des Verstandes und eigenen Begriffen desselben mangelt, ist durch Erlernung sehr wohl, sogar bis zur Gelehrsamkeit auszurüsten. Da es aber gemeiniglich alsdann auch an jenem (der secunda Petri) zu fehlen pflegt, so ist es nichts ungewöhnliches, sehr gelehrte Männer anzutreffen, die im Gebrauche ihrer Wissenschaft jenen nie zu bessernden Mangel häufig blicken lassen".

Chamberlain (132) gibt das folgendermaßen wieder:

„Kant macht in seiner unvergleichlich naiven Art darauf aufmerksam, daß gerade ‚stumpfe, eingeschränkte Köpfe', denen es ‚an gehörigem Grade des Verstandes und eigenen Begriffen mangelt', eine besondere Eignung dazu zeigen, als Fachgelehrte ‚ausgerüstet zu werden'. Darum sei es ‚nichts Ungewöhnliches, sehr gelehrte Männer anzutreffen, die den nie auszubessernden Mangel an Urteilskraft im Gebrauche ihrer Wissenschaft häufig blicken lassen'". (Die Sperrungen rühren von mir her.)

2. Bei Chamberlain heißt es S. 143:

„Alles, was wir jetzt über sie [die exakte Wissenschaft] erfahren haben, faßt er [Kant] nun in einen monumentalen Satz zusammen, und ich möchte Sie bitten, diesen Satz sich ein- für allemal ins Gedächtnis einzuprägen, da er etwas besagt, was fast kein Mensch weiß und was zu wissen uns allen not tut: ‚Physik ist die Naturforschung nicht durch Erfahrung, sondern für Erfahrung'. Hiermit ist sowohl Wesen wie Wert der exakten Wissenschaft genau und ein für allemal ausgesprochen und begrenzt."

Mit diesem Zitat will Chamberlain Kant zum Kronzeugen für seine (in Wirklichkeit ganz unkantische) Auffassung vom „Wesen und Wert der exakten Wissenschaft" machen: für die Ansicht, daß die Berechnungen und Gesetze der mathematischen Naturwissenschaft nur „das tyrannische Gesetz unseres eigenen Menschengeistes" aussprechen, „mit dem wir die Natur meistern" (151), daß sie daher nicht durch (mit Hilfe der) Erfahrung gewonnene Erkenntnisse sind, sondern vielmehr Schemata, die von unserem Geist für Erfahrung (zwecks Erweiterung ihres Gebietes) geschaffen und dem Empfindungsstoff aufgezwungen werden.

Und was sagt nun Kant in Wirklichkeit in seinem letzten unvollendeten, von R. Reicke herausgegebenen Werk? Nicht einen „monumentalen Satz" lesen wir, sondern ein Rätselwort: „Naturforschung nicht durch Erfahrung, sondern für diese — Physik als System" (Altpreuß. Monatsschrift XIX, S. 266). Wie die beiden durch einen Gedankenstrich getrennten Hälften mit einander zusammenhängen: darüber ist aus dem Ausspruch selbst nichts zu entnehmen. Er ist überhaupt, so wie er dasteht, unverständlich. Aber er war auch gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, sondern soll nur in kurzen Stichworten einen Gedankengang andeuten, den Kant auf den Seiten vorher und nachher wiederholt ausführlich darstellt. Unmittelbar vorher steht zusammenhangslos der Ausdruck: „Function der Auffassung" — ebenfalls solch ein Stichwort.

Man muß also — um den Ausspruch zu verstehen, aus der Umgebung sich Rat holen. Und da sieht man denn alsbald, daß Chamberlains Deutung unmöglich ist. Man könnte vielmehr etwa so umschreiben: Kant bewegt sich in seinem Manuskript in Untersuchungen, die als eine Naturforschung nicht durch Erfahrung, sondern für diese zu bezeichnen sind, und zielt dabei ab auf die Physik als System, d. h. will die Voraussetzungen feststellen, unter denen Physik als System allein möglich ist. Auf die Worte „als System", die Chamberlain fortläßt, kommt alles an. In demselben Manuskript finden sich die Sätze: „Physik ist Erfahrungslehre (durch Observation und Experiment) von den bewegenden Kräften der Materie", und: „Physik ist die Wissenschaft von den bewegenden Kräften der Materie, insofern sie durch Erfahrung erworben werden kann" (a. a. O. 431, 291). Hier behauptet Kant also geradezu, was Chamberlain, indem er seine Worte verändert und verdreht, ihn bestreiten läßt: daß Physik, ihrem Erkenntnisinhalt nach betrachtet, Naturforschung „durch Erfahrung" ist.

Treue im Kleinen: Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit fehlen, wie man sieht, Chamberlain in bedauerlichem Maße. Aber noch auf ein weiteres Manko, das ebenfalls im Dilettantismus begründet ist, weist uns das zweite Beispiel hin: es gebricht ihm an einer Reihe von Eigenschaften, die man unter dem Begriff „Wirklichkeitssinn" zusammenfassen kann.

Wirklichkeitssinn ist für den wissenschaftlichen Arbeiter eines der Haupterfordernisse und wird meistens nur auf Grund langer, strenger methodischer Schulung errungen. Von Natur ist der Mensch geneigt, sich in die Dinge hineinzutragen, seine Ansichten und Eigenheiten in andern Persönlichkeiten wiederzufinden. Er bedarf der Zucht, des Zwanges, bis er lernt zu hören, sich selbst auszuschalten und unverfälscht aufzunehmen, was Menschen und Dinge ihm als ihr Geheimnis zu offenbaren haben.

Chamberlains geistige Art nun tendiert gerade nach der entgegengesetzten Seite hin. Darum wird es ihm so schwer, fremde Ansichten rein zu erfassen und treu wiederzugeben. Seine Subjektivität ist wie ein dichter Nebelschleier, der sich zwischen ihn und die Dinge breitet. Und weil er überall ein Stück von sich hineinlegt, kann er dann Ähnlichkeiten, Anologien und Verwandtschaften finden, wo in Wirklichkeit keine sind. So verfällt er in eine unglückselige Sucht zu harmonisieren, die es ihm unmöglich macht, gerade von den Besonderheiten der einzelnen Denker klare, scharfe Bilder zu entwerfen. So z. B. wenn er Plato Kant möglichst annähert oder Goethes Naturauffassung bei Kant wiederfindet. Da geht es ohne ärgste Gewaltsamkeiten nicht ab: Stellen werden aus dem Zusammenhang gerissen und einseitig verwandt, heterogene Eigenschaften künstlich mit einander in Verbindung gebracht, und vor allen übernehmen vieldeutige Begriffe die Vermittlerrolle, wie der der Freiheit, in dem alles unterschiedslos durcheinander gemengt wird: Willensfreiheit, praktische Freiheit (= Selbstbeherrschung), sittliche Autonomie, Freiheit des Denkens, der geistigen, persönlichen Entwicklung; und indem Chamberlain nun in Sätze, die in einem ganz bestimmten Sinn

von Freiheit sprechen, seinen unbestimmten Begriff hineinlegt, hat er es natürlich leicht, Ähnlichkeiten und Verwandtschaften zu entdecken.

Noch in anderer Beziehung mangelt es Chamberlain an Wirklichkeitssinn. Dem echten Forscher ist es eine Herzenssache, bei all seinen Behauptungen und Resultaten den Grad ihrer Gewißheit an den strengsten Maßstäben zu messen. Von feststehenden Tatsachen geht er aus, und bei jedem weiteren Schritt sucht er sich zunächst darüber klar zu werden, ob es sich um Wissen oder Meinen oder Glauben, um Fakta oder um bloße Hypothesen handelt. Denn er weiß, daß der gleichmäßige Fortschritt der Wissenschaft von der Strenge dieser Unterscheidungen abhängt, vor allem auch davon, daß die Tatsachen nicht mit den Theorien vermengt werden, die der Menschengeist ersann, um jene zu deuten und zu begreifen.

Alles das sucht man bei Chamberlain vergebens. Es duldet ihn nicht bei dem zeitraubenden Fundamentieren, wo Stein auf Stein herbeigeschleppt werden muß, mühselig, langsam. Solch entsagungsvolle Detailarbeit mag sich für den vertrockneten Fachgelehrten ziemen: den Dilettanten mit dem weiten Blick und den großen Gedanken treibt es weiter. Er errichtet kühn seine Gedankenbauten, mögen die Fundamente auch wanken oder überhaupt nicht vorhanden sein. Noch mehr widerstrebt es ihm, während des Baus sein Material wieder und wieder auf Zweckmäßigkeit und Haltbarkeit zu prüfen. Vor seinem Geistesauge steht ja das Gebäude schon da, fertig bis in die Einzelheiten, festgefügt, daß es der Ewigkeit scheint trotzen zu können. Warum also feige verzagen oder übervorsichtig die Zeit vergeuden mit unnötigen Skrupeln? Und so baut er unbesorgt darauf los, seinem Glück vertrauend und seinem Stern.

Chamberlain hat entschieden etwas von einem Künstler an sich. Seine Phantasie ist gestaltungskräftig und wagt hohen Flug. Sie führt ihm plastische Bilder vor, und er meint, schon die Plastizität verbürge ihre Wirklichkeit. Aber ebenso gut könnte man behaupten, die willkürlich gemodelten Charaktere in historischen Dramen stellten die geschichtlichen Persönlichkeiten dar. Und so schwelgt Chamberlain in Möglichkeiten und bildet sich ein, es seien Wirklichkeiten, gibt sich unkritisch seinen Einfällen und Paradoxien gefangen, macht phantastische apriorische Konstruktionen und glaubt doch die Tatsachen mit ihnen zwingen zu können.

Äußerst charakteristisch für ihn ist eine Stelle auf S. 639. Er geht da von einem Satz in Kants letztem unvollendeten Manuskript aus (Altpreuß. Monatsschr. XXI S. 366): „Der Transscendentalphilosoph gibt sich keineswegs dafür aus, die Möglichkeit der Dinge zu erklären, sondern begnügt sich, die Kenntnisse festzusetzen, aus welchen die Möglichkeit der Möglichkeit der Erfahrung begriffen wird.“ Daran knüpft er folgende Worte: „Ist Kants Stoff die Möglichkeit, und zwar nicht bloß die Möglichkeit der Vernunft, die Möglichkeit der Natur und die Möglichkeit der Freiheit, sondern überhaupt ‚die Möglichkeit‘ kurzweg oder, wie er es hier mit der Naivetät des Genies ausspricht, ‚die Möglichkeit der Möglichkeit‘, so handelt“ usw. Jener Satz stammt nun (wie Vorländer schon

1894 in den „Philosophischen Monatsheften" festgestellt hat) in Wirklichkeit gar nicht von Kant, sondern von Schiller und findet sich im 19. seiner Briefe „über die ästhetische Erziehung des Menschen". Kant hat sich, ohne Schiller zu nennen, dessen Ausführungen zu seinem Privatgebrauch abgeschrieben. Zwei Worte aber fehlen bei Schiller; er sagt nur: „die Möglichkeit der Erfahrung". Durch einen Schreibfehler Kants wurde daraus: „die Möglichkeit der Möglichkeit der Erfahrung — dieser von Chamberlain so bewunderte Ausdruck! Das Paradoxe grenzt oft nahe an Unvernunft. Und Chamberlain liebt nun das Paradoxe so sehr, daß er in einen ihm paradox scheinenden, in Wirklichkeit völlig sinnlosen Schreibfehler nicht nur verborgene Weisheitstiefen hineindichtet, sondern sogar die „Naivetät des Genies" in ihm findet. Sapienti sat!

V.

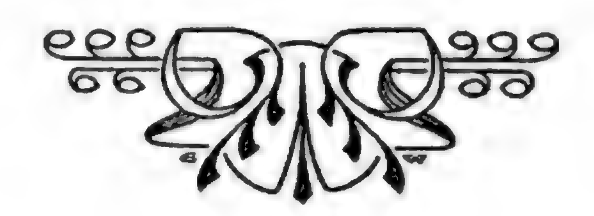
Und nun zum letzten der Vorwürfe, die ich Chamberlain oben (S. 605) machte: seine Darstellung von Kants Denken ist in den Hauptpunkten nicht historisch treu. Gewiß hat auch hier der Dilettantismus in manchen Einzelheiten mitgespielt. Aber etwas Anderes, Wichtigeres, Prinzipielles kommt hinzu, dasselbe was bei Herm. Cohen und seiner Schule das treibende Motiv ist: Kant soll aktuelle Bedeutung haben, seiner Philosophie (im ganzen wie in ihren einzelnen Teilen) soll in den Kämpfen der Gegenwart eine Führerrolle zufallen. Indem man ihn von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, macht man sich ein wirkliches Verständnis und eine unbefangene Würdigung seines Systems unmöglich.

Denn seine Philosophie ist ein unmittelbarer Ausfluß seiner Geistesorganisation, eine in sich notwendige Schöpfung seiner ganzen eigenartigen, komplizierten Persönlichkeit, wie sie sich in bestimmten Zeit- und Lebensverhältnissen entwickelt hatte. Und darum kann kein Zweiter dies System in allen seinen Einzelheiten, mit allen Widersprüchen und Inkonsequenzen, in sich wirklich nacherleben als die ihm gemäße Weltanschauung, als die endgültige Antwort auf die Rätselfragen des Daseins. Zwar viele haben geglaubt es zu können; aber sie täuschten sich über sich selbst. Sie waren selbständiger als sie dachten: nicht Kant ließen sie in sich zu neuem, vollem Leben erstehen, sondern sich selbst (ihre eigenen Meinungen und Probleme) legten sie in Kant hinein. Und so wird, so muß es immer sein: wer mit Kants Waffen die Schlachten der Gegenwart schlagen und die alten Kantischen Positionen einnehmen will, der muß die Waffen erst umarbeiten, die Positionen verändern und verstärken, den Grundsätzen moderner Kriegführung gemäß, muß Kants Ansichten weiterbilden oder umdeuten oder einseitig auslegen, um sie der heutigen, zum großen Teil sehr veränderten Problemlage anzupassen. Auch bei Cohen ist das in hohem Maße der Fall: darüber sind sich alle die einig, die Kant rein historisch auffassen.

Und dieser letztere Weg ist der einzige, der zu einem wirklichen Verständnis führen kann. Fragt man in erster Linie danach, was Kant uns sein kann, so wird man stets geneigt sein, die Kantischen Gedankengruppen, die einem selbst

besonders sympathisch sind, als solche zu betrachten, die auch Kant vor allem am Herzen lagen und den Mittelpunkt seines Systems bildeten. Wer dagegen die Gegenwart mit ihren Aufgaben ganz bei Seite läßt und allein fragt: was wollte Kant? wie sah es in ihm aus? wie war seine Entwicklung? von woher kamen ihm seine Probleme? wie erwuchsen ihm die Lösungen?, der ist imstande, den wahren Kant zu erfassen: seine Persönlichkeit wie sein System in ihrem notwendigen Zusammenhange.

Nachträglich mag man dann untersuchen, welche von diesen echten Lehren Kants in dem heutigen Streit der Meinungen sich noch verwerten lassen. Aber die Verquickung von systematischer und geschichtlicher Arbeit taugt nicht, keine von beiden kommt dabei zu ihrem Recht. Das behauptete ich schon bei Gelegenheit von Kants 100jährigem Todestag in dieser Zeitschrift (Febr. 1904, S. 672). Chamberlains Kantwerk ist ein neuer Beweis für die Richtigkeit meiner Ansicht.



In heiliger Frühe.

(Arkona.)

Sein Goldnetz senkt auf die Klippen
Hoch über dem Strande der Frührot-
schein;
Sanft küßt mit den rosigen Lippen
Die Sonne das bleiche Gestein.

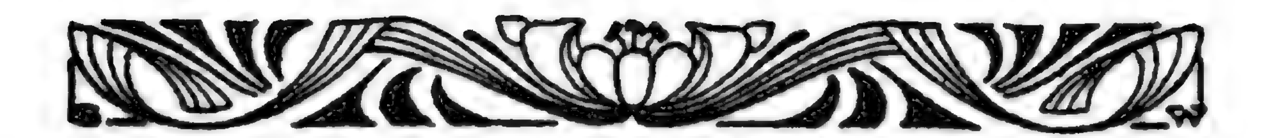
Fern kräuselt drunten sich leise
Überm Fischerdorfe der bläuliche
Rauch;
Anstimmt seine trauliche Weise
Goldammer im Seedornstrauch.

Herz, denkst du in heiliger Frühe,
Wie rings nun in dämmernden Landen
erwacht
Der Heerbaum der Arbeit, der Mühe,
Zur tosenden Lebensschlacht?

Du ruhst von den Kämpfen und Sorgen
Als ein feiernder, seliger Wandrer
dich aus,
Wie ein Schiffer im Hafen, geborgen
Vor Wogen und Sturmesgebraus.

O könntest herüber du retten
Die Brüder alle, die Sklaven der Not,
Ans Gestad, wo der Seele die Ketten
Abfallen im Morgenrot!

Reinhold Fuchs.



Das Weinparlament.

Von

Fritz Bley.

Der Sartoriusprozeß und einige weitere vor den Strafkammern zu Frankenthal in der Pfalz verhandelte ähnliche Prozesse, namentlich auch die großen Strafprozesse, die in Mainz gegen Weinfälscher geführt werden mußten, haben die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die im Weinhandel eingerissenen Mißbräuche hingelenkt, keineswegs aber über die volkswirtschaftliche und sozialpolitische Seite dieser Frage die wünschenswerte Aufklärung der Fernerstehenden, namentlich in den Nichtweinbaugegenden, geboten.

Es überrascht durchaus nicht, daß bei oberflächlich Urteilenden wohl gar das Vorurteil sich festzusetzen beginnt, als lägen die Verhältnisse in der Pfalz und in Rheinhessen besonders schlimm. Das genaue Gegenteil ist leider die Wahrheit. Das ungemein scharfe Vorgehen der Staatsanwaltschaften zu Frankenthal und Mainz gibt vielmehr einen Beweis von der Strenge, mit der die pfälzischen und rheinischen Kontrolleure ihres Amtes gewaltet haben. Leider wird aber in den übrigen Weinbauländern, insbesondere in Rheinpreußen, die Kontrolle in gänzlich ungenügender Weise betrieben, die Seltenheit von Weinfälscherprozessen gereicht dem führenden und größten Bundesstaate deshalb ganz und gar nicht zur Ehre.

Die Überzeugung von der Unzulänglichkeit der bestehenden gesetzlichen Vorschriften hat sich daher immer mehr vertieft, und auch im Reichsamte des Innern dürfte man sich nicht mehr verhehlen, daß das Weingesetz abgeändert werden muß.

Diese Wandlung in den Anschauungen ist hauptsächlich zurückzuführen auf die Erkenntnis, daß der Weinchemie sowohl in der Gesetzgebung als in der Kontrolle und in der Berücksichtigung ihrer Sachverständigengutachten bei den Prozessen bisher ein viel zu weit gehender Einfluß eingeräumt worden ist. Der Sartoriusprozeß namentlich hat recht deutlich erwiesen, daß dem anspruchsvollen Auftreten der Weinchemie keineswegs der Wert ihrer Sachkenntnis für die Beurteilung der Tatsachenfrage entsprach. Mit all ihrer Gelehrsamkeit hat sie im Mußbacher Falle nicht die Bedeutung des S H als Zuckerwasser feststellen können, die für jeden Winzer sonnenklar war. Ja, mehr als das: sie selbst, die Weinchemie, saß eigentlich in Frankenthal auf der Anklagebank. Denn noch immer liefert sie mit ihren Rezepten zu analysenfesten Weinen den Pantschern die Anleitung, wie sie es zu machen haben, um durch die allerdings recht weiten

Maschen der §§ 2 und 3 des Weingesetzes vom 24. Mai 1901 zu schlüpfen. Noch schlimmer war freilich in dieser Beziehung das Gesetz vom 20. April 1892, in dem ausdrücklich die Stoffe aufgeführt wurden, die, wie Alaun, Baryum-Verbindungen, Borsäure und Glycerin, Salizyl, Teerfarbstoffe, Strontium-Verbindungen, Amylalkohol usw., im Wein nicht enthalten sein durften. Alles, was da nicht verboten war, galt natürlich als erlaubt, und die Chemie hat sich in der Entdeckung neuer erlaubter, aber sachlich höchst schädlicher Stoffe um den Pantsch damals sehr hohe Verdienste erworben. Auch das geltende Gesetz vom Jahre 1901 würde zweifellos von vornherein richtiger geraten sein, wenn nicht damals noch in maßgebenden Kreisen die Anschauung geherrscht hätte, daß die Bestimmung der Reinheit des Weines im wesentlichen Aufgabe der Chemie sei. Die sehr dehnbaren Bestimmungen des § 2 namentlich in dem Abschnitt 4, der die Zuckerung des Weines auch in wässeriger Lösung gestattet, „insofern solcher Zusatz nur erfolgt, um den Wein zu verbessern, ohne seine Menge erheblich zu vermehren", haben sich in der Praxis als gänzlich unzulänglich erwiesen. Durch die Weinfälscherprozesse ist auch den weitesten Kreisen zum Bewußtsein gebracht, was gerade die unter Führung des vielgenannten Herrn Sartorius stehenden minderwertigen Kreise des Weinhandels unter „Zuckerung" verstanden haben: nämlich einen heillosen Zusatz von Zuckerwasser, der nur zur Streckung, aber gewiß nicht zur Verbesserung diente, zumal man durch starkes Angären der Maische auch die Extraktivstoffe zu vermehren und dadurch selbst bei starkem Wasserzusatze den Grenzzahlen zu genügen vermochte, auf die sich die Chemie so fest glaubte stützen zu können.

Unter den Winzern vertieft sich daher die Forderung, daß bei der Weinbehandlung jede Zuckerung grundsätzlich verboten werden solle. Mindestens aber fordern sie, daß bei Rotwein nur ein Zusatz von technisch reinem Zucker in trockenem Zustande und bei Weißwein eine Zuckerlösung von höchstens 15 Prozent des Gesamtvolumens zugesetzt werden dürfe und auch dies nur vor oder während der Hauptgärung in der Zeit vom Beginn der Lese bis zum 31. Dezember des Erntejahres. Außerdem fordert die gesamte Winzerschaft mit erfreulicher Einmütigkeit das unbedingte Verbot des Verschnittes von Weißwein mit Rotwein und bis zum Inkrafttreten dieses Verbotes die Einführung der Deklarationspflicht dieser Verschnittweine bis zu den kleinsten Gebinden und bis zur Flasche hinunter. Die Vorkämpfer einer ernsthaften Reform der Weingesetzgebung legen den Schwerpunkt aber auf die baldige gesetzliche Regelung der Weingesetzkontrolle. Sie gehen dabei von der unbestreitbar richtigen Auffassung aus, daß die Aufsicht über den Weinbau und Weinhandel nicht mehr nach der recht veränderlichen Güte und chemischen Zusammensetzung, sondern nach der leicht übersehbaren Menge des Weines (Lager- und Verkehrskontrolle) vollzogen und über das ganze Reich in wirksamer Weise durchgeführt werde. Denn es ist nicht damit getan, daß in den Weinbaugebieten eine scharfe Aufsicht geführt wird, wenn anderseits jene unterirdischen Weinberge geduldet werden, in denen

mit der Wasserleitung, Weinsteinmühle und Riechflasche eine Pantscherei betrieben wird, die geradezu als ein Verbrechen an der Volksgesundheit erscheint. Die Beamten, denen die Aufsicht über die Keller anvertraut werden soll, brauchen weder Chemiker noch Apotheker, desto mehr müssen sie aber als Fachmänner mit aller Kellerpraxis vertraut sein. Es versteht sich von selbst, daß nur charakterfeste und völlig unabhängige Männer in gesicherter und hochangesehener reichsamtlicher Stellung solcher Aufgabe gewachsen sein können. Ein solcher Beamter, der nicht nur den praktischen Kellerbetrieb mit allen seinen Feinheiten und Schwierigkeiten, seinen guten alten überkommenen Gebräuchen und alle technischen Errungenschaften der Neuzeit aus Erfahrung kennt, sondern sich auch auf die kaufmännische Seite des Betriebes versteht und in Geschäftsbüchern schnell zurechtfindet, wird den ehrlichen Winzern als ein erwünschter Befreier vom Schwindel sicherlich ebenso willkommen sein, als er den Pantschern verhaßt werden wird, namentlich, wenn er sich auf ihre Kniffe und Pfiffe gründlich versteht. Es war in hohem Grade bezeichnend, daß Herr Sartorius in seinem Prozesse erklärte, der Kontrolleur habe ihn wie einen Spitzbuben behandelt. Der redliche und angesehene Weinhandel der Pfalz hat sich, offenbar aus sehr triftigen Gründen, über ein gleiches Mißtrauen dieses Beamten nicht zu beklagen gehabt!

Am meisten auseinandergehend sind zur Zeit unter den Winzern die Ansichten über die Aufbringung der Kosten, welche die Kontrolle verursacht. Wie bereits erwähnt, sind in Preußen die Ergebnisse der Kellerkontrolle gleich null, und die Bestrafungen haben sich deshalb fast nur gegen formelle Vergehen gerichtet. Der Grund dieser schwerbeklagten Säumigkeit liegt in dem Mangel an Mitteln für eine ausgiebige Kontrolle. Es ist deshalb von der Pfalz und von dem elsässischen Weinhändlervereine der Vorschlag ausgegangen, eine mäßige, etwa 1 bis 1,50 Mark per Hektoliter betragende, Weinsteuer einzuführen, deren Erträgnis lediglich zur Unkostendeckung für eine nachdrückliche Reichsweinkontrolle verwandt werden solle. Andererseits hat eine vom Rheinischen Bauernvereine unlängst einberufene Winzerversammlung sich sehr lebhaft gegen eine solche Steuer ausgesprochen, wohl hauptsächlich aus der Befürchtung heraus, daß diese doch nicht auf die Kostendeckung beschränkt bleiben, sondern zu fiskalischen Zwecken hinaufgeschroben werden würde. Vollständige Übereinstimmung aber herrscht unter allen Winzern in der sicherlich auch von allen klugen Zechern geteilten Forderung, daß bei Änderung des Weingesetzes die Strafbestimmungen ganz wesentlich verschärft werden müssen und zwar in der Richtung, daß bei schweren, namentlich vorsätzlichen Vergehen, eine Geldstrafe nicht als ausreichende Sühne angesehen werden dürfe, sondern daß auf Freiheitsentziehung erkannt werden müsse. Die von der Versammlung des Rheinischen Bauernvereines aufgestellte Forderung der Deklarationspflicht für alle verschnittenen Rotweine erscheint den Winzern weiter Gebiete als eine zwar dankenswerte aber keineswegs ausreichende Forderung. Im Interesse einer einheitlichen, über das ganze Reich durchgeführten Kontrolle wird vielmehr die Deklarationspflicht für den Ursprung aller

Weine verlangt. Gesetzlich soll bestimmt werden, daß der Name des Winzers bezw. der Winzergenossenschaft, aus deren Kellern der Wein stammt, dem Fasse aufgebrannt oder den Etiketten jeder Flasche in faksimilierter Weise aufgedruckt wird.

Mit allen diesen gesetzlichen Fragen soll sich nun das sogenannte Weinparlament befassen, eine Versammlung von Sachverständigen des Weinbaues und Weinhandels, die im Herbste unter Vorsitz des Grafen Posadowsky zusammentreten soll. So groß die Aufgaben dieser beratenden Körperschaft sein werden, so gering ist leider das Vertrauen auf einen ernsthaften Erfolg in den Kreisen gerade der kleinen und mittleren Winzer, die am meisten von der jetzigen Notlage, dem immer ungestümer gewordenen Andrange ausländischen Wettbewerbs in Wein und Trauben, sowie der unerhörten Preisdrückerei durch die Pantscher[1]) betroffen sind. Sie befürchten, daß zu dem Weinparlament wieder die hervorragendsten Spitzen des deutschen Weinbaues sowie Weinchemiker und Mitglieder großer Ausfuhrhandelsfirmen in bevorzugter Weise herangezogen werden, die von der Not der kleinen oder mittleren Winzer wenig oder nichts wissen: teils, weil sie selbst mit verbesserten Weinen handeln, teils, weil der Wettbewerb der Pantscher und Schmierer an sie nicht heranreicht. Die rheinländische Presse hat bereits mehrere von dieser Besorgnis durchzitterte Zuschriften aus besonders bedrückten Weinbaugebieten veröffentlicht. Hoffentlich wird man dieser Winzer nicht vergessen und zu dem Weinparlamente auch Vertreter ihrer Genossenschaften, sowie auch des kleinen Weinhandels, insbesondere aber auch erfahrene Leiter und Führer der Weinbauschulen heranziehen. Dringend wünschenswert erscheint es aber auch, daß das Weinparlament sich nicht auf die Erörterung der notwendigen Abänderung des Weingesetzes beschränkt, sondern daß es redlich zu der so dringend notwendigen Verständigung zwischen dem soliden Weinbau und dem soliden Teile des Weinhandels beiträgt.

Unter dem Einflusse der Pantscher und Schmierer hatte sich, was leider viel zu wenig bei den Weintrinkern im Reiche bekannt ist, ein Gegensatz zwischen den Weinbauern und Weinhändlern herausgebildet, der in hohem Maße zu beklagen war. Es war dahin gekommen, daß die Aufkäufer den kleinen Winzern ihren Herbst zu Preisen abnötigten, für die der Ausdruck Schleuderpreise wie eine milde Beschönigung erschien. Was sollten die Ärmsten auch tun, da die Weinfabrikation sie ja unter allen Umständen unterbot! Um aus dieser Notlage herauszukommen, schlossen sie sich zu Genossenschaften zusammen. Vielfach sind diese

[1]) Dieser Druck kann keine treffendere Beleuchtung erfahren als durch folgende Anzeige, die sich in einer Berliner Zeitung findet: „Eine mit 2 Millionen Kapital zu gründende Gesellschaft mit beschränkter Haftung beabsichtigt die Errichtung einer ausschließlich mit dem Weingroßhandel und Warenhäusern arbeitenden Weinkellerei zur Herstellung billiger Weine in großer Stadt Norddeutschlands. Ein praktischer Fachmann und ein Chemiker, welche über 50000 Mark Kapital verfügen und in der Bereitung analysenfester Weine durchaus erfahren sind, werden als Geschäftsführer gesucht. Offerten usw."

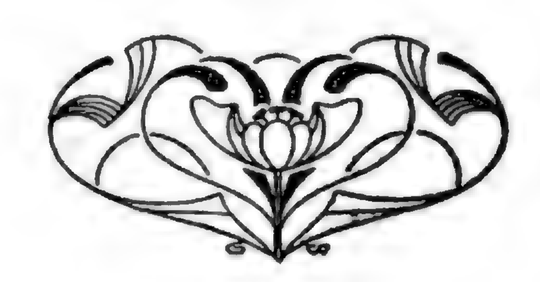
ungeschickt geleitet gewesen, vielfach sind sie auch, von der Not getrieben, zum Einzelverkaufe übergegangen, in dem der Weinhandel eine Störung seiner Kreise und eine Verkennung der eigentlichen Aufgaben der Winzer betrachtet. Immerhin hätte der Weinhandel sich der Bildung dieser Genossenschaften nicht so heftig widersetzen sollen, als geschehen ist. Sie sind vielfach bei ihren Versteigerungen vom Handel geradezu boykottiert und dadurch in eine sachlich durchaus nicht wünschenswerte Kampfstellung getrieben worden.

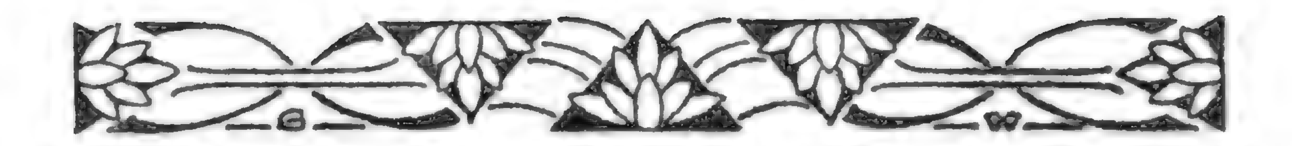
Eine Abgrenzung der Aufgaben der Weinbauern einerseits und des Weinhandels andererseits und die Verständigung über die Gemeinsamkeit ihrer Belangen würde deshalb als eine der schönsten Aufgaben des Weinparlaments erscheinen. Die Winzergenossenschaften verwahren sich ja auch in der Mehrheit dagegen, den Handel ausschalten zu wollen. Sie fordern nur, daß sie nicht mehr wie früher gezwungen sein sollen, ihren Herbst an den Verkäufer für das zu verschleißen, „was er gilt", sondern daß es ihr unveräußerliches Recht bleibe, ihren Wein selber zu keltern und in den eigenen Kellern verkaufsreif bei ihren Versteigerungen dem Großhandel zur Verfügung zu stellen. Hier liegt nun der eigentliche Punkt der Schwierigkeiten. Die Weintrinker sind durch den Handel an eine kleine Anzahl bekannter Marken gewöhnt. Aber es wird keinem Verständigen verschleiert bleiben können, daß auf dem oder dem berühmten Berge in hundert Jahren nicht soviel Wein wachsen kann, als unter dieser Marke in einem Monate vertrunken wird. Es handelt sich dabei nicht etwa durchweg um minderwertige Weine, sondern hauptsächlich um solche, die zwar aus anderen Weinbaugebieten stammen, aber den Charakter der betreffenden Marke tragen und den ihnen gegebenen Namen daher nach Ansicht des Handels vollkommen verdienen.

Bei der letzthin im Reichstage stattgefundenen Probe elsaß-lothringischer Weine wies der rührige Vorkämpfer für die Selbständigkeit des reichsländischen Weinbaues, Reichstagsabgeordneter Preiß, mit Recht darauf hin, daß Elsaß-Lothringen, das größte Weingebiet des deutschen Reiches mit einem jährlichen Durchschnittsertrage von einer Million Hektolitern, also dem Drittel der deutschen Gesamtweinerzeugung, für die norddeutschen Weintrinker anscheinend noch nicht entdeckt sei, weil die elsässer Weine in mehr oder minder veränderter Gestalt als Mosel- oder Rheinweine durch den Handel gehen. Einer Änderung dieser Verhältnisse wird der Handel sich naturgemäß widersetzen. Aber in seinen eigensten wohlverstandenen Belangen sollte er diesen Widerstand nicht zu weit treiben! Denn von zwei Dingen eins: entweder kommt der Handel den berechtigten Anforderungen der Winzer und ihrer Genossenschaften entgegen, oder diese drängen mit Aufklärung über die wirkliche Sachlage an die breite Menge der Weintrinker heran. Schon jetzt halten zahlreiche Kasinos und zu besonderem Zwecke gebildete Weineinkaufsgenossenschaften ihren Einkauf bei den Genossenschaftsversteigerungen. Das könnte sich wesentlich steigern, wenn man in diesen Kreisen aufmerksamer achtete auf die infolge des Boykottes überfüllten Keller der Genossenschaften, auf die Vorzüglichkeit von deren Weinen und auf die höchst beklagenswert

geringen Preise, die sie leider nur erreichen und die oft in keinem Verhältnisse zu den Preisen des Großhandels stehen. Eine so unbedingte Bürgschaft für Reinheit, wie die Winzergenossenschaften sie bieten, gibt es kaum an anderen Stellen. Schließlich haben aber doch in dieser Frage die Trinker das letzte und entscheidende Wort zu sprechen. Und da es doch eigentlich ihre Sache ist, um die es sich hier dreht, so sollten sie ihr auch mehr Beachtung schenken, als bisher leider geschehen ist. Hauptsächlich dadurch, daß sie bei jeder Bestellung, die sie zu Hause dem Reisenden oder an der Gastwirtstafel dem Kellner aufgeben, ausdrücklich die Angabe der Herkunft des Weines forderten und daß sie grundsätzlich dem Weine von Winzergenossenschaften den Vorzug vor gleichartigen Gewächsen von weniger bewährter Ursprungssicherheit gäben. Der Handel könnte sich dann nicht beklagen und würde doch wohl oder übel gezwungen werden, Genossenschaftsweine zu führen und als solche zu erklären. Auch die Gastwirte sollten in ihrem eigensten Belangen die Mahnung beherzigen, die Prinz Ludwig von Bayern jüngst bei Eröffnung der großen Allgemeinen Ausstellung für das Gastwirtsgewerbe in Augsburg an sie gerichtet hat: nur reine unverfälschte Winzerweine zu führen. Wesentlich beschleunigt würde diese Entwicklung natürlich durch die erwähnte Forderung eines allgemeinen gesetzlichen Deklarationszwanges werden! Wenn jede Flasche den Namen des Weinbauern auf dem Etikett aufweisen müßte, so wäre auch die Kontrolle ohne weiteres bis ins Einzelne hinein durchführbar. Insbesondere ist aber auch zu fordern, daß aller verzuckerte Wein als solcher auf dem Etikett bezeichnet werden muß. Es ist ganz gleichgültig, ob die Verzuckerung den Wein nach Ansicht des Händlers oder Erzeugers verbessert oder nicht: der Trinker hat ein Recht darauf, ohne besondere Frage von vornherein zu wissen, ob er die reine Gottesgabe des ohne Zusatz vergorenen Traubensaftes vorgesetzt bekommt oder verzuckerten Wein. Der Trinker erblickt in jeder derartigen Verschleierung einen Betrug!

Die Erkenntnis, daß der solide Weinhandel und die Weinbauern aufeinander angewiesen sind, hat ja immer mehr sich vertieft. Hoffentlich gelingt es, ihr auch bei dem Weinparlamente Geltung zu verschaffen.





Vier Charaktere aus dem älteren Liberalismus.

(Freytag und Treitschke, Hermann Baumgarten und Rudolf Haym.)

Von

Justus Hashagen.

Wer die politische Entwicklung des 19. Jahrhunderts darstellen will, darf sich nicht auf eine Schilderung bloß der äußeren, sei es kriegerischen, sei es diplomatischen Vorgänge beschränken. Die Betrachtung des reichen geschichtlichen Lebens so von oben her, von einer hohen, gesicherten Warte aus, die über das Wogen der öffentlichen Meinung weit emporragt, und zu der die sozialen Wünsche der Massen nicht hinandringen, ist für das 19. Jahrhundert ganz besonders unzulänglich. Sie wirft ein großmaschiges, grob gearbeitetes Netz über die Fülle der wirklichen Erscheinungen und vergewaltigt oder ignoriert sie notgedrungen. Denn die politische Geschichte erschöpft sich nicht in Denkschriften der Regierungen, in Noten und Armeebefehlen, in Feldzügen und Schlachten. Sondern sie pulsiert nicht minder machtvoll von unten her. Und deshalb ist es Pflicht jedes Geschichtsfreundes, sich gerade mitten in die Kreise hineinzustellen, die aus der Tiefe heraus an der Bildung der öffentlichen Meinung mitgearbeitet haben. Die Geschichte der Parteien — theoretisch und praktisch — wird so zu einem wichtigen Bestandteil der politischen Geschichte überhaupt. Und nicht nur ihr auf der Tribüne gesprochenes Wort wird da bedeutungsvoll. Sondern nicht minder lehrreich für die Entwicklung ihrer Grundsätze ist ihre journalistische und publizistische Arbeit. Gerade an einzelnen älteren Vertretern des Liberalismus zeigt sich das deutlich genug.

Die Anfänge dieser ganzen Geistesrichtung reichen bis ins 18. Jahrhundert zurück. Mächtig angeregt von der Kulturentwicklung der fortgeschrittenen westlichen Länder, fängt das deutsche Bürgertum schon vor der französischen Revolution an, sich gegen den allgewaltigen Fürsten- und Staatszwang aufzulehnen. Nicht die wilden Radikalen würden hier zu erwähnen sein, die Stürmer und Dränger, deren subjektivistische Hast auch die berechtigten Staatsschranken zertrümmert, sondern ruhige, abgeklärte Naturen, festwurzelnd im Boden deutscher Staatsweisheit, wie Justus Möser in Osnabrück, oder ausgerüstet mit umfassender europäischer Erfahrung, einem starken Willen, einer rücksichtslosen Offenheit, einem

eisernen Rückgrat, wie August Ludwig Schlözer in Göttingen. Wie sich ihre und ähnliche Gedanken anderer durch die Revolutionszeit hinübergerettet haben in die Stürme der Napoleonischen Kämpfe, wie sie dann in den folgenden Jahrzehnten langsam erstarkt sind und schließlich seit der großen politischen Erneuerung der vierziger Jahre den mächtigsten Einfluß gewinnen, das alles ist für den Historiker überaus lehrreich; für die heutige politische Bildung der Nation hat es aber nur noch historische Bedeutung.

Erst spätere Nachkommen dieser ersten Generationen des Liberalismus ragen noch in unsere Zeit hinein. Sie gruppieren sich um eine Reihe von weit verbreiteten publizistischen Organen; unter diesen fesseln die Grenzboten und die Preußischen Jahrbücher noch heute den Leser, der dem Werden der liberalen Ideen nachgeht. Wir versetzen uns um fünfzig Jahre zurück und vergegenwärtigen uns einige der Männer, die in stetem Zusammenhang mit jenen Organen den älteren Theorien des Liberalismus dienen. Es gilt, ihre Individualitäten gegeneinander abzugrenzen und dabei zugleich die gemeinsame geistige Grundlage aufzudecken, die bei allen hervortritt. Allgemein in Deutschland bekannt sind von diesen Männern Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke. Weniger auf weite Kreise gewirkt haben Hermann Baumgarten und Rudolf Haym. Aber neuere Publikationen haben wieder die besondere Aufmerksamkeit gerade auf Haym gelenkt, und es lohnt sich wohl, seinen Schatten mit denen der anderen noch einmal zu zitieren. Denn wenn wir auch die augenfälligen Unterschiede zwischen ihrer politischen Denkweise und der unsern nicht verschleiern werden, so ist doch der Gehalt ihrer politischen Schriften groß und echt genug, um auch heute nach Jahrzehnten noch mit Ehren erwähnt zu werden.

Ihre politischen Porträts können aber nur dann getreu geschildert werden, wenn man die Quellen ihrer politischen Erfahrung aufzudecken versucht. Da es arbeitsame, lesefreudige, teilweise wissenschaftlich gerichtete Naturen sind, so gehört zu diesen Quellen nicht nur die Wirklichkeit des öffentlichen Lebens, sondern nicht minder die politische Theorie ihrer Vorgänger seit 1815. Da ist es von den vormärzlichen Politikern vor allem Christoph Friedrich Dahlmann (1785—1860), der die genannten Publizisten aufs stärkste beeinflußt. Die Grundzüge der politisch-sittlichen Denkweise jener späteren Generation liegen schon bei ihm zu Tage. Es ist keine bloß politische, sondern eine politisch-sittliche Denkweise. Der ganze Mann bildet eine charaktervolle Einheit. Er verschmilzt in seiner lebensvollen Persönlichkeit die Forderungen von Politik und Moral. Er verkörpert die Einheit von Wissenschaft und Leben. Das alles tritt unter

die Herrschaft eines starken Willens. Der Primat des Willens ist in der Tat — wenn man eine so allgemeine Formel wählen darf — das bezeichnende Merkmal. „Handeln ist besser, als Wissen“ hatte Heinrich von Kleist gesagt. Das ist auch Dahlmanns Meinung. Das Denken selbst wird bei ihm Handeln: es wird zur Angelegenheit des Gewissens überhaupt. Die Kluft zwischen Wissen und Können, zwischen Kraft des Verstandes und Kraft des Charakters beklagt er in dem höchst beachtenswerten Schlußabschnitte seiner „Politik“ von 1835 („über Volksbildung“). Das hat er wenige Jahre vor dem hannöverschen Verfassungsstreite geschrieben. Als das Haupt der Göttinger Sieben muß er dann zwar dem Despotismus des Königs Ernst August weichen. Aber im selben Momente erficht er auch schon den ersten großen moralischen Sieg für den Liberalismus; denn das ganze freiheitlich gesinnte Vaterland tritt auf die Seite der verjagten Professoren. Die Einheit von Wissenschaft und Leben, Wissen und Handeln, Theorie und Praxis ist bei ihm kein leerer Traum. Das zeigt seine Wirksamkeit in Frankfurt 1848/49. Und ganz dasselbe bewundern die jungen Studenten, die später in Bonn zu seinen Füßen sitzen. Immer schwebt ihnen sein Bild vor, wenn sie in den kleinlichen Kämpfen des Tages verzagen wollen.

Dieses Tatideal, wie es schon in dem tintenklecksenden Säkulum so begeistert verehrt worden war, stellt Dahlmann und seine Schüler in den ausgesprochensten Gegensatz zur Romantik. Nicht als wenn sie ästhetischen Neigungen abhold gewesen wären. Dahlmann hat als Aristophanesübersetzer begonnen. Freytag gehört mit seiner ganzen liebenswürdigen Persönlichkeit in unsere Literaturgeschichte hinein. Auch Treitschke und Haym haben selbst gedichtet. Baumgarten hat auf der Universität philologische Luft mindestens geatmet. Aber in dem Gegensatze gegen die Romantik sind sie doch alle einig. Fremd und voller Abneigung stehen sie einer rein künstlerischen Lebensanschauung gegenüber. Ihr Staatsinteresse ist viel zu durchschlagend und ihr sittlicher Charakter zu ausgeprägt. Ihr Pflichtbegriff protestiert gegen die romantische Lebensanschauung. Sie sind dabei leicht geneigt, die unermeßlichen Verdienste ihrer Feinde allein um die Wiederbelebung der historischen Studien zu übersehen. Aber wir begreifen das; denn es handelt sich hier nicht um eine wissenschaftliche, sondern um eine Gewissensfrage: da reißen sie sich los von den duftigen Melodien. Sie hören schon in der Ferne die Fanfaren der Schlacht. Nur auf dem Boden dieser geistigen Stimmung aber, die sie alle mehr oder minder beherrscht, läßt es sich begreifen, daß sie alle erklärte Gegner des christlichen Staatsideals sind, das doch nur deshalb im neun-

zehnten Jahrhundert eine so unerwartete Auferstehung feiern kann, weil es von lebendigen Strömungen der Bildungsgeschichte, eben den romantischen, getragen wird. Der „Romantiker auf dem Throne" ist für Dahlmann und seine Freunde das furchtbare Beispiel, daß solche Theorien den Anprall wirklicher Tatsachen nicht aushalten können. Sie müssen verwittern an der harten Luft der politischen Öffentlichkeit, und sie brechen schließlich zusammen, als die Revolution im Sturmschritte heranzieht. Nur um so schlimmer, wenn dies patriarchalische Staatsideal mit so vollendeter Prätension von oben herab verkündigt wird, wie etwa 1833, als ein Geistlicher beim Berliner Ordensfest es wagt, die Liebe zum Landesvater als die wahre preußische Verfassung zu preisen: uneingedenk des heiligen Verfassungsversprechens seines Monarchen.

Dahlmann ist aber auch in positiven politischen Lehren der Leitstern der Jüngeren gewesen. Ein großer Teil seiner reichen Lebensarbeit steht im Dienste der Verteidigung des monarchischen Gedankens überhaupt. Was bedeutet das bei einem Manne, der unablässig mit fürstlicher Willkür oder Romantik hat ringen müssen! Bei einem so aufmerksamen politischen Denker, der den ganzen Zusammenbruch der Märztage erlebt hat! Für ihn ist trotzdem der alte Baum der deutschen Dynastien durch diese Stürme nicht entblättert. Am 22. Januar 1849 spricht er über die Erblichkeit der Monarchie in der Paulskirche. Auch gegen seinen besten Freund, den Demokraten Gervinus, hat er später sein Ideal aufrecht erhalten. Aber natürlich: er ist kein Monarchist im Sinne der Kreuzzeitungspartei. Ganz im Gegensatze zu seinem pessimistischen Freunde Niebuhr, dem die Julirevolution das Herz gebrochen hat, freut sich Dahlmann der neuen Impulse, die von diesem großen Ereignisse ausgehen müssen. Mit Eifer vertieft er sich in die Geschichte der alten englischen und französischen Revolution und erzielt gerade mit diesen Studien die größten Erfolge. Diese Beschäftigung mit der Geschichte der Revolutionen nicht minder, wie die Jahre 1830 und 1848 haben ihm gezeigt, daß der Gedanke der christlich-romantischen Monarchie nicht mehr ist, als ein prunkvolles Schaustück. Die lebendige Staatsanschauung des Jahrhunderts hat keinen Raum mehr dafür. Hier eben tritt sein Konstitutionalismus ergänzend ein. Nie hat jemand den wahren Kern davon besser gekennzeichnet, als Dahlmann schon im Jahre 1815 in seinem „Worte über Verfassung". Der „bessere Teil des Volkes" soll durch Verfassungen zur Sprache gebracht werden. Er durchschaut mit scharfem historischen Blicke den Gegensatz zwischen der staatsrechtlichen Bedeutung der alten Stände und dem Prinzipe der neuen Volksvertretung. Aus dem modernen England und auch schon aus der

Union entlehnt er vielfach seine konstitutionellen Grundsätze: besonders das Zweikammersystem. Die Fürstenherrschaft alten Stils dagegen ist nicht imstande, die republikanische Gefahr zu überwinden. Sie bedarf einer Erneuerung durch die Aufnahme konstitutioneller Gedanken. Das ganze Leben hindurch hat er dafür gekämpft: zuerst mit dem Feuer der Jugend, dann in der überlegenen Reife des erfahrenen und geprüften Mannes — bis ihn schließlich eine gewisse Resignation übermannt, als die Neue Ära trotz aller liberalen Ansätze nicht leistet, was sie verspricht. Man verstehe ihn nicht falsch. Er will nicht einen Verfassungsstaat in die leere Luft hinein konstruieren. Er will die deutsche Frage lösen. Und während der Liberalismus sonst in naiver Unkenntnis der außerpolitischen Lage lebt, ist Dahlmann schon als Vorkämpfer für das Recht der Elbherzogtümer lebhaft darauf bedacht, die Stellung des Deutschen Bundes auch in Europa zu verbessern. Er ist keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß eine nationale Lösung der schleswig-holsteinischen Frage das europäische Gleichgewicht erschüttern wird. Aber mag es immerhin sein. Das ist jedenfalls seine Überzeugung: daß die deutschen Großmächte hier ein schwereres Gewicht in die Wagschale werfen können, als die illustre Versammlung in Frankfurt. Und nicht minder lebt er in dem Gedanken, daß von den deutschen Großmächten nur Preußen befähigt sein wird, das Schicksal der Herzogtümer zum Wohle des Ganzen zu entscheiden. Denn nur im Rahmen preußischer Machtentfaltung kann schließlich auch der Durst nach Freiheit gestillt werden. Kein Wunder daher, daß ein kriegerischer Ton seine politischen Lehren durchzieht: „muß die deutsche Selbständigkeit durch die Bluttaufe errungen werden, so wird es an Winkelrieden nicht fehlen."

Eine höhere Weihe erhält seine Staatsanschauung schließlich dadurch, daß sie auf den Höhepunkten seines Lebens von lebendiger Religiosität getragen wird. Wir sahen: durch eine große Kluft ist er getrennt von der romantischen Religiosität des preußischen Hofes. Aber sonst steht er jeder kraftvollen Äußerung religiösen Lebens, selbst wenn sie so rauh hervorbricht, wie bei Klaus Harms in Kiel, mit tiefstem Verständnis gegenüber. Nicht der dogmatische Intellektualismus zwar — ein Erbe aus den bösesten Tagen des 17. Jahrhunderts — kann ihn fesseln. Aber Gewissen und Pflicht in religiöser Fassung bewegen ihn tief. Unkirchlich ist er deshalb durchaus und noch gründlicher allen künstlichen religiösen Schöpfungen abgeneigt. Aber sein Protestantismus ist mehr als Negation. Von ihm stammt ja der Satz: „Vom deutschen Volke war nie die Rede, bis es in Luther seine Stimme erhob."

Das ist Dahlmanns Erbe: der Appell an die Gewissen aller wissenschaftlich tätigen Männer, die Verbindung zwischen Leben und Wissenschaft zu vollziehen, die Politik mit sittlichen Gedanken zu durchdringen, mitzuhelfen, um Preußen und Deutschland zu einigen Verfassungsmonarchien zu machen. Dieses Erbe hat Baumgarten, ein Niedersachse wie Dahlmann, mit vollem Bewußtsein angetreten. Die Schlesier Freytag und Haym lassen sich geistig davon durchdringen. Mit dem ganzen Feuer seiner Leidenschaft macht der Obersachse Treitschke es nutzbar. Unendlich verschieden ist der Lebensgang und das persönliche Bild dieser Männer, wenig übereinstimmend ihre wissenschaftliche oder journalistische Begabung, ihre künstlerische Wirksamkeit. Aber die allgemeinen Züge Dahlmannscher Denkweise finden sich bei allen. Insofern darf man sie für den Kreis der älteren Theoretiker des Liberalismus als typisch bezeichnen. Leicht ließe sich ihre Zahl aus allen deutschen Gebieten vermehren, durch Mathy, Rümelin, Mohl, Pfizer und die andern Süddeutschen, durch Oetker und Jordan in Hessen, durch Camphausen, Hansemann, Mevissen, Beckerath am Rheine, durch Stüve und Bennigsen in Hannover, Wurm in Hamburg, Hegewisch und Beseler in Holstein, Wiggers in Mecklenburg, Jacoby in Ostpreußen. Eine ganze Schar anderer politisch interessierter Historiker und Kunsthistoriker (vielfach Mitarbeiter der Preußischen Jahrbücher) würden sich ihnen beigesellen: Sybel, Duncker, Droysen, Kugler, Erdmannsdörffer, Springer u. a. Aber es kommt hier nicht darauf an, ein Inventar über die große geistige Regsamkeit dieser Kreise aufzunehmen.

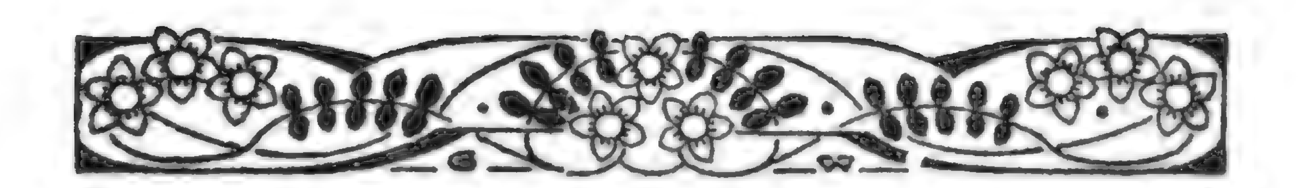
Keiner aber von denen, die uns hier beschäftigen, hat die Politik so berufsmäßig betrieben, wie ihr großer Lehrmeister. Ein journalistischer Zug vielmehr tritt bei ihnen allen hervor. Das „Pathos weitgehender Anträge", von dem Freytag in Bezug auf die badische Kammer in seinem Leben Mathys einmal spricht, lebt bisweilen in ihm selbst und seinen Freunden. Bei Freytags politischen Schriften wenigstens können wir den Gedanken nicht loswerden, daß er mehr als Kulturhistoriker und Kulturromanschriftsteller auftritt, wenn er ein politisches Thema behandelt. Schon der fünfzehnte Band seiner Werke brachte vor bald zwanzig Jahren eine Auslese aus seinen älteren politischen Aufsätzen. Neuerdings sind zwei weitere Bände mehr kultur- und literarhistorischen Inhalts hinzugekommen. Wir bewundern an diesen Aufsätzen mit dem Herausgeber die saubere Disposition, die Tageshelligkeit Freytag'scher Gedankengruppierung. Aber wir vermissen, wenn wir von Dahlmann herkommen, besonders die Kraft des Affekts und die Reife der prak-

tischen politischen Erfahrung. Doch es bleibt die „stille Wärme des Gemüts“ und daneben ein gut Teil praktischen politischen Verstandes, was uns das Recht gibt, ihn in diesem Kreise auftreten zu lassen. Von Freytag vor allen erwarten wir ein Urteil über die Romantik. Es kleidet sich einmal in Formen, die zu der leidenschaftslosen Ruhe des scharf beobachtenden und weitherzig alles umspannenden Literaten gar nicht passen wollen. Da flucht er dieser „schlechten, geistreich exklusiven, falschen, suffisanten, auflösenden, zerstörenden“ Bildung „weil sie unsere Fürsten zu gewissenlosen Wetterfahnen, unsere Gebildeten zu blasierten und begehrlichen Menschen“ gemacht hat. Auch er ist geneigt, eine rein literarische Frage zu einer Frage der Weltanschauung zu vergrößern. Es ist in Dahlmanns Sinne, daß er die Einheit von Wissenschaft, Kunst und Leben verlangt. Sehr beachtenswert sind da einzelne Urteile über Neuerscheinungen in der Geschichtsliteratur. „Ein Herz, fest in Liebe und Haß“ preist er an Mommsen. Und warum übt er eine so überlegene Kritik an der Geschichte Cäsars von Napoleon III.? Weil er das „welke Laub der Phrasen“ darin rauschen hört. Der Historiker soll nach seiner Ansicht einen lebhaften Gegenwartssinn besitzen: „Immer wird sein Wesen der stille Mittelpunkt seiner Arbeit sein.“ Über rein politische Fragen hat sich Freytag — das wird durch seinen Bildungsgang erklärlich — nie so tief eindringend wie seine Freunde geäußert. Aber trotzdem sind seine politischen Ansichten einheitlich durchgebildet. In seinen Grenzboten sucht er schon im Jahre 1848 den deutschen Beruf Preußens zu erweisen. Die Existenz Preußens ist für ihn „keine Laune des Weltgeistes“. Der kriegerische Charakter dieses Staates ist auch für ihn schließlich bestimmend. Gerade in dem Prinzen von Preußen sieht er das neue Preußen, das die Sünden der toten Reaktionszeit wieder gut zu machen habe, lebensvoll verkörpert. Schön charakterisiert er 1859 in der ersten Zeit der Regentschaft, das Wesen des Prinzen: die innerliche Natur den sicheren Takt, die Humanität, die Achtung vor dem Verstand seines Volkes, die Willenskraft. Er ist für ihn „keine ganz gewöhnliche Erscheinung“.

Darin liegt ja vor allem die Zukunftsbedeutung all dieser Männer, daß ihr erklärter, auf langen Erfahrungen fußender Liberalismus sie niemals blind gemacht hat gegen die geschichtlich bedingte militärische Grundlage des preußischen Staates. Sie sind in manchem Betracht immer mehr zu Theoretikern nicht nur der Realpolitik im allgemeinen, sondern der militärischen Realpolitik geworden. Die Probleme der äußeren Politik überhaupt, die schon Dahlmann so lebhaft beschäftigen, werden von ihnen

allen mit größtem Eifer behandelt. Aber hierin liegt auch sogleich die Beschränktheit ihrer Denkweise. Über der Fülle der äußeren politischen Fragen, die beantwortet sein wollen, vergessen sie fast ganz oder übersehen es wenigstens in einer höchst auffallenden Einseitigkeit, daß sich schon seit den vierziger Jahren andere Probleme auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete gebildet haben, die vielleicht nicht so ganz an der Oberfläche liegen, wie die aus dem preußisch-österreichischen Dualismus folgenden Mißstände, die aber doch alle praktischer gerichteten Naturen in ihren Bannkreis gezogen haben. Hier versucht sich Karl Mathy nicht minder wie die genannten Rheinländer oder die andern Theoretiker und Praktiker des Zollvereins und der Eisenbahnen: Motz, Maaßen, List, Nebenius, Harkort. Unsere Publizisten tragen im Gegensatze zu diesen verdienstvollen Männern ausgeprägt unwirtschaftliche und unsoziale Züge. Freytag verdanken wir manch lehrreiche Aufhellung der nationalen Wirtschaftsgeschichte. Treitschke hat vor allem die Wirtschaftstheorien genauer verfolgt und sich auch öffentlich darüber geäußert. Aber nicht einmal bei ihm läßt sich ein anhaltendes, tieferes Interesse nachweisen. Es ist höchst bezeichnend, wie unlustig er einmal von dieser Seite seiner Tätigkeit gesprochen hat. Baumgartens historische Arbeiten gehören noch heute zu dem Wertvollsten, was über das 16. Jahrhundert und Spanien geschrieben worden ist. In der Mißachtung der wirtschaftlichen Kräfte ist er aber der genaue Gesinnungsgenosse der andern. Treitschkes deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert (5 Bände bis 1847) ist nur eine politische Geschichte mit Seitenblicken auf die Entwicklung der geistigen Gruppen. Die Wirtschaftsgeschichte wird ganz nebensächlich behandelt. So oft er über den Zollverein spricht, ihn interessiert doch wesentlich nur die äußere politische Geschichte seines Zustandekommens. Er ist für ihn doch vor allem nur eine Etappe auf der Bahn zur deutschen Einheit. Es kommt ihm nicht in den Sinn, ihn auch als rein wirtschaftliches Gebilde zu betrachten. Und dann die andere Seite der wirtschaftlichen Entwicklung, die mächtigen Regungen des Frühkapitalismus, das Aufkommen der Eisenbahnen und der andern Verkehrs- und Austauschmittel! Gewiß beschäftigt er sich damit überall. Aber es sind nur Aphorismen. Er hat nie die Gesetzmäßigkeit dieser Entwicklungen als wichtigsten Faktor in die Rechnung eingestellt. Damit steht er aber nun keineswegs allein, sondern seine deutsche Geschichte ist nur der letzte, höchst einseitige Ausdruck für die älteren Theorien dieses Liberalismus.

(Schluß folgt.)



Lienhards Lyrik.

Studie

von

Bruno Baumgarten.

Eine breite, trotzige Eiche umklammert ihren Boden mit hundert mächtigen Wurzelfasern und strebt doch herrlich auf zum Himmel. Weites, welliges Heideland unter frei schwebendem, weißem Wolkenzug. Rechts verwitterte Burgmauern auf steilem Felsen, an den sich die letzten Bäume eines Waldes herandrängen. Alles Bewegliche zitternd unter dem Hauch eines frischen Windes. — Das ist das Titelbild der Gedichte Fritz Lienhards, gezeichnet von Hermann Hirzel.[1])

Und das Bild ist außerordentlich glücklich gewählt, um den Charakter dieser Lyrik anzudeuten. Es versinnbildlicht, vielleicht ohne es zu wollen, Lienhards Grenzen und — ich wage den Ausdruck: Lienhards Größe.

Lienhard gestaltet selten Eindrücke, die er als begrenztes menschliches Einzel-Subjekt in sich aufgenommen hat und die nun in dieser Kunstform zu anderen Seelen sprechen mit der Gewalt des subjektiven Erlebnisses. Das tut z. B. Gustav Falke, dem alles, was er erlebt, zu Plastik und Melodie wird, das tut auch Detlev von Liliencron, der das Leben begierig auskostet mit allen Gefahren, Freuden und Leiden, hauptsächlich aber den Freuden, und der sich die Lust dann noch erhöht, indem er sie singt. Unser Dichter hat weder Falkes stille, schwere, herb-süße Melodie noch Liliencrons jauchzende Lebensfrische, und vergleicht man ein bestes Gedicht von Falke, etwa „der schlafende Wind“ mit einem wenigstens dem Namen nach ähnlichen von Lienhard: „Der Morgenwind“, so kommt dieser auf den ersten Blick schlecht weg; denn es fehlt ihm der schwere Duft und die satten, tiefen Farben des Hamburger Dichters.

Das macht: er geht nicht im Eindruck auf mit seinen Farben und Formen und Tönen. Es ist bereits eine Summe von Anschauungen, eine ganz besondere Gestimmtheit der Welt und den Dingen gegenüber in ihm da, die nach Ausdruck verlangt, und der besondere Eindruck wird

---

[1]) Gedichte. Zweite Auflage. Stuttgart 1906.

nur Anlaß dazu. Er fühlt sich in seinen Gedichten — wenige ausgenommen — nicht als das subjektive Einzelindividuum, das von diesem oder jenem bestimmten inneren oder äußeren Erlebnis überwältigt wird, um es dann als Dichter selbst wieder zu bewältigen; sondern er fühlt sich als einen Typus, der mit den Besten, Gesundesten und Tüchtigsten seiner Zeit und seines Volkes Gemeinsames in seinem Empfinden und Wollen hat oder doch haben möchte, und wie die Dinge und Erlebnisse sich ihm dann gestalten, das ist nur dem verständlich und wertvoll, der in diesem Typus auch ein Stück eigenen Wesens und Wollens sieht. Nur dem? Ich hoffe, es werden recht viele sein.

Jene Eiche auf dem Bilde deutet die Art an, wie er den Dingen gegenübersteht. Er fühlt sich als Sohn zunächst seines Wasgaus, dann seines deutschen Volkes, herausgewachsen aus deutscher Erde, aus germanischer Art, ja sein geschichtliches Fühlen, wie ich es nennen möchte, ist so stark ausgebildet, daß er in dem „Hindumädchen" den Zusammenhang seines Wesens mit der indogermanischen Vergangenheit dichterisch erleben kann. So wurzelt er in seiner Rasse. Und so ist sein Blick rückwärts gewandt auf germanische Geschichten und Sagen. (Vgl. die Burgruinen auf dem Bilde.) Aber es wäre ganz falsch, wollte man ihn nun darum einfach zu den Romantikern gesellen, welche die Vergangenheit und nicht bloß die deutsche, deshalb aufsuchten, weil hier der träumerisch-seherischen Phantasie größerer Spielraum gegeben schien als unter dem brutalen Zwang der Gegenwartswirklichkeit. Von den Romantikern scheidet ihn seine starke Willensnatur. Nicht sucht er mit ihnen die sinnbetörende „mondbeglänzte Zaubernacht", nicht steigt er mit ihnen in die Höhlen der Berge hinab, sondern nur wie die Wurzeln der Eiche immer neue Kräfte aus der Tiefe saugen, so sucht er liebe und große Gestalten der Sage und Geschichte, damit sie ihm Symbole seien germanischer Art, wie er sie werden und wachsen sehen möchte. Insofern wird er Heimatkünstler, singt von seiner Waldheimat im Wasgau. Aber durch die Stämme gleiten ihm immer wieder Gestalten wie Schneewittchen und altdeutsche Spielleute, nicht in romantischem Halbdunkel, sondern fast greifbar nah und plastisch.

So steht er in der Geschichte. Aber sich mit seiner und aller Geschichte wieder fühlt er als herausgewachsen aus der allendlichen Natur und verwandt mit ihr. Wie jener Eichbaum „die Arme reckend, aufwachsend aus dieser Erde Mondlicht, auf eines Hügels blassen Rändern", so steht er einmal am Rande der Nacht und ruft zu den Sternen, die ihm Sinnbilder werden seiner „Geisterbrüder im All". So wird die

große immanente Entwicklung der Geschichte, in der er sich stehend fühlt, abgeschlossen und gekrönt durch die allbeseelte Natur, das Sinnbild einer Transszendenz, einer Überweltlichkeit.

Das klingt in dieser prägnanten Ausführung fast zu philosophisch, ist aber im Grunde doch eine ebenso monumentale wie einfache Stellung zu den Dingen, besonders wenn sie uns Lienhard selbst offenbart mit den Worten:

Ich sah mit Geisteraugen die Natur
Allendlos, und der Weltgeschichte Flur
Seh ich gebreitet wie des Weltalls Plan.
Die Toten wandern in gewalt'gen Reih'n,
Ich wachse staunend, jubelnd himmelein,
Nachbarlich rufen mich die Sterne an.

Wenn das aber so einfach ist, was ist dann das Besondere daran? Haben nicht viele dieselben oder ähnliche Anschauungen seit langer Zeit gehegt und verkündet? Und besonders in unserer Zeit, wo der Rassegedanke und der Gedanke der Entwicklung zu einem herrlicheren Menschentypus so gern gedacht wird? Darauf kommt es doch zuletzt nicht an. Denn wir reden nicht von dem Philosophen, sondern von dem Lyriker Lienhard. Und das Merkwürdige an ihm ist eben, daß eine solche besondere Gestimmtheit den Dingen gegenüber, wie ich sie mit ein paar Strichen skizzierte, die Grundlage seines lyrischen Schaffens ist. Nicht als wäre er etwa ein Tendenzdichter, ein patriotischer Sänger, ein lyrischer Rassenfanatiker. Nicht als könnte er nicht auch wie Falke den Eindrücken der Natur und des Lebens als Künstler stille halten mit feinem, lauschenden Gemüt, ohne überall gleich mit bestimmten Absichten hervorzutreten, die bekanntlich verstimmen, wenn man sie merkt. Aber das Gefühl dieses Zusammenhangs mit der besten Kraft des Volkstums, in dem er wurzelt, des Zusammenhangs weiterhin mit der unendlichen Natur, des Aufstrebens in diesem Zusammenhang zu reinerem, heldenhafterem Typus — das ist so sehr die Grundstimmung dieses Lyrikers, daß nun alles ganz von selbst und ungesucht in dieser Richtung auf ihn einwirkt.

Damit zusammen hängt dann das zuweilen stark ausgesprochene Gefühl der Vereinsamung, das Schicksal aller derer, die etwas Prophetisches in sich fühlen; und daraus hervorwachsend die alte Sehnsucht nach einer ewigen Heimat, die keine Erdengrenzen kennt, aber eine Sehnsucht, die nie etwas Süßliches, Schwächliches, Blasses hat, sondern von der Willenstat des Glaubens begleitet wird.

Dies Allgemeine mußte ich vorausschicken, um — mit einem Kunstwartausdruck — das Auge des Lesers „einzustellen" für diese Lyrik. Die

Sammlung selbst ist nach so wohlbedachtem Plane angeordnet, daß ein rascher Gang durch die einzelnen Gruppen das Gesagte am besten erläutern und bestätigen wird.

Das „Vorspiel" zeigt uns zuerst einen Helden, einen Übermenschen; mag man auch von fern an Nietzsche denken, so ist doch selten erhabene, einsame Größe plastischer und sicherer hingestellt wie in diesem Bilde. Dann ein paar prophetische Klänge, die deutlich zeigen, daß der Dichter, wenn nicht in jedem einzelnen Liede, so doch in seinem Schaffen überhaupt „Lichtworte offenbaren" will. Und abgeschlossen wird der kleine Zyklus durch das Gedicht „Glaube", dieses schlichte, tiefe religiöse Bekenntnis, das ich in seiner monumentalen Einfachheit neben K. F. Meyers „In Harmesnächten" stellen möchte und das zugleich Lienhards Weltauffassung am reinsten spiegelt:

Wie eine Blume in milder Nacht,
Vom Mond gespeist, vom Tau getränkt,
Wachs' ich von deiner Erde auf
Zu dir, der mich hier eingesenkt.

Deine Stürme fahren daher, dahin,
Deine Lenzluft lockt, deine Mondnacht taut.
Tue mit mir nach deinem Sinn:
Du bist mein Gärtner, ich dein Kraut!

Wie ist hier Zusammenhang mit der lebendigen Natur, selbstsicheres, fröhliches Wachstum in Sturm und Stille mit kindlicher Ergebenheit in Gott im Gemüt zu einer innigen Einheit geworden!

Und nun beginnt des Dichters Gang durch das Leben. Wie ist seine „Waldheimat" im Wasgau voll schweren, kühlen Schattens und voll tropfender Lichter an Zweigen und Stämmen! Wie feierlich die Stille in den Dörfern! Hier sind ein paar Stücke, die ebenso gut etwa von einem Falke herrühren könnten, wie „Sommerdörfchen".

Ich weiß ein Dörfchen voll Sonnenschein,
Voll Gartenduft.
Manchmal verläuft sich der Wind herein
Und der Kuckuck ruft.
Hühner nisten im heißen Sand,
Weinlaub färbt sich an der Wand,
Und alles schläft im Hähnekrähn
Wie überwachsen und wie tot . . .
Doch auf den flimmernden Feldern mähn
Die Bauern ihr lebendig Brot.

Doch solche ganz impressionistisch wiedergegebenen Bilder sind selten. Meist nimmt der Dichter doch Stellung zu dem, was er sieht, und wenn

er auch nur in dem kleinen Juwel dieser Sammlung „Einsamer Fels“ zum Schluß ausruft:

Wer von dort in die Lande schaut —
Die Welt ist sein!

Mit Gestalten belebt er den Wald: neben Hans im Glück den Till Eulenspiegel, neben Elfen in raschelnden Lichtgewändern das menschenscheue, verschlossene Gänseliesel. Er zeigt den Wald im Regen (Spielmanns Regenlied); ein Spielmann liegt in selbstsicherer, fröhlicher Vereinsamung unterm Schlehdorn, fängt „Tropfen und Tröpflein bedächtig und zart im spitzig geöffneten Mund“ und die Vögel in den Zweigen ducken sich und halten sich eins am anderen „wie Perlchen der Schnur“. Und es erinnert an Ludwig Richter, wenn er schildert, wie bei einem Märzunwetter im Wasgau die Kinder in warmer Bauernstube, von den schlafenden Großeltern unbemerkt, in der messingbeschlagenen Bibel das Bild von Golgatha suchen mit den drei sturmgeschüttelten Kreuzen. Wir sehen, wie fest der Dichter in seiner Heimat wurzelt, so fest, daß er wähnt, ihn habe „der Wald schon immer gehegt als Falk oder Bach oder Elfe der Nacht“. (Seelenwanderung.) So rein menschlich wohl alle diese Stimmungen sind, so sind sie doch alle getragen von einer ganz starken Liebe zu dieser besonderen Heimat; und selbst bei dem angeführten, fast impressionistischen Dorfbilde handelt es sich nicht um irgend ein Dorf, sondern es liegt dem Dichter offenbar an diesem ganz bestimmten, mit dem ihn besondere Fäden verknüpfen; und wenn in dem großartig angelegten Gesicht: „Der Bauer von Lupstein“ der Geist eines Erschlagenen die Glocke läutet, so ist dem Dichter ein schauerlich reizvoller Gedanke, daß der Geist sein Ahne sei: — „mein Ahne läutet dort!“ Wenn irgendwo, so darf man hier von Heimatkunst reden, und wenn etwas diesen zum Überfluß bekrittelten Namen zu Ehren bringen kann, so ist es dieser reiche, köstliche Zyklus, in dem zu diesem einen Grundton der Heimatliebe schon viele Obertöne mitklingen — von Daseinsfreude, Einsamkeit, ewiger Sehnsucht.

Er nimmt Abschied vom Elsaß. „Alldeutschland beut so manche stolze Pflicht, daß sie durch freudig-junge Kraft bezwungen werde.“ So zieht er in die Großstadt. Aber scheidend ahnt er, daß die Großstadt für ihn Einsamkeit bedeuten werde:

Und wenn ich unnütz, wenn ich allzu fein,
Zu kämpfen, wo sich tausend Rauhe drängen,
Das soll zum Himmel meine letzte Bitte sein:
„Gib wenigstens die Kraft mir zu Gesängen!“

Und wirklich, er hat sich in den Menschen getäuscht. Statt Männern von germanischer Art findet er fade Spötter, findet eine kranke Zeit, wo

die blöde Masse im Ramschpalast ihre Bedürfnisse befriedigt und die persönliche Leistung des einzelnen nichts gilt. „Nie wie die Großstadt!“ ruft er aus und sehnt sich faustisch aus den dumpfen Mauern. Hier scheint er mir ungerecht; mag er auch von bösen Erfahrungen wissen, so hat doch auch die Großstadt ihre dichterischen Probleme. Aber Lienhard ist hier über die unmutige Stimmung des in die Stadt verschlagenen Waldsohnes nicht hinausgekommen. Doch äußert sich dieser Unmut mit köstlicher Frische:

O Alemannen-Trutz, komm, gib mir Mut!
O du wild-süße Lust zur Einsamkeit,
Halt du mich abseits dieser kranken Zeit,
Als wär' ich aus ganz anderem Stoff und Blut!
Ich will meine alten brausenden Hochlandslieder
Zu Hilfe rufen! will mir Kopf und Glieder
Tagtäglich draußen im märkischen Sturme baden,
Will abends mein vergnügtes Äpflein braten,
Umbraust von dieser unvergnügten Stadt —
Dann liederfroh, sturmfrisch und apfelsatt,
An meinen Tisch und mit der ganzen Brut
Frischfrohen Federkrieg! Krieg bis aufs Blut!

Von solchem Federkrieg ist der „Brief an den Teufel“ ein drastisch-köstliches Beispiel, und beim Herumschweifen in der Mark begegnet er wieder einer historischen Größe: dem alten Fritz. Mit entzückender Grazie weiß er seinen Hang zur Einsamkeit in dem „Brief an eine Dame“ zu entschuldigen. So bleibt diese Stadt ihm fremd. Silberne Glocken läuten ihm aus einer anderen Stadt, die er im Herzen trägt.

Da tönen aus der Ferne die Flintensalven der Buren. Begierig lauscht der Dichter. Da sind doch Helden, Recken, Germanen! Solche Kerle braucht er. Und so entstehen die Burenlieder, von denen fast jedes ein glücklicher Wurf ist. Gerade hier zeigt sich sein echtes Dichtertum; denn obwohl er sicher mit dem Herzen auf Seiten der Buren steht: kein einziges Tendenzgedicht! Was geht auch ihn als Dichter das politische Recht und Unrecht an? Er stellt die Männer einfach hin, wie sie reiten, wie sie schießen, wie sie — schweigen, und hat seine Freude an solchen Gestalten voll niederdeutscher Tüchtigkeit. Ins Gigantische wächst der Bur, wenn die Kaffern von ihm singen, wie er am Abend, wenn der Wind summt, die Wolken bespricht, in den Händen den breiten Hut. In „Hendriks Brautfahrt“ endlich wird die zähe Schwerfälligkeit dieses germanischen Stammes mit klassischem Humor zur Anschauung gebracht.

Doch das ist nur ein versprengter Zweig. Im germanischen Norden muß des Stammes reinste Art zu finden sein. Der Dichter glaubt, seine Ahnen müßten doch wohl einmal vom äußersten Norden eingewandert

sein. So sucht er denn im „Nordland“ Gestalten germanischer Art (Sigfrid, Wikinger u. a.) und historische Erinnerungen. Dieser Zyklus erscheint mir als der schwächste. In dem Streben, das nordische Kolorit zu treffen, bleibt das Meiste etwas kalt und hart.[2])

Um so höher schwingt er sich in der Gruppe „Hochland“. Hier zeigt sich deutlich, daß sein germanisches Rassenbewußtsein keine Enge des Gesichtskreises zur Folge hat, sondern nur der Boden ist, in dem sein Wesen wurzelt und von dem aus es seine Äste und Zweige frei und weit nach allen Seiten — und nach oben streckt:

Such' nicht in Südlands weißem Birkenlicht,
In Nordlands Starrheit such mein Hochland nicht;
Hochland ist überall, wo ungeschreckt
Die Seele sich aus Bitternissen reckt.

Irgend ein tiefes Leid erfaßt des Dichters Seele. In den Nachtregen, der im Garten so viel Düfte löst, streckt er die Hände, in „lieblichem Genecke fällt vom Himmel Kuß auf Kuß“ . . . so flüstert er:

Ach, und soll ich denn entsagen,
Der ich gern entsagen will?
Bitten will ich nicht noch klagen —
Sieh, mein Gott, ich halte still.

Dies Herzeleid scheint ihm die Freundin zu schaffen, der das Buch und mancher Vers darin gewidmet ist. Sonst ist Frauenliebe ein Ton, den Lienhard selten anschlägt — auch hier nur leise. Nur so viel, daß man nachfühlen kann, wie das Leid ihm große Sehnsucht weckt und ihn zum Seher macht, dem aus der Flut — denn im Nordland scheint das Meiste entstanden zu sein — selige Inseln des Friedens steigen. Ja, er träumt von einem letzten Pilgerzug, nun über die Grenzen des Germanentums hinaus — nach Galiläa. Und doch, selbst in der religiösen Demut hier germanischer Stolz:

Nicht will ich dort in Staub und Kot
Den grüßen, der mein Heiland war —
Als Mann dem König bring' ich dar
All meiner Seele Kraft und Not.

Er hat erkannt:

Nicht Garizim, Burg Zion nicht,
Nicht Elsaß noch der Nordsee Strand;
Mein unerforschlich Vaterland
Weiß ich in Gottes großem Licht.

Damit ist hingedeutet auf die allerletzte Reise, von der die folgenden Gedichte träumen: den Tod. In wunderbar plastischen Bildern schaut

---

[2]) Das hier folgende „Hindumädchen“ ist schon oben erwähnt.

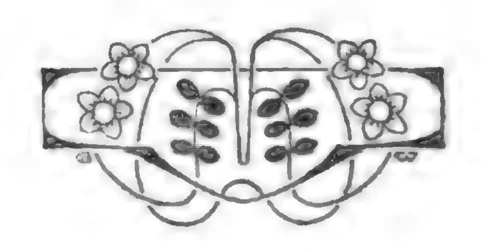
er seinen eigenen Tod, sich selbst in klarer Herbstluft auffliegend, unter sich der zarten Bäche Lauf, über sich der wilden Gänse Zug. Das Gedicht „An den Tod" erinnert in der mild-großen Auffassung des Knochenmannes als eines Freundes von reifer Art — an Rethel.

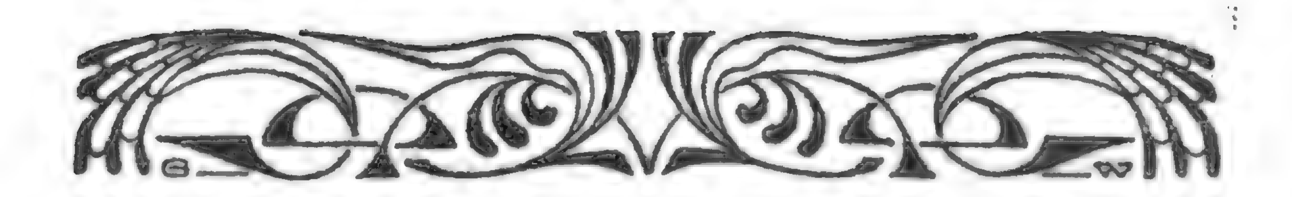
Aber Engel, himmlische Kinder, hat nie ein Maler sicherer und glücklicher hingestellt als Lienhard im „Kinderland", dem Abschluß des Ganzen. Man vergegenwärtige sich nur die Idee! Vor dem Eingang in den Himmel möchte der Dichter gern auf den weißen Hügeln beten, wo die früh gestorbenen Kinder wohnen, im Kinderland! Nur Liebe zum Kinde kann solche Idee eingeben, und diese Liebe hat ihm die Hand so sicher geführt, daß hier etwas wie eine neue kleine Welt entstand, in der viel Licht und Farbe ist — und viel Trost.

Lienhard ist — das zeigt uns dieser Gang durch sein Buch — kein stark subjektiver Lyriker wie die meisten Modernen. Er läßt die Dinge nicht einfach auf sich wirken, sondern nimmt Stellung zu ihnen. Besteht das Wesentlichste der impressionistischen Kunst gerade darin, sich einem Eindruck ganz hinzugeben, so ist es älterer Lyrik (z. B. Eichendorff) eigen, auf den Eindruck lebhaft zu reagieren, und Lienhard folgt hier älteren Überlieferungen. Dort höchste Passivität, hier in der Hauptsache Aktivität; dort fast nur Gefühl, hier stets auch Wille. Aber gelernt hat Lienhard auch von der Moderne. Er geht nicht zu rasch und plump vom Erleiden zum Handeln, von der Wiedergabe des Eindrucks zur persönlichen Stellungnahme über, sondern nimmt sich Zeit zu verweilen bei stiller Anschauung, bei geduldigem Horchen.

Wer will über die Berechtigung der einen oder anderen Gattung streiten? Wehe der Dichtung, die sich nicht selbst rechtfertigt dadurch, daß sie uns gefangen nimmt!

Wir aber freuen uns einer so männlichen Gestalt unter den ersten Lyrikern unserer Tage.





Die Posener Akademie und die Frage einer Universität in Posen.

Von

Wilhelm Dibelius.

Vorbemerkung der Redaktion. Diese umfassende Darstellung aus der Feder eines Mitgliedes der Posener Akademie wird, wie wir hoffen, manche falschen Vorstellungen über ihr Wesen und ihre Aufgaben, wie sie in der Erörterung der Frage in letzter Zeit häufiger zu Tage traten, klären und beseitigen. Über die Stellung der Unterrichtsverwaltung zur Frage einer Universität in Posen besteht übrigens kein Zweifel. Wie auch in einem Artikel der „Täglichen Rundschau" in letzter Zeit auf das deutlichste ausgesprochen war, denken weder der Kultusminister, noch seine Räte und insbesondere auch nicht der dabei auch öfter genannte Ministerialdirektor Dr. Althoff daran, die Akademie in eine Universität umzuwandeln, aus denselben Gründen, die gegen einen solchen Plan in nationalen Kreisen stets und besonders schlagend von Heinrich Brunner in der „Deutschen Monatsschrift" (Bd. 2, 1902) geltend gemacht wurden. Bemerkt sei noch, daß der vorliegende Aufsatz ohne Kenntnis des genannten Artikels der „Täglichen Rundschau", da der Verfasser augenblicklich im Auslande weilt, geschrieben ist.

Seit etwa einem Jahre tauchen in der deutschen Presse Stimmen auf, die zu der letzten großen Tat der heutigen Ostmarkenpolitik, der Posener Akademie, Stellung nehmen und die Umwandlung dieser jüngsten Hochschule Preußens in eine Universität bald als Freunde, bald als Gegner erörtern. Auch Eugen Kühnemann, der von 1903/5 als erster Rektor an der Spitze der Akademie gestanden hat, spricht in seiner Schrift „Von der deutschen Kulturpolitik im Osten (Posen, Merzbachsche Verlagsanstalt 1906"[1]) die Ansicht aus, daß die Akademie über das jetzige „Zwittergebilde" zur vollen Intensität geistigen Lebens zu entwickeln sei. Es ist darum geboten und von allgemeinerer Bedeutung, unter gründlicher Prüfung aller Folgerungen dazu Stellung zu nehmen.

Die Posener Akademie steht jetzt im dritten Jahre ihrer Wirksamkeit, so daß nunmehr ein Urteil darüber möglich ist, ob der Grundgedanke dieser eigenartigen Hochschule gesund ist. Es war unstreitig

[1]) Dieser Schrift ist der größere Teil des im folgenden verwerteten Zahlenmaterials entnommen.

eine der kühnsten Ideen der preußischen Unterrichtsverwaltung, hier eine Hochschule zu gründen, die keinem ihrer Hörer die Aussicht auf materielle Vorteile in Gestalt von Berechtigungen u. dgl. eröffnete, die sich das überaus schwierige Ziel stellen mußte, ein leicht anzuregendes, aber ebenso leicht wieder ermattendes Publikum auch über die ersten Semester hinaus zu fesseln. Das Ziel der Akademie sollte sein, in die Provinz Posen deutsches Geistesleben zu verpflanzen — würde dies möglich sein bei einem innerlich ungleichen Hörermaterial, dem man zumutete, nicht hier und da einen Vortrag, sondern regelmäßige Vorlesungen das ganze Jahr über zu hören, und das bei Menschen, die zum größten Teile den ganzen Tag durch ihr Berufsleben geistig angestrengt sind?

Auch die Lehrer der Akademie haben zum größten Teil mit sehr geringen Hoffnungen in die Zukunft geschaut. Man erwartete, daß die überraschend große Zahl des ersten Semesters 1903/4 — 1160 Hörer (767 Männer, 393 Frauen) — zu Beginn des fünften, wo die Einschreibungen erneuert werden mußten, auf ein Minimum sinken, und daß schon das allmähliche Schwinden der Hörerschaft die Umwandlung in eine Universität gebieterisch verlangen würde. Jedoch war die Einbuße in der zweiten Immatrikulationsperiode (seit 1905) überraschend gering, die Zahl der Hörer sank nur um 15 v. H. auf 986 (531 Männer, 455 Frauen), ein gewiß geringer Verlust, wenn man dabei berücksichtigt, wie viele Neugierige sich zu einer solchen Neugründung naturgemäß drängen, und daß zu Anfang die Akademie in ihren Zulassungsbedingungen liberaler war, als vielleicht gut gewesen ist, so daß sich bei einigen Veranstaltungen direkt Maßregeln nötig erwiesen haben, um ungeeignete Hörer wieder abzuschieben. Und vielleicht noch günstiger sind trotz des absoluten Sinkens die Zahlen des ersten und des dritten Sommers: daß im ersten 825, im dritten 705 Hörer (d. h. 86% des ersten und fast 14% mehr als im zweiten) die Akademie besuchten, ist gewiß ein Zeichen für ihre Wirksamkeit, da man an einen Erfolg der Akademie im Sommer überhaupt nicht glaubte. Namentlich hat sich die überraschende Wahrnehmung herausgestellt, daß ebenso wie bei den Universitäten, ein Wechsel der Hörerzahl in den einzelnen Semestern stattfindet. Das Publikum, das für wissenschaftliche Vorlesungen in einer Stadt von 130000 Einwohnern in Betracht kommt, überschreitet nämlich die Zahl der wirklichen Hörer ganz erheblich, und genau wie an den Universitäten wird die Zahl derjenigen, die am Ende des Semesters die Akademie verlassen, zum größten Teil ersetzt durch Neueinschreibung von Hörern, die vorher an den Vorlesungen nicht teilnehmen konnten oder wollten.

Auch das Verhältnis zwischen wirklichen Hörern und Belegern ist günstig gewesen. Selbstverständlich kann man bei einer freien Hochschule niemals erwarten, daß der Besuch so regelmäßig und intensiv ist wie bei den Privatvorlesungen einer Universität: selbst bei größtem Eifer wird stets ein Teil der Zuhörerschaft verhindert sein. Vergleichsmaßstab dürften im allgemeinen die Publika der anderen Hochschulen sein. Daß ferner nicht wenige Bewohner der Stadt Wert darauf legen, äußerlich zur Hörerschaft der Akademie gerechnet zu werden, ohne aber den Willen oder die Zeit zum Vorlesungsbesuch zu besitzen, soll gleichfalls nicht geleugnet werden. Diese pflegen dann die „interessantesten" Vorlesungen aus dem Gebiete der Literatur, Kunst und der allgemeinen Geschichte zu belegen und gestalten dadurch das Verhältnis bei Vorlesungen dieser Gruppe zwischen Beleger- und Hörerziffern hier besonders ungünstig. Immerhin ist die Hörerziffer 40—65% der Beleger, Zahlen, die von denen der öffentlichen Universitätsvorlesungen sich höchstens zu ihren Gunsten unterscheiden, und bei den spezielleren Fachvorlesungen, aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, der neueren Sprachen und der Rechts- und Staatswissenschaften ist die Hörerziffer nur ausnahmsweise unter 50% der Beleger zurückgegangen, öfters dagegen bis über 90% gestiegen, und in mehreren Fächern ist es vom zweiten Semester ab möglich gewesen, kleine Privatissima von 5—12 Hörern mit Verpflichtung zu regelmäßigem Besuch abzuhalten.

Man wird einräumen, daß diese Zahlen nicht dafür sprechen, daß die Akademie am Hörerschwund allmählich zu Grunde gehen wird. Zuzugeben ist allerdings, daß in den heißen Sommermonaten die Hörerzahl oft stark zusammenschmilzt — aber einmal ist diese Erscheinung jedem Akademiker von seiner Universität her geläufig und andererseits wird in Posen auch hier eine Änderung eintreten, sobald das längst geplante eigene Gebäude der Akademie verwirklicht sein wird. Nur wenn der jetzige Zustand noch lange andauert und die Vorlesungen auch in der größten Sommerhitze über drei verschiedene Stellen der Stadt verstreut sind und das provisorische Hauptgebäude auch bescheidenen Anforderungen an Hygiene und Bequemlichkeit nicht entsprechen kann, würde für die Vorlesungen des Sommers eine ernstliche Gefährdung zu befürchten sein.

Auch der bedeutsamste unter allen Einwänden gegen die Posener Akademie, daß es nicht möglich sein werde, einem aus allen Ständen zusammengewürfelten Publikum, Männern mit Universitätsbildung und mit dem Einjährigenzeugnis, Oberlehrerinnen und Frauen mit Töchterschulbildung etwas zu bieten, hat sich als nicht stichhaltig erwiesen. Wer

freilich von der University Extension erwartet, daß sie die nicht akademischen Kreise des Publikums allmählich und ohne große eigene Arbeit auf den Standpunkt der Universität erheben soll, wird von der Akademie enttäuscht sein; der hat aber auch das Wesen dieser Bewegung verkannt. Wir brauchen neue Formen des akademischen Unterrichtes: einmal um bei den akademisch Gebildeten die auf der Universität gewonnenen Kenntnisse zu befestigen und zu erweitern, zweitens um gewissen Klassen, bei denen sich ein Mißverhältnis zwischen erstrebter und gewöhnlich erreichter Bildung geltend macht, eine Möglichkeit zu geben, ihren Bildungsdrang zu befriedigen: das sind hauptsächlich Lehrerinnen, Volksschullehrer und Subalternbeamte, Kategorien, über deren Wichtigkeit für das moderne Staatsleben für den Einsichtigen kein Zweifel sein sollte. Drittens brauchen wir für die große Masse unserer Gebildeten, Männer und Frauen, etwas mehr Bildungsmöglichkeit — etwas mehr geistigen Lebensinhalt, etwas was hinausgeht über die flüchtige Anregung eines Vortrages oder Theaterstückes, und das tut dringend not gerade in der deutschen Ostmark, wo stärker als anderswo die Gefahr droht, daß der Mensch in dem ewigen Einerlei der täglichen Arbeit die großen Gesichtspunkte vergißt und wo immer noch mächtig ist der Erbfeind deutscher Kultur im Osten, der Stammtisch, der alle kräftigen und originellen Persönlichkeitsregungen in gleichmäßiger Biergemütlichkeit ertränkt.

Diese drei Ziele sind notwendig; es kann aber nicht oft und eindringlich genug darauf hingewiesen werden, daß es drei grundverschiedene Dinge sind, die zwar im Rahmen einer und derselben Organisation verfolgt werden können, aber ganz verschiedene Wege erfordern. Wer im Namen der Bekämpfung des Kastengeistes verlangt, daß der Assessor und der Magistratssekretär gemeinsam Übungen über Staatsrecht, Oberlehrer und Volksschullehrer Vorlesungen über Shakespeare, Ärzte und Handwerker gemeinsam hygienische Kurse besuchen soll, dem fehlt das Verständnis für die pädagogischen Voraussetzungen jedes Lehrerfolgs. Und nicht nur eine Scheidung des Publikums nach dem Grade fachlicher Ausbildung, sondern eine verschiedenartige Methode wird am Platze sein. Die Ärzte, Oberlehrer, Juristen usw. wollen und sollen auf der Akademie nicht ihre Universitätsvorlesungen noch einmal hören, ihnen hilft man am besten durch Spezialübungen im kleinen, fachlich streng umgrenzten Kreise sich über neue Forschungsergebnisse zu orientieren und den wissenschaftlich geschulten Blick auf neue Probleme zu richten. Es wird nicht immer gleich möglich sein, sie zu dauernder intensiver Arbeit heranzuziehen, aber es wird fürs erste genügen, sie gelegentlich in Ferienkursen zu vereinigen. Mit solchen kleinen fachlichen

Kursen hat die Akademie einen Anfang gemacht, und zwar einen recht erfreulichen: im Oktober 1905 fand ein Kurs für Oberlehrer des Englischen statt, Januar 1906 wurde ein staatswissenschaftlicher Fortbildungskurs, hauptsächlich für Juristen und höhere Verwaltungsbeamte nach Berliner Muster, organisiert. Für Oktober 1906 ist ein französischer und ein naturwissenschaftlicher Kurs in Aussicht genommen; auch während des Semesters haben einige juristische Fachkurse Teilnehmer gefunden. Ein ganz anderer Lehrbetrieb hat einzusetzen bei der weiteren Ausbildung von Lehrerinnen, Volksschullehrern und Subalternbeamten. Alle drei Kategorien haben einen lebhaften Drang nach tieferer Bildung, als den ersteren das Seminar, den letzteren ihre rein technisch-praktische Ausbildung hat geben können. Und es wäre unklug, diesem Drange zu widerstehen. Wer da fürchtet, daß der studierende Volksschullehrer oder Subalternbeamte zum eingebildeten Vielwisser wird, der verkennt, daß diese unerwünschte Folge dann gerade am sichersten eintritt, wenn der strebsame Schüler nur auf Bücher und Selbststudium angewiesen ist; die Gefahr der Halbbildung wird am sichersten vermieden, wenn ein tüchtiger Lehrer der Neigung jener Kategorien zum bloßen Vielwissen entgegenarbeitet und sie anleitet zur Vertiefung in Probleme, zum scharfen Durchdenken auch gegensätzlicher Auffassungen. Als Lehrmethode dürfte hier im Gegensatz zu der ersten Kategorie die systematische Vorlesung mit fortlaufender Ergänzung durch Übungen in Frage kommen. Auch hier dürfte die Akademie auf dem richtigen Wege sein. Während die Heranziehung akademisch gebildeter Teilnehmer für Spezialkurse ihres Gebietes nicht immer leicht war, war der Andrang von Zuhörern dieser zweiten Kategorie ein überaus starker und ziemlich gleich bleibender: von Lehrern und Lehrerinnen hörten im ersten Semester 224, im dritten 258, im fünften 215, an mittleren Beamten entsprechend 118, 93, 88. Zu wünschen wäre hier allerdings, daß die Lehrer der Akademie ermächtigt würden, nach eigenem Ermessen ihre Zuhörer zu sichten. Bei den Übungen ist dies möglich, und zu einer berufsmäßigen Gruppierung drängt meist schon der Gegenstand der angekündigten Übung. Bei den Vorlesungen ist es allerdings schwerer, ungeeignete Elemente fernzuhalten, und hier wären größere Vollmachten für die Dozenten durchaus am Platze, wenn auch gern zugegeben werden soll, daß die Anwesenheit einiger nicht ganz geeigneter Hörer nicht bereits den Erfolg der Vorlesung aufzuheben braucht.

Schwieriger sind allerdings die großen allgemeinen Vorlesungen zu behandeln, Vorlesungen über Philosophie, Geschichte, Literatur, Kunst, in denen man so recht das Wesen einer freien Hochschule zu sehen pflegt.

Zunächst sei aber gesagt, daß diese Veranstaltungen bei der Posener Akademie längst nicht das hervortretendste Moment ihrer Lehrtätigkeit bilden. Von den 113 Wochenstunden des letzten Wintersemesters fallen volle 45 auf Übungen, und diese gehören mit geringen Ausnahmen zu der eben geschilderten zweiten Kategorie der Veranstaltungen, zu denen ihrer Natur nach sich ziemlich scharf umrissene Berufsgruppen mit wesentlich gleicher Vorbildung zu melden pflegen. Und auch unter den 68 Vorlesungsstunden wenden sich nicht weniger als 30 an eine sehr beschränkte, für den Gegenstand speziell interessierte Zuhörerschaft (Zivilprozeß, Wechsel- und Scheckkunde, Differential- und Integralrechnung (2. Teil), Landwirtschaftliche Pflanzenproduktionslehre, Glastechnik und Keramische Industrie, Statik der Baukonstruktionen usw.) und nur 38, d. h. ziemlich genau ein Drittel aller Veranstaltungen der Akademie, sind allgemein für alle Kreise des gebildeten Publikums bestimmte Vorlesungen (Wirtschafts- und Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts; Kauf, Miete, Pacht; Bau und Verrichtungen des menschlichen Körpers; Nietzsche; Goethe; Carlyle und Dickens; französische Literatur von 1840—1900; Elektrizität; Deutsche Geschichte von 1786—1815, Händel und Bach; Italienische Malerei in der Frührenaissance usw.).

Diese Vorlesungen träfe der Vorwurf, daß hier Männer und Frauen aller Berufsarten und verschiedener Bildung dieselben Vorträge hören — wenn er berechtigt wäre. Aber es ist doch wohl eine starke Übertreibung eines an und für sich gesunden Prinzips, wenn man auch für solche Veranstaltungen eine gleiche Bildungsbasis verlangt. Berechtigt wäre diese Forderung doch nur dann, wenn es Ziel der Akademie wäre, eine Universitätsbildung zu ersetzen — und daß sie dies nicht will und nicht kann, daß ein solches Bestreben nur eine gefährliche Halbbildung erzielen würde, das kann nicht oft und nicht dringend genug ausgesprochen werden. Aber wenn man sich darüber freut, daß überall in Deutschland ein gesteigertes Bildungsstreben hervortritt, wenn unsere Frauenwelt einen größeren Anteil an dem geistigen Leben der Nation verlangt, wenn der bessere Teil unserer Männerwelt nicht zufrieden ist mit der speziellen Berufsbildung ihrer Jünglingsjahre, dann ist es doch wohl ein erfreuliches Zeichen, wenn an allen größeren Orten das Verlangen nach Vorträgen allgemein bildenden Inhalts hervortritt. Gerade unsere berühmtesten Hochschullehrer halten sich nicht für zu gut, gelegentlich außerhalb ihres akademischen Kreises vor einem bunt zusammengewürfelten Publikum zu sprechen und ihm nicht nur die Ergebnisse ihrer Wissenschaft, sondern einen Einblick in ihre Methode und die Schwierigkeiten geistiger Arbeit

zu geben, durch die allein die Achtung vor der Wissenschaft in den Kreisen unserer Gebildeten steigen und diesen etwas mehr geistiger Lebensinhalt geboten werden kann. Und daß dies bei dem rastlosen Wettbewerb unserer Zeit dringend nötig ist, wenn nicht unter dem Hasten des wirtschaftlichen Aufschwunges der Idealismus des deutschen Wesens schwer leiden soll, darüber kann doch kein Zweifel sein. Nur das muß vermieden werden, daß der Gelehrte einem großen Publikum Ergebnisse hinstellt, wo er nur von wohlbegrenzten Hypothesen reden kann, daß er ihm nur Tatsachen gibt, wo gerade die Einsicht in die Methodik des Gegenstandes das Förderliche ist — diese Klippen lassen sich schwer umschiffen bei einem kurzen Vortrag, sie lassen sich aber vermeiden bei einem über Monate ausgedehnten Kolleg. Und wenn man deshalb mehr und mehr dazu gelangt, Vorträge in Zyklen zusammenzuschließen, so muß die Organisation der freien Hochschule in Posen, die erreicht hat, was an anderen Orten nur erstrebt wird, die für Vertiefung des wissenschaftlichen Interesses sorgt durch Vorlesungen ganzer Semester, geradezu als vorbildlich bezeichnet werden. Die wirklichen Schwierigkeiten und Gefahren liegen auf einem ganz anderen Gebiete — in dem Widerspruch zwischen den kleinen Nebenwünschen des Publikums und den Pflichten des Lehrers, der bei jeder derartigen freien Hochschule hervortreten wird. Das Publikum wünscht in erster Linie — um so mehr, je zahlreicher das weibliche Element in ihm vertreten ist, und bei Vorlesungen auf literarischen und künstlerischen Gebieten wird es stets die Mehrheit bilden — einen glänzenden Vortrag, fertige, abgerundete Ergebnisse, apodiktische Urteile, ein gefälliges Hinweggleiten über Schwierigkeiten und weniger interessante Kapitel der Vorlesung: Pflicht des Dozenten ist es, nachdrücklich die Sache gegenüber der Form zu betonen, die Urteilsfähigkeit des Publikums anzuregen durch Problemstellung und Beweisführung und seine Themen nach allen wichtigen Seiten zu erschöpfen, was nicht immer mit Langerweile identisch zu sein braucht. Das Publikum wird ferner stets die Neigung haben, die Person des Dozenten über seine Wissenschaft zu stellen, es verlangt hier und da einige freundliche Komplimente über seine Urteilskraft zu hören, es möchte gern über wissenschaftliche Fragen mitsprechen und dem Dozenten Lob und Tadel erteilen — Pflicht des Dozenten ist es, nachdrücklich den Wert der Sache zu betonen und sich vor allem zu hüten, was nach Popularitäts- und Effekthascherei aussieht und nötigenfalls auch einmal mit rücksichtsloser Energie den Unterschied zwischen den Rechten eines wissenschaftlich kritisierenden und eines lernenden Publikums hervorzukehren, alles Dinge,

die eine scharfe Selbstzucht und völlige geistige Unabhängigkeit nach unten erfordern. Daß die Versuchung, sich hier etwas zu vergeben, sehr viel größer ist, als der Unbeteiligte ahnt, hat wohl jeder an sich selbst erfahren, der einmal vor größerem Kreise Vorlesungen gehalten hat; ich glaube aber, jeder ruhige Beobachter der Posener Akademie wird zugeben müssen, daß dort nicht nur die Gefahren, sondern auch die Mittel sie zu überwinden in die Erscheinung getreten sind.

Wenn nun zugegeben werden muß, daß Grundgedanke und Organisation der Akademie gesund sind, so kann auch erwartet werden, daß ihre Arbeit nicht vergebens ist. Vor allem gilt dies von der vielleicht interessantesten Seite ihrer Tätigkeit, dem Wirken in der Provinz. Im letzten Winter sind in 33 Städten der Provinz (darunter viele Ortschaften mit weniger als 5000 Einwohnern), d. h. in allen Orten, in denen sich ein Verlangen nach geistiger Kost äußerte, 77 Vorträge, darunter vier sechs- und mehrstündige Vortragszyklen gehalten worden, fast sämtlich von Mitgliedern der Akademie. Das bedeutet eine Hebung des geistigen Lebens der Provinz, die nicht hoch genug anzuschlagen ist, und nimmt man hinzu, daß die rührige Deutsche Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft, die hauptsächlich mit den Dozenten der Akademie arbeitet, an sieben Orten der Provinz Kunstausstellungen veranstaltet und in mindestens ebenso vielen Städten Künstlerkonzerte eingerichtet hat, so wird man wohl zugeben müssen, daß hier in Posen ein reges geistiges Leben entstanden ist, das den Vergleich mit besser begünstigten Gegenden des Vaterlandes nicht zu scheuen braucht. Der Mangel an geistigen Genüssen in der „Polackei" ist eine alte Klage, die hoffentlich jetzt allmählich verstummt.

Und dennoch sollte es ein dringendes Bedürfnis sein, aus der Akademie eine Universität zu machen? Daß die Entwicklung der Dinge mit Notwendigkeit darauf hindränge, wird niemand behaupten wollen. Man lasse die Akademie in ihrer jetzigen Form bestehen, man gebe ihr bald das langersehnte eigene Heim, das für sie eine Lebensfrage ist, man karge nicht mit Mitteln für ihren Etat und sorge dafür, daß stets die richtigen Männer an ihr wirken, die mit wissenschaftlichem Sinn und lebendiger Darstellungsfähigkeit verbinden nationales Interesse und einen nüchternen Blick — und sie wird ihren Weg schon gehen. Kleinere Reformen werden sich vielleicht wünschenswert erweisen, z. B. dürfte es nötig sein, für jede Vorlesung ein kleines Honorar zu erheben, um das Publikum nachdrücklich auf das multum, non multa hinzuweisen — aber ihr Grundgedanke ist gesund und ein weiterer Erfolg auch für die Zukunft zu erwarten.

Eine mechanische Übertragung der Universitätsorganisation auf die Akademie ist weder nötig noch erwünscht. Damit soll jedoch eine Weiterbildung und ein Ausbau der Akademie nicht ausgeschlossen sein. Zunächst ist es sehr wohl denkbar, daß die Akademie ihre Zwecke erreicht, ohne daß der ganze Lehrkörper von 27 Dozenten nur für die jetzigen Ziele zur Verfügung stehen muß. Es ist vielleicht nicht nötig, daß die allgemeinen Vorlesungen in jedem Semester alte und neue Kunst, neben deutscher auch französische und englische Literatur umfassen, daß mehrere geschichtliche und philosophische Vortragsserien geboten werden — weniger wäre vielleicht mehr. Die Fülle des Vorlesungsverzeichnisses erklärt sich wesentlich daraus, daß für die Veranstaltungen der ersten beiden Gruppen (Fortbildung bestimmter Kreise) allerdings ein großer Apparat, im wesentlichen das Personal einer philosophischen Fakultät und ein Teil der juristischen erforderlich ist. Hier aber würde, da es sich ja nicht darum handelt, den ganzen Lehrstoff in einem festen Zeitraum zu bewältigen,[2]) es sehr wohl möglich sein, die Vorlesungen nur in den Winter zu legen. Es würde dies wahrscheinlich die nur erwünschte Folgerung haben, daß die Hörer sich das im Kolleg Gebotene besser zu eigen machen — während der Vorlesungszeit ist dies fast nie möglich, da die hier in Frage kommenden Hörer fast sämtlich im Berufsleben stehen, und auch die Ferien reichen hierzu nicht immer aus. Es wäre also sehr wohl denkbar, daß die Kräfte der Dozenten im Sommer ganz, während des Winters zum Teil für eine Universität dienstbar gemacht werden, und wenn man die einzelnen Fächer stärker besetzt, als es an den Universitäten üblich ist, unter jeden Ordinarius einen Extraordinarius setzt, wäre es sehr wohl möglich, eine Hochschule zu schaffen, deren Lehrer die Verpflichtung hätten, in jedem Winter regelmäßig neben ihren streng fachlichen Vorlesungen für Studenten auch volkstümliche Kollegs zu lesen und außerdem Fortbildungskurse für bestimmte Berufsarten regelmäßig abzuhalten. Dies wäre sicherlich ein großer Vorteil für die Provinz überhaupt, und für den wissenschaftlichen Charakter der Akademie im besonderen. Schon rein äußerlich würde die große Zahl von Universitätsdozenten ein für die Erstarkung des Deutschtums wichtiges Element in der deutschen Bevölkerung Posens bedeutsam vermehren, und produktive wissenschaftliche Arbeit, die auch für die speziell ostmärkischen Probleme wünschenswert wäre, ließe sich dann ganz anders leisten, als jetzt, wo den Dozenten die Schüler mangeln, oder wo ihre besten Hörer durch ihre Berufsarbeit wissenschaftlichen Arbeiten entzogen

[2]) Der Gedanke hieran ist allerdings einmal aufgetaucht, hat aber allgemeiner Abneigung begegnet und wird hoffentlich nicht weiter verfolgt.

werden. Und für die akademischen Lehrer ist die Möglichkeit, fachlich gebildete Schüler anzuregen und sich von ihnen anregen zu lassen, geradezu ein Lebensdürfnis — weiteren Kreisen wird er gern etwas bieten, aber nur für sie zu wirken, das kann ihn auf die Dauer nicht befriedigen, das lähmt schließlich auch seine Schaffensfreudigkeit, die der Kritik von Fachgenossen und reiferen Schülern nicht entraten kann. Und auch damit ist Posen nicht gedient, wenn seine Professoren nach kurzer Lehrtätigkeit dort wieder zur Universität zurückkehren — in Posen braucht unser Volk unabhängige Männer, die dem deutschen Mittelstand als Führer dienen können und mit der Provinz verwachsen sind. Posen darf keine akademische Versuchsstation werden, sondern wenn seine Akademie Heimatgefühle wecken soll, müssen auch seine Dozenten sich in Posen heimisch fühlen.

Unbedingte Voraussetzung für jede Weiterentwicklung der Akademie in Posen muß aber der Nachweis sein, daß die geplante Veränderung den Deutschen und nicht etwa den Polen zu Gute kommt, und das letztere wäre sicher der Fall, wenn man hier eine Universität ganz nach dem Muster ihrer älteren Schwestern errichtete. Die erste Folge würde sein, daß die Polen, die jetzt über so ziemlich alle deutschen Universitäten verstreut sind, nach der alten Hauptstadt ihres preußischen Anteils zögen; und das wäre im höchsten Grade unerwünscht. Noch hat das Polentum nicht seine ganze Angriffsphalanx entfaltet. Noch wird mancher von den jungen Angehörigen des polnischen akademischen Mittelstandes durch das Studium an westlichen Universitäten dem Heimatboden entfremdet; denn oft sind die Lockungen einer guten Stelle als Arzt oder Rechtsanwalt, die sich durch die dort gewonnenen Beziehungen eröffnen, stärker als der Drang nach der Posener Scholle, und diese für uns günstige Bewegung wird mit einem Male gehemmt, wenn die ganze polnische Jugend in Posen studiert und im Posenschen bleibt. Man unterschätze auch nicht den idealen Aufschwung, den die Erfüllung des alten polnischen Wunsches einer Wartheuniversität dem Polentum verleihen würde. Stärker als je wäre die nationale Opferfreudigkeit, und noch mehr Marcinkowski-stipendiaten würden ausgebildet zu nationalen Führern mit akademischer Bildung. Finden sie dann später als Ärzte und Rechtsanwälte auskömmliche Beschäftigung, so ist es gut — kann die schon stark überfüllte polnische Intelligenz weiteren Zuzug nicht ernähren, so ist es ebenfalls gut, dann hat der Boykott von HKT. Verein und Regierung das polnische Gelehrtenproletariat verschuldet, und der hungernde Agitator ist vielleicht der wirksamere.

Aber auch schon die Existenz einer nationalgesinnten polnischen Studentenschaft an den Ufern der Warthe wäre eine außerordentliche

Gefahr. Bis jetzt sind die polnischen Studenten an alle möglichen Universitäten verteilt und in ihrer Vereinzelung machtlos — aber drei- bis vierhundert polnische Studenten an einem Orte, dazu in dem Brennpunkte aller polnisch-nationalen Bestrebungen, in beständigem Verkehr mit allen nationalen Führern, wären geradezu eine ernstliche Gefahr Wie will man hindern, daß sie sich in nationalen Vereinen organisieren, in politischen Versammlungen sich und anderen die Köpfe erhitzen, dem nationalpolnischen Verein Straz, den polnischen Parzellierungsbanken Agitatorendienste leisten, die polnischen Winkelblättchen der Provinz mitredigieren helfen, somit vom Verlassen der Schule an zu nationalpolitischen Agitatoren herangebildet werden? Wie leicht die Universitätsbehörden deutschen Universitätsverbindungen gegenüber den kürzeren ziehen, das hat bisher noch jeder größere Konflikt zwischen Behörde und Studenten gezeigt. Jeder deutsche Verbindungsstudent weiß, daß, was die Behörde verboten hat, in 9 von 10 Fällen sich durch die alten Herren ausführen läßt, die der Disziplinargewalt nicht unterstehen, und wo der Kampf zwischen Universitätsbehörde und Studentenschaft leicht chronisch wird, wie an manchen österreichischen Hochschulen, da haben deutsche nationale Studenten eine Anzahl von Mittelchen gefunden, um den „Bierrichter" zu nasführen, und was der im allgemeinen doch politisch unbegabte Deutsche fertig bringt, das sollte dem geborenen Politiker und Agitator aus Lechs Stamme nicht einfallen? Der Konflikt zwischen Behörde und polnischen Verbindungen würde bald chronisch werden und er würde die denkbar ungünstigsten Folgen haben — er würde der ersteren nur die Wahl lassen zwischen den harten Disziplinarstrafen der Verweisung von der Universität und einer Politik der Nadelstiche, beides würde aufreizend wirken im Inneren und sogar leicht zu internationalen Störungen Anlaß geben. Wenn polnische Verbindungen zu Posen und Krakau an nationalen Festtagen aufrührerische Drahtgrüße tauschen und die Behörde dann pflichtmäßig einschreitet — wie leicht können solche Kleinigkeiten unangenehme Nachspiele im österreichischen Polenklub haben? Und wer sich noch der Wreschener Vorgänge im Jahre 1902 erinnert, wie dort einer geschickten polnischen Mache in den illustrierten Zeitungen so ziemlich der ganzen außerdeutschen Welt die Bilder der „Märtyrerkinder" und „Opfer deutscher Prügelpolitik" erschienen, der wird sicher nicht die Basis noch verbreitern wollen, auf der eine skrupellose polnische Agitation ihre Wahngebilde von preußischer Brutalität dem Auslande aufführt. Auch sonst würde die Anwesenheit zahreicher polnischer Studenten auf einer posenschen Hochschule zu den größten Unzuträglichkeiten führen:

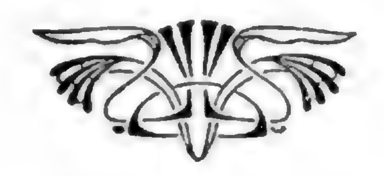
die Professoren würden bald müde werden, sich immer wieder mit Disziplinargeschäften abärgern zu müssen, sie würden vergebens die nationale Scheidewand niederzureißen suchen, die sie von den Herzen der Hälfte oder des größeren Teiles ihrer Zuhörerschaft trennt — wenn man das nicht glaubt, so erkundige man sich bei den Oberlehrern, die polnische Primaner unterrichten —, sie würden sich bald wegsehnen von einer Hochschule, wo die wissenschaftliche Arbeit in der unangenehmsten Weise mit Bütteldiensten verquickt ist und bedeutende Kräfte würden sich bald nicht mehr gewinnen lassen. Und die deutschen Studenten? Wer wissen will, welche Zustände eintreten, wenn in einer politisch stark erhitzten Atmosphäre deutsche und slawische Studenten zusammen sind, der schaue nach Prag. Im ersten Stadium Mensuren aus nationaler Veranlassung, im zweiten Duelle, im dritten der Holzkomment, im vierten die Scheidung der feindlichen Elemente in eine deutsche und in eine slawische Universität, und wer sich dafür interessiert, wie eine deutsche Universität mit slawischen Hörern allmählich ganz verslawt, der lese die Geschichte von Lemberg, die Heinrich Brunner im zweiten Bande dieser Zeitschrift erzählt hat.

Man gebe sich auch der Illusion nicht hin, als ob polnische Studenten in der Atmosphäre deutscher Universitäten selbst deutsch werden könnten. Eine Akademie in Posen oder eine Universität in den polnischen Landesteilen wird dem Deutschtum mehr inneren Gehalt, mehr Lebensfreudigkeit, mehr Stärke geben können, aber nimmermehr einen erheblichen Teil der Polen germanisieren können. Höchstens vielleicht in den wenigen Fällen, wo Kinder aus nationalen Mischehen — die übrigens in gebildeten Kreisen recht selten sind — zwischen Deutschtum und Polentum schwanken, wird die Bewunderung deutscher Wissenschaft und deutschen Geisteslebens möglicherweise den Anschluß an das Germanentum vermitteln, und auch das nur bei stark idealistischen Naturen. Sonst wird die deutsche Wissenschaft zwar stets eine große Wehrmacht, aber gar keine nationale Stoßkraft sein. Über die Nationalität des Menschen entscheidet das Elternhaus, in etwas geringerem Grade der Seelsorger, in noch geringerem Maße die Schule — die Wissenschaft findet national fertige Männer. Sie kann den nationalen Fremdling begeistern, zur Bewunderung für die fremde Kultur zwingen, aber sie entwurzelt seine fremde Nationalität nicht, sie stärkt sie, indem sie ihn schätzen und vergleichen lehrt, wo er bisher nur dumpf fühlte und liebte. Wem die deutsche Wissenschaft das Große deutschen Wesens lehrte, dem hat sie auch von jeher das Auge für deutsche Kleinheit geschärft und damit das Auge für angelsächsische Energie, französisches Künstlertum und polnische Vaterlandsliebe.

Die deutsche Wissenschaft wird ihren nationalfremden Jünger bewahren vor der blinden Unterschätzung deutschen Wesens, die nationaler Fanatismus oft im Gefolge hat, aber die Feindschaft nur veredeln, nicht verbannen; und im politischen Kampfe ist der gefährlichere Gegner nicht der schimpfende Demagoge, sondern der bewußte Strateg, der die Vorzüge des Feindes wohl kennt, aber auch das schärfere Auge besitzt für seine Schwächen. Zur Feindschaft unserer Akademiker gegen England hat mehr beigetragen als alle böswillige und unwissende Zeitungspolemik die Gegnerschaft Heinrichs von Treitschke und wie dieser alles Echte und Große im englischen Wesen verstand und preisen konnte, weiß jeder, der bei ihm englische Geschichte gehört oder seine Essays gelesen hat. Nur bei ästhetisch angelegten oder ganz kontemplativen Naturen kann die Bewunderung des Gegners die nationale Angriffskraft schwächen, und zu diesen gehören die Polen nun einmal nicht. Und wenn eine deutsche Universität in Posen wirklich die Kraft haben sollte, polnische Studenten zu deutschen zu machen — auch nur den nationalen Gegensatz zu mildern —, müßte diese Wirkung nicht schon längst sichtbar sein bei den Polen an den anderen deutschen Universitäten, wo sie ganz von deutschem Wesen umgeben, losgelöst von allen polnischnationalen Einflüssen, die tiefe und versöhnende Wirkung deutschen Geisteslebens spüren müssen? Aber es ist von dem polnischen Fanatismus nicht einmal zu erreichen, daß er sich Mühe gibt, deutsches Wesen kennen zu lernen. Der Pole studiert an unseren Universitäten seine Fachwissenschaft; d. h. er läßt sich von uns das Rüstzeug zum Kampfe gegen uns schmieden, aber dort, wo die Wissenschaft nicht nur durch ihre Arbeit, sondern auch an ihren Objekten die Kenntnis deutschen Wesens vermittelt, in Vorlesungen über deutsche Literatur oder Geschichte, da erscheint er nur, wenn es gilt, gegen einen mißliebigen deutschen Historiker zu protestieren. Und was an Universitäten in ganz deutschem Lande nicht zu erreichen war, wird vollends unmöglich sein, wo nationaler Fanatismus jeden Schritt des polnischen Studenten bewacht und das Hören von Vorlesungen über national wirksame Gebiete ihm leicht den gesellschaftlichen Boykott seiner Standesgenossen zuziehen kann.

Der Gedanke einer Posener Universität ist vom Standpunkte deutscher Ostmarkenpolitik daher nur dann diskutierbar, wenn eine Gewähr dafür gegeben werden kann, daß nicht nur der Lehrkörper völlig, sondern auch die Studentenschaft ganz überwiegend deutsch ist. Und das erscheint mir möglich, ohne daß man darum die Polen statutarisch auszuschließen oder zu beschränken brauchte. Darzulegen wie dies geschehen kann, würde

über den Rahmen eines Zeitschriftenaufsatzes weit hinausgehen, es genüge, die unüberschreitbaren Grenzen eines Posener Universitätsplanes gesteckt zu haben. Die Posener Akademie braucht, um zu bestehen, nicht eine Umwandlung auf jeden Preis zu erstreben; sie ist in ihrem jetzigen Bestande lebensfähig und erfüllt ihren Zweck, durch wissenschaftliche Arbeit den inneren Gehalt des ostmärkischen Deutschtums zu stärken, und wenn sie auch weder Polen germanisiert, noch den Massen unserer Bevölkerung akademische Bildung vermittelt — jenes Ziel allein ist der Arbeit deutscher Männer würdig!



Wald auf der Düne.

(Hiddensee.)

Vom Inselrücken lugt ins Meer hinaus
Der Kiefernforst mit dichtverschränkten Ästen,
Der mühsam trotzt dem wüsten Sturmgebraus,
Das graue Wogen peitscht heran von Westen.

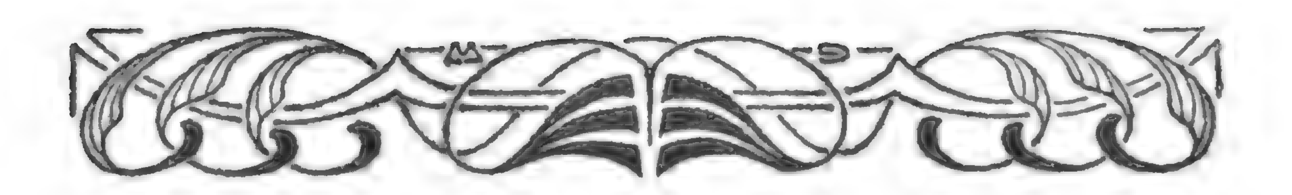
Kein stolzer Dom ist's, hoch und wunderbar;
Spät läßt der Lenz die jungen Triebe grünen,
Doch unverdrossen ringt er Jahr für Jahr
Sich kräft'ger aus dem dürft'gen Grund der Dünen.

Wohl manchen Schößling hat der Sand erstickt;
Wohl mancher Ast hängt dürr an seinem Strauche,
Doch hat mein Auge freudig stets erblickt
Den Wald, umbraust vom herben Meereshauche.

Manch blaue Blume hegt sein dunkler Schoß;
Manch Vogelnest verbirgt er in den Zweigen;
Sanft ruht am Holzweg sichs im weichen Moos,
Liegt über Meer und Land das Mittagschweigen.

Fern blitzt die See herein vom Waldessaume,
Wo sich im Sonnenglanz die Möven wiegen,
Und durch die Seele zieht mir still ein Traum
Von meines Volkes Kämpfen, Opfern, Siegen . . .

Reinhold Fuchs.



Die Zukunft unserer Kavallerie im kommenden Kriege.

Von

v. Duvernoy.

Der deutsche Reichstag hat sich endlich zu der so notwendigen Vermehrung unserer Kavallerie herbeigelassen, allerdings nur in den allerbescheidensten Grenzen. Dieser Umstand gibt willkommene Veranlassung, die Frage nach Möglichkeit und Art der zukünftigen Verwendung der Reiterwaffe einer gemeinverständlichen Erörterung zu unterziehen. Und zwar erscheint uns diese Betrachtung ebenso zeitgemäß als wünschenswert. Denn sogar in militärischen Kreisen sind eine Zeitlang Stimmen laut geworden, die aus reiner Hochachtung vor der überwältigenden Wirkung der Feuerwaffen zu dem höchst törichten Schlusse geführt haben, die Rolle dieser Waffengattung sei ausgespielt. Nach den Erfahrungen der neuesten Kriegsgeschichte ist man nun aber wieder gänzlich anderer Meinung geworden, wieder einmal ein Beweis für die Wahrheit des guten, alten Sprichwortes: „Die Kriegskunst ist veränderlich". Heute wird gewiß kein vernünftiger Kriegsmann mehr diese Behauptung aufzustellen wagen. Im Gegenteil! Das Gerede, daß eine zahlreiche Reiterei nutzlos sei, ist übrigens seit Einführung der Feuerwaffen jedesmal erklungen, so oft sich eine wesentliche Neuerung in Bezug auf deren Vervollkommnung fühlbar gemacht hat. Es soll ja die Tatsache, daß gegen eine unerschütterte Infanterie heute nicht mehr einfach frontal angeritten werden kann, keineswegs geleugnet werden. Aber diese Tatsache bestand schon zu Friedrichs des Großen Zeiten! Auch damals war die preußische Infanterie schon im stande, wenn sie aufmerksam war, sich durch ihre verhältnismäßig große Feuergeschwindigkeit attackierende Reiterei vom Leibe zu halten. Schlachtfelder sind eben keine Friedensschießplätze. Die entmutigenden Wirkungen auf die Menschennatur machen sich auf ihnen stets fühlbar, heutzutage um so mehr, wo das stunden- ja tagelange Hin- und Herwogen der auf viele Kilometer ausgedehnten Gefechtslinie auf die Nerven der Kämpfenden einen ganz anderen Einfluß auszuüben vermag, als bei den sich in verhältnismäßig viel kürzerer Zeit abspielenden Gefechten früherer Jahrhunderte. Dazu

kommen aber noch eine ganze Anzahl anderer Umstände. Unsere Zeit ist allgemein nervöser geworden, und die Volksheere haben bei all ihren unleugbar guten Eigenschaften zweifellos den Nachteil, daß die Mannszucht schon infolge der zerstreuten Ordnung, in der die Infanterie heute ausschließlich zu kämpfen gezwungen ist, infolge des nervenzerrüttenden Eindruckes, den der furchtbare Kampfeslärm gerade in kritischen Augenblicken auf erschütterte Infanterie machen muß, infolge der meist vorausgehenden Anstrengungen und harten Entbehrungen, die bei den Heeresmassen der Neuzeit ganz unvermeidlich sind, sich unfehlbar rascher lockern muß, als bei den alten, ans Feuer gewöhnten Berufskriegern früherer Zeiten. Darum ist der Kavallerieerfolg auf dem Schlachtfelde heute durchaus nicht ausgeschlossen, im Gegenteil, viel eher begünstigt als abgeschwächt. Die Erfahrungen sämtlicher Kriege bis in die allerneuesten Zeiten beweisen, daß überall da, wo fähige Führer frischen Wagemut mit kühnem Reitergeist verbanden, in wie außerhalb der Schlacht reiche Lorbeeren zu ernten gewesen sind, daß aber, wo diese unentbehrlichen Vorbedingungen fehlten, auch keinerlei Erfolge zu verzeichnen waren, obgleich dies nach der Gesamtlage recht oft hätte der Fall sein können.

Wenn wir in den nachstehenden Schilderungen die Erfahrungen der letzten 35 Jahre zusammenfassen, so müssen wir sofort bemerken, daß hierbei drei Kriege nur ganz flüchtig berührt werden sollen, weil sie wenig oder gar nichts an bemerkenswerten Ergebnissen zu Tage gefördert haben. Es sind dies der russisch-türkische Krieg 1877—78, der spanisch-amerikanische Krieg 1898 und der soeben beendigte Krieg zwischen Rußland und Japan. Wir werden also das, was über diese drei Kriege zu sagen ist, hier zusammenfassend vorausschicken.

Im russisch-türkischen Kriege von 1877—78 haben die russischen Reiterregimenter verschwindend wenig geleistet. Die 14 russisch-rumänischen Kavallerieregimenter, die bei Plewna vereinigt waren, wären wohl im stande gewesen, bei einigermaßen geschickter Führung die ganze Umgebung zu beherrschen. Aber es fehlte der höheren Führung an der durchaus nötigen festen Zuversicht und sie fürchtete sich vor den verlustreichen Zusammenstößen mit der türkischen Infanterie, weil sie in dem Wahne befangen war, daß die Rolle der Reiterei auf dem Schlachtfelde ausgespielt sei. Einzig die kaukasische Kosakenbrigade hatte einen schönen Erfolg zu verzeichnen, indem sie zwei völlig unversehrte türkische Bataillone auseinandersprengte und längere Zeit verfolgte. Derartige Taten verlangen jedoch unter Umständen große Opfer, jedenfalls aber

müssen die Führer schon im Frieden erzogen werden, im gegebenen Augenblick den richtigen Entschluß zu fassen. Denn es ist eben meist nur ein Augenblick der Gunst, ist der versäumt, so kehrt er nicht wieder.

Ganz eigentümliche Verhältnisse hat der spanisch-amerikanische Krieg von 1898 bezüglich der Kavallerie aufzuweisen; die Nordamerikaner waren nämlich zum größten Teil unberitten. Nur zwei troops freiwillige Kavallerie hatten Pferde, das Milizregiment der rough riders, sämtliche 38 troops der Linienkavallerie jedoch nicht, und die heldenmütige Erstürmung des vordersten der vier von den Spaniern besetzten Hügel in der Schlacht von San Juan-El Caney am 1. Juli durch den Oberstleutnant Roosevelt mit seinen rough riders muß unbedingt als kühner Entschluß anerkannt werden, hat jedoch mit der eigentlichen Reitertätigkeit nichts zu tun.

In dem soeben beendigten russisch-japanischen Kriege hat die Kavallerie, soweit sich die Verhältnisse bis jetzt übersehen lassen, in den Schlachten auf beiden Seiten so gut wie nichts geleistet. Bei den Russen mag dies zum Teil in den schwierigen Verpflegungsverhältnissen gelegen haben, als alleiniger Entschuldigungsgrund vermag das aber jedenfalls nicht zu gelten. Es muß unter allen Umständen zum Teil auch auf das Konto der Furcht vor großen Opfern gesetzt werden. Eine kleine japanische Reiterabteilung, die im Gefecht zu Fuß einmal aus einem Hinterhalt bei Mukden die zurückstürmenden russischen Kolonnen und Trains beschossen haben soll, hat anscheinend eine furchtbare Panik bewirkt. Und diese Panik wiederholte sich, wie berichtet wird, als die Russen infolge der Dunkelheit eine seitwärts marschierende eigene Kavalleriekolonne für japanische Reiter hielten. Was hätte in solchen Augenblicken ein wirklich unternehmender Reiterführer leisten können!

* * *

Schon die Erfahrungen des Krieges 1870/71 vermögen uns recht wohl zu einem Verständnis der heute notwendigen Verwendung der Reiterei hinüberzuleiten. Während wir unsere Kavallerie häufig ganz Hervorragendes leisten sehen, in Bezug auf weitausgreifende Aufklärung der Verhältnisse beim Feinde, fällt ihre Tätigkeit auf dem Schlachtfelde dagegen, mit Ausnahme vom 6. August bei Wörth, wo die französischen Kürassiere so tapfer in ihr Verderben ritten, und vom 16. August, auf beiden Seiten, noch mehr aber auf französischer, meist vollständig aus. Und an Gelegenheit zu ruhm- und erfolgreichem Eingreifen hat es, weiß Gott, nicht gefehlt! Die verhängnisvollen Lagen, in denen sich unsere Truppen öfter befanden — als Beispiele seien hier nur Beaune la Rolande und Coulmiers genannt —, hätten sehr wohl

zu unseren Ungunsten entschieden werden können, wenn unsere Gegner es verstanden hätten, durch das Einbrechen größerer Reitermassen die für sie günstige Situation auszunutzen. Insbesondere zeigt das Beispiel von Mars la Tour-Vionville, die heldenmütige Aufopferung der einzigen Brigade Bredow, also einer verhältnismäßig kleinen Abteilung, was bei Aufbietung größerer Kräfte, an denen bei einheitlicher Gefechtsleitung durchaus kein Mangel war, zu leisten gewesen wäre.

* * *

Aber auch in Bezug auf Aufklärung haben die höheren Kavallerieführer im deutsch-französischen Kriege des Öfteren versagt, sobald es galt, sich gewaltsam Einblick in die Verhältnisse beim Feinde zu verschaffen. Oder aber es haben ihre Meldungen, wie die der 5. Kavalleriedivision am 15. August abends, bei den höheren Behörden, dieses Mal das Generalkommando des III. Armeekorps, infolge einer vorgefaßten Meinung nicht den verdienten Glauben gefunden, und sind aus diesem Grunde nicht weitergegeben worden. Zu diesem Zwecke brauchen wir uns nur in die Lage des Oberkommandos der II. Armee am 15. August abends und in den ersten Morgenstunden des 16. zu versetzen. Für den 15. war vom großen Hauptquartier die Weisung eingetroffen, daß die ganze Westseite von Metz durch ein großartiges Netz von Kavalleriepatrouillen umspannt werden sollte, indem die 5. Kavalleriedivision von Süden, die zur I. Armee gehörige 3. Kavalleriedivision aber, die Mosel zwischen Metz und Diedenhofen überschreitend, von Norden her gegen die Festung vorrücken sollten. Diesem Befehl zufolge ließ der Prinz Friedrich Karl in der Frühe des 15. die 5. Kavalleriedivision auch auf Gorze und Thiaucourt aufklären und die Infanterie in sich aufschließen beziehungsweise den Übergang auf das linke Moselufer vorbereiten. Die Franzosen sandten in der Frühe des 15. die Kavalleriedivision Forton zur Aufklärung über Gravelotte auf Mars la Tour vor. Sie bestand aus 4 Reiterregimentern, während der Generalleutnant von Rheinbaben 9 Regimenter, in 3 Brigaden eingeteilt, zur Verfügung hatte. Im Laufe des Vormittags ereigneten sich zunächst zwei Zusammenstöße mit wechselndem Erfolge, bis gegen Mittag die ganze Brigade Forton, 24 Schwadronen stark, bei Mars la Tour versammelt und etwa um 2 Uhr 34 deutsche Eskadrons eingetroffen waren.

Leider verbot in diesem Augenblick der Kommandeur der 5. Kavalleriedivision jeden Angriff und befahl zurückzugehen. Die deutschen Reiter bezogen ihre Biwaks westlich Mars la Tour, während die Franzosen auf Vionville zurückgingen. Als Entschuldigung für diese Untätigkeit der

Kavallerie mußten wie so oft „müde Pferde" herhalten. Über diese „billige Ausrede" äußerte sich Blücher schon am Tage nach der Schlacht an der Katzbach in einem Schreiben an den General von York folgendermaßen: „Euer Exzellenz Schreiben vom 27. August habe ich erhalten und kann ich meine Unzufriedenheit über die Kavallerie nicht bergen. Sie weiß Ihre Bestimmung an dem Feinde zu bleiben und ihm zu schaden, wo sie kann, statt dessen will sie observieren und verlangt immer Ordres. Es ist nicht genug zu siegen, man muß den Sieg auch zu benutzen wissen."

Die preußischen Reiter hätten sich bei kühnem Handeln schon am Nachmittag des 15. August genauen Einblick in die Verhältnisse der französischen Rheinarmee verschaffen können und Prinz Friedrich Karl wäre schon im Laufe dieses selben Nachmittages in die Lage gesetzt gewesen, diese Verhältnisse genau zu übersehen, während er sich so den Einblick erst durch den überaus blutigen Kampf des 3. Armeekorps am 16. erzwingen mußte. Der Prinz hätte, auf diese Weise rechtzeitig orientiert, ungesäumt alle verfügbaren Truppen sofort in Marsch setzen können und die Folge wäre gewesen, daß die Schlacht bei Vionville mit der doppelten Anzahl von Streitern auf deutscher Seite geschlagen worden wäre, als dies tatsächlich der Fall gewesen ist. Übrigens war die Führung auf französischer Seite um nichts besser, auch Forton hat den günstigen Augenblick am Morgen des Tages nicht ausgenutzt, und schließlich gelang es Rheinbaben doch noch, lediglich durch seine Demonstration den Marsch der Franzosen aufzuhalten. Die Aufklärung allerdings war durch bloße Demonstration nicht zu erwarten, denn die Aufklärung erfordert eben schließlich den Kampf.

Mittlerweile machte die 6. Kavalleriedivision auf beiden Ufern der Seille so ziemlich einen Luftstoß. Erst von Montigny aus gewahrte man ein in tiefster Morgenruhe befindliches Lager der Franzosen zwischen Moulins les Metz und Longeville les Metz. Einige deutsche Granaten richteten darin ungeheuere Verwirrung an. Das Fort St. Quentin eröffnete daraufhin das Feuer und der Divisionskommandeur, Graf Groeben, zog sich ohne Verluste zurück. Die erste Armee hatte dagegen ihre Reiterei gar nicht über die Mosel setzen lassen. Als Grund für diese Unterlassung eines unmittelbar vom Großen Hauptquartier ausgehenden Befehles wird der Mangel an Übergangsmitteln angeführt. Es mußten aber doch die Brückentrains aller drei Armeekorps zur Verfügung stehen, so daß es bei einigem guten Willen wohl möglich gewesen wäre, zwischen Metz und Diedenhofen eine Brücke zu schlagen. Hier hätte

man nicht den allergeringsten Widerstand gefunden und die deutschen Reiter würden jedenfalls ein großartiges Feld der Tätigkeit vor sich gehabt haben. Hielt man aber eine derartige Unternehmung beim Oberkommando der I. Armee für zu gewagt, so hätte man doch wenigstens die 3. Kavalleriedivision auf das linke Seilleufer senden können, so daß die 6. Division bereits am 15. August für Unternehmungen auf dem linken Moselufer verfügbar gewesen wäre.

Dies alles beweist eben, daß für einen höheren Reitergeneral erste Bedingungen frischer Wagemut gepaart mit richtigem Abwägen der Lage sind. Wer über die genannten Eigenschaften nicht in hervorragender Weise verfügt, der mag sich wohl zu manch anderer Stellung eignen, aber nicht zum Führer bedeutender Reitergeschwader. Es gibt nur wenige Männer, die alle für einen höheren Kavallerieführer erforderlichen Eigenschaften in sich vereinigen, und diese schon im Frieden zu ermitteln, um sie dann in Kriegszeiten an die richtige Stelle zu setzen, wobei keine Rücksicht auf die Rangverhältnisse genommen werden darf, das ist Sache der obersten Leitung. Darum hat der große König bei Roßbach angeordnet, daß der General von Seydlitz, obgleich er der jüngste Brigadekommandeur unter sämtlichen anwesenden Reitergeneralen war, dennoch die Führung der gesamten Reiterei übernehme, und dieser fand sich den älteren Generalen gegenüber mit den ebenso einfachen wie taktvollen Worten ab: „Meine Herren, ich gehorche dem König und Sie gehorchen mir“. Nach der Schlacht ernannte der König dann Seydlitz außer der Tour zum Generalleutnant.

Aus dem am Abend des 15. August für den 16. vom Hauptquartier Pont à Mousson ausgegebenen Armeebefehl geht klar und deutlich hervor, daß Prinz Friedrich Karl die französische Armee schon im vollen Abmarsche nach der Maas begriffen glaubte und nicht mehr damit rechnete, noch größere Massen des Feindes diesseits dieses Flusses zu erreichen. Die abends halb elf Uhr aus dem Großen Hauptquartier eingehenden Weisungen betonten, daß der Sieg vom 14. durch einen kräftigen Vorstoß der II. Armee gegen die Straßen von Metz, sowohl über Fresnes, als über Etain und Verdun auszunutzen sei. Da die vom Prinzen bereits gefaßten Beschlüsse hiermit völlig übereinstimmten, so bedurfte es keiner neuen Anordnungen mehr.

Der beschränkte Raum gestattet es nicht, die zahlreichen Reiterkämpfe des 16. August eingehend zu schildern, wir müssen uns begnügen, zwei davon herauszugreifen und im übrigen auf das vorzügliche Werk des Generalleutnant von Pelet-Narbonne über die brandenburgisch-

preußische Reiterei, das vor kurzem ganz populär gefaßt bei Mittler und Sohn erschienen ist, verweisen.

Eine schwere Krisis trat für die Deutschen um 2 Uhr nachmittags in der Gefechtslage ein. Es handelte sich darum, die französischen Batterien an der Römerstraße nördlich Vionville zum Schweigen zu bringen, um vor allem der 6. Infanteriedivision Luft zu machen. General von Alvensleben, die Gefahr rechtzeitig erkennend, sah das einzige Mittel zur Abwendung in einem sofortigen Kavallerieangriff und gab der Brigade Bredow Befehl rücksichtslos zu attackieren. Sie zählte nur fünf dreiviertel Eskadrons, da die 13. Dragoner nördlich der Tronviller Büsche, und je eine Schwadron der 7. Kürassiere und der 16. Ulanen gegen diese Büsche entsendet waren, um den Feind zu erkunden, außerdem aber war noch ein Zug der 7. Kürassiere abkommandiert. Die verfügbaren Schwadronen hielten nordwestlich Tronville. General von Bredow ließ Front nach Osten nehmen, links einschwenken und benutzte eine Mulde nördlich Vionville zum weiteren Vorgehen. In der Mulde noch südlich der Römerstraße ließ er aufmarschieren, indem er den Befehl hierzu und zum Auseinanderziehen etwa 1800 Schritt vom Feinde erteilte. Sofort nachdem die Kürassiere aufmarschiert waren, ließ er das Signal Galopp geben, die Ulanen bildeten rechts überflügelnd eine Art von zweitem Treffen, jedoch nur mit einem Abstande von etwa 150 Schritten. Da die preußischen Reiter völlig überraschend erschienen, und das wellige Gelände sie bisher gedeckt hatte, so waren auch während des Anreitens zum Angriffe die Verluste gering. Die Kürassiere stießen zunächst auf die Artillerie des 6. Französischen Korps und auf die 9. Chasseurs. 3 Batterien wurden durchritten und verloren zusammen 61 Mann und 58 Pferde; 2 weitere versuchten Kehrt zu machen, um von hinten auf die preußischen Reiter zu feuern, wurden jedoch von der Division Forton maskiert. Als die Kürassiere eben einzuhauen begannen, langten die beiden reitenden Batterien dieser Division an, sie wurden ebenfalls von den Kürassieren ereilt, und verloren 6 Offiziere, 58 Mann und 90 Pferde. An diesen Kämpfen gegen die Artillerie nahmen nur etwa $1\frac{1}{2}$ Züge der Ulanen teil, der Rest stieß auf das französische Infanterieregiment 93. Im nämlichen Augenblick als die Brigade Bredow daherbrauste, ging, um die Feuerlinie zu verstärken, eine französische Zwölfpfünder-Batterie vor; sie hatte nicht mehr Zeit, umzukehren, schwenkte links und stürzte sich auf die Mitte des 93. Regiments. Indem sie durch dessen Bataillonszwischenräume zurück wollte, rannte sie den linken Flügel um, so daß ganze Reihen von Infanteristen niederstürzten.

Das 1. und 3. Bataillon wollten Karrees bilden, doch besaßen die Reservisten hierzu zu wenig Übung; es mißlang und entstand ein bedenkliches Schwanken. Dazu kam, daß man die einherstürmenden Ulanen für französische Lanciers ansah, kurz, die Ulanen waren im Nu in die Infanterie eingedrungen, so daß nur die wenigsten Infanteristen zweimal zu feuern im stande waren und die Lanze wütete fürchterlich unter ihnen. Die Preußen stürzten unaufhaltsam auf das zweite Treffen los; Salve folgte auf Salve, ihre Schwadronen waren nun vollständig aufgelöst und die Franzosen haben vermutlich ebensogut getroffen, wie die preußischen Küraſſiere und Ulanen. Alles ritt wild durcheinander, hauend, stechend, aber immer vorwärts dringend. Auch die Mulde, die von der Römerstraße sich nach Rezonville hinabzieht, wurde noch durchjagt. Dann aber stürzte in einem Augenblick französische Kavallerie auf die preußischen Reiter, deren Pferde nach einem Angriff von mehr als 3000 Schritt gänzlich ermattet waren. Jetzt begann für die Preußen das Verderben.

Die französischen Reiterdivisionen waren um diese Zeit östlich des Weges Villiers aux Bois-Rezonville gestanden und zwar zunächst des Gehölzes die Division Forton, links davon die Division Valabregue. Diese hatte morgens in ihren 16 Eskadrons 1840 Säbel gezählt. Infolge der am Vormittag bei der Dragonerbrigade der Division Forton entstandenen Panik ist ihre Gefechtsstärke auf 1600 Säbel anzunehmen. Die Division Valabregue hatte 3 Schwadronen entsendet, dagegen war die dem Marschall Bazaine zur Bedeckung beigegebene Eskadron zur Stelle, so daß beide Divisionen zusammen auf 3300 Säbel veranschlagt werden können. Dieser recht beträchtlichen Übermacht hatte die Brigade Bredow nach den erlittenen bedeutenden Verlusten höchstens noch 400 Kämpfer entgegenzustellen.

Zunächst warfen sich die 1. Dragoner und die Bedeckungsschwadron Bazaines den Preußen entgegen, gleich nachher die 9. Dragoner, beide Regimenter ließen 1 Eskadron in Reserve, sodaß 7 französische Schwadronen gegen die fünf dreiviertel der Brigade Bredow waren. Es entspann sich ein wilder ungleicher Kampf, in dem sich jedoch die Deutschen immer noch heldenmütig gewehrt haben müssen, denn das 9. Dragonerregiment hatte in der Zeit von höchstens 8 Minuten einen Verlust von 2 Offizieren und 43 Mann, ein Beweis, daß die Preußen keineswegs an ein Ergeben dachten. Mitten in das erwähnte wütende Handgemenge schossen nun mehrere Bataillone hinein, dann aber stürzten sich nacheinander die 7. und 10. Küraſſiere, das 5. Chasseursregiment

und die 7. und 12. Dragoner auf die Hand voll Preußen. So waren kurz nacheinander 23 Schwadronen Franzosen über die 400 deutschen Reiter hergefallen, die durch eine zuvor gerittene Attacke schon nahezu ausgepumpt waren, im ganzen also eine Überzahl von etwa 2000 frischen Pferden. Dennoch wehrten sich die Preußen auch hier noch tapfer genug, denn diese Regimenter hatten in dem kurzen Zeitraume, in dem sich ein solches Reitergefecht abzuspielen pflegt, noch einen Verlust von 17 Offizieren und 77 Mann.

Der Erfolg konnte bei einer derartigen Übermacht natürlich keinen Augenblick zweifelhaft sein. Die Deutschen mußten das Feld räumen, wütend verfolgt von der feindlichen Kavallerie. Hierbei erlitten sie auch die größten Verluste, denn sie mußten nun die zuvor überrittene Infanterie passieren und von neuem deren Gewehrfeuer aushalten. So bezifferte sich der Gesamtverlust der Kürassiere auf 54, der der Ulanen auf 50,4 vom Hundert. Dabei ist jedoch namentlich hervorzuheben, daß der sogenannte Todesritt der Brigade Bredow dem Feinde bedeutend mehr Opfer kostete, als den heldenmütigen Preußen. Man hat bisher meistens einzig von dem großen moralischen Erfolge, den die so überaus glänzende Attacke auf den Feind gemacht habe, von der gewonnenen Zeit und der Vertreibung der feindlichen Artillerie gesprochen. Dick de Lonlay, ein französischer Militärschriftsteller, der zu den wütendsten Chauvinisten zu rechnen ist, und dessen Angaben also gewiß nicht zu hoch sind, gibt den Verlust der Artillerie allein auf 8 Offiziere 154 Mann, den der Reiterei auf 24 Offiziere und 150 Mann an; hierzu kommen noch die Verluste der 9. Chasseurs und des 93. Regiments, worüber uns leider genaue Angaben fehlen, das letztgenannte hat jedoch durch die Attacke sehr stark gelitten.

Jedenfalls ist es aufs tiefste zu beklagen, daß der Brigade keine Reserven gefolgt sind. Neben ihr stand die Brigade Barby mit 12 Schwadronen, etwa 2000 Schritt östlich 3 Eskadrons 2. Dragoner und auf weitere 2000 Schritt Entfernung die ganze 6. Kavalleriedivision. Wäre die Brigade Barby unmittelbar als zweites Treffen der Brigade Bredow gefolgt, dahinter die 3 Schwadronen Dragoner und die 6. Division als Reserve, daneben noch die $5^1/_2$ Eskadrons 9. und 12. Dragoner, so wäre die Sache vermutlich ganz anders verlaufen. Denn das war ganz klar, südlich der Straße Rezonville-Vionville war an eine Kavallerieverwendung vorläufig nicht zu denken. Man hätte ja immerhin einige Eskadrons als Artilleriebedeckung zurücklassen können; zu einer einheitlichen Leitung fehlte nur der einheitliche Oberbefehl. Prinz Friedrich Karl hatte aber

um die Zeit der Attacke noch gar keine Ahnung, daß bei Vionville gekämpft werde, er erhielt erst 5 Minuten nach 2 Uhr hiervon Meldung, was ihn sogleich veranlaßt hat, vermittelst des bekannten Gewaltrittes das Schlachtfeld zu erreichen. Auch dies ist eine Folge der ungenügenden Aufklärung vom Tage zuvor. War der Prinz zur kritischen Zeit bereits anwesend, so hätte er ohne Zweifel Befehl zu einer großen Reiterattacke gegeben, dann wäre zweifellos die ganze Division Lafont de Villiers des 6. französischen Korps vernichtet worden, denn die hinteren Reitertreffen brauchten nur das niederzuhauen, was das erste bereits durchbrochen hatte. Dann aber wären die feindlichen Kavalleriedivisionen in alle Winde zersprengt worden, vielleicht auch wäre es noch gelungen, ihre Trümmer auf die bei Rezonville fechtende feindliche Gardeinfanterie zu werfen, auch diese zu überreiten und die große im Feuer stehende Artilleriemasse vollständig zusammenzuhauen. Um dies alles zu erreichen, hätte es wie gesagt nur eines einheitlichen Befehls und des rücksichtslosen Einsetzens der gesamten zur Verfügung stehenden Reitermasse bedurft.

Als die Trümmer der 38. Brigade vom Feinde scharf gedrängt zurückwichen, gab der kommandierende General des X. Korps dem Kommandeur der Gardedragonerbrigade, Grafen Brandenburg, Befehl, die nachdrängende Infanterie zu attackieren, indem er ausdrücklich hinzusetzte: „Das Regiment soll nicht reussieren, aber wenn es den Feind nur 10 Minuten aufhält und bis auf den letzten Mann fällt, dann hat es seinen Auftrag und seinen Beruf erfüllt". Graf Brandenburg gab diesen Befehl an den Regimentskommandeur mit den Worten weiter: „Reiten Sie mit Gott, Auerswald, ich komme auch mit". Die französische Infanterie, der der Angriff galt, die Regimenter 13 und 43, wurden völlig überrascht, weil sie sich in ihrer Siegesfreude nur mit dem Fortschaffen der Gefangenen und Plündern der Toten beschäftigten. Sie taten fast keinen Schuß, dagegen erhielten die Dragoner schon während des Anreitens Flankenfeuer vom Regiment 57 und den 5. Chasseurs. Trotzdem überritten sie das Regiment 13 vollständig, und kamen erst beim Regiment 43 zum Stehen. In heilloser Verwirrung warfen sich die überraschten Soldaten teilweise zu Boden oder bildeten Knäuel, aber auf die Dauer war der Kampf zu ungleich, und als die Reste der Dragoner Kehrt machen mußten, waren sie nochmals genötigt, das Flankenfeuer des Regiments 57 und der 5. Jäger zu passieren. Sie sammelten sich bei der 4. Eskadron, die zur Bedeckung der Standarte zurückgeblieben war. Der auf den Tod verwundete Kommandeur brachte

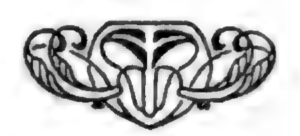
noch ein Hurrah auf Seine Majestät aus, um dann sterbend vom Pferde zu sinken. Der Verlust der 3 Eskadrons, die angegriffen hatten, betrug 17 Offiziere, 121 Mann und 246 Pferde, also allein an Offizieren 85 vom Hundert, an Mannschaften und Pferden nur 29,8 und 57,74 vom Hundert. Da dieser Verlust sich auf wenige Minuten erstreckte, so ist er sehr bedeutend. Der Zweck der Attacke wurde vollkommen erreicht. 2 Schwadronen 4. Kürassiere, die rechts von den Dragonern als Artilleriebedeckung hielten, versuchten ebenfalls zu attackieren, konnten ihre Absicht aber des heftigen feindlichen Feuers wegen nicht ausführen.

An deutscher Kavallerie waren im ganzen an der Schlacht beteiligt 64½ Schwadronen; sie verloren insgesamt rund 100 Offiziere, 1300 Mann, oder 15,7 vom Hundert. Die 60 französischen Schwadronen hatten einen Verlust von rund 135 Offizieren, 950 Mann, oder 14,35 vom Hundert.

Wir schließen hiermit unsere Betrachtungen über Vionville, wobei wir den vorzüglichen Schilderungen des Major Kunz folgten, die die neueren Forschungen des Generalleutnant von Pelet-Narbonne fast durchaus bestätigen, und damit die Betrachtungen über den Krieg 1870—71 überhaupt. Die weiteren Vorgänge, also den Zusammenstoß der 5. Kavalleriedivision in den Morgenstunden des 16. mit dem großen feindlichen Reiterbivak westlich Vionville, wobei die erstgenannte die außergewöhnlich günstige Gefechtslage ebensowenig ausnützte wie Tags zuvor, die mit großer Bravour ausgeführte Attacke der französischen Reiter auf deutsche Infanterie, die besonders durch das heldenmütige Verhalten des Hauptmanns Hildebrand vom 52. Infanterieregiment mit ungeheuren Verlusten zurückgewiesen wurden, den unmittelbar auf diesen Vorgang folgenden Gegenangriff der Husarenbrigade Redern auf französische Artillerie, wobei der hinter den Batterien haltende Marschall Bazaine und der General Frossard persönlich in Gefahr gerieten, sodaß die etwa 100 Offiziere ihrer Umgebung gezwungen waren, die Säbel zu ziehen und zu fechten, haben wir schon aus den erwähnten Gründen unterlassen müssen, näher zu schildern. Dasselbe gilt vom Angriff der 6. Kavalleriedivision, der in der Annahme unternommen, das zurückweichende 2. französische Armeekorps zu treffen, unerwartet auf die inzwischen über die Hochfläche vorgegangenen feindlichen Gardegrenadiere stieß und daher mißlang, aber doch den Erfolg hatte, daß die preußischen Batterien ihre Stellung weiter vorwärts nehmen konnten, von dem größten Reiterkampfe des ganzen Krieges, bei dem 22 deutsche Schwadronen gegen 37 französische anritten, und der unentschieden mit einem Verluste

der deutschen von 14,44 vom Hundert endete, während die Franzosen den ihren auf 72 Offiziere und 409 Mann angeben, was aber keinesfalls vollständig ist, da die Vermißten zum Teil fehlen. Endlich ist dies auch der Fall mit der Abendattacke der 6. Kavalleriedivision, die auf Befehl des Prinzen Friedrich Karl um 7 Uhr nach gegen Rezonville ausgeführt wurde, als Beweis, daß man auf deutscher Seite den festen Willen habe, zu siegen. Diese vom General v. Schmidt geführte Attacke, die, bei voller Dunkelheit ausgeführt, einen durchgreifenden Erfolg gar nicht mehr haben konnte, hatte jedenfalls das Ergebnis, daß die französische Infanterie sich durch ihr in der allgemeinen Verwirrung abgegebenes Feuer selbst bedeutende Verluste beibrachte. Die hohe Bedeutung dieser Schlacht liegt eben wie bei keiner zweiten dieses Krieges in der Tatsache, daß Kavallerie auch unter modernen Verhältnissen noch sehr wohl im stande ist, in das Schicksal des Kampfes entscheidend einzugreifen. Leider ist es die einzige Schlacht geblieben, in der man sich dieses herrlichen Kriegsinstruments in tatkräftiger Weise bedient hat. Trotzdem hat die Reiterei die in sie gesetzten Hoffnungen glänzend gerechtfertigt und kein einziges deutsches Reiterregiment hat bei den geschilderten Kämpfen größere Verluste erlitten, als sie die Infanterie in jedem schweren Gefecht aufzuweisen hat.

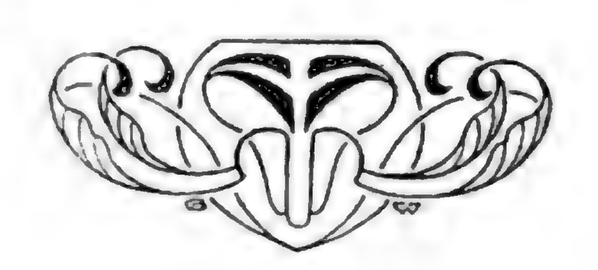
(Schluß folgt.)



Bücherschau.

Dem neuen Nauticus (Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen, 638 S., Berlin, Mittler, 5,60 Mk.) wird unser Mitarbeiter, Herr Kapitänleutnant Wislicenus, demnächst eine ausführliche Würdigung widmen. Darum sei hier nur darauf hingewiesen, daß dies ganz unentbehrliche, wertvolle Jahrbuch noch reichhaltiger als bisher erschienen ist und musterhaft über die schwebenden maritimen und weltpolitischen Fragen berichtet.

O. H.



Die Simplonbahn.

Von

Helmut Sarwey.

„Über die Alpen geht kein Rad!“ Seit diesem Worte Albrecht von Hallers hat eine zweimalige Umwälzung im Lauf eines Jahrhunderts Pforte an Pforte in die große Mauer zwischen Mittel- und Südeuropa gefügt. Der erste Napoleon hat mit seinen den Anforderungen der Kriegszeit entsprungenen Straßenbauten in den Westalpen vom Simplon bis zum Col di Tenda zugleich ein großes Kulturwerk geschaffen; der Ersatz der Saumpfade durch Heerstraßen, wie sie vordem nur auf den niedrigen Flügeln (Col di Tenda, Semmering) und an der tiefsten Einsattelung des Gebirgs, am Brenner, gekannt waren, erschloß in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts auch das Hochalpenland dem großen Durchgangsverkehr. Dann kam, mit dem 1850 begonnenen Bau der Semmeringbahn, die Zeit der kühnen Alpenbahnen und mit der 1871 erreichten Vollendung der Mont Cenisbahn auch die der Riesentunnels. Gotthard und Arlberg folgten; und im jüngsten Jahrzehnt hat neben den kleineren Werken der Tauern-Karawankenbahn und der Albulabahn vor allem das Simplonunternehmen die Augen auf sich gezogen.

„Morituri te salutant“ stand auf der mit allen Zeichen der Trauer geschmückten alten Simplonpostkutsche, die den Bahnzug der Festgäste am Bahnhof in Brig sinnbildlich begrüßte. Genau vor hundert Jahren, 1806, war die unter Napoleons besonderer Fürsorge 1800 auf italienischer, 1801 auf Walliser Seite in Angriff genommene Simplonstraße fertig geworden, das unmittelbare Ergebnis der Schwierigkeiten des Heereszugs über den Großen Bernhard. Es war ein für jene Zeit unerhörtes Werk: die Straße durchgängig 8 bis 9 Meter breit; von Brig bis Sesto Calende 611 Brücken, 7 Galerien, darunter die mächtige Galerie von Gondo, in deren Nähe heute eine schweizerische Talsperre; 20 Schutzhäuser.

Mit 2009 Meter Meereshöhe ist der Paß der niedrigste unter den fahrbaren Übergängen der Hochschweiz. In die Baukosten von über 18 Millionen Franken teilten sich Frankreich und die Cisalpinische Republik; von der Helvetischen aber riß Napoleon das Wallis los und verleibte es als département du Simplon 1810 dem französischen Reiche ein, bis die große Gegenbewegung 1815 das alte völkerrechtliche Verhältnis herstellte. So wichtig erschien ihm diese Verbindung der beiden ihm untertänigen lateinischen Nationen.

Nach dem Gelingen des Mont Ceniswerkes tauchte der Gedanke einer Durchtunnelung des Gebirges am Simplon sehr bald auf. Die Begründung der „Jura-Simplonbahn“ Lausanne-Brig entsprach diesem Gedanken; eine Unter-

stützung von $4\frac{1}{2}$ Millionen Franken wurde dem Simplontunnel schon bei den Gotthardverhandlungen von der Eidgenossenschaft zugesichert. Aber die Schwierigkeiten schreckten ab, die Wasserergüsse im Bergesinnern, die hohen Wärmegrade, zwei Übel, die in der Tat bei der späteren Ausführung teils einzeln, teils als kochende Wasserstrahlen vereint, schwere Sorgen bereiteten. Erst die Tatkraft und das große werkmännische Können des schweizerischen Ingenieurobersts Locher und der deutschen Ingenieure Brandt und Brandau sowie die Hingebung des Schweizer Industriellen Sulzer hat das Werk Mitte der neunziger Jahre endgültig in Gang gebracht. Nachdem zu dem größtenteils durch Privatzeichnung aufzubringenden Baukapital von 78 Millionen Franken von der Eidgenossenschaft ein Beitrag von 20 Millionen, von den oberitalienischen Städten einer von vier Millionen gesichert, begann der Bau, im Norden und Süden an einem Tage, am 13. November 1898. Der Leser entsinnt sich, wie oft seitdem von der Unmöglichkeit und der Unerschwinglichkeit der Ausführung die Rede gewesen ist. Die Hindernisse im Bergesinnern waren in der Tat größer als je zuvor. Ein eiserner Wille hat sie alle besiegt. Der Durchschlag am 24. Februar 1905 und die Eröffnung Ende Mai 1906 haben die wechselvolle Baugeschichte abgeschlossen. Schon sind freilich wieder Meldungen eingetroffen, die ein Fortwirken jener Unheilsgewalten des Erdinnern fürchten lassen und jedenfalls dem Sicherungsbau noch manche Aufgabe in Aussicht stellen.

Der Simplontunnel ist in mehr als einer Hinsicht einzigartig. Mit 19 731 Meter Länge ist er der größte Bergtunnel der Erde, mit 705 Meter Scheitelhöhe der niedrigste Bahnübergang über die Hauptalpenkette; selbst der Flügelübergang des Semmering erreicht 897 Meter. Daß er sich nicht nach dem durchbohrten Berg, sondern nach der von ihm ersetzten Alpenstraße nennt, das teilt er mit dem Mont Cenistunnel (richtig Col de Fréjus-Tunnel); der „Simplontunnel“ durchschneidet die lepontische Kette unter dem Forchettapaß zwischen Furggenbaumhorn und Wasenhorn im Monte Leonestock. Aber ganz allein steht der Tunnel darin, daß seine nördliche Zufahrt ein Längstal benützt; denn die Arlberglinie, deren beide Zufahrten durch Längstäler gehen, ist ja keine Hauptalpenbahn, sondern eine Seitenverbindung von der Brenner- zur Oberrheintalbahn. Im Gegensatz zu den anderen Alpentunnels ist der Simplontunnel eingeleisig; neben dem einen in Betrieb genommenen läuft, 17 Meter entfernt, durch Quergänge verbunden, ein zweiter Stollen für ein später zu legendes zweites Geleise. Eine weitere Neuheit: der Verkehr soll hier zum ersten Mal elektrisch betrieben werden; doch sind die Eröffnungsfahrten vorsichtigerweise noch mit dem alten Dampfroß unternommen worden, das freilich am Simplon kaum, wie sein Vorgänger, das trauernde Postpferd, ein Jahrhundert lang schalten dürfte.

An 20 000 Durchreisende waren zuletzt jährlich auf dem Augustinerhospiz nahe der Paßhöhe verpflegt worden. Mit welcher Reisendenzahl, vor allem, mit welcher Gütermenge die neue Verbindung künftig rechnen darf, das entzieht sich jeder Schätzung. Es läßt sich nur abwägen, welche wirtschaftlichen Triebkräfte für die Verkehrsentwicklung etwa in Frage kommen. Der Simplon verbindet

Mailand und Lausanne, die Lombardei und die Westschweiz; er verknüpft drei so wichtige Wanderziele wie den Genfer See, Zermatt und den Langensee. Doch das genügt nicht; um dem neuen Weg ein gleich ergiebiges Hinterland im Nordwesten zu schaffen, wie er es im Südosten an der Lombardei und den italienischen Anschlüssen vorfindet, bedarf es eines größeren Zuflußgebietes als selbst die hochentwickelte Westschweiz darstellt. Mit einem Wort: die Simplonbahn ist bestimmt, eine Hochstraße romanischen Völkerverkehrs zwischen Frankreich, der französischen Schweiz und Italien zu werden. Die Schöpfung Napoleons wirkt in ihrem Erben fort. Jede derartige Verbindung häuft die Berührungsfälle zwischen den verbundenen Ländern; das fördert politische Beziehungen; doch bei der eigenartigen Lage Frankreichs zu den beiden andern Ländern erzeugt es nicht minder einen starken Wettbewerb. Die Franzosen besorgen und die Italiener erhoffen, daß sich die Mittelmeerausfuhr aus Lausanne und Genf sowie der übrigen Westschweiz von dem Hafen Marseille ab und dem Hafen Genua zuwenden möge. Wenn das geschieht, dann wird der etwas vorzeitige Jubel über das Werk der „lateinischen" Einigung durch die Simplonbahn auf Seiten der Franzosen, die rechnen können, keinen weiteren Widerhall finden.

Aber wenn die Bahn wirklich die Trägerin eines großen französisch-italienischen Durchgangsverkehrs werden soll, so bedarf es vor allem eines leistungsfähigen, glatten Anschlusses an die Hauptlinie des französischen Überlandverkehrs. Diese geht vom Ärmelmeer über Paris nach Südosten. Auf dieser Linie verkehrt der „Peninsular-Expreß", der Blitzzug Calais-Mont Cenis-Brindisi; über sie geht das „indische Felleisen", die englisch-indische Schnellpost, zugleich die Briefpost nach Ägypten, Australien und Ostasien. Es ist eine der Hauptschlagadern des Weltverkehrs. Ihren Überlandverkehr hofft die Simplonbahn an sich zu ziehen. Wir sehen: aus der Gebirgsbahnfrage wird eine Verkehrsfrage ersten Ranges. Der Simplon wird aus einem neuen romanischen Völkerweg zu einem feindseligen Nebenbuhler des schon bestehenden, des Mont Cenis. Wenn wir diese beiden Ärgernisse (Marseille und Mont Cenis) im Auge behalten, werden wir das Verhalten der Franzosen gegenüber der Lebensfrage der Simplonbahn unschwer verstehen. Diese Lebensfrage ist eben die Frage der Schaffung des besten Anschlusses an die von Calais-Paris kommende Linie.

Sie führt in gerader Richtung bis nach Dijon; hier biegt sie nach Süden ab; ihre Fortsetzung aber führt südöstlich weiter auf Pontarlier und Lausanne. Diese Bahnverbindung besteht schon; auf der Strecke Dijon-Pontarlier verkehrt sogar ein Luxuszug, der „Paris-Oberland-Expreß", freilich nur im Sommer. Von Pontarlier nach Lausanne aber führt über Vallorbe eine auch heute schon von Schnellzügen befahrene Strecke, die jedoch einen Haken hat: sie wird im Winter dann und wann durch Schneeverwehungen gesperrt. Das ist an sich natürlich ein ausschlaggebendes Hindernis; die englische Orientpost wird sich diesen Weg nicht aussuchen, es sei denn, daß die Störung dauernd verhindert wird. Gegen diese Gefahr gibt es aber Schutz- und Trutzwaffen; die Haupteinfallspunkte der Schneemassen sind durch Schutzbauten zu decken, und der

Schneepflug muß das übrige besorgen. Alle anderen Erwägungen sprechen jedoch zu Gunsten dieser Linie. Ihr Mitbewerber ist eine erst zu erstellende Bahn Dijon-Lons le Saunier-Genf durch den Col de la Faucille südlich der Dôle. Für diesen Weg treten Frankreich und Genf ein; die übrige Schweiz ist Anhängerin der Vallorbelinie. Für diese vorhandene Bahn bedarf es nur der erwähnten Schutzmaßnahmen und einer durch ein französisch-schweizerisches Übereinkommen von 1902 schon vorgesehenen Durchtunnelung des Mont d'Or bei Vallorbe, durch die der Weg Paris-Vallorbe-Simplon-Mailand um 40 Kilometer (sonst immerhin um 17 Kilometer) kürzer als der Weg Paris-Faucille-Genf-Simplon-Mailand würde. Die Mont d'Or-Linie benötigt nur einen neuen Tunnel von 6200 Meter Länge, die Faucillelinie drei, durchweg größere, unter diesen einen, der länger würde als der Gotthardtunnel! Wie jedoch die unruhige Einbildungskraft der Romanen solche Dinge behandelt, dafür hat gerade diese Erörterung einige Musterbeispiele geliefert. Im September 1904 empfahl die „Revue Politique et Parlementaire" die Faucillelinie als das Glied einer großen französischen Mittellandbahn von La Pallice-La Rochelle am Atlantischen Meer nach Genf; sie träumte von einer Verknüpfung der „lateinischen" Nationen durch die Simplonbahn und erwies den Südwestschweizern die Ehre, sie in diesen Bund einzubeziehen. 1905 sprach sich der französische Arbeitsminister für den Faucilleweg aus; er hoffte auf dessen spätere Ergänzung mittels einer Mont Blanc-Durchbohrung und deutete an, hierzu werde außer Italien vielleicht auch die Schweiz beisteuern. Die Schweiz, deren Gebiet den Mont Blanc gar nicht berührt, soll einen solchen Nebenbuhler der Simplonlinie auch noch unterstützen — ein sprühender Gedanke! Daß die Vallorbelinie für die Schweiz „im Besondern" die vorteilhaftere sei, gab der französische Minister zu. Die Genfer stehen mit ihrer Parteinahme für die Faucillelinie in der Schweiz vereinzelt. Sie haben von ihr eine große Verbesserung der Verbindung Paris-Genf zu erwarten. Aber die geschilderten Schwierigkeiten, die auf 150 Mill. Franken errechneten Kosten, die Bewirkung eines großen Umwegs durch das Ausfahren der Strecke Faucille-Genf-Nordufer des Genfer Sees, endlich die kaum zu überwindenden Hindernisse für die Herstellung des Anschlusses zum Südufer über Rhonetal und Arvetal hinweg werden den Faucilleplan wohl scheitern lassen. Der Bundesrat der Schweiz hat daher eine zu Anfang 1906 ergangene Aufforderung Frankreichs zum Eintritt in neue Verhandlungen über die Simplonzufahrten zwar angenommen, aber von vornherein betont, daß er die Vallorbelinie für die geeignete halte.

Der Leser wird diese Frage für eine rein wirtschaftliche und werkmännische halten; er wird erfahren müssen, daß es vielmehr zugleich eine hochpolitische ist. Die französische Presse ließ es sich nicht nehmen, hinter dem Widerstand der Schweiz deutsche Umtriebe zu wittern, als ob die Schweiz keinerlei ernsthafte Gründe für die kürzere und billigere Vallorbelinie zur Verfügung hätte. Aber ein zauberhafter Schachzug, ein schlechthin tötlicher Schlag gegen Deutschland ist von einer Seite ausgesonnen worden, auf die der erfindungsreichste Kopf in diesem Zusammenhang nicht raten wird: von der Handelskammer von Agram. Diese

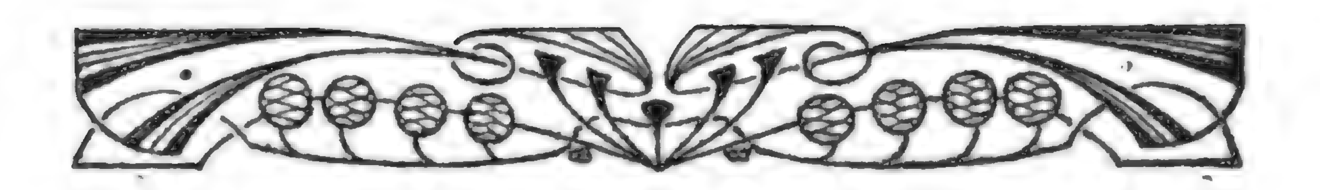
hat zu Anfang dieses Jahres den Plan eines neuen Orientexpreßzuges Paris-Faucille-Simplon-Mailand-Triest-Fiume-Agram-Belgrad aufgestellt, der Deutschland umgehen und, wie der Pariser „Matin“ freudig meinte, diesem „die Vorherrschaft auf der Balkanhalbinsel“ entreißen würde. Der Plan wurde den Schwesterkammern von Paris, Dijon, Genf, Mailand, Venedig, Triest und Laibach unterbreitet; man erkennt die furchterregenden Spuren der „slawisch-lateinischen Liga“. Der Schnellverbindung Paris-Straßburg-München-Wien mag eine ernste Gefahr von einem Expreßzug Paris-Zürich-Arlberg-Wien drohen, wie er tatsächlich geplant wird, doch nimmer von diesem das Gebiet der Murmeltiere mit dem der Mausfallen verbindenden Blitzzug, mit dessen Reisegebiet es unser südliches Deutschland an Regsamkeit des wirtschaftlichen Austausches und auch des Schnellverkehrs immer noch aufnehmen dürfte. Die Budapester, auf deren Kosten der erleuchtete Plan ja ebenfalls ginge, würden übrigens gewiß hocherfreut sein, wenn ihnen durch ihre Landsleute von Agram und Fiume der auf sie entfallende Anteil an der nun einmal durch Orientexpreßzüge ausgeübten „Vorherrschaft auf der Balkanhalbinsel“ schnöde gekürzt würde. —

Während über die französische Jurazufahrt gestritten wird, meldet sich schon das ungleich großartigere Unternehmen einer Zufahrt aus der deutschen Schweiz mittels Durchbohrung der Berner Alpen. Die bisherigen großen Schweizer Alpenübergänge haben den volkreichsten der Kantone gemieden; diesmal wollen die Berner nicht wieder leer ausgehen; sie haben darum die Sache selbst in die Hand genommen, sich mit der französischen Finanzwelt in Verbindung gesetzt und ein Komitee mit den Vorprüfungen betraut. Nach einem langen Hin und Her über die Wahl des Weges — Wildstrubel oder Lötschberg — ist Ende Juni 1906 die Entscheidung zu Gunsten der östlichen Zufahrt, des Lötschbergweges, gefallen. Dabei gab es heftigen Widerstand. Weder die Westschweiz noch die mit der Gotthardbahn verwachsenen Urkantone konnten sich für das Unternehmen begeistern, das einen großen Teil des Verkehrs aus Westdeutschland, Nordfrankreich, Belgien und den Niederlanden nach Italien zu „fassen“ und somit vom Gotthard wie von der Waadt-Wallis-Verbindung abzuziehen bestimmt ist. Da die zuletzt genannte, die frühere Jura-Simplonbahn, jetzt den Bundesbahnen gehört, da die Übernahme der Gotthardbahn auf den Bund in der nächsten Zeit bevorsteht, so sind auch die Bundesbahnen Gegner eines Planes, der als Privatunternehmen ein gefährlicher Nebenbuhler, nach etwaiger Verstaatlichung immerhin ein fragwürdiger Genosse der Bundeslinien sein wird. Die Generaldirektion der Bundesbahnen ließ daher in elfter Stunde noch dem Berner Komitee ein Gegengutachten gegen das Lötschberggutachten des Oberingenieurs Zollinger überreichen, dessen Aufstellungen als viel zu günstig bezeichnet wurden. Zollinger hatte eine Verzinsung von 3½% für ein Anlagekapital von 84 Millionen Franken errechnet, die Bundesbahnen errechneten nur etwa die Hälfte. Der Ausfall der Bundesbahnen einschließlich der Gotthardbahn wurde auf 2½ bis 3 Millionen jährlich geschätzt. Unmittelbar nach Eingang des Gutachtens wurde sich der Große Rat des Kantons Bern schlüssig. Die Berner gelten als besonders bedächtige Leute.

Mag sein, daß der ringsum laut werdende Widerspruch den Entschluß nur beschleunigt hat, daß den Bernern der Faden ihrer schwer belasteten Geduld schließlich gerissen ist — das Ergebnis war ein schlechthin überwältigendes: mit der in einer so umstrittenen Frage unerhörten Mehrheit von 174 gegen 14 wurde der Vertrag mit dem französischen Unternehmerkreis genehmigt und eine Beteiligung an dem Unternehmen mit 17½ Millionen bei 89 Millionen Gesamtkosten bewilligt.

Diese neue Bahn wird als Fortsetzung der Strecke Bern-Thun-Spiez-Frutigen durch das Kandertal nach Kandersteg gehen und in einem 13,7 Kilometer langen Tunnel zwischen Dolden- und Schilthorn östlich, Altels und Balmhorn westlich die Berner Alpen unter dem Lötschenpaß durchbohren und durch das Lötschental nach Gampel im Rhonetal vordringen, wo die Strecke Lausanne-Brig erreicht wird. Gampel ist von Brig noch 19 Kilometer entfernt. Die Bahn, die bei 2,7% Höchststeigung von Anfang an elektrisch betrieben werden wird, ist die kürzeste aller in Betracht gezogenen Verbindungen zwischen Bern und Brig. Durch sie wird die Verbindung Paris-Brig über Pontarlier-Neuchâtel-Bern gegenüber den Verbindungen über Vallorbe-Lausanne und Faucille-Genf nicht unwesentlich gekürzt; der Beschluß des Großen Rates gefährdet also mindestens die noch immer nicht aus den Erwägungen herausgewachsenen feindnachbarlichen Bahnpläne der Westschweiz. Durch die schon in der Ausführung begriffene Kürzung des Bahnwegs Basel-Bern mittels Durchtunnelung des Jura zwischen Münster und Grenchen wird in weit höherem Grade der westdeutsch-ostfranzösisch-belgisch-niederländische Verkehr nach Mailand und Genua von der Gotthardbahn abgezogen, die in Zukunft als nördliches Hinterland hauptsächlich Deutschland östlich der Linie Schwarzwald-Rhön-Harz behalten wird, der aber wiederum eine wenn auch sehr bedingte Minderung durch die geplante ostschweizerische Alpenbahn droht. Das Hinterland der Linie Basel-Bern-Lötschberg-Simplon ist für den Güterverkehr wie für den Reiseverkehr so reich und entwicklungsfähig, daß die Befürchtung ungenügender Verzinsung dieser Sonderstrecke viel weniger begründet erscheint als die andere einer Schädigung der Bundesbahnen zu Gunsten des Lötschbergunternehmens.

Wie dem auch sei: durch die Lötschbergbahn wird die Simplonbahn aus der erträumten lateinischen Verbrüderungsstraße zu einer Hochstraße mitteleuropäischer Beziehungen. Die rings um die Alpen wohnenden Nationen — der eigentliche Kern der gesitteten Welt — werden durch die geradlinige Verbindung des Nieder- und Mittelrheins und der Poebene mit einem weiteren eisernen Bande verknüpft. Die Verbindung der „lateinischen" Ströme Po und Rhone betrachten wir ohne jedes Übelwollen. Italien aber wird der beste Diener dieser mitteleuropäischen Gesittung sein, wenn es sich als Mittler zwischen den Völkern der Mitte bewegt. Der Beruf steht ihm an in einer Zeit, die mit neuen Maßen rechnet, und der nicht nur der Zwist Faucille-Vallorbe mit jedem Tage mehr als das Gewächs des Kantönligeistes erscheint.



Das neueste Frankreich.

Von

Franz Wugk.

Das war ein herrlicher, stiller Sonntag in Paris, der 6. Mai; er erinnerte an einen deutschen Feiertag, so ruhig gings auf den Straßen zu, und über der Riesenstadt lag etwas von jenem Sabbatfrieden, den man sonst vergeblich in dem Lärm und Getümmel zwischen Montmartre und Montparnasse sucht, wo man den Tag des Herrn nur wenig beachtet. Wer irgend konnte, war morgens schon in den weiten Garten des Seinelandes hinausgepilgert, und der Rest der drei Millionen schien am Nachmittag gefolgt zu sein, denn die Avenuen, Boulevards und Gassen waren wie ausgestorben. Nur hier und da war ein Gebäude zu entdecken, wo sich Leute in Uniform herumtrieben. Trupps von feldmarschmäßig gerüsteten Pioupious hatten sich da gelagert, reckelten sich im warmen Frühlingssonnenschein oder spielten, um sich die Zeit zu vertreiben, ihre Partie Manille. An wichtigen Straßenkreuzungen und auf größeren Plätzen waren ganze Feldwachen von Kürassieren und Dragonern zu bewundern. Es waren aber kaum Leute da, um Frankreichs Heldensöhne mit dem schwarzwallenden Helmbusch anzustaunen und noch weniger war der Feind zu entdecken, gegen den man von den klirrenden Waffen hätte Gebrauch machen können. Sogar die Vögelchen, die in den grünen Anlagen zuerst vor der neuen Nachbarschaft der schnaubenden und wiehernden Schlachtrosse geflüchtet waren, kamen wieder zutraulich herbeigeflogen und pickten die Brotkrumen, die ihnen von den braven Rothosen hingeworfen wurden. . . . .

So idyllisch verlief der Tag, an dem die politischen Geschicke der Republik für vier Jahre entschieden wurden. In den Leitartikeln wurde zwar jeder Staatsbürger mit leidenschaftlicher Inbrunst ermahnt, seine Pflicht als Mensch und Republikaner zu tun und seine Stimme dem Manne zu geben, der allein Frankreich aus Schmach und Not zu Licht und Gloire führen könnte. Den Namen dieses Mannes konnte man sich auf den blauen, roten und grünen Zetteln aussuchen, mit denen alle Mauern geziert waren. Die guten Pariser taten ihre Pflicht, aber ohne sonderliche Begeisterung und suchten hinterher so rasch wie möglich aus dem gefürchteten Wahlrummel herauszukommen. Man hatte von der Unruhe des Maifeiertags noch gerade genug. Abends amüsierten sich hunderte von Menschen beim Anblick der buntleuchtenden Transparente, auf denen die verschiedenen Zeitungsredaktionen die Wahlergebnisse erscheinen ließen. Man lachte und scherzte, hier und da erklang auch ein Vivo auf irgend einen

großen Unbekannten. Die Camelots machten mit ihren Extraausgaben der Abendblätter glänzende Geschäfte, und auf den Caféterrassen war kein Stuhl frei. Vierzehn Tage später wurde das Volk zu den Ballotagewahlen an die Urnen gerufen. Der Tag verlief ebenso still; am Abend regnete es, und einige Dutzend Schirmträger sammelten sich an den Wahllokalen und bei den Transparenten. Das war alles. Vielleicht waren die Vorbereitungen der Regierung nicht überflüssig, vielleicht wäre es ohne das Aufgebot von bewaffneter Macht zu Straßenkämpfen gekommen. Wir wollen uns an dieser Frage nicht den Kopf zerbrechen, sondern wollen nur feststellen, daß die neue Ära in Frankreich, von der soviel geredet und geschrieben ist, im Volke selbst mit vollendeter Gleichgültigkeit begrüßt wurde. Vielleicht hat es noch niemals eine ruhigere Wahl gegeben. Die einen sehen in dieser Tatsache ein Zeichen der Erschlaffung und des Niederganges, die andern einen Beweis für die Gesundung und Festigung der politischen Verhältnisse in der Republik. Unsere Pflicht ist es, die innere Politik Frankreichs unparteiisch zu beobachten. Die innere Politik läßt sich aber nie so scharf von der äußeren trennen und in der äußeren Politik sind wir eben Partei. Von diesem Standpunkte können wir die innere Beruhigung bei unsern Nachbarn nur mit großer Genugtuung begrüßen; nicht weil wir in dieser Erscheinung den fortschreitenden Verfall Frankreichs erkennen und darüber Schadenfreude empfinden, sondern weil wir als ehrliche Freunde der Franzosen glauben, daß eine Erstarkung der Republik und eine innere Sammlung dieses hochbegabten, aber oft unüberlegten Volkes von Segen für die Entwicklung des Landes und von Segen für den Frieden Europas ist.

In einer starken Bejahung des Willens zur Republik durch das Volk ist das Leitmotiv zu sehen, mit dem die neue Zeit in Frankreich sich einführt. Diese ganze erste Hälfte des Jahres 1906, die eine völlige äußere Umgestaltung der politischen Mächte der Republik gebracht hat, zeigt in den drei Akten ihrer dramatischen Entwicklung eine gewaltige Steigerung des demokratischen Bekenntnisses. Die Senatswahlen zeigten, daß in der Hochburg des Konservativismus die radikalen Republikaner unbedingt weiter herrschen werden. Der Übergang der Exekutivhoheit von Emile Loubet auf Armand Fallières vollzog sich mit einer Ruhe und man kann sagen mit einer Würde, die erkennen ließ, daß die Grundlagen der heutigen Verfassung mehr und mehr auch das Fundament geworden sind, auf dem sich das neue Frankreich aufbauen wird nach dem Willen des souveränen Volkes. Dieses selbst kam erst in den Maiwahlen zu Wort. Die Zwischenfälle bei den Inventaraufnahmen verschiedener katholischer Kirchen und dann die Streikunruhen in den durch das Grubenunglück von Courrières aufgeregten Bergwerksbezirken ließen befürchten, daß die Entrüstung über die zahlreichen Härten des kirchenfeindlichen Separationsgesetzes oder die Wühlereien der halb sozialistischen, halb anarchististischen Confédération générale den dritten, wichtigsten Akt der politischen Erneuerung Frankreichs stören könnten. Diese Besorgnisse erwiesen sich als unbegründet und der Energie der Regierung gelang es, auch

den Generalstreik und andere für den Weltfeiertag des ersten Mai geplanten Unternehmungen der Revolutionspartei unmöglich zu machen. Das Ministerium Sarrien, das noch vor Schluß der letzten Kammertagung die Zügel übernahm, sah seine Aufgabe nach seinen wiederholten Versicherungen nur darin, der Nation in der Zeit des Überganges vom alten zum neuen Parlament die Ruhe und die Freiheit der Willensäußerung zu sichern. Das Kabinett verzichtete auf ein Wahlprogamm. Damit sollte erreicht werden, daß das Volk ganz unbeeinflußt und unbefangen seinen Wunsch zu erkennen gebe, wie es für die nächsten vier Jahre regiert werden solle. Die Antwort war klar und von entscheidender Wucht. Diese neueste Wahl der dritten Republik wurde der größte Sieg der Demokratie. Vergessen waren die Meinungsverschiedenheiten über die kirchenpolitischen Fragen, vergessen die Unzufriedenheit mit den Mißgriffen der Regierung Combes-Pelletan-André, vergessen die Fichen und sonstige Skandale. Nur ein Gedanke herrschte: die Republik. Die ziemlich lächerliche Komplottaffaire wäre gar nicht nötig gewesen, die erdrückende Mehrheit des Volkes hätte sich auch ohne diese Nachahmung Bonapartescher Polizeikniffe für die demokratischen Parteien entschieden. Die Bedeutung dieser Einleitungsfanfare zur neuen Ära kann nicht durch die Erwägung abgeschwächt werden, daß die Franzosen an sich keineswegs Republikaner sind, sondern nur aus Furcht vor Umwälzungen, wo nicht gar aus Phlegma die gegenwärtige Verfassung beibehalten wollen. Das mag sein und in Kreisen der weiten Bauernbevölkerung, wo noch immer die Gespensterangst vor einer monarchistischen Restauration und Wiederkehr feudaler Gutsherrschaft nicht ausgestorben ist, spielt sicher die Erwägung eine Rolle, daß nur die Republik Jacques Bonhomme auf seiner Scholle sichert. Wir vermögen hierin aber keine Schwäche der augenblicklichen Verfassung zu sehen, sondern erkennen vielmehr eine sehr bedeutsame Stärkung des republikanischen Gedankens in seiner Vermählung mit den politisch und wirtschaftlich durchaus konservativen Anschauungen der ländlichen und kleinstädtischen Bevölkerung, die in Frankreich die maßgebende ist. Wir können hier eine fast reaktionäre Radikaldemokratie studieren und sie gehört mit zu den interessantesten Erscheinungen in diesem widerspruchsvollen Lande.

Der Triumph des Republikanismus im neuesten Frankreich, den wir als Hauptmerkmal der Volkswahl kennen gelernt haben, zeigt sich auch in der Kräfteverteilung der neuen Deputiertenkammer. Ob das heute geltende Abstimmungssystem gerecht ist, kann sehr bestritten werden. Eine ideale Wahlverfassung ist die französische gewiß nicht und es muß zugegeben werden, daß viele Hunderttausende von französischen Bürgern im Palais Bourbon ohne Vertreter sind. Dies Mißgeschick verteilt sich doch aber auf alle Parteien ziemlich gleichmäßig, und auch die rücksichtslose Ausnutzung der Staatsmachtmittel durch die Regierungskandidaten kann wohl das Bild der Volksmeinung im einzelnen verschieben, aber nicht ganz und gar fälschen. In dieser Kammer nun, die ihre erste Tagung schließt, nachdem sie sich endgültig konstituiert und die Vollmachten ihrer Mitglieder geprüft hat, in dieser Kammer lassen sich neben der Festigung des Republikanismus noch

weitere Tatsachen feststellen, die vermuten lassen, wie das Volk in der neuen Ära den republikanischen Gedanken vertreten wissen will. Die Verfassung ist so stark geworden, daß die Parteien, die die demokratischen Folgerungen aus ihr am rücksichtslosesten vertreten haben, die glänzendsten Erfolge verzeichnen konnten. So haben die Radikalen und entschiedenen Republikaner mehr als 250000 Stimmen gewonnen. Von annähernd neun Millionen abgegebenen Wahlstimmen sind vier Millionen auf sie entfallen. Die Sozialisten haben freilich noch mehr zugenommen (um 270000 Stimmen nämlich) aber, obwohl die Radikalen auch noch ein Stichwahlbündnis mit den Sozialdemokraten abgeschlossen haben, ist die Stimmung in der radikalrepublikanischen Masse der Bevölkerung den Guesdisten und Jaurèsisten keineswegs günstig. Der Kommunismus und Kollektivismus wie überhaupt die Lehren des wissenschaftlichen Sozialismus Marxscher Herkunft sind dem französischen Geist etwas durchaus fremdes; der Nationalcharakter neigt durchaus zum wirtschaftlichen Individualismus und selbst in der revolutionären Arbeiterschaft herrschen mehr anarchistische als sozialistische Gedanken. Wie man in der neuen Kammer über die Abschaffung des Privateigentums denkt, die Jaurès uns nach einigen Monaten in Gesetzesform vorschlagen will, hat die Abstimmung nach dem Rededuell Jaurès-Clemenceau gezeigt: Die Abrechnung des Ministers mit dem Marxismus und der sozialistischen Politik wurde mit überwältigender Mehrheit des Maueranschlags für würdig erklärt. Guesde hat den Sieg der Kommune bereits fürs Jahr 1910 angekündigt, in Wahrheit wird aber auch die neue Gesetzgebungsära nicht die berühmte Weltwende der Genossen bringen. Im Gegenteil hat sich schon in dieser Sommertagung gezeigt, daß die Sozialisten in eine oppositionelle Rolle gedrängt werden. „Nicht Revolution, nicht Reaktion“, das ist die Devise des Republikanismus der neuen Ära. Die Parteien, die auch nur in leisem Verdacht standen, in ihrer Verfassungstreue nicht ganz zuverlässig zu sein, haben eine furchtbare Niederlage erlitten. Den Progressisten und den opportunistischen Gambettisten, diesen eigentlichen Gründern der Republik, ist es übel bekommen, daß sie auch nur in einigen Fragen mit der Rechten zusammen gestimmt haben, und die Nationalisten mit ihren unreifen plebiszitären und sonstigen Verfassungsreformgedanken sind bis auf wenige Reste hinweggefegt. Große Erfolge haben dagegen die Männer der entschiedenen kirchlich-konservativen Opposition gehabt. Auch auf der rechten Seite war eben der Radikalismus Trumpf und auch hier mußten die Lauen vor der scharfen Tonart weichen. Man hütet sich aber selbst in diesem Lager, die antirepublikanische Fahne aufzurollen und die action libérale, diese werdende christlich-soziale Volkspartei, läßt die Verfassung unangetastet. Im übrigen sorgt die Zersplitterung und Führerlosigkeit der Rechten dafür, daß die Regierung vor ihr keine Angst mehr zu haben braucht. Der Radikalismus mit dem Radikalsozialismus ist unbeschränkter Herrscher in Frankreich geworden. Es steht in seinem Belieben, ob er die gemäßigten Republikaner auf der einen, oder die Sozialisten auf der anderen Seite näher an sich heranziehen will. Bei der Mandatsprüfung und bei der Wahl der parlamentarischen Kommissionen hat der

neugebildete Bloc gezeigt, daß er von nun an nicht mehr die geringsten Rücksichten auf die anderen Parteien nehmen will. Eine solche Tyrannei birgt große Gefahren und der Unterrichtsminister Briand hat selbst die gegenwärtige Mehrheit als übergroß und ungesund bezeichnet. Risse und Spalten zeigen sich jetzt schon in diesem Turm und die nächste Zeit wird ausgefüllt sein von dem Ringen der verschiedenen radikalen Strömungen gegeneinander. Die antirepublikanischen Parteien sind aber jedenfalls, und zwar wohl auf alle Zeiten — wenn der äußere Friede dem neuesten Frankreich erhalten bleibt — außer Gefecht gesetzt.

Die Frage ist nun, wie bei dieser parlamentarischen Lage sich das Ministerium zu verhalten hat. Sarrien hat sein Kabinett aus Mitgliedern aller linksrepublikanischen Parteien zusammengesetzt, weil er vor den Wahlen die Einigkeit der Demokratie in den Vordergrund schieben wollte. Nun haben die Wahlen den Radikalsozialisten den größten Zuwachs an Sitzen im Palais Bourbon gebracht und sie fordern daher unablässig eine Umgestaltung des Kabinetts in ihrem Sinne. Der gemäßigte Flügel im Ministerium müßte beseitigt werden und die Führung in eine energische Hand kommen. Die einen denken dabei an Clemenceau, die anderen an einen ausgesprochenen Combisten. Diese Parteien wühlen auch gegeneinander und die Auseinandersetzung über die Amnestiefrage und die Finanz- und Steuervorlagen zeigten, wie weit die Zersetzung vorgeschritten ist. Die Lage des Kabinetts kann, sobald das Parlament zusammentritt, wieder äußerst kritisch werden und in seinem gegenwärtigen Bestande wird das Ministerium wohl kaum die Winterstürme überdauern. Das Schicksal der Sarrien und Genossen ist aber für die Entwicklung der Politik im neuen Frankreich auch nicht von der Bedeutung, wie die von persönlichen und Parteiinteressen beherrschten Geschäftsparlamentarier glauben. Die Linke und insonderheit die Radikalen, die seit zwanzig Jahren entweder in der Opposition gestanden haben oder in der Leitung der Geschäfte nicht selbständig waren, sie sind jetzt zur Alleinherrschaft gekommen, und sie werden sich der Pflicht nicht entziehen können, ihr Programm, mit dem sie so lange agitiert haben, nun durchzuführen. Das ist ihnen augenscheinlich nicht sehr angenehm und einige ehemalige Forderungen möchte man gerne verschwinden lassen, bis bessere Zeiten kommen. Es ist da sehr bezeichnend, daß in dem gegenwärtigen Regierungsprogramm z. B. von der mit solchem Lärm angekündigten Einziehung der Riesenmonopole durch den Staat und vor allem der Verstaatlichung der Eisenbahnen und Bergwerke gar nicht ernsthaft die Rede ist. Im großen ganzen stellt aber die Erklärung, die der Ministerpräsident Sarrien in der Kammer verlesen hat, die Aufgaben zusammen, die jede Regierung in dieser Legislaturperiode zu lösen haben wird, mögen noch so viele Krisen neue Männer auf die Ministerbank führen.

In diesem Programm der neuen Ära, so weit es die innere Politik betrifft, müssen wir einen negativen und einen positiven Teil unterscheiden. Die Vergangenheit soll vergessen sein und die alten Kämpfe durch eine Amnestie, eine allgemeine Versöhnung aller guten Republikaner, abgeschlossen werden. Die

siegreiche Demokratie verzeiht. Damit will man zunächst die Kulturkampfzeit schließen. Die Republik sieht in der Kirche eine für das Volkstum schädliche Macht und im Katholizismus einen Verbündeten ihrer Feinde. Die Trennung von Staat und Kirche soll aber nur — so sagt man wenigstens — eine anmaßende Hierarchie treffen und die christlichen Volksgenossen in ihrem Gewissen nicht beunruhigen. Tatsächlich ist nun freilich das Separationsgesetz nicht ein Werk der Duldsamkeit und Freiheit, sondern ein Werk der Unterdrückung. Wie eine wirkliche Trennung von Staat und Kirche aussieht, hätten die Schöpfer des Gesetzes vom 9. Dezember 1905 in den Vereinigten Staaten lernen können. Die Wahlen haben aber gezeigt, daß die große Mehrheit des französischen Volkes eine solche Lähmung des kirchlichen Einflusses mit all ihren Härten billigt und daß ihr das Schicksal der Kirche nicht mehr interessant genug ist, um deshalb der Republik auch nur die geringsten Schwierigkeiten zu machen. Man will aber auch keine Fortsetzung der kirchenfeindlichen Politik, man möchte sich endlich neuen und fruchtbareren Aufgaben zuwenden und hat genug von dem Gezänk der „Calotte" und der überspannten Jakobiner. Die nachzitternde Erregung in einigen Departements ist daneben ohne Bedeutung. Das Bild würde sich ändern, wenn Pius X. der Bildung von Kultvereinen durch die Katholiken seine Zustimmung versagte. Damit wäre der Krieg von neuem erklärt und das gläubige Volk würde durch Schließung der Kirchen und Verbot des Gottesdienstes zur Verzweiflung und zum Kampf getrieben werden. Zu einem Bürgerkriege, wie die Monarchisten insgeheim hoffen, würde es damit aber nicht kommen und so unbequem dem Staat auch Aufruhr in der Bretagne, der Vendée, im Norden oder Savoyen wäre, schließlich hätte die Kirche den größten Schaden davon. Es ist daher zu hoffen, daß man in Rom die Organisierung der Kirchenverfassung nach dem neuen Separationsgesetz zulassen wird — wofür sich ja auch die Mehrheit der französischen Bischöfe bei ihrer gemeinsamen Beratung ausgesprochen haben soll. Das Separationsgesetz als solches bleibt vom kirchlichen Standpunkte natürlich verurteilt und da man im Vatikan abwarten kann, wird man heute schon sagen müssen, daß über Separation und Konkordat in Frankreich noch nicht das letzte Wort gesprochen ist. Als Werk der Versöhnung ist auch die Freisprechung des Hauptmanns Dreyfus politisch gedacht, die zeitlich mit dem Kammerschluß zusammenfiel.

Die nächsten vier Jahre werden uns aber auf dem Gebiet wirtschaftlicher und sozialer Reformen genügend positive Arbeit geben. Auch die Streiksünden und die vaterlands- und heeresfeindliche Hetze sollen vergessen sein und die arbeitenden Klassen durch Hebung ihrer Lage und durch Fürsorge wieder mit der Gesellschaftsordnung ausgesöhnt werden. Ob das gelingen wird, möchten wir stark bezweifeln, denn die revolutionäre Bewegung in Frankreich will sich gar nicht versöhnen lassen, sie will den Umsturz des bestehenden Staats und die Herrschaft des Proletariats an sich. Jedenfalls wird die neue Ära in Frankreich eine hervorragend sozialpolitische werden. Mit dem Gesetz zur obligatorischen Unterstützung der Greise und Siechen hat die vorige Kammer bereits den Anfang gemacht.

Das Hauptstück wird aber das Arbeiterpensionsgesetz werden. So wie es von den Deputierten noch vor den Wahlen angenommen ist, wird es ganz sicher nicht in die Praxis eingeführt werden. Es stellt geradezu unmögliche Forderungen und der Senat wird die Aufgabe haben, die Vorlage in vernünftiger Weise umzugestalten. Es wäre daher verfrüht, auf den Inhalt des Gesetzes jetzt schon näher einzugehen. Es sei nur erwähnt, daß Pensionskassen gebildet werden sollen, die arbeitsunfähigen, alten Arbeitern und sonstigen Angestellten Renten von 240 oder 360 Franken sichern. Die Kassen werden aus Beiträgen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer gebildet und der Staat gibt einen Zuschuß. Über diesen Zuschuß gehen die Meinungen aber sehr auseinander. Die einen wollen den Staat nur nach Maßgabe der verfügbaren Mittel heranziehen — Poincarés Standpunkt —, die anderen wollen eine unbedingte Garantie des Staates, daß die Rentenhöhe erreicht wird. Da man aber weder sicher weiß, wie hoch sich die Kosten des Gesetzes überhaupt belaufen werden, noch wie weit diese Kosten durch die Beiträge der Arbeitgeber und -nehmer gedeckt werden, so könnten hier ernste Gefahren für die Finanzen der Republik entstehen und die will die Regierung zum großen Mißvergnügen der Sozialisten und auch eines Teils der Radikalsozialisten natürlich vermeiden. In das Gebiet der Sozialpolitik gehört auch das fast einstimmig angenommene Gesetz über einen obligatorischen Wochenruhetag und die Umgestaltung des Syndikatsgesetzes. Ein Teil der Beamtenschaft fordert dasselbe Gewerkvereinsrecht wie die Arbeiter in Industrie, Landwirtschaft und Handel. Nun ist aber das alte Syndikatsgesetz Waldeck-Rousseaus von 1884 durch das neue Vereinsgesetz überholt und der berechtigte Wunsch, sich in Genossenschaften zur Vertretung gemeinsamer Interessen zusammenzuschließen, ist keiner Berufsklasse im Staat verwehrt. Diesen Gedanken soll die Novelle zum Gesetz von 1884 zum Ausdruck bringen, gleichzeitig aber die Beteiligung von Staatsangestellten an Streiks unmöglich machen. Da dies indes gerade der Punkt ist, auf den sich die ganze Bewegung der von der Sozialdemokratie aufgehetzten unteren Beamten, Postboten, Lehrer usw. richtet, so sind hier heftige Kämpfe zwischen Regierung und äußerster Linken zu erwarten. Die neue Ära will auch eine Reform des Arbeitsvertrages und vor allem will sie den Kollektiv-Arbeitsvertrag regeln. Ebenso soll die Frage einer gesetzlichen Festlegung der Arbeitszeit entschieden werden und zwar für alle Angestellten. Das Schiedsgerichtswesen soll ausgebaut und ein wöchentlicher Ruhetag eingeführt werden. Das veraltete Berggesetz von 1810 wird durch ein neues ersetzt werden, in dem das Recht des Staates auf Zurücknahme der Konzession und sein allgemeines Aufsichtsrecht über die Grubengesellschaften erweitert wird. Bei neuen Konzessionen soll den Arbeitern ein Anteil am Gewinn eingeräumt werden. Hier sehen wir die Wirkungen der Katastrophe von Courrières und des Streiks von Lens. In einer Reihe von Fragen, die den Arbeiterschutz und Sozialpolitik berühren, werden internationale Vereinbarungen angestrebt werden nach Art der Konvention über nächtliche Frauenarbeit. Dieses gewaltige Programm liegt einstweilen nur in sehr flüchtigen Umrissen vor und

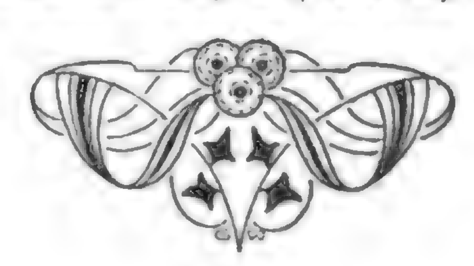
selbst bei fleißiger Arbeit wird es der neuen Kammer kaum gelingen, alle diese Reformideen zur Reife zu bringen. Aber der Wille dazu ist jedenfalls da und die Ära 1906—1910 wird endlich die beschämende Rückständigkeit Frankreichs auf diesem wichtigsten Gebiet moderner Gesetzgebung beseitigen.

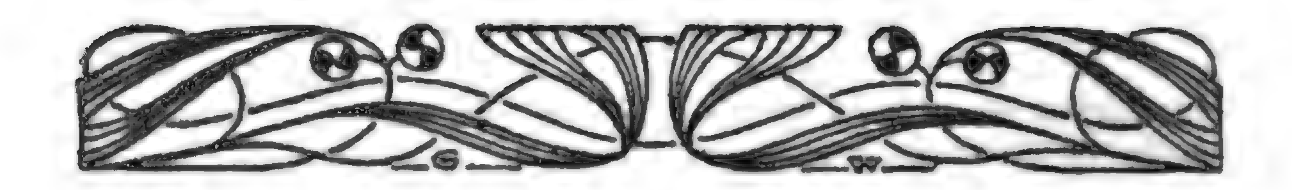
Um diese und andere Neuerungen einführen zu können, müssen die Finanzen des Staates aufgebessert werden. Einstweilen sind sie spottschlecht und das Budget 1907 übersteigt zum ersten Mal die ehrfurchtgebietende Ziffer von 4 Milliarden. Eine Anleihe von etwa 250 Millionen und eine Vermehrung der Abgaben um etwa 120 Millionen ist nötig, um das vorliegende Defizit zu decken. Für das nächste Jahr sind weitere 90 Millionen ständige Neuausgaben zu erwarten, während die Einnahmen zurückgehen. Im radikalen Programm war vor den Wahlen zu lesen, daß es weder neue Schulden noch neue Steuern geben soll. Die Enttäuschung ist natürlich bitter. Das Geld muß aber geschafft werden. Über das Wie werden aber heftige Kämpfe entbrennen. Noch heißer aber wird man um die Einkommensteuer streiten, die eine der Kardinalforderungen der Radikalen ist, von der sich aber jeder Deputierte eine andere Vorstellung zu machen scheint. Der eine will sie progressiv, der andere nicht, der eine will mit der Einkommensteuer die sämtlichen bisherigen direkten Steuern ersetzen, der andere will daneben die alten Abgaben beibehalten. Dazu kommt, daß man sich der Notwendigkeit nicht mehr verschließen kann, an eine Neugestaltung der handelspolitischen Verhältnisse zu den Nachbarn zu denken. Die Schwierigkeiten mit Spanien und der Schweiz, die einen Zollkrieg in drohende Nähe rücken, zeigen die Rückständigkeit Frankreichs auch auf diesem Gebiet. Mit dem Tarif von 1892 wird man nicht mehr auskommen und über kurz oder lang wird man zu dem deutschen System langfristiger Handelsverträge übergehen müssen.

Finanzpolitik, Wirtschaftspolitik, Sozialpolitik — diese Worte prangen über der Eingangspforte der neuen Zeit. Man wird daneben auch an die Demokratisierung und Laïcisierung der Schule, an die Reform der übertrieben zentralisierten inneren Verwaltung, an eine neue Wahlverfassung und dergleichen herangehen, aber nur vorübergehend. Im wesentlichen wird sich die Arbeitskraft der neuen Kammer auf die Neuerungen im Finanz-, Steuer- und Zollwesen sowie auf die sozialen Aufgaben werfen. Wir werden in Zukunft dieselben Parteien im Kampf sehen wie in der Vergangenheit. Auf der einen Seite die Liberalen, die gestern jede Einmischung des Staates in Schule und Kirche verwarfen und dem combistischen Gedanken der Staatsallmacht auf diesen Gebieten entgegentraten; sie werden von nun an aus derselben Grundauffassung heraus von einer Einkommensteuer mit inquisitorischem Charakter nichts wissen wollen und den Staatssozialismus sowohl in den Verstaatlichungsfragen wie im Arbeiterschutz erbittert bekämpfen. Auf der anderen Seite der Radikalsozialismus, der für die Demokratie das Recht in Anspruch nimmt, das Leben und Denken, das Sein und Haben ihrer Bürger von der Wiege zum Grabe unter strenge Aufsicht zu nehmen. Die Combisten waren für Schulmonopol und für Zwangseinheit

des Glaubens oder vielmehr Unglaubens, sie sind jetzt für die absolute Herrschaft des Staates in allen öffentlichen Betrieben und für die wirtschaftliche Bevormundung aller Volksklassen. In diesem Kampf werden wir weder für die eine noch für die andere Seite uns entscheiden können, da in beiden Auffassungen Wahrheit und Irrtum dicht neben einanderliegen. Die Übertreibungen schaden; eine großzügige Staatskunst würde den berechtigten Liberalismus und Individualismus mit einem maßvollen Staatssozialismus zu versöhnen wissen. Ob die neue politische Ära in der Republik dieses Ziel erreichen wird, läßt sich freilich heute nicht übersehen; zieht man die Eigenart der französischen Verhältnisse in Betracht und wirft man einen Blick auf die parlamentarische Geschichte der Republik, so wird man zu Optimismus in dieser Beziehung nicht geneigt sein.

Wenn man in der inneren Politik neue Bahnen einschlagen will, so wird man in der äußeren Politik kaum etwas ändern. Die Sommertagung des neuen Parlaments hat keine Gelegenheit zu einer Aussprache über die internationale Lage gegeben. Die betreffenden Erkärungen im Regierungsprogramme genügen aber auch vollständig. Frankreich will den Frieden, will aber stark genug sein, um seine Interessen und sein Ansehen zu wahren. Da es allein von übermächtigen Gegnern überflügelt zu werden fürchtet, sucht es Kraft in einem Gewebe von Bündnissen und Ententen. Sein Wunsch ist ein völliger Ausgleich des russisch-englischen Gegensatzes und eine Lockerung des Dreibundes, um den Nachbarn im Osten einzukreisen. Natürlich bestreitet man solche Absichten; sie sind aber nichtsdestoweniger das A und O der ganzen französischen Diplomatie. Der neue Abessynienvertrag bildet ein weiteres Glied in dieser Kette von Bemühungen, alle anderen Streitpunkte aus der internationalen Politik zu entfernen, um nur die Gegensätze zwischen Deutschland und allen sonstigen Mächten bestehen, ja, um sie ganz besonders hervortreten zu lassen. Wie weit man hierbei in Paris schiebt, wie weit man von London her geschoben wird, mag dahingestellt bleiben. Vor einer offen feindseligen Politik gegen Deutschland hütet man sich. Die Marokkoaffäre nnd ihre Aufnahme in Frankreich hat aber den Eindruck verstärkt, daß die Spannung zwischen Paris und Berlin weniger durch Revanchesehnsucht als durch Furcht der Republik vor einer Vergewaltigung durch das Nachbarreich hervorgerufen ist. Da uns aber kriegerische Absichten ganz fern liegen und da andererseits der republikanische Radikalismus einen Feldzug vermeiden will, der das Land in die Hand des Heeres und vielleicht unzuverlässiger Generäle geben würde, so dürfen wir hoffen, daß wir mit dem neuesten Frankreich als friedliche Nachbarn werden leben können. Mehr darf man nicht verlangen.





Goetheschriften.

Von

Hermann v. Blomberg.

Dr. Hans Gerhard Gräf: Goethe über seine Dichtungen. 1. Teil: Die epischen Dichtungen Bd. 1 u. 2. 2. Teil: Die dramatischen Dichtungen Bd. 1 u. 2 (Verlag Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Löning.) — Goethebrevier, herausg. von Professor Dr. phil. Karl Heinemann (Verlag Emil Roth-Gießen.) — Wege nach Weimar, Monatsblätter von Fritz Lienhard (Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.) — Stunden mit Goethe. Für die Freunde seiner Kunst und Weisheit, herausg. von Dr. Wilh. Bode (Ernst Siegfried Mittler & Sohn-Berlin).

Ein ungemein fleißiges und brauchbares Werk ist mit dieser, schon in vier Bänden vorliegenden, weitausgreifenden Goetheschöpfung von Dr. Gräf in rüstigem Voranschreiten begriffen. Wahrlich ein fruchtbarer Gedanke, Goethe, des Dichters, Bekenntnisse und Urteile über seine Werke in der Folge ihres geistigen Wachsens und Werdens so darzubieten, daß wir den Ursprung derselben, den geistigen Entwicklungsprozeß von der ersten Regung und Anregung bis zur letzten vollendeten Ausgestaltung in reinster und anschaulichster Unmittelbarkeit im Dichter miterleben. Nicht nur ist der künftigen Goetheforschung auf ihrem Arbeitsgebiet ein groß-angelegtes zuverlässiges Hilfsmittel mehr erstanden, auch dem weiteren gebildeten Publikum und seinen Goetheverehrern wird ein Werk geschenkt, dem es hoffentlich an teilnehmendstem Interesse nicht fehlt. Es darf hier nicht die Aufgabe sein, über Plan und Anlage des noch Unvollendeten im einzelnen zu berichten, noch gelegentlich am Ganzen mit kleinlichen Ausstellungen herumzunörgeln. — Goethe spricht zuerst und zuletzt allein; aber der Autor hat doch dafür gesorgt, daß unter dem Text auch diejenigen zu Worte gelangen, an die des Dichters Äußerungen sich besonders richten. So wird aus Anregung, Entgegnung und Wiederanknüpfung ein geistiger Wechselaustausch und es gestaltet sich ein volles lebendiges Bild der sich allmählich in Wahrheit und Dichtung auswachsenden geistigen Schöpfung des Dichters.

Als Herausgeber eines Goethebreviers zeichnet Prof. Heinemann. Das Buch enthält Aussprüche, Briefe, Tagebuchauszüge und Zitate aus des Dichters Werken. Da von den letztgenannten abgesehen, die anderen Quellen nicht jedermann als Eigentum zugänglich sind, so hat der Herausgeber die „köstlichen und herrlichen Aussprüche Goethescher Weisheit und die wertvollen Bekenntnisse Goethes über sich selbst“ nach Möglichkeit im engeren Rahmen zu retten gesucht. Indem natürlich jede Stelle mit Quellenangabe versehen, soll so auch die Orientierung über Einzelnes aus den Dichtwerken sich leichter gestalten. Die Auswahl ist von dem Herausgeber besorgt worden, die übrige Anordnung des Stoffes scheint dem Verleger überlassen geblieben zu sein. Nun — man kann sich das Büchlein gern gefallen lassen.

wenn die weiteren Kreise darüber nicht vergessen wollen, daß, wie der kurz verstorbene Herman Grimm einmal bemerkte — man auch seinen Goethe recht gründlich als Ganzes in der Reclamausgabe sich aneignen kann. Die heute leider wie Pilze aus der Erde schießenden Breviere sind deshalb besonders zu fürchten, weil sie einen Schein von Bildung nähren, dem kein lebendiges Sein in redlicher Eigenarbeit zu Grunde liegt. Die Dichter und Denker wollen nicht Citate, sondern innere Erfahrungen des seelischen Eigenlebens werden und damit dasjenige, was „unser ist", „die Gegenwart" reich machen.

„Wege nach Weimar" nennt sich eine in Heften monatlich herausgegebene Schrift von Fritz Lienhard, deren erstes Monatsblatt im Oktober 1905 erschienen. „Von Weimar aus — sagt Lienhard in dem kurzen Vorworte: „Wo liegt Weimar?" — hat sich eine vornehme Geistesgemeinde gesammelt, denen Weimar ein Symbol geworden für feinere Kunst und Kultur. — Und damit gelangen wir zu dem Gesichtspunkt, den ich hier anstrebe. Das landschaftliche und historische Weimar sind mit all ihrer Schönheit doch nur Ausgangspunkt und Beispiel. Es ist mir hier nicht um den Ort und das Wort zu tun. Das eigentlich Wertvolle und Lebendige ist Weimars Wirkung. Das Wort Weimar erhält erst wie die Worte „Wartburg", „Concord", „Hellas" — Leben und Sinn, wenn es in jedem von uns ähnliche Kräfte erzeugt, wie sie dort lebendig gewesen. Und so bedeutet uns denn dies magische Wort nur ein Verständigungszeichen für einen feiner-menschlichen Zustand: und zu diesen den Aufweg zu suchen, ist der wahre Aufweg nach Weimar. — Demnach ist der Weg nach Weimar ein Weg in die schöpferische Stille. Der Weg nach Weimar ist ein feines Abstandhalten von der Körperlichkeit der Erscheinungswelt und doch eine innige Anteilnahme am Ergehen und Wesen der Mitmenschen und an dem bunten Spiel der Schöpfungskräfte. — Darüber werden wir uns in diesen Blättern unterhalten. Wir werden mit Ausläufern wie Heinrich von Stein oder Emerson beginnen und dann in den eigentlich klassischen Kreis vordringen." Es liegen genügend Hefte vor, um nachprüfen zu können, ob der Wegführende sich seines idealen Zieles bewußt blieb und sich nicht wandermüde seitab verlor. Ich denke — edler Wagemut und stillfrohe allmähliche Erfüllung sind bisher gesinnungsvoll Hand in Hand geblieben. Wer auf den im Geiste erlebnisreichen Wanderungen mit der Persönlichkeit Lienhards seine eigenen Wege finden lernt, der hat die tiefste Anregung erfahren, die unsere schlichten Hefte überhaupt anzubahnen beabsichtigen. Auch Lienhard will keine Jünger werben, die nicht wenigstens ahnen, daß der Mensch doch schließlich immer nur die Eigenart seines eigenen geistigen Wesens entfalten kann. Das geistige Weimar liegt überall in der Welt, wo auch nur zwei Menschen mit ernstem Willen und liebevoll in die Tiefe dringendem Streben zusammen im Eigenen das Gemeinsame fördern. Ich empfehle ernsten Lesern die Heftchen auf das Wärmste.

Schließlich sei noch hingewiesen auf die von Dr. Wilh. Bode herausgegebene, in Vierteljahrsheften erscheinende Zeitschrift „Stunden mit Goethe". Der Herausgeber hat sich in den weitesten literarisch interessierten Kreisen durch seine feinen Goetheschriften mit Recht ein dankbares Publikum erworben. Hierdurch schon hat er dargetan, daß er der Mann ist, einer Zeitschrift vorzustehen, wie der vorliegenden und ihrer idealen Absicht entsprechende Dauer und Stäte zu leihen. Die Hefte halten sich von trockener und pedantischer Gelehrsamkeit gleich fern und haben Männer zu Mitarbeitern, die mit Liebe und Verständnis vom inneren und äußeren Leben

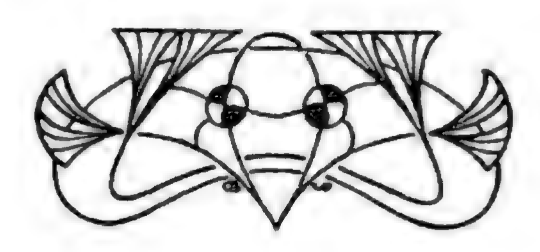
Goethes zu künden wissen. Der Gelehrte redet als Mensch zu Laien. Damit bleibt der Standpunkt einfach gekennzeichnet, der dem Herausgeber und seinen Mitschaffern gemeinsam wichtig und maßgebend ist.

„Wir wollen uns — erklärt eingangs Bode — von Zeit zu Zeit in „Stunden mit Goethe" vereinigen, um durch ihn uns erhöhen, besänftigen, reinigen zu lassen, um von ihm den Abschied zu hören:

Schreitet, schreitet ins Leben zurück,
Nehmt den heiligen Ernst mit hinaus:
Denn der Ernst, der heil'ge allein
Macht das Leben zur Ewigkeit.

In dieser Zeitschrift sollen nur die Auserwählten, Anerkannten aus der Vorzeit uns dauernd beschäftigen."

Die Anzahl der vorliegenden Hefte (die erste Nummer erschien 1905) hat die Feuerprobe glänzend bestanden. Die einzelnen Bändchen erfuhren eine schmucke Ausstattung und interessieren auch durch originelle Abbildungen nach zum Teil schwer zugänglichen Originalen.

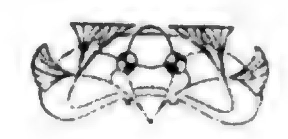


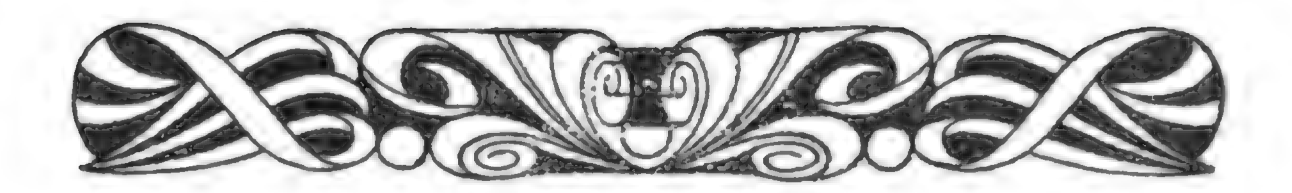
Bücherschau.

Während von der 6. Auflage des „Großen Meyer" schon 13 Bände, alle verbessert und erweitert, erschienen sind, beginnt die 7. Auflage des bekannten und beliebten „Kleinen Meyer". Sie wird 120 Lieferungen à 50 Pfg. mit 5800 Seiten Text, 520 Tafeln und Karten und 100 Textbeilagen umfassen. Der Umfang ist also außerordentlich gewachsen. Daß Inhalt und Ausstattung ersten Ranges sind, ist bei dem Rufe dieses Lexikons selbstverständlich. Wir empfehlen es jedermann, dem die Anschaffung des großen zu teuer ist, man findet darin viel mehr als man sich unter dem Namen „Kleiner Meyer" vorstellt. Sobald uns mehr Lieferungen vorliegen, kommen wir darauf zurück. O. H.

* * *

Der Monatsbericht über auswärtige Politik mußte diesmal ausfallen, da Herr Prof. Schiemann in diesem Monat an der Nordlandsreise Sr. Majestät des Kaisers teilnimmt.





Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

17. Juli 1906.

Während der Reichstag schon vor Pfingsten die Vertagung bis zum Herbst eintreten lassen konnte, mußte der preußische Landtag noch das wichtigste Werk dieser Session zu Ende bringen, das Schulunterhaltungsgesetz. Es war wohl die schwierigste Aufgabe, die ihm seit langer Zeit gestellt worden war. Auch die vielumstrittene Kanalvorlage läßt sich nicht damit vergleichen. Weder hatte sie an sich die Bedeutung dieses Schulgesetzes, noch waren die Schwierigkeiten, die sie mit sich brachte, so durch die Sache selbst gegeben. Noch vor drei Jahren hätten wohl die meisten Politiker das Zustandekommen eines solchen Schulunterhaltungsgesetzes für unmöglich gehalten. Worin lagen nun die großen Schwierigkeiten, und wie kam es, daß sie jetzt endlich besiegt werden konnten? Ist dieser Sieg als ein Gewinn anzusehen, oder haben wir ihn zu teuer bezahlt? Das sind die Fragen, die ein Rückblick auf diese gesetzgeberische Arbeit zu beantworten hat. Aber wenn man sich die Antworten ansieht, die bisher in der Öffentlichkeit darauf gegeben worden sind, so sieht man, daß die Urteile der öffentlichen Meinung weit auseinandergehen, ja einander direkt entgegengesetzt sind. Man wird gegenüber dieser Tatsache gewiß keine Unfehlbarkeit beanspruchen dürfen. Dennoch trägt es vielleicht am besten zur Klärung der Sachlage bei, wenn man sich nicht zu sehr bemüht, allen Einzelmeinungen gerecht zu werden, sondern von einem bestimmten Standpunkt aus die Bedeutung des Gesetzes zu erläutern versucht, auf die Gefahr hin, den Leser nicht zu überzeugen. Sind doch selbst im Lager derselben Partei die verschiedensten Meinungen zutage getreten. Einzelnes davon ist schon früher hier behandelt worden; man wird aber manche Wiederholungen nicht scheuen dürfen, um den eingenommenen Standpunkt noch einmal im Zusammenhang zu begründen.

Die erste Schwierigkeit bei der Regelung des Volksschulwesens lag in den eigentümlich gefaßten Bestimmungen der preußischen Verfassung. Bekanntlich gibt die Verfassung in den Artikeln 21—25 die Grundzüge an, die für den allgemeinen, öffentlichen Unterricht maßgebend sein sollen, um dann in Artikel 26 hinzuzufügen, daß das gesamte Unterrichtswesen durch ein allgemeines Gesetz geregelt werden soll. Von dem Inhalt dieses Gesetzes war zunächst nichts näheres ausgesagt. Aber es wäre vollkommen sinnlos gewesen, in 5 Verfassungsartikeln bestimmte Grundsätze für das Unterrichts-

wesen festzulegen, wenn man nicht damit hätte sagen wollen, daß das allgemeine Schulgesetz auf diesen Grundsätzen aufgebaut werden solle. Es wurde das auch noch auf andere Weise zum Ausdruck gebracht. Das allgemeine Schulgesetz war zunächst noch „Zukunftsmusik". Was sollte unterdessen werden, bis dieses Gesetz einmal Wirklichkeit wurde? Darauf mußte die Verfassung selbst Antwort geben, und sie tat es in dem Abschnitt, der die Übergangsbestimmungen enthält. In Artikel 112 wurde bestimmt, daß bis zum Erlaß des verheißenen Schulgesetzes die bisher gültigen Gesetze und Verordnungen über das Volksschulwesen in Kraft bleiben sollten. Die Verfassungsartikel 21—25 wurden dabei gewissermaßen suspendiert, womit ausdrücklich bezeugt wurde, daß sie nur aufgestellt waren, um durch das zu erwartende Schulgesetz verwirklicht zu werden. So unbestimmt der Inhalt des Schulgesetzes auch sonst gelassen war, diese bestimmte Bindung war doch vorhanden; sie gab den Parteien, die in den Grundsätzen der Artikel 21—25 ihre eigenen erkannten, einen sicheren, ja eigentlich gar nicht zu erschütternden Rechtsboden.

Einstweilen blieb es also in Preußen bei dem bis dahin geltenden Recht. Aber welches war dieses Recht? Stand es in Übereinstimmung mit den in der Verfassung ausgesprochenen Grundsätzen, oder lief es in wichtigen Punkten ihnen entgegen? Diese Frage ist nicht ganz einfach zu beantworten. Die rechtliche Grundlage des Ganzen bildete das Allgemeine Landrecht, aber die fundamentalen Bestimmungen dieses Gesetzbuches konnten nicht ausschließlich den Betrieb des öffentlichen Unterrichts regeln. So griff die Verwaltungspraxis mit ihren Spezialgesetzen und Verordnungen ein und schuf, solange Preußen noch nicht Verfassungsstaat war, ein geltendes Recht, das sehr verwickelt war und viele Mängel hatte, aber doch ertragen werden mußte, solange eine allgemeine gesetzliche Regelung nicht erfolgt war. Die Unklarheiten, Mängel und Widersprüche des geltenden Rechts hätten vielleicht unter anderen Verhältnissen den Ansporn geben können, recht bald eine vernünftige Regelung in Angriff zu nehmen. Indessen hier trat gerade das Gegenteil ein. Die Parteien hatten das Bestreben, gerade auf diesem Felde ihre Lieblingsideen zu verwirklichen, und glaubten aus den geltenden Bestimmungen das herauslesen zu können, was diesem Zwecke am besten entsprach.

So entstand der Streit um das Recht der konfessionellen Volksschule. Das Allgemeine Landrecht kannte die konfessionelle Trennung nicht. Einmal entsprach es überhaupt nicht der Denkweise des 18. Jahrhunderts, die Unterschiede der Bekenntnisformen der christlichen Religion historisch oder psychologisch zu würdigen. Man verstand sie nur als dogmatische Formeln und fand keine Veranlassung, in allgemein rechtlichen Festsetzungen diesen Unterschieden Rechnung zu tragen. Sodann konnte ein paritätischer Staat, der das Prinzip der Gewissensfreiheit aufgestellt hatte, auch da, wo er die konfessionelle Trennung respektieren wollte, als allgemeine Rechtsgrundsätze nur solche aufnehmen, die von allen Konfessionen anzuerkennen waren. Daher hat das Allgemeine Landrecht, obwohl es formell nichts von der konfessionellen

Schule weiß, doch die tatsächlich überall bestehende und als selbstverständlich angenommene konfessionelle Volksschule nirgends beseitigt und auch gar nicht beseitigen wollen. Es kam dem Staat ja nur darauf an, daß er die höhere Rechtseinheit darstellte, innerhalb deren sich die Volksschulen bei Freiheit ihrer sonstigen Bedürfnisse zu halten hatten. Die Schulverwaltung hatte also Freiheit, den besonderen Bedürfnissen je nach den Zeitanschauungen gerecht zu werden; sie mußte naturgemäß dahin gelangen, den konfessionellen Charakter der Volksschule als etwas zu betrachten, was dem Gewohnheitsrecht entsprach, dem Allgemeinen Landrecht aber wenigstens nicht widersprach. Wenn die Verwaltungspraxis um die Zeit des Eintritts Preußens in die Reihe der Verfassungsstaaten das Konfessionelle und die kirchlichen Rechte an den Volksschulen schärfer betonte, als den Anschauungen des Liberalismus entsprach, so war das die natürliche Folge einer Entwicklung, die man nach persönlicher Überzeugung bedauern kann, der man aber doch historisch nicht gerecht wird, wenn man sie gegenüber der sogenannten „Aufklärung" des 18. Jahrhunderts einfach mit dem Schlagwort „Reaktion" abtut. Aber wenn man es einmal so nennen will, so muß anerkannt werden, daß das geltende Recht im Volksschulwesen trotz Allgemeinen Landrechts überwiegend „reaktionär" war.

Der Liberalismus gab sich freilich damit nicht zufrieden. Er ging auf die Grundlage zurück und hielt sich an die Tatsache, daß das Allgemeine Landrecht die konfessionelle Volksschule nicht ausdrücklich kennt, mindestens aber nicht fordert. Namentlich war es Rudolf Gneist, der hier in den ersten Reihen focht und den ganzen Scharfsinn eines tief eindringenden Kenners des Staatsrechts aufbot, um zu beweisen, daß die konfessionelle Volksschule nicht geltendes Recht in Preußen sei. Indessen selbst dieser Autorität gelang es niemals durchzudringen. Der preußische Staat hat sich diese Auffassung niemals zu eigen gemacht, und so begannen in diesem Kampf der Meinungen um das, was geltendes Recht sei, unübersteigliche Hindernisse für eine neue gesetzliche Regelung aller dieser Fragen sich aufzutürmen.

Bei den scharfen Gegensätzen, die sich in den Prinzipienfragen entwickelt hatten, mußte jeder Versuch, das in der Verfassung in Aussicht gestellte Schulgesetz zu verwirklichen, scheitern. Der Liberalismus hätte nur einem Gesetz zugestimmt, das die konfessionelle Volksschule, wenn auch nicht ganz beseitigte, doch keinesfalls prinzipiell festlegte und das davon absah, die Schule ebenso fest wie bisher oder noch fester an die Kirche zu ketten. Diese Stimmung war nur noch befestigt worden, seit der Kulturkampf das Bewußtsein der vom Ultramontanismus drohenden Gefahren geschärft hatte. Die streng konservative Anschauung aber erkannte in der Stärkung des kirchlichen Einflusses auf die Schule ihr bestes Bollwerk. Sie hatte, wie erwähnt, die Tatsache auf ihrer Seite, daß die konfessionelle Schule in der älteren Gesetzgebung und Verwaltung als geltendes Recht anerkannt war und daß die Verfassung in Art. 24 sie auch für die Zukunft festlegte.

Darauf gestützt konnten die Konservativen den Versuchen der Liberalen, ihren Standpunkt zur Geltung zu bringen, ziemlich ruhig entgegensehen: erkannte der Staat in seinem Schulgesetz nicht die Anschauung der Konservativen an, so blieb es beim alten.

Im Interesse des Liberalismus hätte es unter solchen Umständen gelegen, mit einer gemäßigten Regierung eine gewisse Verständigung zu suchen, um im geeigneten Augenblick ein Gesetz zustande zu bringen, das auf der Grundlage von Art. 21—25 der Verfassung zunächst einmal ein klareres Recht schuf, der Volksschule eine freiere und in materieller Beziehung besser gesicherte Entwicklung gewährleistete und alles übrige der Zukunft überließ. Diese weitblickende Einsicht ließ der Liberalismus vermissen. Das Volksschulgesetz des Ministers v. Goßler, das ungefähr jenen Anforderungen entsprach, scheiterte.

Die Einbringung der bekannten Schulvorlage von 1892 durch den Kultusminister Grafen Zedlitz-Trützschler zeigte den Liberalen, wie sich dadurch die Lage zu ihren Ungunsten verschoben hatte; freilich wurde dadurch auch eine liberale Protestbewegung gegen das Übermaß von Rechten, das der Kirche über die Schule eingeräumt werden sollte, erweckt, und die Staatsregierung zog die verhängnisvolle Vorlage zurück. Die Gegensätze waren nun noch mehr verschärft worden. Die Liberalen glaubten aus ihrem Erfolg gegenüber der lex Zedlitz zu entnehmen, daß sie imstande sein würden, durch die Sympathien einer Mehrheit im Lande das Volksschulgesetz doch noch nach ihren Wünschen zu gestalten. Die Konservativen aber waren durch ihre Niederlage, die sie nur der Schwäche der Regierung zuschrieben, nur noch mehr angereizt worden, die unerschütterliche Stärke ihres Rechtsstandpunkts zu betonen und ihren Gegnern so brüsk wie möglich zu sagen: „Entweder ein Schulgesetz nach unserm Sinn oder gar keins!"

Das ist der unerfreuliche Stand der Dinge über ein Jahrzehnt gewesen, und es schien, als ob der intransigente Standpunkt in beiden Lagern noch lange sein Recht behaupten werde. Inzwischen wuchsen sich verschiedene Fragen, die mit dem Volksschulwesen in innigem Zusammenhang stehen, zu einem vollständigen Notstand heraus. Das Mißverhältnis zwischen der Zahl der Volksschulen und dem vorhandenen Bedürfnis in vielen Landesteilen, die materielle Lage der Lehrer, die Mittellosigkeit vieler Stellen, denen die Unterhaltung der Schulen oblag, — das alles schrie förmlich nach einer Neuregelung, so sehr sich auch der Eigensinn der Parteien dagegen sträuben mochte.

Es mußte doch einmal die Einsicht kommen, welche Verantwortung die Parteien auf sich luden, die sich diesem dringenden Erfordernis noch länger widersetzten. Mehrfach war schon vorgeschlagen worden, diese dringenden Fragen der Schulunterhaltung aus dem Rahmen des verfassungsmäßig vorgesehenen allgemeinen Unterrichtsgesetzes herauszulösen und besonders gesetzlich zu regeln. Aber noch immer stand das Veto der Konservativen: Ent-

weder das Schulgesetz nach Art. 26 der Verfassung, oder — alles bleibt wie es ist!

Ernste Erscheinungen zeigten indessen den streitenden Parteien, daß eine dritte die Früchte dieses aussichtslosen Haders zu ernten im Begriffe stand. Die zunehmende Landflucht, das Einsetzen der sozialdemokratischen Agitation auf dem Lande gaben doch auch den schroffsten Konservativen zu denken. Der Widerstand gegen die Besserung der Schulzustände gab unerschöpflichen Agitationsstoff und drohte der Partei jede Volkstümlichkeit zu rauben. Und das fiel ins Gewicht, seit die Regierung, so weit es überhaupt möglich war, ihren Frieden mit den Agrariern gemacht hatte. Man stand nicht mehr, wie noch wenige Jahre zuvor, in heißem Kampf um wirtschaftliche Existenzfragen der Bevölkerungskreise, die den konservativen Führern ihre Truppen liefern. Nun hieß es vorsichtiger sein in Fragen der Volkstümlichkeit. Zugleich war nach Erledigung des Zolltarif- und des Kanalstreits der allgemeine politische Einfluß der Konservativen gestiegen; es galt den politischen Kredit nicht leichtsinnig zu verscherzen. Die konservativen Führer aber, die den Kaiser und die Verhältnisse genau kannten, wurden sich von Tag zu Tage mehr darüber klar, daß der Kaiser, so sehr ihn seine Impulsivität gelegentlich scheinbar fortreißen mochte, in absehbarer Zeit für eine Wiederholung der Aktion des Grafen Zedlitz durchaus nicht zu haben war und daß man, um zum Ziel zu gelangen, mindestens den Fürsten Bülow stürzen mußte. Denn der in vielen Dingen scheinbar so konziliante und zur Vermittlung geneigte Staatsmann hatte deutlich genug wiederholt zu erkennen gegeben, daß hier eine der unverrückbaren Grenzen sei, die er sich für Entgegenkommen und Nachgeben in bestimmten Dingen ganz fest gezogen hatte. Mit dem Fürsten Bülow aber konnte und wollte man es nicht verderben. Der Reichskanzler kannte die Situation und arbeitete energisch an einer Verständigung mit den gemäßigt liberalen Elementen.

In nationalliberalen Kreisen war man durch die Vergangenheit genügend gewitzigt. Zwar gab es in der Partei einen starken Prozentsatz von Persönlichkeiten, die abermals die Prinzipienfrage aufwerfen wollten, aber die verantwortlichen Führer und die Mehrheit der Landtagsfraktion hatten die Bedeutung des Augenblicks erkannt und waren entschlossen, unter annehmbaren Bedingungen mit den Konservativen zu paktieren. So kam im Jahre 1904 das Kompromiß der drei Parteien, der Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen zustande, das die Grundzüge für ein Schulunterhaltungsgesetz festlegte.

Natürlich mußten von beiden Seiten Zugeständnisse gemacht werden. Die Konservativen erklärten sich bereit, zu dem Zustandekommen eines Schulunterhaltungsgesetzes ohne eine allgemeine gesetzliche Regelung des Unterrichtswesens die Hand zu bieten. Sie gaben den schroffen Standpunkt auf, der neben der konfessionellen Schule die Entwicklung der Simultanschule

oder wenigstens einer Schule, die einer Mischung der Konfessionen Rechnung trägt, unmöglich machen wollte. Sie bequemten sich endlich einer Einteilung und Abgrenzung der Schulgemeinden an, die sich den Wünschen und Bedürfnissen der Liberalen wesentlich näherte. Die Liberalen dagegen machten das grundsätzliche Zugeständnis, von ihrem ohnehin unhaltbaren und undurchführbaren Grundsatz der konfessionslosen Schule abzugehen.

Es ist eine alte Erfahrung, daß das Ergebnis solcher Kompromißverhandlungen diejenigen, die außerhalb der Verhandlungen gestanden haben, niemals befriedigt. Immer wird es heißen, daß die eigene Partei zuviel, der Gegner zu wenig Zugeständnisse gemacht habe. Diesmal hatten namentlich die Nationalliberalen mit einer starken Opposition in den eigenen Reihen zu kämpfen. Besonders die sogenannten Jungliberalen glaubten in einer merkwürdigen Verkennung der realpolitischen Lage das Kompromiß brechen und eine starke Bewegung im Lande hervorrufen zu können, die die Veranlassung geben sollte, mit dem Prinzip der konfessionellen Schule überhaupt aufzuräumen. Diese Bewegung hätte man vielleicht inszenieren können, wenn es sich um das in Artikel 26 der Verfassung vorgesehene Schulgesetz gehandelt hätte. Aber dieses Gesetz war ja gar nicht in Frage; es steht noch heute als etwas der Zukunft Vorbehaltenes vor uns, und die große Prinzipienfrage ist trotz des Schulunterhaltungsgesetzes noch offen. Außerdem bin ich der Meinung, daß die Stimmung für die konfessionslose Schule bei den Liberalen überhaupt überschätzt wird. Es würde vielleicht glücken, einen Ansturm kirchlicher Ansprüche auf die Volksschule abzuwehren, aber zu einer Offensive gegen die konfessionelle Schule wird man es so leicht nicht bringen. Wer einen solchen Versuch mit untauglichen Mitteln unternimmt, würde nichts erreichen, höchstens einen Erfolg des Ultramontanismus, denn das Zentrum allein würde aus der Sache vielleicht einen Vorteil holen.

Die maßgebenden Leute im Parlament haben sich denn auch nicht beirren lassen. Die Regierung selbst versuchte anfangs der von ihr ausgearbeiteten Vorlage einen reaktionäreren Charakter zu geben, als das Kompromiß verlangte. Die Konservativen hätten also, namentlich im Angesicht der törichten jungliberalen Agitation, leicht einen Vorwand finden können, um im Sinne ihrer Parteianschauung mehr herausschlagen zu können, als vereinbart war. Es ist ihr unbestrittenes Verdienst, daß sie bei der Stange geblieben sind und der Versuchung, mit dem Zentrum den Raub zu teilen, widerstanden haben. Auch die nationalliberale Fraktion ist ehrlich auf dem Boden des Kompromisses stehen geblieben. Aber neue Schwierigkeiten entstanden durch die Bestimmungen über die Berufung der Rektoren und die Besetzung der Lehrerstellen, worin die Städte Eingriffe in das Recht der Selbstverwaltung erkannten. Diesen Bedenken konnte sich auch die nationalliberale Partei nicht entziehen, und es mußte auch in diesem Punkte ein Kompromiß zwischen den Parteien gefunden werden. Aber der ehrliche Wille, die einmal mit so vielen Mühen bewerkstelligte Verständigung nicht

wieder fallen zu lassen und unter allen Umständen etwas Positives und Brauchbares zustande zu bringen, war überall vorhanden, und so wurde in allen Streitpunkten eine Lösung gefunden, die dazu führte, daß das Gesetz im Abgeordnetenhause glücklich verabschiedet wurde.

Jedoch die scheinbare Nachgiebigkeit der Regierung gegen die liberalen Forderungen wegen der Lehrerberufung hatte inzwischen unter den Konservativen im Lande eine gewisse Verstimmung hervorgerufen, und nun lag die Gefahr nahe, daß das Herrenhaus durch den gewichtigen Einfluß seiner hochkonservativen Mitglieder dieser Stimmung nachgeben werde. In der Tat wurden bei der Beratung im Herrenhause verschiedene Beschlüsse zu gunsten der ländlichen Bezirke durchgesetzt, die gewissermaßen als ein Gegengewicht gegen die von den Liberalen erlangten Zugeständnisse in Sachen der Lehrerberufung gelten konnten. Es glückte aber den staatsmännisch denkenden Elementen im Herrenhause, vor allem dem ehemaligen Ministerpräsidenten Grafen Botho zu Eulenburg, die Kompromißbestimmungen über die Lehrerberufung vor dem Ansturm zu retten, so daß sie unangetastet blieben. In dieser wieder etwas veränderten Gestalt kam die Vorlage am 5. Juli an das Abgeordnetenhaus zurück. Das Haus beseitigte in seiner Beratung am 6. Juli zwar jene soeben erwähnten Beschlüsse des Herrenhauses, die von der Regierung selbst als unannehmbar bezeichnet worden waren; es bewies aber im übrigen so viel Entgegenkommen gegen alle sonstigen, vom Herrenhause noch gewünschten Abänderungen, daß das letztere nun, ohne seinem Ansehen etwas zu vergeben, am 7. Juli die wieder zurückgelangte Vorlage nach den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses annehmen konnte. So war die schwierige Sache endlich zum guten Ende gebracht, und der Landtag wurde an demselben Tage geschlossen.

Man muß, wie erwähnt, um die Bedeutung des Erreichten zu würdigen, seine Vorgeschichte im Auge behalten. Wir haben jetzt in Bezug auf die materielle und administrative Seite des Volksschulwesens ein klares Recht, das in wirtschaftlicher Beziehung viele Verbesserungen ermöglicht, die innere Entwicklung aber offen läßt. Man wird für die Ausgestaltung und Organisation des Volksschulwesens jetzt erfolgreicher arbeiten können, und wenn die Erfahrung ergeben sollte, daß die prinzipiellen Fragen einer neuen Regelung bedürfen, so mögen diejenigen Liberalen, die das neue Gesetz wie einen schweren Rückschritt beklagen, sich zum Troste sagen, daß die verfassungsrechtliche Lage die alte ist. Noch ist das im Artikel 26 angekündigte Schulgesetz nicht gegeben, noch sind die vorhergehenden Verfassungsartikel suspendiert. Es bleibt also das Kampffeld der Geister offen.

Auf die Besprechung des Schulunterhaltungsgesetzes können wir uns heute beschränken. Interessante Wahlvorgänge wären noch zu verzeichnen, aber es ist wohl besser, diese Fragen im Zusammenhange später zu besprechen. Ich verweise in dieser Beziehung auf einen späteren Monatsbericht.

Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke.

Von

E. v. Liebert.

IV.

Während alle Welt glaubte, dem deutschen Reichstage für seine kolonialen Bewilligungen in der Sitzung 1905/06 eine gute Nummer geben zu können, hat diese Sitzung am 26. Mai mit einem schweren Rückfall in die antikoloniale Strömung früherer Zeiten geendet. Die antinationale Mehrheit hat unter der Führung der edlen Trias Erzberger-Müller (Sagan)-Ledebour ab irato wegen der angeblich zu kräftigen Rede des Obersten von Deimling drei Regierungsvorlagen, die zwei Lesungen bereits passiert hatten und deshalb als bewilligt angenommen wurden, abgelehnt. Das deutsche Volk ist durch seinen Reichstag nicht gerade verwöhnt; man weiß, daß er unter dem Einfluß von Zufallsmehrheiten heute rechts, morgen links, heute Hü! morgen Hot! votiert. Schillers berühmtes Wort im Demetrius über die Mehrheit bezog sich zwar, als es vor hundert Jahren niedergeschrieben ward, auf den polnischen Reichstag, es könnte aber dreist heute auf das noch immer einer Inschrift entbehrende goldene Haus in Berlin gesetzt werden.

Die drei kolonialen Vorlagen, die am 26. Mai zu Fall gebracht wurden, waren von sehr verschiedener Bedeutung. Ob die höchste Kolonialbehörde Reichsamt oder Kolonialabteilung heißt, ist im Grunde nur eine Etikettenfrage, die einen halbjährigen Aufschub zur Not verträgt. Für die Ablehnung der Entschädigungssummen zu Gunsten der Ansiedler in Südwestafrika ist es schon schwieriger, eine parlamentarische Entschuldigung zu finden; denn dieselben Herren M. d. R., die soeben für ihre Entschädigung gesorgt, verweigern den unglücklichen Familien, die seit 2½ Jahren von Haus und Hof vertrieben und ihrer Habe beraubt sind, die notwendigsten Mittel zum Aufbau ihrer Farmen und zur Anschaffung eines Viehstapels. Wenn auch — trotzdem die Ansiedler unter dem Schutze des mächtigen Deutschen Reiches zu leben glaubten — eine Ersatzpflicht nicht anerkannt wird, so ist es mindestens eine Anstandspflicht des Reiches, den Geschädigten so weit wieder aufzuhelfen, daß sie ihre Wirtschaft neu einrichten können. Daneben sagt auch der gesunde Menschenverstand jedem, daß nur auf diesem Wege und nur durch diese erfahrenen und landeskundigen Landwirte das verwüstete Kolonialgebiet wieder wirtschaftlich erschlossen werden kann und nur so die Millionen wieder einzubringen sind, die der unselige Krieg verschlungen hat.

Digitized by Google

Über die dritte Forderung ist ein besonderes Wort zu sagen. Die erste Strecke der Eisenbahn Lüderitzbucht—Kubub war vom Reichstag bewilligt, weil nur durch Schienenverbindung mit der See den im Süden gegen die Hottentotten kämpfenden Truppen Verpflegung und andere Bedürfnisse zuzuführen sind, wenn man von den unerhörten Kosten loskommen will, die die Lieferung der Verpflegung von englischer Seite erfordert. Die Bahn bis Kubub (167 km) ist im Bau und sollte nun auf den Kriegsschauplatz selbst bis Keetmannshoop verlängert werden, um ihrem Zwecke wirklich zu genügen. Es lag hier also gar kein neuer Beschluß vor, sondern es war gewissermaßen die Bewilligung der zweiten Rate für einen angefangenen Bau. Von der Ausführung dieses Bahnbaues hängt aber fast ausschließlich die Beendigung dieses scheußlichen Krieges ab, der uns soviel Geld und Blut kostet. Daß nun wieder etwa weitere hundert Millionen an Kriegskosten durch die unpatriotische Beschlußfassung vom 26. Mai erforderlich werden, fällt allein auf das Konto des Reichstages, der ja in Budgetfragen allein verantwortlich ist. Das Volk trägt still, was ihm seine Vertreter auferlegen. Quidquid delirant deputati, plectuntur Achivi, heißt der alte Spruch in moderner Form.

Für das täglich fließende Blut unserer Truppen aber sollte die Reichsregierung sich doch mit verantwortlich fühlen. Und von diesem Standpunkte aus betrachtet erscheint es unfaßlich, daß der Reichstagsbeschluß über diesen Punkt als unabänderlich hingenommen ist und ihm getrost Folge gegeben wird. Es sollte sich doch in den Regierungskreisen eine Persönlichkeit finden, die in diesem Falle den Krieg als force majeure und den Bahnbau als unbedingt und sofort zu erledigen auf ihre Schultern nimmt. Es durfte der Reichstag entweder nicht verabschiedet werden, bevor die Bahn nicht bewilligt war, oder man baut die Bahn trotzalledem und erbittet nachher Indemnität. Das gegenwärtige bequeme laisser aller, das die verantwortlichen Organe so sehr lieben, kann als verhängnisvoller Vorgang später weiter wirken. Man gestatte das Beispiel: die deutschen Truppen stehen vor Paris, es bedarf des sofortigen Baues einer Umgehungsbahn mit voller Spurbreite, der vom Reichstage bewilligte Kredit ist aber abgelaufen. Sollen dann die Truppen vor dem Feinde darauf warten, bis der hohe Reichstag zusammentritt und in Kommission und Plenum die erforderlichen Summen bewilligt?! Was sollen denn unsere braven Südwestafrikaner sagen, wenn sie sich so schmachvoll vom Vaterlande verlassen sehen? Man sucht vergeblich in der Welt nach einem Lande, in dem außerhalb Deutschlands eine solche unbegreifliche Handlungsweise des Parlaments und ein solches Geschehenlassen denkbar wäre.

Der 26. Mai 1906 ist dem 1. Juli 1890 in der deutschen Kolonialgeschichte würdig an die Seite zu setzen; es ist der schmerzlichste Rückfall in die Kinderkrankheiten, die wir glaubten überwunden zu haben. Der deutsche Reichstag und das deutsche Volk ringen um die Palme in politischer Unreife. —

Leider ist von Südwestafrika immer noch nichts gutes zu berichten. Der Krieg zieht sich unausgesetzt in die Länge. Unter den schwierigen Gelände-,

Wasser-, Verpflegungs- und Transportverhältnissen des Südens ist noch keine Aussicht vorhanden, die einzelnen Banden der Hottentotten niederzuringen und dem Lande endgültig Frieden zu verschaffen. In dem Maihefte dieser Monatsschrift hat General von François ein anschauliches Bild von den elenden Zuständen dieses unglückseligen Landes gegeben.

Um wenigstens einen Lichtblick auf die dort entstandene Öde fallen zu lassen, seien die Fortschritte an dem Bau der Otavibahn kurz erwähnt. Im Laufe dieses Jahres hat man dort in jedem Monat 27 Kilometer fertig gestellt. Bei derartigem Vorrücken ist die Erreichung von Tsumeb (auf Kilometer 560) im Oktober dieses Jahres zu erwarten.[1] In Tsumeb ist man mit den Vorbereitungen für den Minenbetrieb eifrig beschäftigt. Es werden dort Häuser gebaut, und es wird ein großer Damm zum Ansammeln von Wasser angelegt. Es besteht die Hoffnung, daß die Arbeit derart gefördert werden kann, daß mit der Fertigstellung der Eisenbahn sofort der Transport der Kupfererze nach der Küste beginnt. —

Glücklicherweise liegen die Verhältnisse in Ostafrika wesentlich günstiger sowohl in allgemein politischer wie in wirtschaftlicher Beziehung. Die Aufständischen sind im Süden der Kolonie überall zu Paaren getrieben und unter schweren Verlusten auseinandergesprengt. In der Landschaft Mahenge und im südlichen Uhehe scheinen sie sich am längsten zu behaupten. Da April und Mai die große Regenzeit jener Landstriche sind, so sind der Schutztruppe die Operationen und die Verfolgung der Wilden sehr erschwert worden. Um so dankbarer ist dafür die nun beginnende kühle Jahreszeit, die jedenfalls gründlich zur Erledigung der letzten militärischen Arbeit ausgenützt werden wird.

Anfang Juni kam die Kunde von einem neuen Aufstande — diesmal aus einem nördlichen Gebiete der Kolonie. Ein Stamm der Landschaft Iraku soll sich erhoben und einen deutschen (oder burischen) Ansiedler gefährlich bedroht haben. Iraku ist eine von Europäern noch wenig betretene Landschaft auf dem westlichen Grabenrande des großen ostafrikanischen Grabens, südwestlich vom Manjarasee, sie liegt auf einer Meereshöhe von 1800 bis 2000 m, gehört also zu den für deutsche Ansiedlung in Aussicht genommenen Gebieten. Von der nächsten Militärstation Kondoa-Irangi ist sie 120, von der Station Moschi am Kilimanjaro 200 km entfernt, von Mpapua 300, von Kilimatinde 250, von Tabora 350 km. Es sind also Märsche von 6 bis 18 Tagen zurückzulegen, um die von den im Umkreise liegenden Militärstationen heranbefohlenen Truppen an Ort und Stelle zu bringen. Zum Glück reicht jetzt der Telegraph bis Tabora, so daß die nötigen Befehle im selben Augenblick alle diese Truppenteile erreicht haben. Vor wenigen Jahren war noch ein Botenlaufen von vier Wochen erforderlich, um einen Befehl von Dar es Salaam nach Tabora gelangen zu lassen. Und welche Schildbürgergeschichten haben sich begeben, bevor diese Telegraphenlinie

[1] Laut Telegramm des Gouverneurs hatte die Bahn am 4. Juli Otavi erreicht.

in Berlin zu erreichen war! Man darf nicht etwa darüber erstaunen, daß so viel Truppen und auf so weite Entfernungen in Bewegung gesetzt werden, um einen Häuptling niederzuwerfen. Alle die genannten Stationen sind nur schwach besetzt, haben aber weite Gebiete in Botmäßigkeit zu halten; sie können daher nicht entblößt werden, sondern nur Teile ihrer Besatzung abgeben. Die große Sparsamkeit in der Bemessung der Schutztruppe zwingt somit zu weiter Verwendung derselben, zu großer Beweglichkeit und bedeutenden Marschleistungen. Der „Aufstand" in Iraku darf vorläufig keine Veranlassung zur Besorgnis geben.

Endlich bequemt man sich dazu, die Telegraphenline von Tanga nach Mombo einerseits nach Wilhelmstal, dem Bezirksorte von Westusambara, andererseits nach Moschi am Kilimanjaro (1040 m Meereshöhe) zu verlängern. Es ist fast unbegreiflich, mit welcher Schwerfälligkeit und Langsamkeit sich solche selbstverständlichen Kulturanlagen auf deutschem Gebiete vollziehen, während wir doch auf englischem Grund und Boden die Konkurrenzlinien vor Augen haben. Infolge der Ansiedlungen neuerer Zeit zählt der Bezirk Moschi bereits über 400 Weiße.

Trotz der aufständischen Bewegung und der Kämpfe, die vom August 1905 bis in die letzte Zeit den Süden der Kolonie in Unruhe versetzt und die friedliche Arbeit gestört haben, hat die Handelsbilanz Ostafrikas in dem Rechnungsjahre 1905 wiederum um rund 4 Millionen Mark zugenommen (1903: 18 Mill., 1904: 23 Mill., 1905: 27 Mill.) Allerdings fällt die hauptsächliche Steigerung der Einfuhr zu; auf die Ausfuhr kommt nur ein Mehr von ½ Mill. Mark. Und auch diese geringe Zunahme der Ausfuhr hat ihren Ursprung fast ausschließlich in den deutschen Häfen der Binnengrenze (Muanza und Bukoba am Viktoria Nyanza). Die gewaltige Einwirkung der britischen Ugandabahn macht sich dort in jeder Richtung geltend, während die deutschen Häfen am Indischen Ozean, ohne Hinterland, d. h. ohne Eisenbahn, auf die Entwicklung des Landes in wirtschaftlicher Beziehung keinen Einfluß zu üben vermögen.

Zwei Fragen beherrschen den kulturellen Fortschritt in Ostafrika, die Arbeiter- und die Eisenbahnfrage und beide stehen wieder in ursächlicher Wechselwirkung mit einander. Seitdem Sisalhanf, Kautschuk und Baumwolle als Kulturen mit hohen Erträgen erkannt sind und immer neue Anlagen dieser Pflanzen entstehen, ist der Bedarf an eingeborenen Arbeitern in stetigem Steigen begriffen. Die Arbeitslust der einheimischen, speziell der Küstenneger hat aber nicht zugenommen. Die Bauarbeiten an der Bahnlinie Dar es Salaam—Mrogoro erfordern gleichfalls eine große Zahl von Arbeitern. Während so die Nachfrage bedeutend wächst, tritt die betrübende Erscheinung zu Tage, daß die Zahl der Karawanenträger, die früher regelmäßig zu vielen Tausenden aus dem Innern zur Küste kamen und sich häufig als Arbeiter verdingten, stark abnimmt. Die Waniamwesi und Wassukuma, die das beste Träger- und Arbeitermaterial stellen, fangen an einzusehen, daß der Karawanenweg von Tabora, dem Mittelpunkt des Binnenhandels, nach Muanza am Viktoriasee erheblich kürzer ist als der Marsch zur Küste des Indischen Ozeans. Sie bringen deshalb die einheimischen

Waren (Elfenbein, Kautschuk, Wachs, Rindshäute, Ziegenfelle, Groß- und Kleinvieh) zum See, und von dort führt sie die Ugandabahn nach Mombassa. Infolgedessen zeigen die deutschen Häfen keine Zunahme ihrer Ausfuhr, und zugleich herrscht Mangel an Arbeitern auf den deutschen Pflanzungen.

Sehr treffend hat deshalb Hauptmann Leue, der aus eigener Anschauung und Amtstätigkeit die Handelsverhältnisse Taboras und Bagamoyos genau kennt, in Nr. 13. der Kolonial-Zeitung vom 31. März 1906 auf die Notwendigkeit des Ausbaus der ostafrikanischen Zentralbahn hingewiesen. Er verspottet die neunmal weisen Professoren und Geheimräte, die jenen Bau dereinst verhindert haben, den wir Afrikaner als Lebensbedingung für die Entwicklung der Kolonie hinstellten. Es steht zu hoffen, daß sein Wunsch in Erfüllung geht, und daß die elende „Stichbahn" Dar es Salaam-Mrogoro, die 1907 vollendet werden soll, unmittelbar weiter ins Innere in der Richtung auf Tabora verlängert werden wird. Die wirtschaftlichen Forderungen des Landes müssen den Sieg über die Klügeleien einiger sogenannten „Kenner" davontragen. Tabora ist 918 km von der Küste entfernt, Port Florence, der Endpunkt der Ugandabahn, 934 km von Mombassa; die Engländer aber haben 1902 den Bahnbau bereits beendet. Wenn der deutsche Unternehmungsgeist dasselbe leistet wie der britische, dann wird der Handelsverkehr aus dem Innern der deutschen Kolonie wieder an die deutsche Küste gezogen werden, und die Bewohner der volkreichen Binnendistrikte werden nicht mehr als Träger, sondern als Arbeiter zur Küste gelangen, da sie nach halbjähriger oder Jahresverpflichtung auf einer Pflanzung mit der Eisenbahn bequem in ihre Heimat zurückkehren können. Andererseits wird es erheblich leichter sein als bisher, ganze Gemeinden aus dem Innern nach der Küste zu verpflanzen und sie hier dauernd anzusiedeln.

Sehr gründlich und sachlich ist diese brennende Arbeiterfrage in dem an dieser Stelle bereits früher genannten vortrefflichen Vortrage: „Koloniale Eingeborenenpolitik" des Bezirksamtmanns H. Zache behandelt, eines Beamten, der sich einer zehnjährigen Afrikaerfahrung erfreut. Er sagt: „Der Lohn- und Arbeiterkalamität kann nur irgend eine Form des Arbeiterzwanges abhelfen. Stellen wir uns einmal vor, daß wir mit unseren heutigen Machtmitteln an das Ende des fünfzehnten oder den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts zurückversetzt wären. Dann würde es nicht Utopie und Barbarei sein, mit einem Federstriche die gesamte Negerbevölkerung von Kolonien wie die unsere zu Sklaven seiner allerkatholischsten Majestät zu erklären. Man denke sich z. B. die sechs Millionen in Ostafrika unter genügender Aufsicht und Anleitung an vier Wochentagen für den spanischen oder portugiesischen König und an drei Wochentagen für die eigenen Bedürfnisse arbeiten, so würden sie materiell nicht schlechter leben als zur Zeit, an den Tagen aber, wo sie heute dahinträumen, die Kolonie in eine große wechselreiche Anpflanzung von Baumwolle, Kaffee, Hanf-, Öl- und Körnerfrüchten verwandeln und Eisenbahnen bauen. Wir würden in kurzer Frist ein Dorado haben, das sich getrost neben Indien nennen könnte,

denn es sind weniger Bodenschätze und Klima, als die Arbeitsamkeit der Eingeborenen, welche Goldströme in das Mutterland fließen lassen. Und wenn im Gegensatze zu diesem Bilde unsere und unserer Nachbarn Kolonien im tropischen Afrika unrentabel sind, so liegt der Grund wesentlich in dem humanen Zeitgeiste, der uns verbietet, unsere Machtmittel zu nutzen und den faulen Afrikaner zur Produktion zu zwingen. Wo aber noch ähnliche Konquistadoren-Tendenzen verfolgt werden, wie etwa im Kongostaate, da sprießen auch heute noch Schätze aus der Erde."

Auf Grund dieser Betrachtung kommt Herr Zache zu der Forderung, einerseits durch Auflage von Steuern, andererseits durch Einführung eines Arbeitszwanges (Einberufung aller erwachsenen Neger zu ein- oder zweijähriger Arbeitsdienstpflicht) den faulen d. h. kulturfeindlichen Eingeborenen zur Bestellung des Bodens zu nötigen und allmählich zu gewöhnen. Wenn wir aus dem reichen Lande mit seiner arbeitscheuen Bevölkerung tatsächlich etwas machen wollen, so müssen wir uns, nachdem die Steuergesetzgebung als zu milde und zu wenig wirkungsvoll sich erwiesen, zu dem zweiten hier vorgeschlagenen Mittel entschließen. —

Um der direkten Arbeiternot zu steuern, die durch den Aufstand, den Bahnbau und die Verschiebung des Verkehrs im Seengebiet entstanden ist, hat der Verband der deutschostafrikanischen Pflanzungen ein Arbeiter-Syndikat ins Leben gerufen und den Arbeiterkommissar H. A. Tomaschek zur Anwerbung von Arbeitern nach dem Seengebiet entsandt. Im Auftrage der Regierung weilt Regierungsrat Meyer, der frühere Bezirksamtmann von Tanga, in Muanza, um die Anwerbung nach Möglichkeit zu unterstützen. Außerdem soll Herr John Booth als ständiger Kommissar nach den Bezirken Uniamwesi und Usukuma geschickt werden, um Erhebungen über die Möglichkeit einer geregelten und dauernden Arbeiterbeschaffung aus diesen Gebieten anzustellen. Es darf mit Bestimmtheit erwartet werden, daß diesen vereinten Anstrengungen sachverständiger Beamter und gediegener Eingeborenenkenner gelingen wird, eine genügende Zahl von Arbeitskräften nach der Küste zu leiten.

Die große Schwierigkeit, den im Süden Ostafrikas schwebenden Aufstand vollständig niederzuwerfen und das Land dauernd zu befrieden, weist gebieterisch auf das Universalmittel hin, solchen Übeln ein für allemal vorzubeugen, den Bau einer Eisenbahn quer durch das aufständische Gebiet. Nie hätte der Aufstand sich von der Küste bis zu dem fernen Ungoni, nach Mahenge und weiter ins Innere ausbreiten können, wenn man einige Kompagnien der Schutztruppe sofort mittels Eisenbahn nach Songea zu befördern vermochte!

Seit einem Jahrzehnt besteht der Plan und das Projekt, eine Südbahn vom Hafen Kilwa kisiwani über Liwale, Songea nach Wiedhafen am Nyassa zu bauen. Als wirtschaftliche Unterlagen wurden bislang der Kautschukreichtum des Distrikts Liwale, der Vieh- und Kornreichtum des Bezirks Songea, die bedeutenden Handelsinteressen des Nyassagebiets und Britisch-Zentralafrikas

angeführt. Jetzt tritt noch das dringende politische Moment hinzu, daß ohne Eisenbahn die Stämme des Südens sich jeden Augenblick wieder erheben und unsere mühsame Kulturarbeit stören können, und daß selbst die fleißigen Wangoni (um Songea), die wir der friedlichen Kultur gewonnen glaubten, in die alte Wildheit zurückfallen, sobald sie durch das böse Beispiel ihrer Nachbarstämme angesteckt werden.

Das immer fleißige und um die Entwicklung unserer Kolonien bemühte „Kolonialwirtschaftliche Komitee" hat sich dieser wichtigen Frage angenommen und im Frühjahr 1904 zwei bewährte afrikanische Geschäftsleute, Herrn P. Fuchs und Herrn John Booth, beauftragt, die wirtschaftlichen Unterlagen für eine ostafrikanische Südbahn festzustellen. Die Reise hat ein Jahr in Anspruch genommen, das Resultat liegt jetzt in Buchform[1]) vor. Was an Material für die Beurteilung der schwebenden Frage herangeschafft werden konnte, ist hier tatsächlich zur Stelle gebracht. Die wirtschaftliche Geographie Ostafrikas hat eine bedeutsame Bereicherung erfahren. Herr Fuchs hat die Reisedarstellung, alles technische, kaufmännische und allgemein wirtschaftliche bearbeitet, in sehr dankenswerter Weise auch die Ugandabahn und den Viktoriasee bereist und die dortigen Einrichtungen, den See- und Bahnverkehr, die Tarifbehandlung als Muster herangezogen. Herr Booth hat mehrere vortreffliche Monographien über die Bezirke Songea und Langenburg, über Besiedelung, Getreidebau und Viehzucht in Uhehe und den anstoßenden Landschaften geliefert. Die Zahlen und Daten, die wirtschaftlichen Vorbedingungen, die praktischen Erfahrungen, die drohende Konkurrenz der Nachbarn — alles schreit förmlich nach Verwirklichung des Bahnprojekts, dem so so gut wie keine Schwierigkeiten entgenstehen, und dessen wirtschaftliche Rentabilität gesichert erscheint. Wird nun diese glänzende praktische Vorarbeit einen reellen Nutzen haben? Werden wir endlich aus dem endlosen Reden, Raten, Begutachten zur Tat gelangen? Werden Kolonialabteilung, Kolonialrat oder Kolonialgesellschaft den nötigen Anstoß geben, um das Unternehmen finanziell zu basieren und ins Leben treten zu lassen? Oder sollen wir noch ein Jahrzehnt warten, bis die Portugiesen ihre schon so lange auf dem Papier stehende Bahn Pombabay-Porto Arrojo gebaut haben werden?! Wer die deutsche Kolonialpolitik seit 1884 miterlebt hat, ist längst auf alles gefaßt.

Dasselbe Verdienst wie um die Südbahn erwirbt sich jetzt das Kolonialwirtschaftliche Komitee um die wirtschaftliche Erkundung für den Eisenbahnbau im mittleren Ostafrika, d. h. um die Verlängerung der Mrogorobahn.

Schon lange ist davon gesprochen worden, daß das Gouvernement von Ostafrika in der gesamten Kolonie Zivilverwaltung einzuführen beabsichtige, während bisher die Distrikte des Innern noch unter Militärverwaltung standen und die Offiziere der Schutztruppe diesen Verwaltungsdienst versahen. Ende

[1]) Paul Fuchs, Die wirtschaftliche Erkundung einer ostafrikanischen Südbahn. Kol.-wirtsch. Komitee.

Juni ward von offiziöser Seite folgende Nachricht den deutschen Zeitungen übergeben:

„Nachdem nunmehr der ostafrikanische Aufstand in den meisten Bezirken niedergebrochen ist, soll die durch seinen Ausbruch verzögerte Einführung der Zivilverwaltung in der Kolonie beschleunigt werden. Der Plan der Reorganisation der ostafrikanischen Verwaltung liegt bereits in allen Einzelheiten vor. Die Schutztruppe wird danach in Zukunft nur noch rein militärischen Zwecken dienen, abgesondert hiervon wird eine Polizeitruppe, die für Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung in den einzelnen Bezirken dient. Die ganze Zivilverwaltung wird dann ferner nur noch aus Zivilbeamten bestehen. Das Schutzgebiet wird in 19 Bezirksamtmannschaften und 3 Residenturen eingeteilt. 8 neue Bezirksämter werden in Moschi, Muansa, Kondoa-Irangi, Mpapua, Tabora, Udjidji, Iringa und Mahenge errichtet, die alten 11 liegen in Tanga, Pangani, Bagamojo, Dar es Salaam, Kilwa, Lindi, Langenburg, Wilhelmstal, Morogoro, Rufiji, Sjongea. Die Residenturen liegen in den auf höherer Kulturstufe stehenden Sultanaten im Bukobabezirk und in Usumbura. Diese werden nicht in unmittelbare Verwaltung genommen, die Residenten haben nur ein Aufsichtsrecht. Die Bezirksämter werden mit je zwei bis drei Beamten besetzt, die möglichst wenig wechseln sollen, um die Gewohnheiten ihres Bezirks besser kennen zu lernen. Zur Ausbildung der Polizeitruppen und zur Ausübung des Polizeidienstes sollen unter allmählicher Zurückziehung der von der Schutztruppe abkommandierten Unteroffiziere Polizeiwachtmeister angestellt werden, die sich aus ausgedienten Unteroffizieren der Schutztruppe rekrutieren. Die Polizeitruppe soll sich später auf 2 Offiziere, 120 Unteroffiziere, 1578 Mann belaufen. Die Schutztruppe steht unter dem Kommandeur und hat nur noch militärische Aufgaben, wie unser Landheer, sie greift nur ein, wenn sich die Kräfte der Polizeitruppen als zu schwach erweisen. Die Schutztruppe soll fortan aus 15 Kompagnien à 120 Mann bestehen, dazu kommen noch 1 Rekrutendepot, 1 Maschinen- und 1 Signalabteilung. Europäer hat die Schutztruppe: 72 Offiziere, 35 Ärzte, 18 Beamte, 169 Unteroffiziere. Die Gesamtstärke beträgt 295 Weiße und 2010 Farbige, zusammen 2305 Mann."

Die Nachricht kann nur mit Freude begrüßt werden; denn eine richtige stetige Verwaltung ist nur durch andauernd auf demselben Platze wirkende Beamte möglich. Den Offizieren der Schutztruppe aber wird dadurch der interessanteste und bedeutsamste Teil ihrer afrikanischen Tätigkeit entzogen, dem die meisten sich mit großer Liebe und vielem Verständnis widmeten. Ihre Beschäftigung wird in Zukunft sehr einseitig und viel weniger befriedigend sein als bislang.

In Kamerun wird einerseits an der Fertigstellung der Eisenbahn Duala—Manengubaberge gebaut, andererseits an der Verlängerung der Telegraphenlinien Kribi—Lolodorf bis Jaunde (um 160 km).

Eine interessante Beurteilung der Verhältnisse in Kamerun von englischer Seite findet sich in einer Zuschrift der in Kamerun ansässigen Handelsfirma John Holt an die „West African Mail“, datiert Liverpool, 16. 1. 1906:

„Darf ich mich einen Augenblick auf die deutschen Nachrichten in Ihrer Ausgabe des 12. d. M. beziehen? (In dieser war behauptet, die Gesellschaft Südkamerun trete in die Fußstapfen des Kongo-Freistaats.) Ich bemerke dazu, daß der Konzessionsgesellschaft Südkamerun die Berechtigung erteilt worden ist, 15000 Geviertkilometer Landes in Besitz zu nehmen und landwirtschaftlich zu verwerten, und nicht etwa nach belgischem oder französischem Muster auf sämtliche Buscherzeugnisse unter Ausschluß Anderer Beschlag zu legen. Vom internationalen Gesichtspunkt betrachtet, scheint es berechtigt und vom Verwaltungsstandpunkte aus politisch richtig gedacht, daß kapitalkräftige Leute derartig ermutigt werden, die Hilfsquellen Westafrikas zur Entwicklung zu bringen.

Der Grundgedanke des Übereinkommens ist meines Erachtens, daß ohne Benachteiligung der Eingeborenen an ihren Rechten die konzessionierte Gesellschaft mit einem gewissen Landbesitz ausgestattet werden soll, um darauf neuartige Kulturen zu betreiben. Gewiß ist das eine gesunde Politik, und auf solcher Grundlage gewährte Konzessionen haben eine grundverschiedene Bedeutung von den in der Freihandelszone des Kongo durch König Leopold und das französische Gouvernement erteilten.

In der deutschen Kameruner Konzession ist von Handelsmonopolen nicht die Rede. Die Berliner Akte soll Beachtung finden und zwar, wie ich die Sachlage verstehe, mit voller Wahrung der Handesfreiheit für alle und jeden, die ihre Waren gegen die Erzeugnisse des Urwaldes mit den Eingeborenen auszutauschen wünschen.

Warum, so frage ich, kann das französische Gouvernement die von ihm erteilten Konzessionen nicht nach denselben liberalen und verständigen Grundsätzen gestalten? Im französischen Kongo werden die Rechte des Eingeborenen und die Handelsfreiheit ausländischer Geschäftshäuser völlig mißachtet, mit Füßen getreten und vernichtet, anstatt daß es Zweck und Ziel des Gouvernements sein sollte, dieselbe Achtung den freiheitlichen Grundsätzen entgegenzubringen, wie sie in der Berliner Akte niedergelegt sind und von der deutschen Regierung stets befolgt wurden.

Von gewissen Leuten wird über die Kolonie Kamerun geurteilt, als ob sie wertlos sei. Solche Leute, so behaupte ich, wissen nicht, was sie reden. Die Deutschen haben sich an die Entwicklung dieser ihrer Kolonie in einer ruhigen, überlegten und verständigen Weise herangemacht, und ich zweifle nicht, daß sie in diesem Territorium eines der schönsten Stücken Landes besitzen, das in ganz Westafrika zu finden ist. Die Zukunft wird das beweisen.

Was inzwischen an der Regierungsgewalt liegt, so wird mit jedem nach Recht und Billigkeit verfahren, und die Entwicklung des Landes macht günstige und gesunde Fortschritte. Keine Kolonie der afrikanischen Westküste

hat einen gleichen Vorausgang in tropischer Landwirtschaft zu verzeichnen, wie die deutschen Pflanzungsgesellschaften in Nordkamerun. Bleibt der Friede gewahrt und erfolgt allmählich die Erschließung des Landes durch den Bau von Eisenbahnen, so steht dieser schönen Kolonie eine große Zunkunft bevor.

gez. John Holt."

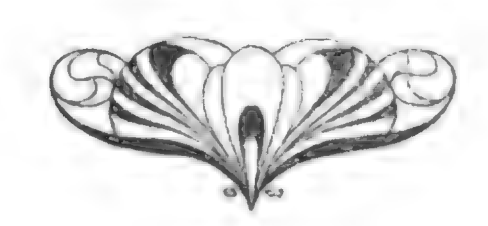
Es erscheint nützlich, von Zeit zu Zeit auch ausländische Stimmen über unsere Kolonien und koloniale Tätigkeit zu hören, um sie dem deutschen Pessimismus und der Nörgelsucht entgegenzuhalten.

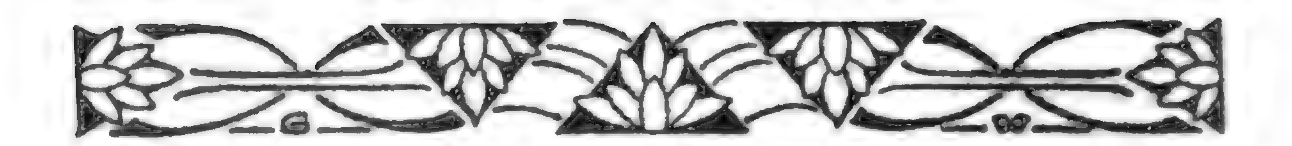
Den Schluß dieser Übersicht möge ein kurzer Blick auf den Handel der Samoagruppe bilden, der sich im letzten Jahre nach Einfuhr und Ausfuhr erfreulich gehoben hat. Die Zahlen selbst reden deutlich:

	Einfuhr	Ausfuhr
1904	2316878 Mark	1674881 Mark
1905	2881930 "	2028718 "

Somit ist die Handelsbilanz der Kolonie von rund 4 auf gegen 5 Mill. Mark gestiegen. Bei der Ausfuhr steht wie immer die Kopra obenan, doch mehrt sich jetzt schon der Ertrag der Kakaopflanzungen, und daneben beginnen neue Kautschukpflanzungen ins Leben zu treten. Die Besiedlung der Inseln nimmt zu, und hervorzuheben sind besonders die hier vorhandenen guten und billigen Arbeitskräfte. Die europäische Bevölkerung erstrebt lebhaft einen gewissen Grad der Selbstverwaltung, die voraussichtlich demnächst eingeführt werden wird. —

Immer wieder muß betont werden, daß trotz der gehässigen Anzapfungen unserer Kolonialbeamten seitens des bekannten Zentrum-Abgeordneten alle deutschen Kolonien sich in aufwärtssteigender Entwicklung befinden. Das arme Südwestafrika ist allein durch den unseligen Krieg von dieser Bahn verdrängt worden, auch dies wird den übrigen Kolonialgebieten wieder folgen, sobald die hohe Weisheit des Reichtags ihm die nötigsten Mittel dazu bewilligt.





Literarische Monatsberichte.

Von

Konrad Falke.

VI.

Otto Erler, Zar Peter (München, Verlag von Georg D. W. Callwey). — Samuel Lublinski, Peter von Rußland (München und Leipzig bei Georg Müller). — Albert Geiger, Tristan (Karlsruhe, J. Bielefelds Verlag). — Thomas Mann, Fiorenza (Berlin S. Fischer). — Alfons Paquet, Auf Erden (Herausgegeben vom Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein).

Wenn man von einer geistigen Pubertätszeit sprechen und diesen Begriff auf die Kultur eines ganzen Volkes anwenden darf, so befindet sich gegenwärtig Rußland in dieser Entwicklungsepoche. Der Zündstoff, der die Bomben der Anarchisten wie die Gewehre der Regierungstruppen knallen läßt, ist das Menschheitsbewußtsein Westeuropas, wie es sich zum letzten Male in der französischen Revolution emporgerungen und seither politisch auf konstitutioneller Basis immer mehr ausgebildet hat. Aber während heute der Zar und die ihm umgebende Bureaukratie die Forderungen eines unklar in Millionen Köpfen dämmernden Freiheitsdranges mit allen Mitteln zurückzudämmen versuchen, war es vor zweihundert Jahren nicht minder ein Selbstherrscher aller Reußen, der, seinem eigenen Volke zum Trotz, die elementaren Prämissen jener dem Absolutismus so gefährlichen westeuropäischen Kultur einführte. Das ist eine der bittersten Ironien der Geschichte: Peter der Große (gest. 1725) bekämpfte mit Knute, Strick und Schwert das konservative, strengkirchliche Altrussentum und rief als aufgeklärter Despot die Fremden in sein Reich, damit es sich ihre Errungenschaften aneigne und dem Ausland ebenbürtig und mit denselben Waffen furchtbar werde — heute dagegen ist Zar Nikolaus bemüht, die geistigen Postulate, wie sie auf dem von seinem großen Vorfahr urbar gemachten Volksboden von selbst aufstreben mußten, so viel wie möglich zu verneinen und zu unterdrücken. Würde Peter der Große, der so klar die wirtschaftliche Überlegenheit Westeuropas erkannte, in unserer Gegenwart nicht auch den politischen Fortschritt zur Selbstbestimmung als Zug der Zeit anerkennen, und wie stände er wohl zu Nikolaus, wenn dieser sein Sohn wäre? Die Frage läßt sich annähernd beantworten, denn Peter hatte einen Sohn, eben so schlaff von Charakter und reaktionär gesinnt wie Nikolaus, und er hat ihn, um sich seine Lebensarbeit und seinem Reich ihr Resultat zu retten, aus dem Wege geräumt . . .

Diese einleitenden Worte geben die Beleuchtung, in der wir als moderne Menschen Otto Erlers vieraktiges Drama „Zar Peter“ erblicken müssen, um sofort in ein aktuelles Verhältnis zu ihm zu treten. Sie legen gleichzeitig den alten tragischen Entwicklungskonflikt bloß: Vater und Sohn stehen gegeneinander, aber nicht so, daß der Sohn den zukunftsichern Fortschritt vertritt, sondern umgekehrt; da gibt es denn kein Sichlosreißen, kein Sichentfernen, es gibt nur ein Aneinandervorüber, wobei der eine zerbricht, und dieser eine ist, wider den normalen Gang der Natur, der Sohn. In allen Gesellschaftsklassen kommt es vor, daß der Sohn ein durch den Vater übernommenes und in die Höhe gebrachtes Geschäft nicht mehr weiterführen will, sodaß die Tradition frühzeitig abzubrechen droht — dieses Problem nicht nach gut naturalistischem Rezept in der kleinen Sphäre des Bürgertums, sondern auf der weithin sichtbaren Warte eines Kaiserthrones, hoch über der Niedrigkeit des alle Lücken schnell ersetzenden Privatlebens, behandelt zu haben (wodurch es jene Resonanz, jenes dem großen Drama nun einmal nötige tragische Relief erhält): das ist bei dem gegenwärtigen Stand unserer Literatur ein besonderes Verdienst des Dichters.

Der erste Akt führt uns durch Volksszenen in das Stück ein. Es ist Ostermorgen: das Gebaren und Gerede der Leute zeigt ihre Bigotterie wie ihren Haß gegen die vom Zaren ins Land gerufenen Deutschen; die im Hintergrund sichtbare Sloboda, die aus verteidigungsfähigen Steinhäusern errichtete „Fremdenstadt“ hebt sich im grellen Gegensatz von den schmutzigen Lehmhütten des Vordergrunds ab. Ein Einsiedler aus der Steppe gibt der Empörung aller rechtgläubigen Russen fanatischen Ausdruck und findet bei der Masse, die durch Peters Pläne die überlieferte Religion wie ihre private Behaglichkeit bedroht sieht, stürmische Zustimmung. Indessen kommen Leibgardisten des Zaren und verlangen im allerhöchsten Auftrag nach dem Zarewitsch, der in der Bude des Winkelwirts Wassili bei seiner Geliebten, der Hörigen Affrasja, weilt; sie müssen jedoch unverrichteter Sache wieder abziehen. Nun wendet sich die Wut des Volkes, das seinen Liebling in der Nähe weiß, aber in Gefahr glaubt, gegen Wassili, und wie der Bedrängte durchs offene Tor in die Fremdenstadt flüchtet, wollen sie, den Fall als willkommenen Vorwand benutzend, Feuer anlegen. Aber noch langt zu rechter Zeit Fürst Menschikoff an, der Vertraute Peters und Freund Alexeis, und auf sein Rufen erscheint endlich der Zarewitsch, unordentlich angezogen, im Türrahmen des verrufenen Hauses. Er vernimmt von Menschikoff, daß der kranke Zar mit ihm zu reden wünsche, und muß sein Kommen versprechen, obwohl er dem Vater, der ihm seine Mutter einer Dirne wegen in ein Kloster verbannte, nicht lieben kann. Da erscheint der Zar, dessen ungestümer Natur das Warten zu lange gedauert, in eigener Person auf dem Schauplatz, jagt voll Verachtung die aus ihrem Versteck hervorgeholte Affrasja fort und möchte den in so unwürdiger Gesellschaft betroffenen Sohn am liebsten mit dem Stocke nach Hause prügeln. In diesem Augenblick höchsten Zornes fällt der greise Gewaltherrscher in eine tiefe Ohnmacht, und Katharina, die ihm folgte und gerade recht zur Hilfe kommt, kann

bereits hören, wie einige Stimmen Alexei zum Zaren ausrufen. Aber Peter erholt sich: den prophetischen Einsiedler, der ihm mit bösem Bannspruch entgegentritt, schießt er kurzerhand nieder, dann steht er mit letzter Kraft auf, während alles auf die Kniee fällt, und geht nach der Sloboda. Von dort kommt ihm Menschikoff mit Soldaten entgegen, den Alarm damit entschuldigend, daß man „Alexei, Zar von Rußland!“ gerufen habe. Das bringt Peter vollends zur Besinnung; er läßt seinen Blick auf dem Zarewitsch haften, wie im Nachdenken sich über die Stirn streichend — „Mir ist, ich ging dich suchen, jedoch ich fand dich nicht. Ich muß dich finden. Ich lebe nur dafür. Hörst du mich, Alexei?“ — „Ja, Herr.“ — „So komm. Du sollst's beweisen!“

Dieser erste Akt gibt eine vorzügliche Exposition, in der die äußern Ereignisse das Symbol der innern Beziehungen bilden. Alexei hält sich nicht nur unter den fortschritt-feindlichen Altrussen auf, auch sein Herz fühlt mit ihnen und ihrer Religion und empört sich gegen die Neuerungen, die allen als das Werk des Antichrists erscheinen; der Zar forscht nicht nur durch die ganze Stadt nach dem Verbleib seines Sohnes, er will auch in dessen Innerstem erkennen, ob er der großen auf ihn wartenden Herrscheraufgabe gewachsen sei, und er tut es mit wildem Wort, weil er zu befehlen gewohnt ist, und mit ängstlichem Blick, weil er weiß, daß gerade hierhin kein Befehl reicht. Es ist ein Suchen und ein Fliehen und zuletzt ein äußerliches Sichfinden, das uns mit der spannenden Frage entläßt, ob auch das innerliche Sichfinden folgen werde.

Gewaltsam, wie es Despotenart ist, will der Zar seinem schwächlichen und ihm menschlich wie politisch fremden Sohne den Tüchtigkeitsbeweis abtrotzen. Wir befinden uns im zweiten Akte vor dem einst an die Türken verloren gegangenen Asow, dem sich Peter mit Heeresmacht bis auf Überfallsdistanz genähert hat, um es zurückzuerobern. Aber weniger an Asow liegt ihm, als daran, daß Alexei, der von dem Parforceritt her noch in totähnlichem Schlafe im Zelt ruht, es erstürmt und ihm mit der Stadt auch den Glauben an ihn gibt. Menschikoff weckt den Zarewitsch auf; er beklagt sich erst kleinmütig darüber, daß man ihn nie in Ruhe lasse, und preist dann seinem mächtigen Freunde als seine Lieblingsbeschäftigung die klösterliche Miniaturmalerei. Da kommt der Zar, fordert vor allen Bojaren und Generälen Alexei auf, ihm Asow wiederzubringen — Alexei unter dem furchtbaren Drucke des Augenblicks, verspricht es, und der Zar jubelt auf in rauh und rührend zugleich sich äußerndem Vaterglück! Doch kaum hat Peter den Sohn verlassen, so schaudert er auch schon zusammen vor dem zu vergießenden Blut, und klammert sich an jede Minute der Frist bis zu dem verabredeten Aufbruch; endlich fleht er Menschikoff an, ihn zu retten. Der Fürst läßt sich bewegen und verhilft dem Unseligen, den er trotz all seiner Schwäche liebt, zur heimlichen Flucht, die aber von der im Lager weilenden Katharina bemerkt wird. Es kommt zu einer Auseinandersetzung zwischen ihr und Menschikoff, die zeigt, daß sie ihm einst angehört hatte, dann aber an Peter, als an den Stärkern, übergegangen war. Zuletzt stürmt der zurückgeeilte Zar

ins Zelt und erfährt alles, weist das Anerbieten Menschikoffs, er selber wolle Asow nehmen, schroff ab, läßt ihn, wie er es dennoch tun will, wegen Widersetzlichkeit verhaften und reitet, nachdem er sich den Feind durch Hornsignale auf die Fersen gehetzt, nach Moskau zurück.

Dieser zweite Akt hat Klarheit in das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, zwischen Zar und Zarewitsch gebracht; es ist ein aus innerstem Gegensatz der Naturen heraus feindseliges. Jetzt ergibt sich als nächste und letzte Notwendigkeit für Peter: er muß noch vor seinem Tode den ins Ausland Entflohenen wieder in seine Gewalt bekommen, soll er sicher sein können, daß er — oder ein falscher Prätendent — nicht nachher wieder zurückkehrt und als Werkzeug der reaktionären Partei die Fremden mitsamt der mühsam von ihnen übernommenen Kultur aus dem Lande treibt. Aber nicht mit Waffengewalt, wie er es in der ersten Aufwallung als einzige Möglichkeit sah, sondern durch List zwingt er den Zarewitsch wieder in die russischen Grenzen.

Es ist eine Komödie im großen, im allergrößten Stil, was uns der dritte Akt bietet. Peter hat Alexei melden lassen, er sei an der fallenden Sucht gestorben, worauf der Zarewitsch wie vorausgesehen nach Moskau zurückkommt, sich die Krone aufzusetzen. Gleichzeitig befiehlt der Zar dem ihm seit Asow verdächtigen Menschikoff, mit dabei zu sein und wenigstens durch passives Verhalten, indem er stillschweigend den Freund opfert, seine Treue zu beweisen. Bis in den Kreml gelangt der Zarewitsch, bis auf den Thron, wo er seine Mutter und seine Anhänger, durch ein wohlvorbereitetes Spiel wie er ahnungslos, frohlockend um sich sieht. Aber nur ein kurzes Stündchen darf der sich so Zar fühlen, gerade solange, als er braucht, um unverkennbar seine reaktionäre Gesinnung zu zeigen, die Fremdenvertreibung und den status quo ante zu verheißen — da springt Peter, in dem der Vater bis zuletzt noch eine Wendung zum Guten erhofft hat, aus seinem Versteck hervor, reißt dem mißratenen Sohn Krone und Mantel ab und schlägt ihn tot. Zu spät wirft sich ihm Menschikoff entgegen, der jetzt, hat er schon einmal den Freund preisgegeben, mit dem absterbenden Tyrannen um die Herrschaft über das Reich zu kämpfen gesonnen ist. „Halt, halt! Wir beide nun, wir beide!“ ruft er dem Wütenden zu, und über der Perspektive, daß nach dem Fall des legitimen Erben die Tüchtigkeit des Emporkömmlings triumphieren wird, senkt sich der Vorhang.

Das dramatische Bild dieses dritten Aktes gehört gewiß zu den grandiosesten der neuern Bühnenliteratur. Hier bricht innerlich die Vaterhoffnung eines Menschen zusammen, der die Krone eines ganzen Reiches auf seinem Haupte trägt, und unter ihren Trümmern stürzend das eigene Fleisch und Blut zerschmettert; das aus besserer Erkenntnis erwachsende Verantwortlichkeitsgefühl des Herrschers setzte die privaten Interessen denen des ihm untergegebenen, ihm anvertrauten, von ihm mit wilder Leidenschaft geliebten Volkes nach. Und nun soll dieser Menschikoff, diese von einem Bäckerjungen zum Fürsten emporgestiegene Kreatur, den Platz einnehmen, auf dem sein eigener Leibesspross sich nicht behaupten konnte?

Der vierte und letzte Akt ist daher nach einer Szene, in der Peter zu den Abgeordneten der Zünfte von seinen Kulturidealen spricht, und nach einer Unter-

redung zwischen Menschikoff und Katharina, die Menschikoff sich endgültig wiedergewinnen will, in der Hauptsache der letzte Kampf Peters gegen den neuen Kronprätendenten. Menschikoff, den der Zar wohl erhöhte, dem er aber die Braut nahm, jenen nur vom Zarewitsch gewollten Sieg über Asow vorenthielt und den er den geliebten Freund zu verraten zwang, hat den Kronrat versammelt, vor dem ihn Peter als seinen Nachfolger bezeichnen soll. Doch statt diesem Ansinnen Folge zu leisten, will der Zar den versammelten Bojaren sagen, ein Narr habe sie geäfft, und bereits hat er sich im Handgemenge mit Menschikoff den Weg freigemacht — da stürzt er in der Aufregung von der zum Sitzungssaal führenden Verbindungsbrücke in den Hof, kann sterbend seinen Nachfolger nicht mehr deutlich nennen, und die Bojaren rufen Menschikoff zum Zaren aus. Menschikoff aber, um den Verdacht des Mordes von sich abzulenken, nimmt die Wahl nicht an und schlägt seinerseits Katharina als Herrscherin vor. Ihr, der aufs neue Gewonnenen, wird er als erster und nächster Ratgeber zur Seite stehen …

„Könnt' ich das sehen, Werkleute meines Volks der fremden Künste mächtig, ihr eigen Land erobernd!" So spricht, unmittelbar vor dem Begräbnis Alexeis, der Zar zur Delegation der Zünfte, um ihnen ein letztes Mal zu erklären, was ihn zum Tyrannen macht; aber wie er sie zu einem neuen Werke auffordert, stößt er wieder überall auf jenen trägen Widerstand, auf jene Stumpfheit der Masse, über die sich der heftige Mann bis zur Wut ereifern kann. Dieses Messiasschicksal, daß das Gute gerade von denen, die es beglücken soll, zurückgestoßen wird, ist die tragische Glorie, in der die Gestalt Peters des Großen erscheint, und in der Ursprünglichkeit seiner Barbarennatur, die unter diesem Fluch nicht erlahmt, sich nicht ergibt, sondern vielmehr in übermenschlicher Kräfteverausgabung sich selbst vernichtet, liegt ihr dramatisch unerschöpflicher Kern. Wenn Peter seine Herrscheraufgabe völlig erfaßt hat und ausführen will, nur es nicht kann, so ist sein Sohn Alexei ein Schwächling, der, was er sollte, weder will noch kann. Seine Aspirationen gehen aus dem Gefühl seiner Unkraft hervor und zielen lediglich auf die eigene private Behaglichkeit, und nur weil er diese gewährleistet sehen möchte, ergreift er für die Konservativen und Reaktionäre Partei. So ist er im Grunde eine harmlose Menschenblume, die auf einen viel zu hohen und rauhen Gipfel verweht wurde, aber gerade in ihrer hinvegetierenden Liebenswürdigkeit Männern der Tat wie eine Erfrischung auf dem Lebenswege erscheint. „Ich lieb' ihn, wie er geht und wie er lächelt, in all dem stillen Zauber seiner Jugend. Ich war verarmt an Liebe. Er bot sein ganzes Herz mir gläubig an. Ich kann ihn nicht entbehren!" So spricht Menschikoff über Alexei zum Zaren, und in diesem Freundschaftsverhältnis mit dem Zarewitsch hat er eine entfernte Ähnlichkeit mit Marquis Posa (wie denn überhaupt das ganze Stück, nur in umgekehrter Problemstellung, an den „Don Carlos" erinnert). Gleich dem Ritter, der „künftig ungemeldet vorgelassen wird", hält Menschikoff, ein ebenso edelmütiger als tatkräftiger und ehrgeiziger Mann, die Fäden des Ganzen in der Hand, jedenfalls verknoten sie sich in ihm, dem Vertrauten Peters, dem Freund Alexeis und dem Geliebten der Katharina, auf eine nicht eben einfache

Weise. Erst wie er den Freund nicht mehr retten kann, greift er nach der Krone, aber nur, um sie zu seiner eigenen Rechtfertigung einem andern Haupte aufzudrücken.

Vortrefflich und für Regie und Schauspieler gleich dankbar ist, wie Erler seine vier Akte mit immer wohlberechneter Steigerung zu stark wirkenden Bühnenbildern aufbaut. Von dramatischer Explosionskraft zeigt sich nicht nur die Szenenführung, sondern auch der meist in rasche Rede und Gegenrede aufgelöste, naturalistisch gefärbte Dialog erfüllt. Das Stück ist in Prosa geschrieben, doch nur scheinbar, nur für das Auge des Lesers, denn an unzähligen Stelleu läßt sich jambischer Rhythmus nachweisen. Offenbar war eine frühere Fassung als reines Jambendrama gedacht und dann zur Erlangung größerer Freiheiten und um hochmoderne Kritiker nicht schon beim ersten Anblick ungünstig zu stimmen in die jetzige Form mehr umgeschrieben als umgedichtet worden. Aus der Überlegung heraus, daß auf der Bühne die einzelnen Vorgänge sich ohne Unterbrechung folgen, hat der Dichter auch von der üblichen Einteilung der Akte in Auftritte abgesehen, was den Einblick in die Archtektonik des Ganzen nicht gerade erleichtert.

Otto Erlers „Zar Peter" ist das Werk eines Dichters, noch mehr, es ist ein Schritt und eine Tat auf dem Wege zu einer neuen großen dramatischen Kunst. Das Stück wurde wiederholt mit Erfolg am Dresdener Schauspielhaus aufgeführt und ging in letzter Zeit auch über einige andere deutsche Bühnen, aber ohne sich allerorts die ihm zukommende Beachtung verschaffen zu können. Soll es wieder aus dem Repertoire verschwinden, verschwinden nur deshalb, weil ihm nicht irgend eine Perversität Reklame macht und weil das Publikum weder Zeit noch Sinn hat, aus den fremden Masken das allgemein menschliche tragische Problem herauszuerkennen?

Es ist bezeichnend, daß unmittelbar nach Otto Erlers Drama, in einem nur nach Monaten zählenden Zeitabstand, ein anderer Autor ebenfalls Peter den Großen zum Helden einer Tragödie machte. Samuel Lublinski schickt seinem fünfaktigen „Peter von Rußland" außer einem Vorspiel auch noch ein Vorwort voraus, das sich „Der Weg zu Tragödie" betitelt und verkündet, der Verfasser habe den einzig richtigen gefunden. „. . . Wir sind unzufrieden (beim naturalistischen Drama), daß uns die Notwendigkeit unserer Zeit nicht in viel gewaltigerer Gestaltung vorgeführt wird . . . Würden auch die Starken diesem Zwang so ohne weiteres unterliegen, oder gibt es hier nur für die Schwachen eine Notwendigkeit? Dann könnte noch nicht von einem Schicksal unserer Kultur schlechthin gesprochen werden, das vielmehr erst beginnt, wenn sich ihm auch der Machtvollste nicht zu entziehen vermag . . . Nicht der zu früh Gekommene, sondern der eigentliche Vertreter, der reinste Typus einer Kultur, eines Jahrhunderts, eines Volkes wird eben deshalb zu einer tragischen Erscheinung . . . Die Gesellschaft sucht sich einen Einzelnen aus, der ihr Beauftragter wird, der sie zu Ende denkt und handelt. Aber gerade hier entzündet sich der tragische Funken, der zum Brande wird; an diesem Punkt entwickelt und verwickelt sich der unlösliche Konflickt. Das Kollektivwesen bleibt in animalisch-natürlichen Lebensbedingungen befangen und hat also keine sonderliche Eile, seine Konsequenzen zu verwirklichen. Sofern nur die Idee da und dort aus dem Dunst

schwach hindurchleuchtet und einige ihrer wohltätigen Wirkungen übt, dann ist das vielköpfige Ungeheuer zufrieden und will aus seinem vegetativen Behagen nicht aufgerüttelt sein . . . Es gibt keine andere Situation als diese eine: der Beauftragte der Gesellschaft, der eben deshalb von ihr gehindert wird, seinen Auftrag zu vollenden, obwohl er ihm nicht entsagen kann, ohne sich selbst zu verstümmeln . . . Diese Werke des Menschen, die ein Leben der Kultur ermöglichen, wachsen ihm über den Kopf und vernichten und verzehren ihn." Das sind einige der wichtigsten Sätze aus dieser Einleitung, die zeigt, wie man endlich wieder den Wert der historischen Tragödie zu erkennen anfängt. Noch immer finden sich in der weiten Halle der Geschichte jene Riesenlettern, mit denen allein man die Probleme der Gegenwart von den weltbedeutenden Brettern herunter nicht nur einem Parterre von Aestheten, sondern auch den Inhabern von Galerie- und Stehplätzen verständlich machen kann. Nur scheint mir, daß diese Einsicht, die Samuel Lublinski als ein Novum ausruft, auch Friedrich Schiller eigen war und daß der durch sie eröffnete Weg bereits vor hundert Jahren mit Erfolg betreten wurde.

Lublinskis poetische Kraft steht nicht auf der Höhe seiner kritischen Darlegungen. Kommt man gar von Erlers „Zar Peter" her, so erkennt man bald an dem verschieden starken Eindruck, den die beiden Werke hinterlassen, daß sein „Peter von Rußland" es nicht weit über eine krasse Haupt- und Staatsaktion gebracht hat. Diese unglaublich rohen und nichts als rohen Bühnenvorgänge mögen historisch richtig sein, aber sie hauchen eine erstarrende Kälte aus: neben der richtigen Einsicht in das Problem und seine Größe fehlt jene Liebe, die allein uns Fremdes menschlich nahe zu bringen weiß. Wir sehen allenthalben nur in eine absolute Barbarei hinein, in der auch Menschikoff so gut wie die andern steckt, wenn er mit Katharinas Halstuch, das sie ihm selbst reicht, den ohnmächtigen Zarewitsch erdrosselt. Eine Fülle lebendiger, in allen Nuancen der Blutfarbe gemalter Bilder zieht an uns vorüber, doch hat sie keine Meisterhand großlinig auf die dramatisch wirkungsvollsten und poetisch bedeutendsten Momente hin orientiert. Die Situation ist oft kraß und gewagt, und die Diktion wird, wo sie Mark und Kraft im Berliner Dialekt sucht, brutal oder komisch.

„Peter von Rußland" ist mehr das Werk eines Kritikers, der weiß, was not täte, als das Werk eines Dichters, der wirklich lebendige, durch Charakter und Schicksal menschlich ergreifende Gestalten zu schaffen vermag. Das behandelte Problem erweckt zwar theoretisch im Vorwort, nicht aber gleich stark im Stücke selbst unser Interesse: dazu fehlt der warme poetische Schmelz und Goldton (womit ich beileibe nicht blumige Reden meine!). Gleichwohl, auch Lublinskis Tragödie bedeutet in der Weiterentwicklung unseres Dramas ein erfreuliches Symptom für die Hinwendung zu höheren Zielen, nur daß man sie mit Einsicht und gutem Willen allein noch nicht erreicht.

* * *

Während von den beiden eben besprochenen Dramen das erste bereits aufgeführt worden ist, das zweite wenigstens die Möglichkeit dazu in sich trägt, werden zwei andere dramatische Dichtungen mit Sicherheit — und wohl von ihren Autoren auch vorausgesehen — Buchdramen bleiben.

Zugleich mit seinen „Ausgewählten Gedichten“ und seiner „Legende von der Frau Welt“ hat Albert Geiger einen „Tristan“ herausgegeben, „ein Minnedrama in zwei Teilen“, von denen sich der erste „Blancheflur“, der zweite „Isolde“ betitelt. Ein Lyriker behandelt hier das alte Thema des Gottfried von Straßburg, der uns lange vor allen Vererbungstheorien zeigte, wie an dem in verzehrender Liebe Glut gezeugten Sohne das leidenschaftliche Schicksal der Eltern sich wiederholt. Die bekannte Fabel erfährt weniger nach Seite der Aktion hin, die eine geradezu dürftige genannt werden muß, als in Bezug auf poetischen Gefühlsausdruck eine neue Ausgestaltung. Daß diese Version nach Richard Wagners ungeheurer Wort- und Tondichtung noch notwendig war, möchte ich freilich nicht behaupten, doch enthält sie immerhin Schönheiten. Der erste Teil „Blancheflur“, wo Geiger nicht im Schlagschatten des Bayreuther Meisters steht, ist der weitaus reifere (er allein hat auch, wenn ich recht bin, eine Aufführung erlebt). Dennoch kann ich auch hier keinen Dichter von prägnanter Physiognomie erkennen, und, was noch mehr von seinen „ausgewählten“ Gedichten gilt: neben sehr schönen Versen stehen solche, die auf einen bedenklichen Mangel an Selbstkritik schließen lassen. Ich will absehen von öftern rhythmischen Unebenheiten, Verlegenheits- und Bequemlichkeitsinversionen und nur aus dem Vorspiel zu „Isolde“ zitieren: „Denn deines toten Vaters das Vermächtnis an eine Welt, die er zu früh verließ, bist, Tristan, du!“ Was ist das für ein Deutsch?

Im Gegensatz zu dieser Dichtung, der zu tieferer Wirkung etwas Epigonenhaftes, Abgeblaßtes im Wege steht, gibt Thomas Mann in seinen „Fiorenza“ betitelten „drei Akten“ ein zwar ebensowenig dramatisches, aber nach Form und Inhalt künstlerisch originelles Bild einer längst vergangenen Zeit. Den sterbenden Lorenzo de Medici und den triumphierenden Savonarola zeigt es uns im letzten geistigen Ringen um Florenz, wundervoll personifiziert in der geheimnisvoll lächelnden Frauengestalt Fiore, die dem Fürsten einst mit den Sinnen sich gab und ihn jetzt gleichgültig verläßt, dem Mönch aber sich vor Jahren versagte und ihn so in sich selbst zurück und auf den Weg zu seiner Größe wies. Diese Handlung, die eigentlich keine ist, spielt am Nachmittag des 8. April 1492 in der Villa Medicea zu Careggi bei Florenz, in deren Hallen und Gärten wie in einem Mikrokosmos die geistigen Repräsentanten der Zeit sich versammeln und charakteristische Reden führen. Als das Wertvollste an dem Stück erscheint mir die philosophisch tiefsinnige und poetisch herrlich zum Ausdruck gelangende Weltanschauung, die diejenige eines Denkers ist und daher wieder zum Denken und Sinnen anregt, so besonders am Schluß durch das Zwiegespräch zwischen Lorenzo und dem Prior, das mit überraschendem Scharfblick in die Seelen leuchtet. Auf einer intimen Bühne von ersten Schauspielern vor einem gebildeten Publikum aufgeführt, würde dieses äußerlich in der Situation ruhende, innerlich von tausend Gefühlen und Leidenschaften bewegte Drama sicherlich eine nachhaltige Wirkung ausüben. Da dies aber diesseits wie jenseits der Rampen ideale Theaterzustände voraussetzt, so wird man sich vorläufig (und vielleicht immer) an eine andächtige Lektüre halten müssen. Unter den zahlreichen Lesern

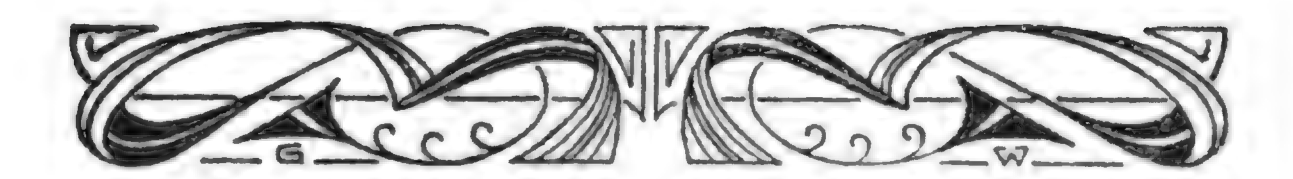
seiner „Buddenbrocks“ findet der Autor gewiß eine kleine Schar, die ihm gern durch Jahrhunderte zurückfolgt, um einen weltgeschichtlichen Moment im Privatgemach — und vom Privatgemach aus geschaut — in unmittelbarer Vergegenwärtigung mitzuerleben.

* * *

Der „Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein“ hat auf Subskription in einer bereits über die Hälfte gezeichneten Auflage von tausend Exemplaren ein interessantes, von J. V. Cissarz geschmackvoll ausgestattetes Werk herausgegeben. Es trägt die Überschrift „Auf Erden“ und will „ein Zeit- und Reisebuch in fünf Passionen“ sein; der Dichter heißt Alfons Paquet und ist noch keine sechsundzwanzig Jahre alt. Diese literarische Neuerscheinung hat den Wert eines Dokumentes — aus ihr allein könnten spätere Geschlechter ersehen, wie bei uns um 1900 von denen gedichtet wurde, die ich objektive Impressionisten nennen möchte.

Alfons Paquet ist wohl der konsequentesten einer. Wie schon der Titel besagt, hat er die Welt durchreist und macht uns nun mit seinen Erinnerungsbildern bekannt. Aber man erwarte nicht etwa, durch das Wort „Passion“ getäuscht, eine leidenschaftlich-subjektive Childe Harold-Stimmung. Der Dichter scheint im Gegenteil kein Herz zu haben, sondern reiner Intellekt zu sein, der sich zu einer unpersönlichen Kraft, Geschautes in Begriffen festzuhalten, sublimiert hat. Selbst in dem Gedicht „So sagt ein Sohn der Stadt von seiner Jugend“ (wie die meisten in freien, reimlosen Rhythmen geschrieben) wird der in Ich-Form gegebene Inhalt ja schon durch den Titel verallgemeinert. Indessen sind, was die Hauptsache ist, diese aus allen Weltteilen zusammengetragenen poetischen Ansichten durchweg mit künstlerischer Eigenart gezeichnet. Wenn sie trotzdem sehr bald eine bleierne Langeweile erzeugen, so hat das wohl seinen Grund in dem gänzlichen Fehlen persönlicher Schicksale. Fast möchte ich sagen, wir haben Illustrationen im Bädekerstil vor uns, die man zu Seite legt, solange man noch selber Welt und Leben anschauen kann und in keiner ewigen Dunkelkammer sitzt. Was hilft es, daß der Dichter auf jeder Seite seine scharfe Beobachtungsgabe beweist, wenn er über dem Beobachten der Welt außer ihm die Welt in ihm vergißt?

Es ist Ästhetentum vom reinsten Wasser. Wer mit dem nötigen Kleingeld alle fünf Erdteile durchstreift, der steht darum noch lange nicht „mitten im Leben“; das tut erst der, der dem unendlichen Gewebe gegenüber nicht bloßer Betrachter bleibt, sondern sich ihm handelnd und mitfühlend einfügt. Immerhin, das Buch, in dem man ohne seiner müde zu werden, keine zehn Seiten hintereinander lesen kann (woran auch die kleinen, steifen, finstern Lettern auf Riesenblättern mit schuld sind) — das Buch ist doch in seiner Art interessant: es verheißt zwar keine Zukunft, wie alles Unpersönliche; es führt uns fremde Länder und Menschen vor Augen, ohne daß unser Herz schneller schlägt; aber es bleibt ein Dokument dafür, wie sich die wissenschaftlich-objektive Betrachtungsweise in unsern Tagen selbst die lyrischen Dichter unterworfen hat.



Neue philosophische Literatur.

Von

Otto Siebert.

III.

Rudolf Eucken, Lebensanschauungen der großen Denker. — R. Falckenberg, Geschichte der neueren Philosophie. — O. Siebert, Was jeder Gebildete aus der Geschichte der Philosophie wissen muß. — W. Windelband, Die Philosophie im Beginn des 20. Jahrhunderts. — J. Reiner, Aus der modernen Weltanschauung. — Wilh. Schmidt, Kampf der Weltanschauungen im 19. Jahrhundert. — G. Hessenberg u. a., Abhandlungen der Friesschen Schule. — L. Nelson, J. Fr. Fries' Wissen, Glaube und Ahndung, neu herausgegeben. — A. Gille, Philosophisches Lesebuch. — Fr. Medicus, J. G. Fichte. — A. Bossert, Schopenhauer als Mensch und Philosoph. — E. Dennert, Bibel und Naturwissenschaft und Christus und die Naturwissenschaft. — G. Portig, Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwands II. — J. A. Fröhlich, Der Wille zur höheren Einheit. — G. H. Opitz, Grundriß einer Seinswissenschaft. — G. Runze, Metaphysik. — E. Adickes, Charakter und Weltanschauung.

Die philosophische Literatur der neuesten Zeit ist vorzugsweise historischer Art. Wir treten diesmal ohne weitere Einleitung an ihre Erörterung heran. Da begrüßen wir es zunächst mit ganz besonderer Freude, daß Rudolf Euckens „Lebensanschauungen der großen Denker" innerhalb Jahresfrist in neuer, sechster Auflage (Leipzig, Veit & Co.) erschienen sind. Wir haben über das Werk bereits in der Julinummer des vorigen Jahres in einem besonderen Aufsatz berichtet, es genügt daher heute die bloße Anzeige seiner Neuherausgabe und die Beifügung unseres Wunsches, daß sich das hochbedeutende Werk zu den vielen Freunden, welche es bereits gefunden hat, immer neue hinzuerwirbt, zumal es wie kein zweites geeignet ist, ein lebendiges Bild der Geistesarbeit der großen Geisteshelden von Plato bis zur Gegenwart zu geben.

Ein nicht minder wichtiges Buch ist das in gleichem Verlage in 5. Auflage erschienene Buch Richard Falckenbergs „Geschichte der neueren Philosophie." Sein Verfasser führt uns hier in 16 Kapiteln das geistige Ringen der Menschheit von Nikolaus Cusanus bis zur Jetztzeit vor Augen. Auch über dieses Buch haben wir in der Deutschen Monatsschrift schon früher berichtet. Wir wiederholen hier daher nur die Bemerkung, daß dasselbe ein Werk von eminentem Werte, besonders für die Studierenden ist; es ist ebenso unentbehrlich für Lernende wie für Lehrende, „gleichsam ein standard-work auf geschichtsphilosophischem Gebiet."

Wenn der Referent es wagt, im Anschluß an diese beiden bedeutenden Werke ein soeben von ihm selbst erschienenes Buch „Was jeder Gebildete

aus der Geschichte der Philosophie wissen muß; ein kurzer Abriß der Geschichte der gesamten Philosophie" zu nennen, so tut er es nicht aus eitler Selbstüberhebung, sondern um durch dasselbe die Gebildeten aller Stände zum Studium einer Wissenschaft zu veranlassen, die alle übrigen als universale umspannt und mit einer gemeinsamen Basis versieht. Leider wird das von vielen Gebildeten heute noch immer verkannt. Wir fügen daher aus dem Vorwort des genannten Werkes, gleichsam statt der fehlenden Einleitung zu diesem Bericht, eine kurze Apologie der Philosophie hier ein. Die Philosophie — so sagten wir dort — gilt heute trotz ihres neu begonnenen Siegeslaufs immer noch vielen als eine sehr überflüssige Wissenschaft. Nach den früheren Überzeugungen sollte sie der Bildung der Menschen ein Doppeltes leisten, sie sollte einerseits einen Grundstock von Überzeugungen zur Zusammenhaltung und Befestigung des geistigen Lebens gewähren, andererseits zur formalen Schulung des Denkens und zur sicheren Handhabung der logischen Gesetze wirken. Keiner kann diese Aufgaben heute als veraltet erklären. Die in vielen Kreisen heute noch immer bestehende Ablehnung der Philosophie kann also nur in der Meinung erfolgen, daß für die Lösung der Aufgaben unserer Zeit bessere Mittel und Wege zur Verfügung stehen als die philosophischen. Äußerlich angesehen, scheint die Sache auch so zu liegen: die Arbeit unmittelbar an den Dingen, die großen Komplexe des praktisch-politischen wie des wissenschaftlich-technischen Lebens scheinen tatsächlich auch eine intellektuelle Erziehung der Individuen zu bewirken. In den Hauptgruppen der Arbeit stecken allgemeine Überzeugungen, ja gewisse Lebensanschauungen; sie umfangen, wenn auch unvermerkt, jeden, der in die Arbeit eintritt, und gegenüber der Festigkeit und Anschaulichkeit ihrer Leistungen mag leicht alles Unternehmen der Philosophie unsicher und schattenhaft dünken. Zugleich sind jene Gebiete mit der Vollendung ihrer Methode eine unverkennbare Macht formaler Bildung geworden, indem sie ihre Jünger ohne viel Reflexion durch die eigene Kraft der Arbeit erziehen. So ist heute unleugbar, daß die Philosophie ein Monopol für die Entwicklung von Überzeugungen und für die Ausbildung des Denkens nicht mehr besitzt. Aber die neue Art hat doch gerade in dem, was ihre Größe bildet, nämlich in der engen Verbindung der geistigen Tätigkeit mit dem besonderen Vorwurf, zugleich eine Schranke. Zunächst ergibt sich daraus allein nach der Seite der Überzeugungen weder eine volle Klarheit noch eine genügende Universalität: keine volle Klarheit, weil die im Grunde wirksamen Überzeugungen nicht selbständig genug hervortreten, um zur Sache eigener Prüfung, Entscheidung und Verantwortung zu werden, keine genügende Universalität, weil jene Arbeit an den Dingen immer nur einen besonderen Kreis umfaßt und damit nur einen Teil der Wirklichkeit erreicht, so daß hier der Mensch nur allzu leicht hinter dem Naturforscher, Historiker, Politiker usw. verschwindet und die partikularen Lebensanschauungen bis zu schroffem Konflikt auseinander gehen, wodurch die wachsende Differenzierung der Arbeit zu einer immer größeren Gefahr für die innere Gemeinschaft der Menschheit wird. Nicht viel anders steht es mit der formalen Bildung, der ebenso ohne eine Mitwirkung der Philosophie die nötige Freiheit und Universalität

vollständig abgeht. Wie wenig vermögen oft in den einzelnen Gebieten unbestreitbar tüchtige Männer ihre Methode klar darzustellen und überzeugend zu rechtfertigen! Wie unsicher und unbehilflich erscheinen die Arbeitenden oft jenseits ihres Spezialgebietes! Kurz hier wie da bleibt eine Lücke, die auszufüllen ist. Aber auch als Gedankenwelt regt sich die Philosophie wieder kräftiger und gewinnt neuen Wert für den Menschen. Zunächst wirkt dahin die Tatsache, daß die einzelnen Wissenschaften selbst heute stärker als seit langer Zeit die in ihnen enthaltenen allgemeinen Probleme empfinden und in ihrer Entwicklung eine Anknüpfung an die Philosophie suchen. Wie stark wird heute die Geschichtswissenschaft von Problemen prinzipieller Art bewegt, wie lebhaft sehen wir solche von hervorragenden Juristen, Nationalökonomen und besonders Pädagogen ergriffen, wie energische Vorstöße in der Richtung der Weltanschauung werden heute von naturwissenschaftlicher Seite unternommen! Auch in der Theologie beginnt der vor einiger Zeit proklamierte Gegensatz zur Philosophie zu schwinden, und die Frage einer philosophischen Begründung der Religion ist immer lebendiger geworden. Die Wendung zur Philosophie aber, die sich hier in ruhiger Besinnung und allmählichem Aufbau vollziehen mag, wird zu einem unmittelbaren Bedürfnis zwingendster Art für den Gesamtstand des Lebens, für den Menschen als Menschen, je deutlicher geworden ist, daß wir uns heute inmitten einer schweren, geistigen Krise befinden. Die Verwicklungen des modernen Kulturlebens sind immer augenscheinlicher geworden, immer mehr haben wir statt Wirklichkeiten nur Phrasen und Unwahrheiten, statt Brot nur Steine in unserer sogenannten modernen Kultur gefunden. Die unermeßlichen Anregungen der letzten Jahrzehnte können sich daher für uns in einen reinen Gewinn nur dann verwandeln, wenn überlegene geistige Kraft sie umspannt, ausgleicht und innerlich erhöht. Hier liegt die große Aufgabe der neueren Philosophie, ja der gesamten Philosophie überhaupt, deren Geschichte wahrhaftig nichts weniger ist als die Geschichte der menschlichen Irrtümer. So grundverschieden die Systeme der Philosophie im einzelnen auch gewesen sein und noch sein mögen, so bilden sie doch ein gemeinsames Ganze, und die so alte Arbeit des philosophischen Nachdenkens ist nicht vergeblich gewesen, sondern hat heute zu einer in den großen Grundzügen einstimmigen Weltansicht geführt, deren Bild sich immer schärfer herausarbeitet. Um so mehr ist natürlich zu wünschen, daß sich das allgemeine Interesse der Philosophie wieder mehr zuwendet. Dazu will auch unser Abriß der Geschichte der Philosophie, der sich an alle Gebildeten wendet, behilflich sein. Der rührige Verlag (H. Beyer & Söhne-Langensalza) hat ihn auch äußerlich trotz billigen Preises (2,50 Mk. bei ca. 320 Seiten) sehr geschmackvoll ausgestattet, nicht um einen etwa minderwertigeren Inhalt zu übertünchen, sondern um dem Verfasser persönlich eine Freude zu bereiten. Das Buch wird inhaltlich besonders dadurch nicht ohne Wert sein, weil es im Anschluß an Rudolf Hayms hochinteressante philosophische Vorlesungen geschrieben ist.

Eine eigenartige Darstellung der Philosophie der Gegenwart bietet die von Windelband unter Mitwirkung älterer und jüngerer Fachgenossen herausgegebene Festschrift für Kuno Fischer „Die Philosophie im Beginne des

20. Jahrhunderts" (Heidelberg, Winter), in der berufene Vertreter der einzelnen Gebiete über den augenblicklichen Stand der Philosophie berichten. Nach drei formvollendeten Gedichten Otto Liebmanns zu Fischers 80. Geburtstage beginnt W. Wundt den Reigen der wissenschaftlichen Untersuchung mit einer Darstellung der Psychologie, die an Klarheit der Darstellung, Sicherheit des Urteils und vollständiger Beherrschung des Stoffs ihresgleichen suchen möchte. Auch die Darsteller der Ethik, Bruno Brauch, und der Religionsphilosophie, Ernst Tröltsch, haben sich ihrer Aufgabe vortrefflich entledigt. An sie schließen sich W. Windelband mit der Erörterung über die Logik, Emil Lask über die Rechtsphilosophie, Heinrich Rickert über die Geschichtsphilosophie, Karl Groos über die Ästhetik und nochmals Windelband über die Geschichte der Philosophie. Wir können die einzelnen Untersuchungen hier natürlich nicht näher verfolgen, das aber ist doch besonders hervorzuheben, daß sie alle ihren Zweck, den Leser zu orientieren, erfüllen. Wir sehen, wie die Philosophie der Gegenwart nicht dogmatisch abgeschlossen, sondern mitten im Suchen und Weiterstreben begriffen ist, inmitten einer fortschreitenden Bewegung steht. Verschieden sind die behandelten Gebiete, verschieden ist auch die Art der Behandlung, aber deutlich erscheinen in aller Mannigfaltigkeit gemeinsame Züge und geben dem Ganzen einen einheitlichen Charakter.

Zwei weitere, dem besprochenen ähnliche, äußerlich und innerlich aber zugleich auch wieder ganz anders geartete Bücher sind J. Reiners „Aus der modernen Weltanschauung" (Hannover, Otto Tobies) und Wilh. Schmidts „Kampf der Weltanschauungen im 19. Jahrhundert" (Berlin, Trowitzsch & Sohn). Trotzdem das Bedürfnis nach Aufklärung über die grundlegenden Fragen, welche die Menschheit bewegen, ein äußerst starkes ist, so ist es doch nur wenigen Auserwählten vergönnt, sich mit denselben zu beschäftigen, da die Fachliteratur schon durch ihre äußere Erscheinung auf den einem praktischen Berufe obliegenden Menschen abschreckend wirken muß. Um diesem Bedürfnis entgegenzukommen, hat Reiner versucht, in einer Reihe von Zitaten, die den Werken bedeutender Denker und Forscher entnommen sind und gleichsam die Quintessenz der Probleme bilden, ein übersichtliches Bild über die prinzipiellen Fragen zu entwerfen, die keinem gebildeten Menschen gleichgültig sein dürfen. Bei der Wahl der Zitate hat Reiner besonderes Gewicht auf die klare und kurze Fassung des Problems gelegt, damit sie einem jeden leicht verständlich sind und nicht ermüdend wirken. Besonders anzuerkennen ist, daß er den verschiedensten Auffassungen einen Platz einräumte und zuweilen absichtlich die größten Widersprüche, die bei den verschiedenen Autoren bei derselben Frage sich herausstellen, aneinanderreihte, um so den Leser zum Nachdenken geradezu herauszufordern. — Der Verfasser des anderen oben genannten Werkes, Wilhelm Schmidt, Universitätsprofessor in Breslau, ist einer jener rührigen Gelehrten, welche unbeirrt durch die wechselnden Strömungen des sogenannten modernen Denkens an dem idealistischen Fundament der christlichen Weltanschauung mit Überzeugung und Entschlossenheit festhalten. Sein neuestes Buch behandelt in schöner Darstellung die philosophischen Grund-

gedanken einer Anzahl von Philosophen und Naturforschern, die für die Bildung der modernen Denkweise von maßgebendem Einflusse gewesen sind. Besonders interessant ist an dem Werke, daß auch Schmidt die besprochenen Männer meist selbst zu Worte kommen läßt und, indem er ihren Gedankengängen folgt, die fehlerhaften Stellen ihrer Beweisführung aufweist und so die diesbezüglichen Systeme von innen heraus zerstört. Man wird auf diese Weise gleichzeitig mit den Meinungen der Hauptvertreter des modernen Denkens bekannt gemacht und über ihren Standpunkt auf die Höhe christlicher Erkenntnis hinausgehoben. Das Buch ist ein lebendiger Beweis dafür, daß die christliche Weltanschauung, himmelhoch erhaben über alle Surrogate, der Fremdling aus der andern Welt bleibt, der allein je länger je mehr aus allen Kämpfen zum wirklichen Frieden zu führen vermag.

Einer der hervorragendsten Philosophen der nachkantischen Zeit war Jakob Friedrich Fries gewesen. Fries hatte als das allein richtige Verfahren zu philosophieren die von Kant entdeckte Kritik der Vernunft herausgestellt, die nach ihm nach psychologischer Methode zu bearbeiten war. Dabei hat er die Kritik nicht selbst als Philosophie, sondern als das Philosophieren aufgefaßt, um zur Pilosophie zu gelangen. Vier Jahre nach seinem Tode (1847) vereinigten sich die Jenenser Professoren Apelt, Schleiden, Schlömilch und Schmid, um unter dem Namen „Abhandlungen der Friesschen Schule“ eine Reihe von Arbeiten erscheinen zu lassen, die den Beweis erbringen sollten, daß der Geist der kritischen Schule, wie sie von Kant gestiftet und von Fries weiter fortgebildet wurde, noch am Leben sei. Nachdem in 2 Heften zusammen 8 Abhandlungen erschienen waren, ging die Zeitschrift ein und bald auch die Friessche Schule; die Trümmer der Schelling-Hegelschen Dialektik begruben auch sie. Dazu kam der Umstand, daß seit 1866 einzelne Philosophen einen unmittelbaren Rückgang auf Kant und zwar unter Übergehung Fries' versuchten, denen sich in der Folgezeit immer mehr Forscher anschlossen, trotzdem gerade Fries die Kantischen Gedanken auf dem von Kant selbst eingeschlagenen Wege weiter fortzuführen und der Vernunftkritik der Kantischen Philosophie eine neue Grundlage zu geben versucht hatte. In Erkenntnis dieser Sachlage haben sich jetzt im Gegensatz zu den Neukantianern eine Anzahl jüngerer Forscher zusammengetan, G. Hessenberg, K. Kaiser und L. Nelson, und die „Abhandlungen der Friesschen Schule“ wieder ins Leben gerufen (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht), bisher in drei Heften. Bemerkenswert ist dabei, daß die Bewegung von Vertretern der Naturwissenschaft ausgeht. Wen die beiden Fragen interessieren: Welchen Wert kann die Philosophie von Fries und Apelt für die Gegenwart und die weitere Geistesentwicklung der Menschheit haben, und wie verändert sich durch die Kenntnis, die wir von jener Philosophie erhalten, das Bild der Kantischen Schulen? — sei eindringlichst auf diese Abhandlungen verwiesen, die ebenso durch philosophischen Geist wie historisches Beurteilungsvermögen ausgezeichnet sind. Wir verweisen dabei auch gleich auf die 1805 zuerst, jetzt von L. Nelson neu herausgegebene hochinteressante Friessche Schrift „Wissen, Glaube und Ahndung“ (Göttingen, Vandenhoeck

und Ruprecht), welche am besten in die Tiefen der Friesschen Gedankenarbeit einzuführen und das Interesse für eine Philosophie wachzurufen vermag, die wohl verdient, weiteren Kreisen bekannt zu sein, als es heute der Fall ist.

Gleich erwähnt mag hier ein Büchlein werden, das ich eine philosophische Chrestomathie nennen möchte, A. Gilles „Philosophisches Lesebuch in systematischer Anordnung" (Halle a. S., Waisenhaus). Das Buch will eine Brücke bilden zwischen dem Schulwissen und dem jenseits der Schule liegenden Streben, sowohl auf wissenschaftlichem wie auf praktischem Gebiet. Wenn es gelingt, die Arbeit der Schule philosophisch zu durchleuchten und zu einem harmonischen Ganzen zusammenzufassen, dürfte damit die beste Propädeutik für jedes weitere Studium der Philosophie gegeben werden und besonders den vielen, die ohne dieses Fachstudium zu pflegen, gar über die letzten Gründe nachdenken, eine Stütze geboten sein, damit sie nicht kritiklos den lautgepriesenen Philosophen des Tages anheimfallen. Nach einem einleitenden Aufsatz aus Zellers Vorträgen „über die Aufgabe der Philosophie und ihre Stellung zu den übrigen Wissenschaften" bringt Gille Lesestücke zur Erkenntnislehre und Logik, zur Psychologie, zur Rechts- und Staatsphilosophie und zur Ethik und Religionsphilosophie. Die herangezogenen Schriftsteller sind alle bekannte Philosophen, die Leseabschnitte meistens gut ausgewählt.

Endlich nennen wir unter den neuesten historischen Werken noch zwei Bücher, die sich mit Einzelpersönlichkeiten beschäftigen. Das eine ist die Monographie von Fritz Medicus über J. G. Fichte (Berlin, Reuther und Reichard), das andere eine Monographie über Schopenhauer von A. Bossert: „Schopenhauer als Mensch und Philosoph" (Dresden, R. Reißner), autorisierte deutsche Bearbeitung von Friedrich Norden. Die Schopenhauerliteratur ist keine geringe. Dennoch begrüße ich das genannte Werk eines Ausländers nicht ohne Freude. Der Übersetzer hat ganz recht: die vorhandenen deutschen Darstellungen der Philosophie Schopenhauers sind teils zu gelehrt, teils zu streng wissenschaftlich, die besten, wie die Werke Kuno Fischers, Joh. Volkelts und Rud. Lehmanns zu umfangreich oder zu viel voraussetzend, und unter den andern kaum eine, welche das Thema in so faßlicher, treffender und einleuchtender Weise behandelte, wie das Bossertsche Buch. Mit vollster Beherrschung des Stoffs läßt der Verfasser den reichhaltigen, verwickelten Grundriß der Gedankenwelt des Philosophen vor dem Geiste des Lesers entstehen, und weit entfernt, sie zum Gegenstand lauten Preises zu machen oder durch wohlfeiles Aufweisen innerer Widersprüche erledigen und abtun zu wollen, erreicht er durch glückliche Vereinigung der Probleme und durchsichtige Formulierung der Gedanken, daß das Große und Wahre in ihnen wie von selbst hervortritt. Das mit feinfühligem Verständnis gezeichnete Bild, das wir von Schopenhauer erhalten, läßt uns ihr geistiges Wachstum an den Berührungen mit den ihre Umgebung bewegenden Gedanken, an den Einwirkungen der Vorgänger, an den Erfordernissen des Lebens und der Wissenschaft mitmachen und bringt uns so auch ihre erhabenste Gedankenarbeit nahe. Hoffentlich findet das Buch in der deutschen stilistisch wie sachlich einwandsfreien

Übersetzung Nordens viele Leser. — Dasselbe wünsche ich Medicus' Monographie. Dieselbe enthält 13 Vorlesungen über den älteren Fichte, gehalten an der Universität Halle. Er versucht in ihnen „Verständnis für die Wissenschaftslehre zu vermitteln". Und in der Tat, man kann keine einzige Lehre Fichtes verstehen, wenn man über ihre Zusammengehörigkeit mit den Prinzipien jenes eigenartigen Gedankenbaus im Unklaren ist. Auch der Charakter Fichtes zeigt seinen ganzen Wert und seinen intimsten Reiz nur dem, der das System versteht, das sich auf eine persönliche Tat gründet, auf die Tat der Überzeugung. Leben und Lehre sind bei Fichte nicht bloß in Übereinstimmung, in einem gewissen Grade sind sie identisch. Die Einsicht aber darin, was die Wissenschaftslehre (Fichtes Hauptwerk) eigentlich gewollt hat, ist keineswegs unter den Gebildeten allgemein verbreitet. Jedermann kennt ein paar Formeln vom Ich, das sich selbst setzt, und vom Nicht-Ich, das sich nicht selbst setzt, aber viele haben keine Ahnung davon, daß sie damit doch noch nichts von der Wissenschaftslehre selbst begriffen haben. Medicus' Buch will helfen, solche Ahnungslosigkeit zu zerstreuen, und vielleicht kommt ihm hierbei die breite Darstellungsart, zu welcher er durch den mündlichen Vortrag genötigt wurde, zu statten.

Waren die bisher behandelten Werke mehr oder weniger historischer Art, so hat es natürlich auch nicht an neueren systematischen Werken in der Philosophie gefehlt. Im Grenzgebiete zwischen Philosophie, Religion und Naturwissenschaft bewegen sich E. Dennerts neueste Bücher „Bibel und Naturwissenschaft" und „Christus und Naturwissenschaft" (beide bei M. Kielmann in Stuttgart erschienen). Es sind zwei rechte Bücher zur rechten Zeit, geschrieben von einem Naturforscher, der für die Tatsachen des Geisteslebens und die Wahrheiten der Religion offene Augen hat, der weiß, daß christlicher Glaube und moderne Bildung keine Gegensätze sind. Ohne alle Verlegenheitsausreden und Scheinbeweise zeigt der Verfasser, daß man sehr wohl der Gesetzlichkeit alles Naturgeschehens zustimmen kann, ohne dabei an seinem Christenglauben irre zu werden. Beide Schriften sind ausgezeichnet durch einen reichen Inhalt, sodaß fast keine Zeit- und Streitfrage unerörtert bleibt, durch ruhiges und maßvolles Abwägen, durch die Gerechtigkeit, die dem Friedensvermittler gebührt und die der Naturwissenschaft gern und ganz das Ihre gibt und durch sehr häufige Berufung auf bedeutende Naturforscher der Gegenwart. Dennerts Bücher brauchen nicht empfohlen werden, sie haben sich ihren Leserkreis längst erworben. Möchten auch diese Schriften dazu beitragen, die wieder zurecht zu bringen, denen Ladenbergs und Haeckels Werke die Köpfe verwirrt haben.

Eine weite Verbreitung verdient auch der zweite Band von Gust. Portigs „Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes" (Stuttgart, M. Kielmann), der sich in demselben Gebiete bewegt, wie Dennerts Bücher. Konnten wir schon den ersten Band desselben in der Deutschen Monatsschrift warm empfehlen, so begrüßen wir diesen zweiten mit noch größerer Freude. Er bildet zu dem ersten Bande nicht bloß eine Ergänzung, sondern enthält eine Steigerung des Grundgedankens bis zum Schluß. Portig zeigt auch hier, daß die Ergebnisse

der Naturwissenschaften, sofern man dieselben nicht totschweigt oder absichtlich verdreht, „zu einer so großartigen Begründung der dualistischen (theistischen) Weltanschauung dienen, wie das vorher auch nicht entfernt möglich war".

Er wendet sich in diesem Bande an solche Leser, welche geneigt sind, aus der inneren und äußeren Gesamterfahrung der Menschheit eine Metaphysik von wenigen allbeherrschenden Urwahrheiten herauswachsen zu lassen. Darin liegt schon, daß er jede Metaphysik verwirft, welche nur ein Gespinst der menschlichen Vernunft ist; entpuppt sich doch eine solche nur zu oft als eine gesteigerte Logik des bloßen Verstandes. Portig stellt die unbedingte Forderung auf, daß jede wahre Metaphysik der Gegenwart und Zukunft sich auf die Gesamterfahrung der Naturwissenschaft zu gründen habe. Es ist das um so beachtenswerter, als Portig sich nicht gescheut hat, einzelne gefeierte Naturforscher rücksichtslos entthronen zu helfen. Freilich hätte er sein Buch nicht schreiben können, wenn nicht in den letzten zehn Jahren ein Umschwung in den Naturwissenschaften eingetreten wäre, in welchem diese noch lebhaft stehen. Bis 1895 herrschte die allein seligmachende Dogmatik des Monismus in einer Anzahl von Größen, deren überlebende Anhänger heute meist finster grollend beiseite stehen, denn heute ist das ganz anders geworden. Wer Augen hat zu sehen, sieht auch, daß es mit einem materialistischen Monismus so ziemlich vorbei ist. Portig sieht die grundfalsche Urvoraussetzung dieses Monismus darin, daß die Zahl 1 als die Urzahl Gott und Welt bestimmt; ein grund- und ursachloses Geschehen ist ihm ein Widerspruch in sich selbst. Gott und Welt unter ein derartiges Geschehen stellen heißt ihm, den Zufall, die Willkür, die Unvernunft zum Weltprinzip zu machen. Darum ist die Urzahl die Zahl 2; die Zweiheit ist die Urgrundlage aller Gesetzlichkeit in Gott und Welt. „Die Zweiheit als Weltprinzip haben die Ergebnisse der neuesten Mathematik, Physik, Chemie, Astronomie und Biologie objektiv zwingend in ihrer Gesamtheit bewiesen; an dem Nachweis meines Weltgesetzes aus der Erfahrung des Weltalls hängen die ewigen formalen Grundlagen von Religion und Sittlichkeit, von Kunst und Wissenschaft; auf diesem Weltgesetz ruht der Glaube an Gott und Welt als der Einheiten von unveränderlichen und veränderlichen Größen."

Ein Forscher, der wie Portig in einer langjährigen Arbeit den verschiedenen Gebieten von Natur und Leben nachgegangen ist, ist der Dresdener Arzt J. A. Fröhlich. Sein neuestes Werk ist ihrem Zusammenhange unter dem Gesichtspunkte des Willens zur höheren Einheit näher getreten. Es ist ein und dasselbe göttliche Gesetz, so zeigt der „Wille zur höheren Einheit" (Heidelberg, Winter), das unser Wesen nach den drei Richtungen des Fühlens, Wollens und Erkennens in der Idee des Schönen, Guten und Wahren beherrscht: der Wille zur höheren Einheit, das Gesetz der steigenden Einheit in der Liebe. Im Willen zur höheren Einheit, der wirksam in allem Geschehen von der physischen Bewegung zur sittlichen Freiheit aufsteigt, geht uns das Wesen und die treibende Kraft der Idee auf. „Nicht rückwärts weist uns diese auf ein ewig verlorenes Paradies platonischer Urbilder, in deren weiche, umriß-

lose Verschwommenheit wir uns einbetten möchten, wenn uns die rauhe Wirklichkeit schmerzlich getroffen, vorwärts weist sie, um gerade in der Wirklichkeit des Lebens sich immer wieder zu verwirklichen. Der Idealismus ist der fruchtbare Realismus der Zukunft, der im Wesen der Dinge liest und aus ihm immer neue Schätze der Einheit emporhebt." Diese Idee ist im menschlichen Geiste zum Selbstbewußtsein gekommen, wodurch eine neue Basis der Entwicklung entstand, die sich nun über die physische Kausalität der natürlichen Bedingungen erhebt und diese in steigendem Maße ihrem Fortschritt dienstbar macht. Unser Leben ist kein Traum eines transcendentalen Subjekts, sondern eine Zeit des Wirkens, der Arbeit und des Werdens, eine Phase der Entwicklung zu höheren Zielen. Zu welcher Höhe, zu welchen Formen unser Sein aber auch in der kommenden Entwicklung emporsteigt, die stets nur die Folge der vorangegangenen ist, „es werden Formen neuer Arbeit, neuen Ringens um die höhere Einheit sein, wenn auch einer Arbeit höherer Art und höheren Glückes voll!" Es ist ein kerngesunder Idealismus, der Fröhlichs Buch durchzieht; möchte der Ausspruch Carlyles, den er dem Buche als Geleitwort gab, sich an ihm bewähren: „Wer sagt, was wirklich in ihm ist, wird auch trotz aller Hindernisse Menschen finden, die ihm zuhören."

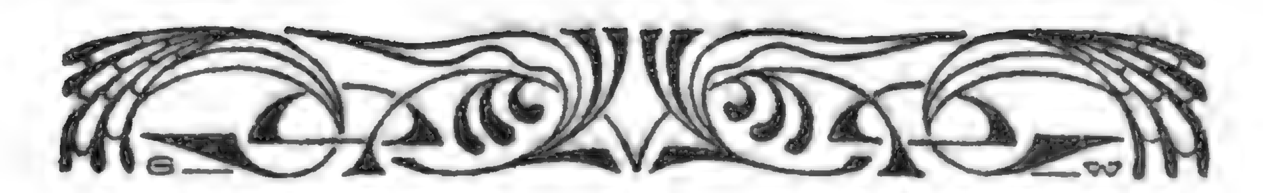
Befanden wir uns bei den genannten Werken auf philosophischen Grenzgebieten, so betreten wir endlich noch mit drei neueren Werken das direkte Gebiet der systematischen Philosophie: H. G. Opitz: Grundriß einer Seinswissenschaft (Leipzig, Haacke), Georg Runze: Metaphysik (Leipzig, J. J. Weber) und Erich Adickes: Charakter und Weltanschauung (Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr). Der Verfasser des erstgenannten (dreibändigen) Werkes, Geheimrat Opitz, ist zur Zeit Rittergutsbesitzer und vielbeschäftigter Landtagsabgeordneter in Sachsen; er ist also kein „Zunftgelehrter". Um so respektabler ist seine Leistung. Die „Seinswissenschaft" ist für Opitz identisch mit der Philosophie; er definiert sie als die Wissenschaft von der inneren Erscheinung unseres Ich und dessen Verhältnis zur sonstigen Welt der Dinge. Opitz steigt hier zu einer alle Wirklichkeitserscheinungen in sich fassenden Urkraft und zu einem Urwillen auf, die wir als höchsten alles erschaffenden und alles erhaltenden Gott vorstellen müssen, in welchem auch die Wurzeln unserer höheren Erkenntnis und unseres höheren Wollens zu finden sind. Wer sich für die tieferen Menschheitsprobleme interessiert, sei eindringlichst auf Opitz' Werk verwiesen, das sich neben seiner Gründlichkeit und Gedankenschärfe durch große Verständlichkeit besonders auszeichnet, zumal sich der Verfasser redlich bemüht hat, alle terminologische Belastung von ihm fernzuhalten, ohne dabei der Verständlichkeit des Ganzen Eintrag zu tun. — Georg Runze ist Professor an der Universität Berlin; er ist ein hochgelehrter Philosoph, dessen Name durch bedeutende philosophische Werke einen guten Klang besitzt. Seiner im gleichen Verlage erschienenen „Dogmatik und Religionsphilosophie" hat er für Webers „Illustrierte Katechismen" die „Metaphysik" folgen lassen. In dem gegenwärtigen Entwicklungsstadium der Philosophie wäre schon viel gewonnen, wenn anerkannt würde, daß die Metaphysik als

eigenes Forschungsgebiet nicht nur möglich, sondern notwendig ist und daß die Bearbeitung auch dieses Gebietes in der Lage ist, nach wissenschaftlicher Methode zu verfahren. Freilich setzt diese Erkenntnissphäre mehr als irgend eine andere Wissenschaft voraus und darum wird der besonnene Metaphysiker zufrieden sein, wenn er den Ansprüchen, die an seine Arbeit gestellt werden könnten, so weit genügt, daß sie über die Probleme orientiert und, soweit möglich, neue Lösungsversuche anregt. Das aber ist in Runzes Metaphysik durchaus der Fall. Besonders lehrreich ist dabei seine erkenntnistheoretische Voraussetzung, die Abhängigkeit alles Urteilens von der Sprache. Das Runzesche Buch ist keine leichte, aber für den tiefer forschenden Gebildeten um so dankbarere und lehrreichere Lektüre. — Endlich wollen wir auch Adickes akademische Antrittsrede, gehalten am 12. Januar 1905 in Tübingen, betitelt „Charakter und Weltanschauung", nicht unerwähnt lassen. Er zeigt in ihr, wie die Weltanschauung immer vom Charakter abhängig ist. Die weit auseinandergehenden prinzipiellen Entscheidungen in den großen metaphysischen und religiösen Problemen weisen auf ebensoviele Menschentypen als auf ihren eigentlichen Grund zurück. Verschiedenartig je nach dem Charakter sind die Ansprüche, die Herz und Gemüt machen. Ihnen entspricht das Weltbild, dem der Einzelne sich mit innerer Notwendigkeit zuwendet. Lange mag er hin- und herschwanken, schließlich aber setzt sich doch seine innerste Lebenstendenz durch und drängt ihn in die seiner Eigenart gemäße Weltauffassung hinein. Bei ihrer weiteren Ausgestaltung spielen zwar zeitliche und örtliche Einflüsse oft eine bedeutende Rolle, aber das eigentlich Richtunggebende ist die Persönlichkeit. Um das zu beweisen, sucht Adickes gewisse Typen von Menschen und Weltanschauungen aufzustellen, die gegenseitig aufeinander hinweisen und gewisse Gemeinsamkeiten nnd Gesetzmäßigkeiten geistigen Seins und Werdens zum Ausdruck bringen. Diese Typen kommen zwar nur sehr selten rein und unvermischt vor, aber je schärfer und einseitiger jemand einen Charaktertypus zum Ausdruck bringt, desto mehr wird er auch in eine bestimmte metaphysische oder religiöse Richtung hineingedrängt und findet nicht eher Ruhe, fühlt sich nicht eher heimisch in der Welt, als bis er die ihm gemäße Weltanschauung gefunden hat. Wo eine solche äußerlich freie, innerlich gebundene Entscheidung stattfindet, bestimmt der Charakter die Weltanschauung unmittelbar. In den andern Fällen geschieht es nur indirekt: man unterwirft sich dieser oder jener äußern Autorität, und diese ist es dann, die einem die metaphysischen oder religiösen Ansichten zuweist.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an **Dr. Otto Hötzsch**, Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart", alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den **Verlag Alexander Duncker**. Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.



„Ich stand in tiefem Morgendunkel auf dem Faulhorn, um den Sonnenaufgang zu erwarten. Vor mir lag die Jungfraukette, mir zunächst die mächtige, steil abfallende, schwarze Wand des Eigers. Mühsam erkannte ich in ihr die drei kleinen Galerieöffnungen wieder, die von der Jungfraubahn bei Station Eigerwand aus dem Felsen gebrochen sind. Wie aus drei winzigen kleinen Laternen leuchtete jetzt das elektrische Licht in die Dämmerung hinaus.

Noch einmal durchfuhr ich in Gedanken jene Bahn, voll Bewunderung für das Werk der Schweizer Ingenieure, die dort tief im Innern des Felsens Tag und Nacht mit ihren italienischen Arbeitern und deutschen Werkzeugen sich immer weiter aufwärts bohren. Die große Kurve im Bergmassiv, die hinter jenen Galerieöffnungen der Eigerwand aufsteigt, hatte mich wenige Tage zuvor, am Eröffnungstage, an die andere Seite des Berges gebracht, auf die „Eismeerstation", die bis dahin höchste. Ich sah schon im Geiste die Bahn sich unter dem Jungfraujoch hin der Stelle nähern, wo ein elektrischer Aufzug direkt zur eisigen Höhe der Jungfrau hinaufführen soll; alle Schwierigkeiten schienen vor der hier waltenden zielbewußten Energie moderner Technik gewichen, . . . da plötzlich röteten sich die höchsten Bergspitzen und die Riesenmassen der Gletscher und Firne wurden von einem großen Licht in Glut getaucht, das überraschend hinter mir aufgegangen war. Verblaßt und verschwunden waren die drei kleinen Erdenlichter drüben in der Eigerwand — und mit ihnen all' meine stolzen Gedanken! —"

Schluß des Vortrags zur Feier des 50jähr. Bestehens des Vereins Deutscher Ingenieure gehalten von Wilhelm v. Öchelhäuser über „Technische Arbeit Einst und Jetzt". (Verlag J. Springer, Berlin.)

Das Borntier.

Erzählung aus dem Westerwälder Volksleben.

Von

Fritz Philippi.

I.

Die Hasselbächer konnte einer sonst auf unterschiedliche Dinge fragen, soweit auf der Welt rund herum, als einer vom Höllenkopf aus sehen kann. Leicht blieb einem Hasselbächer der Mund nicht offen stehen wie ein leerer Schäferwagen auf der Heide.

Aber, weshalb der Nixe Jakob das Borntier hieß? Darum konnte einer doch erst zwei- dreimal ums Dorf laufen, ehe er eine Antwort auflas.

Kränk! Das war doch so, daß der Nixe Jakob den Namen bei sich hatte, so gut wie sein gestricktes Wams und seine verbogenen Beine täglich und nächtlich zu ihm gehörten? Und weil das so war, mußte es so sein. —

Denn alles was ist, muß so sein und hat seinen Grund von Anfang an, sonst wäre es nicht so. Das predigt in Hasselbach der Umkreis von Himmel und Erde von Kindsbeinen an.

Also war es auch eine Naturnotwendigkeit, und der Nixe Jakob war darauf geboren, daß er das Borntier genannt war. Er konnte den Namen nicht mehr von sich losbringen, weil er sonst ohne einen Namen in der Welt herumgelaufen wäre und die Leute im Dorf dazu hätten greifen müssen, ihn kurzweg „gut Freund" oder „Landsmann" zu heißen, vielleicht auch noch „Dicker", wie jeder Hergelaufene auf der Landstraße heißt.

Denn, wer der Nixe Jakob war, darauf mußte sich jeder erst besinnen. Es gab einen Nixe Unterdörfer und eine Nixe Jane, das geizige Katzenauge. Aber den Nixe Jakob ohne das Borntier hätte sich der Briefbote vor jeder Haustür ausfragen können, selbst wenn er die Brieflichkeit jedesmal laut vorlas.

Es sei denn, daß auf dem Papier geschrieben stand, da oder dort auf dem „Wald" sei ein Brunnen auszuräumen, weil dem das Geläuf vollstecke bis zum Bornhals. Dann freilich war kein Zweifel mehr möglich, wen die Schriftlichkeit betreffe.

Wer auf der Hasselbächer Welt stieg sonst in einen dunklen Brunnen um die Kost und wenig Entgelt, wer ließ sich vom kalten Wasser stundenlang die Beine herauf bis an den Leib fühlen, ohne sich alle neunundneunzig Krankheiten auf einmal zu holen? Wer lag auf dem Bauch im Schlamm und riß und zerrte, knurrte und hielt eine harte Widerrede mit irgend wem unten im stockdüsteren Loch?

Nur der Nixe Jakob, das Borntier!, der allerdings, wenn er von solch einer Brunnenreinigung wieder zu Tag stieg, aussah, als müsse schleunigst ein gelehrter Mann herbei, den Nixe Jakob zu begrüßen als den verlorenen Urmenschen, das langvermißte Bindeglied in der Ahnenreihe des Menschengeschlechts mit der vormenschlichen Art, die bisher in märchenhafter Tiefe lagerte mit wenig Knochen, jetzt aber leibhaftig mit Haut und Haar auftauchte am Sonnenlicht.

Der Nixe Jakob aber tat dann ganz altgewohnt, als falle ihm nach seinem Aufstieg aus der Unterwelt weder bei sich noch bei der augenscheinlichen Höhenentwicklung der Menschheit irgend etwas Bemerkenswertes ein; er schüttelte sein Wams, leerte die langen Stiefel aus, und alsbald setzte er wieder die krummen Beine auf den Weg, dorthin, wo er hergekommen war.

Weiter war nichts. Nur gab jetzt der Bornhals reichlich Wasser, zum Zeichen, daß das Borntier an ihm gewesen war.

Warum aber der Nixe Jakob mit einer solchen Leidenschaft sich daran begab, jedem Brunnen in den Leib zu kriechen, und was er für ein Tier bei sich rumoren hatte, daß er zuletzt unten in der Tiefe „rasige Ärb't machte", bis er aus den Röhren die langen grünen Gewächse herausgerissen hatte und befriedigt geiferte und knurrte?

Das mußte wohl das Borntier in ihm sein? Oder, wer konnte daraus klug werden, was so längs in den Röhren, tief hin, manchmal von der Quelle bis zum Bornhals sich aufhielt und der Bornleitung alle Luft benahm, daß der Quell am Ersticken war . . . ob das das Borntier war?

So oder so, der Nixe Jakob lebte in Hasselbach als das Borntier. Fertig! — Es ist ja ein Fortschritt der Gegenwart, daß heutzutage ein Geschichtenschreiber nicht mehr alles allein zu wissen braucht, weil unter seinen Lesern viele die Gescheidtigkeit mit Löffeln essen, während er sich hinter den Ohren kratzt und den Kopf schüttelt über das seltsamste Erdgeschöpf, den Menschen. —

Das Borntier hieß aber doch einmal im Leben der Nixe Jakob; zunächst, als er noch vor der Hausschwelle und um den Mist herumkroch, später in der Schule vor dem aufgerichteten Stab „Wehe", und als ihm auf der Pfarr' die Augen im Kopf rund herum gingen. Und zuletzt noch, aber das haben die Hasselbächer mit vereinter Kraft geträumt, als der Nixe Jakob auf die Freite ging und die Möglichkeit unternahm, zu seinen krummen Beinen ein Gegenstück zu finden.

Wie gesagt, ich traue dem Nixe Jakob dergleichen nicht zu, glaube vielmehr, daß ihm die Ehe — das lebenslängliche Zusammensein mit einem so völlig fremd gearteten Lebewesen in Röcken und geringelten Haarschwänzen — ein Brunnen war, der einzige, in den er Furcht hatte zu steigen. Jedenfalls ist der Nixe Jakob ein Einspänner geblieben; er hauste allein in der Hütte wie der Schnegel,[1]) und war mißtrauisch bis in die Haarborsten, wenn ihn auf Weg und Straße die andere Hälfte der Menschheit ansprach.

Es muß aber berichtet werden, daß sein Mißtrauen nicht ohne deutlichen Ausweis war. Denn ein Teil der Weiblichkeit in Hasselbach in dem trunknen Lebensalter, wo der Mensch das Leben ansieht als einen Kirmestanz — Juchhuh und glatte Bahn voraus! — trieb es zeitlich so arg mit dem Nixe Jakob, daß die Vermutung mindestens für Hasselbach nicht von der Hand zu weisen ist: Die Menschheitshälfte mit dem zarten Kinn und dem buntverschnürten Mieder sei nicht ohne etliche Boshaftigkeit.

---

[1]) Schnecke.

Dabei will ich gar nicht lange darin mengen, daß die Mädchen wiederholt dem Nixe Jakob Liebesbriefe schrieben oder gar ihn andichteten. Sie hätten ebenso gut der Stalltür oder ihrer Bettlade Mitteilung von ihren Gefühlen machen können. Der Nixe Jakob las Schreibebriefe mit Blumensträußen und Vögelchen gar nicht.

Aber schon viel dreister wars, daß die Weiblichkeit dem Nixe Jakob zu nachtschlafender Zeit an sein Schneckenhaus heranrückte und sich an den eisernen Türklinker hing.

Beim Backhaus im Oberdorf, täglich umqualmt vom beißenden Holzrauch, ab und zu, wie es sich traf, wieder einmal himmelab gewaschen, stand des Nixe Jakob Stammhaus in einer Stellung, in der es kein Mensch lange aushielte. Für das wetterbraune Hüttchen aber war es die beste Weise, sich mit seinem Dasein abzufinden. An der Haustür hatte es überkrustetes Schnitzwerk und einen eisernen Klinker.

So meldete man sich in Altväterzeiten an, indem man den Klinker auf das Türeisen fallen ließ. Jetzt ist kein Klinker mehr im Dorf. Die Hasselbächer, die zum Nachbar wollen, stoßen mit dem Fuß die Tür auf.

Damals soll sich in Winterszeit eine Merkwürdigkeit mit dem Klinker offenbart haben. Immer, wenn der Jakob samt allem Zubehör im Bett lag, schlug der Klinker von selber aufs Eisen. Dann aber, so oft der Jakob feindlich bös vom Bett sprang, gar mit der Geißel vom Fenster aus gegen die Tür schlug, war keine lebendige Seele zu spüren, als sei niemand getroffen als die Tür; und draußen steht die Nacht samt ihren Sternen.

Damals soll die Boshaftigkeit beim Backhaus gestanden und ein Seil gehalten haben, daran der Klinker gebunden war. Und über das Seil sei zuletzt der Nixe Jakob gefallen, während vom Backhaus ein meckerndes Gelächter die Gasse hinabsprang über den Schnee.

Wer mochte aber nach solchen Erfahrungen dem Nixe Jakob übel nehmen, daß er dem unbekannten Teil der Menschheit die herkömmliche Wertschätzung versagte und es für richtiger hielt, wenn auch unser Herrgott bei der Erschaffung der Menschen es bei einer Sorte gelassen hätte, anstatt hinterher als eine vorerst nicht beabsichtigte Schöpfung dem Adam das zackermentsche Weibsvolk beizugesellen.

Aber das alles hatte der Wind längst von der Straße gefegt, und die Wolken hatten es fortgetragen von der Heide hinter die blauen Berge. Der Nixe Jakob war nur noch das Borntier, keinerlei Geschlechts, sondern eine Art für sich. Er wußte nicht, daß es eine ungeschriebene Ordnung gibt: Wer sich von dem Weibe entfernt, vereinsamt unter seinesgleichen. —

Es ist eine kuriose Sache. Nach alldem hätte nur ein ganz klein wenig dazu gehört, weniger als man unter dem Nagel leiden kann, und das Borntier wäre, nachdem der Nixe Jakob tot war, auch einmal unter Tag oder über der Erde im Bett unvermerkt aus der Welt gegangen. Dann hätte man, wie immer in Hasselbach, einem im Umkreis der hohen Tannen bei der Kirchhofsmauer die Knochen aus der Ruh gerissen mit Karst und Schippe, weil er lange genug gelegen und ein andrer eilends an seinen Platz müsse; hätte der Erde ins aufgesperrte Maul die alten Knochen samt dem neuen Bissen hineingestopft und das Gras wachsen lassen, wie es wollte.

Aber ein ganz Kleines war genug, um das Borntier wie einen Stein loszulösen vom Brunnenrand . . ., und der Stein stürzt in wahnsinniger Eile ab, bis er unten aufschlägt und tief und still im Brunnen liegt, als denke er nach, wie mit einem Mal die Bewegung über ihn kam.

Es müsse doch in ihm gesteckt haben, sagte hinterher die Hasselbächer Weisheit und ließ den Brocken, den zu kauen ihre Zähne zu wackelig waren, wieder aus dem Mund fallen.

Das Borntier war in der Hasselbächer Welt dazu geboren und am Leben, Brunnen zu fegen und nebenbei ein Labsal zu sein für die Augen.

Und starb fernab von der Heide im Zuchthaus.

II.

Immer zur gleichen Zeit im Sommer, wenn in den Städten weitab, daß man nicht hinsehen kann vom Höllenkopf, die Gassen und Stuben sich auftun und die Leute auf kurze Zeit hungrig zur grünen Weide laufen, stiegen Fremdlinge auf aus den tiefern Tälern, denen alles, was sie sahen, neu und blitzblank vorkam, die Heide, der Himmel und die Wolkenzüge, die mit Sack und Pack über die Hasselbächer Welt hinreisten nach der Unendlichkeit.

Solche Fremdlinge machten mit Übereinstimmung die Hasselbächer darauf aufmerksam, welch ein wunderlich Gewässer der Erdbach sei.

Kaum hatte der am untersten Haus vom Dorf in den grünen Wiesen die Tagwässer von der Heide, die verborgenen Rinnsale und was aus den Borntrögen plätschernd überlief, in sich versammelt als stattlicher Bach, zog es ihn alsbald vom Tageslicht wieder in die Tiefe. Knapp so weit von den weißen Häusern über dem grünen Grund, daß man den lautesten Schreier im Dorf und bissigsten Hund noch hörte, ließ sich der Bach spurlos von der Erde aufschlucken.

Im Kleingrube-Loch wich auf den Umkreis einer Hofgerechtigkeit das Weichbild der Äcker zurück und ließ noch die letzte Erdfalte ein wenig

überhängen, ohne den nackten Kalkstein zu verdecken, der wie ein gebleichtes Gebein steil aus der Grube ragte. Dort lief der Erdbach erst gradaus auf den Fels zu, als wolle er mit ihm zusammenrennen, und schlüpfte dann willig unter ihn hinein wie die Schlange ins Loch. Es geschah so unerwartet, daß jeder fragte: wo ist der Bach hin?

Und nur ein dumpfes Rauschen gab Antwort aus der Tiefe.

Die Fremden, die nicht Zeit hatten, gingen kopfschüttelnd weiter und die Hasselbächer schrieen Hüh-hot um das Kleingrube-Loch herum seit Altväterzeiten und meinten: es wüßte doch jedes Kind, daß der Erdbach im Kleingrube-Loch verschwand.

Das wurde mit einem Mal anders. Wie auf Befehl änderten die Hasselbächer beim Kleingrube-Loch ihr Verhalten, hielten die Kuh am Horn und deuteten mit der Peitsche nach dem Loch, schrieen sich zu und wollten etwas wissen. Gleich ging die Sage ins Dorf zur Wirtsstube und am Abend zu dem runden Holz vorm Gemeindehaus: Warum läuft das Borntier strackfort ums Kleingrube-Loch herum?

Dazumal wars, als das furchtbare Unwetter den breiten Grund heraufquoll wie ein brüllendes Untier, das Feuer speit gegen Himmel und Erde, und vorm Höllenkopf stehen blieb im Toben, daß der Tag schwarz wurde. Denn der Kopf ließ das Unwetter nicht hinfahren über seinen Scheitel. Nachher gingen die Hasselbächer hervor unter ihren Dächern, wollten nach ihren Kartoffeläckern schauen und ob das Heu den breiten Grund hinabschwamm, um wiederzukehren am Nimmermehrs-Tag. — Das Kleingrube-Loch war angefüllt von erdigem Gewässer, das tosend die Fahrt suchte nach dem Grund und weil es warten mußte, grollend aufrauschte, ehe es zur Tiefe fuhr.

Da sah es der erste, und als die Hasselbächer den Kopf wandten, hatte das Borntier die Hände in den krummen Hosen und hing den Kopf über das Kleingrube-Loch wie über eine große Suppenschüssel.

Was war zu tun? Seit dem Unwetter war es eine Neuigkeit in Hasselbach, nach der jeder fragte, ohne den Zweck, den jedes Ding hat, zu wissen. Das Borntier hatte sogar einem Brunnen abgesagt, weil er seine Zeit jetzt tagtäglich ums Kleingrube-Loch herum ablief.

Als einer der Ihrigen sich vornahm, was die Fremden taten, war das Kleingrube-Loch plötzlich keine Alltäglichkeit mehr am Rand der Fußsohlen, sondern eine Neuigkeit. Jeder aß und fragte, warum das Sondergewächs, das wie ein Mensch aussah und das Borntier hieß, sich dort umtrieb, als sei es das wichtigste Geschäft, und er müsse ihm genau die Zeit abpassen.

War dem Borntier von irgend etwas eine Botschaft zugekommen, die er für sich behielt und nicht laut sagte nach der Gewohnheit der Hasselbächer? Wälschte der Bach mit seinen rauschenden Wassern ihm etwas in die Ohren, was keiner verstand? Ei, war am Ende im Kleingrube-Loch etwas aufzufinden, was sich lohnte, daß einer herging und seine Zeit hineinwarf, Zeit, wozu ein gesetzter Mann auf der Welt ist, um Brot und Geld zu verdienen?

Die Neugierde stieg den Hasselbächern bis an die Herzkaute: das Borntier hatte etwas dabei, das mochte nun grad sein, wie es wollte!

Einer, der die Hasselbächer Welt von Jugend auf in den Augen und jeden Stein unter den Schuhnägeln hatte, stand, als gewahre er neuerdings etwas, was keiner merkte!

Schließlich tat sich das größte Maul in Hasselbach auf, trat zu dem Borntier hin an den Erdbach und fragte. Der Bürgermeister sagte nichts weiter als: „No?“ und warf die Augen nach dem Kleingrube-Loch. Und als das Borntier schwieg, nahm der Bürgermeister auch die Pfeife aus dem Mund und spuckte unzweideutig nach der Tiefe.

Da wandte sich das Borntier und stand von der Zeit ab nicht mehr am Tag wie ein Wegstock draußen vorm Dorf im Feld.

Nun fing aber der Nachtwächter an und hatte Traumgesichte, oder war halbwach, weil er gleichzeitig „Tut-tut“ machte: im Kleingrube-Loch sei in stockdüsterer Nacht ein Werks, ein Werks! Dort brenne ein natürliches Licht, oder etwas Lichtähnliches, verweile auch nicht auf einem Fleck, sondern bewege sich an den Felsen hin und her, recke sich empor und tauche wieder unter, als habe es die Nacht gefressen.

Der Nachtwächter sagte auch dreist vor allem Volk, während das Jane, sein Weib, ihn an sich riß: Wenn sich noch einer willens finde, der gesonnen sei, als ein starker Mannskerl mitzumachen, dann sei er erbötig, dem Geleucht einmal nachzugehen in der Dusternis der Mitternacht.

Das Jane hatte aber nicht lange not zu maulen und ihrem Eheliebsten die sieben lebigen Kinder, die sie von ihm hatte, vorzuhalten. Der Polizeidiener und Nachtwächter von Hasselbach — damals war's der schebbe[2]) Hanjer[3]) — war völlig befriedigt, daß sein Mannesmut vorm Dorf so glänzend bestätigt war, als es die karge Besoldung — 1,20 Mk. pro Tag und Feuerholz — verlangen konnte. Leib und Leben gehörte der Jane und den nahrhaften Unterpfändern einer reichlichen Ehe, und darüber hinaus tat der Hanjer nur etwas, wenn er in Greifweite einen

[2]) schief.
[3]) Johann Georg.

Schnaps sah. Dann ging er seinem Pflichtsbewußtsein unter der Dienstkappe nach bis auf die Neige und drückte, während er den Branntwein in sich aufnahm, die beiden Augen zu.

Weitab von seinem Pflichtgefühl aber lag nächtlich das Kleingrube-Loch. Mochten die Hasen und Wasserratten nachschauen, was sie jetzt für einen Kameraden hatten.

Einen halben Mond lang blinzelte schon das Licht in der Nacht vom Kleingrube-Loch nach Hasselbach, als eines Morgens der Hanjer zur Bürgermeistertreppe hinaufstieg, anders als sonst. Die Hühner flogen gackernd zur Seite.

Der Kopf saß dem Hanjer anders auf dem Blaukittel, er ward getragen von irgend einer Kraft und hing nicht vor sich hin samt der Pfeife; und die Beine hoben sich verjüngt in den Gelenken. Beinah konnte man sagen, der Hanjer hatte es eilig. Und hatte doch als Polizeidiener den ganzen Tag für sich, wenn er nicht ums Gutmachen dem Bürgermeister half. Seine Äcker plagten das Jane und die Kinder.

In der Stube setzte der Herr von Hasselbach das Schälchen vom Mund ab. Auch er merkte wie die Hühner dem Hanjer etwas an, was eiliger war als ein Schälchen Kaffee. Zwei Dinge auf einmal kann der Mensch nicht, wenn ihm der Mund offen stehen muß für eine Neuigkeit.

Ja, freilich! Der Hanjer war schon seit zwei Nächten — das Jane durfte nichts davon wissen — bis an den Gartenzaun unter den Pfarrwiesen am Erdbach hinabgegangen, hatte die Beine gespreizt und ins Kuhhorn gestoßen, daß das Tut-tut wiederhallte vom Hickehain.

Und gleich war das Licht im Kleingrube-Loch wie fortgeblasen.

Als politischer Mann schloß der Hanjer daraus, daß es mit dem Licht etwas sei, was die Obrigkeit fürchte, mithin auch dem Arm der Obrigkeit erreichbar war, weil es davor Scheu hatte.

Sobald aber der Hanjer den Geruch in die Nase bekam, wuchs er vor seinen eigenen Augen zum Riesen an, der furchtlos zur Tat schritt — Obrigkeit!

In der letzten Nacht ging der Hanjer noch ein Stück weiter den Erdbachweg hinunter, blies mit Aufbietung seiner neuen Kraft ins Horn, als wärs die Posaune von Jericho . . . und, ehe das Licht verschnupft war, sah der Hanjer, bei dem Licht war ein Mensch. Es war kein Irrwisch oder Teufelslicht, bei dem auch die Obrigkeit weiter nichts wahrnimmt, das also doppelt gefährlich ist.

Im Hanjer war der Riese fertig zum Werk. Was wird Hasselbach sagen, wenn er am Morgen sich im geringsten nichts merken läßt und

unterm Fortgehen vorm Bürgermeister sich noch einmal umwendet, als fiele ihm nebenbei noch etwas ein: Ach so, das mit dem Geleucht zu nächtlicher Zeit im Kleingrube-Loch, das ist so und so — daß ichs nicht vergesse.

Dann mußte es durchs ganze Dorf heißen: Der Hanjer ist einer! So ein Polizeidiener! Da kann Hasselbach schnarchen, daß sich die Balken biegen.

Und so sprach der Hanjer in der Bürgermeisterstube vor dem abgesetzten Schälchen und dem offenen Mund:

„Do devon zu rede, was soll's mit dem Licht weiter sein? Das Borntier!"

Als in der letzten Nacht das Borntier das Licht schneuzte, hatte ihm der ersterbende Lichtschimmer über sein Untergestell geleuchtet. Nun mußte der Hanjer, auch wenn er als der Polizeidiener von Hasselbach nicht alle Beine gekannt hätte, genug wissen.

Er brauchte sich nur im Dorf bei dem Backhaus aufzustellen, um das Borntier abzufangen, wie es nach seinem Bau tappte.

Aus dem Borntier hatte aber der Hanjer nichts Menschliches herausgebracht, außer ein bösartiges Knurren, das nicht wie „gute Nacht" klang. —

Nun war Hasselbach an der Reihe, sich auszusprechen in der Weise, wie es nach dem unsichtbaren aber gemeinverständlichen Gesetz Pflicht war bei allen Dingen, die im Mittelpunkt der Welt geschehen, im Dorf Hasselbach, über dem der Weg gradaus in der Verlängerung des Rauchfangs mitten in den Himmel führt zum lieben Gott.

Wie einexerziert plapperten die Mäuler ihre Gedankengänge, ähnlich dem erstens, zweitens und drittens, wie es der Pfarrer jeden Sonntag vorbrachte in der Predigt.

Von der Predigt des Hasselbächer Pfarrers sagte nämlich dazumal die undankbare Herde: erst beherzigt er vorne ein wenig und dann beherzigt er hinten ein wenig, und in die Mitte packt er ein paar Bibelsprüche.

So beherzigte jetzt Hasselbach vorne: Die Krankheit sei unheilbar, wenn eins einen Wurm habe, der sich im Kopf herumdrehe. Dann stehe der arme Mensch in nachtschlafender Stunde auf und strampe an gefährlichen Orten umher. Und hinten beherzigte Hasselbach: Wer einmal soweit sei und im tiefen Loch, wohin kein Sonnenlicht schaut, die goldne Spindel suche, von dem sei noch mehr zu erwarten.

Und in die Mitte packte Hasselbach seinen Spruch, aber nicht aus der Bibel, und alle Angesichte samt zweimal soviel Augen wandten sich nach dem nächstgewaltigen Mann im Dorf, dem Redner, der einen feuer-

sicheren Geldschrank hatte: Wenn einer den Namen habe als Eigentümer, warum er nicht auch der Mann dabei wäre?

Schon frisch einer: Der Rechner habe gewiß aus Gutheit dem Borntier das Kleingruben-Loch bei den Namen schreiben lassen.

Derweil waren nämlich die schlimmsten Buben ins Loch hinabgestiegen und hatten hinter den mannshohen Unkrautstauden mit breiten Blätterschirmen eine verborgene Grube gefunden, das nächtliche Werk des Borntiers.

Das Borntier schickte sich an, dem Erdbach nachzusteigen wie in ein Bornloch!

Als die Gemeinde den Rechner, den Minches Dicker, freudestrahlend ansah, wurde der fuchsrot und schrie: Er wolle seine Gutheit ans Fenster vor die Sonnenseite setzen wie frischen Käs.

Ohnedies erzählten sich die Hasselbächer als giftigsten Hohn von der Gutheit des Rechners: Wer kein Sackgeld habe, solle nur abends seinen leeren Sack dem Rechner an die Tür hängen.

Nachdem der Minches Dicker einmal angetrieben war, konnte man etwas erleben. Jetzt kam die Sache in Gang.

In allen vorigen Zeiten war das Kleingrube-Loch ein Stück Freiland gewesen, den Elementen überlassen und allem Unkrautsamen, der ihm zuflog in den kurzen Sommermonden. Denn allemal, wenn die Wolken schwarz voll Wasser sich am Himmel emporschleppten und das grelle Feuer aus ihnen hervorbrach, rollte der Donner über das Land und hinter ihm drein barst das Gewölk und schüttete sich aus mit Gewalt. Dann lief der Erdbach mit einer solchen Flut nach dem Kleingrube-Loch, daß sie wider die Felsen brandete und überschäumte vorm Tor zur Unterwelt.

Schon einmal hatte Hasselbach aus vollem Hals gelacht: Wer seine Gescheidtigkeit nicht all bei sich behalten könne, sondern sich mit seinen Kartoffeln ins Wasserloch setze, dürfe sich nicht wundern, wenn ihm die Hosen naß würden.

Seitdem war das Kleingrube-Loch wieder eine Ausnahme in der Hasselbächer Gemarkung, ein Stück Urzustand mitten im Land, das unter des Menschen Gewalt war.

Aber das Borntier sollte nicht tun, was der Stechapfel durfte und der riesenblättrige Huflattich und die Brennessel. Das Borntier sollte nicht, weil es kein Unkraut war und kein Tier, sondern trotz allem als Mensch im Dorf wohnte. Und weil Hasselbach „ei Spitakel!“ geschrieen hatte über dem, was es jetzt zwischen dem Minches Dicker und dem Borntier gebe.

Der Minches Dicker war einer, der im Zorn seiner tragenden Kuh gegen den Leib trat, daß sie gleich verkalbte.

Und das Borntier? Der durfte sich nicht geben. Der mußte einen Kopf haben wie der Ochs, wenn er nicht aus dem Stall will.

Hasselbach konnte unbesorgt sein, das Borntier lief dem Minches Dicker nicht aus den Händen. Er hatte wie das Wild im Wald seinen Gang und wie das Wiesel und der Fuchs seinen Schlupf durch die Hecke. Sobald am Abend die Sterne überm Weg standen, kam das Borntier mit Karst und Schippe über der Schulter aus dem Bau und ging hin.

Und gleichzeitig mit den Sternen funkelten im Dunkel die Augen der Hasselbächer.

Der Minches Dicker warf einen Fluch aus dem Mund, daß der Erdboden zitterte. Das Borntier war kaum im Loch, da sprang ihn der Minches Dicker an wie ein wütiger Hund.

Aber mit dem Borntier war eine seltsame Veränderung vor sich gegangen. Er war sonst wie alle einsamen Menschen scheu, sah den Leuten nicht grad in die Augen, sondern nickte über den Weg. Um eines Menschen Begegnung zu vermeiden, konnte er mancherlei tun. Darum hielt er sich am Tag mit Gewalt dem Kleingrube-Loch fern, obwohl ihm allezeit das Rauschen des Wassers in den Ohren lag. Darum blies er das Licht aus, als der Hanjer mit seinem Kuhhorn ihm näher rückte.

Das Borntier fühlte sich nur wohl, wenn er mit Seinesgleichen nichts zu schaffen hatte.

Nachdem er aber unter Hohngelächter entdeckt und wie ein Maulwurf ans Tageslicht gezogen war, fühlte das Borntier in sich einen harten Trotz. Er gab nicht nach. Er ging nicht vom Loch fort. Der sollte an ihn herankommen, der ihn mit Gewalt fortbrachte als Feind.

So sah das Borntier zuerst an dem wütenden Gesicht vorbei, als sei es nicht da. Als aber das Gesicht Hände bekam und zupackte, schoß dem Borntier der Haß in die Zähne, und er und der andere, der der Mann sein wollte, wälzten sich in dunkler Nacht im nassen Loch.

Denn das Licht war gleich erloschen, und nur die Sterne blinkerten, als wüßten sie besser Bescheid wie die Menschen auf der Erde, wie das Hasselbächer Schauspiel seinen Ausgang nähme — ganz anders als die Leute meinten, die mit jedem Glied lachen wollten.

Am andern Tag lachte auch Hasselbach wirklich so, wie es mußte, und erzählte sich: Früh bei Tagesgrauen habe Minches Lydia — so hieß sie! — am Born die Montur vom Minches Mann ausgewaschen, und ihm sei über das halbe Gesicht das Weißgebind abgeschunden.

Ei, Spitakel! Der Minches Dicker sah schroh aus. — Und allen alten Weibern wackelten die Zähne im Mund.

Nun hätte immer noch alles gut werden können um ein Kleines, wenn nur der Erdbach nicht mit dem dumpfen Brausen in der Tiefe verschwunden wäre. Die Hasselbächer wußten das nicht, daß das Rauschen aus der Verborgenheit dem Borntier ein lockendes Lied war, dem er nicht widerstehen konnte. Hätte man ihn gefragt, was er dabei habe, hätte er mit dem besten Willen die Antwort verfehlt, aber er wäre wie selbstverständlich dann dem Sang der Wasser nachgegangen und hätte zu Karst und Schippe gegriffen.

Wer sollte dem Borntier klärlich machen, daß er in dem Ton der stürzenden Wasser aus den Felsen den Lockruf vernahm, der den einen anraunt aus dem verborgenen Waldesdunkel, und den andern hinausruft auf fremde Straßen und den Dritten anlacht — wohl ihm — aus den Augen seines Weibes und seiner Kinder?

Überall aber, wo der Mensch den Laut vernimmt, der wie ein Naturlaut ist, den jeder versteht ohne Schulmeisterei, will er ihm nachgehn, wo ein Mensch hinkann, der zwischen den sperrenden Felswänden mehr Platz braucht als der schmiegsame Leib des Wassers.

Warum läuft der Erdbach stracks auf den Felsen zu wie das Kind nach der Mutter, will hinab in das Verborgene unter Tag und hält sich nicht auf bei Sonnenlächeln und nickenden Blumen? Regt sich das Quellwasser in ihm, liegt ihm die Heimat im Sinn, woher er stammt, aus tiefen Adern und Gängen aufgequollen, daß er wieder hinab will?

Wer will da mit dem Nixe Jakob rechten, der seinen Namen verlor und das Borntier heißt, daß er, als der Mond sichelscharf am Himmel blinkt, wieder aufsteht in seinem Haus und sein Werkzeug zur Schulter rückt? Geht er doch jedem Menschen aus dem Weg und ist ein Mensch für sich, der keinem ein Leids tut.

Aber weshalb hat der Minches Dicker nicht genug mit seinem schrohen Gesicht und legt sich nicht ins Bett hinter seinen Geldschrank? Weshalb überfällt er und sein Anhang das Borntier im Kleingrube-Loch, wo doch das Borntier seines Wegs hin muß?

Nun brüllt das Borntier auf wie wirklich ein Tier und kein Mensch. Nun krampfen sich die Fäuste um den Karst und ziehen den Kreis des Todes unter dem bleichen Mond.

... Und heulendes Entsetzen trägt den Spektakel der Hasselbächer aus dem Loch nach den Häusern.

Und als der Tag kommt, brennt feuerrot am Himmel das Zeichen des Gerichts. —

Der Minches Dicker ist „fort", und das Borntier ist ein Mörder, den das Gesetz mit Gewehr und Säbel in Ketten von dannen führt an seinen Ort.

III.

Im Zuchthaus hat der Nixe Jakob seinen Namen wieder vorgefunden. Weil es aber im Zuchthaus nur Köpfe gibt, empfing nur sein Kopf den Namen und nicht sein Herz.

Denn es ist nicht wahr. Der Nixe Jakob könnte noch zwanzig Jahre leben, weil er eine gute Brust hat und hinter sich ein karggewohntes, gesundes Leben, das haushält mit den Kräften.

Aber das Borntier kann nicht leben.

Der Nixe Jakob wäre auch, da er keinen Menschen oben auf der Heide zurückläßt, der nach ihm die Hand ausstreckt, im Zuchthaus zufrieden, daß er regelmäßig sein Essen, Trinken und seine Ordnung hat — besser als daheim. Er gewöhnte sich ein und hätte eine gute Führung.

Aber das Borntier kann das alles nicht. Das läuft an den Wänden hin und her, klettert mit den krummen Beinen auf den Tisch und zwängt den borstigen Kopf empor an die Fenstereisen.

Dem Borntier ists im tiefsten Brunnenloch ganz anders gewesen als im Zuchthaus.

Das Borntier hat unterwegs von Hasselbach nach der Stadt zu dem Gesetz gesagt: es solle ihn doch laufen lassen; so zutunlich wie ein Schulkind anfänglich zum Lehrer sagt, sobald es den Ernst noch nicht kennt, nur das Spiel.

Das Borntier weiß auch gar nicht, was die Herrn vom Gericht mit ihm haben, daß sie solche Augen gegen ihn machen und ihn anschnauben wie die Katze den Hund. — Der Minches Dicker ist tot. Das ist wahr, und es ist schrecklich, wie er noch gebrüllt hat. Aber das Borntier hat keine Reue, denn es hat nichts Übles vorgehabt mit keinem Menschen. Es hat sich nur gewehrt, als man nicht von ihm abließ.

Das Gericht aber hat ein Buch aufgeschlagen, und alles ist sonnenklar, und alle Gerichtsherrn sind einig, daß in dem Buch steht, der Nixe Jakob müsse jetzt ins Zuchthaus.

Von dem Borntier hat niemand kein Wort gesprochen, als sei das gar nicht auf der Welt.

Das Borntier ist aber im Zuchthaus, ohne daß einer es weiß.

Ohne das Borntier hätte der Nixe Jakob irgendwie noch in der Anstalt sein Arbeitspensum geleistet, wenn auch die Finger zu dick sind für Nadel und Faden. Beim Kartoffelschälen oder im Waschhaus hätte doch der Nixe Jakob seinen Mann gestellt und sein Essen verdient — wenn es das Borntier gelitten hätte.

Das Borntier bringt es fertig, daß der Nixe Jakob auf seinen Geisteszustand untersucht wird, weil er immerwährend einem Antwort gibt, der nicht da ist. Aber es ist wieder nichts.

Darüber ist der Winter gekommen und hat sich höflich niedergelassen auf die vielen Dächer der Stadt, ganz anders als auf der hohen Heide. Und auch der Fluß, der um die Stadt herum seinen Gang hat wie ein Nachbar, ist still geworden; geduldig trägt er das Eis und auf dem Eis das Haschen und Laufen fröhlicher Menschen.

Da ist zum letzten Mal der Kopf, der Nixe Jakob heißt, zwischen den Fenstereisen aufgetaucht und hat die Welt angeschaut.

Das Borntier ist jetzt ruhiger gleich wie der Fluß, aber der Nixe Jakob wird darüber krank. Man ist mit ihm unzufrieden, daß man trotz allem guten Zuchthausessen hinter seinen Kopf in der Liste immer wieder eine Gewichtsabnahme schreiben muß.

Aber es ist einmal nicht anders, der Nixe Jakob bekommt es doch zu spüren, daß das Borntier ruhiger wird.

Und gebt einmal acht, es braucht einer kein Prophet zu sein, um voraus zu sagen: je ruhiger das Borntier wird, desto hinfälliger wird der Nixe Jakob.

Eine Zeit lang klopft und horcht im Lazarett der Doktor an dem Nixe Jakob wie seinerzeit das Borntier am Kleingrube-Loch. Der Doktor geht kopfschüttelnd von dannen und am Bettende steht auf dem schwarzen Täfelchen: Zur Beobachtung.

Gebt acht, es dauert nicht lange, das Borntier beruhigt sich von Tag zu Tag mehr, und bei dem Namen des Nixe Jakob weiß der Doktor eines Morgens auch den Namen der Krankheit.

Und jetzt, wo die Krankheit einen Namen hat, sieht jeder sie mit Riesenschritten am Werk. Sie macht dem Jakob ein Kindergesicht und streicht ihm zwei rote Tupfen auf die Wangen.

Der Jakob bekommt gutes Essen und Krankenwein. Und alle Leute sind gut mit ihm. Man geht so behutsam mit ihm um, daß dem Nixe Jakob die Augen immer größer und glänzender werden.

Er weiß gar nicht, wie das ist; aber es ist schön, und er will sich einmal recht ausschlafen. Das Borntier ist auch schon schlafen gegangen.

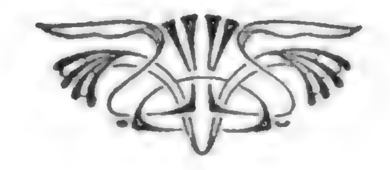
Aber davon merkt keiner etwas. — —

Als der Fluß sich wieder regte und unter seinen krachenden Schlägen der gläserne Sarg zerbarst, fuhr aus dem Zuchthaustor ein Wagen mit einer großen, schwarzverdeckten Kiste.

Sträflinge, gelbbraun an Kleidung, mit bartlosen Gesichtern schauten durch das offene Tor gradaus in die Freiheit.

Und als das Tor sich schloß, sagte einer zu seinesgleichen: Der Fleischkasten fahre nach dem Marburger Himmel.[4])

[4]) Anatomie.



Luzifer.

Trat der Versucher an mich heran
In gottverlassenen Tagen,
Hob sein böses Beschwören an,
Eindringlich Bitten und Klagen:

„Langsam, trübe neigt sich dein Tag.
Ach, so blaß deine Wangen,
Stockend und schwer des Herzens
Schlag,
All dein Jauchzen vergangen.

Laß deiner Liebe verglimmenden Rest,
Totes wirf zu den Toten.
Schreite aufs Neu zu des Lebens Fest
Im Gewande, dem wallenden roten.

Ich will dich füllen mit jungem Blut,
Mit meinem Geiste dich tränken,
Sollst dich sonnen in meiner Glut,
Erstarken in meinem Denken.

Um dich solls wie ein Leuchten sein,
Heiliges Flügelregen;
Allem dir nah, und allem was dein
Kommt es zurück als Segen.

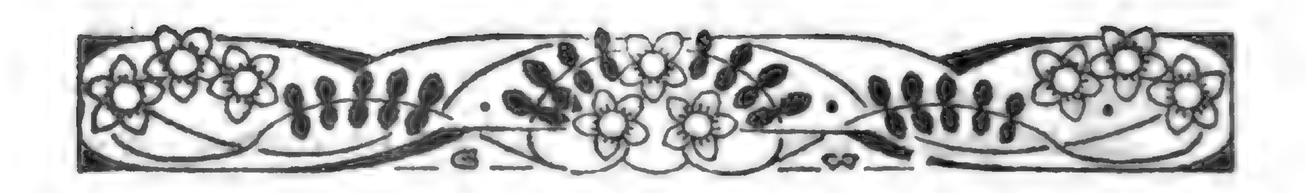
Sorge nicht, daß Einer sich härmt —
Liebe schreitet durch Zähren;
Es muß die Flamme, die lodernd
wärmt,
Trockene Scheite verzehren.

Beug deinen Nacken! Gieb dich hin!
Wie schon die Schatten dunkeln — —
Komm, meine blasse Königin,
Sieh deinen Kronreif funkeln!"

Also sprach der Versucher mich an
In gottverlassenen Tagen.
All mein bleiches Bedenken zerrann
Von seinem Willen zerschlagen.

Zitternd neigt' ich mein Angesicht,
Höher schlugen die Flammen — —
Bleib dir getreu! Verliere dich nicht! — —
Aufschluchzend brach ich zusammen.

C. Eysell-Kilburger.



Der englische Parlamentarismus, wie er heute ist.

Von

Hans Plehn.

Vor fünfzig Jahren veröffentlichte Lothar Bucher seine Schrift: „Der Parlamentarismus, wie er ist". Es war eine Streitschrift gegen die „mythologischen" Vorstellungen, die die damaligen deutschen Liberalen von dem englischen Regierungssystem hatten, und womit sie ihre Theorie von der Staatsform begründeten, die für Deutschland die beste sein sollte. Die verfassungsgeschichtlichen Partien der Bucher'schen Schrift wurden bald nach ihrem Erscheinen durch das große Werk von Gneist in den Schatten gestellt, aber seine politischen Beobachtungen sind zum guten Teil heute noch von Interesse. Er erkannte schon damals, daß sich gewisse Veränderungen in dem politischen System Englands vorbereiteten, und daß die konstitutionelle Praxis mit der konstitutionellen Theorie nicht mehr übereinstimmte. In den fünfzig Jahren, die seitdem verflossen sind, haben sich jene Tendenzen weiterentwickelt.[1])

Was von jenen Veränderungen am deutlichsten in die Augen springt, ist der Verlust an Ansehen und Einfluß, den in dem Lande des Parlamentarismus das Parlament selbst erlitten hat. Gladstone glaubte an die Suprematie des Parlaments. Oft hat er in Rede und Schrift hervorgehoben, daß seine Suprematie „ein kardinales Axiom" der modernen englischen Verfassung sei; die Minister seien dem Parlament durchaus untergeordnet. Das war die konstitutionelle Theorie, die in der ersten Hälfte von Viktorias Regierung galt. Damals war das Parlament mehr wie vorher oder nachher eine wirkliche Vertretung der Nation. Das Bewußtsein oder das Gefühl davon trug viel dazu bei, seine Autorität zu vermehren, vielleicht aber auch, sie zu überschätzen. Liberale Politiker jener Zeit freuten sich der neuen Entwicklung; die alten Whigs schwankten zwischen Bewunderung und Besorgnis. Die konservative Quarterly Review sprach verächtlich von „der schwachen und gefügigen Exekutive von England, die dem leisesten Wunsche des Unterhauses nachgibt und

---

[1]) Für das folgende vgl. Sidney Low, The governance of England. London 1904.

nachgeben muß." Mit dieser Auffassung vergleiche man, was vor zwei Jahren ein Abgeordneter sagte: „Die Verfassung hat eine ernste Veränderung durchgemacht. Es ist nicht mehr eine Regierung durch das Parlament. Es ist eine Regierung durch das Kabinett geworden. Und wie man sagt, hat noch eine weitere Entwicklung stattgefunden, und wir haben jetzt eine Regierung durch den Premierminister im Kabinett, die kaum noch von den Autokratien zu unterscheiden ist, in die die Demokratien der Vergangenheit entartet sind." Von einem mehr kritischen Standpunkt äußerte sich zehn Jahre früher Lord Salisbury in einer Rede vom 30. Oktober 1894: „Es ist eine gewaltige Veränderung mit dem Unterhause, wie ich es noch gekannt habe, vor sich gegangen, und diese Entwicklung ist noch nicht abgeschlossen. Wir haben den Punkt erreicht, daß die Diskussion einer Maßregel im Kabinett möglich ist, während die Verhandlung im Unterhause für irgend einen praktischen oder nutzbaren Zweck schnell und schneller zur Unmöglichkeit wird." Lord Salisburys jüngerer Sohn, Lord Hugh Cecil, durfte sogar im Parlament seine Genugtuung über diese Wandlung aussprechen. „Wir hören," sagte er im März 1901, „so viel von der Verkürzung der Rechte der einzelnen Abgeordneten; und man kann nicht leugnen, daß eine Übertragung der politischen Macht vom Parlament auf das Kabinett vor sich geht. Weshalb aber kümmert sich außerhalb dieses Hauses niemand um die Rechte der Abgeordneten? Deshalb, weil sich die Überzeugung festgesetzt hat, daß das Parlament als Institution nicht mehr viel Autorität und Achtung besitzt, und weil das Land nicht viel dagegen einzuwenden hat, wenn eine bessere Institution, nämlich das Kabinett, sich die Rechte der schlechteren aneignet."

Eine solche Sprache wäre unter Disraeli und Gladstone undenkbar gewesen. Aber sie entsprach den Tatsachen. Das Parlament beherrschte nicht mehr die Exekutive, sondern wurde von dieser beherrscht. Der Theorie nach ist das Kabinett dem Parlament verantwortlich für alles, was es tut und läßt. Tatsächlich entzieht sich die Verwaltung der Ministerien der Kontrolle des Hauses. Für die Zeit der Parlamentsferien, die ein halbes Jahr dauern, ist das ohnehin der Fall. Aber auch während der Session ist es nicht viel anders. Die Minister sind mit ihrer Kenntnis der Details der Kritik der Abgeordneten von Hause aus überlegen. In der Gesetzgebung liegt die Initiative beim Kabinett. Das entspricht der parlamentarischen Organisation; der Premierminister ist der Leader des Hauses, dem er angehört, während in der anderen Kammer ein anderes hervorragendes Mitglied des Kabinetts die Führerrolle übernimmt. Zwar kann der einzelne Abgeordnete Gesetzentwürfe einbringen. Aber seit 80 Jahren

ist kein Gesetz von Belang auf diesem Wege zustande gekommen. Fast jedes Jahr nimmt das Unterhaus Anträge an, daß es dem Witwer erlaubt sein solle, die Schwester seiner verstorbenen Frau zu heiraten, daß Frauen politisches Stimmrecht haben sollen u. dgl. m. Aber mit so großer Mehrheit das auch geschieht, das Kabinett kehrt sich nicht daran. Es fühlt nicht die geringste politische Verpflichtung, einem solchen Beschlusse des Hauses Folge zu geben, und dem entsprechend kann das Haus Beschlüsse fassen, ohne sein Verantwortlichkeitsgefühl sonderlich zu belasten. Das Kabinett verfolgt seine eigene gesetzgeberische Politik. Und im Großen und Ganzen ist es in der Lage, seine Politik durchzusetzen. Wenn man sagt, daß das Parlament eine Kontrolle über das Ministerium wünsche, so denkt man immer nur an einen Teil des Parlaments. Wenn das Kabinett eine Mehrheit im Hause hat, was doch der normale Fall ist, so ist die Minderheit, die Opposition, von vornherein von jedem namhaften Einfluß auf die Gesetzgebung ausgeschlossen. Sie kann opponieren, Obstruktion treiben, aber wenn es zur Abstimmung kommt, so entscheidet die Mehrheit. Und da die Mehrheit eben die ministerielle Partei ist, so wird sie sich den Gesetzentwürfen, die das Kabinett ihrer Partei einbringt, im allgemeinen nicht widersetzen. Sobald das Ministerium dem Parlament eine Bill vorlegt, wird sie zur Parteisache; da die Opposition sie bekämpft, ist die Regierungspartei aus Parteidisziplin und Parteiloyalität verpflichtet, dafür einzutreten. Nicht als ob nun jede Bill in der ersten Gestalt, wie sie eingebracht wird, auch Gesetz würde. Namentlich wenn die Kritik aus den Reihen der eigenen Partei kommt, hat sie oft genug ein Kabinett veranlaßt, eine Bill völlig umzuarbeiten oder ganz zurückzuziehen. Aber an dieser Kritik nimmt die Presse mindestens den gleichen Anteil, übt den gleichen Einfluß aus wie das Parlament. Der Abgeordnete folgt im allgemeinen willig und loyal der Parteileitung. Er weiß, daß er dazu gewählt ist, für oder gegen Sir H. Campbell-Bannerman oder Mr. Balfour zu stimmen.

Nur in schweren Konflikten wird ein Teil der Partei gegen ihre offiziellen Führer, die ja mit dem Kabinett identisch sind, revoltieren. Denn der Erfolg wäre nicht nur der Sturz des Kabinetts, sondern der Sturz der eigenen Partei; die Folge wäre eine Auflösung des Hauses mit Neuwahlen, die den einzelnen Abgeordneten gegen 30 000—40 000 Mark oder mehr kosten; mindestens also in dem ersten Jahre einer Legislaturperiode, wenn erst unlängst die Kosten der letzten Wahl bezahlt sind, wird sich die Partei nicht leicht dazu entschließen, ihr eigenes Ministerium zu bekriegen. Bricht aber einmal der Bürgerkrieg in einer Partei aus, so ist wohl regelmäßig ein Kampf im Kabinett vorausgegangen. Es ist

dann also keine Revolte der Gefolgschaft gegen die Führer, sondern ein Kampf unter den Führern selbst. So war es, als Gladstones Homerule-Politik die liberale Partei zersprengte, und ebenso, als Mr. Chamberlains Programm von 1903 den Konflikt zwischen konservativen Freihändlern und Wirtschaftsreformern herbeiführte.

Es ist also deutlich, daß in der Gesetzgebung das Parlament — oder vielmehr die ministerielle Mehrheit keine Gewalt über das Kabinett hat, sondern vielmehr von diesem recht wesentlich abhängig ist. Mit der Opposition der Minderheitspartei aber weiß man fertig zu werden. Die neue Geschäftsordnung, die im wesentlichen ein Werk Mr. Balfours ist, hat nicht nur sehr wirksame Vorkehrungen gegen Obstruktionsversuche getroffen, sondern kann auch durch den Zwangsschluß (closure) die Redelust der Abgeordneten automatisch beschränken.

Mit der Kontrolle der Finanzverwaltung ist es nicht viel anders. Der Theorie nach kann das Parlament die Steuern verweigern. Aber es geschieht nie; der Etat wird stets so angenommen, wie er dem Hause vorgelegt wird. Die Anzahl der Sitzungen für die Etatsdebatte ist in der neuen Geschäftsordnung auf 20—23 Tage festgesetzt. Für Detailprüfungen ist nie Zeit vorhanden. Eine Budgetkommission wie in Deutschland gibt es nicht, die Kommissionsberatungen finden vielmehr im Plenum statt, so daß die Beratungszeit entsprechend verkürzt wird. Die Kritik der einzelnen Abgeordneten ist, weil sie die Details nicht kennen, meist belanglos. Und ähnlich steht es mit der Kontrolle der gesamten Staatsverwaltung. Soll einem Minister in einer bestimmten Angelegenheit seines Ressorts ernstliche Opposition gemacht werden, so ist die Presse häufig ein wirksameres Organ als das Parlament. Durch die Presse wurde im Frühjahr 1905 der Staatssekretär für Irland gestürzt; die Presse zwang den konservativen Kriegsminister Mr. Arnold-Forster, seine verschiedenen Heeresreformpläne fallen zu lassen. Die Regel ist, daß die Opposition als Minderheit machtlos ist, und daß die Regierungspartei für die Minister stimmt. Die Theorie von der Ministerverantwortlichkeit ist also nicht viel mehr als eine Theorie. Das einzige Mittel, die Minister zur Verantwortung zu ziehen, ist sie niederzustimmen, das Kabinett zu stürzen. Aber die Opposition kann das nicht tun, und die Mehrheitspartei will es nicht.

Die Liberalen schreiben den notorischen Niedergang des Parlamentarismus der konservativen Regierung zu. Jetzt, wo die Liberalen nach langem Warten wieder am Ruder sind, hört man viel von einer Renaissance des Parlaments reden. Kein Zweifel, daß das neue Haus seinem

persönlichen Charakter nach sich von seinen letzten Vorgängern stark unterscheidet, und gewiß hängt die Entwicklung von Institutionen sehr wesentlich von persönlichen Momenten ab. Der durchschnittliche Abgeordnete der letzten konservativen Mehrheiten war politisch wenig interessiert, fürchtete sich vor Überarbeitung und war äußerst unpünktlich in der Ausübung seiner Pflichten. Dazu kam, daß Mr. Balfour, nach liberaler Ansicht aus Mißachtung des Parlaments, in der Geschäftsleitung die Zügel ein wenig locker hielt; das Ergebnis war, daß das Parlament stets überbürdet, die Zeit stets knapp war; in der zweiten Hälfte der Session wurde die Diskussion über wichtige Maßregeln stets durch die „Guillotine", d. h. den Zwangsschluß, gewaltsam abgekürzt. Dagegen ist das neue Parlament und seine liberale Mehrheit ein wahres Muster von Ernst, Eifer und Arbeitslust. Die neuen Herren sind selbstbewußter und intellektueller und weniger diszipliniert. Die Mehrheit zerfällt in verschiedene Gruppen; es fehlt vorläufig wenigstens noch sehr an Kohäsion. Das Selbstgefühl des Parlaments ist gestiegen; der Premierminister hat bei mehreren legislativen Vorgängen den Standpunkt des Kabinetts der Ansicht des Hauses untergeordnet, also dargetan, daß er mit Gladstone an die Suprematie des Hauses glaubt. Es bleibt abzuwarten, ob die Wiederherstellung der parlamentarischen Macht auf die Dauer erreichbar ist.

* * *

Das englische Regierungssystem ist ein streng durchgeführtes Parteisystem. Die Partei, die bei den Wahlen unterliegt, ist für die Dauer der Legislaturperiode von der Regierung absolut ausgeschlossen. Aber wenn die Opposition machtlos ist, so liegt doch in ihrer Existenz eine gewisse Kontrolle des derzeitigen Ministeriums. Das herrschende Kabinett weiß, daß es in absehbarer Zeit von einem Kabinett der Gegenpartei abgelöst werden wird. Es wird sich daher besinnen, ehe es einen hastigen Schritt tut, den die nächste Regierung wieder rückgängig machen würde. Andererseits bindet nicht selten die herrschende Regierung durch ihre Entscheidungen auch die künftige Regierung der anderen Partei. Konservative und Liberale stehen in England einander nicht so gegenüber, wie etwa bei uns Ultramontane und Nationalliberale. Die englischen Parteien haben keine Programme, die einander ausschlössen. Von Zeit zu Zeit wird wohl einmal ein Parteiprogramm veröffentlicht, aber es findet nicht allzuviel Beachtung. Die deutschen Parteien sind noch zu jung, als daß sie ihren Ursprung hätten vergessen können. Ursprünglich beruhten sie auf philosophischen Gegensätzen, auf dem Streit über die beste Staatsform, und ihre abstrakten staatstheoretischen Grundsätze bestimmen nicht selten

auch noch heute ihre Politik. Auch die englischen Whigs und Tories waren einst durch ihre grundsätzliche Auffassung von Kirche und Monarchie geschieden. Aber in den 200 Jahren ihres Bestehens sind jene alten Gegensätze stark verblaßt. Zeitweilig hat zwischen den beiden Parteien gar kein nennenswerter Unterschied politischer Gegensätze bestanden, zumal da jede einen aristokratischen und einen demokratischen Flügel besitzt. Taucht dann ein neues großes Problem auf, wie z. B. das Chamberlainsche Programm, so scheinen sich ihre Wege für alle Ewigkeit trennen zu wollen. Aber in verhältnismäßig kurzer Zeit pflegt ein Ausgleich einzutreten. Die englischen Parteien sind sehr wandlungsfähig. Die Aufhebung der Kornzölle, die Sozialgesetze, die Ausdehnung des Wahlrechts von 1867 sind von konservativen Ministern durchgeführt worden, deren Partei „grundsätzlich" dagegen war. Die Wahlreformpläne von 1866 und 1867 waren ein Wettlauf um die Gunst der Masse; ebenso die demokratisierende Agitation Lord Randolf Churchills in den 80er Jahren, der alles tat, um den Radikalismus Mr. Chamberlains zu übertrumpfen. Hält eine Partei eine Maßregel, die sie selbst bekämpft hat, für unvermeidlich, so führt sie sie lieber selber durch, als daß sie den Ruhm der Tat den Gegnern überließe. Ist andererseits eine Entscheidung gegen die Prinzipien der Minderheitspartei gefallen, so findet sie sich damit ab, wie mit einem unabwendbaren Naturereignis. Für eine verlorene Sache kämpft der Engländer nicht. Die Parteien häuten sich rasch. Sie sind beide mehr oder weniger opportunistisch, in dem ganzen Kampfe handelt es sich weit mehr um Taktik als um Prinzipien. Das hat seinen natürlichen Grund darin, daß die Parteiführer zugleich die Minister sind. In der Regierung eines Staates sind Kompromisse unvermeidlich, und keinem Engländer fällt es ein, in Kompromissen einen moralischen Defekt zu erblicken. Die Zugehörigkeit zu einer Partei beruht sehr wesentlich auf persönlichen Verbindungen; die Parteiloyalität ist sehr groß, sie wird indes weit weniger einem Prinzip als den Führern geleistet.

Übrigens finden sich Ansätze zu einer ähnlichen Entwicklung doch auch in Deutschland. Von den Parteiprogrammen, die aus den 60er und 70er Jahren stammen, ist doch schon viel abgeschliffen; zwischen einzelnen Gruppen verschiedener Parteien besteht kaum noch irgend ein verfassungstheoretischer Gegensatz; die nationalliberale Partei hat von Anfang an Vertreter recht verschiedener politischer Prinzipien beherbergt; und gerade hier erwiesen sich die persönlichen Verbindungen und die Anhänglichkeit an die Partei mehr als einmal stärker als die Folgerichtigkeit der politischen Doktrin.

Es ist bekannt, daß das englische Kabinett ursprünglich ein Ausschuß des Geheimen Rats (Privy Council) war, ein Ausschuß, der die alte Körperschaft schnell überwuchert hat. Andererseits ist das Kabinett ein Ausschuß der Mehrheitspartei in beiden Häusern des Parlaments. Das geschriebene Recht kennt das Kabinett nicht; in einem offiziellen Aktenstück ist das Wort zuerst im Jahre 1900 gebraucht worden; und bis auf die Gegenwart leistet der Minister nicht als solcher dem König den Eid, sondern als Mitglied des Privy Council.

Die Grundzüge des englischen Kabinettsystems sind folgende: Das Kabinett steht solidarisch für Handlungen und Unterlassungen der Gesamtheit der Minister und jedes einzelnen von ihnen ein. Freilich kommt es vor, daß ein Minister sich isoliert, wie Mr. Chamberlain im Jahre 1903, und dann die Konsequenzen seiner persönlichen Politik auf sich nimmt. Der Theorie nach ist das Kabinett dem Parlament verantwortlich, muß zurücktreten, wenn es dessen Vertrauen verloren hat; unter den heutigen Verhältnissen wäre es richtiger zu sagen: es muß zurücktreten, wenn die Nation ihm bei den Neuwahlen ihr Vertrauen entzogen hat. Die übrigen Mitglieder des Kabinetts sind dem Premierminister untergeordnet. Das Kabinett ist nicht nur die Regierung des Landes, sondern zugleich der ausführende Ausschuß der regierenden Partei; es berät die Angelegenheiten der Partei ebenso wie die der Nation. Parteirücksichten haben oft den Gang der Politik bestimmt; auf divergierende und entgegengesetzte Strömungen und Stimmungen in der Partei muß Rücksicht genommen werden. Mr. Balfours innere Politik war in den letzten Jahren ganz wesentlich von dem Motiv geleitet, eine Zersplitterung der Partei zu verhindern, was er ja als Parteimann für ein schweres nationales Unglück halten mußte. König Wilhelm III. (1689—1702) pflegte dem Ministerrat in Person vorzusitzen. Da die beiden ersten George nicht Englisch verstanden, fiel diese Gewohnheit weg; und es ist klar, was das für die Entwicklung des politischen Systems bedeutete, denn in Gegenwart des Monarchen würde man nicht von Amts wegen die Parteifragen erörtern. Die Sitzungen des Kabinetts sind geheim. Der Eid des Privy Councillors legt unbedingte Verschwiegenheit auf; das wird freilich erst praktisch, wenn der Privy Councillor Minister wird, denn vorher erfährt er keine Staatsgeheimnisse. Die Sitzungen des Kabinetts finden nach Bedarf statt, häufig im Auswärtigen Amt, doch ohne daß irgend eine feste Regel bestünde. Sie sind ziemlich formlos; es gibt keine Tagesordnung, keine Rednerliste, keine Geschäftsordnung, und es werden keine Protokolle geführt. Das nächste Kabinett der gegnerischen Partei findet keine Akten vor. Es

ist sogar gegen das Herkommen, daß Minister sich während der Sitzung Notizen machen; mancher hält sich dafür schadlos, indem er ein Tagebuch führt. Nach der Sitzung schreibt der Premierminister einen eigenhändigen kurzen Bericht an den König, was er auch nach jeder Parlamentssitzung tut.

Das geschriebene englische Verfassungsrecht kennt den Premierminister ebensowenig wie das Kabinett. Amtlich wurde der Titel Premierminister zum ersten Male im Jahre 1878 gebraucht, als Lord Beaconsfield zum Berliner Kongreß ging. Es soll geschehen sein, um dem Auslande, das seinen eigentlichen Titel „Erster Lord des Schatzamts" mißverstanden hätte, seine tatsächliche Stellung deutlich zu machen. Der zweite Fall war, daß im Jahre 1900 Lord Salisbury in dem Hofberichte als Premierminister bezeichnet wurde, und seitdem scheinen die Präzedenzfälle sich zu mehren.

Die Stellung, die der Premierminister seinen Kollegen gegenüber einnimmt, ist wesentlich durch ihre Persönlichkeiten bedingt, ähnlich wie bei uns das Verhältnis des Reichskanzler zum Kaiser. Premierminister wie Pitt, Peel, Disraeli nahmen die Stellung von Diktatoren ein. Teilweise gilt das auch von Lord Palmerston und von Gladstone. Aber in dem letzten Kabinett Palmerstons bewahrte sich Gladstone eine sehr große Bewegungsfreiheit; im Parlament und in Volksversammlungen ging er seine eigenen Wege und er hat darüber manche Auseinandersetzung mit seinem Chef gehabt. In Gladstones eigenen Kabinetten war es ähnlich; es kam vor, daß der Premier auch in wichtigen Fragen überstimmt wurde, und daß bei parlamentarischen Abstimmungen Kabinettsminister sich der Stimme enthielten oder sogar gegen die Regierung stimmten. Über die Ressorts der einzelnen Minister kann der Premierminister heute kaum noch eine nennenswerte Kontrolle ausüben. Die Ansprüche, die zumal während der Session an seine Zeit und Arbeitskraft gestellt werden, sind ohnehin fast zu groß. Sitzt der Premierminister im Unterhause, so muß er mehrere Tage der Woche im Hause anwesend sein, und muß fast in jeder Sitzung das Wort ergreifen. Ferner muß er in Parteiversammlungen sprechen. Ein eigenes Ressort kann der Premierminister, wenn er ein Commoner ist, kaum noch verwalten.

Die Übersicht über die Tätigkeit seiner Kollegen wird dadurch noch mehr erschwert, daß sich auch in England in den letzten fünfzig Jahren die staatliche Verwaltungstätigkeit gewaltig ausgedehnt und spezialisiert hat, und daß eine ganze Reihe von neuen Ressorts entstanden sind. Daraus ergab sich eine beträchtliche Vermehrung der Ministerportefeuilles. Nicht nur die Zahl der Minister überhaupt, sondern auch der Minister

mit Kabinettsrang ist gestiegen. In der ersten Zeit von Viktorias Regierung bestand das Kabinett gewöhnlich aus 17 Ministern, und schon diese Zahl erschien zu groß. Ende des Jahrhunderts zählte das Kabinett 18—20 Minister. Eine solche Versammlung ist zu groß, um in formloser, vertraulicher Verhandlung zu beraten und zu entscheiden. Der Premierminister kann auch gar nicht den Wunsch oder das Interesse haben, alle seine Kollegen in sein engstes politisches Vertrauen zu ziehen, sie z. B. über alle wichtigen Eingänge und Ausgänge des Auswärtigen Amts zur Meinungsäußerung und Kritik einzuladen. So hat sich aus der Zahl der Kabinettsminister — zu denen Unterstaatssekretäre, Junior Lords usw. nicht gehören — der „innere Kreis des Kabinetts" abgesondert, von dem in den letzten Jahren oft gesprochen worden ist. Es ist ein Kabinett im Kabinett. Gladstone hat seine erste Homerulebill nur in Gemeinschaft mit dem Staatssekretär für Irland und einem oder zwei anderen Kollegen ausgearbeitet. Aber das führte zum Konflikt. Minister, die nicht zugezogen waren, wie Lord Hartington (der jetzige Herzog von Devonshire) und Mr. Chamberlain, erklärten sich gegen die Bill, traten aus dem Kabinett aus, und die Partei brach auseinander. Der „innere Kreis des Kabinetts" ist besonders von Lord Salisbury entwickelt worden. Während des Burenkrieges, im Herbst 1901, wurde im Parlament geklagt, daß das Kabinett so äußerst selten berufen würde. Aus der Antwort, die der Schatzkanzler darauf erteilte, ist zu ersehen, daß die Angelegenheiten, die mit dem Kriege zusammenhingen, in dem „inneren Kreise" erledigt wurden. Das ist es, was in der vorhin angeführten Rede „die Regierung durch den Premierminister im Kabinett" genannt wurde. In dem kleinen Kreise seiner Vertrauten, die der Premierminister persönlich auswählt, wird voraussichtlich sein Einfluß überwiegen, wird jedenfalls eine größere Einheitlichkeit der Anschauung und des Willens herrschen als in dem Gesamtkabinett. Aber in kritischen Fällen kann diese Praxis gefährlich werden. Ähnlich wie 1885 Gladstones Homerulebill, so war im Herbst 1903 Mr. Balfours Wirtschaftspolitik nur in dem inneren Zirkel des Kabinetts festgestellt worden; Träger so wichtiger Ämter wie der Staatssekretär für Indien und der Schatzkanzler waren zu den Beratungen über das Chamberlainsche Programm nicht zugezogen worden; und auch in diesem Fall brach eine Ministerkrisis aus.

Das einzige Ressort, mit dem der Premierminister notwendig in ständiger enger Berührung stehen muß, ist das Auswärtige Amt. Der Staatssekretär des Auswärtigen ist stets ein Mitglied des engeren Konklaves. Man war so daran gewöhnt, daß ein Peer das Ressort des

Auswärtigen Amts verwaltete, daß die neuerliche Ernennung eines Commoners, Sir Edward Greys, zum Staatssekretär fast ein wenig überraschte. Ein Peer ist von dem zeitraubenden Besuche des Unterhauses befreit. So lange Lord Salisbury, Lord Rosebery und Lord Lansdowne das Portefeuille hatten, mußte das Unterhaus mit dem Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amts, meist einem jungen Herrn, vorlieb nehmen. Das charakterisierte das Verhältnis zwischen dem Auswärtigen Amt und dem Parlament. Und der neue Staatssekretär ist ein so seltener Gast in dem Hause, dem er angehört, daß er, da sein Unterstaatssekretär Lord Fitzmaurice im Oberhause sitzt, während seiner Abwesenheit von einem jungen Herrn aus dem Handelsministerium vertreten wird. Das Parlament hat auch unter dem Parlamentarismus auf die auswärtige Politik Englands nicht viel Einfluß gehabt. Der konstitutionellen Praxis nach übt das Unterhaus eine Kontrolle, indem die Abgeordneten über aktuelle Angelegenheiten Fragen an die Minister richten. Diesen Fragen ist, nach der Balfourschen Geschäftsordnung, an jedem Sitzungstage eine Dreiviertelstunde gleich zu Anfang der Sitzung eingeräumt. Es werden Fragen über alle erdenklichen Gegenstände gestellt; in der Session von 1902 waren es im ganzen 7168 Fragen, in der Session von 1903: 4536 und 1904: 5933. Diese Dreiviertelstunde gehört zu den angreifendsten für die Minister. Die Antwort auf die ursprüngliche Frage kann er in aller Ruhe vorbereiten; aber die Antwort führt leicht zu einer neuen Frage; andere Abgeordnete mischen sich hinein, und oft hat der Minister seine ganze parlamentarische Gewandtheit aufzubieten, um die Mensur zu bestehen. Einmal verlor bei diesem Frage- und Antwortspiel sogar Mr. Balfour, der die Höflichkeit und Liebenswürdigkeit selbst ist, die Geduld und rief seinem Gegner eine zornige Antwort zu. Der Vertreter des Auswärtigen Amts hat seine Antwort natürlich so zu formulieren, daß sie in viel Worten möglichst wenig sagt.

Es ist selten, daß das Parlament aus diesen Antworten etwas Wesentliches über auswärtige Fragen erfährt. Nun werden allerdings die Blaubücher veröffentlicht, aber erst nachdem die Dinge geschehen sind. Sie gewähren also dem Parlament keine Möglichkeit, auf die Leitung der auswärtigen Politik Einfluß auszuüben. Auch geben die Blaubücher natürlich bei weitem nicht die volle Kenntnis dessen, was geschehen. Mit großer Vorsicht werden die Depeschen ausgesucht, die zur Veröffentlichung geeignet erscheinen, und das Interessanteste erfährt man gewöhnlich überhaupt nicht. In einem berühmten Falle wurde nachgewiesen, daß die Originaldepeschen für die Veröffentlichung derartig redigiert waren, daß gewisse politische Verhältnisse völlig verdunkelt wurden. Unter dem jüngeren

Pitt erhielt die englische Regierung von ihren auswärtigen Vertretern zweierlei Berichte, von denen der eine zur Information des Premierministers, der andere zur Veröffentlichung bestimmt war. Das soll auch noch später geschehen sein. In der Leitung der auswärtigen Politik hat das Parlament nie die Suprematie besessen. Es war vielleicht in der Lage, die allgemeinen Grundlinien der äußeren Politik vorzuzeichnen; das Kabinett mußte sich mit der Mehrheit des Hauses im Einklang befinden, oder es verstehen, sie in seinem Sinne zu beeinflussen; aber die Einzelheiten der diplomatischen Aktionen sind dem Einfluß des Parlaments stets entzogen gewesen. Das ganze parlamentarische System scheint auf einen Zustand eingerichtet, wo die innere Politik durchaus im Vordergrunde steht, wie es während des größeren Teils von Viktorias Regierung der Fall war. Daß sich das Kabinett in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr von dem Parlament emanzipierte, ist sicher nicht wenig dadurch bestimmt worden, daß in jener Zeit auch für England die äußere Politik eine weit größere Bedeutung erlangt hat.

* * *

Was das Parlament an Macht und Einfluß verlor, das gewann auf der einen Seite das Kabinett, auf der anderen Seite die „öffentliche Meinung“. Von der öffentlichen Meinung spricht man heute fast nur noch im Gegensatz zum Parlament; man denkt an die außerparlamentarische öffentliche Meinung. So vag und unbestimmt Ausdruck und Sache sind, so handelt es sich doch um sehr reale Mächte. Im wesentlichen sind es die Presse und die Wählerschaften. Es ist bereits gezeigt worden, wie die Aufgabe, die Regierung zu kontrollieren, oft wirksamer, namentlich aber viel schneller von der Presse ausgeübt werden kann, als von dem Parlament. In gewissem Sinne sind Parlament und Presse Konkurrenten; gleichwohl war die Macht der englischen Presse am größten, als das Parlament seine höchste Blütezeit hatte, in der Epoche zwischen den Wahlreformen von 1832 und 1867. Angesichts der großen Macht, die die englische Presse heute besitzt, klingt das vielleicht paradox. Der Unterschied ist, daß es damals nur eine einzige Zeitung von wirklich großer Bedeutung gab, die „Times“. „Im Jahre 1855, schrieb vor einiger Zeit der „Spectator“, war John Delane (der damalige Herausgeber der „Times“), der stärkste Mann in England; er besaß einen solchen Einfluß, daß sein Blatt zeitweise ein Gegengewicht gegen das Kabinett bildete. Er kannte seine Macht, und übte sie gelegentlich in recht arroganter Weise. Einmal richtete er an den Admiral, der in der Ostsee kommandierte, einen Brief, der wie ein positiver Befehl klang, die russischen

Arsenale anzugreifen. Kein Journalist hat seitdem eine ähnliche Stellung eingenommen.“ Damals hatte die „Times“ eine Auflage von 60000 Exemplaren, während das nächstgrößere Blatt nur 5000 abzog. Was damals öffentliche Meinung genannt werden konnte, das war der Leserkreis der „Times“. Als aber 1869 der Zeitungsstempel aufgehoben wurde, entstanden andere große Zeitungen, die zwar keinen so ausgedehnten telegraphischen Dienst haben, wie die „Times“, aber nicht minder gut redigiert sind und bei einem billigeren Preise schnell eine große Auflage hatten. Die Erweiterungen des Wahlrechts einerseits, das Emporkommen der Pennyblätter andererseits — zu denen in letzter Zeit noch die Halfpennypresse gekommen ist — haben die Zahl der Zeitungsleser ungemein vermehrt. Heute kauft der Engländer zwei oder drei verschiedene Zeitungen, eine des Morgens, eine mittags und eine abends, sieht alle drei durch und wirft alle drei weg; besitzt er politische Interessen, so vergleicht er sie und wird so in seinem Urteil unabhängiger. Ein stark politisches Interesse besitzt freilich nur eine kleine Minderzahl der Zeitungsleser; und namentlich in Fragen der auswärtigen Politik ist es das Publikum der großen Zeitungen, die sich mit Stolz die „verantwortliche“ Presse nennen. In der internationalen Politik sind diese Zeitungen die maßgebenden, und nicht die kleine Presse, von der in den letzten Jahren in Deutschland viel zu viel die Rede gewesen ist. Das Wesentliche aber ist, daß die Presse nicht nur eine öffentliche Meinung, sondern eine Mehrzahl öffentlicher Meinungen darstellt. Das Parlament, eine organische Körperschaft, kann mit einer Stimme sprechen. Die Presse stellt oft genug ein Chaos verschiedener Ansichten dar. Von einer öffentlichen Meinung kann man füglich nur reden, wenn eine bestimmte Frage an augenblicklicher Bedeutung alle anderen überragt, wenn die verantwortliche Presse mit geringen Unterschieden einmütig ist und wenn das Interesse an dem Fall so lange dauert, daß das Publikum ihn über den Sensationen der nächsten Tage nicht schon wieder vergessen hat, sondern die Presse in der Lage ist, ihm ihre Überzeugungen und Forderungen durch beständige Wiederholungen sozusagen einzubläuen.

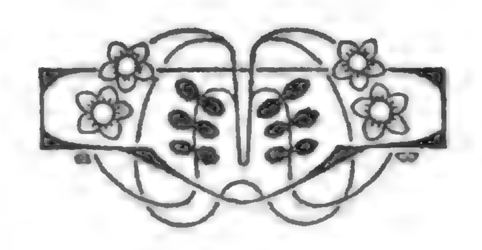
In solchen Fällen ist der Einfluß der Presse ohne Frage außerordentlich groß; es sei nur an den Streit über die Bagdad-Bahn, wegen Venezuela und an die Doggerbank-Affaire erinnert. Viel hängt natürlich von den Persönlichkeiten der leitenden Minister und der Stärke ihrer Stellung ab. Gegenüber Lord Lansdowne war es der Presse leichter, ihn an der Ausführung seiner Absichten zu verhindern, als ihn gegen seinen Willen in einen bestimmten Kurs zu drängen, den die Presse wünschte.

Andererseits ist es klar, daß es die Bedeutung der Presse überschätzen hieße, wenn man an einzelnen Artikeln einzelner Blätter, zumal wenn sie in gewissen Zeitabständen erscheinen, die Stimmung der öffentlichen Meinung messen wollte. In England ist das politische und das gesellschaftliche Leben, zwischen denen sehr enge Zusammenhänge bestehen, sehr stark zentralisiert. In Politik wie Gesellschaft steht London an der Spitze von England, mit einer gewissen Übertreibung könnte man sagen: London ist England. Das gilt auch von der Presse; die englische Provinzpresse ist gegenüber der hauptstädtischen nahezu bedeutungslos. Freilich, man muß hier unterscheiden. Was soeben gesagt ist, darf ohne viel Einschränkungen auf das gesamte Gebiet der äußeren Politik bezogen werden. Hier gibt die Hauptstadt und die große hauptstädtische Presse den Ton an. In der inneren Politik ist die Londoner Presse keineswegs souverän, sie spiegelt keineswegs immer die wirkliche Stimmung der Nation wieder. Die letzten Parlamentswahlen bedeuteten in dieser Hinsicht eine gewaltige Niederlage der Londoner Presse. Ähnlich verhält es sich mit der Rednertribüne. Die großen populären Bewegungen des 19. Jahrhunderts sind sämtlich in den Provinzen und nicht in London entstanden. Die Irländer setzten die Emanzipation der Katholiken durch; die Industriellen von Lancashire die Abschaffung der Kornzölle; der spätere Radikalismus kam aus Birmingham. Auch die Wahlreformen von 1832 und 1867 entsprangen aus der Agitation der Provinzen.

Der direkte politische Einfluß der Wählerschaften hat sich erst in den letzten Jahrzehnten geltend gemacht. Der erste Fall von Bedeutung war, als Lord Palmerston im Jahre 1860 Cobden, dessen Stellung allein auf seiner Agitation beruhte, ein Ministerportefeuille anbot (das Cobden ablehnte); damals sagte der französische Staatsmann Guizot, das sei das Ende der „grande politique“ Englands. Auch Gladstone sah sich ein paar Mal veranlaßt, halb wider seinen Willen, Abgeordnete — wie Mr. Chamberlain und Sir Charles Dilke — in das Kabinett zu berufen, weil sie „draußen“ einen mächtigen Anhang besaßen. Indem nun dieses mehr demagogische Element Eintritt in das Kabinett fand, wurde eine direkte Verbindung zwischen den Ministern und den Wählerschaften hergestellt. Diese Entwicklung begann schon mit Gladstone selbst, der ja von Freund und Feind mit Abscheu oder Bewunderung der große Demagoge seiner Zeit genannt wird. Sein Biograph, Mr. John Morley, sagt von ihm: Als Finanzmann war Gladstone ein starker Führer, er schuf die öffentliche Meinung, mit der er arbeitete; in andern Dingen folgte er, wie es sein Beruf, und wie es notwendig war, den herrschenden Tendenzen der öffentlichen

Meinung.“ Gladstone verfolgte als Minister unter Lord Palmerston, der in seinem Kabinett keine strenge Disziplin hielt, mehrfach in und außer dem Parlament eine Richtung, die den Absichten des Premierministers indirekt, wenn nicht direkt zuwiderlief. Mr. Chamberlain tat dasselbe als Minister in Gladstones Kabinett (1878—84). Der Herzog von Argyll, der früh aus diesem Kabinett austrat, schrieb an Gladstone: „Ich sah, daß Minister durch ihre Reden außer dem Hause eine öffentliche Meinung bilden und das Kabinett auf einen Kurs festlegen durften, der von Ihnen oder von der Regierung als Ganzem nicht vorher bestimmt war.“ Der Herzog machte es Gladstone zum Vorwurf, daß er durch seine Liebenswürdigkeit und Nachgiebigkeit seinen neuen Kollegen ermöglicht habe, ihm die Bildung der öffentlichen Meinung aus der Hand zu nehmen. Im September 1880 schrieb Gladstone an Lord Rosebery: „Was außerhalb des Parlaments ist, scheint mir zu einer Bedeutung anzuwachsen oder vielmehr schon angewachsen zu sein, die das, was innerhalb des Hauses ist, weit übertrifft.“ Gladstone selbst hat wohl das meiste dazu beigetragen, den Massen das Bewußtsein ihrer Bedeutung zu geben. Seine Agitationsfeldzüge in den Jahren 1879—80, die sich wesentlich gegen die äußere Politik Lord Beaconsfields richteten, namentlich die berühmte Campagne in Midlothian machte, wie sein Biograph sagt, „die Rednertribüne zum erstenmal zu einem wirksamen Organ, die öffentliche Meinung in Bewegung zu setzen.“ Das neue Moment dieser Entwicklung war, daß eben Gladstone, der künftige Premierminister selbst jene Agitation entfaltete. Vorher pflegten Kabinettsminister nur in Versammlungen ihrer eigenen Wahlkreise zu sprechen, und die Königin Viktoria fand an dieser Neuerung sehr wenig Gefallen. Derartige Agitationsfeldzüge hatten ursprünglich den Zweck, die Wahlen zu beeinflussen, in denen ja die öffentliche Meinung der Nation ihren konstitutionellen Ausdruck findet. Aber die neue Art der Agitation war geeignet, das Verhältnis zwischen Wählerschaften und Parlament zu verändern. In seiner großen imperialistischen Agitation hat Mr. Chamberlain das Parlament in einer Weise ignoriert, die sein sinkendes Ansehen vielleicht am deutlichsten kennzeichnete; er appellierte von vornherein an die Entscheidung der Wählerschaften. Zusammen mit der straffen Parteiorganisation (Birminghamer Schule) führt das zur Forderung imperativer Mandate; die Kandidaten sollten sich im voraus, auf Kommando der Parteiorganisation, gegenüber den Wählern verpflichten, wie sie im Parlament über bestimmte wichtige Fragen abstimmen würden; und in diesem Zusammenhang ist es charakteristisch, daß Mr. Chamberlain sich in der Theorie als Anhänger des Referendums bezeichnet hat.

Sind aber einmal die Massen der Wähler zu dem Bewußtsein ihrer größeren Macht gelangt, so werden sie versuchen, diese ihre Macht nicht nur allein bei den Wahlen zu gebrauchen, sondern unmittelbar die Entscheidungen des Kabinetts zu beeinflussen. Wenn sich also das Kabinett von dem Parlament unabhängiger macht, so gerät es in eine größere Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung „draußen". Der Grad dieser Abhängigkeit läßt sich nicht in eine politische Formel bringen. Auch sind hier deutliche Schwankungen zu bemerken. So ist die neue liberale Regierung viel weniger von der öffentlichen Meinung „draußen" abhängig als vom Parlament. Das ist allerdings leicht dadurch zu erklären, daß die Wahlen erst vor ein paar Monaten stattgefunden haben, so daß die öffentlichen Meinungen drinnen und draußen noch ziemlich identisch sind. Jedenfalls ist die Abhängigkeit der Regierung von der öffentlichen Meinung in oder außer dem Parlament eine konstitutionelle Tatsache. In einer Rede in der City von London im Jahre 1897 drückte der verstorbene Lord Salisbury das so aus: „Wenn Sie das nichtamtliche Volk in Ordnung halten, so will ich versprechen, daß das amtliche Volk niemals Krieg machen wird . . . In unserer Zeit verlieren die organisierten Regierungen sichtlich an Kraft, und die öffentliche Meinung gewinnt sichtlich an Macht."



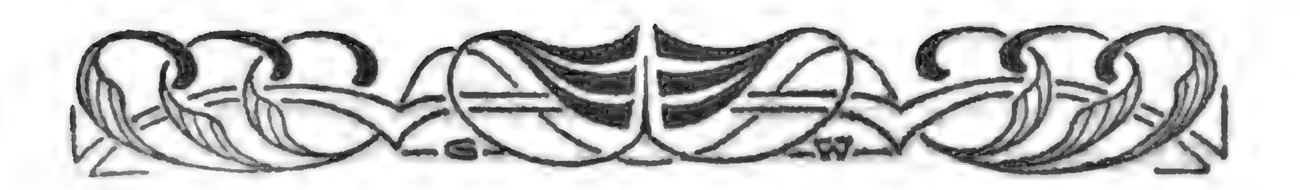
Ruhe.

Kühl ist der Tag veraltet
Und verronnen in bleichem Tau.
Nun naht die Nacht und entfaltet
Ihr sterngesticktes Blau.

Noch treiben meine Gedanken
Wie Halme in flüsterndem Korn
Und heben sich hoch und umranken
Des Mondes Silberhorn —

Und sinken zurück und legen
Sich ins säumende Herz gestillt;
Fern wandern auf Friedenswegen
Gewölke weiß und mild.

A. K. T. Tielo.



Die Umgestaltung des chinesischen Heeres.

Von

v. Pelet-Narbonne.

Wie Regierungsform und Sitten in dem Reiche des Sohnes des Himmels bis in die neueste Zeit durch die Jahrhunderte unverändert geblieben sind, so hielt der bezeichnende konservative Zug des eigenartigen Volkes lange Zeit auch von dem Heerwesen jede Neuerung fern. Da außerdem der Soldat bis an die oberen Chargen dem Mandarinentum und den Gelehrten gegenüber in einer gewissen Mißachtung stand, so war das Heerwesen des Landes allmählich auf eine Stufe herabgesunken nicht unähnlich dem Bilde, das man etwa in Operetten davon findet. Die höchsten Führerstellen aber lagen in den Händen hoher Zivilbeamten, denen jede militärische Vorbildung fehlte.[1])

Daß unter diesen Umständen die chinesischen Truppen sich schlecht schlugen, wo sie mit europäischen oder japanischen zusammenstießen, ist nicht verwunderlich, der Chinese war ein verachteter Gegner, und die Lorbeeren, die die Truppen der internationalen Chinaexpeditionen erwarben, waren im allgemeinen recht billige; nur in den Fällen, wo eine kleine Zahl europäischer Truppen es mit einer sehr bedeutenden Übermacht zu tun hatte, gab es schwerere Kämpfe. Es kommt dazu, daß das chinesische Volk kriegerische Eigenschaften im allgemeinen nicht besitzt, und daß ihm im vollen Gegensatz zu den rasseverwandten Japanern der Begriff des dulce et decorum est pro patria mori ganz fehlt, wenn ihm auch Heimatliebe eigen ist, und das Leben des Menschen nicht viel gilt. Dies hat sich bei dem Taipingaufstand und den Kämpfen der Schwarzflaggen gegen die Franzosen gezeigt. Aus der ihm im allgemeinen eigenen Indolenz und der damit zusammenhängenden furchtbaren Unsauberkeit wird der Chinese nur aufgerüttelt durch den großen Erwerbssinn, der ihn beherrscht.

Daß es hiernach als eine schwere Aufgabe anzusehen ist, den Chinesen zu einem tüchtigen Soldaten zu erziehen, ist augenfällig; immerhin begünstigen die Erziehung eine große Genügsamkeit und die ihm anerzogene Unterwürfigkeit unter die oft ungerechten und tyrannischen Anordnungen seiner Obrigkeit, so daß die Disziplin leicht zu halten ist.

---

[1]) Major Bronsart von Schellendorff, der während des großen ostasiatischen Krieges als Begleitung chinesischer Würdenträger wie als Garnison in Mukden wiederholt chinesische Soldaten getroffen hat, schildert in seiner Schrift „Sechs Monate beim japanischen Heere“ recht lebhaft den kläglichen, ja lächerlichen Eindruck, den sie machten.

Den Anstoß zu einer vollen Umformung des alten Heerwesens gab die Chinaexpedition der Mächte 1900 bis 1901, die den Machthabern klar gezeigt hatte, daß wenn die alten Zustände beibehalten blieben, das Land unfehlbar trotz der Eifersucht der einzelnen Mächte eine Beute der Fremden werden mußte.

Bis dahin bestanden in China drei Heere von ganz verschiedener Organisation und verschiedenem Werte nebeneinander. Man unterschied

1. Die Bannertruppen, kaiserliche Truppen vom „Grünen Banner" bestimmt zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung. Dies Heer untersteht den Gouverneuren der Provinzen, die auch das Verfügungsrecht über dasselbe haben. Nach einem kaiserlichen Dekret hatten die Provinzen eine gewisse Truppenmacht zu stellen, die sich ausschließlich aus der Provinz durch Werbung rekrutierte. Sie war im Verhältnis zur Einwohnerzahl recht unbedeutend. Immerhin wird die Gesamtzahl dieser Truppen in den Loebellschen Jahresberichten von 1894 auf 490 000 Mann geschätzt. Diese Truppen hatten bei dem Ausbruch des Konfliktes mit den Mächten in einer langen Friedenszeit jeden militärischen Wert verloren. Sie wurden zu Straßenbauten, zum Postdienst, zu allerhand Nebenzwecken verwendet und suchten sich private Nebenverdienste zur Aufbesserung ihres kärglichen Lohnes.

2. Das Mandschu-Bannerheer, gebildet aus Nachkommen der mandschurischen Militärkolonisten, mit deren Hilfe die jetzt in China herrschende Mandschu-Dynastie zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Mingdynastie stürzte. Sie bildeten also das Invasionsheer und stehen dem eigentlichen Chinesen noch als Fremde gegenüber. Sie wurden zur Festigung der neuen Herrschaft in allen größeren Städten angesiedelt. Durch die Aufnahme von Mongolen und Chinesen haben die Mandschutruppen im Laufe der Zeit die Reinheit der Rasse und damit viel von ihrem früheren kriegerischen Geiste verloren. Ihre Zahl wurde 1894 noch auf 270 000 Mann geschätzt. Sie werden in 8 Korps eingeteilt, von denen die drei ersten (gelbes, rotgelbes und weißes Banner) ausschließlich aus Mongolen und Tataren gebildet werden. Diese stehen direkt unter dem Befehl des Kaisers, die 1. Division (3000 Mann Infanterie und Kavallerie) bildet die Kaiserliche Garde. Die 5 anderen Banner (weißrot, rot, rotweiß, blau, blaurot) gehören zum Patronat der Prinzen des kaiserlichen Hauses.

Die 8 Banner gliedern sich in Divisionen von ganz verschiedener Stärke zwischen 3000 und 30 000 Mann. Die Divisionen werden lediglich zum Zwecke der Verwaltung in Kompagnien geteilt und sondern sich nach Mandschu, Mongolen und Chinesen.

Um die Bannerleute tunlichst eng mit der Dynastie zu verknüpfen, unterhält und sorgt diese für den einzelnen Mann und dessen Familie. Man hatte ihnen in der Nähe des Garnisonortes, den sie nicht verlassen durften, Ländereien gegeben und ihnen, um ihre Isolierung von der Bevölkerung zu erreichen, die Heirat mit Chinesinnen verboten. Dies Ziel hat die Regierung nicht ganz erreicht; das Bannerheer hat im ganzen mehr den Charakter einer Rasse als einer

Truppe und wenn es auch zweifellos von Wert ist für die Erhaltung des Ansehens der Dynastie, so kommt dasselbe für auswärtige Kriege doch kaum in Betracht.

Die vorgenannten beiden Heere, deren Auflösung nach dem Fortschreiten der neuen Organisation geplant ist, unterstehen direkt der Regierung in Peking, von wo aber auf die Einheitlichkeit ihrer Organisation und Ausbildung nicht eingewirkt wurde. Ihre militärische Brauchbarkeit ist eine sehr geringe.

Von diesen Heeren und von der Regierung in Peking unabhängig bestehen

3. Die Truppen der Generalgouverneure und Gouverneure. Zu ihrer Bildung sahen sich infolge der erkannten Mängel der Kaiserlichen Truppen, besonders nach dem großen Taipingaufstand und den Zusammenstößen mit den Fremden in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Provinzialregierungen veranlaßt. Weitblickende Gouverneure, besonders Chinas großer Staatsmann Li-Hung-Tschang in Tschili und später Yuan-Schi-Kai, die Seele der jetzigen Neuorganisation, warben Instrukteure für ihre Provinzialtruppen, anfangs ausschließlich Deutsche, ließen ihnen eine moderne Ausbildung geben, und schufen so die einzigen Truppen, die während der Kämpfe von 1900/01 militärische Brauchbarkeit zeigten.

Die von den Generalgouverneuren errichteten Lehrtruppen bildeten den ersten Kern für das nach europäischem Muster neu zu schaffende Heer, die vorstehend geschilderten kaiserlichen Truppen waren hierzu in keiner Weise geeignet. Der Fortgang der Schöpfung, bei der in letzter Zeit ausschließlich japanische Hilfe in Anspruch genommen wird, ist in den Einzelheiten nicht sicher zu verfolgen.[1]) Die besten Nachrichten hierüber brachte der Ostasiatische Lloyd; sie wurden in verschiedene Zeitschriften übernommen. Die höchste Zahl der deutschen Instruktoren war in den neunziger Jahren in China tätig; es wurde in jener Zeit eine Lehrtruppe in Woosung gebildet, bei der fast sämtliche Offizierstellen durch deutsche Offiziere besetzt wurden. Man kann wohl sagen, daß mit ihrer Hilfe die Grundlage eines brauchbaren Heerwesens geschaffen wurde. Jetzt sind nur noch 7 Deutsche an einigen Militärschulen tätig, im Norden, wo die Organisation des Heeres am meisten betrieben wird, ist der deutsche Instruktor ganz verschwunden.

Waren die kaiserlichen Truppen als solche nicht geeignet zur Durchführung der Reorganisation, so haben die Generalgouverneure, da die Werbung nicht genügenden Erfolg hatte, doch auch Bannerleute herangezogen.

Aus den bereits durch Li-Hung-Tschang gebildeten Truppen und den Truppen, die Yuan-Schi-Kai organisiert hat, den man als den Generalissimus

---

[1]) Bezeichnend für die Zunahme des japanischen Einflusses in China ist eine Notiz in der Deutschen Kolonialzeitung vom 5. Mai, die berichtet, daß im Hinterlande von Kiautschou etwa 40 chinesische Schulen neu gegründet wurden, die jede ihre eigene möglichst bunte Uniform haben und sich eigener Fahnen erfreuen. Alle aber singen japanische Marschlieder.

des chinesischen Heeres bezeichnen kann, entstand in der Provinz Petschili die sogenannte Peiyang-Armee, zu der auch die wenigen organisierten Truppen (2 Bataillone Infanterie, 2 Eskadrons) in der Provinz Hupei (Hupei-Armee) zählen. Den Kern der Peiyang-Armee bilden 3 von Yuan-Schi-Kai aufgestellte Divisionen jede zu 2 Infanterie-Brigaden zu 2 Regimentern zu 3 Bataillone à 500 Mann, 1 Regiment Kavallerie zu 700 Mann, 1 Regiment Artillerie zu 3 Abteilungen, davon 2 Abteilungen Feldartillerie à 4 Batterien zu 4 Geschützen und 1 Abteilung Gebirgsartillerie — 1100 Mann mit 48 Geschützen, 1 Pionier- und 1 Trainbataillon zu je 500 Mann, ein Sanitätsdetachement zu 100 Mann. Jede Division zählt 8900 Mann. Die Gesamtsumme dieser Truppen beträgt 36 Bataillone, 12 Eskadrons, 6 Abteilungen Feldartillerie, 3 Abteilungen Gebirgsartillerie, 3 Pionier-, 3 Train-Bataillone, 3 Sanitätsdetachements mit etwa 30000 Mann, 96 Feld- und 48 Gebirgsgeschützen. Dazu kommen noch etwa 40000 Mann disziplinierte, mehr oder weniger kriegstüchtige, in Divisionsverbände noch nicht gegliederte Truppen.

Von Interesse ist, die Grundzüge kennen zu lernen, die Yuan-Schi-Kai mit kaiserlicher Genehmigung über seine Absichten in einer Proklamation zum Ausdruck brachte, die er bei Gelegenheit der Aushebung unter den Bewohnern des flachen Landes erließ.[3]) Der General betont zunächst die Wichtigkeit des Heeres als Beschützer der Untertanen und Verteidiger der Grenzen. Die Ältesten der Ortschaften, denen es zusteht, geeignete Personen zur Aushebung namhaft zu machen, sollen nur solche bezeichnen, „die ehrenwerten Charakters sind und Verwandte besitzen". Es soll die Ältesten schwere Strafe treffen, wenn sie träge Leute oder entlassene Soldaten vorschlagen.

Die Vorgeschlagenen dürfen ihren Wohnort nicht wechseln, bis sie durch Bevollmächtigte untersucht und angeworben sind. Sobald die Zahl der angeworbenen Rekruten zur Bildung eines halben Bataillons (Shao) hinreicht, erhält jeder Rekrut 100 cash pro Tag als Verpflegungsgeld.[4]) Ist ein volles Bataillon gebildet, dann beginnt der regelrechte Dienst, die Verpflegungsgelder erhöhen sich auf 150 cash. Die Gehaltszahlung — monatlich 5 Taels dem Unteroffizier, 4,50 Taels dem Gemeinen — beginnt, sobald das Bataillon einem anderen angegliedert ist. Den Unteroffizieren und Mannschaften werden im Interesse ihrer zurückgebliebenen Familien monatliche Abzüge von 1 bezw. 1½ Taels gemacht und diesen ausgezahlt, anscheinend als eine Entschädigung für die der Familie verloren gegangene Erwerbstätigkeit des Ausgehobenen. Damit der Soldat seine ganze Zeit und Aufmerksamkeit der Ausübung seiner militärischen Pflichten widmet, soll er von allen familiären Sorgen verschont bleiben. Deshalb sollen die Familien der ausgehobenen Soldaten in den besonderen Schutz der Ortsbehörden genommen werden, bei Rechtsstreitigkeiten sollen ihnen dieselben

[3]) Veröffentlicht in der Internationalen Revue der gesamten Armeen und Flotten. 1905.

[4]) cask oder Kacsh, auf Schnur gereihte Kupfermünze, 1000 cash gleich 1 Tael, eine Silbermünze, etwa 3,50 Mk. im Werte.

Rechte eingeräumt werden, wie sie gewöhnlich ein Literat ersten Grades genießt, sodaß sie ihre Petition dem Gerichtshof am Tage der Verhandlung durch einen Anwalt einreichen dürfen. Dieses Privilegium ist nicht auf entlassene Soldaten auszudehnen, die in jeder Beziehung wie gewöhnliche Leute zu behandeln sind. Man erkennt das Bestreben, den bisher verachteten Beruf des Soldaten in den Augen des Volkes zu heben. Hat ein Soldat seinen Rang 3 Monate bekleidet und sich darin bewährt, so genießt er Abgabenbefreiung, benutzt er andererseits seine Stellung als Soldat, um anderen in Rechtsstreitigkeiten beizustehen — wohl durch Mißbrauch seines Privilegs — so hat er schwere Strafe verwirkt.

Die Bataillonskommandeure haben in Monatsrapporten nachzuweisen, wie viele Soldaten beurlaubt waren, wie viele ohne Urlaub gefehlt haben, wie viele entlassen worden sind. Die Namen der entlassenen Soldaten werden den Distrikts-Magistraten angegeben, um zu verhindern, daß diese erneut angeworben werden. Desertiert ein Soldat und kehrt nach seinem Heimatsorte zurück, so ist er nebst seinen Verwandten in Haft zu nehmen; ist der Aufenthaltsort des Deserteurs nicht zu ermitteln, so ist das Verfahren gegen seine Verwandten einzuleiten. Ortsmandarinen, die sich bei dem Versuch, einen entlaufenen Soldaten festzunehmen, lässig zeigen, werden bestraft. Wird ein Soldat zum Offizier befördert, so ist dies dem Ortsmandarin behufs Registrierung zu melden.

Unter den chinesischen Soldaten, die sich während des russisch-japanischen Krieges zur Verfügung der chinesischen Zivilbehörden in der Mandschurei befunden hatten, hatten sich Kranke und Lahme, Greise und Kinder befunden.[5]) Jetzt wurden folgende Eigenschaften von einem anzuwerbenden Soldaten gefordert: Alter nicht unter 20, nicht über 25 Jahre, stark genug, um ein Gewicht von 100 Pfund mit beiden Händen bis zur wagerechten Lage seiner Brust emporzuheben, die Körpergröße muß mindestens 4 Fuß 8 Zoll betragen, er muß imstande sein, die Entfernung von 20 li[6]) in einer Stunde zurückzulegen, er muß von ehrenwertem Charakter und noch nicht mit Gefängnis bestraft sein, er darf keine Körperfehler haben.

Nach der Internationalen Revue ist es Yuan-Schi-Kai bisher allerdings noch nicht gelungen, in seiner Provinz Petschili nach seinem Werbesystem das nötige Soldatenmaterial aufzubringen, er mußte den Bedarf durch Werbung in den Nachbarprovinzen decken. Die Dienstzeit stellte er auf 3 Jahre bei der Fahne, 3 Jahre bei der Reserve, 3 Jahre bei der Landwehr fest. Die Mannschaften des Beurlaubtenstandes und der Landwehr wurden jährlich zu einer einmonatlichen Dienstleistung verpflichtet, welche Bestimmung indessen infolge des russisch-japanischen Krieges nicht zur Ausführung gelangt ist.

[5]) In seiner Schrift „Sechs Monate beim japanischen Feldheere" erzählt Bronsart von Schellendorf, daß von zwei chinesischen Soldaten, die, übrigens in Bettlerlumpen gekleidet, in Mukden zum Prinzen von Hohenzollern kommandiert worden waren, der eine ein Kind von 12 bis 14 Jahren, der andere halb blind und lahm war.

[6]) 1 li = 442 m.

Während die Reform des Heerwesens bis dahin in den Händen mächtiger und tatkräftiger Gouverneure lag, deren Maßregeln nur die Billigung des Kaisers erfuhren, hat seit 1903 die Regierung in Peking das Werk selbst in die Hand genommen. In diesem Jahre wurde in Peking ein Armeereformamt geschaffen, eine Behörde, die die Reform durchzuführen hat und alle Zweige der Heeresverwaltung in sich vereinigt. Hiermit erst ist der Mangel an einheitlicher Leitung, der überhaupt der Krebsschaden der alten chinesischen Heeresverwaltung war, beseitigt. Der Reorganisationsplan ist endgültig erst in einem kaiserlichen Edikt vom Anfang des Jahres 1905 niedergelegt.[7])

Nach diesem Erlaß soll nach und nach die Aufstellung von 36 modern bewaffneten und ausgebildeten Divisionen zu je rund 10000 Mann erfolgen und bis 1922 beendet sein. Die bereits erwähnten in Tschili und Shantung bestehenden Truppen, die in 6 Divisionen gegliedert wurden, stellen den Kern des neuen chinesischen Heeres dar. Die Zusammensetzung der Divisionen wird die erwähnte von Yuan-Schi-Kai eingeführte sein, die Infanterie-Bataillone werden 600 Mann zählen, die Eskadron — drei pro Regiment — 200 bis 250 Mann. Jedem Bataillon ist eine größere Anzahl (bis zu 90) Kulis beigegeben, die als Träger, Köche, Pferdepfleger Verwendung finden.

Die Organisation der neuen Truppen ist so weit vorgeschritten, daß ihre Gesamtstärke auf rund 60000 Mann mit 200 Geschützen anzunehmen ist, ihre Standorte liegen ausschließlich in den Provinzen Tschili und Shantung.

Die Dienstzeit entspricht der von Yuan-Schi Kai eingeführten, doch verbleiben die Mannschaften in der Landwehr 4 Jahre, so daß die Gesamtdienstzeit 10 Jahre beträgt. Bisher ist der Heeresdienst grundsätzlich noch freiwillig, ausgenommen die Mandschubevölkerung, die wie wir sahen, von jeher besondere Verpflichtungen hat und anscheinend auch fernerhin eine besondere Kriegerkaste bilden soll. Die 1. Division hat nur Mandschuersatz.

Die Grundsätze bei der Aushebung sind die von Yuan-Schi-Kai seinerzeit festgesetzten. Eine Kontrolle der Mannschaften des Beurlaubtenstandes ist nach europäischem Muster eingeführt; die Bezirke für Ersatz und Kontrolle schließen sich der administrativen Einteilung des Landes im allgemeinen an.

Die Bewaffnung auch der neuen Truppen ist noch keine einheitliche, ein Übelstand, der noch aus der Zeit stammt, wo die Vergebung der Waffenlieferung nach dem Auslande zu den Befugnissen der einzelnen Gouverneure zählte. Die Truppen führen europäische Mauser-, Manlicher- sowie japanische Gewehre, aber auch, ebenso wie die zugehörige Munition ganz minderwertige Mauserfabrikate chinesischer Arsenale. Das Artilleriematerial ist durchaus brauchbar, aber in den einzelnen Divisionen verschieden. Die beiden ersten Divisionen wurden ausschließlich mit japanischem Geschützmaterial, System Arisaka, ohne Rücklauf, ausgerüstet;

[7]) Die neuesten Mitteilungen über den gegenwärtigen Stand der Reform bringt Jahrgang 1905 der Loebellschen Jahresberichte, bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

die 3. und 4. Division erhielten modernstes Kruppsches Material, die 5. und 6. führen älteres Kruppsches Material, die 7. Division soll französisches Material (Creuzot) erhalten.

Aus dieser Darstellung wird ersichtlich, daß China in bezug auf die Bewaffnung des Heeres noch größtenteils vom Auslande abhängig ist. Das Land ist indessen ernstlich bemüht, seine eigenen Waffenarsenale zu vergrößern und zu verbessern. Zur Zeit befinden sich große Arsenale zu Hanyang Provinz Hupei, Nanking Provinz Kiangsu, Kianghan bei Shanghai, Futschou Provinz Fukien und Kanton. Weitere große Arsenale sind im Bau. Die Leistungsfähigkeit dieser Anstalten ist im Laufe der letzten Jahre wesentlich gesteigert worden. An Handfeuerwaffen wird das deutsche Gewehr M. 98 ohne Laufmantel hergestellt, an Geschützen in der Hauptsache 3,7 und 5,7 cm Schnellfeuergeschütze.

Die bisherige der landesüblichen Tracht entsprechende Bekleidung ist versuchsweise zunächst in Tschili durch eine Uniform nach europäischem Schnitt ersetzt worden, für den Sommer von Khaki, für den Winter aus dunklerem Tuch, an Stelle des bisher um den Kopf gewundenen schwarzen Tuches soll ein Helm treten. Die Uniform ist für alle Truppen die gleiche, die Unterscheidung erfolgt durch die Achselklappen, die bei der Infanterie rot, bei der Kavallerie weiß, bei der Artillerie gelb, bei den Pionieren blau, dem Train braun sind. Die Rangabzeichen der Offiziere, deren Rangklassen genau dem europäischen System nachgebildet sind, bestehen in goldenen Litzen, Bortenverzierungen am Ärmel und rotgoldenen geflochtenen Achselstücken. Jeder Infanterist trägt außer dem Tornister den Brotbeutel, die Feldflasche, den Mantel und einen kurzen Spaten, in zwei vorderen und einer hinteren Patronentasche führt er 100 Patronen mit sich, weitere 40 Patronen im Tornister. Die Kavallerie führt Säbel und Karabiner, letzteren umgehängt, auch Lanzen sind in einigen Provinzen im Gebrauch. Das Pferdematerial, durchweg mongolische Ponys, ist sehr ausdauernd.

Die Ergänzung des Offizierkorps, die bisher ganz willkürlich erfolgte und bei der bisher nur der Erweis gewisser körperlicher Fertigkeiten sehr zweifelhaften Wertes für die Ernennung zum Offizier Erfordernis war, wie Bogenspannen, Bogenschießen, Steinheben und -stoßen, Säbelfechten ohne Gegner, bedurfte einer völligen Umbildung. Sehr interessant ist dabei ein gemeinsamer Thronbericht des Reichsheeresamtes und des Kriegsministeriums betreffend die Offiziere der neuen Heeresverfassung.[*]) In diesem Bericht wird die Hebung des Ansehens der Offiziere als eine Vorbedingung des Gelingens der Heeresorganisation hingestellt und hervorgehoben, daß nicht mehr wie in früheren Zeiten wilde Tapferkeit genüge, um die Befähigung für den Offizierstand zu erweisen, daß die militärische Bildung, das Studium der Kriegswissenschaften nicht allein für die hohen, sondern auch für die unteren Grade des Offizierkorps notwendig sei. Auch stellt der Bericht fest,

*) Nach dem Pei-yan-kuan-pao vom 6. Januar 1905 durch die Internationale Revue veröffentlicht.

daß ein außerordentlicher Eifer in der militärwissenschaftlichen Fortbildung sich zeige, besonders seit Eröffnung der Kriegsschulen. Aus der Zahl der besten nach der neuen Methode ausgebildeten Schüler sollen die Lehrer für die Kriegsschulen und die Instrukteure ernannt werden. Weiter empfiehlt der Bericht, bei den Beförderungen zu höheren Ämtern einen scharfen Maßstab anzulegen und dabei des Ausspruches eines berühmten Gelehrten Tung-Chung-Shu eingedenk zu sein: „Tönt die Laute nicht im Einklang, spann die Saiten, zieh den Bogen an."

Die Bedingungen, deren Erfüllung zum Offizier befähigt, sind durchaus andere geworden. Nach den jetzt gültigen Vorschriften muß der Offizier-Aspirant aus guter Familie, körperlich geeignet und Anstrengungen gewachsen sein, er soll soviel Selbstbeherrschung besitzen, daß er Entbehrungen erträgt, die der Krieg mit sich bringt und seinen Untergebenen ein tüchtiges Vorbild ist. Besitzt der Offizier-Aspirant diese Eigenschaften, so wird er durchschnittlich mit 20 Lebensjahren in eine Militärschule eingestellt, von denen es bei jetzt je eine in 15 Provinzen mit zusammen 3344 Zöglingen gibt. In diesen Schulen wird der Hauptwert auf die wissenschaftliche Ausbildung gelegt, ohne daß die körperliche vernachlässigt wird. Die Anstalten haben eine gewisse Ähnlichkeit mit unseren Kadettenkorps, ohne indessen die dort erzielten Resultate zu erreichen. Die Schüler werden außer in den elementaren Wissenschaften dienstlich völlig ausgebildet, wobei das bekanntlich dem deutschen nachgebildete japanische Exerzierreglement zugrunde gelegt wird. Lehrer und Exerziermeister sind fast ausschließlich Japaner. Zur Versetzung in eine höhere Klasse ist das Bestehen eines Tentamens erforderlich; nach bestandener Schlußprüfung wird der Schüler zum Offizier befördert.

Zur weiteren Beförderung der Offiziere hatte Yuan-Shi-Kai bereits 1902 eine Militärkolonie in Poatingfu errichtet, die nunmehr nach Peking verlegt werden soll. Auch diese Anstalt steht unter japanischer Leitung. Neben dieser Schule soll in Peking noch eine besondere Schule für Taktik und Strategie, ebenfalls unter japanischer Leitung errichtet werden.

In Poatingfu, der Provinzialhauptstadt Tschilis, wurde eine Militär-Veterinärschule errichtet, an der als Lehrer ein Japaner und mehrere in Japan ausgebildete Chinesen tätig sind.

Mit etwas blindem Eifer werden, wie es scheint, die japanischen Einrichtungen zum Muster genommen, und wie es in Tokio eine Adelsschule gibt, so soll auch in Peking eine Schule für den chinesischen Adel errichtet werden, zu der die Kaiserin-Witwe eine erhebliche Summe aus ihrer Schatulle gespendet hat. Es sollen nachfolgen Bezirks-Militärvorbereitungsschulen, eine Zentralvorbereitungsschule und sogar eine Militärmusikschule, wie solche bereits in Japan vorhanden sind.

Zunächst, bei der noch nicht genügend fortgeschrittenen Organisation des Heeres besteht eine Überproduktion von Schülern, die die Prüfung einer Militärschule bestanden haben, sodaß nur 10 bis 12 Prozent dieser auf eine Anstellung im Heere rechnen kann. Die Leistungen der Schulen werden auch sehr beein-

trächtigt dadurch, daß den Eintretenden meist alle Vorkenntnisse fehlen und ihre Anschauungen von Grund auf einer Korrektur bedürfen, durch das sehr verschiedene Lebensalter der Schüler, die aus jungen Leuten von 16 Jahren und solchen von 46 und mehr Jahren bestehen und durch das gelegentliche Eingreifen von Vorgesetzten, selbst hohen Zivilbeamten, die jeden Urteils in militärischen Dingen entbehren. Dazu kommen natürlich die Schwierigkeiten der Sprache und das Fehlen der betreffenden chinesischen Bücher. Die Fortschritte in wissenschaftlicher Hinsicht lassen daher zu wünschen, besser sind die in Betreff der praktischen militärischen Ausbildung, wie gelegentliche Besichtigungen erwiesen haben, denen Europäer beiwohnten.

In der höheren Kriegsschule soll die Ausbildungszeit 3 Jahre betragen.

Die militärische Ausbildung der Truppen ist dadurch sehr erleichtert, daß diese in sogenannten Lagern, ein Bataillon Infanterie, eine Eskadron Kavallerie und eine Artillerieabteilung umfassend, untergebracht sind, die mit hohen Lehmwällen umgebene quadratische Komplexe bilden. Nach einem Bericht, den das Militärwochenblatt bringt, hat im Sommer vorigen Jahres in diesen Lagern eine sehr rege Tätigkeit geherrscht, besonders in den Lagern des Haitsee-Parkes südlich Peking, wo die neugebildete 6. Division steht. Die Truppen exerzierten gut, waren auch gut und praktisch gekleidet; sie beherrschten die formale Taktik, waren aber in der Gefechtsausbildung noch weit zurück. Die Kavallerie der Division hatte recht gutes Pferdematerial, weniger gut erschien die Ausbildung der Artillerie. Nach dem Bericht ist es zweifellos, daß bei den Truppen sich Japaner in chinesischer Uniform befanden.

Zum ersten Male fanden in China große Manöver im Jahre 1904 statt. Es operierten dabei etwa 80 km östlich Poatingfu zwei Divisionen gegeneinander.*) Die Truppen waren nach europäischem Muster organisiert und einexerziert, alle Waffengattungen vertreten. Die Ostabteilung (3. Division) zählte zusammen 7500 Mann mit 32 Geschützen, die Westabteilung (2. Division) 5600 Mann mit 32 Geschützen. Die Übungen fanden an 3 Tagen statt, denen zwei Marschtage vorangegangen waren und zwei Marschtage in die Standquartiere folgten. An zwei Tagen wurde Regiment gegen Regiment geübt, an dem 3., dem Schlußtage des Manövers fochten die Divisionen gegeneinander. Dem die Übung leitenden General Kh'ia war ein japanischer Offizier, Instruktionsoffizier an der Militärschule zu Paotingfu, beigegeben. Die Truppen lagerten während der Übung stets in Zelten. Es gab wenig Kranke, dagegen erfroren vielen Mannschaften die Füße, da weder Pelzmäntel noch Winterfußzeug ausgegeben worden waren, obgleich die Manöver Ende November bei erheblicher Kälte abgehalten wurden. Die 35 bis 40 km langen Märsche wurden in tadelloser Ordnung zurückgelegt. Die Disziplin soll musterhaft gewesen sein und die

*) Rev. milit. des armées étrangères. März.

Infanterie im Gefecht große Geschicklichkeit in der Geländebenutzung bewiesen, die Artillerie Gewandtheit gezeigt haben.

Im vorigen Jahre sind sogar sogenannte Kaisermanöver abgehalten worden, über die das Army- and Navy-Journal berichtet.

Den Übungen lag der Gedanke zugrunde, daß die Provinz Petschili ein Angriff von Süden her bedrohe, dem eine Nordarmee entgegenzutreten habe. 3 Divisionen, zusammen etwa 30000 Mann, nahmen an den Manövern teil, in der Parade standen 20000 Mann Infanterie, 1200 Mann Kavallerie, 1100 Mann Genietruppen und 1300 Mann Artillerie mit 120 Geschützen. Die Infanterie war mit Mauser-Magazingewehren Modell 88 mit kurzem Dolchbajonett bewaffnet, die Belastung des Mannes betrug rund 50 Pfund englisch. Die Kavallerie führte Säbel und Mauserkarabiner (die Offiziere Revolver) und war auf sehr guten mongolischen Ponys beritten, Sattel und Zaumzeug befanden sich aber in schlechtem Zustande, die Leute trugen keine Sporen. Die Nordarmee war mit 24 japanischen 7,5 mm, 12 Kruppschen 7,5 mm, 8 Kruppschen und 12 japanischen Gebirgsgeschützen ausgerüstet. Die Munition wurde von Maultieren getragen; die Geschütze wurden gut bedient, Signalapparate wurden nicht beobachtet. Ambulanzen waren nur wenig zur Stelle, für die Vorräte führte jedes Regiment 32 Fahrzeuge mit sich, das Geschirr war mangelhaft.

An Rationen erhielt jeder Mann 1½ Pfund Reis, 6 Unzen Kohl, 6 Unzen gesalzene Vegetabilien und 6 Unzen Fleisch täglich. Die Zöpfe der Mannschaften steckten unter der Kopfbedeckung. Die fremden Zuschauer waren Gäste des Vizekönigs Yuan-Schi-Kai. Den Truppen merkte man vielfach japanische Ausbildung an, auch sah man verschiedene Japaner in chinesischer Uniform.

Nach einem Bericht aus Peking vom 30. Oktober v. J. äußerten sich die Teilnehmer fremder Armeen sehr anerkennend über die Fortschritte, die China auf militärischem Gebiete gemacht hat. Die Generalität leistete indessen nicht viel, was nicht wundernehmen kann, da ihr die stufenweise Ausbildung bis zur Erreichung ihres Grades fehlt. Die Artillerie war häufig ohne Verständnis aufgestellt, Feuerdisziplin und Feuerkontrolle dagegen waren tadellos und konnten den Vergleich mit den bezüglichen Verhältnissen in europäischen Armeen aushalten, es herrschte auch vollkommen Manneszucht.

Die Anwesenheit des Kaisers und der Kaiserin-Witwe bei diesen Manövern, die im September unter der Leitung des Generalissimus Yuan-Schi-Kai bei Paotingfu abgehalten wurden, war nach den bisherigen Gepflogenheiten ein ungewöhnliches Ereignis.

Bei einem Budget von rund 264 Millionen Mark in Einnahmen und rund 303 Millionen Mark in Ausgaben verwendet China gegenwärtig für militärische Zwecke rund 90 Millionen. Die jährlichen Kosten einer Division einschließlich Verpflegung werden auf 1½ Millionen Taels veranschlagt; demzufolge wird die ganze Armee (36 Divisionen) zu rund 450000 Mann 54 Millionen Taels erfordern. Hierin sind jedoch die für den Ankauf von Pferden, Geschützen,

Munition und Kriegsmaterial aller Art, für Manöver, Militärbauten usw. erforderlichen Summen nicht enthalten. Diese Ausgaben nebst denjenigen für die Reservetruppen, Pensionen usw. werden jedenfalls auch die Höhe von 54 Millionen Taels erreichen.

Solche Summen lassen sich jedoch nicht ohne ein geordnetes Steuersystem aufbringen, es ist daher sehr fraglich, ob die Neuordnung der Armee wirklich zur vollen Durchführung kommt, wenn nicht der japanische Einfluß mächtig und dauernd genug ist, dies durchzusetzen.

Von einer Organisation in Armeekorps ist bislang Abstand genommen worden, im Kriegsfalle sollen die Divisionen verdoppelt werden. Die aktive Armee ist indessen noch zu neu, um über Reserven verfügen zu können. Die Divisionen müssen daher im Kriegsfalle vorläufig nach Abgabe von Depots in Friedensstärke ausrücken. Reservedivisionen können erst später aufgestellt werden. Das Heer wird indessen künftighin lediglich Kriegszwecken dienen, während die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung der Polizei bezw. Gendarmerie obliegt.[10])

Auf chinesischer Seite ist man in bezug auf den Erfolg der Reorganisation sehr optimistisch gestimmt. So teilte vor kurzem die Wiener politische Korrespondenz eine Unterredung mit, die ihr Vertreter mit zwei chinesischen Offizieren, dem General Tschang und dem Obersten Weï gehabt hat. Beide Herren sprachen die Erwartung aus, daß die Reorganisation nach Ablauf eines Jahres vollendet sein werde. Ihr wichtigstes Ziel sei, daß aus den nach ihrem Werte sehr verschiedenen Heeren Chinas ein einheitliches geschaffen werde in bezug auf die höheren Befehlsverhältnisse, Ausbildung und Ausrüstung. Die Bezeichnung der Heere nach Provinzen solle aufhören und an ihre Stelle Armeekorps treten, die Nummern führen. Die allgemeine Wehrpflicht einzuführen sei zur Zeit noch nicht möglich, doch sei die Einführung angebahnt, da schon jetzt jede Provinz eine bestimmte Rekrutenzahl zu liefern habe.

Man hofft im laufenden Jahre noch auf 400 000 Mann reguläre Truppen zu kommen, in 10 Jahren aber 1 200 000 Mann aufzubringen. Ein neuer Geist sei bereits eingekehrt und dies sei das Verdienst des Yuan-Schi-Kai. In Kürze werde die Armee einen Faktor darstellen, mit dem zu rechnen ist.

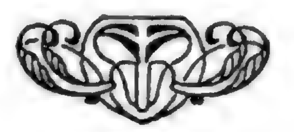
Daß diese Äußerungen der chinesischen Offiziere weit über das Ziel hinausgehen, wird aus der gegebenen Darstellung ersichtlich geworden sein. Die großen Schwierigkeiten, die ein schnelles Fortschreiten der Reform findet, liegen zunächst in der Finanzfrage, die bei der außerordentlichen Höhe der erforderlichen Mittel nicht zu lösen ist ohne völlige Neugestaltung des gesamten Steuer- und Finanzwesens des Reiches. Eine solche Reform aber braucht recht viel Zeit, bevor die Früchte geerntet werden können. Ein weiteres Hindernis für ein so schnelles Vorwärtsschreiten der Reform, wie es die chinesischen Offiziere zu erwarten angeben, liegt aber weiter in dem völligen Mangel an geeigneten Offizieren für die höheren

---

[10]) United Service Gazette N. 3791.

Führerstellen. Die jetzt an diesen Plätzen befindlichen hohen Offiziere sind, wie ja auch die Manöver gezeigt haben, den Anforderungen nicht gewachsen; erst durch das Aufrücken der nach den neuen Prinzipien herangebildeten Offiziere werden solche Führer heranreifen. Die chinesische Regierung hat auch in weiser Voraussicht den Abschluß der Reform mit Aufstellung der 36. Division auf das Jahr 1922 verlegt. Auch dies ist kein langer Zeitraum für die Vollendung eines solchen Werkes, das nicht zur Reife gebracht werden kann, ohne daß das ganze ungeheure Reich in vieler Hinsicht umgestaltet und mit tausendjährigen Gesetzen und Gewohnheiten gebrochen wird. — Die Heeresreform aber, das ist gewiß, wird den Ausgangspunkt bilden für die Verjüngung Chinas, für seine Umgestaltung im modernen Sinn, für seinen Eintritt in die Reihe der Kulturstaaten. Der Prozeß wird sich langsamer vollziehen als in dem benachbarten Japan, aber er wird seinen Fortgang nehmen, und die Folgen für die Entwicklung der politischen Verhältnisse nicht nur in Asien, sondern in der Welt sind, da es sich um ein Reich von 330 Millionen Bewohnern handelt, nicht entfernt zu übersehen.

Das allein dürfte schon jetzt feststehen, daß China nach Vollendung seiner Heeresreform eine Militärmacht sein wird, mit der alle Staaten zu rechnen haben werden.



Die Herbstfrau.

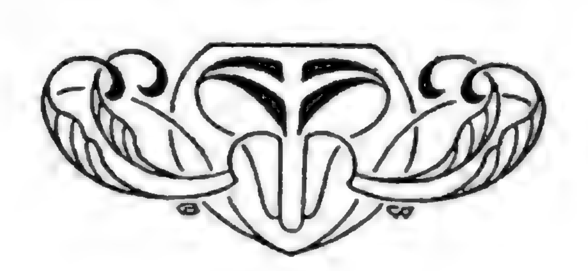
Kennt ihr das Lied vom sterbenden Wald,
Der Spielmann singt es zur Geigen?
Es klingt so jung und es klingt so alt
Wie der Blätter raschelnder Reigen.

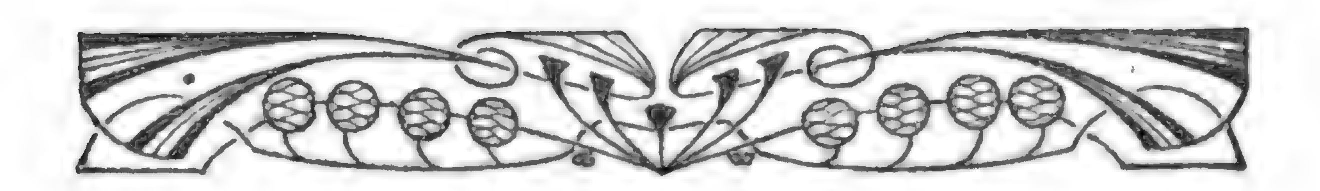
Das war die Herbstfrau, sie ging durch den Hag
Mit leise heimlichem Gleiten,
Ein weißer Nebelstreifen zog nach:
Ihr Schleier, gelöst beim Schreiten.

Und durch die schauernde Einsamkeit
Fuhr jäh ein tiefes Erbleichen,
Glutröte schoß in die Herrlichkeit
Der Recken des Waldes, der Eichen.

Sie schritt vorüber so bleich und stolz,
Da galt nicht Wünschen noch Werben —
Es mußten die alten Recken im Holz
An Sehnsucht sterben.

Gertrud Freiin le Fort.





Vier Charaktere aus dem älteren Liberalismus.

(Freytag und Treitschke, Hermann Baumgarten und Rudolf Haym.)

Von

Justus Hashagen.

(Schluß.)

Bei Treitschke überhaupt finden wir durchweg die temperamentvollste und eben deshalb anfechtbarste Vertretung der Gedanken unseres Kreises. Natürlich sprechen wir hier nicht von dem späteren Treitschke, der in der Berliner Luft die politischen Anschauungen seiner Lehr- und Wanderjahre vielfach einer starken Revision nach rechts unterzogen hat. Sondern vor uns steht der frühere Treitschke im ganzen Feuer der Jugend. Kraftvoller als irgendwo sonst ist bei ihm die Einheit von Leben und Arbeit Wahrheit geworden. So nahe persönliche Beziehungen ihn mit Freytag verbinden — die gemeinsamen Leipziger Tage, die „Verschwörung" bei Kitzing und Helbig, der 1900 veröffentlichte Briefwechsel zeugen davon —: es liegt doch eine Welt zwischen dem wohlgemuten, launigen Romanschriftsteller und dem harten, eckigen, sich selbst zermarternden Treitschke. Er gehört zu denen, die dem Leben einen tieferen Inhalt zumessen, als das bloße Genießen. In rastloser Arbeit, in aufopferungsvollen Kämpfen, oft nur von wenigen verstanden und vom eigenen Vater öffentlich an den Pranger gestellt, früh getroffen von einem unsäglich schweren körperlichen Leiden: aber nie ermüdet und untergegangen in Pessimismus und Weltflucht, wie Haym ein Verächter der „Junggesellenphilosophie" Schopenhauers: ein echter Protestant, wie Dahlmann, mit offener Stirn und freiem Blicke, eine jener heißblütigen obersächsischen Naturen, die er selbst so eindringlich geschildert hat, ein Lessing, wenn man will, und doch wieder nur er selbst. Für ihn hat es keine ruhige Stunde gegeben. Früh hat er sich aufgerieben. Erst vor kurzem hätten wir den Siebzigjährigen beglückwünschen können. „Ich will mich nicht werfen lassen": diesen seinen eigenen Grundsatz könnte man seinem Leben zur Überschrift geben. Als junger Student hört er Dahlmann in Bonn. Als allgemeiner Eindruck ist ihm vor allem das eine geblieben: daß die Wissenschaft nicht als Zweck, sondern nur als Mittel Wert habe, daß das Leben nicht nach sogenannter Bildung,

sondern nach dem Handeln zu beurteilen sei. Was hat ihn an der Biographie Steins von Pertz besonders gefesselt? Daß der Freiherr wie der untergeordnetste Beamte einfach seine Pflicht getan hat. Was empört ihn an Byrons romantischem Leben? Daß er hier nirgends den Gedanken der Pflicht findet. Einheitliche, pflichtgebundene Charaktere verlangt er: nicht ein besonderes Fach für die Wissenschaft, ein besonderes für die politische Tätigkeit und für das Wirken als Mensch. Deshalb ist der englische Historiker Macaulay ein Mann nach seinem Herzen. Dieser schwebt in der Tat wie ein Schutzgeist über dem ganzen Kreise. Haym verdanken wir eine überaus feinsinnige Würdigung seines Entwicklungsganges. Weit ab von ihnen liegt die angebliche Objektivität Rankes. Wenn Ranke dem Historiker rät, bei seiner Arbeit das eigene Selbst auszulöschen — er hat ja selbst den Rat nicht befolgt! —, so sehen wir Treitschke überall nach dem entgegengesetzten Grundsatze handeln. Deshalb haben manche seiner bekannten biographischen Essays: Pufendorf, Kleist, Milton und andere so viel von seinem eigenen Wesen. Von dieser Subjektivität, die im letzten Grunde nichts weiter ist, als eine lückenlose Durchdringung von Wissenschaft und Leben, sind Treitschkes rhetorische Erfolge unendlich verstärkt worden. Wie er z. B. in Leipzig 1863 die Gedächtnisrede auf die Völkerschlacht hält, da dringen seine Worte an aller Herzen: wir sehen ihn vor uns: den großen Willensmenschen mit dem wilden, schwarzen Haar und den leuchtenden Augen. Wir hören ihm zu: „Noch steht unser Volk rechtlos, unvertreten, wenn die Völker tagen. Noch grüßt kein Salutschuß im fremden Hafen die deutsche Flagge; denn heimatlos ist sie auf dem Meere, wie die Farben der Seeräuber."

Zahlreich sind die Schriften, in denen er seine Staatslehre begründet. Aus der preußischen Konfliktszeit stammt der Aufsatz über die Freiheit. Er verficht da im Gegensatze zu Wilhelm von Humboldt, der im Staate nur eine Sicherheitsanstalt sieht, das Recht auf Teilnahme am öffentlichen Leben und die Pflicht politischer Betätigung. Freiheit ist ihm nur innerhalb gewisser Schranken denkbar. Wie Dahlmann, verweist er vielfach auf das englische Vorbild. Den Aufsatz über die Freiheit hat er vorbereitet durch einen anderen über die Grundlagen der englischen Freiheit. Hier rühmt Treitschke von Montesquieu, „daß er der unbestimmten politischen Sehnsucht des Kontinents im parlamentarischen Leben Englands einen festen Halt gezeigt habe". Mit der politischen Erbweisheit der Engländer sucht er sich zu erfüllen: „gleiches Recht für alle, größere Macht für die, welche die größten Pflichten

übernahmen", so umschreibt er, durch Gneist bestimmend beeinflußt, die Grundlagen der englischen Freiheit. Auf diesem Boden ist auch für ihn eine Verständigung mit jeder Art von Radikalismus ausgeschlossen. Schon der heranwachsende Knabe hat sich 1849 absichtlich den Dresdener Barrikaden ferngehalten — obwohl einer der Mitschüler für die Freiheit sein Leben dort läßt. Gerade die nach links gerichteten Abspaltungen des Liberalismus hat keiner mit so schneidendem Spotte verfolgt. Viel weniger als Dahlmann lebt er überhaupt in den Gedanken des sogenannten Rechtsstaats. Er will den Wahn zerstören, „als ob man die Welt reformieren könne mit Kanonen, die nur mit Rechts- und Wahrheitsideen geladen sind". Und sicher der bedeutendste theoretische Fortschritt über seinen Vorgänger hinaus liegt für uns darin, daß er das Verhältnis von Ethik und Politik weniger privatrechtlich auffaßt. Der sittlich handelnde Staat hat andere Pflichten, als der sittlich handelnde Einzelmensch: auf diesem Grundgedanken baut er seine rücksichtslos formulierten Begriffe auf. Von hier aus bekämpft er das christliche Staatsideal noch mit viel schneidigeren Waffen, als die älteren Publizisten. Im übrigen aber lebt er doch ganz in den Gedanken des Lehrers. Die Erfahrung des eigenen Lebens gibt ihm auf Schritt und Tritt die Bestätigung. Auch für ihn ist die Machtentfaltung des preußischen Staates zur Lösung der deutschen Frage unerläßlich. Schon als Primaner hat er in einem Vortrage über Österreichs und Preußens Politik die Einigung Deutschlands unter preußischer Führung verfochten. Den Aufsatz über Heinrich von Kleist schließt er mit dem Rufe: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs", und mitten in einer Gedächtnisrede auf Fichte verherrlicht er den Kaiserberuf der Hohenzollern. Überall bricht auch bei ihm, dem Soldatenkinde, der selbst eine Soldatentochter gefreit hat, der kriegerische Geist mächtig hervor. Er verzweifelt an der friedlichen Ausgleichung des deutschen Zwiespalts, längst ehe Bismarck das Wort von Blut und Eisen gesprochen hat. Sein Schlachtruf führt uns hinauf zu den Höhen von Chlum.

Auch Baumgarten hat von Dahlmann gesagt: „Wer einmal in diese tief leuchtenden Augen geblickt hat, wird sie nicht leicht vergessen." Wie schön ist an ihm in Erfüllung gegangen, was Arndt — auch einer der Schutzhelden dieses Kreises — ihm einmal schreibt: „Erhalte Ihnen Gott fröhlichen Mut und helle, tapfere Gedanken!" „Politik ist Handeln, sie muß etwas wollen und etwas erreichen." Kein Zweifel, daß auch er sich auf Dahlmann'schem Boden angebaut hat. Und doch unterscheidet er sich wesentlich von seinen Nachbarn. Freytags gemütliche

Lebensanschauung ist ihm ebenso fremd, wie das wilde Pathos Treitschke'scher Gedankenfolgen. Bei keinem in dem ganzen Kreise ist die Kritik so zu ihrem Rechte gekommen, wie bei ihm. Er fürchtet in seinem späteren Leben die Übertreibung des politischen Ideals. Mit größter Besorgnis und tiefem Schmerze verfolgt er die Regungen der rein borussischen Geschichtschreibung. Da ist denn sein Zusammenstoß mit Treitschke ganz unvermeidlich. Aber mehr, als beide in der Hitze des Streites haben zugeben wollen, walten zwischen ihnen tiefere Übereinstimmungen. Auch Baumgarten hat es immer für seine Pflicht gehalten, den Degen auch mit den Feinden von links her zu kreuzen. Und nicht minder ist der deutsche Beruf Preußens für ihn eine unumstößliche Gewißheit, freilich nur eines Preußens, das sich der Stein'schen Erziehung erinnert. Wie Treitschke, bekämpft er die antiliberale Behandlung der Militärreform und der Presse durch Bismarck. Als nun aber das preußische Heer in den Krieg zieht, da ist dieser Gegensatz schnell vergessen. Wie Arndt, wird Baumgarten 1870 mit seiner „Kriegspredigt" zum Lehrer seines Volkes, und schon 1866 ist er ohne Einschränkung für den Krieg gewesen, mag Bismarcks innere Politik immerhin auf Wegen wandeln, die er als Liberaler nicht mitgehen kann. Und nicht minder energisch wie Treitschke, ersetzt er den Rechts- durch den Machtstaat.

Wir verdanken ihm das wertvollste publizistische Werk des ganzen Kreises, die „Selbstkritik" des Liberalismus (1866). Indem er uns die Geschichte des Liberalismus im 19. Jahrhundert vorführt, geißelt er mit Schärfe alles, was ihm aus einer früheren unpolitischen Periode noch anklebt. Die hausväterliche, privatrechtliche Behandlung politischer Fragen ist nirgends so vernichtend kritisiert worden, und fast in demselben Tone, wie später Treitschke, wendet er sich gegen die politische Unfähigkeit der Mittelstaaten und führt den überzeugenden Nachweis, daß selbst ihr lebenskräftigster, Baden, nicht imstande gewesen ist, die Enge des politischen Rahmens durch Umsicht und Vorurteilslosigkeit zu sprengen. Um so schlimmer natürlich für den Liberalismus, daß er in dem einzigen wirklich deutschen Großstaate, in Preußen, so spät erst die Fahne hat aufgepflanzen können. Dem Staate im allgemeinen ist dadurch das männerbildende Mark ausgesogen, er ist sozusagen in einen Kleinkindergarten verwandelt worden. In gleicher Weise werden die anderen Fehler des Liberalismus, sein mangelhaftes Verständnis für die äußere Politik, sein viel zu wissenschaftlicher Charakter, verurteilt. Eine Frucht der Verwechselung von Politik und Wissenschaft ist die Politik der

Resolutionen, die in der Geschichte seiner Partei so viel Unheil angerichtet hat.

Wenn wir im Kreise dieser Männer schließlich noch der idealen Gestalt Rudolf Hayms gedenken, so ist die Veranlassung dazu auch eine äußere. Er ist der einzige aus dieser Gruppe, der sich selbst ausführlich über seinen Entwicklungsgang ausgesprochen hat. Wir besitzen von Dahlmann allerdings ein schätzenswertes selbstbiographisches Fragment. Auch Freytag und Baumgarten haben Lebenserinnerungen hinterlassen. Aber mit Hayms Werke lassen sich diese Aufzeichnungen nicht vergleichen. Denn er hat die feinen biographischen Grundsätze, die er bei andern so meisterhaft handhabt, auf sich selbst übertragen und uns ein Buch hinterlassen, das an Treue und Anschaulichkeit alle andern Erzeugnisse dieser Gattung weit übertrifft. Nicht nur sein eigenes Werden wird darin mit prächtigen Farben geschildert; auch der Geschichte des ganzen Liberalismus hat er mit diesen inhaltreichen Erinnerungsblättern dienen wollen. Freytag meint einmal, Haym besitze mehr die Gabe scharfsinniger Analyse, als die anschaulicher Gestaltung. Dieser Selbstbiographie gegenüber müßte er sein Urteil zurücknehmen.

Haym ist die harmonischeste Natur des ganzen Kreises. Er hat keine großen, wilden Revolutionen in sich durchgemacht. Er ist auch im späteren Leben nicht vom Hauche der Resignation berührt worden. Sondern in sich gefestigt und klar über seine Begabung geht er seinen Weg; früh entwickelt und früh vom Leben herumgeworfen, mit zäher Energie seine wissenschaftlichen Pläne verfolgend und doch allezeit auch auf das politische Wohl seines Volkes bedacht.

Wir werden sehen, daß seine politischen Gedanken mit den geschilderten viele Berührungspunkte haben. Aber sie machen doch nur die eine Seite seines Wesens aus. Seine rein geistigen Bedürfnisse reichen weiter. Wo die anderen Frager verstummen, da unternimmt er es um so mutiger, die größten Probleme innerlich zu bewältigen. Es gibt in der Tat einen Punkt, wo er die Gefährten alle weit überragt. Er ist der einzige, der mit umfassendem Blicke auch die allgemeine Bildungsepoche übersieht, in die sein Leben gestellt ist. Wo die andern nur das Auf und Ab politischer Machtkämpfe sehen, da regt sich bei ihm das geschichtsphilosophische und das metaphysische Bedürfnis. Nicht umsonst hat er einmal Theologie studiert. Von seinem Vater ist er mit mildem Rationalismus und mit Haß gegen die Orthodoxie erfüllt worden. Es muß ein feierlicher Moment gewesen sein, als der alte Haym ihm die Worte mitgibt: „Wenn ich wüßte, daß du einst in diese Richtung hinüber

gelangtest, wenn ich mir das als möglich vorstellte, so möchte ich dich lieber sterben und verderben sehen." Noch weit mehr, als selbst Dahlmann, wird er in Weltanschauungskämpfe hineingerissen. Mehr, als alle anderen, hat er den philosophischen Enthusiasmus der Zeit in sich aufgenommen. Er ist mit Feuer an der Arbeit, sich das Gelernte innerlich anzueignen, es zu kritisieren, darüber hinauszuwachsen. In Halle lebt er zuerst ganz den bestechenden Gedanken Hegels. Nicht der Alte selber, sondern Arnold Ruge, der Privatdozent, zieht ihn in seinen Bannkreis. Aus abgeleiteter Quelle fließt ihm der Trank zu; aber er berauscht ihn völlig. „Eine große Helle" erleuchtet seinen Weg, als das Leben Jesu von Strauß erscheint. Und erst der Radikalismus Feuerbachs hat ihn allmählich zur Selbstbesinnung gebracht. Er fängt nun auch an, sich fachwissenschaftlich — philologisch und philosophisch — zu befestigen. Er macht einen ersten schüchternen Versuch und schreibt in seiner Habilitationsschrift eine Kritik zunächst der Hegelschen Ästhetik. Schon vor der Revolution ist schließlich die Welt Hegels in ihm zusammengebrochen. Andere Größen lösen ihn ab und ringen um die Herrschaft über den jungen Dozenten: allen voran Lessing und Herder, denen er sich rückhaltlos hingibt und die ihn auch bei der wissenschaftlichen Arbeit beeinflussen. Über den Trümmern errichtet er ein neues Gebäude: ein allgemeines Christentum der Liebe im Sinne Lessings wird sein Glaube: gewiß sehr unbestimmt und ganz undogmatisch. Aber für ihn ist er der richtige gewesen. Sein Leben liefert den Beweis dafür. 1857 endlich holt er zu dem entscheidenden Schlage aus, und indem er Hegels System historisch und psychologisch würdigt, raubt er ihm den angemaßten Ewigkeitswert. Von einem ähnlichen Standorte aus ist er später gegen Schopenhauer ins Feld gezogen. Es kommt ihm darauf an, den antigeschichtlichen, antiliberalen und antinationalen Kern von der Schale der schönen Stilistik und der vollendeten architektonischen Formen endgültig zu befreien und damit die Möglichkeit zu eröffnen, einen starken Damm gegen die Philosophie der Tatenlosigkeit aufzuwerfen. Man sieht: das theoretische Interesse führt bei ihm in die Tiefen seiner reichen Natur. Er hat auch rein wissenschaftlich auf diesem und dem literarhistorischen, überhaupt geistesgeschichtlichen Felde Ergebnisse zu Tage gefördert, die die Jahre überdauert haben. Die deutsche Geistesgeschichte von 1750 ab, wenn sie sich erst auf neuer Grundlage erheben wird, muß in tiefster Dankbarkeit dieses Mannes gedenken. Sein Sinn steht auf „Verknüpfung von Philosophie und Geschichte, auf Ermittelung des Zusammenhangs kulturgeschichtlicher und individueller Erscheinungen".

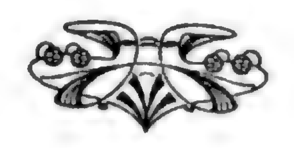
Aber ebenso entscheidend für ihn ist es doch auch, daß es bei der Wissenschaft nicht sein Bewenden hat. Er gehört nicht mehr der Denkerzeit an. Er kennt eine große Welt außerhalb des Scheines seiner Studierlampe. Nicht nur zum Erkennen drängt es ihn, sondern auch zum Leben und Handeln, und zwar nicht in konstruierten Verhältnissen, sondern in der politischen Wirklichkeit seines Vaterlandes. Es ist die neue Zeit, die sich mit dem Nordlichte von 1847 ankündigt: nicht nur draußen für sein Volk, sondern auch für ihn selber. Mit der größten Begeisterung wirft sich der siebenundzwanzigjährige, vor allem durch Max Dunker angeleitet, auf die Politik. Zwar ist sein offenes Bekenntnis, daß er darin nur ein Dilettant gewesen sei. In Frankfurt selbst ist er wenig hervorgetreten. Aber die großen Ereignisse haben an ihm einen aufmerksamen Beobachter. Ein Theoretiker bleibt er dabei durchaus. Denn als er versucht, ministerielle Bahnen zu wandeln und in den publizistischen Dienst des preußischen Revolutionsministeriums zu treten, da scheitert er völlig. Über seine eigenen Wahlreden zum Frankfurter Parlament denkt er ziemlich geringschätzig: „ich hatte meinen Dahlmann gut genug inne." Aber das innere Feuer läßt sich dadurch nicht löschen und der Tatendrang nicht zurückdämmen. In einer Wahlversammlung verläßt er mit dem Hutten'schen: „Ich habs gewagt!" die Tribüne. Nach dem Zusammenbruch aller Hoffnungen wird er 1850 Redakteur der Constitutionellen Zeitung: „bald sturmläutend, bald hochfahrend, bald kalt und boshaft" verfolgen seine Artikel den Weg des preußischen Ministeriums von Erfurt nach Olmütz: „ich studierte auf diesen schneidenden Stil." Ruhiger, aber in der Sache nicht minder oppositionell, tritt er 8 Jahre später als Schriftleiter der Preußischen Jahrbücher auf und knüpft nun auf weiten Reisen durch Deutschland manch wertvolle Beziehung zu gleichgestimmten Männern. Eben jetzt lernt er Freytag und Treitschke kennen. Aber im Gegensatz zu ihnen beobachtet er gegenüber Bismarcks Preßordonnanz vom 1. Juni 1863 eine zuwartende Haltung. Doch auch für ihn decken sich die Begriffe Bismarck und Hohenzollern noch nicht. Erst ganz allmählich vollzieht sich auch in ihm die Scheidung zwischen einem älteren abstrakten und einem jüngeren realpolitischen Liberalismus. Das Vorwort, das er dem dritten Bande seiner Jahrbücher beigegeben hat, steht noch ganz im Dienste der uns bekannten älteren Gedanken. Gleich an der Spitze proklamiert er die Einheit von Wissenschaft und Leben, den Sieg des historischen über den spekulativen Sinn. „Unsere Literatur hat einen Zusatz praktischer Intelligenz not." Die theoretischen Kämpfe der vierziger Jahre liegen jetzt weit hinter ihm. Die neuen politischen Aussichten ver-

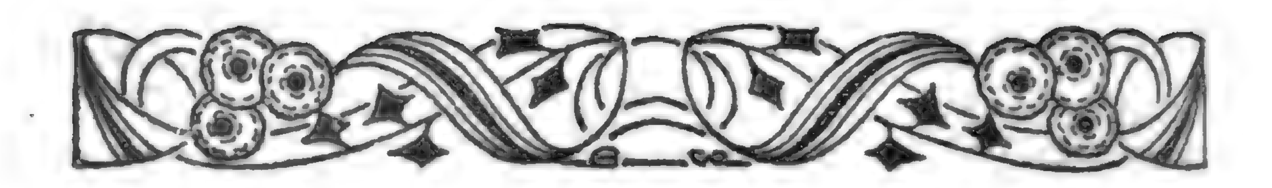
langen neue Methoden. Er handhabt sie selbst in lehrreichen Rückblicken auf die innere preußische Politik der Reaktionszeit. Die von der Regierung geübte Wahlbeeinflussung im ganzen wird dabei nicht minder verdammt, wie einzelne ihrer Gesetze, so das über die Ehescheidung. Denn gerade in allen Fragen der Sitte und der Bildung weicht er nirgends von den Idealen der Partei. Protestant ist auch er. Der politische Katholizismus hat an ihm so gut, wie an seinen Freunden den schärfsten Gegner gefunden. Daß er auch hierin vor allem das preußische Interesse verficht, ist bei ihm, der fast stets in Preußen gelebt hat, selbstverständlich. Ja, man kann sagen, daß ihm die preußische Staatskraft noch unmittelbarer entgegengetreten und von ihm gerechter beurteilt worden ist, als von manchem der reichsländischen Freunde. Die Preußischen Jahrbücher sind damals eine Zeitschrift, die schon im Titel Farbe bekennen will.

Im späteren Leben schließt Haym den Kreislauf. Die Arbeiten seiner Jugend gewinnen neues Leben. Er eilt zur Wissenschaft zurück und beschenkt sie mit den reifsten Früchten seines Geistes. Aber sein Selbst, auch sein politisches Selbst hat er niemals darin ausgelöscht. Sondern überall bewegt sich eine feine politische Unterströmung unter der Lebensgeschichte seiner Helden. Man bemerkt sie schon im Wilhelm v. Humboldt. Treitschke und Baumgarten haben sein Staatsideal energisch bekämpft. Denn sie wittern darin die Keime zum politischen Indifferentismus oder Dilettantismus des deutschen Philisters. Haym gräbt aber tiefer, als sie. Er versenkt sich mit bewunderungswürdiger Schmiegsamkeit in die feinsten Seiten dieses vornehmen Charakters. Er sucht diese Staatsanschauung psychologisch und zeitgeschichtlich zu erklären. Humboldt hat ja überhaupt keinen Staat gehabt. Er hat Deutschland nur als Weltbürger geliebt — wie Lessing, dessen Patriotismus uns Baumgarten schildert. Und doch: das Leben hatte „Humboldt fertig gemacht, der Tod fand einen völlig vorbereiteten Menschen". Haym verwirft die Haltung dieses Mannes nicht minder, wie die andern. Aber das schreckt ihn nicht ab von der Aufgabe, dem stillen Wehen dieses edlen Geistes zu lauschen. Hayms Werk über die Romantische Schule ist noch nach dreißig Jahren unverändert wieder gedruckt worden, weil es einen ebenbürtigen Ersatz nicht gefunden hat. Der psychologische Virtuos feiert hier in der Tat seine größten Triumphe. Wir beobachten überall die wundersame Anpassungsfähigkeit an fremde Individualitäten, der Haym das Beste seiner Schriftstellerei verdankt. Und doch würde er es für frevelhaftes Spiel gehalten haben, nur diese Gaben glänzen zu lassen. Auch hier lebt der ganze Haym in seinen Werke: der Mensch und auch

der Politiker. Er vermißt an Tieck „das Mark der Überzeugung“. Er schildert meisterhaft das Entstehen der romantischen „Ironie“: „daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide“. Aber er läßt uns nicht im Zweifel darüber, wie er das alles beurteilt. Was Dahlmann und die andern vor allem in praktischer Politik und Publizistik bewiesen haben mit rückhaltloser Aufrichtigkeit, daß ihre theoretische Bildung mehr ist als Dekoration, daß sie Praxis und Theorie sich gegenseitig befruchten lassen: etwas ähnliches ist bei Haym in diesen groß angelegten wissenschaftlichen Leistungen erkennbar. Spinozas und Goethes Ideal: das suum esse conservare hat auch Haym vorgeleuchtet. Die Biographien Herders und Dunckers, so verschieden die Welt ist, in der sie sich bewegen, hier sind sie beide echte Erzeugnisse dieses vielseitigen Geistes. So oft sich Haym in den erlauchtesten Kreisen unserer älteren Literatur bewegt hat: die Freude an der Gegenwart und das hohe Pflichtgefühl, in ihrem Dienste zu leben: das ist nie in ihm verdunkelt worden.

Unsere schnellebige Zeit ist geneigt, diese älteren Theoretiker des Liberalismus zu vergessen. Wer möchte leugnen, daß sie dazu teilweise berechtigt ist? Denn Belehrung für politische Einzelfragen ist aus ihren Schriften nicht mehr zu erlangen. Es ist trotz all der scharfsinnigen Kritik Baumgartens, trotz aller bewußten Hinwendung zur Praxis, trotz der Bismarckbegeisterung, der sie alle huldigen, schließlich doch noch viel von Professorenpolitik in ihren Gedanken. Insofern sind sie wirklich Glieder einer älteren, entschwindenden Generation. Politik der Grundsätze allein ist heute unfruchtbar. Parteien mit lediglich staatsrechtlichen Programmen würden zerrieben werden. Ganz bestimmte soziale und wirtschaftliche Wünsche haben die alten Kampfobjekte entwertet. Ein Idealist mag das beklagen. Aber die Klage ist nicht am Platze, wo es sich um Notwendigkeiten und um neue Pflichten handelt. Wir haben eine Fülle von Umwälzungen auf dem Gebiete der geistigen und materiellen Kultur erlebt, für deren Beurteilung das geistige Rüstzeug dieser Männer nicht mehr ausreicht. Aber ihr persönlicher Wert bleibt bestehen. Unvergänglich ist an ihnen die Kraft ihrer Individualität, die hohe Überzeugungstreue und der Mut des Bekenntnisses. Auch wir brauchten Charaktere, für die Augenblicke kommen, in denen der Kompromiß zum Verbrechen wird.





Die Dresdener Kunstgewerbeausstellung.

Von

Paul Schubring.

Der große Erfolg, den das deutsche Kunstgewerbe vor zwei Jahren in St. Louis erlebt hat, wodurch ein gewichtiger Schritt in der Rehabilitation Deutschlands dem Spott des Auslandes gegenüber getan worden ist, ließ es angezeigt erscheinen, nun in Deutschland selbst die Leistungen des Reiches umfassend vorzuführen, um zu beweisen, daß es mit der Zeit des Gärens und Tastens wirklich vorbei sei, daß man in fünfzehnjähriger Arbeit Abgeklärtes geschaffen und die paar Jugendeseleien längst überwunden habe. Standen Turin und Darmstadt noch im Zeichen der Flegeljahre und der Versuchskaninchen, so ist heute von solchen Naseweisheiten keine Rede mehr; der neue Stil ist da, völlig unmißverständlich, beruhigt sich gebend, ohne Überschlagungen, ohne Schaumschlägerei. Es will etwas heißen, daß wir schon in den ersten Jahren der zweiten Generation seit 1870 diese Leistung vorweisen können. Nicht genug mit der Beseitigung des alten Fluches: „billig und schlecht“ — das Neue ist nicht nur gut, sondern vor allem persönlich, empfunden, nicht Lesefrucht, auch nicht Lippentriller, sondern bodenwüchsig klar und von jener schlichten Selbstverständlichkeit, die immer das Merkmal reiner Lösungen gewesen ist. In den letzten dreißig Jahren ist oft der Tadel ausgesprochen worden, daß wir zwar seit Sedan einen neuen Reichsbau gezimmert aber noch nicht die Leute geliefert hätten, die in diesen Bau hineinpaßten. In der Tat war es mit dem alten Mahagoniwohnen vorbei und das Parkett der neuen Säle reichlich glatt. Viele sind ausgerutscht und haben ihren Knax für immer. Da erscheint es etwas großes, daß unsere Generation doch schon einen Stil geprägt hat und den Entschluß kundgegeben: „so werde ich es in den nächsten fünfzig Jahren einmal ausprobieren“. Es kommt dabei nicht darauf an, ob nun für alles schon die richtige Formel gefunden ist, sondern auf den Willen selbständiger Neugestaltung. Die Andern und die Alten können uns dabei nicht helfen. Es mag hundertmal wahr sein, daß die Franzosen mit dem Louis XV- und Louis XVI-Stil noch lange auskommen werden — für uns ist das gleichgültig. Denn wir, wir Deutschen, sind in ganz anderm Sinne verändert in den letzten hundert Jahren als die Franzosen. Wir haben in den letzten hundert Jahren alle alten Stile gewissenhaft noch einmal durchgeprobt, ob wirklich gar keiner mehr brauchbar sei — wahrlich, kein einziger ist mehr brauchbar. So ist man denn in Gottes Namen losgegangen und hat es auf eigene Faust versucht; und siehe, es ging.

Wir reden hier nicht dem Snobismus das Wort, wenn wir sagen, es sei wichtig, wie man wohnt, sitzt, ißt, schläft. Unsere Vorfahren hatten einst für Haut und Haus nur ein Wort, so wichtig fanden sie es. Sage mir, wie du wohnst, und ich sage dir, wer du bist. Wohnung ist Bestätigung und Ausdruck meines Wesens. Die Engländer haben es seit fünfzig Jahren begriffen und nach ihrer Weise methodisch und rationell sich eingerichtet. Mir erscheint deren Lösung für uns weniger vorbildlich wie vielen von unsern besten Beratern. In keinem Fall kann uns England unsere Lösung vorsagen. Wie wir seit zehn Jahren Sport treiben und den Grundsatz „mens sana in corpore sano“ begreifen, so wird jetzt die Freude an dem dumpfen, unwürdigen und gefälschten Wohnen totgehungert werden und die Begriffe des anständigen, aller Talmikultur ab-, aller ruhigen Freiheit zugewandten Wohnens selbstverständliche Allgemeinüberzeugung werden.

„Also ich muß mir jetzt wirklich moderne Möbel kaufen?“ fragt ängstlich die etwas blasse Braut, die sich schon so sehr auf Tante Gretchens Mahagoninähtisch gefreut hatte? „Auch Mutters Fensterstuhl paßt dann absolut nicht mehr. Und wenn wir nun etwas geschenkt bekommen? Reitzingers schenken doch immer eichene Uhren?“ Seid ohne Sorge, höhere und höchste Töchter. Die Zimmer in Dresden sollen nicht geschlossen verpackt und irgendwo in einem jungen Glück aufgestellt werden, sie wollen nur prinzipiell zeigen: so sieht ein Raum aus, bei dem alles durchdacht ist. In Dresden gilt der Hauptkampf der Gedankenlosigkeit dem Schlendrian, der sich unter allen möglichen schönen Etiketten eingeschlichen hat. Ich will versuchen einige Gesichtspunkte, nach denen diese Räume gedacht sind, herauszustellen; das hat mehr Sinn, als wenn ich von den 140 Zimmern je zehn Namen hersetze von den Männern und Händen, die das Einzelne erfunden, gezeichnet, gesägt, poliert, furniert, gewächst, gedrechselt, gehämmert, gelötet und gepreßt haben. Wohl spürt man überall den Dampf und das schnurrende Rad, die wilde Säge und den schweren Hammer, die enorme Presse und die lächelnd schneidende Schere, alles Dinge, die auf Basalt beißen und am liebsten Eisen zwischen die Zähne nähmen. Früher galt es, mit höchster Anstrengung die letzte Kraft des Armes einsetzen — jetzt heißt es klug das Übermaß mäßigen, mit der Sekunde und dem Zentigramm rechnen; denn ein Moment kann alles verderben. Es leuchtet, ein, daß bei solchem Betrieb die dumpfe Handlangerarbeit viel mehr zurücktritt als früher, daß jedes Gehirn lebendig sein muß — es gibt heute keine Arbeiter mehr, die 65 Jahre lang nur Nägel vom Maß 4d machen. Jeder Arbeitersoldat ist heute mindestens Patrouillenführer, wenn nicht Feldwachthabender. Was machen nun all die fleißigen Köpfe und Hände?

Man hat erstens eingesehen, daß ein Zimmer nicht nur aus Möbeln besteht, sondern vor allem ein Raum ist, dessen Hauptglieder Boden, Wand und Decke sind. Dieser Raum muß als Volumen gewahrt bleiben und soll möglichst wenig verstellt werden. Deshalb fallen alle die Möbel fort, die nur Schatzbehälter und Vorratstruhen sind; für diese Sammelbecken ist der Wandschrank da. Der schwere Brautschrank mit Säulen und geschwellter Füllung wird heute nicht mehr

hergestellt. Sehr oft kehrt man zur fortlaufenden Wandbank in irgend einer Form zurück. Das Sofa-Tisch-Arrangement tritt zurück, öfter steht der Tisch in der Mitte frei. Das Prinzip der Symmetrie und Axenbetonung ist aufgegeben, da der Raum durch das leichte Verschieben des Schwergewichtes sehr gewinnt. Geradezu revolutionär hat die neue Lichtquelle gewirkt. Man braucht das Licht jetzt nicht mehr zu konzentrieren, man kann es so hoch anbringen wie man will. Die Zeiten, in denen ein alter Portier mit zitternden Armen mittels seiner Stange an einem Kronleuchter herumzitterte, sind vorüber. Das verstreute Licht schimmert wie Gold und zerreißt nicht den Raum, sondern rieselt in ihn hinein. Natürlich gewinnt dadurch die Decke als Resonanzboden; wir finden sie oft spiegelnd, z. B. mit Goldblech belegt. In den alten friesischen „Peseln" sah man schwere dunkle geschnitzte Balken als Decke, an die man fast mit dem Kopf stieß; jetzt ist die Decke hoch, leicht gebreitet und leuchtend.

Die in Dresden ausgestellten Zimmer betonen natürlich die Einheit des Stiles und der Farbe. Vielleicht ist es etwas einseitig, immer nur die Ruhe zu betonen. Die meisten Künstler sind Großstadtmenschen, die selbst gehetzt sind und die Wohnung als Sanatorium ansehen. So kommen sie zu einem gedämpften Stil, in den die Wirklichkeit des Zufalls nicht hereinlachen darf. Übertragen wir dies Prinzip auf die Bilder, so bekommen wir einen Stil wie den der englischen Präraphaeliten. Es ist bezeichnend, daß in den Dresdener Zimmern immer nur dekorative Gemälde oder Schwarzweißblätter hängen; ein starkes keckes Eigenbild würde „brutal" wirken. Der frohe Rhythmus, in dem die Perser ihre Teppiche den Blumenbeeten nachgewebt haben, ist vorbei; gedämpfte Töne, wenige melancholische Muster. Nur hier und da einmal ein grelles gelb oder violett, bei dem man Frische spürt. — Eins verdient die unbeschränkte Bewunderung: der Materialstil ist siegreich durchgedrungen; Surrogate gibt es kaum noch. Es sind noch nicht zehn Jahre her, daß der Marmorguß erfunden wurde und in der heimlichen Praxis wird natürlich noch lange mit dem Talmi fortgelogen werden. Da gilt das Wort, daß man nur die Tapete verdiene, die man sich kauft. Der Parvenu mag Papier für Leder halten und schmunzelnd den billigen Effekt betrachten, es gehört zu den elementaren moralischen Begriffen, daß man sich dieser Täuschungen begebe und allen Flitter hasse. In Dresden wird nun freilich über das Material souveräner verfügt, als die Kasse der Käufer in der Regel zuläßt. Namentlich die Berliner Schule (Grenander) kennt in der Beziehung wenig Skrupel. Aber es gilt hier ja nicht Musterwaren für den Handel aufzustellen, sondern Mustergedanken und Prinzipien auszusprechen; die Engländer haben auch Jahrzehnte gebraucht, bis sie zu der Schlichtheit eines Mac Kintosh sich durchgearbeitet haben.

Außer den Zimmern bietet Dresden neue Lösungen der kirchlichen Kunst. Die protestantische Kirche ist ein Schmerzenskind seit vier Jahrhunderten; denn sie gibt es noch nicht. Das Prinzip des Protestantismus, der unmittelbare Verkehr des Einzelnen mit dem Ewigen, wird schlecht durch einen Raum aus-

gedrückt, in welchem vor allem das Gestühl wirkt, in dem nicht Einzelne, sondern die Masse sitzt, die sich geduldig von den Worten des Präzeptors überrieseln läßt. Der katholische Raum ist darin viel vornehmer, großartiger; er konzentriert nicht die gottesdienstliche Praxis, sondern stellt für jeden Gläubigen ein Bänkchen, ein Lichtchen, ein Figürchen hin, wo der Einzelne seine besonderen Wünsche und Gedanken aussprechen kann. Die Hoffnung, durch Betonung des Gemeindeprinzips — die Kirche der Festsaal der feiernden Gemeinde — den Kultus zu beleben, hat sich m. E. nicht erfüllt; je ernster der Protestantismus an dem Prinzip der Selbständigkeit arbeitet, desto häufiger wird er die Gereiften aus dem Zustand der Belehrung entlassen müssen und auf Räume sinnen, die der allgemeinen Funktion entzogen sind. Diese Tendenz ist in Dresden nicht zu spüren. Fritz Schumacher hat einen großen, sehr ansprechenden, klug disponierten und auch reizvoll belebten Raum geschaffen, der sich für Vorträge und geistliche Konzerte trefflich eignet. Natürlich ist hier die Orgel im Angesicht der Gemeinde; die Rednerkanzel darunter, und davor der Altartisch. Das Licht ist klar und ruhig; nur genügt es nicht für das Mosaik der Apsis. Auch dieser Kirchenraum ist natürlich wie alle Räume der Ausstellung ohne den Zauber der persönlichen Gestaltung, wie ihn jeder faktische Einzelfall eines Kirchenbaus in der Praxis mit sich bringt. Es fehlt an Grabsteinen, den Erinnerungstafeln, den Kränzen und Fahnen, den kleinen Stiftungen und den Bildern. Nur durch solche Zutaten kann unsere Kirche wieder traulich werden und etwa eine Sprache führen wie die der alten Friedhöfe.

Der Friedhofsfrage, und nicht nur der Grabmalskunst, ist man ein gut Stück näher gekommen in Dresden. München und Hamburg haben schon gute Vorarbeit geliefert in der Frage der Gesamtanlage. Der Garten des Todes soll nicht mehr karriert, die Toten nicht in eiserner Reihenfolge nebeneinander gelegt werden. Der Rythmus welligen Terrains, der Gegensatz großer und bescheidener Denkmäler, wie er in allen alten Anlagen selbstverständlich war, muß zurückerobert werden. Grabkapelle, Brunnen, Wandelhalle, Familiengrab geben die größeren Zentren ab. Das Grabmal soll dem Begrabenen entsprechen. Die Uniformierung des Grabschmuckes im Kreuz muß einer lebendigeren Sprache weichen. Die meisten Gräber sind außerdem zu teuer; das liegt nicht am Stein, sondern an der für ein Außendenkmal ganz unangebrachten und lügnerischen Politur. Dresden bot überraschend viele gute einfache Lösungen an; auch die monumentaleren Stücke entbehrten des Aufdringlichen. Die kirchlichen Behörden wachen bisweilen noch allzu ängstlich über der Tradition; mir ist ein Fall bekannt, daß ein Bildhauer auf das Grab seiner Eltern nicht die Worte setzen durfte: „Siehe, so ist das Leben". Solche Ängstlichkeit ist wenig angebracht; auf dem Friedhofe ruhen doch nicht nur die Kirchenkinder, sondern alle Toten. Hier ist keine Gelegenheit zur Kirchenzucht. Je weiter wir die Friedhöfe jetzt an die Peripherie der Städte legen müssen, desto eifriger müssen wir darauf bedacht sein, sie zu Plätzen ruhigen Betrachtens und Sichsammelns zu stimmen. Das Wort des Todes ist

ernst genug; es braucht aber nicht wie Scherben zu klirren. Ein heiliger Hain, der Temenos der Alten, soll die Müden hüten und die Trauernden trösten.

Mit zu dem Besten in Dresden gehört die Gruppe der Volkskunst; ich meine damit nicht die Ausstellung alter Volkskunst, die auch sehr anziehend ist, sondern die neuen Gebäude einer Schule, einiger Bauernwohnhäuser, wo der Rekord natürlich im Preise liegt. Was hier z. B. der Architekt Kühn geschaffen hat, ist erstaunlich reif, gut und billig. Immer wieder sieht man, daß man nur nachzudenken und mit dem alten Schlendrian zu brechen braucht, um zu natürlichen und billigen Wohnungen zu kommen. Für die bürgerliche Wohnung streben ähnliches die Dresdener Werkstätten (unter Riemerschmieds Leitung) an. Mir hat dort vieles Eindruck gemacht; aber Techniker haben mir ihre schweren Bedenken über die Maschinenmöbel ausgesprochen. Die Preise sind nicht hoch, aber doch immer noch höher, als der glückliche Vater einer Braut sie anzusetzen heute noch gewohnt ist.

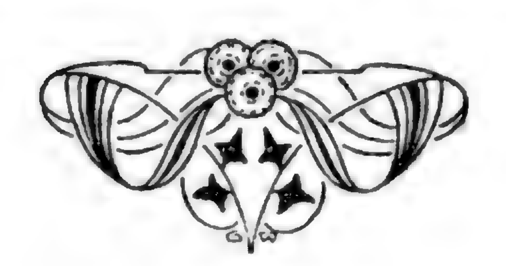
Die vornehmste Abteilung der Ausstellung ist diejenige, wo das alte Kunsthandwerk ausgestellt ist. Manche meinen, solche retrospektiven Ausstellungen seien ein Luxus und lenkten das Interesse von der Gegenwart ab, zumal bei dem Deutschen, dem der Adelsbrief des Alters immer sehr imponiere. Sicher ist ein gutes Stück deshalb nicht wertvoller, weil es schon dreihundert Jahre alt ist. Aber die Kraft der alten Kunst beruht gerade auf dem natürlichen Wachstum dieser Dinge, die sich aus den Bedürfnissen, dem Stande der Technik, der Energie des Wettbewerbs ohne weiteres ergeben haben. Bei uns fehlt heute oft die Klarheit bestimmter Wünsche und die Fesselung einer noch gebundenen Technik; nicht zu wenig, sondern zuviel können wir leisten. Da ist es nun ungemein lehrreich, in die alte Zeit unterzutauchen. Man hat die alten Cimelien nach Technik und Material gruppiert: Gold — Silber (mit Uhren, Schmuck und Medaillen), Bronze, Zinn, Eisen (incl. Waffen), Email, Glas, Keramik, Elfenbein, Leder, Holz, Textilien, Buchkunst. Ein Kabinett ist der modernen englischen Buch-, Druck- und Schriftkunst eingeräumt. Nicht weniger als 207 Besitzer haben ihre Schätze hergeliehen. Den Hauptanteil hat das Königreich Sachsen; aber bis zum Rhein (Cöln, Basel), bis nach Wien und Rostock sind die Reklamationen gegangen. Auch London und Christiania hat manches geliehen. So sind 1841 Gegenstände gesammelt worden, die in den Räumen links vom Haupteingang stehen und hängen, in denen früher die schöne Porträtausstellung und die der retrospektiven Malerei des 19. Jahrhunderts gehangen hat. Der leitende Kopf dieser Abteilung ist der Direktor des Dresdener historischen Museums, Koetschau, gewesen; er beklagt es, daß er vielfach vergebens angeklopft habe und daher nicht immer das ausstellen konnte, was das Wichtigste gewesen wäre. Auch auf diesem Punkte müssen wir Deutsche noch lernen; die Besitzer von seltenen Sachen haben nicht das Recht, diese dauernd der Öffentlichkeit zu entziehen. Von besonderem Wert erschienen mir die Gruppen alter Möbel, zu der der jetzt viel genannte Graf Wilczeck aus Kreutzenstein das Beste bei-

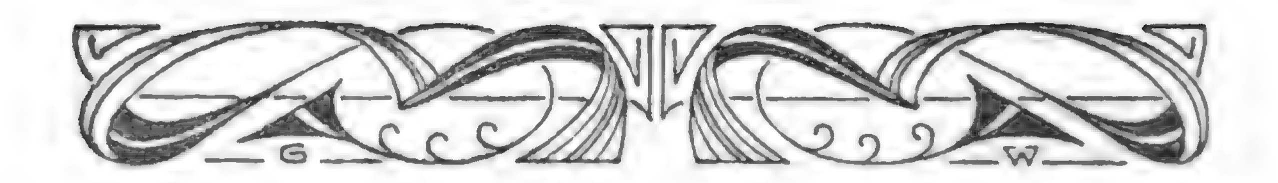
gesteuert hat (Figdor in Wien hätte freilich noch Selteneres schicken können); dann ist die Waffensammlung von Campe-Hamburg, die Sammlung von List-Magdeburg, Stübel-Christiania und Demiani-Dresden hervorzuheben. Ganz besonderen Wert hat die Ausstellung alter Buchkunst, die durch die Gegenüberstellung mit der modernen englischen Abteilung äußerst interessant wirkt.

Vieles mußte in diesem Bericht übergangen werden, was nicht weniger Anspruch auf Würdigung hat, so die Ausstellung der Kunstgewerbeschulen des Reiches (außer Bayern und Hessen), die der Kunstindustrie und kunstindustriellen Vorbilder. Das Charakteristische der Dresdener Ausstellung besteht gerade darin, daß diesmal nicht, wie bisher üblich, der Fabrikant, sondern der Künstler das erste Wort hatte. Dadurch wurde vermieden, daß die Ausstellung ein Bazar wurde. Nicht genug zu rühmen ist aber die Opferfreudigkeit der Hersteller, die auf die Intentionen der Künstler freudig eingegangen sind. Sie brauchen nicht zu fürchten, als Handlanger nun übersehen zu werden. Vielmehr beruht die prächtige Entwicklung des modernen deutschen Kunstgewerbes gerade auf der guten Technik und der Vertrautheit der Künstler mit dem technischen Prozeß. Ein neuer Typus des Künstlers wächst heran, der uns von dem immer unheimlicher anschwellenden Künstlerproletariat vielleicht mit der Zeit befreien wird. Hier wird nicht ins Blaue hinein gemalt und geknetet, um den Drang der edlen Brust zu stillen, sondern hier wird im gesunden Zwang der Wirklichkeit gearbeitet, mit dem Bestreben, die Ansprüche der Kaufenden leise zu steigern und das Gefühl für das Echte und Dauerhafte zu stärken. Vorderhand scheint das im Kunstgewerbe mit besserem Erfolg zu gelingen als bei der sogenannten hohen Kunst.

Lehrer fand ich Viele,
Weisend nach dem Ziele.
Glauben kann ich nur den Einen!
Außer Christus weiß ich — Keinen.

Karl Ernst Knodt.





Die technischen Hochschulen gegenüber den groszen Kulturfragen.

(Auszug aus der Festrede gehalten auf dem Schinkelfest des Architekten-Vereins in Berlin.)

Von

Friedrich Seesselberg.

Festlich begehen wir die 125. Wiederkehr des Tages, an welchem dem deutschen, ja dem europäischen Kunsthimmel ein neuer leuchtender Stern aufging. Friedrich Schinkel, dessen Namen die seelenvollsten Beiwörter unausgesprochen umschweben, wird in unserer Gegenwartsliteratur wieder freudiger anerkannt, nachdem er im Zusammenhange mit der Goethe- und Novalisforschung erst in die richtigen Beziehungen zu dem Geistestume seiner Zeit gerückt worden ist. Er war dem Verständnis der modernen Deutschen wohl etwas entfremdet, weil man seine Kunst irrtümlich mit dem klassischen Eklektizismus der Neuzeit zusammenwarf. Aber für diese entseelte Modul- und Parteskunst ist Schinkel wirklich keineswegs verantwortlich. Hier blieben ja von seiner Kunst nur noch die maßstäblichen Äußerlichkeiten, während das innere Leben entwich; das ist nicht mehr der heilige Geist der Kunst, nicht mehr das ahnungsvolle Walten jenes Großen, „der das Land der Griechen mit der Seele suchte".

Schinkel kann nur mit allen den anderen, dem klassischen Hochbilde nachstrebenden Großen seines Zeitalters zugleich genannt und verstanden werden. Ihnen allen „sollten diese Tempel des weißen Marmors und der großen Schönheit nur von fern her winken; aber man wollte sie im Grunde nie betreten, geschweige denn sie ausmessen und getreu nachahmen".

Jene alle — ob sie nun Klassizisten oder Romantiker waren, oder ob sie in ihren Neigungen zwischen dem Iphigeniendichter und dem mystisch-tiefen Verfasser der „Hymnen an die Nacht" schwankten — lebten, wie auch Schinkel, in und mit den großen Bildungsbestrebungen ihrer Zeit. Sie alle verbanden damals den Geist der Dichtung mit dem der bildenden Künste; und diesen Gleichschritt Schinkels mit jenen großen Verstehern und Mitschöpfern ihres Zeitgeistes beginnt man endlich allgemeiner zu erkennen.

Und so wächst Schinkel. Als Meister der Baukunst konnte er uns nicht genug mehr bedeuten; aber als Bekenner und Verfechter des großen Gedankens, daß die Architektur einerseits das geistige Streben und Sehnen der Zeitgenossen getreu widerspiegeln, andererseits das Hochbild und die Weltanschauung ihrer Zeit selbst mit formen soll: so kann Schinkel unserem Jahrhundert wahrhaft voranleuchten. Denn eben diese Notwendigkeit, daß die Baukunst ein sehr wesentlicher und wirksamer Bildungsfaktor sein muß, scheint man gegenwärtig ganz aus den Augen verloren zu haben. —

Und dennoch täte man unserer Architektenwelt und auch den Schulen Unrecht, wollte man sie allzu hart anklagen. Hat doch die Baukunst ihre Verdrängung aus der kulturellen Führerrolle ganz einfach mit allen den anderen edlen Mächten, wie Dichtung, Musik, Malerei und Bildhauerkunst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts geteilt — teilen müssen. Wie konnte es anders sein, wo doch das verflossene Halbjahrhundert, im Sinne der Menschheitsentwicklung angesehen, das Zeitalter der Wirklichkeiten, der Erfahrungswissenschaften und der Technik gewesen ist? Inmitten dieses Verstandesbereiches und inmitten all der technisch-wirtschaftlichen Mächte hat selbst ein Richard Wagner um einige Jahrzehnte zu früh gelebt; auch er gelangt erst jetzt voll zur Geltung. Und langsam nur treten nach einander alle die idealen Kräfte wieder führend ein — zuletzt natürlich die behäbigste, zugleich bedeutendste Kunst: die Architektur.

Schinkel selbst hat seinerzeit vorausgesehen, wie es kommen würde. Er wußte, daß man den Zug der Zeit nicht aufhalten kann und daß, bei der damals beginnenden einseitigen Pflege des Wahren, eine Dürre auf den Gebieten des Guten und Schönen anbrechen mußte. Schinkel war selbst befreundet mit Alexander von Humboldt; und durch viele seiner Äußerungen klingt mehr als ein Ahnen, daß die seelisch ernüchternde Zeit der Naturwissenschaften und der großen Forschungen angebrochen sei.

Wir wissen, daß es so gekommen ist. Allerorten schmauchen die Schlote der Fabriken, Dampfrosse rasen von Paris nach Konstantinopel, Slaby und Marconi senden ihre Funken drahtlos durch die Meere, die Ingenieure recken ihre Gitterstäbe in die Wolken und über die breitesten Flüsse. Die neuen Verkehrsverhältnisse haben das ganze Kulturbild verändert. Der Aufschwung der Gewerbe mußte eine besondere tief einschneidende Sozialgesetzgebung und eine geordnete Gesundheitspflege mit sich führen, die ihrerseits den Städtebau und das Wohnungswesen ganz umgründeten. Der allgemein gesteigerte wirtschaftliche Wettbewerb der Völker verlangte ein starkes militärisch-maritimes Rückgrat. Und um die bisher auswandernde überschüssige Bevölkerung im eigenen Vaterlande

festzuhalten und zu ernähren, mußten unsere Hilfsquellen an Mineralien erschlossen, mußten die Landwirte zur gesteigerten Ausnutzung der Ackerkrume mit ungezählten Maschinen versehen werden.

Kurz, neben den Verstandeswissenschaften gelangten die wirtschaftlichen Angelegenheiten so durchaus in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, daß die künstlerischen Dinge insgesamt geradezu in eine Randstellung gedrängt wurden. Namentlich auch die Baukunst. Denn was sollte in dieser Kultur aus ihr werden? Sie hat ja ohnehin ein Doppelgesicht; sie ist „Kunst", sofern sie sich an das Gemüt wendet; und sie ist eine nüchterne Verstandessache, sofern darin das Nützliche und Konstruktive betont wird. Da nun einerseits zur Bestreitung des ungeheuren Staatshaushaltes die größte Sparsamkeit in der öffentlichen Baukunst unvermeidlich war, andrerseits (infolge der umfassenden Verwendung von Eisen) eine unlösliche Verbindung des Hochbaues mit der Ingenieurkunst von selbst auftrat, so ist es doch nicht anders, als ganz natürlich gewesen, daß die Baukunst dem ehemaligen Bereiche des Schönen mehr entrückt wurde und daß sie in der ganzen vorwaltend auf dem Verstande beruhenden Kultur des vorigen Halbjahrhunderts seitdem durchaus nach der Verstandesseite sich hinneigt.

Daraus ergibt sich weiter, daß auch die Schulung der Baukünstler sich mehr und mehr nach eben dieser Verstandesseite hin entwickelte und daß es natürlich war, sie nicht den Kunsthochschulen, sondern den technischen Hochschulen einzuverleiben. Und das scheint mir angesichts des schon angedeuteten Umstandes, daß der Hochbau doch immer nur halb eine abgezogene Kunst sein kann, halb aber immer eine Ingenieurangelegenheit bleiben wird, eine sehr richtige Angliederung zu sein.

Wohl aber liegt es auf der Hand, daß die Architekturabteilungen an den Hochschulen nicht ohne weiteres einen gemeinsamen Kulturplan mit den anderen, rein technischen, Fächern teilen können, und daß sie eben wegen ihrer Doppelnatur — unbeschadet der Angliederung an die Nützlichkeitswissenschaften — bestimmt eine besondere, stark abweichende Sendung idealer Natur zu erfüllen haben, deren Durchführung ihnen umso eher gelingen sollte, als ja die Hochschulen gerade demjenigen Ministerium unterstellt wurden, welchem die geistigen und idealen Angelegenheiten unseres Volkes besonders am Herzen liegen . . .

Ist nun ein solcher besonderer Kulturplan der Architekten schon da?

Ich glaube: nein!

Wir besitzen von der kaum verlassenen Jahrhundertwende her ein Schriftdenkmal, das allen späteren Zeiten Bericht erstatten wird, wie die einzelnen Abteilungen ihre Aufgabe gegenüber den großen Kulturfragen

auffassen: das sind die geistvollen Reden, die bei der Jubelfeier der technischen Hochschule zu Berlin gehalten worden sind. Man zog damals unter den Augen unseres erhabenen Herrschers gewissermaßen einen Strich unter das Jahrhundert; man schuf da große geistige Abschlüsse und setzte sich bei den Zukunftserwägungen — leider freilich, ohne die notwendigen Umschaltungen der verstandesmäßigen und schöngeistigen Bildungsrichtungen besonders zu würdigen — mit den verschiedensten Vertretern des wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und empfindsamen Lebens auseinander. Bedeutende Sprecher von den Universitäten, Museen, Akademien, von der Staatsregierung und von der Industrie kamen da zu Worte; und es kann nicht rühmend genug hervorgehoben werden, daß der damalige Hochschulsenat unter der großzügigen Führung Riedlers jene Weite der Ausblicke schuf, in der sich auch Bubendey, Kammerer, Witt, der Mediziner Waldeyer, der Philosoph Theobald Ziegler und viele andere bedeutenden Vertreter bewegten. Das was damals in Berlin gesprochen und in zahlreichen Adressen niedergelegt wurde, ist daher keineswegs nur für die Berliner Hochschulverhältnisse, sondern wohl sehr allgemein maßgebend gewesen.

Es darf jedenfalls festgestellt werden, daß die technischen Abteilungen anläßlich jener Auseinandersetzungen sehr klare Pläne für ihre künftige Kulturwirksamkeit entrollt haben. Aber es ist bemerkenswert, daß aus der Architektur damals — trotz an sich anerkennenswerter Reden ihrer Vertreter — ein Kulturplan nicht hervorgegangen ist; ein Umstand, der schon dazumal vielen verwunderlich erschien. Denn an jener Jahrhundertwende, wo der Kaiser die Hochschulen ermahnte, sich zu rüsten, daß sie „den Aufgaben gerecht werden möchten, welche die fortschreitende kulturelle Entwicklung der Völker in immer steigendem Maße an die Technik stellt", wo er unsere Hoschulen mit den Universitäten gleichstellte und ihnen zurief:

„Gleich sei keiner dem andern,
Doch gleich sei jeder dem Höchsten!",

da mußte doch von der Baukunst ebensowohl eine Programmentrollung erwartet werden wie von der Technik. Es sind aber auch sonst seit jener Zeit keine über Einzelfragen hinauskommenden Planbildungen von der Architektur ausgegangen. Es scheint somit, daß sie ein eigentliches Kulturprogramm noch nicht hat.

Zunächst aber einige Worte über das Gemeinsame im Kulturplane der Hochschulen und der Universitäten. Bei der äußerlichen Gleichstellung der Hochschulen mit den Universitäten ist man leicht geneigt, über die grundsätzlichen Unterschiede in den Aufgaben hinwegzusehen. Die kulturelle Wirksamkeit der Universitäten ist aber mittelbarer, diejenige der Hochschulen unmittelbarer Natur. Auch die Universitäten wollen natürlich der Mensch-

heit dienen, aber doch mehr insofern, als sie die Wissenschaft im letzten Grunde um der Wissenschaft willen treiben, ohne Rücksicht also auf Nutzen und Anwendung; sie sind (nach Georg Runze) „zentrale Stätten der allseitigen, nicht mehr schulmäßig vorbereitenden, sondern endgültig belehrenden Wissenschaftsmitteilung“ — aber, trotz des mittelbar Nützlichen, mit dem Ziele des reinen Wissens als Selbstzweck. Im übrigen verweise ich dabei auf Fichtes „Bestimmung des Gelehrten“ 1796.

Anders die technischen Hochschulen. Hier soll (nach Riedler) „der Geist herrschen, der die Wissenschaft mit Praxis und Leben vereinigt, der tatkräftig mitarbeitet am Kulturwerk der Nation, an der Entwicklung jedes produktiven Schaffens“ — d. h. sozusagen die „Wissenschaft des Schaffens“. Der Geist der Hochschulen wirkt daher auch weniger im Reiche des rein Begrifflichen, als vielmehr in der Welt der Tatsachen.

Die Ziele der Universitäten fallen — wenigstens großenteils — zusammen mit denen der Wissenschaftsakademien. Diese Ziele fanden ihren bisher wohl deutlichsten Ausdruck bei dem Zweihundertjahrsjubiläum der Preußischen Akademie: „. . . wir wollen“, hieß es da, „geistig des Materials Herr werden; wir wollen hindurchdringen durch die Einzelheiten zu dem, was doch der Zweck der Wissenschaften ist: „zu einer allgemeinen großen Weltanschauung.“

Ja, Weltanschauung. Auch die Hochschulen wollen und müssen sich der dahin führenden Wissenschaftsdarbietungen immerfort bemächtigen: aber mit schöpferischer Absicht. Sonnen und Sonnenstäubchen beseelt der Bildner mit Willen und Empfindung; und alles Überirdische bannt er mit künstlerischem Ahnen in greifbare Erscheinungen. Selbst moraltheologische Tiefsinnigkeiten wird der bildende Künstler ebensowohl in verständliche Gleichnisse zu kleiden wissen, wie sie ein durch die Hölle schreitender Dante in seine Gesänge faßte.

Die Hochschulen wollen somit im Geiste edler Menschlichkeit formen und schaffen. Aber dieser Geist bringt gerade wegen seiner fortgesetzten Berührung mit dem werktätigen Leben auch Gefahren mit sich; die Gefahr namentlich — anstatt immerfort in frischem akademischem Schwunge allgemein führende Geistestätigkeiten für das große Schaffensleben auszulösen — allzu eng zu den untergeordneten Berufstätigkeiten und zu den Arbeitsgewohnheiten im praktischen Leben in Abhängigkeit zu geraten, d. h. Fachschulen zu werden mit weitgehender Dienstbeflissenheit gegenüber der bloßen Routine oder gar gegenüber den alltäglichen Bureaubedürfnissen.

Diese Gefahr ist natürlich am größten in den Architekturabteilungen, die ja ohnehin — abweichend von den jungen technischen — eine starke Be-

lastung mit äußerlichen lehrhaften Herkömmlichkeiten aus verflossenen Ruhmeszeiten der Baukunst hinter sich schleppen und (bei dem starken Vorwalten der unmittelbaren Aufnahmenverwertung zu zeichnerischer Hervorbringung) leicht eine Gattung der Lehrhandlungen herausbilden, die sich, ohne weitgehende Reflexionen über den seelischen Gehalt der Bildungen, in der Betonung des rein-Zwecklichen und in der äußerlichen Einhaltung des stilistisch Vorschriftsmäßigen genügt.

Treten wir also dieser wichtigen Architekturfrage unmittelbar näher.

Vielleicht ist diese im Hochschulwesen gipfelnde Frage in der Gegenwart kaum unwichtiger, als irgendeines der anderen großen Kulturprobleme, wenn sie auch nicht so brennend erscheint, wie die sonstigen immerfort besprochenen Wohlfahrtsangelegenheiten unseres Volkes.

Lassen Sie uns daher für einige Minuten weit hinausschweifen. Unterm gestirnten Himmel wollen wir plaudern. Das feierliche Himmelsgewölbe macht den Geist so frei, die Seele so weit. Da stehen wir hoch über allen kleinlichen Streitfragen, hoch über aller Erscheinungen Flucht; wir schauen geradezu in den Ewigkeitsverlauf. Selbst ein Jahrhundert scheint uns da eine Sekunde zu sein gegenüber dem Leben der Sterne in ihrem millionenjährigen Glühen und Erkalten. Ewig auch das Werden und Sterben des organischen Lebens, das wir ahnungsvoll im Wechsel der Jahrmillionen sich vollziehen sehen. „Πόλεμος πατὴρ πάντων“, sagt schon Heraklit, dem „alles fließt“. In dem großen Hinwärts in die Ewigkeiten ist selbst unsere Menschheitsgeschichte nur eine winzige Episode. Auch unsere Vorstellungen und Anschauungen haben nichts Beständiges; steter Wechsel und Wandel in der Geschichte der Religionen und Künste, und in der Geschichte der Philosophien von Thales bis Kant und Hegel oder Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung“. Über die letzten Fragen haben sie alle uns doch nur bis vor gewisse Schranken der Erkenntnismöglichkeiten geführt. Soweit wir aber der Vernunft trauen dürfen, beanspruchen doch in all dem Fließen gewisse Gesetze Geltung; wie auf unserem Planeten, so vielleicht im ganzen Weltall. Unter anderen der natürliche Drang der Geschöpfe zur Arterhaltung. Es ist der große „Kampf ums Dasein“, den schon Malthus in seinem „struggle for existence“ feststellte und den einige Philosophen der Neuzeit noch zutreffender als den großen „Wettbewerb“ bezeichnen.

Alle Lebewesen sind in diesem unerbittlichen Kampfe mit sehr verschiedenartigen körperlichen und geistigen Werkzeugen ausgestattet; aber längst ist, trotz der verhältnismäßig geringen physischen Kraft, der endgültige Sieg des Menschen über alle die anderen Lebewesen auf unserem

Planeten entschieden. Und nun setzt sich der natürliche Wettbewerb noch in den Arten der Menschen fort. Dieser Kampf ist ein offenbar allgemein geltendes Naturgesetz, das auch durch gemeinsame Religionen, selbst nicht einmal durch die Religion der Liebe, in seinem Walten gehemmt werden kann. Die Europäer sind bis jetzt am weitesten hinausgekommen, indem sie die viel früher entwickelten Asiaten und Ägypter weit überholten. Manchen Völkern hinwiederum ist auch heute noch kaum die erste Morgenröte des Menschheitsbewußtseins angebrochen.

Die Artentfaltung sollte somit höchstes Gesetz für ein weises Volk sein. Aber es ist dabei offenbar nicht gleichgültig, ob eine Nation irgendeine ihrer Fähigkeiten besonders entwickelt, während sie andere vernachlässigt. Die Beobachtung mehrerer Völker des Altertums lehrt uns, daß eine stetige und andauernde Aufwärtsbewegung nur so lange vor sich ging, als sich Körperverfassung, Verstand, Vernunft und Gemüt gleichmäßig entfalteten.

Das dauernde weltgeschichtliche Glück der Völker scheint eben durchaus namentlich von zwei Dingen abzuhängen. Einmal davon, ob sich ein starkes Art- und Volksbewußtsein herausbildete. Der Römer hat dieses Bewußtsein in hohem Maße gehabt; der Deutsche besitzt es einstweilen noch nicht in dem wünschenswerten Grade. Doch sollte man diesen Begriff nicht engherzig verstehen. Die Heranbildung des Volksbewußtseins kann sich für uns, obschon unter starker Betonung des Deutschtums, doch nur in duldsamen Formen und ohne überschwängliche Deutschtümelei vollziehen. Denn auch das stolze „civis romanus sum“ klebte ja nicht kleinlich am Rassenromanen.

Zum andern aber war das dauernde Glück der Völker wohl namentlich davon abhängig, ob sie Religion, Sittenlehre, Philosophie, Kunst und Wissenschaft in möglichstem Einklange auf die Höhe ihrer Zeit zu heben wußten.

Die Notwendigkeit dieser Harmonie ist freilich nicht so zu verstehen, daß ein Volk nicht ohne Schaden in dem Einen oder dem Andern einen Sondervorstoß unternehmen dürfte. Es ist z. B. unbedenklich, wenn wir Deutschen nun fast ein Jahrhundert lang das Verstandesmäßige (Forschung, Wissenschaft, Technik, Wirtschaft) einseitig entwickelten. Das bleibt aber nur dann unbedenklich, wenn das auf den Gefühls- und Vernunftgebieten Versäumte alsdann, d. h. jetzt, entschlossen nachgeholt wird.

Was wird es uns Deutschen, trotz aller Technik und Wirtschaftshöhe, auf die Dauer nützen, wenn wir vermöge vermehrter und verbesserter Schiffs-

kanonen vielleicht einmal einen planetaren Erfolg erzielen, während innere seelische Mißklänge unsere ideale und sittliche Kraft zerstören?

Es kann doch ein Blick auf die Verfassung unseres Volksgemütes niemand im Zweifel lassen, daß bei allem wirtschaftlichen Vorsprunge bedeutende Mißklänge bereits vorhanden sind. Große Volksmassen sind sowohl religions-, wie auch kunstlos. Wohl ist die Wissenschaft weit hinausgekommen. Auf ihr beruht namentlich der technische und wirtschaftliche Aufschwung. Auch beginnt das Volk eine von großen Philosophen ausgestrahlte Weltweisheit auf sich wirken zu lassen, die sich mit der wissenschaftlichen Forschung erträglich ins Einvernehmen zu setzen wußte. Aber zwischen der (mehrfach gespaltenen) Religion einerseits und der Philosophie und der Forschung andererseits sind noch keine haltbaren Brücken geschlagen worden. Außerdem gibt es keine wirkliche Volkskunst, die auch geeignet wäre, der Verbindungsherstellung zwischen Philosophie und Religion zu dienen. Wohl haben wir zwei Arten von Kunst. Die eine — die geschichtlich-nachschaffende — entbehrt zwar nicht eines Zusammenhanges mit unserer Volkesart: aber sie wirkt kulissenartig, als ob wir immerfort Geschehnisse aus der Vergangenheit dramatisch aufführen möchten; diese Kunst kann nicht als eine zum Zeitgeist gehörende, unsere Gegenwartskultur widerspiegelnde, angesehen werden. Die andere, die sogenannte „moderne", hält zwar engste Fühlung mit der Gegenwart, aber es fehlt ihr einstweilen noch das Bewußtsein der Kultursendung und die besondere Verbindung mit dem Edlen im Volksgemüt.

Obwohl wir daher so glücklich sind, in einem Deutschen Reiche, mit einem Kaiser an der Spitze, geeint zu sein, so scheinen doch — angesichts dieser Kulturzerklüftung — unsere planetaren Aussichten und unsere Artentfaltung äußerst gefährdet zu sein. Doch auf der anderen Seite sind die Möglichkeiten zur Herbeiführung eines gewissen Einklanges wohl vorhanden, sofern die berufenen Bildungsanstalten sich ihrer großen Aufgaben klar bewußt werden. Aber auch unter dieser Voraussetzung bleiben die Schwierigkeiten groß. Die Unverrückbarkeit der Dogmen und die Unantastbarkeit der Offenbarungen gestalten namentlich nach der Religion hin jedes Brückenschlagen äußerst beschwerlich. Es wäre also ein Traumgebilde, schon in absehbarer Zeit einen allgemeinen Gleichklang zu erwarten.

Und dennoch ist eine erträgliche Harmonie in unserer Seelenverfassung recht wohl erreichbar, sofern die Fähigkeiten der Kunst richtig erfaßt und bewußt entwickelt werden.

Die Kunst besitzt nämlich sehr eigentümliche vikarierende oder „ausgleichende" Eigenschaften. Ich meine: Gewisse Sinne arbeiten um so

schärfer nach dem Verlust oder nach der Schwächung eines anderen. Und ebendiese Fähigkeiten hat die Kunst schon oft gezeigt. Als z. B. unter den verruchten Borgia die mehr und mehr veräußerlichte Religion ihre Fähigkeit zur Befruchtung und Veredlung von Moral und Gemüt zeitweilig eingebüßt hatte, trat die Kunst lange Zeit aushelfend ein. Bei uns kann nun freilich gewiß nicht von äußerlichen Religionsauffassungen gesprochen werden; die Auffassungen sind durchweg sehr ernsthafte. Aber eigentliche Gemütswärme scheint die stark nach der Dogmenseite hin entwickelte Religion — sofern wir auf die Tatsache der seelisch ernüchterten Volksmassen schauen — für sich allein nicht auszustrahlen. Und da hat eben eine edle Kunst helfend einzutreten.

Im übrigen hat die Kunst auch dichterische und verklärende Fähigkeiten, indem sie wissenschaftliche oder geschichtliche, das religiöse Gebiet nur streifende Tatsachen und Vorgänge mit dem Zauber irdischer Poesie lyrisch durchtränkt. So wirkt sie überall verbindend und überbrückend. Sie kann sich sogar verschwisternd zwischen die Bekenntnisse stellen, indem sie (sowohl in der musikalischen, wie auch in der bildenden Kunst) auf der Grundlage des deutschen Empfindens Gemeinsamkeiten herausbildet und stark betont. Haben sich doch im ganzen Mittelalter die Völker in einer hochentwickelten christlichen Kunst mit starker nationaler Unterscheidung ausleben dürfen.

Diese bedeutsamen Aufgaben, deren segensreiche Durchführung namentlich dann sehr wohl ermöglicht werden könnte, wenn ihnen die evangelischen Behörden ebenso wie auch die deutschen Bischöfe Wohlwollen und kräftige Unterstützung angedeihen lassen möchten, beruhen aber weniger auf den Universitäten, als vielmehr auf den Architekturabteilungen der Hochschulen. Das Kunstgebiet kann ja den Universitäten nur insofern angehören, als es sich um Kunstforschung und Kunstgeschichte handelt. Zu ausübender Kunst sind diese Anstalten ihrer Natur nach nicht berufen. Wenn aber die Hochschulen hierin den zu erhoffenden Nutzen stiften wollen, so müssen sie sich vor allem den großen Gemeinsamkeitsgedanken der Künste zu eigen machen. Architektur, Bildhauerkunst, Ikonographie, Malerei, Dichtung und Musik sind durchaus gemeinsame Angelegenheiten des deutschen Gemüts; dementsprechend sollten die technischen und die Kunsthochschulen ihre Lehrpläne auf ebendiese Betonung und Belebung des Gemeinsamkeitsgefühles stimmen.

Aber die — jetzt überhaupt ganz und gar fehlende — Führung unter den bildenden Künsten steht zweifellos der Architektur zu. Das Wesen des Hauses (sowohl des privaten, wie des kirchlichen und staatlichen) sollte

— etwa wie in Michelangelos Zeiten — alle Künste zu sich in Abhängigkeit bringen; wie ja auch der Stil des Hauses selbst nicht von irgendeiner Laune, sondern von Landschaft, persönlicher Eigentümlichkeit und allgemeiner Volkskultur abhängen müßte. Für diesen inneren Zusammenschluß der Künste mit der Architekturspitze scheint mir aber eine weitere günstige Entwicklung der Frauenfrage besonders verheißungsvoll zu sein. Denn die von dem Jahrhundert der Forschung und der Technik seelisch weniger unmittelbar beeinflußte deutsche Frau ist sowieso die Trägerin des aus der Romantik herübergeretteten zarten Empfindens geblieben. Und indem die modern gebildete Frau auf einem für ihre Veranlagung besonders geeigneten Betätigungsgebiete, der Wohnungsausstattung, führend zu werden beginnt, gelangt die Malerei, das Bildwerk — und mittelbar auch die Kleidung, das Kunstgewerbe und sogar die schöngeistige Literatur — zur veredelten Häuslichkeit in einen erfreulichen Zusammenhang. Je mehr daher die neugeschaffenen Töchterlyceen deutsches Wesen in ihren Lehrplänen betonen, umsomehr wird die häusliche Kunst zum Widerscheine des deutschen Gemütes werden; und umsomehr wird überhaupt die Baukunst — belebt vom Geiste deutschempfundener Innenkunst — nach langer stilsüchtiger Vertrocknung wieder zu lyrischer Belaubung grünen und dem Verständnis der gebildeten Gesellschaft nahe gebracht werden.

Dementsprechend müssen aber die technischen Hochschulen auch hierin das grundsätzlich Unterschiedliche von den Universitäten stark hervorkehren. Die Universitäten, an denen durchaus immer der Forschungsgedanke überwiegen wird, können naturgemäß nur das Kunstverstehen, allenfalls den Kunstgenuß, fördern; nicht aber den Willen zur Kunst. Sie haben es im ganzen mit der Vergangenheit zu tun. Die technischen Hochschulen aber müssen, wenn sie einen großen Kulturwert beanspruchen, das Gegenwärtige, Lebendige, betonen; folglich sollten sie immer die seelischen Kunstursachen herausheben und an Stelle jener antrieblosen registrierenden Betrachtungsweise fortgesetzt auf die Förderung der Entwicklungsgedanken hinwirken.

Statt eines nur drückenden und lähmenden Übermaßes von kunstgeschichtlichem Wissen, aus dem schöpferische Gedanken nimmer entspringen: willensbeflügelnde Kunstpsychologie! Man kann ja Kunst nicht „lernen", sondern man vermag immer nur das Fließende in den Kunsterscheinungen aufzuzeigen, um so die bildenden Geisteswerkzeuge zu lebhaftem Stegreifschaffen anzureizen.

Und wirkliche Stimmungskunst sollte man an Stelle nüchterner Stilförmlichkeiten betonen, sodaß jedes Gebäude dem musikalischen Zauber

einer düsteren, heiteren, wuchtigen oder weichen Landschaft unseres Vaterlandes mit dichterischem Ahnen angeklungen wird. Dazu genügt es keineswegs, die fertigen Entwürfe durch Beiwerk etwas auszuschmücken; vielmehr ist die Landschaftsstimmung, deren Ergebnis die Gebäudeerscheinungen werden sollen, stets photographisch oder skizzenhaft vorauszusetzen. So lasse man den Frühlingsduft wirklicher Heimatkunst durch unsere Lehrtempel strömen!

Gegenüber allen Vorschlägen zu künstlerischem Fortschritt begegnet man aber so oft der Einwendung, daß — neben dem technisch Unerläßlichen — im Lehrplane die Zeit nicht erübrigt werden könne, um mehr eigentliche Kunst zu treiben. Aber müßte denn die Erziehung zur Kunst dem Technischen nicht mindestens gleichwertig sein? Im übrigen ist jene Einwendung der mangelnden Zeit auch keineswegs stichhaltig. Es wäre sehr viel Zeit zu gewinnen, wenn man im Ornamentalen von den meist ganz gedankenarmen Akanthus-„Semesterzeichnungen" mit aufgesetzten Farblichtern und unnötig feiner Schattierung absehen wollte. In Renaissanceentwürfen, welche oft zahlreiche mit nichtssagendem Rankenwerk übersäete symmetrische Felder enthalten, müßte doch die Durchbildung einer einzigen Achse vollkommen genügen. Will sagen: wenn die auf leere Handfertigkeiten verwendete Zeit gespart werden möchte, so wäre für die Entfaltung eines auf Geist und Idee gestellten Stegreifschaffens vollauf die Zeit vorhanden.

Nimmer aber wird man bei solcher Erziehung zum geistig Höheren dem praktischen Bedürfnis irgendwie Abbruch tun. Jene Lionardo da Vinci, Michelangelo, und alle jene Großen der italienischen Kunstblüte vermochten nicht nur infolge ihrer Begabung, sondern namentlich auch infolge ihrer zweckmäßigen Heraufbildung zu seelischer Fruchtbarkeit, das Tiefste ihrer Empfindungen in den Formen auszusprechen — und zugleich waren sie doch die vorzüglichsten Praktiker und Techniker. Und mit großer Freude darf ich wohl feststellen, daß die Lehrpläne unserer Hochschulen meistens einen von praktisch ausgebildeten Architekten wahrgenommenen Unterricht für Baugeschichte enthalten, in der die Verbindung der künstlerischen und der großen technischen Gedanken an den Werken der Vergangenheit aufgezeigt wird; es bleibt da nur zu wünschen, daß auch die neuzeitliche Eisenarchitektur mehr gewürdigt werden möchte.

Aber diese alleinige Verbindung von Technik und Architektur kann natürlich nicht ausreichend sein. Die Abteilungen für allgemeine Wissenschaften sollten sich berufen fühlen, die Verbindung der Baukunst zu allem Guten, Wahren und Schönen in weitem Gesichtsfelde herzustellen, damit

sich an den Hochschulen immer mehr die großen Kulturziele zur Mitwirkung an unserer ebenmäßigen Artentfaltung herausbilden.

Ja aber unsere Kunst! Kann sie in ihrer eigenen heutigen Zerklüftung dazu wohl geeignet sein? Ich kann hier aus Zeitmangel auf die mancherlei Anregungen, die uns zur Besserung der Kunstverhältnisse u. a. von Henry Thode, Cornelius Gurlitt, Albert Hofmann, Wilhelm Bode, Hermann Muthesius, Hans Schliepmann, Theodor Goecke, Fritz Schumacher, Lichtwark, v. Tschudi, Willy Pastor, Theodor Fischer, v. Oechelhaeuser, Avenarius, Schultze-Naumburg, v. Reber, v. Seidlitz geboten worden sind, natürlich nicht eingehen; vielmehr muß ich mich darauf beschränken, abseits dieser verschiedenen Auslassungen nur noch ganz kurz meine eigenen im Gesetze der Artentfaltung gipfelnden Kunstauffassungen zu umreißen.

Unter allen Kunstgattungen gibt es keine, die so getreu als Widerschein der Kultur angesehen werden kann, als die Baukunst. „Eine Kultur, die noch keine fertige Architektur hat, ist auch selbst noch nicht fertig.“ Denn die Baukunst folgt nur den ganz großen Schwingungen der Fortentwicklung. Dichtung und Malerei sind beweglicher und schmiegsamer; sie können auch die kleinsten Wellenbewegungen mitmachen. „Der Architekt ist sehr verehrlich, doch sind die Kosten oft beschwerlich“, sagt scherzend Wilh. Busch. Ein Bau mit all dem Drum und Dran der Vorbereitung und Durchführung ist immer eine Sache von großer Erheblichkeit. Kleine Kulturwallungen kommen daher in der Baukunst gar nicht zur Geltung; nur die ganz hohen Wellenbewegungen macht sie mit.

Darauf beruht es, daß die Architektur teilweise noch an der großen Welle der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herabgleitet, während das in seinen Ideenmassen wenig geschlossene neue Jahrzehnt noch nicht die Kraft besitzt, sie auf die Höhe einer neuen Woge zu heben.

Das vorige Halbjahrhundert war nun aber dasjenige der Forschung, der Verstandeswissenschaften; und unser Jahrhundert scheint sich aus noch schwankenden Verhältnissen heraus zum Jahrhundert der Vernunft und des Gemüts zu entwickeln.

Denn um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hub die Geschichtsforschung großen Stiles an; Ranke, Gervinus, Sybel, Treitschke, Mommsen schrieben ihre großen Werke. Man gründete Sammlungen, schleppte alles in die Museen und löste die Kunst mehr und mehr vom Volkstume los. Und in der Gefolgschaft der allgemeinen historischen Forschung setzte nun auch die bau- und kunstgeschichtliche Forschung ein. Alle Künste fingen an, stark zur Vergangenheit und zur geschichtlich-erzählenden oder nach-

schaffenden Seite sich hinzuneigen. Die Maler versuchten sich wieder in den erforschten alten Techniken und malten oft geradezu altersbraune Bilder. Die lebendige lyrische Warmherzigkeit wich nicht nur aus der Dichtung, sondern eigentlich aus allen Künsten. Selbst der große Menzel fußte so durchaus im Geschichtlich-Erzählenden, daß Böcklin nicht ganz mit Unrecht von ihm sagen konnte: „Ja, das ist ein großer Gelehrter."

Und so auch die Baukunst. Sie folgte der geschichtlichen Forschung Schritt um Schritt und setzte im Grunde nur immer körperliche Illustrationen der Baugeschichte in die deutschen Lande. Alle Stile hindurch. Antike, Romanik, Gotik, italienische Renaissance, deutsche Renaissance, Barock; und zuletzt zieht man nun noch den Empire- und Biedermeierstil mit einem dünnen Faden in die Gegenwart aus.

Und nun? Nun ist man in diesem Schritthalten mit der Kunstforschung eigentlich zu Ende, da die Kunstforschung selbst — bis auf haarspalterische Kleinarbeit — beendigt ist. Man hat auch kaum noch etwas aufzumessen.

Das Volk aber erwärmte sich für dieses Nachschaffen nur solange, als man immer noch andere geschichtliche Erscheinungen aus der Versenkung hervorholen und als jüngste Forschungsergebnisse in neuem Aufputz und einiger Veränderung wiederholen konnte. Man sah in diesem steten Wechsel einen Ersatz für künstlerische Eigenart, und kam in der geduldig ertragenen Vorführung von Wechselbildern aus der Vergangenheit aller möglichen Völker gar nicht auf die Frage, was denn dieses beharrliche Wiedererwecken von Toten im tieferen Grunde für einen Kulturwert haben könne. Will man uns denn immer nur vor Augen stellen, daß wir z. B. die großen Werke der Renaissance doch bestenfalls nur halbwegs erreichen, sicher aber für unsere Zeit und unser Volk auf solchem Wege einen eigenen Ausdruck nicht finden können? Auch hat ja all dieses Nachahmen der Vergangenheit mit dem eigentlichen Begriff „Kunst" nichts zu tun.

Diese für ein großes Volk recht beschämende Tatsache ist mit dem Nachlassen der Kunstforschung natürlich auch allgemeiner ins Bewußtsein getreten. Die Maler machten sich wohl zuerst vom Eklektizismus frei. Dann aber auch die andern Künste mitsamt der Architektur. Auffallend jedoch ist es, daß die Hochschulen, die wohl gerade berufen wären, die Führung aus den nun unausbleiblichen wilden Zuständen in gesunde neue Verhältnisse zu übernehmen, offiziell noch auf dem alten Standpunkte verharren. Im übrigen aber hat die Befreiung längst bestimmte Formen angenommen; nämlich zwei: eine vermittelnde, bei der die Künstler unter Einbeziehung ausländischer Stile zu sehr starken, nur mehr oder minder

vertuschten, Stilvermischungen greifen; und eine grundsätzliche, die mit aller Herkömmlichkeit brechen will.

Diese zweite, krasse Verjüngungsform hat also wenigstens eine feste Losung: „Verneinung des Überlieferten“, die wohl zuerst in der Eisentechnik geprägt sein dürfte. Man hat ja anfangs auch dem Eisen allerlei Akanthusblätter u. dgl. aufzuzwingen versucht. Aber die zum Nackten drängende Kraftnatur des Eisens lehnte sich ja so energisch gegen die altertümlichen Halskrausen auf, daß man ihm schon zeitig einen eigenen Stil verstatten mußte.

Aber die Befreiung griff doch auch auf Kunstweisen über, die ihrem Stoffe nach keine Neuheit waren. Und da ist man nun unter der neuen Losung: „Verneinung des Überlieferten“, in ein großes Experimentieren eingetreten, aus dem sich trotz aller gelegentlichen Verdichtungsansätze noch keine wirklich festen Formen ergeben wollen. Man schart sich hier und dort um wechselnde Schlagwörter, die aber, kaum erhascht, schon wieder flüchtig werden. Im ganzen kommt das alles hinaus auf das Ringen um eine Kraftkunst; um eine Kunst, die um jeden Preis das Niedagewesene, das unbedingt Eigenartige aufzeigen will.

Sehr schön — stolzes echtes Herrentum . . . . . . Aber wo hinaus?

Alle turnen sie da verschieden, diese Kraftkünstler. Diese junge Kunstanarchie zersplittert sich in zahllose Persönlichkeiten. Es fehlt namentlich das entscheidende Merkmal des Aussprechbaren und der lehrhaften Greifbarkeit. Man kann diesen „Stil“ nicht planvoll lehren. Jeder „Moderne“ kann immer nur wieder Jünger halbwegs nach seinem Bilde formen. Es sind, trotz des langen Versuchszeitraumes beim besten Willen — außer der Verneinung des Hergebrachten — noch keine Gemeinsamkeiten zu entdecken.

Aber die Ursachen dieser ewigen Zuckungen können keineswegs allein nach den architektonischen Anzeichen erfaßt werden. Sie fallen durchaus zusammen mit den schon geschilderten seelischen Mißklängen im religiösen, philosophischen, schöngeistigen und wirtschaftlichen Volksleben, die in der Kunst nur ihren Ausdruck finden.

Denn was sind das in allen den Künsten teilweise für undeutsche, artfremde Erscheinungen. Manche können sich da offenbar nur noch in einem geschlechtlich-fauligen Dunstkreise wohl fühlen. Daneben eine krankhafte Sucht nach trübseligen und überempfindsamen Auffassungen; wie viele vermögen die Dinge durchaus nicht anders anzuschauen, als durch Schopenhauers schwarze Brille. Daneben erringt ein gewisses schöngeistiges Schrifttum Geltung in der Gesellschaft, das vorwaltend niederreißen, selten

aufbauen will. Spielend, klingend, tänzelnd; meist rezensionsartig und im einzelnen leichthin verwerfend, ohne den großen Willen der Werke zu würdigen; Scheu vor jedem wirklich Planvollen; ein geistreiches zitatendurchwirktes Überarbeiten der Dinge ohne grundlegende Gedanken und ohne entschiedene Vertretung großer Ideen. Auch in der Philosophie macht sich solche Richtung des Wortspiels und des Tändelns mit Begriffen bemerkbar. Nach der seelischen Grundstimmung ist das alles nicht leicht zu gruppieren. Selten freilich eine arkadisch fröhliche Beschaulichkeit wie einst bei Lorenzo Magnifico. Manchmal die Salomeperversitäten oder die Gefühlsroheiten in den Corinthschen Gemälden noch fast überbietend. Oder von der Ankränkelung derer um Lechter, George, Hofmannsthal. Gewiß ist alles das, was uns diese Herren bieten, Kunst, hohe Kunst; aber eine Kunst, die sich nicht mehr an das Gemüt, sondern nur noch an die Nerven wendet. Im ganzen etwas stark Weibliches, Mattes; eine Freude am Welken; immer ein Sterbenwollen. Manche können uns ihre Dichtungen nur in einem tieflila ausgeschlagenen Raume vortragen; — mit ganz ersterbender Stimme lispelnd, segeln sie uns unter schwachen Ruderschlägen hinaus zu ihren Traum- und Toteninseln.

Wo will das hinaus? Im ganzen genommen darf man von Jenen schon deshalb keine Erlösung erwarten, weil allen diesen Verkündigern des l'art pour l'art überhaupt die Absicht fehlt, eine allgemeine Kultursendung zu üben und auf das eigentliche Volk zu wirken. Ein horazischer Geist durchzieht ihre Kunst; sie soll ganz für sich bleiben und um Gotteswillen nicht in die breiten Bürger- und Arbeiterkreise dringen. „Odi profanum vulgus et arceo" . . .

Und doch hätte gerade auch der Arbeiter, dieser arme Heerdenmensch mit einer völlig ausgetrockneten Seele, eine Befruchtung seines Gemüts durchaus nötig. Wie soll sich denn bei diesen seelisch so irregeleiteten und ganz der Unzufriedenheit, dem Trunke und dem Hasse gegen alles Höhere zugetriebenen Menschen angesichts der gänzlichen Verödung ihrer Kunstverhältnisse Häuslichkeit, Familiensinn, Heimatliebe und Zartgefühl entwickeln? „Didicisse fideliter artes emollit mores, nec sinit esse feros" gilt wirklich nicht nur für die Gelehrten, sondern in einfachen Beziehungen für jedermann aus dem Volke. Man preist heute immerfort das Recht des Arbeiters auf besondere Gesetze — man vergißt sein Recht auf Gemüt, auf Kunst.

Die Kunst, die uns not tut, die also allgemein zu unserer einheitlichen Entfaltung in lebhafter Wechselbeziehung stände, müßte daher so beschaffen sein, daß sie einerseits für alle eine seelische Artgemeinschaft besäße, anderer-

seits aber in ihrem Feinheitsgrade je nach den Bildungsstufen der Bevölkerung steigerungsfähig wäre. So gut, wie man dem Arbeiter oder dem Bauern keine Wagnersche Musik bieten darf, sondern das leichtverständliche Volkslied, ebenso muß die angewandte Kunst im Grade der Verständlichkeit verschieden sein. Denn Volkslied und Walkürenpartitur unterscheiden sich doch nur in der künstlerischen Potenz, nicht aber in dem vaterländischen Wesen der Kunst. Und dazwischen liegen natürlich zahlreiche Steigerungsgrade.

Wir dürfen von unserem Zeitalter somit nicht mehr die Herausbildung einer in bestimmten äußerlichen Stilmerkmalen greifbaren Kunst erwarten. Die Gemeinsamkeiten sind nur im Seelischen zu erhoffen.

Aber wenn solche, dem Geiste und der Art nach deutsche Kunst aufkommen soll, so müssen durchaus sicher lehrbare und philosophisch geklärte Begriffe gegeben werden. Dafür besitzen wir eine neue, seit Wilhelm Wundt kräftig aufblühende Wissenschaft: die Völkerpsychologie. Diese Wissenschaft ordnet u. a. mit überzeugender Schärfe alle Gesellschaftseinrichtungen und -handlungen nach einer höheren und einer niederen Grundform des geistigen Lebens; sie weist nach, daß es in Sitte, Recht, Religion und in der wirtschaftlichen Ordnung eine ursprüngliche (und fortbestehende) Unterströmung des Intellektuellen gab und gibt, aus der die Oberströmung erst hervorgeht; sie zeigt z. B., wie der kultische Brauch der Völker von den niederen Stufen des Zaubers, der Beschwörung, dann über Sitten mit religiöser Heiligung hinweg zu wirklichen gottdienstlichen Handlungen heranreifte, und wie erst hieraus das Abgezogene, Philosophische und Edle der Religionen erwuchs. Diese Wissenschaft erweist in allem die Herdennatur der Völker und zeigt, wie aller Geist erst an praktischen, alltäglichen Motiven „heraufrankt“; sie stellt außer Zweifel, daß man bei den Völkern allzuviel dem Bewußten, und allzuwenig dem Unbewußten und Halbbewußten zuweist; daß überhaupt nur auf einer großen Unterschicht des niederen Geistigen eine obere Kulturschicht mit höheren edlen Hervorbringungen möglich ist.

Diese Gedanken auf Kunst übertragen, schließen die Gewißheit in sich, daß es ewig ein Wahn bleiben wird, einem Volke irgend eine Kunst zu „geben“; sie kann, allgemein, nur auf einer Unterschicht „erwachsen“. Wenn wir eine wirkliche Volkskunst wieder bekommen wollen, so kann das bestimmt nur geschehen auf der Unterschicht unseres alten Erbes. Das wird dann — auf die Höhe und in die Bedürfnisse unserer Zeit gehoben — nimmer wieder nachschaffende, eklektische Kunst werden, sondern eine wirklich zeitgemäße deutsche Kunst. Alles, was da von altem deutschen Besitz-

stande im Geschichtsstoff, in Sang, Sage, Sitte, Ikonographie, Bauernkunst, Kirchenkunst, ritterlicher Kunst sämtlicher Zeiten vorhanden ist, das kann wieder in künstlerische, seelische Steigerung versetzt werden.

Auf dieser Grundlage sehe ich auch eine sichere Verständigungsmöglichkeit zwischen den „Historischen" und den bisher überlieferungsfeindlichen „Modernen"; denn auf diesem Fundament können ja alle Künstler bauen. Und jemehr Künstler darauf bauen, umso eher wird da eine echte, unser Art und Eigen widerspiegelnde Volkskunst erstehen.

Die Gewinnung solcher Grundlagen ist daher von Jahreszahlen sowohl, wie von Stilarten fast unabhängig. Die deutsche Psychologie hat durch alle unsre Stile und Zeiten, an sich unwandelbar, geflutet. Nicht nur unsern sogenannten „romanischen" Stil hat — neben vielem Fremden — deutsche Eigenart durchzogen, sondern auch unsre Gotik, unsre alte „Renaissance", sogar den Barock- und den Rokokostil. Dieses „Deutsche" darin ist überall in Verbindung mit der Dichtung, den Sagen, Märchen und den wechselnden Weltanschauungen herauszuheben. Am leichtesten ist das naturgemäß bei der zuverlässigsten deutschen Stammeskunst, der bäuerischen; denn diese ist, ohne nennenswerte Artverleugnung, sozusagen von Tacitus bis in unsere Tage durch die Jahrhunderte gegangen.

Auf der Grundlage ebendieses, so zu gewinnenden Seelengehaltes aus allen Kulturverhältnissen und Künsten der deutschen Vergangenheit kann sich somit eine für alle Bildungsgrade steigerungsfähige Kunst ergeben.

Es ist daher eine hochbedeutsame Kulturaufgabe der Architekturabteilungen, einerseits diese Heraushebung in eigenen Vorträgen fortgesetzt zu vollziehen; und zum anderen, in Übungsunterrichten den Aufbau deutscher Kunst auf der so gewonnenen ideellen Grundlage durchzuführen; und drittens noch, alle schon vorhandenen unbewußten Ansätze, die sich in dieser gesunden Richtung bereits in der neueren Dichtung, in der Musik, im Drama, Kunstgewerbe usw. zeigen, zu beachten und sorgfältig einzubeziehen.

Das heißt, es müßten in die bisherigen Lehrpläne zunächst eigene Entwurfsübungen hineinwachsen, die nur die einfache Bezeichnung führten: „Entwerfen in deutscher Kunst" (oder „in vaterländischer Kunst"), die also nicht mehr an die üblichen Stilgrenzen und Förmlichkeiten gebunden wären.

Denn wenn wir an den gewohnten Entwurfsarten festhalten, wie z. B. am „Entwerfen im Stile der Hellenen" oder „im Stile der Renaissance" usw., so kann daraus doch immer nur wieder halbwegs nach-

ahmende Kunst werden, die uns im Grade der Volksveredelung nicht um einen Schritt weiter bringen wird. Das wäre gerade so, als wenn Richard Wagner uns — lediglich in geschichtlichem Genügen — einen mythologisch richtigen Eddagott, oder einen echt nachgebildeten Parsifal aus Wolframs Dichtung oder gar aus dem Conte del Graal hätte auf die Bühne stellen wollen. Das tat er aber doch nicht, sondern er hob alle diese Figuren auf die Höhen des heutigen Menschentums, um ihnen sittliche Antriebkraft beizulegen.

Man muß da also endlich über verschwommene Begriffe hinauskommen. Denn auch „Entwerfen in mittelalterlicher Kunst" ist an sich noch längst kein Entwerfen in deutscher Kunst; das ist — dem Stil und den Formen nach — ebensogut Entwerfen in französischer Kunst. Deutsches wird daraus erst dann, wenn der besondere vaterländische Geist in engster Verbindung mit der volkstümlichen, klösterlichen und ritterlichen Dichtung erfaßt — d. h., wenn in den Unterrichten die Dichtung zum Entwurf und der Entwurf zur Dichtung wird.

Aber von diesem Eddafrühling ist in unseren Hochschulen noch gar wenig zu verspüren. Ohne diese Gleichgültigkeit gegen deutschen Geist auf eine bestimmte Anstalt beziehen zu wollen, muß es doch mit großem Befremden erfüllen, daß es überhaupt deutsche Hochschulen gibt, deren Büchereien noch nicht einmal die Edda in irgend einer Übersetzungs- oder Nachdichtungsform besitzen, geschweige denn die großen wissenschaftlichen Werke über alle die frühen heimischen Dichtungen, an denen junge Künstlerherzen zu vaterländischer Formenpoesie herangebildet werden können.

Doch im wirklichen Volke ist gar so vieles schon da, was mich hoffnungsfreudig macht. Da ist einmal schon eine geordnete Denkmalpflege, und zum anderen eine große „Heimatschutz"-Bewegung; beides Erscheinungen, in denen sich ein Erwachen vaterländischen Empfindens deutlich offenbart. Aber man bedenke dieses Eine: die Erlösung kann in diesen lediglich auf das Erhalten gerichteten Bestrebungen noch nicht liegen. Ein großes Volk, ein Volk mit starker Seele, wird und muß von solchem, wenn auch noch so erhebenden Ahnenkultus aus auch wieder vorwärts schreiten!

„Die Welt ist jung!
Ich wünsch euch helle Augen,
Die ihre Jugend zu erkennen taugen."

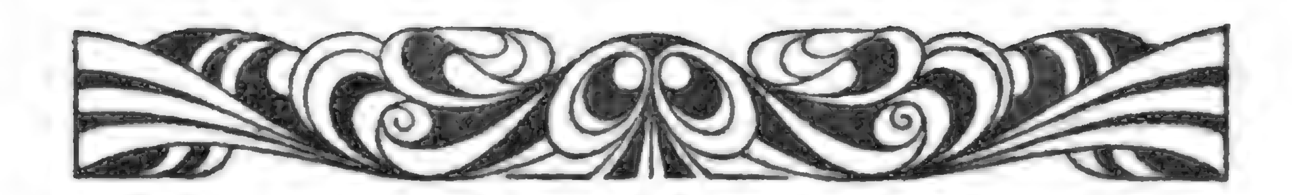
Unsre deutsche Kunst werde endlich zu einem neuen Hymnus auf das Leben!

Ich halte es für eine gute Vorbedeutung, daß unser Kaiser die deutschen Volkslieder weit und breit sammeln läßt. Schon daraus

werden neue gesunde Kunstantriebe ersprießen. Aber auch so viel wirklich Schöpferisches regt sich allerorten bereits in vaterländischem Geiste. Die starke deutsche Note in der Kunst vieler Baukünstler der Neuzeit, z. B. in den Bismarcktürmen, in der aus bäuerischen Motiven hergeleiteten neuen Töpferkunst; das große Wirken von Böcklin und Thoma; und auch was u. a. Franz Stassen, Hermann Hendrich, Georg Barlösius, Arpad Schmidhammer, Hans von Volkmann und die Worpsweder auf der Leinwand, für Märchenbücher und Kalender schaffen: das alles sind schon mehr oder minder bewußte Äußerungen des deutschen Gemüts, die uns die Gewißheit geben, daß meine Schulungsvorschläge längst in der Luft liegen und daß sie zeitgemäß sind.

Ganz großräumig aber wird diese auf den Zusammenschluß unserer zerrissenen Kultur gerichtete Kunst erst dann werden, wenn sie — im größeren planetaren Gedanken — überhaupt nicht allein auf eng-deutsche, sondern auf arische Gemütsgemeinschaft gegründet wird. In solchem Sinne wächst uns nun auch das Hellenentum wieder ans Herz. Wenn wir bedenken, daß u. a. die germanische Gottgestalt Tor, Ziu, Tyr, Donar ganz dieselbe ist, wie der indoarische Dyaus und wie der hellenische Zeus, so sehen wir da eine Reihe von mythologischen — und folglich auch geistigen — Durchläufigkeiten, die uns ganz neue Ausblicke nicht nur für die Erkennung von Grundgemeinsamkeiten in homerischer und eddischer Dichtung, sondern auch für die Gewinung natürlicher Vereinigungspunkte zwischen hellenischer, deutscher und nordischer Kunst eröffnen. Mögen die alten Hellenen durch die fortgesetzte Berührung mit dem Orient auch manchen wenig arischen Zug in ihre Gemütsverfassung verlegt haben, so befinden wir uns doch zu ihnen in zahllosen seelischen Zusammenklängen. Die Darstellungen der rührenden Abschiedsszenen auf den griechischen Grabstellen sind gefühlsreiche Offenbarungen arischer Gattentreue und arischen Familiensinnes, die sich mit all dem zartsinnigen Beiwerk ebensogut auf deutsche Vorgänge beziehen könnten. Welch ein Feld noch für die psychologische Forschung, wenn sie da neue Wege einschlägt! In diesem Sinnen und Suchen aber schauen wir heute auf zu unserem Vorbilde in edlem Streben, Friedrich Schinkel. Ein Faust, unsterblich durch sein Forschen:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."



Dreiſzig Jahre Bayreuth.

Von

Guſtav Manz.

Es war an einem ſtillen Winternachmittag dieſes Jahres. Nach längerer Friſt fand ich wieder einmal die Gelegenheit, eine Unterredung zu pflegen mit der ſonſt ſo vielbeſchäftigten Frau, die mit Recht die Hüterin und Erhalterin des Bayreuther Erbes genannt wird. Wer je das Glück gehabt hat, auch nur eine halbe Stunde ihr gegenüber zu ſitzen und, unbeeinflußt durch Ablenkungen etwaiger Geſprächspartner, den Faden der Unterhaltung ruhig weiter zu ſpinnen, der vergißt nie, was da geſagt wurde und wie es geſagt wurde. An anderer Stelle habe ich es neulich verſucht, ein Bild der Tochter Liszts und der Gattin R. Wagners zu zeichnen und mußte dabei zu dem Ergebnis kommen, daß ſie die „ſachlichſte“ Frau ſei, die mir je begegnet, daß ſich überragende Intelligenz mit unbeugſamer Tatkraft in ihr wunderſam vereinigt, und daß ſie an ihrem Teil in vollkommenſter Weiſe den Bayreuther Gedanken verkörpert, der treffend zuſammenzufaſſen iſt in dem demutvollen Kundry-Wort: „Dienen“.

In jenem Wintergeſpräch, das, von Thema zu Thema gleitend, naturgemäß wieder endete in „Bayreuth“, erlaubte ich mir einen frohen Hinweis auf die Tatſache, daß nun gerade drei Jahrzehnte erfüllt ſeien von dem, was einſt für unmöglich gehalten, ſpöttiſch bekrittelt und ſtumpfſinnig belacht wurde. Und da fiel das kurze und doch ſo inhaltreiche Wort: „Uns iſt nicht zum Jubilieren zu Mute; wir müſſen arbeiten und erhalten.“

Warum ich dieſe perſönliche Erinnerung voranſtelle? Weil in dieſem Ausſpruch das ganze Geheimnis der dauernden Wirkung Bayreuths beſchloſſen liegt. Weil er die Geſinnung kennzeichnet, aus der heraus die ſommerlichen Kunſttaten in der ſtillen Mainſtadt vollbracht werden. Weil er ein Beweis dafür iſt, daß es irgendwo in deutſchen Landen eine Stätte gibt, wo innerer Drang und beiſpielloſer Idealismus — nicht aber Mode, Geſchäft oder Konjunktur verſchwiſtert ſind mit der Tatſache deutſcher dramatiſcher Kunſt!

Es kann nie genug darauf hingewieſen werden, daß die Bayreuther Feſtſpiele ein Kulturgeſchenk ſind, das nach dem Tode ihres Schöpfers von den Erben ſeines Namens und ſeines Willens alljährlich für die Kunſtfreunde der ziviliſierten Welt erneuert wird; daß die unſäglichen Laſten, die jeder Bayreuther Feſtſpielſommer auf die Verantwortlichen häuft, um vieles größer ſind, als der Ruhm, der ihnen willig zuerkannt wird; daß, unbeirrt von Defiziten, unverwirrt von

Überschüssen, der Riesenapparat an künstlerischer, technischer und organisatorischer Arbeitsleistung aufrecht erhalten wird, nur zu dem einen und einzigen Zweck, durch „Meisterehrung" in deutschen Landen „einen guten Geist zu bannen" und ein Beispiel zu geben denen, die Ohren haben zu hören und ein Herz zu empfangen. Gleich dem Gebetsruf von der Gralsburg klingt es hinaus in die vom Industriequalm und von der Arbeitshast erfüllte Welt: „Hört ihr den Ruf? Nun danket Gott, daß ihr berufen ihn zu hören!"

Endlich, nach fast einem Menschenalter, scheint es in manchen Köpfen zu dämmern, daß es sich in Bayreuth nicht um „Mustervorstellungen" mit „ersten Kräften", nicht um musikalische Festgelage für Künstler und Kunstfreunde handelt, sondern um ein viel höheres: um eine Kulturtat des deutschen Idealismus, die uns alle angeht, die wir auf den deutschen Namen stolz sind. Man braucht nicht den Violin- vom Baßschlüssel unterscheiden zu können, und kann doch von einer Bayreuther Aufführung tief ergriffen sein, weil man, getragen durch heiligen Ernst, verlebendigt durch das Zusammenwirken vielfältigster Kräfte, verdeutlicht durch Klang, Wort und Geberde, ein Drama erlebt. Und man braucht nicht blind und taub sein gegen gewisse auch in Bayreuth mögliche Unzulänglichkeiten des dramatischen Bildes oder des szenischen Rahmens, und kann doch hinausgehen aus dem einfachen Fachwerkbau mit einer Rührung im Herzen, einer Aufrüttelung des Innersten, die ihresgleichen sucht.

Und damit kommen wir zu einem Zweiten, was gesagt sein muß.

Ist man des lauteren Sinnes sich bewußt, aus dem heraus in Bayreuth Kunst um der Kunst willen, ohne die geringste Gewinnabsicht, geboten wird, so tritt an denjenigen, der sich zur Fahrt nach dem „lieblichen Hügel" rüstet, eine unabweisliche Pflicht heran. Er muß abtun, was an ihm alltäglich ist; er muß reinen Herzens und voll „Stimmungsbereitschaft" hineingehen in das dunkle Haus, das der Wunder voll ist. Erst dann, wenn ihm Bayreuth nicht mehr eine flüchtige Episode im bunten Reigentanz des Daseins bildet, sondern ein tiefes Erlebnis stillster Stunden und willigster Hingabe, erst dann tauscht er Gleiches mit Gleichem. Erst dann entsprechen sich die Motive des Gebens und Nehmens, erst dann kann er sicher sein, um einen unschätzbaren Gewinn bereichert nach Hause zurückzukehren.

Es ist eine unerhörte Verkennung der in Bayreuth wirksamen Kräfte, wenn neuerdings ein sonst scharfsinniger Kritiker behauptet, Bayreuth sei solange kein Kulturfaktor, als es das Privileg der Geldsäcke bilde. Daß die Reichen und Wohlhabenden aller Nationen nach der Mainstadt kommen, ist weiter kein Wunder, und daß manche es aus Mode tun, braucht nicht bezweifelt zu werden, — (wiewohl Moden sonst nicht so langlebig zu sein pflegen!). Daß aber — abgesehen von den zahlreichen Stipendiaten, — gerade diejenigen Persönlichkeiten ihrerseits die echtesten und für die Verbreitung idealistischer Auffassung wertvollsten Bayreuthgäste sind, die ein Opfer bringen für das, was sie lieben, das übersieht jener rein verstandesmäßige Beurteiler! Es wäre wirklich traurig

um den Kulturstand des deutschen Volkes bestellt, — eines Volkes, das jährlich Milliarden verraucht und vertrinkt, — wenn es nicht Leute gäbe, die sich für eine Bayreuthfahrt ebenso die Markstücke ein oder zwei Jahre lang zusammensparen, wie etwa für ein Klavier, ein Fahrrad oder einen Kodak! Wohl war es Wagners verwegen kühner Gedanke, die Pforten seines Bühnenhauses ohne Entgelt den Freunden seiner Kunst zu öffnen, — aber nachdem sich einmal diese „ideale Forderung“ in der rauhen Wirklichkeit als unerfüllbar erwiesen hat, scheint mir, entgegen dem wehleidigen Bedauern angeblicher „Freunde der Sache“, der gegenwärtige Zustand durchaus nicht so beklagenswert. Der einheitliche Zwanzigmarkpreis wahrt das gleiche Recht für alle, die nur guten Willens sind: daß er angesichts der gebotenen außerordentlichen Leistungen an sich zu hoch sei, wird wohl kaum ein Verständiger zu behaupten wagen, und im übrigen kann man in Bayreuth, auch während der Festspielzeit, ebenso billig leben, wie in irgend einer Sommerfrische, — wenn man eben nur will!

* * *

Diesen Betrachtungen allgemeiner Art sei noch einiges hinzugefügt, was die diesjährigen Aufführungen im besonderen angeht, aber auch wieder zu jenen grundsätzlichen Anschauungen zurückführt, die sich jeder gebildete Kunstfreund deutscher Nation einer so wichtigen Sache gegenüber bilden müßte. Man hörte dort in den vier Festspielwochen den „Ring“, „Tristan“ und „Parsifal“. Jedes der drei Werke nimmt in der Bühnengeschichte eine ihm eigene Stellung ein: während das religiöse Alterswerk, eine Spätfrucht lange keimender Entwicklungen, ausschließlich für das Bayreuther Haus bestimmt war, wurde der „Ring“ widerwillig, der „Tristan“ dagegen absichtlich (wegen seiner „Einfachheit“ und geringen Personenzahl gegenüber dem Viertagewerke) von seinem Schöpfer für den allgemeinen Bühnenbetrieb freigegeben. Es bleibe hier nun unerörtert, was zu diesen Anschauungen R. Wagners über die drei Werke in ihrem Verhältnis zur breiten Öffentlichkeit vom heutigen Standpunkt zu sagen wäre. Das eine aber steht fest: abgesehen vom „Parsifal“, der in Europa bis zum 1. Januar 1914 Bayreuther Privileg bleibt, haben auch sämtliche fünf „Tristan“- und die beiden „Ring“-Aufführungen das Bayreuther Haus bis auf den letzten Platz gefüllt. Und das in einer Zeit, wo man allerorten sehr respektable Darbietungen dieser Werke sehen kann!

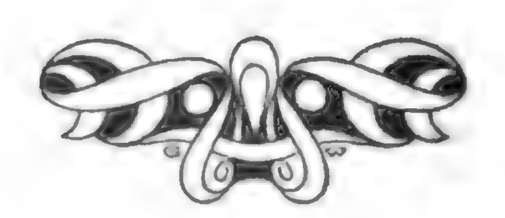
Was ist also der Magnet, der alljährlich Tausende nach der Festspielstadt zieht? Sind es nur die eingangs erwähnten unwägbaren Stimmungen und Empfindungen, die gleichsam durch den genius loci wachgerufen werden? Nein, es treten ganz greifbare Momente hinzu, künstlerische Faktoren, die — trotz München — nirgends anders mit so sicherer Wirksamkeit in Rechnung gestellt werden können: das ist der durch eine ausgezeichnete Akustik gehobene und verklärte Zusammenklang des Orchesters, die durch fortlaufende Arbeit vervollkommnete Szenierung und endlich der durch monatelange Einzel- und vierwöchige Gesamtproben gesicherte einheitliche Stil der Darstellung. Welch ein abgrund-

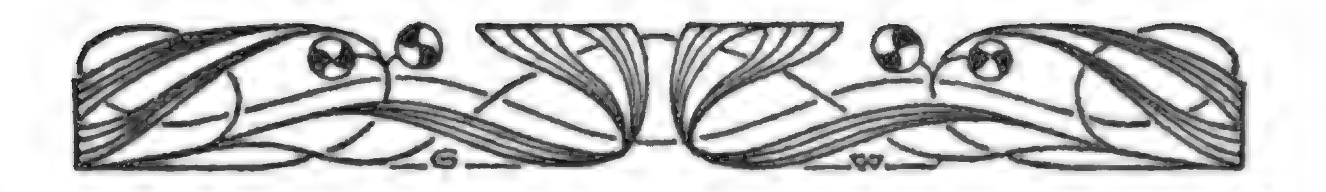
tiefer Unterschied z. B. zwischen der für Vergleiche sehr geeigneten Wiedergabe des „Rheingolds“ in Bayreuth und anderswo herrscht, ist mir erst in diesen Tagen wieder bei einem Besuch des Berliner Kgl. Opernhauses klar geworden. Wo bleibt die Urweltstimmung, der naive Märchenzauber, wenn einem das ganze Bühnenbild brutal nahe gerückt ist und das Auge als Umrahmung des wogenden Rheines links und rechts drei durch die Orchesterbeleuchtung grell hervortretende Prosceniumslogen nebst Karyatiden und Draperien in Kauf nehmen muß? Wenn das Orchester die Gesangsstimmen aufschluckt? Wenn die Wolkenvorhänge der Zwischenspiele eine so nüchterne Eintönigkeit zeigen, daß das Publikum zu plaudern anfängt und sich auf diese Weise für die ausfallende Pause entschädigt?

Ist es ein Wunder, daß selbst ständige Besucher winterlicher Aufführungen mit Sehnsucht den Bayreuther Darstellungen entgegenschauen? Genau so, wie ein Freund bildender Kunst mit innerster Erregung dem Dresdener Urbilde der Madonna oder irgend einem anderen Meisterwerke gegenüber tritt, das er doch genau genug aus hunderten von Nachbildungen und Kopieen kennt?

Aber man lehrt in Bayreuth nicht nur, man lernt dort auch. Trotz aller Pflege der Tradition, — die ja stellenweise, wie im zweiten Parsifalakt, zu weit geht, — sucht man doch auch dem veränderten Zeitgeschmacke Rechnung zu tragen, namentlich im malerisch-plastischen Bühnenbild. Die reformfreudige Kraft des geborenen Regisseurs, der dem Bayreuther Werk in Siegfried Wagner geschenkt ist, hat dies überall da bewiesen, wo Neues zu schaffen war: so in der Inszenierung des „Holländer“ und des „Tannhäuser“. Und ihm zur Seite steht jüngerer künstlerischer Nachwuchs, der gleichfalls Gewähr leistet, daß auch fürderhin rege Phantasie und aufopfernde Hingabe, Fleiß und Intelligenz das Meistererbe hegen und mehren!

Und so möge uns auch im anhebenden vierten Jahrzehnt Bayreuth das bleiben, was es uns sein soll: ein Künstlervermächtnis, das wir heilig halten, eine Notwendigkeit, auf die wir nicht verzichten, eine deutsche Tat, auf die wir stolz sind!





Die Zukunft unserer Kavallerie im kommenden Kriege.

Von

v. Duvernoy.

(Schluß.)

Für eine ganz kurze Zeit wollen wir nun das Interesse unserer Leser auf den Bürgerkrieg in Chile 1891 lenken. Dort standen sich bekanntlich die Truppen der Kongreß- und der Regierungspartei feindlich gegenüber. Daraus ergab sich die höchst eigentümliche Lage, daß die Kongreßpartei zwar eine Flotte aber kein Landheer, die Regierungspartei umgekehrt ein Landheer jedoch keine Flotte besaß. Für den Präsidenten Balmaceda, der die Regierungspartei leitete, war es daher erstes Erfordernis, sich eine Flotte zu bilden, was bekanntermaßen nicht leicht ist; der größte Vorteil war deshalb von Hause aus auf seiten der Kongreßpartei. Außerdem sah sich Balmaceda gezwungen, Offiziere aus niederen Ständen zu ernennen, die keine Autorität besaßen. Trotz aller Gewaltmaßregeln gelang es ihm in 8 Monaten nur 25—30000 Mann an Truppen zusammenzubringen; die Kongreßpartei hatte dagegen bloß 9000 Mann, aber ihr moralischer Wert wog schwer und darum blieb ihnen der Sieg. Außerdem waren die Regierungstruppen auf einer Strecke von Coquimbo bis Valparaiso verteilt, was der Entfernung von Hamburg bis Köln entspricht. Der Generalstabschef der Kongreßpartei war der frühere preußische Hauptmann Körner. Ursprünglich Feldartillerist, hatte er den Krieg 1870—71 mitgemacht, die Kriegsakademie absolviert, war 1881 Hauptmann geworden und 1885 in chilenische Dienste getreten.

Im Gefechte bei Concon am 21. August 1891 gaben 3 Eskadrons der Kongreßtruppen den Ausschlag, indem sie sich überraschend auf 3 Schwadronen der Regierungstruppen stürzten, die gegen die Kongreßinfanterie siegreich gewesen waren, so daß diese in wilder Flucht davonjagten, ohne überhaupt den Zusammenstoß abzuwarten. Nun ging der ganze linke Flügel der Regierungstruppen in voller Auflösung zurück. Die schneidige Attacke der Kongreßtruppen hatte zu diesem Siege also den Ausschlag gegeben.

Ebenso entschied die Schlacht bei Placilla am 28. August die 4., 5. und 6. Schwadron der Kongreßtruppen und damit den ganzen Krieg, denn die wüsten Mord- und Brandszenen, die sich in den nächsten Tagen in Valparaiso abspielten, haben kein militärisches Interesse mehr und Balmaceda endigte seine Laufbahn bekanntlich durch Selbstmord. Das tatkräftige Eingreifen der Reiterei in den beiden Hauptaktionen dieses Bürgerkrieges beweist ebenfalls zur Genüge die Richtigkeit unserer Behauptung, daß Kavallerie auch heute recht wohl noch Gefechte und Schlachten zu entscheiden vermag, wenn ihre Führer fähig und entschlossen sind.

* * *

Im thessalischen Kriege 1897 tritt die Kavallerie sehr wenig hervor, weder im Aufklärungsdienste, noch auf dem Gefechtsfelde. Bei der griechischen mag es an der Ausbildung gefehlt haben, ein Wunder nur ist es, daß diese bei einem so uralten Reitervolke, wie die Türken, derartig vernachlässigt werden konnte, denn die Begabung für den Dienst zu Pferde ist beim Osmanen immer noch groß; ein Beweis hierfür ist unstreitig die Attacke Mahmud Beys am 29. April bei Velestinon. Wir folgen hierbei der vorzüglichen Darstellung des Freiherrn von der Goltz.

Die Einnahme von Larissa hatte eine neue Kriegslage geschaffen, denn die Griechen waren an der Grenze ohne vernichtende Niederlage entkommen und zu einer wirklichen Verfolgung war es am 27. April, als Edhem Pascha mit dem Oberkommando vor der eroberten Stadt eintraf, schon zu spät. Am 29. erreichte der Brigadegeneral Naim Pascha mit $7\frac{1}{2}$ Redifbataillonen, 10 Eskadrons und 2 Batterien Gherli, etwa 15 km nordwestlich von Velestinon. Hier traf er mit dem Flügeladjutanten des Sultans und Oberst im Generalstabe Mahmud Bey, der sich beim Oberkommando die Ermächtigung zu einer Unternehmung gegen Volo ausgewirkt hatte, zusammen. Es wurden 2 Kolonnen gebildet, deren Rechte unter Mahmud, 2 Bataillone, 7 Schwadronen, 1 Batterie, den geraden Weg auf Velestinon westlich der Bahn einschlug, während das Gros der gemischten Brigade, unter Naim Pascha selbst auf der großen Straße links oder nördlich der Bahn vorging. Mahmud war um 2 Uhr nachmittags aufgebrochen und erreichte unter leichtem Gefecht die Höhen etwa 6 km nordwestlich Velestinon, wo er halten blieb, weil die Hauptkolonne sich verspätet hatte. Am 30. sollte diese geradeswegs über die baumbedeckte Ebene gegen Velestinon vorgehen, während Oberst Mahmud die schwer zu ersteigenden Höhen westlich des Städtchens festhalten sollte. Von der Besprechung mit Naim Pascha zurückgekehrt, fand Mahmud seine Infanterie kaum 800 Meter vom Feinde zur Nachtruhe eingerichtet.

Er änderte infolgedessen seinen Plan und beschloß, den Gegner schon vor Tagesanbruch zu überfallen, mußte sich jedoch hierzu noch Verstärkung und die Genehmigung vom Pascha erbitten. Als er endlich um 3 Uhr morgens wieder im Sattel saß, fand er seine Truppen noch im tiefen Schlafe. Da es inzwischen hell wurde, so beschloß er weiter auszuholen und die linke feindliche Flanke anzugreifen, während er frontal nur beschäftigte. Die angreifende Infanterie stieß auf sehr schwieriges Gelände und der Angriff zog sich bis gegen Mittag hin, als Mahmud hörte, daß die Hauptkolonne nördlich Velestinon ebenfalls in lebhaftem Gefechte stehe. Hierauf setzte er seine gesamten Kräfte ein und ließ den Pascha auffordern, ebenfalls energisch vorzustoßen. Dem Kommandeur seiner 7 Schwadronen, Ibrahim Bey, gab er Befehl, den Augenblick abzuwarten, wo das Bataillon Brussa stürmen würde, dann mit linksabgeschwenkten Eskadronskolonnen an den Hängen entlang zu reiten bis in die Höhe des zu nehmenden griechischen Schützengrabens, dann rechts einzuschwenken und zu attackieren. Oberst Ibrahim Bey, der von seinem Standpunkte aus das Gefecht des Bataillons Brussa nicht übersah, entsandte eine Offizierspatrouille, die bald darauf mit der Meldung zurückkehrte, der Sturmangriff sei schon in vollem Gange, worauf Mahmud die Reiter durch eine kurze aber feurige Ansprache zu begeistern suchte. Als Ibrahim jedoch anreiten ließ, erhielt die türkische Kavallerie ganz unerwartet Feuer aus einem Wäldchen nordwestlich Velestinon. Unter lautem Allahrufen setzte sich die ganze Kolonne geradeaus in Galopp, anstatt die Front rechts herzustellen, und jagte blind vorwärts, bald von allen benachbarten Hängen beschossen. Ibrahim, der einsah, daß er nichts werde ausrichten können, wollte kehrtschwenken lassen, aber sein Kommando wurde nur von den 4 hinteren Schwadronen verstanden, während die 3 vorderen unter Mahmud Bey, weiterstürmten. Dieser erwartete vergebens das Kommando zum Einschwenken, gewahrte sich umsehend, daß ihm nur ein Teil der Kolonne folge und stellte nun wenigstens die richtige Front her. Von der griechischen Artillerie sogar mit Schrapnellsalven beschossen, erkletterten die Türken trotzdem eine steile Anhöhe und sahen sich nun plötzlich der feindlichen Hauptlinie gegenüber, deren etagenförmig angelegte Schützengräben alle noch besetzt waren. Mahmud hatte sein Pferd verloren, folgte aber dem Angriffe zu Fuß und rief seinen Reitern zu, deren Tiere sämtlich völlig erschöpft waren und den Dienst versagten, aus dem Sattel zu springen und dem Gegner mit Säbel und Karabiner zu Leibe zu gehen. Es waren überhaupt nur noch 60 Mann beisammen, diese führten den Befehl teilweise tatsächlich aus und drangen

wirklich in die Schützengräben ein, während andere starr auf ihren Pferden sitzenbleibend meist unter den Geschossen des Feindes fielen. Mahmud selbst tötete im Zweikampfe einen Griechen und es gelang ihm in der Tat, mit seiner Handvoll Helden den Gegner zu vertreiben. Etwa 10 Minuten wartete er dann auf das Bataillon Brussa im Rücken der feindlichen Hauptlinie, dann mußte er, da sich die griechische Infanterie von Neuem gegen ihn wendete, mit schwerem Herzen zurückgehen. Selbst durch einen Hufschlag am Gehen verhindert, bemächtigte er sich eines herrenlosen Pferdes und ritt darauf zum Bataillon Brussa, das er 300 m vom Feinde im Feuergefechte fand. Es stellte sich heraus, daß der erkundende Offizier die Wegnahme der Vorposition für den Sturm auf die Hauptstellung gehalten hatte. Jetzt erstürmte das brave Bataillon Brussa auch noch den Schützengraben, ohne die Reservekompagnien abzuwarten, aber bald fing einigen Kompagnien die Munition an zu mangeln, die Griechen gingen zur Offensive über und um 3 Uhr nachmittags mußten die Türken in ihre alten Stellungen zurück, die sie am Mittag eingenommen hatten. Die von der türkischen Kavallerie gerittene Attacke aber beweist doch, daß der alte osmanische Reitergeist noch nicht tot ist, sobald ein Führer ihn anzufeuern versteht.

* * *

Wir gehen zu den äußerst lehrreichen Erfahrungen des südafrikanischen Krieges 1899—1902 über, und zwar zu der Zeit, wo ein Kavalleriegeneral von großer Energie, wie French, die unter seiner Führung erst vereinigte Kavallerie als einheitliche Reiterdivision befehligte. Obgleich die englische Kavallerie damals nahezu die minderwertigste Europas genannt werden konnte, wegen schlechter Mannszucht und Reitausbildung, nachlässiger Pferdepflege und großer Ungeübtheit im Fußgefecht, und die Buren andererseits ein vortreffliches Gewehr besaßen und unstreitig hervorragende Schützen waren, hören wir dennoch sofort nach Vereinigung der Division unter einheitlichem Kommando Frenchs von ihren Taten, während sie zuvor in ihrer Zersplitterung so gut wie nichts leistete. Wir folgen bei der nachstehenden Darstellung den vom Großen Generalstabe in seinen kriegsgeschichtlichen Einzelschriften herausgegebenen „Erfahrungen außereuropäischer Kriege neuester Zeit", weil diese vortreffliche Schrift vorerst die einzige ist, die auf aktenmäßigem Material beruht.

Bekanntlich war am 18. Dezember 1899 der Feldmarschall Lord Roberts zum Oberkommandierenden der englischen Streitkräfte in Süd-

afrika ernannt und der Generalmajor Lord Kitchener ihm als Chef des Generalstabes beigegeben worden. Diese Auswahl war eine in jeder Beziehung glückliche. Der elastischen Erscheinung, die noch vortrefflich zu Pferde saß, sah man trotz des Alters von 68 Jahren, die 43 Jahre, die der Lord in Indien zugebracht hatte, nicht an, und die Gediegenheit seines Wesens, sein sicheres, verbindliches Auftreten, sein warmes Herz und die stets erwiesene, niemals erlahmende Fürsorge für seine Untergebenen waren allgemein bekannt. Lord Kitchener war erst 49 Jahre alt, hatte aber 15 Jahre in Ägypten zugebracht und dort im Sudanfeldzuge durch den entscheidenden Sieg von Khartum, mit dem er den Derwischen die Sudanprovinz endgültig entriß, aller Augen auf sich gelenkt, sich aber nicht nur als ein hervorragender Führer, sondern auch als vorzüglicher Organisator durch seine für diesen Feldzug und für die Eigenart des Landes getroffenen Verpflegungsvorbereitungen bewährt. Jedenfalls vereinigten sich beide Männer in echter Begeisterung für die Macht und den Ruhm ihres Vaterlandes, und einzig dieser Ehrgeiz erfüllte ihr ganzes soldatisches Denken und Handeln.

Beim Eintreffen Lord Roberts in Kapstadt am 10. Januar 1900 war die Lage der Engländer, die auf 800 km Frontbreite verteilt standen, recht wenig günstig. Die Versuche der beiden Hauptgruppen zum Entsatz von Ladysmith und Kimberley in Natal und am Modder River waren erfolglos geblieben und die schwachen Abteilungen der Generale French und Gatacre bei Rensburg und Sterkstroom konnten sich nur mit Mühe der in die nördliche Kapkolonie eingefallenen Burenkommandos und der zunehmenden aufständischen Bewegung in der Kapkolonie erwehren. Bullers Anfang November gegebener Befehl zur Zurücknahme der englischen Kräfte aus Naauwpoort und Stromberg und die damit verknüpfte Preisgabe wichtiger Eisenbahnknotenpunkte hatte sich als sehr verhängnisvolle Maßregel erwiesen. Wenn es auch French gelang, Naauwpoort wiederzunehmen, so mußte Gatacre sich dagegen völlig defensiv verhalten. Nur der energielosen Kriegführung der Buren hatten es die Engländer zu danken, daß sie vor weiteren sehr ernsten Niederlagen bewahrt blieben. Die Stärke der Buren zu dieser Zeit ist nicht genau zu ermitteln; zu Anfang des Krieges betrug sie gegen 40 000 Mann und etwa 100 Geschütze.

Vor allem waren die Trains vollständig umzuorganisieren, um die Truppe unabhängiger von der Eisenbahn und geeigneter für größere Operationen zu machen. Die Einzelheiten hier anzugeben, würde viel zu weit führen. Sodann wurden aus den 2 Regimentern berittener

Infanterie, die ursprünglich bei Buller gewesen waren, 6 weitere gebildet, um die Buren besser durch ihre eigene Waffe zu bekämpfen. Die 24 Schwadronen Kavallerie aber wurden, wie schon erwähnt, zu einer Division vereinigt. In seinen schon von Kapstadt ausgegebenen Tagesbefehlen sprach sich Lord Roberts sehr eingehend über das Verhalten der Kavallerie aus. Er empfahl alle nur erdenkliche Sorgfalt, um sie frisch zu erhalten, namentlich sollte der Reiter jeden Moment benutzen, um abzusitzen und sein Pferd zu führen. Unter anderem werden dann weite Umgehungen empfohlen, um festzustellen, wo die Pferde des Feindes stehen und sie wenn irgend möglich wegzunehmen, um ihn hierdurch seines Mittels, sich leicht bewegen zu können, zu berauben.

Als nächstes zu erreichendes Ziel wurde Bloemfontein bestimmt, durch dessen Bedrohung man hoffte, daß der Gegner die Einschließung von Ladysmith und Kimberley aufgeben werde. Man entschied sich zum Vorgehen vom westlichen Flügel über Kimberley, weil hier die Bahn von Kapstadt bis Modder Riverstation und besonders die große Eisenbahnbrücke über den Oranjefluß in englischem Besitze waren.

General French hatte Befehl, am 11. Februar in Ramdam einzutreffen und gleichzeitig unverzüglich Kimberley zu entsetzen. Demgemäß erreichte er an genanntem Tage sein Marschziel und nahm sofort noch eine eingehende Erkundung des Rietflusses vor, deren Ergebnis ihn bewog, am nächsten Tage den Fluß bei Waterval Drift, etwa 60 km südlich Kimberley gelegen, zu überschreiten. Am 12. brach er, die Rimington Guides in der Avantgarde, um 2 Uhr früh auf; die 3 Brigaden nebeneinander in breiter Front über das „Veldt“ (Weideland) marschierend. Waterval Drift war von einer ungefähr 500 Mann starken Abteilung Buren mit 2 Geschützen unter De Wet besetzt, den Cronje beauftragt hatte, hier den Engländern den Übergang zu erschweren. French ließ die 6 Schwadronen der 3. Brigade einen Scheinangriff machen, während er mit den anderen 18 Eskadrons und seinen 12 Kompagnien berittener Infanterie den Fluß etwas weiter aufwärts überschritt. Das Vorgehen der 1. Brigade und der berittenen Infanterie veranlaßte auch sofort das Zurückgehen De Wets ohne eigentlichen Kampf. Unweit Waterval Drift bivakierte French mit der Division. Bei diesen Märschen hatten die Truppen furchtbar unter der drückenden Hitze zu leiden, die nicht selten in der Zeit zwischen 11 und 4 Uhr 45—50 Grad Celsius erreichte. An diesem Marschtage blieben von der 15. Infanteriebrigade fast die Hälfte der Mannschaften aus Erschöpfung zurück und sie allein hatte 21 Tote. Dazu kamen die Sandstürme des Nachmittags, die die Luft oft „wie

ein Londoner Nebel" verdunkelten und nachts eine empfindliche Kälte. Trotzdem blieb aber der Gesundheitszustand der Truppen gut.

Am folgenden Tage setzte French den Marsch fort, mit dem ausdrücklichen Befehl, den Modder River zu überschreiten, und traf gegen Mittag auf eine kleine feindliche Abteilung, die fluchtartig in nördlicher Richtung abzog, diesmal unter Zurücklassung ihres Lagers mit den Vorräten. Jedoch war es auch auf englischer Seite nicht ohne Verluste abgegangen: die Division hatte infolge der Hitze und Anstrengungen einen bedeutenden Abgang an Pferden, die 7 reitenden Batterien allein einen solchen von 59 Stück. Man war genötigt, aus den Munitionskolonnen die besten Pferde zur Geschützbespannung auszusuchen und nur wenige Munitionswagen nach Kimberley mitzunehmen. Am 14. blieb die Reiterdivision am Modder River stehen, um ihre Trains und das Eintreffen der Infanterie zur Besetzung des Flusses abzuwarten. In der Nacht hatten die Buren schon die Einschließung der Südseite von Kimberley aufgegeben, was man jedoch auf englischer Seite nicht erfuhr, weil auch an diesem Tage wieder wie fast stets für die Aufklärung so gut wie nichts geschah.

Am Abend des 15. wollte French Kimberley erreichen; die Buren hatten ihm jedoch über Nacht den Weg dorthin verlegt. Sie hatten mit etwa 900 Mann und 3 Kruppgeschützen die Kopjes nördlich Klip Drift, ungefähr 4 km südöstlich Kimberley derart besetzt, daß sie einen zwischen beiden Kopjes gelegenen etwa 1200 m breiten Sattel unter wirksamem Kreuzfeuer halten konnten. Auf dem westlichen Kopje waren die Geschütze aufgestellt. Die Buren verrieten diesmal, entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, ihre Stellung durch verfrühtes Feuern, so daß es den englischen Patrouillen bald gelang, Stärke und Ausdehnung festzustellen. French ließ seine 7 reitenden Batterien auf den Höhen des nördlichen Ufers auffahren, kurz nachher schlossen sich noch die beiden Batterien der 6. Division und 2 schwere Marinekanonen an. Sie eröffneten ihr Feuer auf etwa 2000 m, indem sie es über die ganze Stellung verteilten, und es gelang bald, die drei Burenkanonen niederzukämpfen. Kurz nach 9 Uhr vormittags teilte French seinen 3 Brigadekommandeuren seinen jedenfalls durchaus originellen Entschluß mit, der darin bestand, in geöffneter Linie mit 5—6 Schritt Zwischenraum zwischen den einzelnen Reitern die feindliche Linie zu durchbrechen. Dies sollte die 3. Brigade, Gordon, als erstes Treffen ausführen, die 2. Broadwood sollte in geschlossener Linie mit 500 m Abstand folgen, die 3. Porter mit der berittenen Infanterie und den reitenden Batterien aber bis zum letzten Augenblick feuern, um

dann als drittes Treffen nachzurücken. Das Unternehmen gelang über alles Erwarten gut. Die beiden vorderen Brigaden entwickelten sich gleichzeitig und die ganze Reitermasse stürzte bald, in eine mächtige Staubwolke gehüllt, vorwärts, den feindlichen Schützen entgegen. Der Divisionsführer ritt an der Spitze der 2. Brigade. Atemlos folgt die zurückbleibende 6. Division dem großartigen Schauspiel. Als die von mehreren 1000 Pferden aufgewirbelten mächtigen Staubwolken sich langsam wieder verziehen, sieht man die 3 Brigaden sich 1500 m jenseits der feindlichen Stellung sammeln. Ihr Gesamtverlust betrug nur 16 Tote und Verwundete, darunter 1 Offizier und etwa 30 Pferde. Sie entfallen zudem fast ganz auf das vorderste Treffen, die beiden hinteren verloren nur 1 Mann. Der Eindruck dieses überraschenden Entschlusses auf die Burenschützen war jedenfalls so gewaltig, daß ein großer Teil schon die Flucht ergriffen hatte, ehe die Reiter überhaupt in wirksamen Feuerbereich gekommen waren, und die Schützen, die tatsächlich standhielten, schossen in ihrer Aufregung meist zu hoch, was um so leichter erklärlich ist, da sie nicht nach ihrer sonstigen Gewohnheit am Fuße der Höhen, sondern auf deren Gipfel Aufstellung genommen hatten, und endlich, weil der alles einhüllende Staub ein ruhiges Zielen gar nicht zuließ. Der größte Teil der Buren flüchtete nach den Magersfonteiner Höhen und übertrug im ersten Schrecken ihre mutlose Stimmung auch auf andere Bürger im dortigen Lager.

Jedenfalls gehört diese Attacke zu den merkwürdigsten Ereignissen des gesamten Krieges, denn es war das erste und einzige Mal, daß solche gewaltige Reitermasse gegen Infanterie losgelassen wurde.

Nach einer Ruhepause von einer Stunde setzte French seinen Marsch auf Kimberley fort und stieß dabei auf keinen nennenswerten Widerstand mehr. Die Besatzung von Kimberley und Klip Drift ging meist in nördlicher und nordöstlicher Richtung zurück; nur ein kleiner Teil beabsichtigte sich an Cronje heranzuziehen, der bei Koedoesrand Drift etwa 40 km südöstlich Kimberley stand. Ihr Führer verunglückte jedoch wenige Tage nachher, und das Kommando zerstreute sich infolgedessen vollständig. French hatte schon um 2 Uhr nachmittags mit Kimberley heliographische Verbindung aufgenommen um seinen Anmarsch anzuzeigen und hielt noch an demselben Nachmittag um 6 Uhr seinen Einzug daselbst, von der Bevölkerung mit Jubel als Befreier begrüßt. Die durch die Zeitungen aufgebauschte „viermonatliche Belagerung von Kimberley" war viel mehr Scheinmanöver als wirkliche kriegerische Leistung, denn der einzige tatsächliche Erfolg der Buren bei dem Unternehmen bestand

in Absperrung der bisherigen Wasserversorgung und in Verhinderung der Lebensmittelzufuhr. Der durch die „Beschießung“ angerichtete Schaden war sehr gering, man mußte deren Spuren beinahe suchen, wie ein Augenzeuge berichtet. Ungemein bezeichnend für die unermüdliche Tatkraft Frenchs ist sein sofort nach dem Einrücken erlassener Befehl, daß die Brigaden am andern Morgen um 5 Uhr weitere Befehle erwarten sollten. Sein Entschluß stand sogleich fest, den Erfolg, der hauptsächlich in der Wiederbelebung des Vertrauens und Mutes zwischen Führer und Truppe bestand, durch eine lebhafte Verfolgung auszunutzen.

Am 16. Februar nehmen die 1. und 3. Brigade die Verfolgung der Buren in nördlicher Richtung auf und es kam bei Dronfield etwa 12 km nördlich Kimberley zu hartnäckigem Widerstande der Nachhut und zu einer Reihe ergebnisloser Kämpfe für die Engländer. Es gelang ihnen nicht, die nicht über 100 Mann starke Abteiluug zu vertreiben, obgleich sich 24 Kanonen am Kampfe beteiligten; überdies erlitten sie durch die außergewöhnliche Hitze und Anstrengungen einen kolossalen Abgang an Pferden, weil es vollständig an Wasser mangelte; der Gegner hatte die wenigen vorhandenen Brunnen unbrauchbar gemacht. So kehrten die beiden Brigaden in einem jammerwürdigen Zustand am Abend zurück und waren für mehrere Tage nicht zu verwenden. Das Alles war größtenteils die Folge davon, daß beide Brigaden in der Frühe des 16. aufgebrochen waren, ohne zuvor gefüttert und getränkt zu haben. Bei einem am 17. abgehaltenen Pferdeappell waren bei einem am 11. noch sehr gut berittenen Regimente nur noch 28 Pferde überhaupt imstande zu traben.

Aber die Hauptaufgabe für French blieb nicht die Verfolgung der verhältnismäßig schwachen Einschließungstruppen, sondern die Vernichtung der feindlichen Hauptmacht unter Cronje. Dieser versuchte sich seinen Verfolgern durch einen Gewaltmarsch in der Nacht vom 16./17. zu entziehen. Er erreichte morgens Wolveskraal Drift, wo er nach 36stündigem Marsch und schweren Kämpfen glaubte sicher ein paar Stunden rasten zu können. Gegen Mittag begann er den Weitermarsch und zwar wollte er den Modder River bei Koedoesrand- und bei Wolveskraal Drift überschreiten. Als sich aber der vorderste Wagen der letztgenannten Furt näherte, schlugen plötzlich mehrere Granaten dicht neben ihm völlig unvermutet ein und eine zweite Lage folgte sofort. Hierdurch entstand naturgemäß unbeschreibliche Verwirrung, die Höhen nördlich der Drift in Richtung auf das etwa 5 km entfernte Kameelfontein schienen von einer mächtigen Geschützlinie besetzt zu sein. Cronje glaubte sich bereits

durch feindliche Infanterie überholt, denn die Reiterdivision konnte doch unmöglich heute schon am Modder River sein, da er von ihren aufreibenden gestrigen Gefechten 30 km nördlich Kimberley schon Meldung hatte. French, der nimmer müde, hatte in der Tat, trotz des Widerspruchs seiner Generale, das unmöglich scheinende möglich gemacht und war mit der 2. Brigade um 11 Uhr vormittags nach fast 7stündigem Marsche bei Kameelfontein eingetroffen. Die Ausrückstärke betrug nur 82 Offiziere, 1132 Mann und 2 Batterien zu 6 Kanonen. Seine Patrouillen hatten starke Staubwolken gemeldet, doch mußte festgestellt werden, ob diese von den eigenen Truppen oder vom Feinde herrührten. Indem er die Pause benützen ließ, die Pferde zu tränken, ritt er selbst auf die südlichen Höhen vor und sah nun das ganze Burenlager im Flußtale vor sich. Cronje ließ seine Artillerie auf einer Höhe am Flusse in Stellung rücken und gleichzeitig eine stärkere Abteilung gegen die rechte Flanke der englischen Batterien vorgehen, doch hielten die 10. Husaren diese wirksam in Schach. Schwieriger war die Lage der Engländer auf dem linken Flügel, wo die 12. Ulanen meldeten, daß die Furt von Koedoesrand stark besetzt sei; es war dies der Kommandant Fronemann mit der Avantgarde. Die durch das Gardekavallerieregiment verstärkten Ulanen konnten sich nur mit Mühe in stundenlangem Fußgefecht der Übermacht hier erwehren. In quälender Ungewißheit richteten sich die gespannten Blicke des Generals French während dieser kritischen Stunden nach Westen, bis endlich bei sinkender Sonne sich die Hilfe nahte in Gestalt der 6. und 9. Division. Dem tapferen Ausharren der englischen Kavallerie und dem wirksamen Feuer ihrer Batterien war es zu danken, daß das gesamte Burenheer durch kaum mehr als 1000 Reiter einen ganzen Tag aufgehalten wurde. Es beweist diese sehr bemerkenswerte Leistung, was richtig verwendete Reiterei im Fußgefecht leisten und von welch' ungeheurem Werte ihr Verhalten für den Verlauf der Operationen werden kann. Die Engländer verdanken in erster Linie die Gefangennahme Cronjes dem tatkräftigen und geschickten Eingreifen des General French. Wenn er nicht das Burenheer einen ganzen Tag aufgehalten hätte, so wäre es Cronje bei dem großen Vorsprung, den er vermöge seines Nachtmarsches erreicht hatte, sicherlich noch einmal gelungen, sich seinen Verfolgern zu entziehen.

Zweifellos hat die englische Kavallerie hier die bisher mit so großem Erfolge von den Buren angewandte Fechtweise nachgeahmt und in kleinen Gruppen über alle Hügel zerstreut in weiter Ausdehnung gekämpft, wobei sich die Handpferde unmittelbar hinter den einzelnen Gruppen befanden.

Der Gegner wird hierbei sich über die Stärke der Besetzung leicht täuschen lassen; das ist ein unbestreitbarer Vorzug des rauchschwachen Pulvers. Bei derartigen Gefechten kommt es ja lediglich darauf an, dem Feinde Aufenthalt zu bereiten, und in dieser Richtung ist das Verhalten der englischen Reiter am 17. Februar äußerst lehrreich. Während es ihnen am 16. bei Dronfield nicht gelingt, einen schwachen Gegner in angriffsweisem Verfahren zu vertreiben, erfüllen sie in der reinen Defensive am Tag darauf durch stundenlanges, zähes Aushalten glänzend ihre Aufgabe und leisten ganz unschätzbare Dienste.

Gelegentlich des weiteren Vormarsches auf Bloemfontain erhielt French den Auftrag, die Rückzugslinie der noch widerstandsfähigen Abteilung zu bedrohen, und diese wäre wohl auf ihrer Flucht nach Erstürmung ihrer Stellung bei Poplar Grove kaum der Vernichtung oder Gefangennahme entgangen, wenn French frische Kräfte einzusetzen gehabt hätte. Statt dessen aber mußte er wegen Erschöpfung seiner Pferde auf einen Erfolg verzichten, der wahrscheinlich zu einer früheren Beendigung des Krieges geführt haben würde. Diese bedenklichen Folgen schlechter Pferdepflege zeigten sich im weiteren Verlaufe des Krieges immer mehr. Bei Klip Drift und Kimberley war die Division genötigt, 923 marschunfähige Pferde zurückzulassen, während als tot und vermißt 558 angegeben werden; die größten Abgänge traten aber erst nach Bloemfontain ein. Wenn auch jede Reiterei bedeutende Verluste an Pferden gehabt haben würde, infolge der eigentümlichen klimatischen Verhältnisse und des Mangels an rechtzeitiger Fütterung und Tränkung, so muß dennoch unbedingt zugegeben werden, daß schlechte Pflege und äußerst mangelhafte Marschdisziplin einen großen Teil der Schuld trugen. Hierüber schreibt ein Augenzeuge: „Man verstand die Ursache für die große Zahl gedrückter Pferde sofort, wenn man die in nachlässigster Haltung auf den Pferden herumhängenden Reiter sah." Die aus mangelnder Nachtruhe, bei der anfänglichen Gepflogenheit des General French, in der Nacht aufzubrechen, entstehende große Erschöpfung von Mann und Pferd erklärt auch teilweise die höchst minderwertigen Aufklärungsresultate, sowie den Umstand, daß die Fühlung mit dem Gegner fast stets unmittelbar nach stattgehabter Berührung wieder verloren ging. So kam es, daß die Leistungen der Division im Gefechte recht bemerkenswert waren, während sie als Aufklärungskörper fast ganz versagte. Erst die Erfahrung lehrte, daß einzelne schwache Patrouillen beim Feuern mit rauchschwachem Pulver, auf weite Entfernung entsendet, meistens ergebnislos vorgehen, denn der Gegner wird sie dicht vor der Stellung abschießen, ohne daß

es ihnen gelingt, seine Stärke und Ausdehnung zu ermitteln, und daß deshalb die deutsche Felddienstordnung längst das richtige getroffen hat, wenn sie für jede weiter vorzusendende Aufklärung starke Offizierpatrouillen oder ganze Eskadrons vorschreibt. Unter gewandter Führung wird es solch' stärkeren Abteilungen fast immer glücken, sich, falls der Gegner sich schon in einer Stellung befindet, den Einblick nötigenfalls mit Gewalt zu erzwingen und seine Stärke sowie die Ausdehnung der Besetzung festzustellen.

Die Leistungen der Buren sind zweifellos vielfach ganz gewaltig überschätzt worden. Gute Schützen allein machen noch lange keine widerstandsfähige Armee aus. Jedenfalls weist das Burenheer alle Nachteile der Milizarmee auf, und deren größter ist der völlige Mangel an Disziplin. Fast jeder Bur hielt sich für berechtigt, von der Armee wegzulaufen, wenn er seine Anwesenheit zu Hause für notwendig hielt. Dabei kann auf die Dauer nichts ersprießliches geleistet werden. Unsere Sozialdemokratie weiß recht gut, warum sie den Milizgedanken so konsequent vertritt; mit seiner Durchführung wäre das Reich wehrlos, und das ist es ja, was sie unablässig anstrebt!

* * *

Unsere westlichen Nachbarn haben soeben auch für die Kavallerie die zweijährige Dienstzeit eingeführt und daran wahrlich nicht wohlgetan, denn es bleibt gewiß mehr denn fraglich, ob damit ihre Reiterei in der Zukunft den vielseitigen und schwierigen Aufgaben, die ein Krieg an sie stellt, noch gewachsen sein wird. Zweifellos gewährt die dreijährige Dienstzeit, die wir für unsere berittenen Waffen beibehalten haben, die volle Gewähr für eine gründliche Ausbildung. Ob die französische Kavallerie im Kriege 1870—71, wenn sie in Feindesland gekommen wäre, ihrer Heeresleitung von demselben Nutzen gewesen wäre, wie unsere Reiterdivisionen, denen es während der monatelangen Einschließung von Paris gelang, einen großen Teil des feindlichen Landes mit seinen reichen Hilfskräften in ihrer Gewalt zu halten und für den Unterhalt des Heeres auszunutzen, bleibt immerhin fraglich. Aber sie haben in der erwähnten Zeit auch jede Ansammlung feindlicher Ersatzheere rechtzeitig gemeldet und es so der Einschließungsarmee ermöglicht, ihrer Aufgabe ohne jede Unterbrechung gerecht zu werden, weil immer rechtzeitig Gegenmaßregeln ergriffen werden konnten, um solchen Entsatzversuchen wirksam entgegenzutreten. Das kann nur von einer starken Kavallerie erwartet werden,

die zu gleicher Zeit große Strecken Landes beherrscht. Jedenfalls steht unsere heutige Reiterei in Bezug auf ihre Bewaffnung ungleich günstiger da, als damals, wo zur Zeit des Volkskrieges schon eine Rotte bewaffneter Bauern die Tätigkeit der meisten Regimenter lahmlegen konnte. Unser vorzüglicher Karabiner Modell 88 sowie das wesentlich höhere Gewicht, das jetzt allgemein auf das Gefecht zu Fuße gelegt wird, verleihen einer jeden Kavallerieabteilung eine ganz andere Gefechtskraft, als zu jener Zeit, und sie wird noch erhöht durch das weitertragende Geschütz und das Maschinengewehr. Außerdem geben die dauernde Ausrüstung mit Brückenmaterial, die Zuteilung von Radfahrern, Luftschiffen und Kraftwagen, nützliche und wertvolle Ergänzungsmittel ab.

Der fähigste unserer Reiterführer von 1870/71, der General von Schmidt, hat den Ausspruch getan: „Unsere Kavallerie ist viel zu kostbar, um nicht verwandt zu werden“, und dieser Ausspruch hat sich allmählich Geltung verschafft. Sie wird in Zukunft nicht mehr tatenlos zusehen, wenn die Schwesterwaffen sich verbluten; sie wird eingreifen, auch wo schwere Verluste sie bedrohen. Ein heranbrausender Reitersturm wird auf schwer ringende oder gar flüchtende Kämpfer seinen Eindruck niemals verfehlen, der Schreckensruf: „Feindliche Kavallerie“ immer eine panikartige Wirkung hervorrufen! Begünstigt werden alle diese Verhältnisse noch ungemein durch die lockere Fechtweise unserer Fußtruppen in langen Schützenlinien, die wohl in der Front nahezu unangreifbar, in Flanke und Rücken aber bei Überraschung fast widerstandslos sind durch den diesen Schützenschwärmen eigentümlichen sehr beschränkten Einfluß der Führer. Dazu kommt noch der unbestreitbare Nachteil der in sämtlichen Armeen jetzt eingeführten kurzen Dienstzeit und die übermäßig starke Einstellung von Reservisten im Mobilmachungsfalle, die dem Gefüge der Fußtruppen eine bei weitem lockere Bildung verleihen, als dies bei den aus alten Berufssoldaten bestehenden Bataillonen der Fall gewesen ist. Feindliche Batterien aber sind, in der Flanke oder im Rücken gefaßt, heute ebenso wehrlos, wie ehemals. Eine Kavalleriebedeckung von einer Kompagnie oder Schwadron wird wohl imstande sein, sich zu opfern, aber niemals einem mit Übermacht ausgeführten Reiterchok zu widerstehen.

Das Ergebnis unserer Betrachtungen bleibt demnach: Trotz aller weittragenden Wirkung der modernen Feuerwaffen bleiben die Heere der Neuzeit allen seelischen Einwirkungen, wie sie ein überraschender Reiterangriff hervorruft, in weitaus höherem Grade zugänglich, als die aus alten Berufssoldaten bestehenden Armeen.

Aber um eine bedeutend größere Vermehrung unserer Reiterwaffe, als die jüngst im Reichstage genehmigte, werden wir auf die Dauer nicht herumkommen. Sie ist uns für die Gesamtstärke unseres jetzigen Heeres, zu der sie in einem offenbaren Mißverhältnis steht, so notwendig, wie das liebe Brot.

Das Mädchen und der Kuckuck.

Horch, horch, wie des Kuckucks Ruf erschallt!
Sie muß noch spät durch den dunklen Wald,
Der Wald ist verrufen, man sagt es nicht laut,
Wenn auf Farren und Gräser der Nachtwind taut.

„Mich kümmert kein Spuk, daran glaube wer kann,
Bin jung und gesund, und mich ficht er nicht an;
Und kommt so ein Geistlein, so bitt' ich es fein
Und lad es auf morgen zur Hochzeit mir ein!“

Nun steht sie am Eingang und zaudert doch lang
Schon wieder des Spottvogels Rufen erklang,
„Wie lange, wieviel Jahr ist das Leben noch mein?“
Sie ruft es keck in den Wald hinein.

Kein Ton und kein Laut! Und noch einmal schrill
Erschallt ihre Stimme, doch alles bleibt still.
„Du alberner Vogel, du machst mir nichts weiß!“
Doch ihr Lachen verstummt und ihr Atem geht heiß.

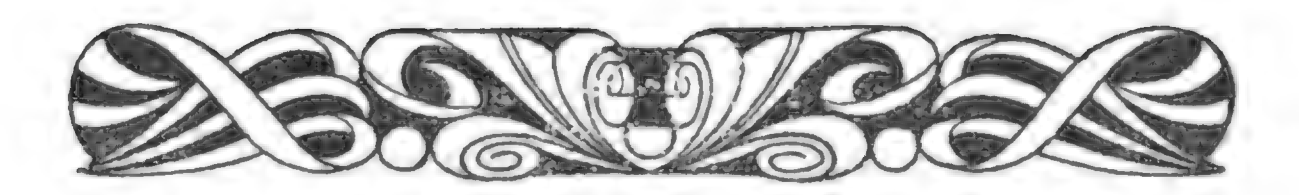
Die Zweige und Blätter sie flüstern so sacht,
Auf langsamen Schwingen sinkt nieder die Nacht;
Es steigt durch die Wolken der Vollmond herauf
Und ringsum wie wacht es so unheimlich auf!

Es huscht durch die Stämme so lautlos heran,
Es starret aus tausend Augen sie an,
Es knackt so nahe und raschelt so weit,
Es weht ihr ums Antlitz, wie Käuzchen es schreit.

Ihr Herz klopft so wild und sie fliehet entsetzt
Vom Schall ihrer eigenen Tritte gehetzt:
Da stürzt es von allen Seiten herbei,
Laut gellt durch den dämmernden Wald ihr Schrei,

Und blinkt durch die Stämme des Dorfes Schein,
Sie hält im rasenden Laufe nicht ein,
Sie stürzt — vor ihrer Hütte am Wald
Fand sie der Morgen starr und kalt.

E. Müller-Kämpf.



Die Verfassungsentwicklung in den englischen Gewerkvereinen.

Von

Veit Valentin.

Die historische Einzelerscheinung ist stets Ausdruck, gleichsam das vielfach verkleinerte Spiegelbild des gesamten zeitgenössischen Lebens, ein Spiegelbild, das die Größenverhältnisse übersichtlicher und schärfer erkennen läßt. So läßt sich in Entstehung und Geschichte der englischen Gewerkvereine, in dem ständigen Hin- und Wiederfluten der Stimmungen und Theorieen, der Kampfesorganisationen und der Kämpfe selbst die Entwicklung des englischen Wirtschaftslebens überhaupt deutlich wahrnehmen. Umgekehrt muß zur Erforschung einer ganz bestimmten Seite der Gewerkschaftsgeschichte, wie der Verfassungsentwicklung, auf die bestimmenden allgemeinen Ideen und Anschauungen zurückgegangen werden, die wiederum nur aus den entscheidenden Umwälzungen des gesamten englischen Wirtschaftslebens verständlich sind.

Auf eine solche innere Umwälzung führt sofort die Frage: Unter welchen Voraussetzungen konnten sich Gewerkvereine, das heißt Vereinigungen von Lohnarbeitern zur Wahrung ihrer Interessen den Arbeitgebern gegenüber, bilden?

Die Zunftverfassungen kannten keinen Lohnarbeiterstand und daher keinen Interessengegensatz zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Seitdem aber zur Ausübung eines Handwerks nicht mehr technische Geschicklichkeit genügte, sondern Kapital notwendig ward, seitdem die jüngeren im Handwerk beschäftigten Leute nicht Lehrlinge waren, die Meister werden sollten und konnten, sondern gelohnte Arbeiter auf Lebenszeit, seit dieser Zeit mußten sich Gewerkvereine bilden. Denn die Folge dieses Beginns der neuen kapitalistischen Entwicklung war auf seiten der Arbeiter die Entstehung auch eines ganz Neuen, nämlich des Gefühles, eigene, sich von denen des Arbeitgebers unterscheidende, ja wohl gar diesen entgegengesetzte Interessen zu haben, des Bewußtseins der Arbeiter, ein Stand zu sein. Das ist das Entscheidende.

Man kann in der Geschichte der englischen Arbeiterbewegung die Geschichte des wachsenden Standesbewußtseins, Solidaritätsgefühles der Arbeiter erblicken. In drei Stufen kann man dieses Wachsen sich vollziehen sehen. Im Anfang handeln die Arbeiter einer Werkstatt oder Fabrik dem Leiter gegenüber gemeinsam, dann, im weiteren Kreis, schließen sich die Arbeiter einer Industrie gegen das Unternehmertum zusammen, schließlich, im weitesten Umfang, fühlt sich der für

Lohn arbeitende Teil der Bevölkerung überhaupt als eine Klasse gegenüber dem arbeitgebenden kapitalkräftigen Teile.

Das so immer wachsende Gemeinschaftsgefühl, dessen Ausdruck der englische Gewerkverein geworden ist, wird dumpf, aber stark zuerst im Anfang des 18. Jahrhunderts empfunden, in kleinsten Kreisen, an verschiedensten Orten. Nach einer Formung dafür wird getastet. Das Streben, bewußte Gemeinsamkeit in Formen zu gießen, würde man bei einem Volke das Suchen nach der Verfassung des Staates, als des Ausdruckes dieses Gemeinsamkeitsgefühles, nennen. Und eine Art staatlichen Werdens ist dies Sichformen in der Gewerkvereinsbewegung sicher. Die Analogie drängt sich überall auf, wenn man, wie es hier geschehen soll, die Bewegung unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung dieser Formen, Verfassungen, betrachtet. Auf jeder der drei Stufen hat sich dafür eine ganz bestimmte Form durchgerungen, eine Verfassung ausgeprägt, die immer, so werden wir sehen, der Ausdruck der augenblicklich in der Arbeiterschaft herrschenden Ideen ist — stets der Art und dem Grade des Gemeinschaftsgefühles entsprechend.

Der auf jeder der drei Stufen wiederkehrende typische Verlauf ist nun dieser.

I.

Die Arbeitsinteressen der in einem Betriebe irgend welcher Art Beschäftigten werden durch die beiden Fragen umschrieben: 1. Wer soll arbeiten? 2. Wofür soll gearbeitet werden? Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts waren beide Fragen durch den Staat beantwortet. Nach dem Lehrlingsgesetz von 1563 hatte die lokale Gerichtsbehörde die Lehrlingszeit und die Löhne festzusetzen. Diese Bestimmungen veralteten durch die beginnende industrielle Umwälzung. Es ist angedeutet worden, wie ein prinzipieller Gegensatz zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer entstand. Die Betriebe werden größer, die Masse der beschäftigten Arbeiter nimmt zu. Aus der Werkstatt wird die Fabrik. Der Einzelne verschwindet in der Menge, er wird ein unpersönliches Werkzeug zur Bewältigung der Arbeit, er wird Maschine.[1]) Die Technik vollendete diese Entwicklung, deren Endpunkt im 18. Jahrhundert natürlich noch fern ab lag; aber die Ansätze sind hier bereits wahrnehmbar und bedeutsam.

So kam es, daß die einzelnen Werkmeister, auch wohl schon Fabrikanten, es anstrebten, die beiden entscheidenden Fragen in ihrem Sinne, nach ihren sich nun von denen der Beschäftigten unterscheidenden Interessen zu beantworten — also 1. möglichst viele ungelernte Lohnarbeiter zu haben, 2. möglichst geringen Lohn für möglichst viel tägliche Arbeit zu geben. Beides widersprach nach Tendenz und Art der Ausführung dem bestehenden Gesetz, der langen Gewohnheit. Der Konflikt zwischen Gesetz und neuer Entwicklung war da.

Damit war die erste große Not für die Arbeiterschaft gegeben.

---

[1]) Die Arbeiter sind nichts als hands der Arbeitgeber. Dickens, Hart times

Man klammerte sich an die alten Bestimmungen mit Verzweiflung fest. In sogenannten trade clubs vereinigen sich die geschicktesten Handwerker — besonders Schneider und Wollspinner —, Aristokraten der Arbeit also, um sich gegen Eindringlinge, unskilled workmen, zu schützen. Von den Schneidern wird schon aus dem Jahre 1720 erzählt, daß sie sich zusammentaten, um Erhöhung des Lohnes und Verminderung der Arbeitszeit zu erreichen. Im Laufe des Jahrhunderts vermehren sich andauernd die Petitionen beim Parlament um Schutz durch das Gesetz. Die Arbeiter fühlen sich angegriffen im ererbten Recht und suchen sich zu verteidigen. Aber nicht etwa die Arbeiter als solche. Überall sehen wir das Gemeinschaftsgefühl lebendig werden — aber im engsten Kreise. Jede Gewerkschaft, in jeder Stadt, bei jedem einzelnen Betrieb geht gesondert vor, antwortet auf die Maßregeln ihres Arbeitgebers mit Gegenoperationen (Arbeitseinstellungen kommen schon vor), tut sich dazu zusammen. Dementsprechend finden wir die Form dieser Vereinigungen, die Verfassung.

Die trade clubs sind treue Abbilder des kleinsten, rein demokratischen Gemeinwesens, wie es etwa Rousseau als Staatsideal vorgeschwebt hat. Jedes Mitglied hat gleiches Recht, besonders zur Wahl. An jedem Sitzungsabend wird ein neuer Präsident gewählt, der für seine Mühewaltung entweder 1 sh erhält, oder, wie bei den Wollmachern, soviel trinken darf wie er will. Der Monatsbeitrag beläuft sich auf 1 sh. Der Barbestand wird von einem Klubwart verwaltet, in einem altertümlichen Kasten aufbewahrt. So wird unbewußt an Zunftgewohnheiten angeknüpft. Alle Fragen entscheidet die allgemeine Versammlung, die ja so gering an Zahl ist, daß sich alle Mitglieder persönlich kennen. Es gilt das Prinzip der Volkssouveränität: „Über das, was alle angeht, sollen auch alle entscheiden“ — heißt es einmal. — So bemühte man sich, Gemeinsames gemeinsam zu verteidigen. Ein durchaus rückwärtsschauender konservativer Zug kennzeichnet diese ersten rein lokalen, beinahe naiven Versuche. Die Not wird wohl gefühlt, wirkliche Hilfe wird nicht gefunden. Die anwachsende Flut der neuen Bewegung kann nicht aufgehalten werden. 1776 kam es zum erstenmal vor, daß das Parlament eine Petition von Arbeitern um Regelung der Arbeitsverhältnisse im Sinne der alten Gesetze, die doch noch zu Recht bestanden, zurückwies.

Das ist typisch. Es war in der Zeit, da sich jenseits des Kanals schon lange die große Revolution vorbereitete. Die Umwälzung im industriellen Betrieb erweiterte sich zu einer inneren Umwandlung des gesamten Wirtschaftslebens. Adam Smith stellt damals seine Theorie auf. Auch für die Wirtschaft, und zwar für die Wirtschaft des ganzen Volkes als eine Gesamtheit, wurde die Freiheit gefordert. Und der englische Staat sanktionierte die Forderung im Sinne der herrschenden Klasse. Er verweigerte nicht nur den ertrinkenden Arbeitern Hilfe, er entzog ihnen auch das Recht, darum zu bitten: die Gesetze über die Arbeitsverhältnisse wurden aufgehoben — mit Recht, denn sie waren veraltet. Den Arbeitern in der großen Not durch Neuregelung zu helfen, wurde aber nicht versucht, sondern die alten ebenso oft wiederholten wie umgangenen

Verordnungen gegen Zusammenschluß in der Arbeiterschaft nachdrücklich verschärft. Dieses hier schon damals ausgesprochene laisser faire bedeutete für die Arbeitgeber die Freiheit, jene beiden großen Fragen: Wer soll arbeiten? Wofür soll gearbeitet werden? — ihrer Macht, ihrem Interesse entsprechend zu beantworten.

Für die Arbeiter war damit die zweite größere Not hereingebrochen. Ihr altes „Dogma vom erworbenen Recht" war gegenstandslos geworden. Wollten sie nicht ohne Recht sein, mußten sie sich Recht erkämpfen. Die Bewegung tritt in ihr zweites Stadium ein. Der Staat hat Revolution gemacht, er hat einem an Zahl starken, an Macht schwachen Teil der Bevölkerung gesagt: Ich kann euch nicht schützen, selber helfen dürft ihr euch aber auch nicht. Die Arbeiter müssen es doch tun, sie müssen Revolution nach- und mitmachen, sich selber Gesetz, sich selber Staat sein.

Für den verfassungsgeschichtlichen Standpunkt ist diese nun beginnende Zeit des „Kampfes um die Existenz" (struggle for existence) eine Zeit des Übergangs, in der sich nur allmählich aus dem Wust des Ringens ein Organisches bildet. Die trade clubs werden von der Regierung zersprengt. Die Streiter um ihre wirtschaftliche Lage, die Agitatoren und Streikredner erscheinen als Empörer und Verschwörer gegen die Staatsgewalt und sind schließlich nichts anderes. Es ist die Zeit der Fabrikbrände und Maschinenzerstörungen. Handelspolitische Maßregeln erschwerten die Verhältnisse. Der Horizont wird eben überall weiter, die Menge der zusammenlaufenden Fäden kann zunächst nur Verwickelungen zeitigen. Die große wirtschaftliche Umwälzung, die im Gange ist, breitet die Wirksamkeit der Lokalbetriebe über weitere Gebiete aus, ein Unternehmertum ist im Entstehen. Die Maßregeln gegen die Arbeiter konnten so größer, einheitlicher und darum einschneidender sein.

Aber die Gemeinsamkeit der Verfolgung steigerte bei den Verfolgten naturgemäß das Gemeinschaftsgefühl. Gelernte und ungelernte Arbeiter vereinigen sich, nicht mehr gehen nur die Arbeiter eines Betriebes gemeinsam vor — die Arbeiter mehrerer gleichartigen Betriebe derselben Industriegattung wollen zusammen kämpfen. Ein anderes kam hinzu: in Zeiten solcher Gefahr sondert sich der Tüchtige von der Masse, ergreift der die Zügel, der zum Lenken geboren ist. Überragende Persönlichkeiten bestimmten Ziel und Weise des Kampfes.

Die Gärung in ganz England wurde immer tiefer, und schließlich erreichte es die umfassende Agitation, daß 1824 die combinations of workmen wieder gestattet wurden. Überall schossen neue Gewerkvereine, die sogenannten Trades Unions, empor. Und in ihnen fanden jene beiden neuen Momente, die Massenhaftigkeit und größere Gemeinsamkeit der Bewegung, sowie das Hervortreten einzelner großer Leiter, ihren verfassungsmäßigen Ausdruck.

Die an den einzelnen Plätzen sich bildenden „Logen" — das Vorbild der Freimaurerlogen hat auf den Charakter der Organisation vielfach eingewirkt — stehen unter der ziemlich diktatorischen Leitung einer bedeutenden Persönlichkeit. Noch später ist es wiederholt vorgekommen, daß hinreißende Beredsamkeit und

taktisches Geschick solche Einzelne zu unumschränkten Monarchen ihres kleinen Kreises gemacht haben. Anderswo nimmt dieselbe Stellung ein Ausschuß von besonders Tüchtigen ein, den man dem Wohlfahrtsausschuß der großen Revolution vergleichen könnte. Diese Parallele spricht aber schon genug von dem Charakter solcher Gebilde. Notlage, Übergangszeit, Kampfstimmung sind die Merkmale.

Das wachsende Gemeinschaftsgefühl treibt nun aber solche einzelnen Logen zusammen. Eine energische Führung muß wiederum vor allem vorhanden sein. Wir sehen jetzt, ganz analog dem Vorgang in den Vereinen der ersten Periode, da jeder im Wechsel Präsident sein konnte, wie jeder Zweigverein der Reihe nach die gemeinsamen Geschäfte des entstehenden Verbandes eine bestimmte Zeit lang übernimmt, um sie dann an einen anderen weiterzugeben. Doch nur als Übergangsstadium konnte diese Bildung praktisch werden, und die Unzuträglichkeiten stellten sich bei den Gewerkvereinen bald genug heraus. Der verwaltende Zweigverein vermochte seine lokalen Interessen nicht von den Gesamtgeschäften fernzuhalten — jedenfalls mußte es den anderen Vereinen so scheinen, als sei alles für die Allgemeinheit Getane nur im Sinne des leitenden Vereins geschehen. Größere Mitgliederzahl, größeres Vermögen einzelner Zweigvereine fand zudem kein Äquivalent in erhöhtem Einfluß.

Das Verhältnis suchte man zu bessern durch Schaffung einer Kontrolle des regierenden Zweigvereins (governing branch). Die Masse verlangte ihr Recht. So wurden der Massenversammlung sämtlicher Mitglieder die Beschlüsse des regierenden Zweigvereins zur Begutachtung vorgelegt. Naturgemäß war die Zusammensetzung dieser Massenversammlung sehr schwankend und nicht einschätzbar, die Maßregel verfehlte insofern ihren Zweck, als Auswärtigen die Teilnahme aus äußeren Gründen nur in ganz beschränktem Maße möglich war.

Eine doppelte Schwierigkeit liegt also immer noch bei der Schaffung der als notwendig empfundenen einheitlichen Leitung. Der lokale Einfluß ist übermächtig. Wirksame Kontrolle der wenigen Regierenden durch die Allgemeinheit fehlt. Die Lösung des Problemes wird einerseits in der Abtrennung einer Exekutive von den Lokalvereinen, andererseits in der Schöpfung der sogenannten Delegiertenversammlungen versucht. — Je ein Mitglied eines Zweigvereins wird abgeordnet: diese Vertreter bilden den Exekutivausschuß. Doch diese Körperschaft gleichberechtigter Personen, von denen jede Lokalinteressen hatte, war zum Regieren viel weniger als zum Beraten fähig. Die Führung der Geschäfte eines Verbandes vieler Zweigvereine forderte außerdem ungeteilte Arbeitskräfte. Unparteiische und ganz in der Verwaltung aufgehende Organe waren so ein Bedürfnis. Hier liegt der Keim zu dem Beamtentum der Gewerkvereine. Beamte mit einem bestimmten Gehalt, meistens gewesene Arbeiter, manchmal für die Arbeitersache begeisterte Angehörige der höheren Stände, begannen die Geschäfte der Exekutive zu leiten. Beamte übernahmen nach und nach auch die Führung in den Zweigvereinen.

Ein heimlicher Konflikt wurde aber mit dem Beamtentum von Anfang an in die Gewerkschaftsbewegung hineingetragen. Was geschah, wenn die Beamten,

die nur Werkzeuge der Arbeiter sein sollten, Träger eigener Ideen wurden? Der Gegensatz zwischen arbeitenden Arbeiterführern und verwaltenden Beamten ist offenbar. Hier knüpft die spätere Entwicklung an.

Die aus so widerstrebenden Elementen gebildete Exekutive fand in der Delegiertenversammlung eine Kontrolle. Jeder Zweigverein ordnete im Verhältnis seiner Größe eine Anzahl Vertreter ab, die für jede der gemeinsam zu verhandelnden Fragen eine bestimmte, festumgrenzte, aus Beratungen des Lokalvereins gewonnene Instruktion bekamen, ganz wie bei den mittelalterlichen Ständen. Die Versammlung dieser Delegierten konnte so nicht recht fruchtbar werden. Kompromisse durch Verhandlung waren nicht zu schließen. Die Lokalinteressen standen sich schroff gegenüber. Zwei Richtungen laufen so noch unvermittelt nebeneinander: der Drang zur Einheit (ausgedrückt in der Exekutive, speziell den neuen Beamten) und der partikularistische Zug (ausgedrückt in der Delegiertenversammlung). Die Delegiertenversammlung ward bald wieder fallen gelassen, und die Urbeschlüsse der Lokalversammlungen wurden direkt herangezogen. So stimmte die Masse, nun aber in den Zweigvereinen gegliedert, ab in Form des Plebiszits. Ihre Beschlüsse, die Referenda, entschieden die Maßregeln der Exekutive, ja es gingen Anträge in dieser Form von den Lokalvereinen aus. Doch ihre einseitig lokale Färbung war für eine Gesamtleitung naturgemäß keineswegs förderlich. Die Referenda waren eine Quelle von Konflikten, Eifersüchteleien und Verdächtigungen. Jeder Verein war egoistisch genug, dem andern Egoismus vorzuwerfen. Die in Form der Referenda gestellten Einzelanträge scheiterten fast immer, ähnlich den Initiativanträgen der Einzelkantone in der Schweiz.

Die hier charakterisierten Verfassungsbestrebungen ziehen sich bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus. Zu verschiedenen Zeiten gelangte man in den verschiedenen Industrieen nach wiederholten Ansätzen und Versuchen zu ähnlichen Formen. Man wird das Sporadische und Unzusammenhängende der Bewegung, so wie sie sich im Einzelnen und Tatsächlichen zeigt, nie vergessen dürfen — ebenso sicher erscheint aber der unbewußte Zug zum Gemeinsamen.

II.

Der seit 1826 immer leidenschaftlicher geführte Kampf mit den Arbeitgebern endet in den Zeiten bis zur Mitte des Jahrhunderts regelmäßig mit der Niederlage der Arbeiter. Das Dogma von Angebot und Nachfrage herrscht durchweg. Es ist ein Ringen um wirtschaftliche Macht. Der Standardlohnsatz, der Normalarbeitstag, die viel gepredigten Prinzipien, sind damals kraftlos gegenüber jeder neuen wirtschaftlichen Depression. Zu solchen Zeiten nimmt der Arbeiter dann doch den Lohn, der ihm geboten wird, und arbeitet solange, als er nur darf. Und alle Arbeiter eines Betriebes waren auch niemals organisiert; immer hat es Preisdrücker und Streikbrecher gegeben, ganz abgesehen von den Furchtsamen. Kurz, die Arbeitgeber bleiben in dem Machtkampf immer Sieger, so besonders in der großen Bewegung von 1833/34.

Die große sich vollziehende wirtschaftliche Umwälzung — der Begriff Manchestertum gehört hierher — hatten die Arbeiter mitzumachen versucht, aber die Entwicklung schritt über sie hinweg. Sie kämpften wohl gegen die Unternehmer einer Industrie — was ihnen jedoch Widerstand leistete, war das Unternehmertum überhaupt, die vom Unternehmertum beherrschte und durchdrungene bürgerliche Gesellschaft. Das Problem begann aus einem wirtschaftlichen ein soziales zu werden.

Derjenige, der es zuerst als solches verstand und demgemäß für die Gewerkschaften neue Formen zu schaffen suchte, war Robert Owen.

Seine 1834/35 in Mengen gegründeten Vereine sollten in sich völlig abgeschlossene kleine Staaten auf sozialistischer Grundlage sein, keine sich und die Arbeitgeber bekämpfenden unions. Profitmachen und Wettbewerb sollten verschwinden. Die Arbeiter sollten nicht Gegner der Fabrikanten sein, sondern Anteilnehmer am Gewinn. Diese Gedanken waren ganz neu. Die über die Arbeiter gekommene Welt des Kapitalismus ward verneint. Nicht zwei feindliche Parteien, die nach dem unbarmherzigen Dogma von Angebot und Nachfrage die beiden Grundfragen: Wer soll arbeiten? Wofür soll gearbeitet werden? — dem augenblicklichen Grade ihrer Macht entsprechend beantworten wollen, soll es geben, sondern eine friedliche Welt (New moral world), ein einheitlich organisiertes, die ganze Gesellschaft durchdringendes Industriesystem, dem alle producers — Arbeitgeber und Arbeitnehmer — angehören, soll entstehen.

Das Gemeinschaftsgefühl, das wir in seinem beständigen Anschwellen beobachtet haben, ist hier aufs höchste gesteigert. Als eine Klasse sollen sich die Arbeiter fühlen. Die Grundlage für ein friedliches Zusammenarbeiten mit der Unternehmerklasse soll ihr Klassenbewußtsein werden.

Dies sind Owens leitende Ideen, aus denen heraus die Schöpfung seiner National Union of work classes zu verstehen ist. In ihr sollten sich alle Arbeiter als solche zusammenschließen. Die Propaganda wurde im großen Stile geführt, viele Anfänge gemacht. Aber alles ist schnell wieder zerfallen. Das Bedeutende, für den verfassungsgeschichtlichen Standpunkt Entscheidende an der Owenistischen Bewegung besteht, wie angedeutet, nicht in der wirklich praktisch gestalteten, ihrem ganzen Charakter entsprechend nicht scharf geprägten Form, sondern in den hier zuerst so ausgesprochenen Ideen, die überaus anregend wirkten und dann später bleibende Verfassungsformen schufen.

Die Frage, die Owen zuerst ganz tief erfaßte, kann etwa so formuliert werden: Welche Stellung nimmt die Arbeiterschaft in ihrer Gesamtheit zu und in der Gesellschaft ein? Damit ist zugleich das Problem von Staat und Arbeiterbewegung angerührt. Ferner: In welchen Verfassungsformen muß sich die Arbeiterschaft dem entsprechend organisieren? Damit ist als Ziel ein verfassungsmäßiges Gebilde angedeutet, das alle Arbeiter repräsentiert. Owens Lösung dieser Fragen war Postulat geblieben.

Sie begannen nun innerhalb der bisherigen Gewerkvereine selbst verstanden zu werden: andere Lösungen wurden versucht.

Es ist gezeigt worden, wie das Beamtentum eine verwaltungstechnische Notwendigkeit war, ebenso wie sich ein innerer Gegensatz zwischen den arbeitenden Arbeiterführern der alten Streikvereine und diesen Beamten vorbereitete, für welche die Führung von Vereinen ein Beruf wurde. Es war natürlich, daß der Gehalt und die notwendig gewordene höhere Bildung ihnen eine besondere Stellung gaben. Bestimmte Anforderungen mußten gemacht werden, eine Prüfung wurde im Lauf der Zeit eingeführt. Konservativ wie die Arbeiter in Personalfragen sind, wählten und wählen sie den Beamten, der sich einmal bewährt hat, immer wieder. Die Stellung wurde dauernd. Die Zahl vermehrte sich mit dem Wachstum des Vereins. Präsident eines Zweigvereins ist vielleicht noch ein Arbeiter — die wirkliche Leitung liegt in den Händen des Sekretärs. Und an der Spitze des Gesamtvereins steht dann der oft allmächtige Generalsekretär. Die Entwicklung dieses Amtes ist von der größten Bedeutung. Das Ansehen und der Einfluß eines solchen Beamten war einer etwa noch kontrollierenden Arbeiterexekutive gegenüber übermächtig, sowohl im Zweigverein wie bei der Gesamtleitung. Bedeutende Persönlichkeiten haben sich daraus ein beinahe monarchisches Amt geschaffen.

Eine sichere Lebensstellung, ein gewisser Grad von Bildung, ständiger Verkehr mit Leuten, die sie leiteten, wenn nicht beherrschten, machte die Beamten aristokratisch, erstickte zum mindesten bei ihnen revolutionäre Neigungen. Nur natürlich war es, daß das Verhältnis zu den Arbeitgebern bei diesen neuen Beamten ein anderes war als bei den alten Streikführern. Die Beamten konnten die Unternehmer nicht mehr nach Art des Durchschnittsarbeiters als unbarmherzige Unterdrücker ansehen, sie lernten das Berechtigte ihrer Maßregeln erkennen, ihre Interessen verstehen. In den vierziger Jahren ist diese Stimmung die herrschende. Man wurde friedlicher, die Streiklust schwand. Man dachte nicht mehr, in alter Weise zu kämpfen, um zu kämpfen. Eine neue Gesellschaft aber in Owens Weise zu schaffen war nicht die Absicht. Die Arbeiterschaft sollte sich der bestehenden Gesellschaft, dem bestehenden Staate einordnen, allerdings nicht als ein von andern gedrückter Teil, sondern als eine berechtigte, auf sich ruhende Klasse. Auch diese Gedanken sind Ausdruck des nun die ganze Arbeiterschaft allmählich durchdringenden Gemeinschaftsgefühles. Immer mehr wird die ganze Frage als politisch-soziale begriffen. Die Art der Lösung jedoch ist eine andere, als die von Owen geahnte. Dies Gesicht blickt nach rückwärts; Eingliederung ins Bestehende ist die Losung.

Der Geist, der die in den vierziger Jahren durch die neue Bureaukratie maßgebend geleiteten Vereine erfüllt, zeigt sich sowohl in der Gestaltung der Verfassung nach innen, als in der Art, wie diese nach außen hin wirksam ward. Die Basis, auf der die Organisation der Vereine ruhte, war im Gegensatz zu früher eine mehr finanzielle. Alte, schon 1824/25 aufgetauchte Tendenzen werden

wieder lebendig. Die durch die Mitgliederbeiträge angesammelten Gelder, die man nicht mehr zu Streikzwecken verbrauchte, bildeten die Fonds zu Unfall- und Krankenversicherungen, zu Altersrenten und Begräbnisgeldern. Eine Folge dieser Verwendung war es, daß sich reichere Gewerke von ärmeren abschlossen, daß die Aufnahmebedingungen verschärft und an Geldopfer gebunden wurden, daß dafür aber auch eine konstante Mitgliedschaft Regel wurde, die den Streikvereinen immer gefehlt hatte — denn naturgemäß wollte niemand Unterstützungsansprüche, die durch finanzielle Leistungen erworben waren, infolge eines Austrittes verlieren.

Die Zeit des Übergangs ist verfassungsgeschichtlich besonders interessant. Es gab Gesellschaften, die eine doppelte Organisation hatten: als Streikvereine waren sie im alten Stile straff zentralisiert, als benefit club — das ist der technische Ausdruck — war jeder Zweigverein administrativ selbständig, nur unterlag die Geldverwaltung der Kontrolle des Generalsekretärs hier deutlich. In dieser Weise waren bis 1892 z. B. die Amalgamated Engineers organisiert.

Wie bei der inneren Organisation, die ja ein finanz-technisch geschultes Personal verlangte, war auch in den Bestrebungen nach außen hin das Beamtentum maßgebend. Wie man über den Zusammenschluß aller Gewerkvereine und ihr Verhältnis zum Staat dachte, zeigt ein Bruchstück des Programms der National Association of Workmen. Man will: „das Interesse und Wohlergehen der vereinigten Gewerke fördern durch Vermittelung, Schiedsgerichte, gesetzliche Maßregeln und durch Befürwortung aller politischen, sozialen und erzieherischen Maßregeln, welche geeignet sind, die Lage der arbeitenden Klasse zu bessern." Was darin bedeutsam im Gegensatz zu früheren und späteren Gedanken war, kann nun ganz klar erkannt werden: das Ziel ist ein friedliches Mitarbeiten im Rahmen des politischen Lebens und der gegebenen staatlichen Formen. Diese Idee hat sich ebenfalls ihre verfassungsmäßigen Formen geschaffen.

Schon vor dem Jahre 1848 bestand eine Zentral-Exekutive in London, eine Art parlamentarisches Komitee der Gewerkvereine. Agitationen bei Parlamentswahlen, Zeitungen waren bereits damals Mittel.

All dies lebt in verstärktem Maße in den 50er Jahren auf. Die sogenannte Junta, zusammengesetzt aus fünf der bedeutendsten Trade-Unionisten, meistens Generalsekretären der großen Gewerkvereine, bildete in London gleichsam das Hauptquartier der Bewegung. Von ihr wurde eine große politische Tätigkeit entfaltet, und viel ward erreicht. Nach Erlaß der Reform Bill 1867 (allgemeines Wahlrecht) wurden eigene Parlamentskandidaten aufgestellt, 1879 kamen die ersten labour members ins Unterhaus, die master and servants Act wurde bekämpft und ihre Aufhebung erzwungen, an Stelle der Trade Union Act von 1871 die Employers and Workmen Act durchgesetzt — schon die Art der Formulierung des Ausdrucks zeigt den inneren Fortschritt der Auffassung.

Die Erfolge der durch die Junta repräsentierten Bewegung sind nicht zu unterschätzen, und die benefit clubs haben vortrefflich gewirkt. Die Lage des

Einzelnen mochte sich wohl bessern — aber eben deshalb pflegt das Elend der Gesamtheit drückender empfunden zu werden. Ihr Elend war die Zerrissenheit. Die Junta trat für alle Arbeiter ein, aber nicht alle Arbeiter unterstützten sie. Die Gewerkschaftswelt — ganz abgesehen von den Nicht-Korporierten — war völlig zerspalten. Hier bestanden noch die alten Streikvereine, dort gab es reine benefit clubs. Hier regierte ein allmächtiger Generalsekretär, dort war jeder Zweigverein souverän. Diese Unions unterstützten die politische Bewegung, andere verhielten sich ablehnend. Die Zerfahrenheit wurde noch dadurch erhöht, daß die neue Beamtenklasse sich unvermerkt den Anschauungen der Bourgeoisie näherte, schließlich sie annahm — eine Erscheinung, die sich in der Exklusivität und Schmiegsamkeit gewisser Vereine ausprägte. Was half dann das Wahlrecht, wenn die Gewählten, nämlich solche innerlich umgewandelten Arbeiterführer in einer der beiden großen Parteien verschwanden — und schließlich in der Überzahl, wenn sie sich auch treu blieben, verschwinden mußten? Wenn sich aber das arbeitende Element in den einzelnen Gewerkschaften schärfer durchsetzte, so wurde die mühsam hergestellte Gesamtorganisation, die Junta, die von Anfang an auf schwachen Füßen stand, gänzlich kraftlos. Dann ging wieder jede Gewerkschaft unbekümmert um andere ihren Weg nach eigenem, natürlich einseitigem Interesse. Der Wunsch, Frieden zu halten, kam dann natürlich zu kurz. Die Einsetzung von Schiedsgerichten, boards of conciliation, pflegte ergebnislos zu sein, da den Arbeitern und Arbeitgebern innere Einheit fehlte und die Schiedsgerichte keine Machtmittel hatten, die Schiedssprüche durchzusetzen. Man kam nicht von dem alten Verhältnis los. Der jeweiligen wirtschaftlichen Lage entsprechend, fügten sich die Arbeiter selbst Prinzipien, wie es die „gleitende Lohnskala" war, die dem Standardlohn, der ältesten Forderung, widersprach, oder sie leisteten Widerstand mit den alten nur noch an Brutalität gesteigerten Kampfmitteln. Neue Zeiten großer Streiks kamen (1877/78), das aufgespeicherte Kapital der einzelnen Unions wurde dadurch verzehrt, Hunderte wurden bankerott.

Das Ergebnis war dieses: Die Institutionen der Junta und benefit clubs, die verfassungsmäßigen Gestaltungen der Ideen der Bureaukratie haben die Bewegung innerlich gestärkt und ihr äußere Anerkennung erzwungen. Aber das Ende war doch, daß die eigentlichen Arbeiterforderungen zurücktraten oder daß man zu den Methoden des alten wirtschaftlichen Kampfes der einzelnen Industrieen zurückkehrte — nun aber übertragen auf die gesamte Arbeiterwelt. Damit stand man vor dem Klassenkampf. Jetzt durchzittert zum dritten Male die große Not die ganze Arbeiterwelt, aber schärfer und furchtbarer als je.

III.

Robert Owens Propaganda war praktisch gescheitert. Seine Ideen sickerten aber weiter und traten neu ans Licht. Die Verfassungsformen der heutigen Trade Union world sind davon durchdrungen, mit daraus geboren.

Die Wirksamkeit von Karl Marx, insbesondere die Gründung der sozialistischen Partei, das Erscheinen des berühmten Buches von Henry George (Progress and Poverty) waren entscheidende Symptome. Der Arbeiterstand soll seinem inneren Wesen nach, seinem Verhältnis zum kapitalistischen Unternehmertum nach, seinem Verhältnis zum Staate nach ein ganz neues Wesen werden. Die sich innerhalb des Staates bekämpfenden schroff abgegrenzten Klassen sollen vergesellschaftet, zu einer homogenen Masse, der neuen Gesellschaft zusammengeschmolzen werden. Es ist die soziale Idee. Das Prinzip des Individualismus — im wirtschaftlichen Leben wirksam in dem bisherigen Prinzip des laisser faire — soll ersetzt werden durch das kollektivistische Prinzip. Die Arbeiter sollen selbst Teil haben an den Mitteln der Produktion, mit den Arbeitgebern zusammen „a co-operative commonwealth" bilden. Die beiden großen Fragen werden nun so beantwortet: Wer soll arbeiten? Jeder hat ein Recht auf Arbeit. Wofür soll gearbeitet werden? Zeit und Lohn der Arbeit müssen dem Arbeiter einen „anständigen Lebensunterhalt" sichern. Dies ist das Ausschlaggebende. Über eine gewisse Zeit (Achtstundentag) und unter einem gewissen Lohn, der „fair" ist, darf und wird nicht gearbeitet werden: das Dogma vom anständigen Lebensunterhalt beginnt an Stelle des Dogmas von Angebot und Nachfrage herrschend zu werden. Als Ziel schwebte eine Organisation vor, die alle Gewerke von gelernten oder ungelernten Arbeitern umfaßt. Wie gestaltet sich nun das Verhältnis einer solchen Organisation zum Staate?

Die Gewerkvereine waren bisher im Staatsgebilde Fremdkörper gewesen. Um das Wohlergehen des einzelnen Mitgliedes hatte sich der Staat nicht gekümmert. Alters- und Unfallversicherung hatten die Gewerkvereine deshalb selber vielfach übernommen. Im neuen gesellschaftlichen, sozialen Staate sind diese Dinge allgemeine die Gesamtheit angehende Fragen und müssen deshalb vom Staate geregelt werden. Ihm muß die Sorge für die Lebenserhaltung auch der Lohnarbeiter zufallen, während die neuen Gewerkvereine nur das Berufsinteresse der Mitglieder vertreten sollen.

Wie haben diese neuen Ideen auf die verfassungsmäßige Gestaltung der Gewerkvereine gewirkt? Die Masse, in die sie blitzartig einschlugen, war leicht entzündlich. Die gesamte Gesellschaft Englands befand sich infolge der neuen großen Not der Arbeiterwelt Mitte der achtziger Jahre in einem Zustande beinahe unerträglicher Spannung. Im Innern gärte es. Was und wie das ausbrechen würde, wagte man kaum zu ahnen. Diese neuen Ideen gaben die Lösung. Immer mehr wurde damals die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf den schreienden Gegensatz von übermäßigem Reichtum und Pauperismus gelenkt. Untersuchungen, Enqueten, Statistiken über die Lage der arbeitenden Klasse brachten erschreckende Resultate. Man fühlte durch Nebel den Abgrund in der Nähe. Transformation of society war damals Schlagwort. Die Öffentlichkeit wurde von den Propheten der neuen Ideen, die in Reden und Zeitungen alles reif für die große Revolution erklärten, aufgerüttelt. Und der Beihilfe

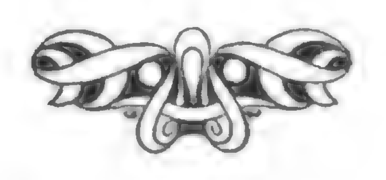
aller Gesellschaftsklassen waren erste große Erfolge dieses new spirit zu danken. Die umfassenden Streiks der Zündholzmädchen 1887, der Gas- und Dockarbeiter endeten mit dem Sieg der Streikenden. Dies unerhörte Schauspiel konnte noch öfter bestaunt werden. 1890 — kann man sagen — ist der Sieg der neuen Bewegung gesichert. — Die neuen verfassungsmäßigen Bildungen waren auch im Werden. Es ist bedeutsam, nun zu sehen, wie dazu eine innere Umgestaltung der allzu ungreifbaren verschwimmenden sozialistischen Ideen notwendig wurde. Die neu zu belebende Materie waren die noch ansehnlichen Trümmer der älteren Bildungen, deren Geist zerflattert war. Die straff zentralistische Verfassung der Kampfvereine, das große Beamtentum mit den gebietenden Persönlichkeiten, der durch gemeinsamen Nutzen zu gegenseitiger Kräftigung gefügte, nicht zu sprengende Zusammenhalt, wie ihn die benefit clubs gezeigt hatten, der politische Sinn und die agitatorische Tatkraft der Junten — alles schmilzt zusammen. So wurden gleichsam die neuen Ideen mit den durch die vergangene Bewegung geschaffenen Formen vermählt — und daraus eine neue Verfassungsform geboren.

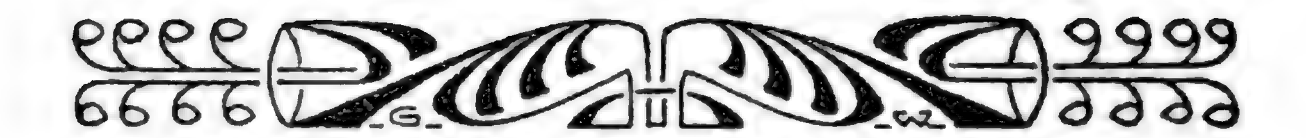
Die neuen Vereine sind zunächst reine Trade-Unions. Der Einfluß der Arbeiter selbst ist gesichert, ein liberalisierender Unionismus ausgeschlossen. Was die Delegiertenversammlung hatte sein sollen, eine wirkliche die Geschäftsführung beeinflussende Arbeitervertretung, ward jetzt geschaffen, und zwar wiederum analog den gleichartigen Bildungen im Staatsleben der Völker. Den rein demokratischen Verfassungsformen folgte eine Art von bureaukratischem Absolutismus — nun in der dritten Periode sehen wir die konstitutionelle Verfassungsform vor uns. Das Beamtentum wird in seiner Wirksamkeit gekräftigt, zugleich entschiedener gemacht im Eintreten für wirkliche Arbeiterinteressen durch den Parlamentarismus, während der neu aufgetretene revolutionäre Sozialismus sich mäßigt und praktisch wird in dem konstitutionellen Regimente. Beide verschmelzen zu höherer Einheit.

Auf diesem Punkte, dem die gesamte Gewerkschaftswelt zuzustreben scheint, befinden sich heute die vorgeschrittensten Gewerkvereine. Wie eine solche Verfassung aussieht, zeigt am besten ein Beispiel. Alle Vierteljahre tagt das Parlament der Baumwollspinner. Es besteht aus Abgeordneten der Zweigvereine, die sich auf Grund des allgemeinen Stimmrechtes als Vertreter einen Arbeiter oder einen Beamten wählen. Sie sind nicht an bestimmte Instruktionen wie die Delegierten gebunden, sondern stimmen nach eigenem Urteil ganz wie moderne Volksvertreter ab. Sie haben Diäten und müssen der heimischen Distriktsversammlung nach Schluß der Session Bericht abstatten. Durch Vereinigung von Arbeitern und den Beamten der Einzelvereine in dem Gesamtparlament entsteht in gegenseitiger Ergänzung eine arbeitslustige und arbeitsfähige Körperschaft. Sie wählt aus ihrer Mitte einen Exekutivausschuß, der aus einem Vorsitzenden, Schatzmeister, Sekretär und dreizehn Beisitzern besteht, von denen sechs „Herren", das heißt Beamte, die anderen Arbeiter sind. Die Beamten bilden den subcouncil, der die rein verwaltungstechnischen Geschäfte besorgt — die Arbeiter werden bei den arbeitstechnischen und den allgemeinen Fragen zu-

gezogen. Der Exekutivausschuß wird von der Versammlung beraten, bei der die gesetzgebende Gewalt und die oberste Entscheidung in allen Personalfragen liegt. Die Exekutive liegt in der Hand des Generalsekretärs; er hat seine Maßregeln im Einverständnis mit dem Ausschuß zu treffen. Bei ganz wichtigen Fragen (besonders bei Streiks) wird auf die Einzelmitglieder der vertretenen Vereine in der Abstimmung zurückgegangen. Denn die Streiks sind nun nicht mehr ein alltägliches Kampfmittel, sie sind auch nicht gänzlich verpönt, sondern eine letzte und äußerste Zuflucht, zu der mit größter Vorsicht gegriffen wird. Für die Forderungen ist das Dogma vom anständigen Lebensunterhalt maßgebend. Jeder Änderung der Bestimmungen müssen Verhandlungen zwischen den Beamten der Arbeiter und den Unternehmern bezw. deren Vertretern vorausgehen. Diese Leute stehen sich nicht als Feinde, sondern als Gentlemen gegenüber, und die Möglichkeit einer Verständigung durch Auseinandersetzungen am grünen Tisch unter Beobachtung der gesellschaftlichen Umgangsformen ist groß genug. Die im Gegensatz zu den früheren Schiedsgerichten unmaßgebliche Vermittelung eines hohen Beamten oder Lords hat auch schon zur Beilegung von Streitigkeiten geführt. So werden viele Streikgelder gespart, viele Überstürzungen und leichtsinnige Störungen der Industrie vermieden. Die Lage der arbeitenden Klasse wird stabiler, die Gesundheit des gesellschaftlichen Lebens, dessen feinste Nerven immer ein Streik verletzt, in größerem Maße gesichert.[2])

[2]) Ich habe versucht, das in dem Buch von Sidney und Beatrice Webb, The Industrial Democracy über die englischen Gewerkvereine niedergelegte Material im Anschluß an die dortigen Ausführungen unter dem Gesichtspunkt der Verfassungsentwicklung zu ordnen und in den allgemeinen Grundzügen darzustellen. — Ferner wurden herangezogen: Webb, The history of the Trade-Unionism; de Rousiers, Le trade-unionisme en Angleterre.





Schiller-Jubiläums-Literatur.

(Nachlese.)

Von

R. Krausz.

Aus Vorträgen, die zur Vorbereitung auf das Jubiläum gehalten worden sind, ist ein „Schiller“[1]) betiteltetes Büchlein von Theobald Ziegler erwachsen. Wenn gleich durch das viele Gute, das man in den letzten Monden über Schiller gelesen hat, selbst gegen Ausgezeichnetes, sofern es diesen Gegenstand betrifft, fast abgestumpft, muß man doch an der schönen Ausdeutung und warmherzigen Darstellung des Schillerschen Lebenswerkes durch den bekannten Straßburger Professor seine Freude haben. Sehr stark betont er an der Dramatik des Dichters die innere Notwendigkeit, die aus den Charakteren der Handelnden entspringt. So rechnet er nach Karl Weitbrechts Vorgang in „Kabale und Liebe“ eine Schuld der Liebenden heraus, die „an sich selber, jedes am anderen“ zu Grunde gehen sollen. Wie stimmt dies aber zu den sozialpolitischen Tendenzen des gegen die Standesvorurteile Sturm laufenden jugendlichen Revolutionärs?

Ein jung und alt willkommenes Anschauungsmittel bietet der unter dem Titel „Schiller. Eine Biographie in Bildern“[2]) erschienene vermehrte Sonderabdruck aus Gustav Könneckes Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Das reichhaltige Buch bringt außer einem Titelporträt des Dichters nach dem Gemälde der Simanowiz nicht weniger als 208 Abbildungen nebst erläuternden biographischen Notizen. Der früher geäußerte Wunsch nach einer wissenschaftlichen Schiller-Ikonographie wird natürlich durch diese rein populäre Gabe nicht gegenstandslos gemacht.

Von „Schillers Familienleben“[3]) entwirft in einer kleinen, für weitere Kreise bestimmten Veröffentlichung Karl Gräbert ein anmutiges Bild, an dem nur die Ecken und Kanten gar zu sorgsam abgeschliffen sind. Der Briefwechsel zwischen Vater und Sohn während des letzteren Mannheimer Epoche belehrt uns, daß sein Verhältnis zu den Eltern nicht stets harmonisch gewesen ist, wie Gräbert behauptet (S. 4). Der schöne Vortrag, den Dr. Käthe Windscheid

---

[1]) Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 74. Bändchen. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. 1905.

[2]) Marburg. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung (W. Braun). 1905.

[3]) Berlin. Georg Nauck (Fritz Rühe). 1905.

über „Schillers Bedeutung für die deutsche Nation“[4]) in der Goethe-Gesellschaft zu Leipzig am 15. März 1905 hielt, hat jedenfalls seinen Zweck aufs allerbeste erfüllt; bei der Lektüre tritt der Mangel an selbständigen Gedanken stärker hervor. Auch eine schon vor mehr als 40 Jahren gehaltene, aber bisher ungedruckt gebliebene Schillerrede von Emil Palleske[5]) ist aus Gelegenheit des jüngsten Jubiläums ans Licht gezogen worden. Sie wurde am 10. November 1863 in Leipzig, anschließend an die letzte Feier des 50jährigen Gedenktags der Leipziger Schlacht, gesprochen. Der besondere Anlaß hat eine ganz bestimmte Formulierung des Themas zur Folge gehabt: in schwungvollen Worten wird der bekannte Ausspruch begründet, daß Schiller die Freiheitsschlachten unserer Nation mitgeschlagen habe. Dem wackeren Schillerbiographen, dessen Werk viele Jahre unübertroffen dastand und auch heute noch geschätzt ist, wird jeder gerne ein halbes Stündchen zuhören.

Die zahlreichen Ausgaben des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe sind um eine weitere[6]) vermehrt worden. Hier kann das Viele kaum je zu viel werden. Je mehr das Publikum Gelegenheit hat, sich diese weltliche Bibel, dieses unmittelbarste und schönste Zeugnis der unauflösbaren Geistesgemeinschaft zwischen unseren beiden größten Dichtern zu erwerben, desto besser. Man kennt die auserlesen feinen Ausstattungen des Diederichsschen Verlags; nicht minder erlesenen Genuß bietet die Einführung, die dem Texte vorausgeschickt ist. Sie stammt aus der Feder des in den letzten Jahren vielgenannten Houston Stewart Chamberlain und versetzt den Leser in die richtige Stimmung zu verständnisvoller Hingabe an den Gedankenaustausch der beiden Geistesheroen. Die ausführlichen, nach verschiedenen Gesichtspunkten angelegten Register am Schluß des zweiten Bandes machen diese Ausgabe auch für rein literarische Zwecke besonders brauchbar.

Endlich noch eine Festdichtung! „Schillers Flucht aus Stuttgart. Spiel in einem Akt und drei Bildern zur Schillerfeier 1905 von Ferdinand Vetter“. Die erste Szene bringt die bekannte Begegnung zwischen Schiller und Schubart auf dem Hohenasperg, in der zweiten fällt die Entscheidung zwischen Dichter und Fürst, die dritte spielt nach gelungener Flucht im Enzweihinger Wirtshaus und klingt in eine Apotheose aus. Über die historische Wahrheit hat sich Vetter sehr kühn hinweggesetzt. Karl Eugen will Schiller zum ersten Manne in seinem Herzogtum machen und mit Fräulein von Wolzogens Hand beglücken, wenn er nur von seinem revolutionären Dichten ablassen möchte. Schiller aber weist den Versucher von sich und bleibt sich selbst treu. Mit Posas

---

[4]) Leipzig. Verlag von Paul Beyer.

[5]) Stuttgart. Karl Krabbe Verlag. Erich Gußmann. 1905.

[6]) Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena. 1905.

[7]) Sonderabdruck aus der illustrierten Zeitschrift „Die Schweiz“. Zürich. Ed. Raschers Erben, Meyer u. Zellers Nachfolger. 1905.

Worten fordert er Gedankenfreiheit, und mit Philipps Worten nennt ihn Herzog Karl einen sonderbaren Schwärmer. Und Reichsgräfin Franziska inszeniert ganz nach Art der Milford eine Flucht aus dem Lande, die ihr in Wirklichkeit im Traum niemals eingefallen ist. Sie ist die Beschützerin des Dichters und seiner idealisierten Laura. Hier spuken zu starke Laubesche Reminiszenzen. Aber die innere Wahrheit im Verhältnis zwischen Schiller und Karl Eugen hat der Verfasser dieses Festspiels sicherer getroffen als die Mehrzahl der neueren Schillerbiographen.

* * *

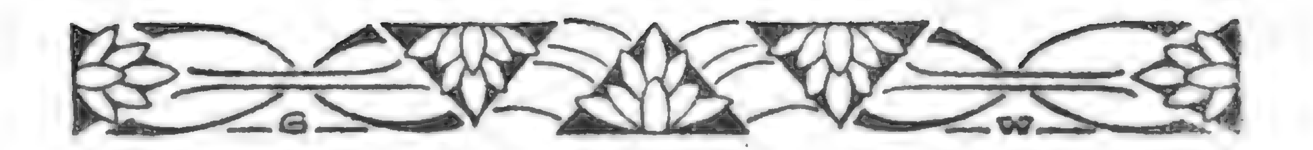
In einer lesenswerten Schrift „Schiller als Zeitbürger und Politiker“[8]) schildert Ferdinand Tönnies, stellenweise über sein Thema hinausgreifend, des Dichters geistige Entwicklung nach bestimmten Gesichtspunkten. Er führt aus, wie in Schillers großem Lehrer Rousseau drei ganz verschiedene Richtungen ungetrennt nebeneinander liegen: 1. die Vertretung des Landes mit seiner Ursprünglichkeit gegen die Stadt mit ihrer Verfeinerung und Verderbnis, 2. die Erhebung der Gesellschaft gegen den Staat, 3. die Verkündigung der Interessen und des Rechtes der Armen gegen die Reichen, der Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker. Und er versucht dann nachzuweisen, wie Schiller von dem letzten dieser drei Rousseauschen Programmpunkte ausgegangen, hierauf zum zweiten fortgeschritten und schließlich beim ersten angelangt ist, welcher sich mit dem Schlagwort Idylle bezeichnen läßt. Wie er als Mensch mehr und mehr seine Begabung für die Praxis des Lebens zur Geltung brachte, so entwickelte er sich als Dichter zu objektiver Kühle und bewußtem Kunstverstand. Vor den meisten Schiller-Schriften zeichnet sich diese durch die Unbefangenheit der darin geübten Kritik aus, die sich mitunter bis zur Strenge und Schärfe steigert.

Mit der ziemlich umfangreichen pädagogischen Studie „Schiller und die Kunsterzieher“[9]) will Paul Schulze-Berghof das ästhetische Prinzip der Erziehung zur Geltung bringen, das ihm mit dem natürlichen Erziehungsprinzip gleichbedeutend ist. Er faßt die Bewegung für künstlerische und ästhetische Erziehung der Jugend als einen Teil der Erziehung zum Menschen auf. Der beste Führer dabei ist der angeblich „unzeitgemäße“ Schiller, was aus den philosophischen Schriften des Dichters eingehend begründet wird. Und als zweiter Helfer wird kein anderer als Friedrich Nietzsche angeworben. Der Verfasser trifft mit Schillers Urenkel Gleichen-Rußwurm in dem Gedanken zusammen, daß der „Immoralist“ und der „Moraltrompeter von Säckingen“ einander weit näher stehen, als es den Anschein hat. In dem Kapitel „Geschichtsunterricht als Kulminationspunkt der ästhetischen Erziehung“ gipfelt auch Schulze-Berghofs überaus anregende und temperamentvolle Streitschrift, die unter Schillers Fahne den pädagogischen Sündern der Gegenwart unerbittlichen Krieg erklärt.

---

[8]) 1905. Buchverlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

[9]) Leipzig. Verlag von Ernst Wunderlich. 1905.



Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

18. August 1906.

Zwei Monate sind hingegangen, seit wir an dieser Stelle die Weltlage des Augenblicks zu prüfen bemüht waren. Es läßt sich nicht sagen, daß seither die Welt ein anderes Ansehen gewonnen hat. Haben hier und da beunruhigende Symptome ihren aktuellen Charakter verloren, so haben andere Probleme sich weiter zugespitzt, und nach wie vor gilt der Satz, daß, wenn die Richtung einer Entwicklung sich vorhersehen läßt, das eigentlich Tatsächliche sich allezeit der Voraussicht entzieht.

Um mit einer erfreulichen Tatsache zu beginnen: der Reichskanzler, Fürst von Bülow, hat auf Norderney die Erholung und Kräftigung gefunden, die wir ihm nicht nur vom persönlichen und rein menschlichen Standpunkte aus, sondern im Interesse des Reiches gewünscht haben. Da wir diese Zeilen schreiben, weilt er in Wilhelmshöhe, um mit dem Kaiser die wichtigen Fragen durchzuberaten, welche die innere Politik — wir denken an die Wiederaufnahme der Arbeiten des Reichstages — und die Unsicherheit der Entwicklung internationaler Probleme stellen. Es ist nur eine Frage der nächsten Zukunft, wann er die volle Last seiner verantwortlichen Stellung wieder auf sich nehmen wird. Das eben jetzt wieder in Stand gebrachte Reichskanzlerpalais wartet seiner und gewiß auch ein reichliches Maß an Arbeit.

Dem Aufenthalt des Fürsten Bülow in Wilhelmshöhe ist der Besuch unmittelbar vorausgegangen, den König Eduard VII. unserem Kaiser machte; die englischen Blätter haben darauf hingewiesen, daß die Begegnung der Herrscher einen rein persönlichen Charakter trage, und daß wichtige politische Vereinbarungen auf dieser Zusammenkunft gewiß nicht getroffen worden seien, und das ist formell ohne Zweifel richtig. Die englische Politik wird vom jeweiligen englischen Kabinett gemacht. Aber man wird doch nicht übersehen dürfen, daß seit den gesunden Tagen Georg III. kein König von England von dem tatsächlichen Einfluß, den der Träger der Krone trotz allem ausübt oder doch ausüben kann, einen wirksameren und mehr an die Oberfläche des politischen Lebens tretenden Gebrauch gemacht hat, als König Eduard VII. Wir haben dieser Tatsache oft gedacht und eben deshalb bedauert, daß die Tendenz der englischen Politik durch lange Jahre, fast bis in die jüngste Zeit hinein, eine unverkennbar wenig freundliche Deutschland-

gegenüber gewesen ist. Niemand hat das mehr beklagt als wir, die wir von der Notwendigkeit überzeugt sind, daß die beiden großen germanisch-protestantischen Mächte in gutem Einvernehmen nebeneinander hergehen. Das „do ut des“ braucht keineswegs bloß als politischer Geschäftsgrundsatz aufgefaßt zu werden. Es gilt vor allem von dem Respekt, den eine Nation der Würde der anderen schuldig ist. Und nach dieser Richtung, so will uns scheinen, ist eine entschiedene Besserung eingetreten. Wir wollen dabei keineswegs die Bedeutung der Englandfahrt unserer Journalisten überschätzen; die Engländer sind stets gastfreie Wirte gewesen und geneigt, der Stimmung des Augenblicks einen oft drastischen Ausdruck zu geben — die radikalen Deputierten der Duma z. B. haben allen Grund gehabt, mit der Aufnahme zufrieden zu sein, die ihnen in London geworden ist —, auch ist die Parole heute in England: entente mit jedermann. Aber vor kurzem noch lautete sie: entente mit jedermann, außer mit Deutschland, und das bedeutet doch einen gewaltigen Unterschied. Eine neue Strömung der öffentlichen Meinung hat sich drüben geltend gemacht, und wenn sie sich behauptet, wird sie gewiß dazu beitragen, bei uns das Mißtrauen zu beseitigen, das, wie nicht wunder nehmen kann, auch unter einsichtigen Männern bei uns noch vorhanden ist. Aber auch bei uns geht die Richtung der öffentlichen Meinung heute auf eine nachhaltige Besserung der deutsch-englischen Beziehungen. Weshalb sollte sie nicht zu erreichen sein, wo beide Teile einander entgegenkommen? Daß der Besuch König Eduards diesen Strömungen Rechnung getragen hat, kann als sicher gelten, und darin liegt die Bedeutung des 15. August. Für ebenso sicher halten wir es, daß die utopischen Abrüstungsideen, die in den wohlmeinenden Kreisen lebendig sind, die in England für eine deutsch-englische Annäherung arbeiten, nicht Gegenstand der Verhandlung gewesen sein können. Frankreich hat von vornherein erklärt, daß es seinerseits nicht in der Lage sei, seine Aufrüstung herabzusetzen, und das allein würde genügen, die gewiß philantropische Idee zum Scheitern zu bringen, ganz abgesehen davon, daß die große Krisis im Osten sowie andere Probleme, deren noch gedacht werden soll, solche Gedanken ad absurdum führen. Schon die Tatsache, daß Sozialismus und Anarchismus sich zum Angriff rüsten, schließt jede Schwächung der staatserhaltenden Kampfesmittel aus, von einer Herabsetzung unseres bescheidenen Flottenprogramms aber kann aus Gründen der Selbsterhaltung vollends nicht die Rede sein.

In Frankreich gibt es freilich auch Personen, die anders denken als die offiziellen Kreise und die große Presse, und die eben deshalb mit dem Gedanken spielen, den Bestand der Armee herabzusetzen. Daß sie damit durchdringen werden, kann für absehbare Zeiten als ausgeschlossen gelten, aber auch solche Strömungen dürfen nicht übersehen werden, und deshalb mögen hier einige Sätze Platz finden, die F. Cornely vom Figaro dem New York Herald in einem sensationellen Artikel Ende Juli zuschickte. Den Ausgangspunkt gab die geplante französische Einkommensteuer. „Ich glaube, schreibt Cornely, daß die Einkommensteuer eine klägliche Maßregel sein und trotz aller Deklamationen einen verhängnisvollen Einfluß auf

die Zukunft der Republik haben wird. Die Regierung sollte vielmehr das für die sozialen Reformen erforderliche Geld durch eine Reduzierung der militärischen Ausgaben beschaffen. In Frankreich gibt es zwei Budgets, das soziale, das republikanisch ist, und das militärische, das Budget des empire. Man muß sich für eines oder für das andere entscheiden und etwas ausfindig machen, was die Reduzierung der Armee möglich macht, oder aber wir sind verloren und mit uns die Republik. Militärische Budgets müssen wir Militärmonarchien überlassen wie Rußland — das unglückliche Rußland, das in Stücke zerfallen nnd durch die sich daraus ergebende Rückwirkung uns ruinieren wird — denn weil wir durch stete Furcht vor Deutschland besessen waren, haben wir alle unsere Ersparnisse Rußland anvertraut, in der Hoffnung, daß es sein Schwert gegen Deutschland wenden werde — es war eine Politik des dupes! Jetzt ist der Zar seiner Autokratenrolle durchaus nicht gewachsen, und daran stirbt Rußland. Er träumt nur von der Intervention Wilhelm II., und wir werden unsere Milliarden verlieren und uns schämen, alles geglaubt zu haben, was man uns gesagt hat. Das russische Abenteuer wird das letzte Blatt in der Geschichte unserer Generation sein."

Wir erinnern uns nicht, jemals aus französischem Munde eine so rücksichtslose Verurteilung der russischen Allianzpolitik gehört zu haben, glauben auch nicht, daß Cornely gewagt hätte, dergleichen in einem französischen Blatt zu schreiben, obgleich im Stillen viele Franzosen denken mögen wie er, soweit es sich um Rußland handelt. Aber schwerlich werden sie daraus die gleichen Konsequenzen ziehen und von einer Reduzierung des Militärbudgets hören wollen. Das kann erst geschehen, wenn noch nach anderer Seite hin die bittere Erfahrung zu Enttäuschungen geführt haben wird.

Frankreich hat in den letzten Monaten noch andere Aufregungen verwinden müssen. Erst war es am 18. und 19. Juni der große Redekampf zwischen Jaurès und Clemenceau, in welchem der sieggewohnte Sozialistenhäuptling durch Clemenceau vor der Kammer eine völlige Niederlage erlitt. Die Utopien, Halbwahrheiten und Unwahrheiten der Sozialisten sind in Frankreich noch niemals erbarmungsloser gegeißelt worden, und wie Clemenceaus Rede in Frankreich affichiert worden ist, verdiente sie sicher auch bei uns verbreitet zu werden, wo mit den Schlagworten von Jaurès nach wie vor in der sozialdemokratischen Presse und aus den Fenstern des Reichstages hinaus ein verderbliches und unwahres Spiel getrieben wird. In Frankreich aber beginnt man erst heute mit einer sozialen Gesetzgebung vorzugehen, unter deren Segnungen bei uns bereits eine ganze Generation herangewachsen ist, und von der wir meinen, daß sie in allen wesentlichen Fragen dem Gedanken der sozialen Gerechtigkeit nicht nur genug getan hat, sondern auch hier und da über die Grenzen hinausgegangen oder hinauszugehen im Begriff ist, an denen die Humanität in Ungerechtigkeit überschlägt.

Einen Akt höchster Gerechtigkeit meint die französische Regierung in der völligen Rehabilitierung von Dreyfus getan zu haben. Man hat ihn am 20. Juli, an der Stelle, an welcher er einst degradiert wurde, mit dem Großkreuz der

Ehrenlegion dekoriert. Es war eine etwas theatralische Szene, wie man es in Frankreich liebt, und eine Satisfaktion, die man dem arg verfolgten und verleumdeten wohl gönnen konnte. Ob aber damit der Gerechtigkeit genug getan ist, ist eine ganz andere Frage. Man hat in Frankreich darauf verzichtet, die Wahrheit ans Licht zu führen, und von den eigentlichen Zusammenhängen der Dreyfusaffaire hat die Welt auch heute noch nichts erfahren. Es ist, um ein Beispiel anzuführen, nicht einmal festgestellt worden, wer der Fälscher des angeblichen Briefes Kaiser Wilhelms gewesen ist, und auch die Rolle ist nicht aufgeklärt worden, die der General Boisdeffre in der „Affaire" gespielt hat. Wir meinen deshalb, daß trotz der Rehabilitierung von Dreyfus das Ende der „Affaire" auch heute noch nicht gefunden ist, und daß sie trotz allem bestimmt ist, noch einmal aufzuleben.

Endlich steht Frankreich vor einem neuen Kulturkampf. Papst Leo X. hat die französischen Bischöfe wissen lassen, und zwar in feierlichster Form, daß er mit den neuen französischen Kirchengesetzen nicht paktieren werde, und die Kultgenossenschaften, deren Organisation den Bruch verdecken sollte, nicht anerkennen könne. Es läßt sich zur Zeit noch nicht sehen, wie der so konstatierte unüberbrückbare Gegensatz auf das innere Leben Frankreichs zurückwirken wird.

Unsicher und gefährlich sind die Zustände auf der Balkanhalbinsel und unverkennbar die Gärung in der Islamischen Welt. Auch hier macht sich die Tatsache geltend, daß das zeitweilig aufgehobene Gewicht der russischen Macht und des russischen Einflusses eine Störung des politischen Gleichgewichts herbeigeführt hat. In Creta, Makedonien, Bulgarien, Griechenland macht sich das geltend. Auch die Wirren in Persien, die in eine totgeborene „Konstitution" ausmündeten, stehen damit im Zusammenhang, ganz wie im fernen Osten bis nach Indien hinein das Übergehen der Machtstellung Rußlands auf Japan zu einer immer deutlicher hervortretenden Wandlung aller politischen Relationen führt. Aber das alles ist noch im Werden, und wirkt vorläufig nur wenig an der Oberfläche, es unterminiert die alten Ordnungen, aber wir erkennen nicht, wie sich die Zukunft gestalten will. Sicher ist nur das Eine, beim Alten bleibt es bestimmt nicht, und keine der im fernen Osten interessierten Mächte wird diesem Neuen gleichgültig gegenüberstehen dürfen. Das gilt vornehmlich von England, das durch seine japanische Allianz in eine merkwürdig unbequeme Lage versetzt ist. Es sieht sich genötigt, dem künftigen Rivalen nicht nur den Weg frei zu geben, sondern ihn sogar zu ebnen, und wird dabei langsam aber sicher von einem Boden abgedrängt, den es sich gewöhnt hatte als ein fast unbestrittenes Aktionsfeld zu betrachten. Mutatis mutandis ist es ziemlich genau das umgekehrte Verhältnis der englisch-französischen Beziehungen, wie sie das Abkommen vom 8. April 1904 geschaffen hat und wie es neuerdings durch die egyptischen Pläne Lord Cromers etwas deutlicher gekennzeichnet worden ist. Auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika fühlen, je länger je mehr, die sich vorbereitende völlige Wandlung der ostasiatischen Machtverhältnisse. Man spürt es an dem

lebhaften Gegensatz, den die Schwierigkeiten auf den Philippinen zunächst in der amerikanischen Presse und in den politischen Debatten inner- und außerhalb des Hauses der Repräsentanten wachgerufen haben, und an den merklich modifizierten Beziehungen zu China. Nur ist man bis zur Vollendung des Panamakanals genötigt, an sich zu halten, so wenig erfreulich das im Augenblick auch sein mag. Eine Entschädigung scheint die amerikanische Tatkraft in Mittel- und Südamerika zu suchen. Der in Rio tagende 3. panamerikanische Kongreß, auf welchem der Staatssekretär Root als Vertreter der großen nordamerikanischen Republik fungierte, war bestimmt, nicht nur das Mißtrauen zu überwinden, das seit dem kubanischen Kriege und seit dem Abfall Panamas von Kolumbien zwischen den amerikanischen Lateinern und Nordamerika besteht, sondern auch das Programm „Amerika für die Amerikaner" der Verwirklichung einen Schritt näher zu führen. Auch hat eine intimere Annäherung an Brasilien und Argentinien sich in der Tat erreichen lassen. Ob es auch gelingen wird, die sogenannte Dragodoktrin — welche die gewaltsame Beitreibung von Schulden völkerrechtlich beseitigen möchte — zur Anerkennung zu bringen, ist aber mehr als fraglich; wahrscheinlicher jedenfalls, daß dieser neue Anspruch nach dem Haag getragen werden wird, um dort nach fruchtlosen Verhandlungen in den Protokollen des nächsten Kongresses begraben zu werden.

Etwas eingehender müssen wir bei den russischen Dingen verweilen und es wird nützlich sein, wenn wir uns die wesentlichsten Tatsachen ins Gedächtnis zurückrufen. Am 21. Juni hielt der frühere Ministergehilfe Fürst Urussow in der Duma eine Rede, in welcher er in Anlaß der Bialystoker Unruhen berichtete, daß im Ministerium des Innern eine geheime Typographie bestanden habe, auf der Proklamationen gedruckt wurden, die Anlaß zu den sogenannten Pogroms gegeben hätten. Am 29. Juni wurde ein Bataillon des Preobraschensker Regiments degradiert, am 2. Juli sprach sich die Duma in stürmischer Debatte für die Abschaffung der Todesstrafe aus, am 17. Juli lehnte die Duma den von der Regierung geforderten Kredit von 50 Millionen Rubel für die hungernden Gouvernements ab, und reduzierte ihre Willigung auf 15 Millionen, am 21. beschloß sie einen Aufruf an die Bevölkerung, welcher der Regierung die Schuld an den erfolglosen Arbeiten der Duma zuwies. Darauf wurde am 22. die Duma aufgelöst, Goremykin als Ministerpräsident entlassen, und Stolypin an seine Stelle gesetzt. Am 23. erließen Dumamitglieder, die nach Wiborg gezogen waren, einen leidenschaftlichen Aufruf ans Volk, der zur Steuerverweigerung und zur Nichtstellung von Rekruten aufforderte. Am 31. meuterten die Truppen in Sweaborg, am 2. August in Kronstadt, am 3. kam es in Helsingfors zu Straßenkämpfen und meuterte in Reval der Panzerkreuzer Pamjat Asowa. Am 6. wurde der Generalstreik in Moskau und in anderen Städten versucht, ohne durchdringen zu können, am 11. wurde ein Attentat gegen den Kommandanten des Odessaer Militärbezirks, General Baron Kaulbars durch ein junges Mädchen, Tochter des verstorbenen Generals Prinz, durch einen Zufall glücklich vereitelt, am 15. fand

ein systematischer Angriff gegen alle in Warschau stehenden Schutzleute statt! Am 16. ebenso in Plock.

Damit haben wir, wie schon bemerkt, nur die allerwesentlichsten Tatsachen gleichsam unterstrichen. Nebenher gehen die Agrarunruhen, die ohne einen Tag Unterbrechung bald hier bald da, an allen Ecken und Enden des Reichs aufflammen, im ganzen Lande überfallen Räuberbanden die Banken, Postanstalten, Monopolläden, Privatpersonen, gelegentlich auch Eisenbahnzüge, um sich der Geldsummen zu bemächtigen, die sie vermuten oder von denen sie wissen; im Aufruhr ist der ganze Kaukasus; Warschau, Lodz und andere polnische Städte werden von Anarchisten, meist Angehörigen des jüdischen Bund, terrorisiert, in Livland hat sich die wie es schien zersprengte sozialrevolutionäre Gruppe wieder zusammengefunden und erläßt drohende Proklamationen, welche u. a. allen Pastoren den Tod ankündigen, in einer langen Reihe von Kreisen wütet der Hungertyphus und so fort in infinitum; es ist nach gerade unmöglich geworden, all die Greuel und Schrecken herzuzählen. In Summa, alle Ordnung im Reiche, alle Sicherheit für Eigentum und Leben hat aufgehört, und wenn nicht bald energisch und rücksichtslos mit Revolutionären und Anarchisten aufgeräumt wird, muß der Staat an der blutigen Krankheit untergehen in Schrecken, Verzweiflung und Ohnmacht.

Wir haben der Ursachen, welche diese russische Revolution hervorrief, oft gedacht, aber es ist doch notwendig, sie noch einmal zusammenzufassen.

Unzweifelhaft stehen wir vor den erschütternden Wirkungen einer historischen Nemesis, welche die Sünden früherer Generationen an dem mitschuldigen Geschlecht von heute straft. Man kann zur Erklärung der Gegenwart weit in die Vergangenheit zurückgreifen, und es hat Russen gegeben, die noch vor dem japanischen Kriege das Nahen einer furchtbaren Nemesis ankündigten. Im Jahre 1901 schickte der verstorbene russische Historiker Schilder mir seine Geschichte des unglücklichen Kaisers Paul I. zu. Er fügte ein Vorwort hinzu, das in seiner von der Zensur genehmigten Ausgabe des Buches nicht zu finden ist, und an dessen Spitze er die Worte sagte: Für Wenige!

Dieses Vorwort aber lautete so:

„Das fundamentale sich stets wiederholende Motiv im Leben der Völker, wie im Leben der einzelnen Persönlichkeiten ist die Vergeltung für Gewalttaten und die Sühne der begangenen Sünde. Wir sehen nicht selten, wie das Leben der Völker verfinstert wird durch Verbrechen und empörende Gewalt, die wohl auch zu einem guten Zweck begangen werden. Scheinbar ist alles vollendet und erledigt! Es bleibt nur Raum für die Klage; aber in Wirklichkeit geschieht etwas anderes; der sich langsam entwickelnde historische Prozeß wird von ganz anderen Erscheinungen begleitet. Die Gewalttat geht nicht spurlos an denen vorüber, die sie begangen haben, sie läßt eine tiefe Spur, die in den nachfolgenden Ereignissen sich wiederspiegelt. Früher oder später tritt doch der Tag der unvermeidlichen endlichen Abrechnung ein; eine von niemandem aufzuhaltende

Lösung bahnt sich an, für welche die germanische Mythologie den poetischen Mythus von der Götterdämmerung geschaffen hat. Die Kette der sich häufenden Gewalttaten führt zur Zerstörung Walhalls und das erstehende neue Leben kehrt zum ursprünglichen Recht zurück.

Nicht umsonst hat der große Dichter gesagt:

„Das eben ist der Fluch der bösen Tat,
Daß sie, fortzeugend, immer Böses muß gebären."

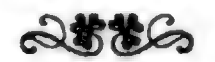
Diese Wahrheit findet ihre Bestätigung in der russischen Geschichte des XVIII. Jahrh. und die verhängnisvolle Nacht des 25. November 1741 wurde zum Ausgangspunkt einer langen Reihe erschütternder tragischer Ereignisse. Ein unschuldiges Kind, in der vollen Rüstung seines guten Rechts, wird der Krone beraubt, von den Eltern getrennt, in das qualvolle Leben ewiger Gefangenschaft gestoßen, und nach vielen Jahren in kritischer Stunde ermordet, (der Kaiser Iwan III. Antonowitsch). Aber als erbarmungslose Rächerin des zertretenen Rechts, erhebt sich die unerbittliche Nemesis, und durch lange Zeiträume ruft die böse Tat immer neue Gewalttaten hervor und schafft tragische Lagen, deren dramatischer Charakter uns tief erschüttert. Und in solchen Tagen spottet das gebrochene Recht dessen, was man „raison d'Etat" nennt. Der Schatten Bankos setzt sich an den festlichen Tisch, und trübt den Verstand derjenigen Personen, die in einer neuen sich vorbereitenden Tragödie auftreten sollen. Hier liegt der Stoff, an dem ein künftiger russischer Shakespeare sich begeistern wird. Er wird uns diese erschütternden Bilder unserer Vergangenheit vorführen und den Zuschauern die innere Bedeutung der Tatsachen enthüllen. Dann wird das geheime Band sichtbar werden, das scheinbar zusammenhangslose Erscheinungen verbindet und logisch die eine aus der anderen entwickelt. Doch das mag noch in weiter Ferne liegen . . ."

Was Schilder von der Entwicklung sagt, die von Iwan III. zu Elisabeth, Peter III., Katharina II. und von Paul zu Alexander I. führte, läßt sich in anderen Formen von Regiment zu Regiment bis in die Gegenwart verfolgen, nur daß die tragische Schuld, welche Sinn und Urteil verfinstert, nicht auf dem Herrscherhause allein, sondern noch mehr auf dem russischen Volke ruht. Nicht nur die innere Politik der russischen Regierung im 19. Jahrhundert, sondern das Verhalten der Nation in ihren Spitzen und in den Organen ihrer öffentlichen Meinung trägt die Schuld an den furchtbaren Zuständen, die heute Rußland verwüsten. Das erste war — wenn wir von der sich immer gleich bleibenden Korruption aller derjenigen absehen, die an der Staatskrippe einen Platz gefunden hatten — der politische Wahnsinn der Slavophilen, der unter dem Banner eines falschen Patriotismus die Parole nationalen, religiösen und gouvernementalen Zwanges ausgab; dann folgte die Verblendung und Unfähigkeit derjenigen Generation, welche Alexander II. durch das System seiner Reformen, von der Aufhebung der Leibeigenschaft bis zur Neuorganisation von Verwaltung und Justiz zu neuem Leben zu führen suchte. Ihre Antwort war, nach kurzem Be-

geisterungsrausch, ein Versagen aller derjenigen, die die Ehrenlast der neuen Ordnungen tragen sollten, und danach jene Ära der Mordanschläge, die mit dem Attentat Karkosows begann und seither in immer steigender Ruchlosigkeit die selbstgerechte Mordtheorie des Nihilismus entwickelte, dem der „Zarbefreier" zum Opfer fiel, und die unter anderem Namen in gleicher Selbstgerechtigkeit heute ihr blutiges Werk fortsetzt. Als dann mit Alexander III. der Zögling der Slavophilen auf den Thron stieg, jubelte die gesamte Nation ihm zu, als er zu Ehren der slavophilen Idee alles niederwarf, was an ehrenhaften Selbständigkeiten an nicht großrussischen Elementen auf dem Boden des „heiligen russischen Reiches" aufrecht stand. Niemals ist der Absolutismus mehr verherrlicht worden, als seiner Zeit und doch sind erst 12 Jahre hingegangen, seit er die Augen für immer geschlossen hat. Dieser Autokrat aber hat zugleich dem Eindringen der Revolution auf russischem Boden weit die Tore geöffnet, und der Tag, da er sein Haupt vor den Klängen der Marseillaise entblößte, kann als der Geburtstag der russischen Revolution von heute betrachtet werden. Er ist es auch gewesen, der durch das Wischnegradsky-Wittesche Finanzsystem der Agrarrevolution das Feld freigab und durch seine asiatische Politik den Konflikt unvermeidlich machte, an dem unter seinem Sohn die russische Kriegsglorie einen Zusammenbruch sondergleichen erleiden sollte.

Sein unglücklicher Nachfolger, Kaiser Nikolaus II., steht unter dem Banne dieser Vergangenheit. Was unter ihm geschehen ist, geschah wider seinen Willen. Wie er mit tränendem Auge die heute wieder rückgängig gemachte Aufhebung der finländischen Verfassung unterzeichnete, so ist wider seinen Willen der Krieg mit Japan aufgenommen worden, und notgedrungen, nicht aus eigener reifer Einsicht, hat er dem Volk jene Duma geschenkt, deren wahnsinniges und impotentes Treiben vor 3 Wochen dahin führte, daß er sie heimschicken mußte, sollte nicht aus ihrer Tätigkeit der endliche Untergang alles Bestehenden sich ergeben.

Auch ein Teil unserer Presse hat, dem Beispiel Englands und Frankreichs folgend, die Auflösung der Duma als eine unheilvolle und unkluge Maßregel betrauert. Aber so kann nur urteilen, wer Menschen und Verhältnisse in Rußland nicht kennt. Wenn der Ministerpräsident Stolypin fest bleibt und am Zaren eine Stütze findet, kann auf diesem Wege noch die Rettung aus dem Chaos gefunden werden. Nur darf man nicht verfrüht eine neue Duma zusammenrufen, und nicht nach dem viel zu weit gehenden Wahlgesetz vom 30. Oktober 1905. Vor allem, der Revolution in den Grenzprovinzen muß ein Ende bereitet werden, die lettische, polnische, jüdische Bewegung gebändigt, und organisiert werden, was noch an staatserhaltenden Kräften vorhanden ist. Dazu aber bedarf es entschlossener, einsichtiger und konsequenter Männer, die nicht für den Schein arbeiten. Die große Zukunftsfrage ist, ob Rußland solche Männer hat und ob man sie zu finden weiß. Bis zur Stunde sind sie noch nicht gefunden, und es gibt sehr einsichtige Leute, welche glauben, daß sie überhaupt nicht vorhanden sind.



Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

15. August 1906.

Wenn die Erfahrung zu lehren scheint, daß die innere Politik in den Hochsommermonaten völlig stille steht und einer Art von Sommerschlaf unterliegt, so ist das doch nur eine Scheinwahrheit. Es verhält sich damit wie mit den Bäumen im Vorfrühling. Äußerlich scheint der Baum noch in der Erstarrung des Winters zu verharren, aber der Kundige weiß, daß die Zweige schon von neuem Saft durchdrungen sind und alles bereit ist, um die Wirkungen der erstarkenden Sonnenwärme zu empfangen. Im politischen Leben ist es die Zeit des scheinbaren Stillstands, in der die Eindrücke der bewegteren Zeiten sich vertiefen und oft unbewußt nachwirken. Hier bereiten sich die Stimmungen vor, an die die politischen Führer nachher anzuknüpfen haben, wenn sie ihren parlamentarischen Feldzugsplan für den Winter entwerfen. Es ist kein Zufall und keineswegs nur ein Produkt der Verlegenheit stoffhungriger Zeitungsredaktionen, wenn in dieser Zeit oft Vorfälle von untergeordneter Bedeutung einen leidenschaftlichen Meinungskampf hervorrufen. Es sind das in der Regel keine willkürlich gewählten Vorfälle, sondern solche, die in einer volkstümlichen Stimmung einen besonderen Resonanzboden finden. Gerade weil die Arbeit der Gesetzgebung ruht, findet man Zeit darüber nachzudenken.

Es fehlt aber auch nicht an äußeren Vorgängen, die als Gradmesser dieser verborgenen Wirkungen dienen können. Es hat sich so gefügt, daß dieser Sommer besonders reich an Ereignissen solcher Art ist. Ich meine die zahlreichen Nachwahlen zum Reichstage, die trotz Vertagung und Schluß der Parlamente, Sommerurlaub der Minister, Nordlandfahrt des Kaisers, und was es sonst noch an Anzeichen politischer Waffenruhe geben mag, das Interesse der Politiker wach gehalten haben.

Die freisinnige Volkspartei hat während des letzten Tagungsabschnitts des Reichstages zwei hervorragende parlamentarische Vertreter verloren, ihren alten Führer Eugen Richter und kurz darauf den Abgeordneten Lenzmann. Dadurch wurden zwei westfälische Reichstagswahlkreise frei, in denen man sich auf einen harten Kampf mit der Sozialdemokratie gefaßt machen mußte. Es waren die Wahlkreise Altena-Iserlohn und Hagen-Schwelm. Von einer herrschenden Stellung der freisinnigen Volkspartei konnte in beiden nicht die Rede sein. Im Gegenteil,

die Zersplitterung der bürgerlichen Parteien war ziemlich groß, und die Verhältnisse lagen nicht so, daß eine Einigung erleichtert wurde. Die Freisinnigen mußten einen besonderen Ehrgeiz daran setzen, den alten Wahlkreis Richters sich zu erhalten, und auch das Andenken an die Person Lenzmanns forderte besondere Anstrengung, um seinen Sitz im Reichstag für die Partei zu retten. Aber es ist eine mißliche Sache, wenn solche Forderungen der parteipolitischen Pietät infolge veränderter Zeitumstände nicht mehr den wirklichen Machtverhältnissen der Parteien entsprechen. Gerade dieser Umstand ist natürlich auch den gegnerischen Parteien bekannt und weckt ihren Ehrgeiz, den andern Teil eben da aus seinem Besitz zu verdrängen, wo er bis dahin so besonders gut vertreten war. In solchen Fällen ist an ein Kartell der Parteien gewöhnlich nicht zu denken. Im Gegenteil, es beginnt ein Wettlauf aller Parteigruppen, der die so notwendige kühle Berechnung vollständig vermissen läßt. Jede Gruppe gebraucht rücksichtslos ihre Ellbogen, in der Hoffnung, daß schlimmstenfalls die Stichwahl alles in Ordnung bringen wird.

Es ist vielleicht für die Zukunft recht nützlich, daß diese Hoffnung in Altena-Iserlohn gründlich getäuscht worden ist. Der schrankenlose, blind drauflos gehende Parteiegoismus ist jetzt durch ein Beispiel belehrt worden, daß seine Rechnung falsch war und daß durch solche Planlosigkeit, die sich das Eigentümliche der Wahlbestimmungen nicht klar macht, die Wahl selbst zu einem Hasardspiel wird. Weil jede der bürgerlichen Parteien eigensinnig ihren Weg ging, fügte es der Zufall, daß wider alles Erwarten der Zentrumskandidat mit dem Sozialdemokraten in die Stichwahl kam. Damit trat ein Fall ein, den die bürgerlichen Parteien nicht vorausgesehen hatten. Nun gerieten zwei Prinzipien in Gegensatz: das eine gebot jetzt in der Stichwahl das Zusammenstehen aller bürgerlichen Parteien, um die Wahl des Sozialdemokraten zu verhindern; das andere ging davon aus, daß die schwarze Gefahr mindestens ebenso dringend, wenn nicht dringender sei, als die rote, weshalb bei einer Stichwahl zwischen einem Zentrumsmann und einem Sozialdemokraten die Stellung eines nationalgesinnten Mannes keineswegs auf der Seite des ersteren sein dürfe. Diese letztgenannte Meinung beherrschte nicht nur die Freisinnigen, sondern auch die Nationalliberalen, so daß die Wähler die von der Führung ausgegebene Parole, für den bürgerlichen Kandidaten zu stimmen, obgleich er ein Klerikaler war, einfach nicht befolgten. Die Freisinnigen stimmten größtenteils für den Sozialdemokraten, ein starker Bruchteil der Nationalliberalen enthielt sich der Abstimmung. Das unerfreuliche Ergebnis war der Sieg des sozialdemokratischen Kandidaten Haberland.

Ganz ähnlich hatten sich die Verhältnisse im Wahlkreise Hagen-Schwelm entwickelt, nur daß hier über der Hauptwahl ein etwas besserer Stern geleuchtet hatte, insofern den Wählern ein so gefährliches Dilemma wie in Altena-Iserlohn erspart blieb. Der freisinnige Bürgermeister Cuno kam in die Stichwahl mit dem Sozialdemokraten. Unter solchen Verhältnissen wäre sonst ein Schwanken der

bürgerlichen Parteien nicht zu befürchten gewesen. Was aber jetzt den Fall bedenklich machte, das war eben der Vorgang in Altena-Iserlohn. Man fürchtete die Rache des Zentrums. Wenn diese Partei Vergeltung übte und sich dem freisinnigen Kandidaten Cuno am 19. Juli ebenso gegenüberstellte, wie die Freisinnigen am 10. Juli in dem andern Wahlkreis dem Zentrumskandidaten Klocke, dann war auch dieser Wahlkreis verloren. Das Zentrum rechtfertigte diese Befürchtungen nicht, es half Herrn Cuno durch die Klippen hindurch und übergab ihm gewissermaßen sein Mandat mit einer schönen Geste der Großmut. In Wirklichkeit war dieser Verzicht auf eine zwecklose Rache nicht gerade ein übermäßiges Verdienst. Es war ein Akt einfacher Realpolitik einer klug geleiteten und gut disziplinierten Partei, die sich nicht durch törichte Empfindlichkeiten reale Vorteile verscherzen will, nur um die kleinliche Genugtuung zu haben, einem Gegner einen unbedeutenden Denkzettel zu erteilen. Nebenbei war der kleine Vorteil mitzunehmen, daß man aus nationalem Interesse großmütig erschien, obwohl jeder politisch denkende Mensch wissen könnte, daß es im politischen Kampf Großmut nicht geben kann.

Über beide hier besprochene Wahlen ist viel geschrieben worden, denn es gab kaum eine bürgerliche Partei, die nicht die deutliche Empfindung hatte, daß allerlei Fehler gemacht worden waren. Meistens ist die Frage des Verhaltens bei der Stichwahl in den Vordergrund gestellt worden. Wenn dabei vor allem die vielerörterte Frage, ob der Ultramontanismus oder die Sozialdemokratie die größere Gefahr darstellt, eine Rolle gespielt hat, so ist das heute, wo die Machtstellung des Zentrums mit besonderem Unbehagen empfunden wird, sehr wohl verständlich. Wie man auch über den Ideengehalt dieser beiden Gegner unserer nationalen Entwicklung urteilen mag, für die praktische Politik sollte jetzt doch nur eine Regel gelten, nämlich daß die bürgerlichen Parteien gemeinsam die Sozialdemokratie bekämpfen. Aber was man von einer höheren politischen Warte als Wunsch und Regel hinstellt, deckt sich leider nicht immer mit den in der öffentlichen Meinung wirkenden Strömungen. Die Zentrumspartei mag, wie sie sich in ihrer parlamentarischen Vertretung unter bestimmten Umständen einzelnen nationalen Aufgaben gegenüber zu geben pflegt, gegenwärtig ziemlich unverfänglich erscheinen; dennoch ist der Geist, in dem sie wirkt und den sie erzeugt, von solcher Art, daß man unter den Kreisen der Bevölkerung, die ihn aus Anschauung und Erfahrung kennen, immer mit einer großen Zahl wird rechnen müssen, die sich dadurch in ihrem nationalen Empfinden und Gewissen schärfer und unmittelbarer bedroht glaubt, als durch die Sozialdemokratie. Und diese Überzeugung wird durch keine Belehrung, keinen Hinweis überlegener politischer Klugheit erschüttert werden können. Wenn man aber genau weiß, daß es in gewissen Wählerkreisen so ist und sich nicht ändern läßt, so sollte man statt fruchtloser Versuche, das zu korrigieren, lieber darauf bedacht sein, durch politische Taktik solchen Lagen auszuweichen, in denen die verhängnisvolle Frage akut wird. Und das kann man, indem man bei der Hauptwahl größere Vorsicht walten läßt.

Freilich ist die Einigung verschiedener Parteien auf einen gemeinsamen Kandidaten immer ein besonders schwieriges Problem, da die Befürworter einer solchen Verständigung gewöhnlich der Sache zu dienen glauben, wenn sie einen möglichst in der Mitte stehenden Mann als Kandidaten aufstellen, um so die Extreme von rechts und links zu vereinigen. Aber diese Praxis hat sehr oft gerade die entgegengesetzte Wirkung. Die extremen Parteien weigern sich, auf diese Weise den Mittelparteien einen ständigen Vorteil einzuräumen, der der wirklichen Macht dieser Parteien nicht entspricht. Allein solche Schwierigkeiten sind nicht in dem Sinne unüberwindlich, daß es nicht gelingen sollte, die Gefahren des Parteiegoismus durch Verhandlungen und Verständigung wenigstens so weit zu überwinden, daß die Hauptwahl nicht Überraschungen bringt, die für die Stichwahl verhängsvoll werden. Gegenwärtig steht noch eine Nachwahl in Sachsen bevor, nämlich im Wahlkreise Döbeln, wo es längere Zeit schien, als ob eine Einigung aller bürgerlichen Parteien auf die Kandidatur des Professors Hasse, des bekannten Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes, zustande kommen werde. Doch ist in dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch keine feste Entscheidung getroffen, da die Freisinnigen große Anstrengungen machen, eine eigene Kandidatur aufzustellen.

Im Zusammenhang mit diesen interessanten Nachwahlen zum Reichstage mag auch der Tatsache gedacht werden, daß auch der nördlichste Wahlkreis des Deutschen Reiches durch den Tod des Abgeordneten Jessen erledigt ist. Jessen war der einzige Däne im Reichstage. Er vertrat die nationalen Forderungen dieses kleinen Bevölkerungsbruchteils in Nordschleswig mit einem unversöhnlichen Fanatismus, der sich nur daraus erklärt, daß er die letzten Ziele, die es für das Dänentum überhaupt geben konnte, nämlich die Wiedervereinigung Nordschleswigs mit Dänemark, für realisierbar hielt. Die Behauptung der intransigenten Dänen in Nordschleswig, daß ihre Nationalität dort dem allmählichen Untergang geweiht sei, ist insofern nicht ganz unrichtig, als bei der politischen Zugehörigkeit zu Deutschland die wirtschaftlichen Zusammenhänge Nordschleswigs mit dem Süden so stark sind, daß eine Zunahme des natürlichen Übergewichts des Deutschtums gar nicht zu verhindern ist und das doch im Grunde stammverwandte Dänentum in einer Reihe von Generationen allmählich immer weniger Interesse daran hat, sich als Fremdkörper in dieser Umgebung zu behaupten. Diesen natürlichen Prozeß, dessen Erkenntnis ihre politischen Köpfe in ihren heiligsten Gefühlen kränkt, wollen die nordschleswigschen Dänen dadurch aufhalten, daß sie künstlich die Hoffnung auf Wiedervereinigung mit Dänemark nähren. Um aber überhaupt die Möglichkeit zu gewinnen, mit solchen Hirngespinnsten auf die Massen zu wirken, empfinden und verbreiten sie in gewissenloser Weise das Märchen von der Unterdrückung und Bekämpfung der dänischen Nationalität durch die preußische Regierung. Die dänischen Agitatoren stützen sich dabei vornehmlich auf die sogenannten Optanten, die im Lande ansässigen Personen, die sich bei dem Übergang des Landes in den Besitz des preußischen Staates für die Beibehaltung der dänischen

Untertanschaft entschieden haben. Diese Elemente, die als Arbeitgeber sehr häufig noch dänische Landsleute von jenseits der Grenze herüberziehen, sind die Träger einer nicht selten direkt staatsfeindlichen Gesinnung, die die Zugehörigkeit des Landes zu Preußen geflissentlich als einen provisorischen Zustand betrachten. Die wachsende Dreistigkeit dieser Agitation zwang seiner Zeit die preußische Regierung, mit Ausweisung gegen die in Nordschleswig lebenden dänischen Untertanen vorzugehen. Es ist damals unter der Oberpräsidentschaft des Herrn v. Köller viel Geschrei davon gemacht worden, aber die heilsamen Wirkungen sind nicht ausgeblieben. Die Optanten haben es dann mit dem neuen Tric versucht, ihre Aufnahme in den Staatsverband zu erbitten, um der Ausweisung zu entgehen. Die Behörden sind aber nicht in diese Falle gegangen, wo nicht etwa die Überzeugung gewonnen werden konnte, daß eine wirkliche Bekehrung zu staatstreuer Gesinnung vorlag. Diese Behandlung der Optantenfrage wurde nun von der dänischen Protestpartei weidlich ausgebeutet, um immer wieder die Vorstellung von einer Feindseligkeit des Staates gegen die dänische Nationalität zu nähren. Allmählich schien jedoch angesichts der Konsequenz der preußischen Verwaltungsbehörden auch die dänische Agitation zu fühlen, daß sie auf einem falschen Wege war. Man hofft, daß der Tod des unermüdlichen Fanatikers Jessen dem Aufkommen einer versöhnlicheren Richtung die Wege ebnen wird. Die Rechnung freilich, daß der Staat mit einer grundsätzlich entgegenkommenderen Behandlung der Optantenfrage die Initiative zur Versöhnung ergreifen werde, wird sich gewiß als falsch erweisen. Aber für alle Einsichtigen steht längst fest, daß der Staat das Dänentum innerhalb seiner Grenzen ruhig gewähren lassen wird, sobald es aufhört staatsfeindlich zu sein. Wir haben ein Interesse daran, mit dem stammverwandten dänischen Volk in friedlichen Beziehungen zu stehen. Aber es muß natürlich verlangt werden, daß das Dänentum innerhalb unserer vertragsmäßig anerkannten Grenzen die staatlichen Rechte respektiert.

Bei den verschiedenen Wahlen im Reich glaubte man als charakteristische Erscheinung eine starke Einbuße der Nationalliberalen verzeichnen zu können, und es lag nahe, sich mit den Ursachen zu beschäftigen. Man fand zwei Hauptvorwürfe, die den Nationalliberalen sollten zur Last gelegt werden. Sie hatten das Schulgesetz und die unpopulären Bestimmungen der Reichsfinanzreform zustande bringen helfen. Was das Schulgesetz betrifft, so braucht hier nicht wiederholt zu werden, was in der letzten Monatsschau gesagt worden ist. Aber es mag wohl den Tatsachen entsprechen, daß die irreführende Agitation, die in dieser Frage getrieben worden ist, nicht ohne Wirkung auf liberale Kreise geblieben ist, die sich sonst noch zu den Nationalliberalen rechneten, die aber nun das verständige, realpolitische Verhalten der Fraktion im Abgeordnetenhause und des Parteivorstandes nicht begriffen.

Anders steht es mit der Mitwirkung der Nationalliberalen bei der Reichsfinanzreform. Mit dem Ergebnis dieses Gesetzgebungswerks ist ohnehin nicht viel Staat zu machen. Aber der verkehrteste, unpopulärste und auf die Dauer

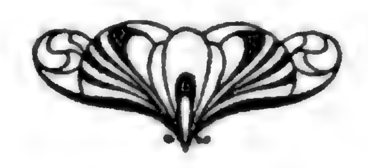
unhaltbarste Bestandteil dieser Reform verdankt seine schlimme Fassung in der Tat der Initiative der Nationalliberalen. Sie sind die Väter der Fahrkartensteuer in ihrer verkehrsfeindlichen und geradezu aufreizend wirkenden Form. In einem Volk, in dem die „Steuerscheu" in ihren unverständigsten Ausartungen ein so weit verbreitetes Übel ist, wäre es doppelt notwendig, bei der Steuerpolitik den Gesichtspunkt der inneren Berechtigung, der wirklichen Zweckmäßigkeit einer Steuer festzuhalten. Man kann nur immer wiederholen, daß es eine echte Schildbürgerei der schlimmsten Sorte ist, Bier und Tabak unbehelligt zu lassen und den Verkehr in wirklich lästiger und allgemein als ungerecht und unverständig empfundener Weise zu belasten. Und dabei hat man die respektvolle Schonung des Massenkonsums nicht einmal durchgeführt. Das „Berliner Tageblatt" schrieb kürzlich: „Die Erhöhung der Brausteuer ist so unglücklich wie nur denkbar bemessen worden. Wir sind wahrhaftig keine Freunde einer erhöhten Biersteuer und vertreten nach wie vor die Meinung, daß der Vorschlag der Regierung rundweg hätte abgelehnt werden müssen. Aber wenn schon, denn schon. Wenn einmal das Bier bleiben sollte, dann hätte man auch ganze Arbeit machen müssen; dann hätte man einen Betrag daraus ziehen müssen, der „zu Buche schlug" und den ganzen Plunder von Fahrkartensteuer, Ortsportobeseitigung, Frachtstempel e tutti quanti entbehrlich machte. Wie das Gesetz jetzt aussieht, wirkt es wie ein Nadelstich, der weh tut, ohne daß das Reich einen entsprechenden Nutzen davon hat."

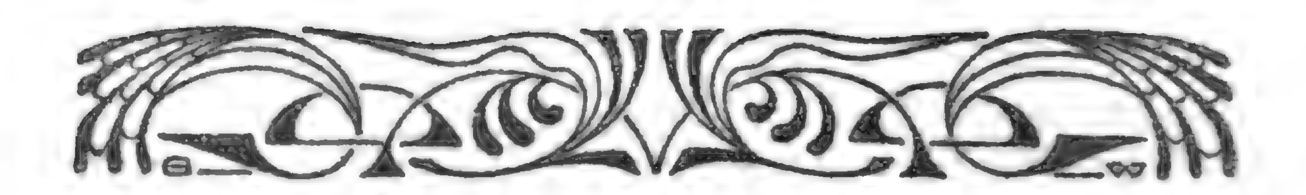
Man wird auch von einem ganz entgegengesetzten steuerpolitischen Standpunkt aus — wie wir ihn vertreten — die Berechtigung dieser Bemerkungen anerkennen müssen.

In der sozialdemokratischen Partei ist ein großer Streit ausgebrochen über die Frage des Generalstreiks. Unendlich viel Tinte und Druckerschwärze ist vergeudet worden, um den verschiedenen Parteischattierungen zu ermöglichen, sich gegenseitig klar zu machen, was sie eigentlich gemeint oder nicht gemeint haben. Die meisten dieser Versuche scheinen gescheitert zu sein, wenigstens gehen die Auseinandersetzungen bandwurmartig weiter. Alle nicht vom Geiste der Sozialdemokratie erleuchteten Personen werden wohl einstweilen darauf verzichten müssen, zu erfahren, welche Meinung nun eigentlich als die rechtgläubige anzusehen ist, und ob dabei der Vordersatz oder Nachsatz gelten soll; denn beide pflegen sich gemeinhin zu widersprechen. Der Parteivorstand hat sich jetzt das Vergnügen gemacht, das Protokoll der vertraulichen Besprechungen mit den Vertretern der freien Gewerkschaften zu veröffentlichen, natürlich ohne diese zu fragen, lediglich kraft oberherrlicher Gewalt Bebels und seiner Getreuen. Was daraus wird, läßt sich jetzt noch nicht beurteilen; der bald bevorstehende Parteitag wird es ergeben.

In der Schwebe sind noch immer die Untersuchungen über die leidigen Kolonialskandale. Sie gehören nur soweit hierher, als sie die gesamte innerpolitische Lage berühren. Man hat da z. B. von einem „Panama" gesprochen. Bis zu einem gewissen Grade kann man zugeben, daß die Empfindlichkeit gegen alles, was auch nur entfernt gegen die strenge Ordnung in der Verwaltung zu

verstoßen oder die Intaktheit des Beamtentums in Zweifel zu ziehen scheint, unserm deutschen Volke Ehre macht. Aber so viel Kaltblütigkeit sollte doch auch dabei bewahrt werden, daß man nicht aus reiner Ehrlichkeit und sittlicher Entrüstung das blinde Werkzeug von Bestrebungen wird, die die wichtigsten Interessen der Nation in Frage stellen. Zweifellos ist, daß sich das nach alter bureaukratischer Form geschulte Beamtentum den eigentümlichen neuen Anforderungen der Kolonialpolitik nicht gewachsen gezeigt hat. Berechtigte und unberechtigte, oft wohl nicht genug verstandene kaufmännische Gesichtspunkte haben sich herangedrängt, um die Unzulänglichkeit der alten Methoden zu verbessern. In den Kolonien selbst waren Kräfte genug tätig, die sich mit Recht oder Unrecht von den Fesseln der alten Verwaltungsschablone zu befreien strebten, hier und da auch wohl moralisch entgleisten. Daraus ist ein buntes Durcheinander von Altem und Neuem geworden, in das noch kein System hineingebracht worden ist. Soll das gebessert werden, so gehört dazu eine feste Hand, die energisch zugreift, um faule Stellen zu entfernen, im übrigen aber Verständnis genug besitzt, um unbedeutende Abweichungen von der gewohnten Ordnung der heimischen Verwaltung als solche zu erkennen und sie von groben Verstößen zu trennen. Von einem solchen Verfahren merken wir jetzt noch wenig. Wir sehen nur das Schauspiel, daß ein Abgeordneter allerlei Material, um nur ja mit seiner Person im Vordergrunde zu bleiben, tropfenweise an die Öffentlichkeit bringt, sodaß nicht Ordnung geschaffen, sondern nur die Bevölkerung beunruhigt und die Erörterung in einer den nationalen Kredit schädigenden Weise hingezogen wird. Dabei wird Wesentliches und Unwesentliches mit der gleichen Sensationslüsternheit behandelt, Erledigtes wieder aufgewärmt, rein formelle Verstöße werden zu schweren Verfehlungen aufgebauscht. Leider verfährt auch die Verwaltung diesem Treiben gegenüber viel zu formalistisch. Sie versteht es nicht, sich im rechten Augenblick von einer bureaukratischen Geheimniskrämerei loszusagen, wo oft die einfache, offene Erwähnung einer Tatsache hinreichen würde, um den Eindruck des guten Gewissens hervorzurufen. Sie klammert sich an die Form einer bestimmten Behandlungsweise nach dienstlichen Regeln, wo die gesamte Presse schon von Dingen wiederhallt, die die Behörde ängstlich verschweigt. So setzt sich die Verwaltung scheinbar selbst ins Unrecht, während Herr Erzberger in seiner Rolle als furchtbarer Rächer der Korruption schwelgen darf. Solange dieser Eindruck aufrechterhalten wird und gutgläubige Menschen sich noch allen Ernstes ein „Panama" vorgaukeln, statt eine schnelle und vollständige Klarstellung zu verlangen und dann auch abzuwarten — wobei freilich die Volkstribunen-Eitelkeit gewisser Leute nicht auf ihre Rechnung kommen würde —, so lange kann man wenig Hoffnung hegen, daß die Sache zu gutem Ende kommt.





Das Deutschtum im Auslande.

Von

Johannes Zemmrich.

IV.

Österreich: Ministerwechsel, Wahlreform. Böhmen, Wien, Alpenländer. — Ungarn, Siebenbürgen, Banat, Slavonien. — Rußland. — Amerika. — Der allgemeine deutsche Schulverein. Deutsche Schulen und deutscher Unterricht im Auslande.

Das Ministerium Hohenlohe ist nach nur fünfundzwanzigtägiger Wirksamkeit wieder abgetreten. Damit sind die Hoffnungen, die sich an die Persönlichkeit des Prinzen Hohenlohe geknüpft hatten, allzu schnell zerronnen. Der Prinz ist auf seinen früheren Posten als Statthalter von Triest zurückgekehrt. Der Grund seines Rücktrittes waren die Maßnahmen der ungarischen Regierung, die im Vollgefühl ihrer neuen Machtstellung glaubte, Österreich alles bieten zu können, und den neuen Zolltarif als autonomen dem ungarischen Reichstage vorlegte. Der Kaiser Franz Josef hatte dies zugelassen. Hohenlohe war es damit unmöglich geworden, die Selbständigkeit Österreichs gegenüber Ungarn zu vertreten. Es ist dies das erste Mal gewesen, daß ein österreichischer Ministerpräsident sich der Nachgiebigkeit der Krone gegenüber Ungarn nicht gefügt hat. Wer aber nun glaubte, daß ein neues Ministerium berufen werden würde, das die Aufhebung der Gleichberechtigung und der Gemeinsamkeit auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Lebens stillschweigend annehmen würde, sah sich, wie so oft in Österreich, vollständig überrascht. Denn das neue Ministerium wurde als Koalitionsministerium gebildet, dem aus den großen parlamentarischen Parteien Minister zugeteilt wurden. Aus den Reihen der führenden deutschen Parteien sind eingetreten der Abgeordnete von Derschatta, der bisherige Führer der deutschen Volkspartei, als Eisenbahnminister, der deutschfortschrittliche Professor von Marchet als Unterrichtsminister und der Führer der deutschen Volkspartei in Böhmen Prade als deutscher Landsmannminister. Damit ist auch die Frage, ob die Deutschen einen Landsmannminister fordern sollen, plötzlich praktisch gelöst worden. Dem Minister Prade fällt vor allem die Aufgabe zu, die deutschen Interessen in den Sudetenländern zu wahren. Die deutschen Parteien haben sich ihre Selbständigkeit gegenüber dem neuen Ministerium gewahrt. Sie befinden sich jetzt in derselben Lage wie bisher die Tschechen, die stets ihren Landsmannminister im Kabinett gehabt haben, selbst wenn sie im Parlament Obstruktion gegen die Regierung machten.

Das neue parlamentarische Ministerium hat natürlich in allen Hauptfragen die großen Parteien des Parlaments hinter sich. Es wurde in der jetzigen

Zusammensetzung gebildet, um den Kampf gegen Ungarn für die österreichischen Interessen wirksam aufnehmen zu können. Nur dieser Kampf gegen Ungarn hält diese widerstrebenden Elemente zusammen. Sobald auf irgend eine Weise die ungarische Frage erledigt wird, müssen sich die alten Gegensätze zwischen Deutschen und Slawen wieder geltend machen. Das Eigenartigste in der neuen Lage ist, daß das Ministerium Beck gegenüber Ungarn dieselbe Stellung einnimmt und sogar noch energischer auftritt, als der Prinz Hohenlohe, der eben deshalb von der Leitung der Staatsgeschäfte zurückgetreten ist. Die Bestimmungen der Ausgleichsabmachungen, die Körber und Szell als Ministerpräsidenten getroffen hatten, werden seitens Ungarns nicht mehr anerkannt. Die Antwort darauf hat die Zurückziehung der Ausgleichsvorlagen im österreichischen Reichsrate gebildet. Das bisherige Verhältnis zwischen Österreich und Ungarn hört damit Ende dieses Jahres auf. Eine Neuregelung, ein neuer provisorischer Ausgleich, müßte bis dahin abgeschlossen werden, wenn nicht die Gemeinsamkeit des Zollgebietes, trotz der Annahme des neuen Zolltarifes in Ungarn, nun tatsächlich aufhören soll.

Trotz seiner kurzen Amtsdauer hat der Ministerpräsident Hohenlohe doch das Werk der W a h l r e f o r m um ein wesentliches Stück gefördert. Er hat den Parteien neue Vorschläge über die Zahl und Verteilung der zukünftigen Reichsratssitze gemacht, die der Wahlreformausschuß als Grundlage seiner Verhandlungen angenommen und gebilligt hat. Da zur Annahme der Wahlreform im Reichsrate eine ⅔-Mehrheit nötig ist, haben die Deutschen auf verschiedene berechtigte Sonderwünsche verzichtet. Die klerikalen Parteien, die von der Wahlreform große Vorteile zu erwarten haben, wollten nämlich nur solchen deutschen Anträgen zustimmen, die auch im Plenum die nötige ⅔-Mehrheit finden würden. So ist es gekommen, daß sich für die Anträge der deutschnationalen Parteien, ein eigenes deutsches Mandat für Galizien zu schaffen, keine Mehrheit im Ausschuß fand. Die Verhandlungen verliefen ziemlich glatt, bis zuletzt Böhmen als schwierigstes Kronland übrig blieb. Hier drohten die nationalen Ansprüche der Deutschen und Tschechen unvereinbar zu werden und die ganze Arbeit des Ausschusses zu scheitern. Schließlich einigten sich aber die Parteien durch Verhandlungen hinter den Kulissen auf eine Erweiterung der Hohenloheschen Vorschläge. Die Gesamtzahl der Abgeordneten wurde auf 519 erhöht, in den Sudetenländern den Deutschen 6, den Tschechen 5 neue Sitze zugewiesen. Die „Spannung“ zwischen dem slawischen und dem deutsch-romanischen Block ist auf 2 vermindert worden. Wir haben schon im letzten Bericht (S. 417 bis 419) darauf hingewiesen, daß angesichts der in nationalen Dingen ganz versagenden deutschen Sozialdemokratie in Wirklichkeit diese Blocktheorie noch ungünstiger ist, als sie auf dem Papier nach der nationalen Abgrenzung der Wahlkreise erscheint, und auch die sonstigen Bedenken angeführt, die von deutscher Seite gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht zu erheben sind, dessen Durchführung aber nunmehr gesichert erscheint. Unter den deutschen Parteien sind gegenwärtig nur die Schönerianer ausgesprochene Gegner der vorgeschlagenen Wahlreform, also gerade die Partei, die vor wenigen Jahren noch, unter dem Eindrucke ihrer großen Erfolge in der

Kurie des allgemeinen Stimmrechtes bei den Reichsratswahlen in Nordböhmen, für das allgemeine gleiche Wahlrecht eintrat.

* * *

In Böhmen steht die Reichenberger Ausstellung im Mittelpunkte des deutschen Interesses. Über sie ist bereits im vorletzten Heft (Seite 521—528) berichtet worden. Der Besuch des österreichischen Kaisers, der in Reichenberg mit großer Herzlichkeit seitens der Bevölkerung empfangen wurde, hat eine scheinbare tschechisch-deutsche Annäherung gebracht. Unter dem Eindrucke der neuen Kabinettsbildung und der gemeinsamen Abwehr der ungarischen Übergriffe kam es in Reichenberg sogar zu Versöhnungsreden der miterschienenen tschechischen Minister. Viel wird man freilich auf diese Ansätze nicht bauen dürfen. Die Hoffnung, die Kaiser Franz Josef selbst aussprach, es werde nunmehr in Böhmen zu einem ernsten nationalen Ausgleiche kommen, dürfte sich nicht sobald erfüllen.

Großes Aufsehen hat der Übereifer des Bezirkshauptmannes und des Bürgermeisters von Gablonz erregt, die vor dem Besuche des Kaisers in dieser Reichenberg benachbarten Industriestadt das Aushängen von schwarz-rot-goldenen Fahnen zu verhindern suchten und sogar vom Bismarckplatz eine Straßentafel entfernen und die anderen mit Reißig verhängen ließ, als ob der Name Bismarck eine Beleidigung für den österreichischen Kaiser sei. Hier fand der deutsche Landsmannminister zum ersten Male Gelegenheit, energisch einzugreifen, indem er in einem Telegramm die Gablonzer aufforderte, neben den schwarz-gelben ruhig die schwarz-rot-goldenen Fahnen, die auch in Reichenberg wehten, auszuhängen. In seinem Telegramm fügte er hinzu, daß die Treue zu Kaiser und Reich unauflöslich mit der Treue zum Volkstum verbunden ist. Das Verhalten des deutschliberalen Bürgermeisters von Gablonz ist in der Öffentlichkeit genügend gebrandmarkt worden, nicht zum wenigsten bei der kurz darauf in Gablonz abgehaltenen Hauptversammlung des Bundes der Deutschen in Böhmen, zu deren Begrüßung an Stelle des Bürgermeisters sich ein Stadtrat einfand. Angesichts der Tatsache, daß die Tschechen fast ausschließlich in ihren Nationalfarben flaggen, ist dieser Übereifer deutscher Beamter umso unbegreiflicher.

Die Reichenberger Ausstellung hat in verschiedener Beziehung zur Annäherung zwischen sonst ferner stehenden Gruppen der Deutschen geführt, da die verschiedensten gemeinschaftlichen Besuche und Versammlungen mit der Ausstellung verbunden wurden. Viel bemerkt wurde vor allem auch die Rede des Fürsten Karl Auersperg, der den deutschen Adel Österreichs aufforderte, sich als national zu bekennen und sein Volkstum laut geltend zu machen, um der Monarchie den deutschen Einschlag zu erhalten, ohne den sie nicht bestehen kann.

Professor Rauchberg in Prag hat ein neues Werk über die deutschen Sparkassen veröffentlicht. Wir führen aus dem reichen Inhalte an dieser Stelle nur einige der wichtigsten Ziffern an. In Böhmen besitzen die Deutschen eine Milliarde Kronen Spareinlagen, die Tschechen trotz ihrer größeren Zahl nur halb soviel. 119 deutschen stehen nur 97 tschechische Sparkassen gegenüber. Im

deutschen Sprachgebiete kommt auf 20000 Einwohner eine Sparkasse, im tschechischen erst auf 45000. Auf einen Deutschen kommen 506, auf einen Tschechen nur 275 Kronen Spargelder. Auch hierin spricht sich der höhere Kulturstand und die wirtschaftliche Überlegenheit des böhmischen Deutschtums aus.

In Wien haben bei den Gemeindewahlen im Mai die Sozialdemokraten im 4. Wahlkörper die Zahl ihrer Sitze von 3 auf 7 erhöht, ein Beweis, daß in der großen Masse der Wiener Bevölkerung der Sozialismus auf Kosten der Christlich-Sozialen sich ausbreitet und bei Annahme der Wahlreform Aussicht hat, eine Anzahl von Reichsratsmandaten in Wien zu erlangen. Die Sozialdemokraten haben durch diesen Sieg den dritten Teil der 21 Gemeinderatssitze errungen, die in dem 4. Wahlkörper zu vergeben sind. Die christlich-soziale Mehrheit im Wiener Rathaus ist allerdings noch nicht gemindert worden. Denn es gelang der Partei Luegers, im 2. Wahlkörper den Liberalen ihre vier letzten Sitze in der Leopoldstadt infolge äußerst schwacher Wahlbeteiligung der Nichtklerikalen abzunehmen.

Einen schlechten Dienst haben die Christlich-Sozialen durch ihre Demonstration gegen die ungarische Delegation dem Deutschtum erwiesen. Auf diese Weise wird man das Madjarentum nicht veranlassen können, weniger deutschfeindlich zu werden. Die deutsch-nationalen Parteien haben sich von dieser Straßenkundgebung fern gehalten und sie durchaus mißbilligt.

Die Tschechengefahr tritt auch für Wien immer mehr in den Vordergrund. Neben den Wiener Ortsgruppen der Südmark ist jetzt ein deutscher Volksrat für Wien und der neugegründete Bund der Deutschen in Niederöstereich auf dem Plane, um die Tschechisierung Wiens abzuwehren. Die letzte Volkszählung hat für Wien 103000 Einwohner mit tschechischer Umgangssprache festgestellt, eine Zahl, die aber noch nicht der Ziffer für die Personen tschechischer Muttersprache entspricht. Im Stadtbezirke Favoriten haben sich schon 20 v. H., in Brigittenau 11 v. H. als Tschechen bekannt. In 8 anderen Bezirken beträgt der tschechische Einschlag 5 bis 9 v. H. Das sind die nationalbewußten Tschechen, deren Bestreben es ist, in Wien zum mindesten die Gleichberechtigung mit den Deutschen zu erkämpfen und die gleichgültigen, in ihrer Nachkommenschaft zum größten Teile im Deutschtum aufgehenden slawischen Zuwanderer mit tschechischem Nationalgefühl zu erfüllen und ihren Zwecken dienstbar zu machen. In einzelnen Berufen ist jetzt schon die Gefahr der Vertschechung vorhanden. So stammen über ¼ der Gewerbetreibenden Niederösterreichs aus Böhmen und Mähren, im Schuhmachergewerbe sind 40 v. H., im Schneider- und Tischlergewerbe je 33 v. H. slawischer Herkunft. Ein tschechischer Nationalrat ist als Mittelpunkt der slawischen Organisation in Wien begründet worden. In der österreichischen Hauptstadt bestehen gegen 150 tschechische Vereine, von denen 20 im tschechischen Vereinshaus untergebracht sind. Etwa 400 Gastwirtschaften sind im Besitze tschechischer Wirte. Der Versuch, die Stadt Wien zur Errichtung tschechischer Schulen zu zwingen, ist vor einem Jahre vom Reichsgerichte abgewiesen worden. Zwei tschechische Privatschulen und mehrere Kindergärten werden vom Komenskyverein

unterhalten. Die meisten tschechischen Kinder müssen deutsche Schulen besuchen, wo sie wenigstens zum Teil eingedeutscht werden. In einem Rundschreiben des Komenskyvereins wird die Zahl der tschechischen Kinder in Wien auf 50000 angegeben. Von den 10286 Lehrlingen, welche die deutschen Fortbildungsschulen besuchen, sollen nicht weniger als 6454, also fast ⅔, Tschechen sein. Nach anderen Angaben von deutscher Seite wurden im Schuljahre 1902/03 diese Fortbildungsschulen von 1747 slawischen Lehrlingen, die Gewerbeschulen dagegen von 7316 slawischen Schülern und 108 slawischen Schülerinnen besucht. In der Umgebung von Wien haben sich die Tschechen namentlich in den großen Fabrikorten niedergelassen; 35000 wohnen in Niederösterreich außerhalb der Hauptstadt. Auch diese Tschechen werden von Böhmen und Mähren aus bearbeitet und sollen den Sturmbock abgeben, um Niederösterreich seines rein deutschen Charakters zu entkleiden. Diese Tatsachen mögen genügen, um die tschechische Gefahr und die Notwendigkeit ihrer Abwehr zu beweisen. Leider tut die herrschende christlich-soziale Partei aus parteipolitischen Gründen so gut wie nichts in dieser Richtung. Denn sie hat unter den Wiener Tschechen viele Parteimitglieder und Mitläufer.

In Salzburg starb vor kurzem Paul Pacher, der im Jahre 1895 als Führer der Deutschnationalen in den Wiener Gemeinderat einzog und der etwa 3 Jahre lang der Führer der radikalen Deutschen im Wiener Rathaus war. Er hat sich als Industrieller, als Ingenieur, als Techniker und Verteidiger Eugen Dürings ebenso bekannt gemacht wie als Politiker. Wenn er auch als solcher sich nicht durchsetzen konnte und mancher durch seinen extremen Radikalismus ihm entfremdet wurde, so wird ihm doch auch der Gegner nicht die Anerkennung versagen können, daß er stets das Beste gewollt und auch vor großen materiellen Opfern nicht zurückgescheut ist, wenn es galt, seine Ideale durchzusetzen oder für sie Propaganda zu machen.

Aus Tirol ist eine erfreuliche Nachricht zu verzeichnen. In Pfatten bei Bozen, einer seit mehr als 100 Jahren von italienischen Kolonisten bewohnten Ortschaft im sumpfigen Etschboden, hat die deutsche Partei bei den Gemeindewahlen den vollständigen Sieg errungen und die irredentistischen Grundbesitzer zurückgedrängt. Damit ist die einzige Gemeindeverwaltung inmitten deutschen Sprachgebietes, die bisher von italienischen Einwanderern beherrscht wurde, wieder deutsch geworden. Der Sieg ist um so beachtenswerter, als auch die Wähler der deutschen Partei zum größten Teile eingewanderte welschtiroler Arbeiter sind.

Krain ist das einzige Kronland, in dem die Slowenen die Macht in den Händen haben. Wie sie diese gebrauchen, zeigt folgende Maßnahme: Am 7. Juli wollte der Laibacher deutsche Turnverein im deutschen Kasino ein Sommerfest abhalten, mußte dies aber aufgeben, weil die Militärbehörde die schon schriftlich zugesicherte Mitwirkung der Militärmusik in letzter Stunde von folgenden Bedingungen abhängig machte. Es dürfe erstens nicht laut „Heil“ gerufen werden, zweitens dürften keine deutschen Nationallieder, vor allem nicht „Die Wacht am Rhein“ gesungen werden, drittens weder Kornblumen noch Eichenkränze

bei der Ausschmückung verwendet werden und viertens weder innen noch außen schwarz-rot-goldene Flaggen gehißt werden. Dabei hat dieselbe Militärkapelle schon einmal vor den Slowenen flüchten müssen, hat aber trotzdem slawische Nationallieder zu slawischen Festen gespielt, und den Slowenen fällt es bei ihren Festen, die unter Mitwirkung der Militärmusik stattfinden, gar nicht ein, auf ihre slowenischen Nationalflaggen zu verzichten. Es ist aber dort wie im tschechischen Gebiet; die Gleichberechtigung soll immer nur auf deutschem Sprachgebiete für die Slawen gelten, aber nicht umgekehrt. — Für die deutsche Sprachinsel Gottschee hat der Wahlreformausschuß ein eigenes deutsches Mandat beschlossen.

* * *

Ungarn steht jetzt vollständig unter der Herrschaft der siegreichen Koalition, die nach Belieben in der inneren Politik schaltet und waltet. Die Abgeordneten der siebenbürgischen Sachsen sind in die Verfassungspartei als die immerhin noch gemäßigtste der verbündeten madjarischen Parteien eingetreten. Sie haben damit ihre alte Politik wieder aufgenommen, der Regierungspartei anzugehören, in der Hoffnung, dadurch mäßigend auf die Regierung Einfluß nehmen und dem Deutschtum schädliche Maßregeln verhindern zu können. Aus dem Kreise der siebenbürgischen Abgeordneten heraus ist auch versucht worden, diese Politik in der reichsdeutschen Presse zu verteidigen. Die Sachsen glauben, daß sie durch ihren Eintritt in eine madjarische Regierungspartei vor allem bei der Wahlreform eine Gestaltung der Wahlkreise erzielen können, die ihnen günstig ist und eine Gemeindewahlordnung, die sie vor der Überstimmung durch die Rumänen schützt. Sie betrachten die Rumänen, die mehrere Millionen Köpfe stark um den sächsischen Sprachboden herumwohnen und diesen selbst stark durchsetzt haben, als den gefährlicheren Gegner der Zukunft. Sie haben deshalb auch abgelehnt, in den Nationalitätenklub des ungarischen Reichstags einzutreten und den Kampf um die deutsche Sache im Bunde mit Rumänen und Slawen durchzuführen. Ob freilich die Sachsen auf diese Weise etwas erreichen, bleibt mindestens stark zu bezweifeln. Denn die Madjaren werden das allgemeine Wahlrecht so zustutzen, daß sie selbst stets die Mehrheit behalten werden. Sie denken auch nicht daran, für die Selbstverwaltungskörper das allgemeine gleiche Wahlrecht einzuführen. In dieser Beziehung braucht also von ihnen nichts erbeten zu werden. Im übrigen haben die Sachsen wiederholt die Erfahrung machen müssen, daß ihnen ihre Opportunitätspolitik nichts genützt hat. Während sie Mitglieder der alten liberalen Partei waren, wurde das Ortsnamengesetz erlassen, ohne daß sie dieses verhindern konnten. Sie traten darauf aus der Regierungspartei aus, später wieder in diese ein und konnten trotzdem abermals ein deutschfeindliches Gesetz nicht aufhalten, nämlich das neue Schulgesetz, das wir bereits an früherer Stelle des näheren charakterisiert haben. So ist auch von der diesmaligen regierungsfreundlichen Politik der Sachsen kaum ein Vorteil für das Deutschtum zu erwarten.

Wie sehr die deutsche Sprache nach wie vor von den Madjaren bekämpft wird, mag folgender kleiner Zwischenfall zeigen. Als die kroatischen Mitglieder

des ungarischen Reichstages dem Präsidenten Justh ihre Aufwartung machten, hielt der Wortführer eine deutsche Ansprache, weil er der madjarischen Sprache nicht mächtig ist. Der Präsident verwahrte sich dagegen. Da er aber seinerseits nicht kroatisch versteht, so mußte er schließlich doch deutsch sprechen, wie immer schon früher zwischen Madjaren und Kroaten trotz beiderseitiger Abneigung gegen die Deutschen der Verkehr in deutscher Sprache gepflogen wurde. Wieder ein Beispiel für die Unentbehrlichkeit der deutschen Sprache nicht nur diesseits, sondern auch jenseits der Leitha, eine Unentbehrlichkeit, die übrigens jetzt auch die italienischen Abgeordneten im Reichsrate ausdrücklich anerkannt haben. Daß sich unter den madjarischen Abgeordneten auch vom rein menschlichen Standpunkte aus nicht viel für die idealen Ziele der Deutschen Siebenbürgens erwarten läßt, mag der Umstand beleuchten, daß nicht weniger als 172 von den 403 ungarischen Abgeordneten die Diäten gepfändet worden sind und zwar zumeist wegen Wechsel- und Spielschulden. Von einer derartigen Volksvertretung ist ein Gerechtigkeitsgefühl für die Ansprüche der Nichtmadjaren von vornherein nicht zu erwarten.

Leider kommt die Verwaltung des gemeinsamen Heeres den madjarischen Ansprüchen immer mehr entgegen. Es wird jetzt an allen militärischen Gebäuden in Ungarn neben der deutschen auch eine madjarische Inschrift angebracht. In militärischen Schriftstücken und auf den Blättern der neuen Ausgabe der Generalstabskarte werden nur die madjarischen Ortsnamen verwendet, die deutschen dagegen ganz beseitigt. Noch mehr kommt den madjarischen Bestrebungen die Anordnung entgegen, daß in den ungarischen Regimentern alle Soldaten, welche die madjarische Sprache beherrschen, nur in dieser Sprache Unterweisung erhalten sollen, sodaß von 41 Infanterieregimentern aus Ungarn bereits 35 madjarische Regimentssprache erlangt haben. Jeder Rekrut, der auch nur etwas madjarisch kann, wird nunmehr ganz madjarisch ausgebildet werden und auch das Heer dadurch zu einer Madjarisierungsanstalt gemacht, sicher zu seinem eigenen Schaden.

Aus Anlaß des Besuches des Deutschen Kaisers in Wien konnten die madjarischen Blätter ihre wahre Gesinnung gegen alles Deutsche, also auch das Deutsche Reich, nicht verbergen. Vor dem Besuche leisteten sie sich die stärksten Beleidigungen unseres Kaisers, dem man direkte Feindseligkeit gegen die madjarische Koalition andichtete. Als dann der ungarische Ministerpräsident mit ausgesuchtester Aufmerksamkeit von Kaiser Wilhelm ausgezeichnet wurde, wendete sich sofort das Fähnlein der öffentlichen Preßmeinung in Ungarn, natürlich nur aus eigennützigen, politischen Gründen. Im innersten Herzen sieht der Madjare durchaus scheel, zum großen Teil auch von Furcht für die Zukunft erfüllt, auf das mächtige Deutsche Reich.

Bei der gegenwärtigen Haltung der siebenbürgischen Sachsen verlegt sich der Schwerpunkt der deutsch-ungarischen Bewegung immer mehr ins Banat, wo die deutschen Bauern nach langem politischen Schlaf jetzt erwachen und bei den letzten Wahlen gerade im Bunde mit den gleich ihnen bedrängten Rumänen und Serben schon beachtenswerte Fortschritte aufzuweisen haben. Nur dem jetzt geltenden

Wahlrechte mit seiner öffentlichen Abstimmung ist es zuzuschreiben, daß noch kein nationaler Kandidat durchdringen konnte. Die Stimmenzahl in einzelnen Wahlkreisen war schon sehr ansehnlich trotz aller Wahlmache der Regierung. Der Führer der Banater Schwaben, Dr. Ludwig Kremling, unterlag mit 705 Stimmen, die zum Teil auch von Rumänen und Serben herrührten, gegen den allmächtigen Grundherrn seines Wahlbezirkes, auf den sich noch 1054 Stimmen vereinigten; bei geheimer Abstimmung würde die Wahl wohl anders ausgefallen sein. Dagegen gelang es in dem benachbarten slavonischen Wahlkreise, den deutschnationalen Bürgermeister Ferdinand Riester in Ruma, dem Hauptorte der deutschen Kolonien in Syrmien, zum Abgeordneten für den kroatischen Landtag zu wählen. Dort in Syrmien, dessen Deutsche zum größten Teile erst im letzten Jahrhundert aus dem benachbarten Ungarn eingewanderte Schwaben sind, ist jetzt auch das Semliner Volksblatt in deutschnationalen Besitz übergegangen. Semlin ist die erste Handelsstadt Slavoniens. Es zählt 7100 Deutsche unter 15100 Einwohnern. In ganz Slavonien wohnen 60000 Deutsche. In Südungarn erscheinen jetzt deutschnationale Blätter in Temesvar, Ungarisch-Weißkirchen, Werschetz und Pantschowa.

* * *

Unerfreuliche Nachrichten kommen von den Deutschen in Russisch-Polen. Die protestantischen Geistlichen sind dort zum größten Teil polonisiert und vertreten die Interessen des Slaventums, sodaß es für das Deutschtum geboten erscheint, diese deutschen Vorposten möglichst auf reichsdeutsches Gebiet zurückzuziehen. Dagegen halten die Deutschen der Ostseeprovinzen an ihrem Volkstume unerschütterlich fest; trotz der großen durch die Revolution entstehenden Verluste bringen sie alle verfügbaren Mittel auf, um ein neues deutsches Schulwesen aufzubauen. Die Selbstbesteuerung, die sie sich hierbei auferlegen, beweist, daß ihnen kein Opfer hierfür zu hoch ist. Als Mittelpunkte der deutschnationalen Arbeit sind der „Deutsche Verein in Livland", ein gleicher in Estland und der „Verein der Deutschen in Kurland" gegründet worden. Diese Vereine werden unverzüglich das deutsche Schulwesen neu aufrichten und eine Stellenvermittlung für deutsche Handwerker und Arbeiter ins Leben rufen.

* * *

Die Deutschen Amerikas betrauern den Tod ihres langjährigen Führers Karl Schurz. Er hat sich um die deutsche Sprache und den Zusammenschluß der Deutschen in Nordamerika große Verdienste erworben, von denen an dieser Stelle kaum des näheren gesprochen zu werden braucht.

Aus Chile kommt die Nachricht, daß die dortige Regierung wieder einmal einen Streich versucht, der in den romanischen Staaten Südamerikas wiederholt gegen deutsche Ansiedler angewendet worden ist. Man will deutschen Kolonisten im Süden des Landes ihre Besitzungen, die sie erst urbar gemacht und in fruchtbares Ackerland verwandelt haben, nehmen, weil es versäumt worden ist, die deutschen Rechtsansprüche genau festzulegen. Nun kommen große Landgesellschaften und behaupten, die deutschen Ländereien gehörten ihnen. Der Ausgang dieses Rechts-

streites ist noch unentschieden. Die chilenische Regierung hat zwar einen Vertreter zum Schutz der deutschen Kolonisten entsendet, aber diesen noch nicht die volle Sicherheit ihres Besitzes gewährleistet.

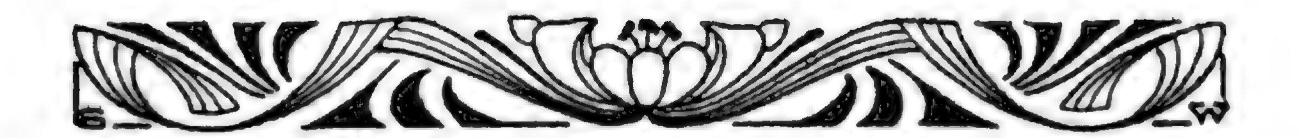
* * *

Der Allgemeine Deutsche Schulverein (Sitz Berlin) beging zu Pfingsten in Breslau die Feier seines 25jährigen Bestehens. Nach dem Vorbilde des Deutsch-österreichischen Schulvereins, der im vorigen Jahre das gleiche Fest feiern konnte, hat auch der reichsdeutsche Verein eine Jubelspende gesammelt, die hart bedrängten Schulen im Auslande zu gute kommen soll. Bisher sind 58000 Mark eingegangen. Der Verein zählt jetzt 35000 Mitglieder in 284 Ortsgruppen, die Jahreseinnahmen beliefen sich 1905 auf 198862 Mark, die gewährten Unterstützungen auf 121905 Mark, von denen der Hauptteil in Höhe von 50671 Mark in den Sudetenländern verwendet worden ist. 21658 Mark wurden überseeischen deutschen Schulen zu gewendet, 15501 Mark für Südtirol verausgabt. Nicht in Ziffern abzuschätzen ist der Nutzen, den der Schulverein durch seine Tätigkeit auf geistigem Gebiete geleistet hat. So manche deutsche Gemeinde ist durch sein Eingreifen erhalten, Tausende von deutschen Kindern sind durch ihn vor dem Aufgehen im fremden Volkstum bewahrt worden. Wir bringen auch unsererseits an dieser Stelle dem Verein unsere herzlichsten Glückwünsche dar und hoffen, daß in dem zweiten Vierteljahrhundert seines Bestehens sich der Kreis seiner Tätigkeit und vor allem auch seiner Mitglieder noch recht bedeutend erweitern möge. Denn angesichts der Zahl der Reichsdeutschen ist der Mitgliederstand noch viel zu niedrig. Ein Viertel der Mitglieder kommt allein auf das Königreich Sachsen. Westfalen und die Rheinprovinz zählen zusammen noch nicht einmal 1400 Mitglieder.

* * *

Von den deutschen Auslandsschulen werden jetzt fünf zu neunklassigen Anstalten, und zwar teils Realgymnasien, teils Oberrealschulen ausgebaut. Antwerpen wird mit Beginn des neuen Schuljahres im Herbst die Oberprima der Oberrealschule errichten, Brüssel die Unterprima des Realgymnasiums. Dazu kommen noch Tsingtau, Buenos Aires und dessen Vorort Belgrano mit in der Entwicklung begriffenen Vollanstalten.

Einen Überblick über den deutschen Unterricht an den nichtdeutschen höheren Schulen Europas gibt „Die deutsche Schule im Auslande“ (Wolfenbüttel, Heckner, Jahrgang 5, Heft 4). Danach ist Deutsch in den nichtdeutschen höheren Schulen Österreich-Ungarns einschließlich Bosnien, in Serbien, Rumänien, Montenegro, Rußland, in den skandinavischen Staaten, in Holland, der französischen Schweiz und in den portugiesischen Lyzeen pflichtmäßiger Unterrichtsgegenstand. Bulgarien läßt seinen höheren Schulen die Wahl zwischen Deutsch und Französisch, Belgien im wallonischen Gebiet zwischen Deutsch und Flämisch, im flämischen zwischen Deutsch und Englisch, Frankreich zwischen Deutsch und vier anderen lebenden Sprachen. Italien hat nur im „Technischen Institut“ das Deutsche mit dem Englischen zur Wahl gestellt.



Literarische Monatsberichte.

Von

Konrad Falke.

VII.

Antonio Fogazzaro, Der Heilige (Deutsch von M. Gagliardi, München und Leipzig bei Georg Müller). — Clara Viebig, Einer Mutter Sohn (Berlin, Egon Fleischel & Co.). — Hans Brandenburg, Einsamkeiten (München, E. W. Bonsels). — Carl Spitteler, Glockenlieder (Jena, verlegt bei Eugen Diederichs). — Rudolf Wilhelm Huber, Die Wolke (Frauenfeld, Huber & Co.).

Wie überall auf die Glut der Zeugung das stille, nach unverbrüchlichen Gesetzen vor sich gehende Werden und Altwerden folgt, wie sich aus dem dunklen Gefühlskern eine in der Erscheinung fixierte Form herausbildet, herauskristallisiert, so ist aus dem wunderbaren Erlebnis, das wir Christus nennen, die christliche Kirche emporgewachsen. Dann und wann schlägt von dem Glutherde eine Flamme in das Dogmengehäuse hinauf, zerstört einen Teil, erwärmt einen andern und wird bald selber erstickt: das sind die großen und kleinen Reformationen, welche im Laufe der Zeit die über die Welt reichende katholische Kirche vor dem Erstarren bewahrt haben Ihr gefährlichster Gegner war dabei ihr größter Wohltäter, denn in dem Kampfe gegen Luther und die Ketzer erstarkte das Papsttum aufs neue und erholte sich von seiner Renaissance-Verweltlichung, die soweit ging, daß ein Stellvertreter Petri von Michelangelo nicht mit der Bibel, sondern mit dem Schwerte in der Hand dargestellt sein wollte.

Seither sind der katholischen Kirche noch viel mehr und viel schlimmere Feinde erwachsen; das allerschlimmste: die moderne Weltanschauung hat eine volle Schwenkung zum Skeptizismus gemacht. Nicht nur ein paar Auserwählte, sondern die Menschheit erwacht allmählich zum Denken, sieht den vielen blauen Dunst und will die Flamme oder gar nichts. Wie aber, wenn das heilige Feuer von seinen nächsten Hütern schlecht genährt worden wäre, wenn es unter Schutt und Asche ruhte und der ihm errichtete Etagenbau von Jahrhunderten christlicher Geschichte alt und morsch sich seinem Einsturz näherte?

Viele seufzen nach Christus. Aber er komme wieder, trete auf unter dem Volk und predige, wie er gepredigt hat: keine vier Wochen und das „Kreuzige“ ertönt. Gerade diejenigen, die sich als Christen von Profession ausgeben und dafür angesehen werden wollen, würden die ersten sein, Hand an ihn zu legen. Die Institution der Kirche sowohl wie die gesellschaftliche Ordnung ist ein Verstandesprodukt, und wer in ihren Grenzen eine Weltanschauung verkündet, die nur dem Herzen folgt, wirkt als Anarchist. Darum: wo immer ein solcher

Prophet aufstand, hat er den ganzen tragischen Gegensatz von Natur und Kultur an sich erfahren und daran zerbrechen müssen! Solche Blutzeugen sind nun einmal der Tribut, der auf dem Altar einer kalten, berechnenden, gefühlstötenden Zivilisation dargebracht werden muß, soll das seelische Leben der Massen nicht erlöschen, und seine Wirkung ist noch größer als die revolutionärer Bomben. Heilige werfen nicht erst Dynamit und lassen sich nachher ruhig zum Tode verurteilen, sondern sie geben mit einer milden, großen Geberde von vornherein ihr Leben einer Sache, einer Idee hin. Das ist aber etwas so unerhörtes, allen menschlich-natürlichen Begriffen Zuwiderlaufendes, daß dahinter auch sofort übermenschliche Kräfte vermutet und längst erledigt geglaubte Lebensfragen wieder revidiert werden. Dieser Gärungsprozeß, dieses heimliche Werden, in dem sich die Kultur erneut und das auf allen Gebieten des Daseins, im religiösen aber in ihrem Zentrum stattfindet, wird jedesmal den Kulturrepräsentanten, die auf dem Gewordenen fußen, gefährlich. Wehe daher dem Individuum, in dem er sich deutlich und greifbar verkörpert — auf ihm lasten Hoffnung und Aufgabe einer neuen Zeit und der unversöhnliche Haß der alten!

Nach einem Leben von über sechzig Jahren hat Antonio Fogazzaro in seinem Roman „Der Heilige“ der katholischen Kirche zeigen wollen, wie sehr ihr eine Erneuerung von innen heraus not täte. Dabei bleibt er gänzlich innerhalb des Katholizismus, sodaß das „Fortschrittliche“ seines Werkes nichts anderes als eine Rückkehr ist, nämlich eine Rückkehr zu Christus, zur primitiven christlichen Herzenseinfalt und Daseinsarmut, in der der Mensch restlos in der Liebe zu Gott und seinen Geschöpfen aufgeht. Es wird aber kein Weg gezeigt, wie das postulierte Ideal in unsern modernen Verhältnissen zu verwirkichen wäre: der Held der Geschichte ist lediglich eine aus frommen Wünschen geborene Gestalt, die als ein schöner, reiner Stern über diese unvollkommene Erde hinschwebt und erlischt.

Fogazzaros Heiliger, namens Benedetto, ist kein neuer Charakter und hat kein neues Schicksal. In seinem weltlichen Vorleben hieß er Piero Maironi, der, während seine Frau in geistiger Umnachtung dahinsiecht, ein Verhältnis mit einer geschiedenen Schönen, Jeanne Dessalle, unterhält. Da erlangt seine Gattin unmittelbar vor dem Absterben den Verstand wieder, spricht mit ihm und entschläft „wie eine Heilige“: durch diesen Tod fühlt er sein Herz Gott zugewendet. Er läßt alle seine Reichtümer im Stich und flieht zu einem ihm befreundeten Benediktinermönch im Kloster Santa Scolastica zu Subiaco, wo er so zerknirscht ankommt, daß er sich nicht einmal der Aufnahme in den Orden für würdig hält und zufrieden ist, als Gärtnergehilfe geduldet zu werden. „In den drei Jahren hat er weder Wein noch Kaffee, noch Milch noch ein Ei zu sich genommen. Brot, Polenta, Früchte, Kräuter, Öl, reines Wasser, weiter hat er nichts genossen. Sein Leben ist das eines Heiligen gewesen, das kann jedermann bezeugen. Und er hält sich für den größten Sünder der Welt.“ Nach Ablauf dieser Anfängerschaft in der Heiligkeit hat die leidenschaftliche Jeanne Dessalle die Spuren des so urplötzlich verschwundenen Geliebten entdeckt und folgt ihm nach Subiaco.

Er flieht vor ihr im Kleid eines Laienbruders nach Jenne, wo das Volk ihn sehr wider seinen Willen zum Heiligen ausruft, denn sein Zustand ist hinlänglich pathologisch geworden. Wie nicht anders zu erwarten ist, zieht er sich den Haß der Geistlichkeit zu, er wird verschiedener Verbrechen angeklagt und eilt, kaum hat er sich zur Not von einer schweren Krankheit erholt, unter beständigem Wachsen seines Heiligenruhms nach Rom. Hier hat er eine geheime Audienz beim Papst, der seinen in wohlgeordneter Rede vorgebrachten Reformvorschlägen ein williges Ohr leiht, sich aber machtlos erklärt, sie auszuführen. Unterdessen hat die Priesterpartei alles aufgeboten, um den unliebsamen Eindringling wieder aus Rom zu entfernen und sich sogar gegen ein Nachgeben in einer schwebenden Differenz mit dem Quirinal bereits die Staatsgewalt dienstbar gemacht. Aber Benedetto helfen seine Freunde, vor allem Jeanne, und so kann er wenigstens in der ewigen Stadt ruhig an seinem wieder ausbrechenden Fieber sterben. Seine letzte Freude ist die Bekehrung der einstigen Geliebten und die Anwesenheit des armen Volkes, das zum Empfang seines Segens an seinem Bett vorbeidefiliert.

Das ist die sehr einfache Handlung des in der deutschen, bei Georg Müller in München erschienenen Ausgabe fünfhundert Seiten starken Romans. Die Übersetzung von M. Gagliardi liest sich fließend und darf, soweit ich das ohne Vergleichung mit dem italienischen Original beurteilen kann, als gut bezeichnet werden. In künstlerischer Beziehung läßt sich daher ein ziemlich sicher begründetes Urteil fällen, und ein solches wird diese neueste Gabe Fogazzaros als ein Alterswerk bezeichnen müssen. Wie sein Inhalt, der fortschrittliche Katholizismus, eigentlich ein Zurückgehen aufs Primitiv-Christliche ist, ebenso erinnert die sehr wenig moderne Form an gute alte Muster. Man hat Fogazzaro mit Manzoni verglichen, aber wenn er mit diesem den Hang zur Weitschweifigkeit teilt, so geht ihm doch jene Fülle mannigfaltigen Lebens ab, die einem verschwenderischen Faltenwurf mit Fleisch und Knochen einen nötigen Rückhalt gibt. Die Zeichnung der Gestalten wie die Linie der Handlung weisen nicht selten verwischte Konturen auf, und gerade im Anfang will das Interesse eines über den Konfessionen stehenden Lesers nur schwer erwachen, so unbeholfen wird erzählt. Wenn sich dann im Laufe des Romans doch etwa ein halbes Dutzend Stellen finden, wo wir dem Künstler, dem Poeten, mit Freuden folgen, so ist das schließlich nur ein Minimum, ohne das uns die Stellung Fogazzaros in der modernen italienischen Literatur vollends unbegreiflich wäre.

An dem Erfolge des Werkes ist selbstverständlich weit mehr als die Kunstform der Inhalt schuld, und der Umstand, daß alle Augenblicke das didaktische Thesengerüst den farbigen Schleier der Dichtung durchbricht, hat seinen praktischen Einfluß weniger geschädigt als gefördert. Dennoch kann man schon heute sagen, daß Fogazzaro das durch seinen Roman verfolgte Ziel, eine Erneuerung und Vertiefung des Katholizismus, nicht erreicht hat und nie erreichen wird. Schon das ganze Leben und Sterben des „Heiligen" zeigt das mittelalterlich Altmodische und Ungesunde einer solchen gewaltsamen, kulturverneinenden

Reformation. Warum werden große Wohltäter der Menschheit, die unendlich viel mehr für die Notleidenden tun, als dieser zerknirschte Sünder Benedetto getan hat, nicht als Heilige verehrt? Weil ihnen das unumgänglich notwendige Spezifikum dazu fehlt, jener Stich ins Pathologische, der bei Fogazzaro bis zur perversen Wollust des Schmerzes, der Wollust im Schmerz geht. Es handelt sich aber heutzutage entschieden weniger um eine Nachäffung des Christusschicksals, als darum, wie seine Wirkung zum Guten vertausendfacht werden kann, und daher erscheint es mir höchst unzeitgemäß, wenn man das von Jahrhunderten errichtete Gebäude der Kultur verlassen und sich wieder mit wildem Honig und Heuschrecken ernähren will. Die angedeutete Lösung der großen Frage durch Philanthropie basiert auf der Ansicht, daß die Kirche ihre kulturelle Mission ausgespielt habe und daß wir ihre oft zweischneidigen Segnungen gegen die zuverlässigeren der Wissenschaften eintauschen sollten. Von diesem Gedanken zeigt sich Fogazzaro weit entfernt. Er ist ein guter Katholik und als solcher vom Weltgericht, wie es sich unerbittlich im geschichtlichen Werden ausspricht, von vornherein dazu verdammt, bei der Behandlung des höchsten aller Probleme, des Lebensproblems, eine Sisyphusarbeit zu leisten. Ich sehe aber in diesen katholischen Heiligen, die bei aller Demut doch in einer beständigen Angst um ihr persönliches Seelenheil leben, auch einen großen Egoismus, und dieser ist es, der sie in Armut und Einsamkeit treibt, wohin sie sich dann willig von Gott rufen lassen. Ganz anders der moderne Christ, der da ruft: „Was scheren mich Hölle und Teufel und das ganze historische Kirchenspiel, wenn ich nur den Leidenden helfen, auf die beste Weise helfen kann!" und mutig den Schritt vom egoistischen Mystizismus zum altruistischen Realismus tut. Fogazzaros Roman wie die durch ihn erregten Disputationen zeigen klar, daß Italien — und vielleicht überhaupt das Gros der Menschheit — noch tief im Mittelalter steckt.

Der Roman bedeutet sogar noch mehr. Wenn Fogazzaro in seinem „Heiligen" bei aller Beschränktheit des historischen Horizontes eine warmempfundene, mahnende Tragödie schuf, so lieferte der Vatikan das Satyrspiel dazu, indem er dieses als Arznei beabsichtigte, von nichts als glühender Liebe diktierte Werk auf den Index setzte. Eine schlimmere Bankerotterklärung hätte die katholische Kirche nicht abgeben können, und es ist wohl möglich, daß einmal die Historiker in dieser heute alle Welt befremdenden Tatsache den Anfang vom Ende sehen.

* * *

Die ewige Selbstüberwindung alles Lebens zeigt sich am schmerzlichsten in dem Verhältnis der Kinder zu ihren Eltern. Wo überhaupt eine Entwicklung stattfindet, da ist auch das stets wiederkehrende Sichlosreißen der neuen Generation von der alten. Erst brennt sie im Fühlen und Denken der Lebenden als heißester Wunsch, dann als ihre bitterste Qual — und darin liegt das Unentrinnbare: sowohl der Wille zur Zeugung wie der darauf folgende Triumph der Jugend über das Alter wurzeln beide im Elementaren der Natur! Etwas Übermächtiges zwingt den Menschen, sein eigenes Schicksal in die Welt zu setzen, spiegelt ihm

als eine Erfüllung höchsten Glückes vor, was die unversieglichste Quelle seiner Leiden sein wird. Es ist eines der großen tragischen Probleme, in die wir einmal verstrickt sind, die sich jeder lösen muß und keiner glücklich lösen kann . . .

In ihrem neuen Roman „Einer Mutter Sohn" verschärft Clara Viebig dieses Problem, indem ihre Heldin die Natur um des verweigerten Danaergeschenkes willen hintergeht. Frau Käte Schlieben ist in glücklicher Ehe fünfunddreißig Jahre alt geworden, ohne daß ihr ein Kind, der sehnlichste Wunsch ihres Lebens, zu teil geworden wäre. Da findet sie auf einer Erholungsreise im wallonischen Hochmoor einen männlichen Säugling und weiß ihren Gatten zu bewegen, daß er das Kind der rechtmäßigen Mutter abkauft und nach Berlin mitnimmt. Aber nicht Wolfgang, der adoptierte Sohn, sondern seine Adoptivmutter Käte erweckt in erster Linie unser Interesse, worauf schon die Inversion des Titels „Einer Mutter Sohn" hinweist. In der leidenschaftlichen Sehnsucht nach einem Kind ahnt Käte instinktiv die ungeheure Macht, die in der noch so rauhen Liebe einer wirklichen Mutter liegen muß, und verbirgt darum vor Wolfgang und allen ihren Bekannten seine Herkunft. Das ist ihre erste Strafe, der erste Grad ihrer Folter: was sie der Natur sozusagen abgestohlen hat, kann sie sich nur durch eine beständige Lüge erhalten. Hier wollte eine oberflächliche, wenn nicht gar böswillige Kritik behaupten, ohne diese Geheimniskrämerei würde eben der Roman überhaupt ein vorzeitiges Ende nehmen. Aber gibt es denn etwas Einleuchtenderes, als daß ein Weib, dessen heiße Liebeskraft ein fremdes Kind ganz zu ihrem eigenen umschaffen möchte, ihm seine Abstammung verheimlichen muß? So handelt Käte im naiven Drang ihres Herzens, denn besser wäre es freilich, Wolfgang schon im frühen Knabenalter beiläufig über diesen Punkt aufzuklären, um ihn dafür gleichgültig zu machen. Wenn sie es nicht wagt, ja, nicht einmal an diese Möglichkeit denkt, so findet das darin seine Erklärung, daß sie vor der Natur ein schlechtes Gewissen hat. In allem, was der kraftstrotzende Knabe tut (und es unterscheidet sich oft nicht sehr von dem, was andere gesunde Bengels tun), wittert die unechte Mutter ein Symptom seines fremden Blutes. Dazu zirkulieren in der Gesellschaft allerlei Vermutungen, wie die, daß Wolf ein natürlicher Sohn ihres Mannes sei, und auch Dienstboten und Mitschüler erlauben sich Anspielungen, bis Wolfgang selber seine zunehmende Unähnlichkeit mit den „Eltern" auffällt. Diese kleinen Bemerkungen, die der heranwachsende Knabe macht, erwecken und nähren in ihm ein tiefes Mißtrauen, das ihn die stete Überwachung von seiten der Mutter, das Eindämmen seines durchbrechenden wilden Temperamentes, um so unerträglicher empfinden läßt. Bei der Konfirmation fragt er seine Eltern ins Gesicht, wessen Kind er denn wäre, und die Erkenntnis und Bestätigung, daß er nicht ihr Sohn sei, trifft ihn ins Mark. Er haßt jetzt die Frau, die ihn der Mutter abgekauft hat und ihm ihre Liebe auf Schritt und Tritt aufdrängt, haßt sie, ob sie ihn auch bei einem Scharlachfieber dem Tod abgerungen hat. Da regt sich der Mann in ihm, aber in der gesitteten Gesellschaft werden seine zur rohen, physischen Betätigung

drängenden Kräfte nur zurückgestaut, er empfindet sich nachgerade als wirklichen Eindringling, und die niedrigen seiner ererbten Eigenschaften treten hervor. Gleichzeitig beginnt das jammervolle Schauspiel, wie die Adoptiveltern, deren werbende Liebe er kaum versteht und stets falsch auslegt, in ihrem Bemühen um den immer mehr auf Abwege Geratenden sich selber von einander entfernen. Saufgelage, Weiber, das Gefühl seiner Heimatlosigkeit, ein vom Scharlachfieber zurückgebliebener Herzfehler, das alles bricht endlich Wolfs kräftige Natur, und er sinkt in völlige Apathie. Er trägt kein Verlangen mehr darnach, seine Herkunft zu kennen, und wie er sie als Totkranker an der Riviera erfährt, hat er nur ein mildes, müdes, verzeihendes Lächeln für Kätes Handeln. An Wolfs Leiche finden sich die Eheleute wieder. Käte erkennt das Unmögliche ihres achtzehnjährigen Ringens, und auf ihres Gatten Trost: „Du hast ihn doch erst zum Menschen gemacht!“ weiß sie nur das resignierte Wort: „Ich habe ihn dadurch nicht glücklicher gemacht . . .“

Wie nicht in der Natur wurzelnde Mutterliebe töten kann und wie ein Wildling an der ihm in bester Absicht beigebrachten Kultur sterben muß, davon erzählt dieser Roman, den Clara Viebig „meinem Sohne zu der Zeit, da er groß sein wird“ gewidmet hat. Daß er eines der tiefsten Probleme behandelt, wird wohl auch der zugeben müssen, den seine künstlerische Ausgestaltung weniger befriedigt, doch kann ich in die allgemeine Ablehnung, die dieses neueste Werk der bekannten Autorin erfahren hat, durchaus nicht einstimmen. Mag auch manche Szene auf den Effekt hin aufgebaut und namentlich abgebrochen sein, die dramatisch gestraffte Handlung macht den Roman mindestens zu einer spannenden Unterhaltungslektüre, der es nicht an Stellen von suggestiver Überzeugungskraft fehlt (z. B. die Heimkehr des betrunkenen Wolfgang). Der Stil ist lebendig und mit der Leichtigkeit des gesprochenen Wortes geschrieben, was freilich nicht immer unbedenklich ist, da gerade hierin der Grund für manche Flüchtigkeit und etliche Geschmacksverirrungen zu suchen ist. Wenn der Ästhetiker Vischer zu sagen pflegte: „Eine Rede ist keine Schreibe!“, so gilt ebensosehr das Umgekehrte, und der impressionistische Konversationsstil, den Clara Viebig kultiviert, scheint mir überhaupt mit jeder feineren Kunst der Darstellung unvereinbar zu sein. Aber das ist schließlich auch der Stil ihrer bisherigen Werke gewesen, und daß er sich hier in seiner Eigenart zu voller Sicherheit ausgebildet zeigt, soll wenigstens uns nicht dazu verleiten, der Autorin einfach Routine und Raffinement vorzuwerfen. Auf alle Fälle wird man das Werk nicht in Bausch und Bogen verdammen dürfen und zugeben müssen, daß gewiß viel Eigenes, Empfundenes in ihm seine künstlerische Gestaltung gefunden hat. „Einer Mutter Sohn“ ist genau so lebenswahr wie viele andere Romane, die gepriesen werden, so lange sie Mode sind. Will etwa Clara Viebig nach und nach aus der Mode kommen?

* * *

Wenn die regelmäßige Wiederkehr gewisser Erscheinungen den Fortbestand unserer Menschenwelt verbürgte, so gehörte in diesen Erscheinungen in erster

Linie die Anmaßung der Jugend. Sie wird in unseren Tagen dadurch verstärkt, daß sachte in den Hintergrund tretende Koryphäen der letzten Generation sich gerne wieder in Erinnerung bringen, indem sie den aufstrebenden Dichterlingen Worte hoher Anerkennung zum Geleite mitgeben. In der Regel sehen sie dann gerade dort einen Fortschritt und etwas Funkelnagelneues, wo sich doch nichts anderes zeigt, als was sie, die Protektoren, selber geschrieben haben könnten.

„So dichtete der junge Goethe etwa, unbekümmert um kluge Regeln und Normen seine junge, deutsche Jünglingsseele hin . . . Dieser junge Dichter darf sich auf seine Emotion verlassen! Er hat in diesen Zeiten das Dichterblut des jungen Goethe und das musikalische Mozarts. In seinem Buche ist nicht eine Zeile, die sich der Sonne nicht in köstlicher Nacktheit böte und — bieten dürfte! Merken wir uns seinen Namen. Es ist ein erster Sieg! Das Heil unserer zukünftigen Poesie steht auf Jünglingen seinesgleichen und bei einer Generation seinesgleichen.“ (!!!)

Der so schreibt, heißt Johannes Schlaf, der, über den so geschrieben wird, Hans Brandenburg; das Werk, das diesen Dithyrambus entfesselt, ist ein „In Jugend und Sonne“ getaufter lyrischer Erstling. Nun kann ich mir nicht denken, daß der gegenwärtig einundzwanzigjährige Autor sich von gestern auf heute aus einem jungen Goethe in einen übergeschnappten Verseschmied verwandelt hat; als solcher aber tritt er uns in seinem neuen Gedichtband „Einsamkeiten“ entgegen, und so wage ich es, die Worte des Johannes Schlaf, der in letzter Zeit nur noch Empfehlungen zu schreiben scheint, untertänigst anzuzweifeln. Hans Brandenburgs poetische Herzensergüsse aus den Jahren 1903/5 sind, man mag sie betrachten wie man will, trotz aller großen Worte oder vielleicht gerade deshalb nichts als Abiturientenlyrik.

Der einsam, höchstens zu zweit wandelnde Musenjünger fühlt die ganze Welt in seinem Busen brennen, hört in der ganzen Welt sich seufzen und jammern, und in seinem Kopfe führen die Begriffe eine tolle Orgie auf, bis unversehens das Gedicht aufs Papier springt. Gewiß, starke und tiefe Ahnungen des Lebens bedeuten das schönste, heiligste und beneidenswerteste Vorrecht der Jugend, doch muß, soll aus ihrem Chaos etwas „Jung-Goethisches“ werden, der Mensch gesund und ursprünglich sein; Hans Brandenburg aber repräsentiert den wohlbekannten Großstadtjüngling, der durch Nietzsche und Wagner und die Bedrängnisse seiner eigenen Reifezeit in ein Weltgroßmannstum hineingesteigert worden ist, in dem er nur noch Rausch oder Katzenjammer kennt. Da sind denn die stärksten Ausdrücke nichts als Beweise einer Schwäche und Hilflosigkeit, die allen eingeborenen Kurs verloren hat und sich originalitätssüchtig zu einem Künstlertum, das ihr nicht gegeben ist, aufpeitschen will.

Hans Brandenburg gehört zu einer Gruppe junger Dichter, die ebenfalls bei Bonsels in München ihre Werke herausgeben und mit ihrem Sammelband „Die Erde“ nach der Versicherung des Verlages bei mehreren Literaturgrößen unserer Tage „Worte reicher Anerkennung und ernster Würdigung“ gefunden

haben. Wenn die andern Mitglieder dieses Sängerbundes sich in derselben Tonart vernehmen lassen, so dürfte es sich empfehlen, ihre Konzerte zu fliehen. Was der Leser von seiten unseres neuesten Sturms und Drangs in der deutschen Literatur wartet, möge ihnen ein kleines Gedicht aus Brandenburgs „Einsamkeiten“ zeigen, ein Poem, das man unendlich kühn finden, über das man aber auch einfach lachen kann und das jedenfalls eine allfällig gewünschte Parodie bereits in sich selber trägt.

Das Leben tut weh.

Rührt das Leben nur leicht die Hand,
Fühl ich schon den heißen Brand
Einer neuen Wunde.
Jede Stunde
Tut mir weh.
Ein Säugling, nackt, bloß, ohne Gewand,
Roh-rotes Fleisch, ohne Haut,
So lieg' ich auf des Lebens ausgestreckter Hand.
Bei jedem Berühren
Schwillt es von Geschwüren.
Oh wollte Gott, daß Liebe mich mit Tränen übertaut:
Wüchs mir doch wenigstens eine Haut —
Tät nicht alles so weh.

* * *

Zwischen diesen jungen, schmerzlich-alten Dichterknaben und dem nun über sechzig Jahre zählenden Schweizer Poeten Carl Spitteler liegt eine ganze Generation. Dennoch ist der Sänger des „Olympischen Frühlings“, den wir unseren Lesern bereits vorgestellt haben, nicht dreißig Winter älter, sondern dreißig Sommer jünger als unsere Allerjüngsten. Diesen erfreulichen Eindruck erwecken neuerdings seine „Glockenlieder“, ob sich gleich in dieser Altersgabe der dialektgewürzte Stil nicht selten der Manier und einer gewissen zierlich-sauberen Pretiosität nähert.

Spitteler, bei dem uns kein Weltenstürmer-Toben mehr belästigt, hat sich in seinem biblischen Alter den Lebenskreis wohnlich eng gezogen. Wir treten in ein Königreich, das nicht viel weiter reicht, als die Glockentöne des Kirchturms, und darin herrscht ein freundlicher Mann mit klarem Auge und gütigem Herzen. Wie ein Sonntagskind, das graues Haar, aber keinen grauen Sinn bekommen konnte und dem zu einer nie versiegenden Jugend eine Fee das Geschenk formender Dichterkraft in die Wiege gelegt hat, blickt er um sich, und was ihm gefällt, das ist sein. In den „Glocken- und Grasliedern“ wandert der Dichter mit den Tönen froh in die Natur und schaut manches reizende Geheimnis, in den „Engel, Gespenster und andere Gespenster“ überschriebenen Gedichten ist er selber der Heimgesuchte, und köstlich berührt, wie er mit den scherzhaften Drohungen eines guten alten Papas sich der schönen Mädchengesichter erwehrt, die ihm unversehens im Kopf herumirrlichtelieren. „Das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht, es findet uns nur noch als wahre Kinder,“ dieser Spruch der lustigen Person

im „Faust“ hat seine volle Geltung nur beim Dichter, und Spitteler ist das denkbar beste Beispiel.

Bei Spitteler mögen unsere „L'art pour l'art“-Poeten, die in ihrem ausschließlichen Kultus der Form nur zu oft den Grund und Boden wirklicher Anschauung verlieren, einmal sehen, wie feinstes formelles Empfinden das Unscheinbarste, Alltäglichste zum Kunstwerk umschafft. Und, was vielleicht noch wichtiger ist, die bitteren Veristen, die überall nur Wunden aufdecken, werden Lügen gestraft durch eine Weltanschauung, die mit sonnigem Humor und glücklicher Phantasie in die Wirklichkeit das hineindichtet, was ihr und anderen gefallen kann. Wie sehr diese stillvergnügten Lieder ein Gepräge für sich haben, in dem sich überall ein heller, überlegener Geist ausspricht, das beweist schon eine Stichprobe.

Ein Bildchen.

Den Rain hinauf, mit trotzigem Alarm
Fuchtelt ein Kinderschwarm.
„Vorwärts! Hurra!“
Hut ab! Du schau'st kein Spiel.
Den Himmel zu erstürmen gilt das ernste Ziel.
Er ist so nah!
Siehst, wie er aus dem Grase guckt dort oben?

Zwei Glockentöne, leicht vom Morgenwind gehoben,
Kommen vergnügt und ungezwungen
Dahergesungen.
„Wo geht denn hier der Weg?“
„Wir wollen durch den Kindersternenhaufen
Über den Hügel weg
Die lange Kirschenblütenstraße laufen.“
Gesagt. Ein Sang, ein Flug:
Verschwunden in den Kirschen überm Hügelzug.

Der Kindersturm aber dort unten
Hat einen Igel gefunden.
In Anbetracht dessen
Ist der Himmel vergessen.

* * *

Da wir gerade von schweizerischer Literatur sprechen und das Drama in ihr bisher nur spärliche Anfänge gezeigt hat, so sind vielleicht noch ein paar Worte über ein neues auf helvetischem Boden gewachsenes Werk dieser Kunstgattung am Platze. Im Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld hat **Rudolf Wilhelm Huber** eine in einer süddeutschen Stadt, offenbar München, spielende Künstlerkomödie „**Die Wolke**“ veröffentlicht, und im Zürcher Stadttheater wurde sie diesen Frühling mit gutem Erfolge aufgeführt. Nach dem Vorgang Molières spielen die hellen Lichter auf dem dunklen Grunde einer Charakterstudie, der ein bedeutendes Problem zu Grunde liegt.

Der Maler Ernst Dynhard nimmt es ernst mit seiner Kunst und ringt ehrlich, wenn auch ohne jeden äußeren Erfolg, um das ihm vorschwebende Ideal. Ein hingeworfenes Wort seiner Braut Lisy bringt ihn auf den Gedanken, die

Sonne symbolisch in der Erscheinung eines reifen, lebensprühenden Weibes zu malen. Aber wie er in Leonore Vanek das richtige Modell gefunden zu haben glaubt, will ihm diese vielumworbene Schönheit erst sitzen, wenn er einen Namen hat. Da trennt sich Dynhard, einem letzten, verzweifelten Einfall folgend, für zwei Jahre von seiner Braut, geht ins Lager der extremen Sezessionisten, die er als Marktschreier innerlich verachtet — und siehe, der Erfolg stellt sich ein, wächst und führt ihn zuletzt, da er seine riesengroße „Wolke" ausstellt, auf den Gipfel des Ruhmes. Er wird Professor, alle Zeitungen schreiben sein Lob, und eines Tages kommt Leonore Vanek selber zu ihm, denn jetzt scheint er ihr einen hinreichend berühmten Namen zu haben. Aber der Sonnenglaube ist Dynhard in den zwei Jahren der Selbsterniedrigung so gründlich verloren gegangen, daß er jenes Projekt lächelnd eine Jugendidee nennt und das schöne Weib nicht mehr als Modell, sondern nur noch als Geliebte begehrt. Doch Leonore Vanek kehrt dem innerlich Verwandelten, der wurde, was er nur scheinen wollte, den Rücken, und auch Lisy, seine Braut, heiratet einen andern. Allein bleibt Hans Dynhard mit seinem erschlichenen Ruhm und dem bösen Gefühl der eigenen Nichtigkeit zurück. Die „Wolke" ist ihm endgültig vor die einst ersehnte „Sonne" getreten. Idee des Stückes: „Und weiche keinen Finger breit . . ."

Wenn man mit dieser kurzen Inhaltsangabe, die nur drei Personen nennt, die Fülle von Nebengestalten vergleicht, so wird sofort klar, wie stark das Stück mit Episoden belastet ist und epischer Breite zuneigt. Wo es dem Dichter an der Durchführung seines Themas, seines Problems, gebrach, fügte er nach modernem Rezept die Milieustudie ein, und über dem Vergnügen des Augenblicks kam dabei das Dramatische oft zu kurz. Die Entwicklung eines Charakters zu zeigen, ist überhaupt mehr Sache des Romans, oder dann erfordert sie eine derartige Verdichtung, daß die Äußerung des Charakterumschlags die Umwelt in Bewegung setzt. Huber widmet dem ehrlichen Künstler Hans Dynhard die drei ersten Akte, dem emporgekommenen Schwindler die beiden letzten; wie aber der berühmte Dynhard aus dem unberühmten herauswuchs, das zeigte er uns nicht, konnte er uns nicht zeigen. Das vollzog sich in dem „Zeitraum von zwei Jahren, der zwischen dem dritten und vierten Akt liegt" und in dem sich auch der dramatisch einzig nutzbare Wendepunkt in Dynhards Leben befindet. Diesen Punkt zu entdecken und alles in der jetzigen Fassung des Stückes zerstreut Auseinanderliegende in engster Verzahnung drum herum zu gruppieren, das war die technische Aufgabe des Dichters. Daß er ihr als Anfänger noch nicht gerecht werden konnte, ist weiter nichts als natürlich.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an **Dr. Otto Hötzsch**, Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart", alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den **Verlag Alexander Duncker**. Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Digitized by Google

Digi[illegible] by Google

YD 29672

Digitized by Google

Digitized by Google